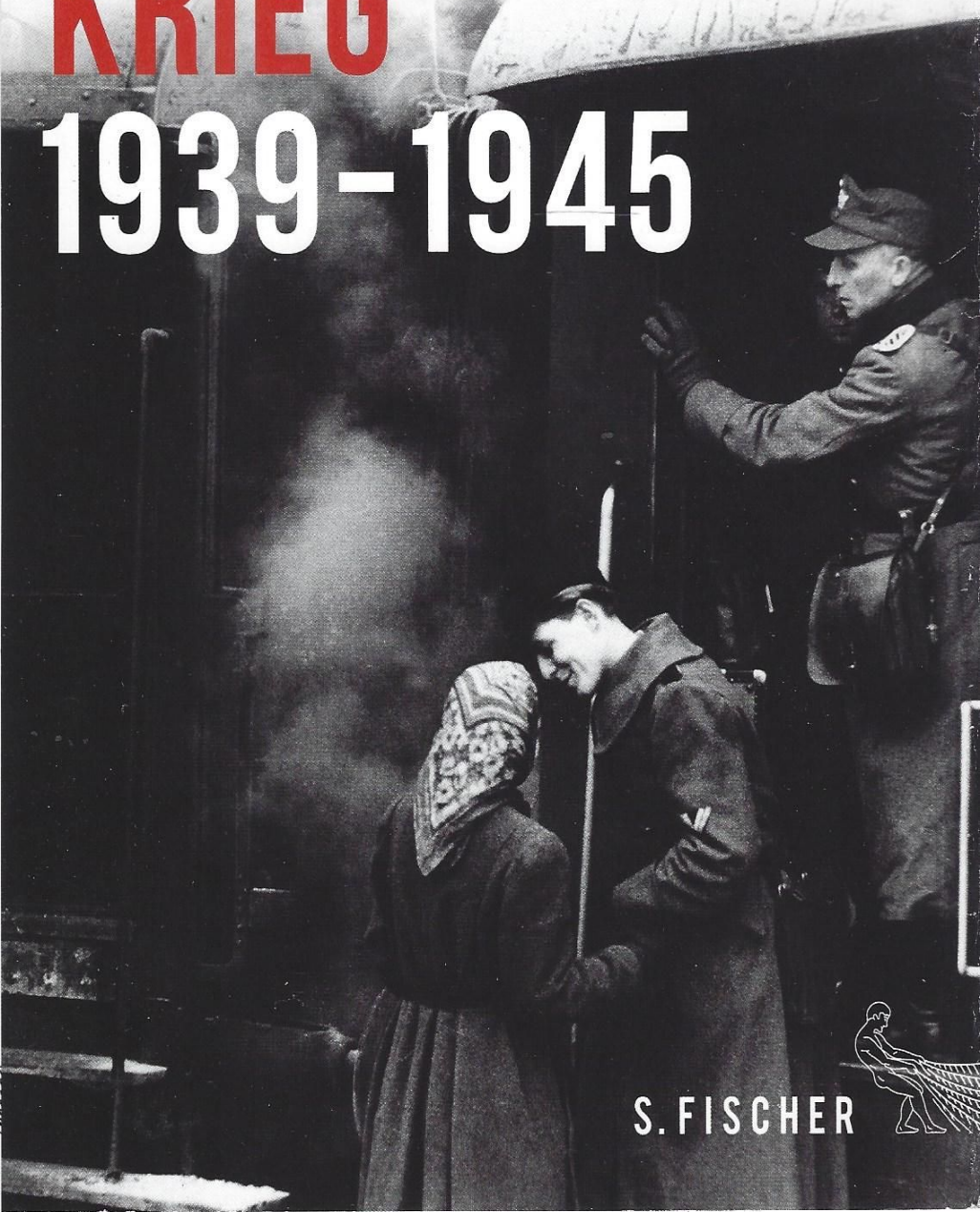


NICHOLAS STARGARDT

DER DEUTSCHE KRIEG

1939-1945



S. FISCHER



1939 BIS 1945 – SECHS ENDLOSE JAHRE, ERZÄHLT AUS DER PERSPEKTIVE DER MENSCHEN, DIE SIE DURCHLEBTEN

Sommer 1939, Mobilmachung im nationalsozialistischen Deutschland. Die Menschen ahnen nicht, dass ein brutaler, zerstörerischer Krieg folgen wird. Erstmals erzählt der renommierte Oxford-Historiker Nicholas Stargardt aus der Nahaussicht, wie sie diese Zeit erlebten. Wofür glaubten sie zu kämpfen? Wie gelang es ihnen, trotz Niederlagen und zerbombter Städte weiter auf den Sieg zu hoffen? Und wie konnten sie angesichts der wachsenden Gewissheit, an einem Völkermord teilzuhaben, weiter an die nationale Sache glauben?

»Ein herausragendes Buch. Nicholas Stargardt bietet anschaulichere und nuanciertere Einsichten denn je in die Motive, die gewöhnliche Deutsche den grauenvollsten Krieg aller Zeiten führen ließen.«

IAN KERSHAW

»Hervorragend geschrieben und in seiner Argumentation überzeugend, ist dieses Buch ein Muss.« SAUL FRIEDLÄNDER

LIBRIUM BUECHER AG

BZ 18035 58216720319 / 21.09.15 1 7552 CHF inkl. MwSt 1
38.50
Stargardt N: Der deutsche Krieg
Fischer S.



**EIN BUCH VON S. FISCHER
WWW.FISCHERVERLAGE.DE**

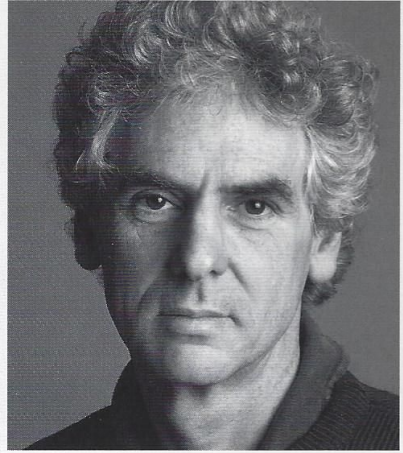
Zwischen Durchhaltewillen, Verleugnung und Zweifel – wie die Deutschen den Zweiten Weltkrieg erlebten

Soldaten und Lehrer, Krankenschwestern und Journalistinnen, Nazis, Christen und Juden: Der Historiker Nicholas Stargardt bringt uns die Menschen, die den Zweiten Weltkrieg durchlebten, erstmals unmittelbar nahe. Aus Briefen und Tagebüchern erfahren wir von ihren Zweifeln, Hoffnungen und Ängsten. Diese tief ins Innere der deutschen Gesellschaft reichenden Einblicke zeigen wie kein anderes Buch über den Zweiten Weltkrieg, was die Deutschen in dessen unterschiedlichen Phasen dachten, warum sie an die nationale Sache glaubten und wie sie die mörderische Gewalt vor sich selbst rechtfertigten. Mit seiner einzigartigen Vielfalt von Stimmen bietet dieses Buch eine neue Gesellschaftsgeschichte der Deutschen während des Zweiten Weltkriegs.

»Ein Meisterwerk der Geschichtsschreibung, das die ›Vogelperspektive‹ nahtlos mit einer Mikrogeschichte dieser verhängnisvollen Periode des 20. Jahrhunderts verbindet.« **JAN T. GROSS**

»Erstmals wird die Chronologie der Stimmung, der Hoffnungen und Befürchtungen der deutschen Bevölkerung während des Krieges wirklich sichtbar. Eine eindrucksvolle, fesselnde Darstellung.«

MARK ROSEMAN



© Ilsey Danneberg

NICHOLAS STARGARDT, geboren 1962 in Melbourne, Australien, ist Professor für neuere europäische Geschichte an der Universität Oxford und Fellow am Magdalen College. Er hat zahlreiche Publikationen zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert verfasst, insbesondere zur Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus. Auf Deutsch erschien von ihm 2006 ›Kinder in Hitlers Krieg‹.

Nicholas Stargardt

DER DEUTSCHE KRIEG 1939-1945

Aus dem Englischen von Ulrike Bischoff

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die englische Originalausgabe ist 2015 unter dem Titel
German War. A Nation under Arms, 1939-45'
bei Bodley Head/Penguin Random House, London, erschienen.
© Nicholas Stargardt 2015

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-075140-9

[Eingescannt mit ABBYY Fine Reader](#)

Inhalt

Vorwort	7
Dramatis personae	12
Einleitung	14

I Die Rechtfertigung des Angriffs

1 Unwillkommener Krieg	41
2 Schulterschluss	75
3 Extreme Massnahmen	96

II Die Herren Europas

4 Ausbruch	121
5 Gewinner und Verlierer	159

III Der Schatten von 1812

6 Der deutsche Kreuzzug	197
7 Die erste Niederlage	247

IV Patt

8 Ein offenes Geheimnis	285
9 Durch ganz Europa	324
10 An die Toten schreiben	366

V Der Krieg erreicht die Heimat

11	Bomben und Vergeltung	411
12	«Durchhalten»	456
13	Gezählte Tage	498

VI Totale Niederlage

14	Verschanzen	533
15	Zusammenbruch	571
16	Endkampf	616

	Epilog: Jenseits des Abgrunds	643
--	-------------------------------	-----

Anhang

	Anmerkungen	675
	Bibliographie	763
	Abkürzungen	809
	Kartenverzeichnis	811
	Abbildungsnachweise	812
	Register	814

Vorwort

Dieses Buch ist das Ergebnis eines mehr als 20 Jahre währenden Versuchs, das Erleben der Menschen in Deutschland und den von Deutschen besetzten Ländern während des Zweiten Weltkriegs zu verstehen. Es ist ein Buch, das ich ursprünglich gar nicht geplant hatte. Nachdem ich 2005 die Arbeit an «Kinder in Hitlers Krieg» beendet hatte, versprach ich mir und allen, die es hören wollten, dass ich nie wieder über Kinder, den Holocaust oder Deutschland während des Nationalsozialismus schreiben würde. Was als kurzes Essay über die Frage begann, wofür Deutsche damals kämpften – etwas, was nach meinem Dafürhalten noch gesagt werden musste, bevor ich mich anderen Dingen zuwenden konnte –, nahm 2006/2007 während eines Forschungsaufenthalts an der Freien Universität Berlin erheblich umfangreichere Formen an.

Zwischen beiden Büchern gibt es manche Kontinuität, vor allem mein Interesse, die subjektiven Dimensionen der Gesellschaftsgeschichte anhand zeitgenössischer Dokumente zu erforschen, um herauszufinden, wie Menschen Ereignisse beurteilten und verstanden, während diese geschahen und noch bevor sie deren Ausgang kannten. Es gibt jedoch auch eindeutige Unterschiede. In «Kinder in Hitlers Krieg» wollte ich mich in erster Linie mit Kindern als eigenständigen gesellschaftlichen Akteuren befassen und die unvereinbaren Sichtweisen von Kindern gegenüberstellen, die durch Krieg und rassistische Verfolgung in Sieger und Besiegte gespalten waren. Das vorliegende Buch widmet sich einem anderen Problem: Es will Ängste und Hoffnungen der breiten Gesellschaft aufdecken, um zu verstehen, wie Deutsche diesen Krieg vor sich selbst rechtfertigten. Zur Beantwortung dieser Frage habe ich mich sowohl um eine gewisse Breite als auch um Tiefe bemüht: Für Breite sorgen «Makro»-Meinungsbilder, erstellt von Berichterstattem, die für das nationalsozialistische Regime Gespräche in der Öffentlichkeit be-

Vorwort

lauschten, und von Zensoren, die Feldpostbriefe in Stichproben untersuchten; für Tiefe sorgen zeitgenössische Dokumente einzelner Personen unterschiedlicher Herkunft, anhand deren sich nachvollziehen lässt, wie die persönlichen Hoffnungen und Pläne mit den wechselnden Kriegserlebnissen verflochten waren. Durch diese Herangehensweise stehen die Stimmen der Opfer zwar weniger im Vordergrund als in «Kinder in Hitlers Krieg», fehlen aber nie: Ohne ihre kontrastierende Deutung wüssten wir nicht, wie unterschiedlich – und häufig ichzentriert – Deutsche ihre Wahrnehmung des Krieges formten.

Ein wesentlicher Bestandteil dieses Buches sind Sammlungen von Briefen, die Liebespaare, enge Freunde, Eltern und Kinder sowie Eheleute einander schrieben. Viele Historiker haben solche Quellen genutzt, allerdings häufig zu anderen Zwecken. So besitzt die Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart eine berühmte Sammlung von 25'000 Briefen, die von Reinhold Sterz zusammengetragen wurden. Leider sind diese Dokumente chronologisch und nicht nach Verfasser katalogisiert, so dass sich nicht ohne Weiteres überprüfen lässt, ob die Briefschreiber über längere Zeit an ihren Überzeugungen festgehalten haben. Meine Auswahl war vom umgekehrten Prinzip bestimmt: Ich wollte Briefsammlungen lesen, in denen beide Seiten der Korrespondenz erhalten geblieben sind und die sich mindestens über einige Jahre erstreckten, um nachvollziehen zu können, wie sich die persönlichen Beziehungen zwischen den Briefschreibern – ihre Hauptgründe, überhaupt zu schreiben – im Laufe des Krieges entwickelt und verändert hatten. Denn das ermöglicht es, die privaten Prismen genauer zu rekonstruieren, durch die sich die individuelle Wahrnehmung grösserer Ereignisse jeweils brach. Über die Anwendung dieser Forschungsmethode, die Historiker in Bezug auf den Ersten Weltkrieg seit den neunziger Jahren entwickelt haben, konnte ich viel von Christa Hämmerle lernen.

Ich hatte das besondere Glück, Einblick in Walter Kempowskis Privatarchiv zu bekommen, als er noch lebte, und denke gern an die Grosszügigkeit zurück, mit der Walter und Hildegard Kempowski mich bei sich in Natum willkommen geheissen haben. Heute befindet sich das Archiv in der Akademie der Künste in Berlin. Beim Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen zeigte sich Gerhard Seitz ebenso hilfsbereit wie Irina Renz in der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart. Zugang zu Quellen von unschätzbarem Wert

ermöglichten mir Andreas Michaelis im Deutschen Historischen Museum in Berlin, Veit Didczuneit und Thomas Jander im Feldpostarchiv des Museums für Kommunikation Berlin und im Bundesarchiv sowie Christiane Botzet im Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg. Klaus Baum und Konrad Schulz stellten mir im Archiv von «Jehovas Zeugen in Deutschland» in Selters im Taunus Kopien der letzten Briefe zur Verfügung, die Glaubensbrüder vor ihrer Hinrichtung wegen Kriegsdienstverweigerung geschrieben hatten. Alexander von Plato vom Institut für Geschichte und Biographie in Lüdenscheid machte mir eine grosse Sammlung mit Kriegserinnerungen von Schulkindern zugänglich, die Anfang der fünfziger Jahre entstanden und im Wilhelm-Roessler-Archiv aufbewahrt werden. Zu danken habe ich auch Li Gerhalter und Günter Müller, die mir Material aus der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen und der Sammlung Frauennachlässe der Universität Wien zur Verfügung stellten. Mein besonderer Dank gilt Jacques Schuhmacher für seine unermüdliche Bereitschaft, mir in vielen Stadien dieser Recherche nach Kräften zu helfen. Für die finanzielle Unterstützung dieser Forschungen danke ich der Alexander von Humboldt-Stiftung und dem Leverhulme Trust.

Ein Name verleiht seinem Träger eine menschliche Identität, und das Unmenschliche im Zweiten Weltkrieg beginnt oft mit dem Verlust des eigenen Namens. Leider können in diesem Buch die Namen nicht immer genannt werden. Manche Personen, von denen berichtet wird, werden nur in offiziellen Archivakten erwähnt – wie etwa die Jugendlichen, die sich in den Erziehungsheimen oder den Tötungsanstalten der Psychiatrie befanden. In solchen Fällen habe ich die Personen anonymisiert, indem ich die Nachnamen abgekürzt habe. Einige wenige Personen werden mit einem Pseudonym bezeichnet, da ihre Geschichten sich durch das gesamte Buch ziehen und es für den Leser leichter ist, diesen Geschichten zu folgen, wenn die Menschen einen vollständigen Namen erhalten. Nur in den Anmerkungen sind diese Namen abgekürzt, um deutlich zu machen, dass der im Text verwendete Name ein Pseudonym ist.

Während des Nationalsozialismus wurden viele Begriffe geprägt, die man heute nur noch in Anführungszeichen verwendet, um sich von deren damaliger Bedeutung zu distanzieren. Das gilt vor allem für seinerzeit gängige herabsetzende, diskriminierende, rassistische und antisemitische Begriffe, aber auch für sonstige ideologisch besetzte Bezeichnungen wie das «Dritte Reich» bzw. das «Altreich» oder den «Führer». Da diese und andere Begriffe im Text

Vorwort

sehr häufig vorkommen, werden hier die distanzierenden Anführungszeichen nur bei der Erstnennung gesetzt, nicht nur um den Lesefluss zu erhalten, sondern auch um die damaligen Denkmuster der Deutschen möglichst präsent werden zu lassen. Orte in den besetzten osteuropäischen Ländern, aber auch im Elsass und anderen zeitweilig zu Deutschland gehörigen oder annektierten Gebieten werden mit den in Deutschland damals verwendeten Namen bezeichnet. Es gibt einige Ausnahmen, so Lodz, da der 1940 eingeführte deutsche Name Litzmannstadt sehr ungebräuchlich ist. Orte wie etwa Sankt Petersburg (von 1924 bis 1991 Leningrad) in der damaligen Sowjetunion, deren Namen inzwischen zurückgeändert wurden, werden mit dem während des Zweiten Weltkriegs geltenden Namen genannt. Im Register finden sich für alle Orte auch die heute üblichen Namen.

Die intellektuelle Dankeschuld, die ich in der langen Zeit des Arbeitens an diesem Buch bei vielen Menschen angehäuft habe, ist zu gross, als dass ich ihr an dieser Stelle gerecht werden könnte. In den Jahren 2006/2007 war mir Jürgen Kocka in Berlin ein wunderbarer Gastgeber, und viele andere haben dazu beigetragen, dass mein Aufenthalt in Deutschland eine denkwürdige und fruchtbare Zeit war. Zahlreiche Freunde und Kollegen haben mich auf meinem Weg ermutigt, mich an ihren Ideen und Forschungsergebnissen teilhaben lassen und mir den äusserst lebendigen Eindruck vermittelt, dass Geschichtsschreibung ein kollektives Bestreben ist. Unter meinen wunderbaren Kollegen im Fachbereich Geschichte und am Magdalen College in Oxford danke ich besonders Paul Betts, Laurence Brockliss, Jane Caplan, Martin Conway, Robert Gildea, Ruth Harris, Matt Houlbrook, Jane Humphries, John Nightingale, Sian Pooley und Chris Wickham.

Beim S. Fischer Verlag hatte ich den grossen Vorzug, mit Tanja Hommen, die das Lektorat besorgte, und mit Nina und Peter Sillem zusammenzuarbeiten. Ulrike Bischoff schaffte es bei der Übersetzung, Sorgfalt und Genauigkeit mit Schnelligkeit zu vereinbaren. Ihnen allen danke ich für die erfreuliche Zusammenarbeit. Clare Alexander und Sally Riley bei Aitken-Alexander waren durchgängig die guten Feen, die ihren Rat und ihr Wissen mit mir immer wieder geteilt haben. Es war für mich ein grosses Glück.

Ohne die grosszügige geistige und praktische Unterstützung vieler Freunde wäre dieses Buch vermutlich gar nicht zustande gekommen.

Vorwort

Paul Betts, Tom Brodie, Stefan Ludwig Hoffmann, Ian Kershaw, Mark Roseman, Jacques Schuhmacher, Jon Waterlow und Bernd Weisbrod unterbrachen ihre eigene Arbeit, um das gesamte Manuskript für mich zu lesen. Jedem von ihnen gilt mein Dank, weil sie mir wertvolle Anregungen gegeben, mir ihre eigenen Forschungsergebnisse zugänglich gemacht und mich – zumindest vor einigen – historischen Schnitzern bewahrt haben. Ruth Harris und Lyndal Roper lasen das gesamte Manuskript zweimal und haben ihm somit ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. In jedem Stadium dieses Buchprojekts hat Lyndal die Schlüsselideen, die ich zu formulieren versuchte, mit mir diskutiert. Dafür kann ich ihr gar nicht genug danken.

Oxford, 3. Juni 2015

Dramatis personae (in der Reihenfolge ihres Erscheinens)

- Ernst Guicking** (geb. 1916 in Altenburschla): Bauernsohn aus Hessen, Berufssoldat bei der Infanterie; und **Irene Reitz** (geb. 1916 in Giessen), Gärtnerin aus Lauterbach, Hessen; beide heirateten während des Krieges.
- Wilm Hosenfeld** (geb. 1895 in Fulda): Katholik, Erster-Weltkriegs-Veteran und Volksschullehrer aus Thalau, Hessen, diente in der deutschen Garnison in Warschau; mit seiner Frau **Annemarie**, einer ausgebildeten Sängerin und zum Katholizismus konvertierten Protestantin, hatte er fünf Kinder.
- Jochen Klepper** (geb. 1903 in Beuthen/Oder): Schriftsteller aus Berlin-Nikolassee; verheiratet mit **Johanna**, einer jüdischen Konvertitin zum Protestantismus, die zwei Töchter mit in die Ehe brachte.
- Liselotte Purper** (geb. 1912 in Strassburg): Fotojournalistin aus Berlin; und **Kurt Orgel** (geb. 1909 in Zingst), Jurist aus Hamburg und Artillerieoffizier; beide heirateten während des Krieges.
- Victor Klemperer** (geb. 1881 in Landberg/Warthe): jüdischer Konvertit zum Protestantismus, Erster-Weltkriegs-Veteran und Romanistikprofessor; verheiratet mit Eva (geb. 1882 in Königsberg), einer ehemaligen Konzertpianistin.
- August Töpferwien** (geb. 1892 in Osterode): Erster-Weltkriegs-Veteran, Studienrat aus Solingen und Offizier, der in verschiedenen Kriegsgefangenenlagern eingesetzt war; verheiratet mit **Margarete**.
- Fritz Probst** (geb. 1906 in Görmar/Thüringen): Tischler, eingesetzt in einem Bau-Bataillon; mit seiner Frau **Hildegard** hatte er drei Kinder.
- Helmut Paulus** (geb. 1922 in Pforzheim): Arztsohn, der Älteste von vier heranwachsenden Geschwistern, Infanterist.
- Hans Albring** (geb. 1918 in Gelsenkirchen) und **Eugen Altrogge** (geb. 1919 ebenda): Freunde aus Gelsenkirchen-Buer, Mitglieder der katholischen

Dramatis personae

Jugendbewegung, dienten bei der Infanterie und bei einer Korps-Nachrichtenabteilung.

Wilhelm Moldenhauer (geb. 1906 in Nordstemmen bei Hannover): Kolonialwarenhändler, Funker.

Marianne Strauss (geb. 1923 in Essen): jüdische Kindergärtnerin.

Ursula von Kardorff (geb. 1911 in Berlin): Journalistin.

Peter Stölten (geb. 1922 in Apolda): aus Berlin-Zehlendorf, Kradmelder und Panzerkommandant.

Lisa de Boor (geb. 1894 in Kirchhain): Journalistin aus Marburg; mit ihrem Mann Wolf hatte sie drei erwachsene Kinder, Monika, Anton und Hans.

Willy Reese (geb. 1921 in Duisburg): Banklehrling, Infanterist.

Maria Kundera (geb. 1923 in Kritzenburg): Bahnbedienstete in Michelbeuern bei Wien; und **Hans H.** (geb. 1921 in Michelbeuern), Sohn des Bahnhofsvorstehers, Fallschirmjäger.

Einleitung

Der Zweite Weltkrieg war mehr als jeder andere ein deutscher Krieg. Das nationalsozialistische Regime machte aus dem von ihm begonnenen Konflikt den grauenvollsten Krieg der europäischen Geschichte und griff bereits lange bevor es im besetzten Polen die ersten Gaskammern errichtete, zu Methoden des Völkermords. Einzigartig war das «Dritte Reich» auch insofern, als es 1945 seine eigene «totale Niederlage» betrieb und dabei die gesamten moralischen und physischen Reserven der deutschen Gesellschaft komplett erschöpfte. Selbst die Japaner kämpften nicht bis an die Tore des Kaiserpalastes in Tokio, während die Deutschen sogar noch die Reichskanzlei in Berlin verteidigten. Um einen Krieg dieses Ausmasses zu führen, mussten die Nationalsozialisten in einem Masse die Gesellschaft mobilisieren und den Einzelnen einbinden, das weitaus tiefer reichte als alles, was sie in der Vorkriegszeit zu erreichen versucht hatten. Aber 70 Jahre nach dem Ende des Krieges wissen wir noch immer nicht – trotz ganzer Bibliotheken voller Bücher über seine Entstehung, Verlauf und Gräuel-, wofür die Deutschen zu kämpfen glaubten und wie sie es schafften, diesen Krieg bis zum bitteren Ende fortzuführen. In diesem Buch geht es darum, wie die deutsche Bevölkerung diesen Krieg erlebte, aushielt und mitrug.¹

Mit dem allmählichen Aussterben der Zeitzeugen verliert der Zweite Weltkrieg nicht etwa an Bedeutung, sondern beschäftigt die Öffentlichkeit mehr denn je. Das gilt nirgendwo mehr als in Deutschland, wo es in den vergangenen 15 Jahren eine Flut von Filmen, Dokumentationen, Ausstellungen und Büchern gegeben hat. Sowohl in wissenschaftlichen als auch in populären Darstellungen herrscht jedoch tendenziell eine grundlegende Spaltung in der Wahrnehmung dieses Konflikts: Sie sehen die Deutschen entweder als Opfer oder als Täter. In den vergangenen zehn Jahren stand vor allem

Einleitung

die Opfererzählung im Vordergrund, da Interviewer sich darauf konzentrierten, die verschütteten Erinnerungen von Zivilisten auszugraben, welche die Flächenbombardements deutscher Städte durch die Royal Airforce und die United States Army Airforces, die massenhafte Flucht vor der Roten Armee und die so häufig folgenden Morde und Vergewaltigungen miterlebt hatten. Viele der älteren Deutschen, die von ihren schmerzlichsten Erlebnissen erzählten, wollten einfach nur gehört werden und ihre Erinnerungen hinterlassen. Die Medien rückten das Leiden der deutschen Zivilbevölkerung während des Krieges in den Mittelpunkt des heutigen Interesses und konzentrierten sich auf Schlafentzug, Angstattacken und wiederkehrende Alpträume. Es bildeten sich Gruppen selbsternannter «Kriegskinder», und überall ordneten Kommentatoren solche Erlebnisse unter den Oberbegriff «Trauma» oder «Kollektivtrauma» ein. Aber der Traumabegriff betont tendenziell die Passivität und Unschuld der Opfer und hat einen stark moralischen Beiklang: In den achtziger und neunziger Jahren fasste man unter dem Begriff «Kollektivtrauma» die Erinnerungen von Holocaust-Überlebenden zusammen und verband damit das Versprechen, die Opfer durch politische Anerkennung zu «stärken».²

Nur am rechtsextremen politischen Rand, der jedes Jahr im Februar zum Gedenken an die Bombardierung Dresdens 1945 mit Plakaten gegen den «Bomben-Holocaust» demonstriert, gibt es Leute, die das Leid deutscher Zivilisten mit dem der Opfer nationalsozialistischer Vernichtungspolitik gleichsetzen. Und selbst diese Provokation ist weit entfernt vom unverbesserlichen Nationalismus im Westdeutschland der fünfziger Jahre, das deutsche Soldaten für ihr heldenhaftes «Opfer» in Ehren hielt, während es für die deutschen «Gräueltaten» eine Handvoll eingefleischter Nationalsozialisten, insbesondere SS-Leute, verantwortlich machte. Diese bequeme Kalter-Krieg-Ausrede von der «guten» Wehrmacht und der «bösen» SS – mit der die Wiederaufrüstung Westdeutschlands als Vollmitglied der NATO Mitte der fünfziger Jahre untermauert wurde – war Mitte der neunziger Jahre nicht länger haltbar. Einen nicht unerheblichen Anteil an dieser Entwicklung hatte die Wanderausstellung «Verbrechen der Wehrmacht», die von einfachen Soldaten aufgenommene Fotografien öffentlicher Hinrichtungen und Massenerschießungen zeigte. Mindestens seit den achtziger Jahren hatte auch die Wissenschaft zur Schärfung des öffentlichen Bewusstseins für diese finstere Geschichte beigetragen, indem sie die Beteiligung der breiten Bevölkerung

Einleitung

an deutschen Kriegsverbrechen immer eingehender erforschte. Die öffentliche Ausstellung privater Aufnahmen, die Soldaten neben den Bildern ihrer Kinder und Ehefrauen in ihren Uniformtaschen bei sich getragen hatten, löste starke Reaktionen aus, besonders in Österreich und in den neuen Bundesländern, wo man bis in die neunziger Jahre offene Debatten über solche Themen weitgehend vermieden hatte. Daraufhin kam es wiederum zu Gegenreaktionen, und als sich die Aufmerksamkeit auf deutsche Frauen und Kinder als Opfer britischer und amerikanischer Bombardierungen oder Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten richtete, fürchteten manche Kommentatoren ein Wiederaufleben der Konkurrenz um nationales Leid, wie sie in den fünfziger Jahren geherrscht hatte.³

Stattdessen entwickelten sich die beiden emotional stark besetzten Kriegserzählungen weiter parallel und völlig separat voneinander. Trotz des gemeinsamen moralischen Bewusstseins, das in der Entscheidung zutage trat, im heutigen Zentrum Berlins ein grosses Holocaust-Mahnmal zu errichten, besteht in der Erörterung dieser Zeit bis heute eine tiefe Spaltung: Deutsche gelten weiterhin entweder als Opfer oder als Täter. Als ich die öffentliche Gewissenserforschung verfolgte, die den 60. Jahrestag des Kriegsendes 2005 in Deutschland begleitete, fiel mir auf, dass Wissenschaftler und Medien angesichts der Notwendigkeit, heute die richtigen Lehren aus dieser Vergangenheit zu ziehen und politische Prozesse und Strukturdefizite zu untersuchen, eine der wichtigsten Aufgaben historischer Forschung vernachlässigt hatten: nämlich zuerst und vor allem die Vergangenheit zu *verstehen*. Insbesondere haben Historiker nicht gefragt, wie Deutsche damals über ihre Rolle redeten und dachten. Inwieweit sprachen sie beispielsweise darüber, dass sie mit ihrem Kriegseinsatz und dem Tragen der Kriegslasten ein Regime unterstützten, das Völkermord beging? Und wie veränderten die Schlussfolgerungen, die Menschen damals zogen, ihre Einstellung zum Krieg insgesamt?

Man könnte meinen, dass solche Gespräche während des Krieges in einem Polizeistaat unmöglich gewesen wären. Aber tatsächlich begannen Deutsche im Sommer und Herbst 1943, unverblümt in der Öffentlichkeit über den Mord an den Juden zu sprechen und ihn mit den Bombenangriffen der Alliierten auf deutsche Zivilisten in Zusammenhang zu bringen. In Hamburg war festzustellen, «dass das einfache Volk, der Mittelstand und die übrigen Kreise von sich aus wiederholt Äusserungen unter vier Augen und selbst in

grösserem Kreise machten, die die Angriffe als Vergeltung gegen die Behandlung der Juden durch uns bezeichneten». In Schweinfurt war ebenfalls weit hin die Meinung zu hören, «dass die Terrorangriffe eine Auswirkung der durchgeführten Massnahmen gegen die Juden sind». Nach dem zweiten amerikanischen Bombenangriff auf die Stadt im Oktober 1943 blieb die Stimmung niedergedrückt, und manche beklagten sich unverhohlen, «dass wenn wir die Juden nicht so schlecht behandelt hätten, wir unter den Terrorangriffen nicht so leiden müssten». Solche Ansichten wurden dem Reichssicherheitshauptamt und der Partei-Kanzlei damals nicht nur aus allen grössten deutschen Städten gemeldet, sondern selbst aus Rothenburg ob der Tauber im ruhigen fränkischen Hinterland. Äusserungen über Bombardierungen und deutsche «Massnahmen gegen die Juden» hatten sich also bis in Teile des Deutschen Reichs ausgebreitet, die keine oder nur wenige Bombenangriffe erlebt hatten.⁴

Als ich das erfuhr, war ich erstaunt. Ich wusste bereits, dass die in der Nachkriegszeit verbreitete Behauptung, nichts gewusst und getan zu haben, eine bequeme Ausrede war. Neuere Forschungen zeigten, dass während des Krieges in Deutschland zahlreiche Informationen über den Völkermord kursierten. Sie sickerten auf vielfältigen Wegen durch: über Briefe und Fotos von der Front, durch Gespräche von Soldaten auf Bahnfahrten und im Heimaturlaub, durch die Familien von SS-Leuten, durch Bahnbeschäftigte und andere Augenzeugen wie auch über die deutschsprachigen BBC-Sendungen und die Presse des neutralen Auslandes. Aber ich hatte ebenso wie andere Historiker angenommen, solches Wissen sei diskret im engsten Familien- und Freundeskreis weitergegeben worden und nur in Form anonymer Gerüchte darüber hinausgedrungen. Wie hätte der Holocaust zum Gegenstand öffentlicher Erörterung werden können? Schliesslich wurden solche Gespräche von derselben Geheimpolizei überwacht und analysiert, die in den vorangegangenen beiden Jahren die Deportation und Ermordung der Juden organisiert hatte. Noch seltsamer ist, dass Heinrich Himmler, der Reichsführer-SS und Chef der deutschen Polizei, noch zwei Monate *nach* dem Eintreffen solcher Berichte gegenüber SS-Offizieren behaupten konnte, nur sie seien in die Vernichtung der europäischen Juden eingeweiht und sollten «das Geheimnis mit ins Grab» nehmen. Wie war dieses angebliche Geheimnis also gelüftet worden? In den vergangenen 25 Jahren hat der Holocaust in unse-

Einleitung

rem Denken über die nationalsozialistische Diktatur und den Zweiten Weltkrieg eine zentrale Stellung eingenommen. Das ist jedoch eine relativ junge Entwicklung, die uns nichts darüber sagt, wie die Deutschen damals über ihre eigene Rolle dachten.⁵

Am 18. November 1943 notierte Hauptmann August Töpferwien in seinem Tagebuch, er habe «*furchtbare* angeblich authentische Einzelheiten darüber gehört, wie *wir* in Litauen die Juden (vom Säugling bis zum Greis) ausgerottet haben!». Schon 1939 und 1940 hatte er Gerüchte über Massaker erwähnt, die allerdings kein solches Ausmass hatten. Diesmal versuchte Töpferwien die grauenhaften Tatsachen moralisch einzuordnen und fragte sich: «Wer darf in einem Kriege nach gesittetem Denken getötet werden?» Feindliche Soldaten, hinter den deutschen Linien kämpfende Partisanen und «in grundsätzlich eng begrenztem Umfang der nicht kämpfende Zivilist im Vergeltungsakt» konnten nach seinem Empfinden mit einer gewissen rechtlichen Legitimation getötet werden. Aber vier Tage später, am 22. November, gestand er sich ein, dass das Vorgehen gegen die Juden in eine ganz andere Kategorie fiel: «Wir vernichten nicht bloss den gegen uns kämpfenden Juden, wir wollen dieses *Volk* als solches buchstäblich ausrotten!»⁶

Von Anfang an hatte der gläubige Protestant und konservative Studienrat Dr. August Töpferwien Bedenken gegen Hitlers brutale Kriegführung gehegt. Offenbar stand er für eine moralische und politische Entfremdung vom Nationalsozialismus, die sich nicht nach aussen in Widerstand äusserte, sondern in einem gewissen Mass an Nonkonformität und einem «inneren» Rückzug von den Appellen und Anforderungen des Regimes. Aber existierte ein solcher sicherer geistiger Hafen überhaupt? Sind alle Zweifel, die in Briefen an Familienmitglieder und in Tagebüchern geäussert wurden, Zeichen innerer Opposition, oder zeugen sie bloss von den eigenen Unsicherheiten und Nöten des Schreibers? Tatsächlich diente August Töpferwien bis in die letzten Kriegstage loyal in der Wehrmacht. Persönliche Tagebücher wie seines ermöglichen uns auszuloten, welche unabhängigen geistigen Ressourcen Deutsche für die Einschätzung ihrer Lage und als Orientierung für ihre Reaktion auf die laufenden Ereignisse besaßen. Nachdem Töpferwien sich eingestanden hatte, «wir wollen dieses *Volk* als solches buchstäblich ausrotten», verstummte er. Dieses gewichtige Eingeständnis konnte er nicht mit seinem Nationalismus und mit seiner Überzeugung in Einklang bringen, dass

Deutschland im Osten eine zivilisatorische Mission erfüllte und Europa gegen den Bolschewismus verteidigte. Er kam in seinem Tagebuch nicht wieder auf die Ermordung der Juden zurück, bis er im März 1945 schliesslich – erstmals – zu begreifen begann, dass Deutschland vor der unabwendbaren totalen Niederlage stand: «So führt eine Menschheit Krieg, die gottlos geworden ist. Die russischen Bestialitäten im deutschen Osten – die Terrorangriffe der Angloamerikaner – unser Kampf gegen die Juden (Sterilisierung der gesunden Frauen, Erschiessung vom Säugling bis zur Greisin, Vergasung jüdischer Transportzüge)!» Auch wenn ihm die bevorstehende Niederlage nun als eine Art göttlicher Strafe für das erschien, was die Deutschen den Juden angetan hatten, fand Töpferwien doch eindeutig, dass diese Taten nicht schlimmer waren als das, was die Alliierten den Deutschen antaten.⁷

Im Sommer und Herbst 1943 veranlasste ein drohender Untergang anderer Art Zivilisten an der Heimatfront, so unverhohlen über die deutsche Verantwortung für die Ermordung der Juden zu reden. Vom 25. Juli bis zum 2. August 1943 war Hamburg einer Serie von Bombardierungen ausgesetzt, die einen gewaltigen Feuersturm auslösten. Die Hälfte der Stadt wurde zerstört, und 34'000 Menschen starben. Viele Deutsche empfanden dieses Ereignis als Apokalypse. Das «Gefühl der Sicherheit» sei wegen der nachweislichen Bedrohung grösserer Städte in ganz Deutschland «urplötzlich zusammengesackt» und grosser Bestürzung gewichen, berichtete der SS-Sicherheitsdienst. Am ersten Tag des Feuersturms, dem 25. Juli, kam es weiter entfernt zu einem anderen wichtigen Einschnitt: Der italienische Diktator Benito Mussolini wurde nach einundzwanzigjähriger Herrschaft in einem unblutigen Putsch gestürzt. Schon bald brachten Deutsche diese beiden Ereignisse miteinander in Verbindung. In den folgenden fünf Wochen gab es, Meldungen zufolge, unverblümete öffentliche Diskussionen, dass es vielleicht die «beste» oder sogar «letzte» Möglichkeit zu einem «Separatfrieden» mit den westlichen Alliierten sei, wenn man dem italienischen Beispiel folgen und das nationalsozialistische Regime durch eine Militärdiktatur ersetzen würde. Für die NS-Führung deuteten solche Meldungen offenbar darauf hin, dass die Kampfmoral in der Zivilbevölkerung erneut zusammenbrechen und die Kapitulation und Revolution vom November 1918 sich wiederholen könnten. Tatsächlich dauerte die Krise aber nur kurze Zeit. Anfang September 1943 war sie bereits vorüber, als das Regime in die Zivilverteidigung investierte

Einleitung

und Massenevakuierungen aus den Städten organisierte. Mit der Besetzung grosser Teile Italiens stabilisierte sich auch die militärische Lage der Wehrmacht, und schliesslich setzte die Gestapo durch, dass gegen solches «defätistisches» Gerede selektiv hart durchgegriffen wurde.

Diese öffentlichen Äusserungen über die deutsche Verantwortung für die Ermordung der Juden erwachsen ebenso wie Töpperwiens private Überlegungen aus einem tiefgreifenden moralischen und körperlichen Unbehagen, das sich einstellte, als die unablässigen britischen Luftangriffe weit über die tatsächlich bombardierten Städte hinaus für ein Gefühl der Wehrlosigkeit sorgten. Obwohl die von den Bombardierungen Hamburgs ausgelöste politische Krise nur kurz währte, hatte sie doch langfristige Auswirkungen. Denn sie brachte tiefsitzende Ängste zum Vorschein und gab für spätere Krisensituationen bestimmte Muster der öffentlichen Auseinandersetzung und Interpretation vor, in denen Deutsche das Eingeständnis ihrer Schuld und die Angst vor Vergeltung mit dem Empfinden verquickten, selbst Opfer zu sein.⁸

Bei deutschen Juden bestimmte der fortschreitende Holocaust unweigerlich die Wahrnehmung des Krieges. Bei nichtjüdischen Deutschen war es genau umgekehrt: Sie beschäftigte in erster Linie der Krieg, und ihre jeweilige Sicht dieses Krieges lieferte die Folie für ihre Einordnung des Völkermordes. Aus dem extremen Ungleichgewicht, das zwischen der Macht und den Entscheidungsmöglichkeiten von Juden und Nichtjuden in Deutschland herrschte, erwachsen also gegensätzliche Deutungen derselben Ereignisse, die sich in grundlegend unterschiedlichen Hoffnungen und Ängsten äusseren. Dieses Problem hat meine Herangehensweise an eine Darstellung der Geschichte Deutschlands im Zweiten Weltkrieg bestimmt. Während andere Historiker die Maschinerie des Massenmordes beleuchtet und erörtert haben, wie oder warum der Holocaust stattfand, befasse ich mich stärker mit dem Phänomen, wie die deutsche Gesellschaft das Wissen um den Holocaust als vollendete Tatsache begriff und hinnahm. Wie wirkte sich die allmählich durchdringende Erkenntnis, dass die Deutschen einen völkermörderischen Krieg führten, auf sie aus? Oder umgekehrt gefragt: Wie prägte der Krieg ihre Wahrnehmung des Genozids?

Äusserungen, die die Bombenangriffe im Juli und August 1943 verstanden als eine Bestrafung durch die Alliierten oder als «jüdische Vergeltung» für das, «was wir den Juden angetan haben», belegen, dass die Bevölkerung die

unablässige Propaganda, die diese Bombardierungen – besonders im ersten Halbjahr 1943 – als «jüdische Terrorangriffe» hinstellte, allgemein akzeptiert hatte. Zum Entsetzen von Goebbels und anderen führenden Nationalsozialisten liessen solche Überlegungen zugleich jedoch merkwürdige Anflüge von Selbstvorwürfen erkennen. Aus den Erklärungsmustern sprach unterschwellig der Wunsch, diesen für beide Seiten zerstörerischen Kreislauf zu durchbrechen, da nun deutsche Städte dem Erdboden gleichgemacht wurden. Aber die «durchgeführten Massnahmen gegen die Juden», wie die Berichtstatter des Sicherheitsdienstes sie beschönigend nannten, lagen bereits in der Vergangenheit: Die europaweite Deportation der Juden hatte im vorangegangenen Jahr stattgefunden. Unter dem Eindruck des Feuersturms von Hamburg stellten sich Deutsche aller Schichten die Frage, ob es ein Fehler war, die Juden ermordet zu haben. Eine solche Krise hatte ganz reale und bleibende psychische Auswirkungen.

Manichäische Metaphern wie «entweder/oder», «Sein oder Nichtsein», «alles oder nichts», «Sieg oder Untergang» entsprangen im Deutschland einer langen rhetorischen Tradition. Seit der Niederlage 1918 hatten sie in Hitlers Ideen eine zentrale Rolle gespielt und vorher bereits im Anschluss an Kaiser Wilhelms «Erklärung an das deutsche Volk» vom 6. August 1914 einen Grundpfeiler der Erster-Weltkriegs-Propaganda gebildet. Aber dieser apokalyptische Ausblick war keineswegs das, was Hitlers Herrschaft in den dreissiger Jahren oder selbst in den ersten Kriegsjahren populär gemacht hatte. Erst ab Mitte des Zweiten Weltkriegs wurde die deutsche Gesellschaft für eine solche Denkweise empfänglicher. Als sich das Blatt für Deutschland wendete, entsprach die extremistische Rhetorik mit einem Mal anscheinend dem gesunden Menschenverstand. Nach den «Terrorangriffen» der Alliierten erlangte die grundlegende Existenzbedrohung von «Sein oder Nichtsein» eine beunruhigende Realität. Was im Sommer 1943 die Krisenstimmung schürte, war eine weitverbreitete Angst, dass die Deutschen den Konsequenzen eines rücksichtslosen rassistischen Krieges, den sie selbst angefangen hatten, nicht entgehen konnten. Um diese Krise zu überwinden, mussten sie nicht nur ihre früheren Erwartungen und Prognosen über den Krieg aufgeben, sondern auch traditionelle moralische Hemmungen über Bord werfen und sich über bestehende Vorstellungen von Anstand und Scham hinwegsetzen. Deutsche brauchten keine Nationalsozialisten zu sein, um für ihr

Einleitung

Land zu kämpfen, mussten aber wohl oder übel erkennen, dass es unmöglich war, von der Skrupellosigkeit dieses Krieges und der apokalyptischen Stimmung, die er erzeugte, unberührt zu bleiben.⁹

Die Erkenntnis, dass Krisen während eines Krieges zu einer Umwälzung und Radikalisierung gesellschaftlicher Wertvorstellungen führen können, hat grundlegende Auswirkungen auf unser Verständnis der Beziehung zwischen dem nationalsozialistischen Regime und der deutschen Gesellschaft. In den vergangenen 30 Jahren sind die meisten Historiker von der Annahme ausgegangen, Krisen, wie sie nach dem Feuersturm von Hamburg oder einige Monate zuvor nach der Niederlage der 6. Armee bei Stalingrad auftraten, hätten die Stimmung in der deutschen Gesellschaft unwiderruflich in Defätismus kippen lassen: Die Mehrheit der Bevölkerung habe sich zunehmend von allem abgewandt, wofür das nationalsozialistische Regime stand, und habe sich nur noch durch Terror bei der Stange halten lassen. Tatsächlich gibt es keine Kennzahlen, die einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen sinkender Zustimmung und zunehmender Repression in der Mitte des Krieges belegen würden: Die Zahl der von Gerichten verhängten Todesurteile stieg zwar von 1941 bis 1942 drastisch von 1292 auf 4457 – aber das war bereits vor der Niederlage von Stalingrad. Deutsche Richter reagierten damit nicht etwa auf wachsende Opposition und Unzufriedenheit in der Bevölkerung, sondern auf Druck von oben, besonders von Hitler, härter gegen Wiederholungstäter vorzugehen, was gewöhnlich Kleinkriminelle traf. Dabei handelte es sich zugleich um Rassenjustiz, da polnische und tschechische Zwangsarbeiter in Deutschland einen überproportional hohen Anteil an den zum Tode Verurteilten und Hingerichteten ausmachten. Erst im Herbst 1944, als die alliierten Truppen vor den deutschen Grenzen standen, waren «gewöhnliche Deutsche» einer wachsenden Welle von Repressionen ausgesetzt, wobei sich die schlimmsten Terrorschübe auf die Endphase der Kämpfe im März, April und in der ersten Maiwoche 1945 beschränkten. Selbst in diesen letzten Zuckungen der Diktatur konnte die massenhafte Gewalt die deutsche Gesellschaft nicht unterkriegen und zum Schweigen bringen: im Gegenteil – viele Deutsche empfanden sich weiterhin als loyale Patrioten, die aber gerade deshalb auch das Recht hatten, Fehler der Nationalsozialisten öffentlich zu kritisieren, denn in ihren Augen hatte ihre Treue ein gewisses Gewicht, und zwar bis zum bitteren Ende des Krieges.¹⁰

Der lange herrschende Konsens unter Historikern, dass die deutsche Bevölkerung defätistisch geworden sei, beruht auf einer dem Alltagsdenken entsprungenen Schlussfolgerung: Historiker setzen Erfolge des Regimes mit Zustimmung und Fehlschläge mit Kritik und Opposition gleich. In Friedenszeiten geht diese Gleichung auf – nicht aber unter den Bedingungen eines Weltkriegs. Sie kann nicht erklären, was tatsächlich passiert ist. Wie schafften es die Deutschen, von 1943 bis 1945 weiterzukämpfen – Jahre, in denen sie unvorstellbare Zerstörungen und Verluste zu verkraften hatten? Das vorliegende Buch bietet eine völlig andere Sicht darauf, welche Auswirkungen die Niederlagen und Krisen des Krieges auf die deutsche Gesellschaft hatten. Sicher spielten nationalsozialistische Zwangsmassnahmen bis hin zum Terror gegen Oppositionelle, Deserteure und andere in gewissen Momenten eine Rolle, aber dies war nie der einzige – oder wichtigste – Grund, um weiterzukämpfen. Die Deutschen konnten weder den Nationalsozialismus noch den Krieg ablehnen, weil sie eine mögliche Niederlage für existenzbedrohend hielten. Je schlimmer der Krieg wurde, umso offenkundiger «defensiv» gestaltete er sich. Aufeinanderfolgende Krisen führten keineswegs zum Zusammenbruch, sondern wirkten als Katalysatoren eines radikalen Wandels, in dem die Deutschen die Situation zu meistern versuchten und überdachten, was sie erwarten konnten. Katastrophale Ereignisse wie die Niederlage in Stalingrad und der Feuersturm von Hamburg führten tatsächlich zu einem drastischen Popularitätsverlust des Regimes, stellten aber den patriotischen Zusammenhalt an sich nicht in Frage. Die Kriegsbelastungen äusserten sich in der deutschen Gesellschaft in einer ganzen Palette von Verstimmungen und sozialen Konflikten, wobei das Regime in vielen Fällen aufgefordert wurde, zu vermitteln und zu entschärfen. Aber so unpopulär der Krieg auch war, galt er doch weiterhin als legitim – und zwar mehr noch als der Nationalsozialismus. Deutschlands Krisen in der Mitte des Krieges führten nicht zu Defätismus, sondern zu einer Verhärtung der gesellschaftlichen Einstellungen. Mit diesen komplexeren, dynamischeren und verwirrenderen Elementen in den Reaktionen der deutschen Bevölkerung auf den Krieg befasst sich dieses Buch.

Als am 26. August 1939 die allgemeine Mobilmachung erfolgte, hatten die Deutschen keine Ahnung, was ihnen bevorstand. Das verhinderte allerdings nicht, dass die meisten den Krieg beklommen aufnahmen.

Einleitung

Schliesslich wussten sie, was hinter ihnen lag: 1,8 Millionen gefallene Soldaten im letzten Krieg, der «Rübenwinter» 1917, die spanische Grippe 1918 und die Gesichter hungernder Kinder, weil die britische Marine ihre Blockade bis 1919 aufrechterhalten hatte, um die neue deutsche Regierung zur Unterzeichnung eines demütigenden «Friedensdiktats» zu zwingen. In den zwanziger und dreissiger Jahren war die deutsche Politik von Versuchen geprägt, sich aus den Fesseln des Versailler Vertrages zu befreien, aber selbst Hitlers grösste aussenpolitische Triumphe wie das Münchener Abkommen 1938 waren von der Kriegsangst der Bevölkerung überschattet. Die erste Lektion aus dem Krieg 1914 bis 1918 war, dass er sich nicht wiederholen sollte. Der Beginn des neuen Krieges und die damit einhergehenden Rationierungen sorgten daher für gedrückte Stimmung. Im ersten Kriegswinter verglich die Stadtbevölkerung die Versorgungsengpässe bei Lebensmitteln, Kleidung und vor allem Kohle zum Heizen mit denen der Winter 1916 und 1917 und murrte über den chronischen Mangel. Das liess nichts Gutes für das «Durchhaltevermögen» der Deutschen ahnen, wie der SS-Sicherheitsdienst die NS-Führung in seinen wöchentlichen «Stimmungsberichten» wiederholt warnte.

Für die Nationalsozialisten warfen die ersten Kriegsmonate entscheidende Fragen auf zur Stabilität ihrer Herrschaft, die sie seit ihrer Machtergreifung 1933 aufgebaut hatten. Oberflächlich betrachtet, hatten sie in den Vorkriegsjahren rasante Erfolge erzielt. Eine Vielzahl von Motiven – von materiellen Vorteilen über karrieristisches Mitläufertum bis hin zu echter Überzeugung – hatten die Mitgliederzahlen der NSDAP von 1932 bis zum Kriegsbeginn von 850'000 auf 5,5 Millionen ansteigen lassen. Zu dieser Zeit hatten die NS-Frauenschaft 2,3 und die Hitlerjugend und der Bund Deutscher Mädchen zusammen 8,7 Millionen Mitglieder; alle diese Organisationen führten ideologische Schulungen durch, die von abendlichen Zusammenkünften bis zu Sommerlagern reichten. Die Nachfolgeorganisationen der Arbeiterwohlfahrt und der Gewerkschaften, die NS-Volkswohlfahrt und die Deutsche Arbeitsfront, hatten 14 beziehungsweise 22 Millionen Mitglieder. Noch beeindruckender war, dass ihr Personal überwiegend aus ehrenamtlichen Helfern bestand. Insgesamt gehörten 1939 zwei Drittel der Bevölkerung mindestens einer der nationalsozialistischen Massenorganisationen an.¹¹

Dieser Erfolg beruhte auf einem zutiefst polarisierenden Erbe von Zwang und Konsens. Zum Abschluss ihrer Strassenkampfszeiten zerschlugen die Na-

tionalsozialisten 1933 die Linke endgültig. Mit aktiver Unterstützung von Polizei, Reichswehr und sogar Feuerwehr riegelten SA- und SS-Leute «rote» Wohnviertel ab, durchsuchten die Häuser, schüchterten die Bewohner teils mit Prügeln ein und verhafteten Aktivisten und Funktionäre. Auf diese wiederholten Razzien folgte das offizielle Verbot linker Parteien und Organisationen: der Kommunistischen Partei im März, der Gewerkschaften im Mai und schliesslich der Sozialdemokratischen Partei im Juni 1933. Im Mai befanden sich bereits 50'000 Oppositionelle, überwiegend Kommunisten und Sozialdemokraten, in Konzentrationslagern. Bis zum Sommer 1934 wurden im Zuge des Terrors gegen die Linke schätzungsweise bis zu 200'000 Männer und Frauen durch diesen neuen Apparat der NS-Schreckensherrschaft geschleust. In den Lagern zielten öffentliche Bestrafungen und ein Repertoire an demütigendem, sinnlosem Drill darauf ab, Fügsamkeit zu erzwingen und den Willen der Gefangenen zu brechen. Der eigentliche Erfolg dieses «Umerziehungsprogramms» stellte sich allerdings erst ein, als die eingeschüchterten, geduckten Häftlinge massenhaft entlassen wurden und in ihre Familien und ihr früheres Umfeld zurückkehrten: Im Sommer 1935 befanden sich in den Konzentrationslagern nicht einmal mehr 4'000 Häftlinge, aber das «andere Deutschland», das die Linke repräsentiert hatte, war politisch zerschlagen.¹²

Als Deutschland im August 1939 mobil machte, verhaftete die Gestapo vorsorglich erneut ehemalige sozialdemokratische Politiker. Schwieriger einzuschätzen war der Erfolg des Regimes, in Arbeiterkreisen die Subkultur zu vernichten, die seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts die linke Politik getragen hatte. Auch unter der neuen Führung hielt sich davon sicher manches in einigen Nischen. Vor 1933 hatten Arbeitersportvereine mit 700'000 Mitgliedern den Fussball dominiert, gefolgt von katholischen Vereinen mit 240'000 Mitgliedern. Obwohl die Deutsche Arbeitsfront sie sehr bald absorbierte, die Fussball-Ligen umstrukturierte und sie konkurrenzorientierter und spannender machte, bekam sie die Fans im Grunde nicht unter Kontrolle. Im November 1940 endete ein Freundschaftsspiel im Wiener Praterstadion – Admira Wien spielte gegen Schalke 04 – mit massiven Krawallen: Nach dem Abpfiff stürmten Wiener Fans das Spielfeld und bewarfen die Gelsenkirchener Spieler mit Steinen, bevor diese sich in Sicherheit bringen konnten. Die Fenster ihres Mannschaftsbusses wurden eingeschlagen und

Einleitung

sogar das Auto des Gauleiters von Wien, des aus Berlin stammenden Baldur von Schirach, demoliert. Der Sicherheitsdienst der SS sah darin in erster Linie eine politische Demonstration, was ziemlich sicher eine Fehleinschätzung war. Tatsächlich besaßen beide Vereine traditionell eine äusserst loyale, ehemals «rote» Arbeiterbasis, und die Anhänger sämtlicher Wiener Fussballclubs sahen in der als «Versöhnungsspiel» angesetzten Begegnung eine Gelegenheit zur Revanche für Admiras demütigende 0:9-Niederlage gegen Schalke 04 beim Meisterschaftsfinale 1939 – eine Niederlage, für die Wiener Fans selbstverständlich nicht die unglaubliche Erfolgsserie der Mannschaft aus dem Ruhrgebiet verantwortlich machten, sondern die einseitige Schiedsrichterleistung in Berlin. Bei den Krawallen ging es mindestens ebenso um männlichen Lokalpatriotismus wie um einen österreichischen Protest gegen den Zustrom arroganter «Piefkes» nach Wien seit dem «Anschluss» im März 1938.¹³

Solche Reste von Klassenbewusstsein bei der Arbeiterschaft besaßen jedoch wenig Wirkmacht. Die Organisationen und Institutionen der Solidargemeinschaft, die Sozialdemokraten mit Genossenschaften, Wohlfahrtseinrichtungen, Chören, Turnvereinen, Sterbekassen, Kindergärten und Fahrradvereinen mühsam aufgebaut hatten, waren im Zuge der Gleichschaltung entweder in NS-Organisationen überführt oder verboten worden. Im Juli 1936 beklagten Sozialdemokraten im Exil den Zusammenbruch der traditionellen kollektiven Identität, die sie repräsentierten, und räumten ein: «Das Interesse am Klassenschicksal ist zum grössten Teil völlig verschwunden, an seine Stelle ist der kleinlichste Einzel- und Familienegotismus getreten.» Als die Linke sich nach dem Krieg neu formierte, konnte sie zwar ihre Wählerschaft rasch wieder mobilisieren, schaffte es aber nicht, die dichte Organisationskultur und identitätsstiftende Kraft, die sie vor 1933 besessen hatte, wiederaufzubauen. Bei Kriegsbeginn konnten SS-Sicherheitsdienst und Gestapo selbstverständlich nicht wissen, wie erfolgreich ihre Kombination aus Zwang und Inklusion gewirkt hatte, daher behielten sie die Arbeiterschaft weiterhin im Auge, um mögliche Aktionen von dieser Seite im Keim zu ersticken.¹⁴

Wesentlich sicherer konnten sich die Nationalsozialisten der Unterstützung der Mittelschicht sein: der Bauern, selbständigen Geschäftsleute, Handwerker, Akademiker und leitenden Angestellten. Protestanten begrüßten die «nationale Revolution» des Jahres 1933 mit einem Enthusiasmus und einer Hoffnung auf geistige Erneuerung, die nur mit ihrer begeisterten Un-

terstützung des Krieges 1914 vergleichbar sind. Geschlossen lehnten sie die «gottlose» Moderne der Weimarer Republik ab, die für sie mit den «Ideen von 1789», mit Pazifisten, Demokraten, Juden und allen verknüpft war, die Deutschlands Niederlage bereitwillig akzeptierten. Diese breite Allianz wurde bereits in den zwanziger Jahren von evangelischen Pfarrern und Theologen geschmiedet und fand mit ihrem Eintreten für die Schaffung einer neuen «Volksgemeinschaft» starke Resonanz im gesamten politischen Spektrum. Ehemalige Liberale, Konservative, Mitglieder der katholischen Zentrums-
partei und sogar ehemalige SPD-Wähler hatten noch in Erinnerung, dass sie im Ersten Weltkrieg und während der Weimarer Republik die Idee einer «Volksgemeinschaft» unterstützt hatten – noch bevor die Nationalsozialisten sie zu einem ihrer zentralen Schlagworte machten. Selbst konservative jüdische Nationalisten wie die Historiker Hans Rothfels und Ernst Kantorowicz begrüßten diese «nationale Revolution» und konnten sich nur schwer umstellen, als sie wegen ihrer «nichtarischen» Abstammung zur Emigration gezwungen wurden.¹⁵

Die konservativen Deutschen, die keine Anhänger des Nationalsozialismus waren, sahen die nationale tätige Reue für das Versagen von 1918 als zentrale Aufgabe, die sie und ihre Landsleute auf dem Weg zur «nationalen Erlösung» zu bewältigen hatten. Viele der Argumente, die den Nationalsozialisten gute Dienste leisteten, stammten von Denkern, die nicht der NSDAP angehörten, wie dem jungen Theologen und ehemaligen Militärpfarrer Paul Althaus. Schon 1919 hatte er den Pazifismus angeprangert und vertreten, die Deutschen müssten sich des göttlichen Vertrauens erst wieder würdig erweisen, indem sie sich gegen die Versailler Verträge erhoben. Mit einer Mischung aus spitzfindigen theologischen Argumenten und militantem Nationalismus avancierte Althaus zu einem herausragenden und zunehmend zentralen Verfechter des konservativen Luthertums und der Ansicht, dass die Deutschen Gottes auserwähltes Volk nur bleiben würden, wenn sie ihren nationalen Pflichten gewachsen seien. Radikalere Nationalsozialisten mochten – erfolglos – versuchen, den Deutschen die Religion abzugewöhnen, solche Appelle zur geistigen Erneuerung der Nation unterstützten sie jedoch begeistert. Ausserdem trugen nichtnationalsozialistische Theologen wie Althaus erheblich dazu bei, andere – universalistische und pazifistische – Ansichten wie die von Paul Tillich ins Abseits zu stellen und zu verunglimpfen.¹⁶

Einleitung

Als die Nationalsozialisten an die Macht gelangten, entschieden sie sich gegen eine umfassende gesellschaftliche Umwälzung und strebten zunächst eine Gefühlsrevolution an: So inszenierten sie populäre Massenspektakel wie Aufmärsche und Fackelzüge paramilitärischer Verbände mit Stiefeln, Uniformen und Fahnen. Die Ambitionen der Nationalsozialisten reichten bis in das Allerheiligste der bürgerlichen Kultur, die Stadttheater: Hier setzten sie dem klassischen Repertoire des 19. Jahrhunderts Agitprop-Stücke über den Widerstand gegen die französische Besatzung im Ruhrgebiet während der zwanziger Jahre entgegen, etwa das Drama über den Kampf und das Martyrium des Albert Leo Schlageter, eines Freikorpslers, der 1923 wegen Sprengstoffanschlägen von einem französischen Militärgericht zum Tode verurteilt worden war. Zudem brachen sie 1933/34 die räumlichen Grenzen des Theaters auf, indem sie auf Freilichtbühnen «Thingspiele» organisierten, den mittelalterlichen Moralitäten vergleichbare Lehrstücke mit gigantischen lebenden Bildern und einem Massenaufgebot von bis zu 17'000 Komparsen, die bis zu 60'000 Zuschauer anzogen. Viele dieser Stücke sollten die Deutschen ihre «Schmach» des Ersten Weltkriegs erneut durchleben und schliesslich überwinden lassen. So standen in Richard Euringers Werk «Deutsche Passion» die Gefallenen des Ersten Weltkriegs buchstäblich wieder auf und marschierten als Ausdruck der Sehnsucht nach Einheit und Erneuerung in Bataillonsstärke mit gespenstisch weissen Gesichtern unter ihren Stahlhelmen über die Bühne.¹⁷

Um 1935 hatten die in Mode gekommenen Thingspiele ebenso ausgedient wie die nationalsozialistischen Agitprop-Produktionen in den Stadttheatern. Goebbels sah sich mit einer Rebellion der Abonnenten konfrontiert, als diese ihre Abonnements kündigten. Prompt änderte er seinen Kurs, warf die erst kürzlich verpflichteten nationalsozialistischen Theaterintendanten hinaus und ersetzte sie durch kompetente Traditionalisten. Das überwiegend kleinbürgerliche und bürgerliche Publikum bekam nun wieder das, was es sehen wollte: Klassiker. Wurde der zehnte Jahrestag des Bürgerbräu-Putsches im November 1933 mit nationalsozialistischen Stücken gefeiert, so waren es zehn Jahre später Mozart-Opern. Trotz dieses Rückzugs auf inhaltlichem Gebiet stattete Goebbels die Theater weiterhin mit enormen Mitteln aus – tatsächlich erhielten sie mehr Geld, als er für die eigentliche Propaganda aufwendete.¹⁸

Da die Nationalsozialisten die Not und Unsicherheit der Weltwirtschafts-

krise beendet hatten, bestand die Gefahr, dass allein diese Tatsache die ausschlaggebenden Beweggründe für eine Unterstützung des Dritten Reichs geliefert hatte. In führenden Partei- und Regierungsgremien war man daher besorgt, dass dieser Erfolg sich als relativ flüchtig erweisen könnte: Sie konnten nur schwer einschätzen, ob es ihnen gelang, der Bevölkerung nationalsozialistische Grundwerte und Überzeugungen einzuimpfen. Unter dem Schirm der «Volksgemeinschaft» gab es Debatten über wirtschaftliche Umverteilung und Sozialpolitik, über Lebensreform und Pädagogik und sogar darüber, ob Frauen statt Röcken Hosen tragen dürften. Hitler achtete sorgfältig darauf, in der Öffentlichkeit nie «päpstliche» Äusserungen zu machen, und der Chefideologe der Partei, Alfred Rosenberg, der dogmatische Erklärungen abgab, war wegen seiner antichristlichen Positionen weithin in Misskredit geraten und besass in dem neuen Regime eindeutig keine Schlüsselposition.¹⁹

Am Vorabend des Krieges gehörten die meisten Deutschen sowohl einer christlichen Religionsgemeinschaft als auch einer NS-Organisation an. Zwei Drittel der Bevölkerung waren Mitglied einer nationalsozialistischen Organisation, ein weitaus höherer Anteil – nämlich 94 Prozent – war Mitglied einer katholischen oder evangelischen Kirche. In Deutschland waren die Kirchen die wichtigsten unabhängigen Institutionen der Zivilgesellschaft, und eine Reihe von Priestern und Pfarrern, die hartnäckig von der Kanzel aus Kritik an nationalsozialistischen Massnahmen übten, wurden in Konzentrationslagern inhaftiert. Der Berliner Pfarrer Martin Niemöller, der unverblümteste Kritiker der Nationalsozialisten, wurde im Juli 1937 von der Gestapo verhaftet und verbrachte den Rest des Dritten Reichs im Konzentrationslager, zunächst in Sachsenhausen und ab 1941 in Dachau. Der junge evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer wurde im April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg gehängt. Beide Männer sollten zu Symbolfiguren für Zivilcourage gegenüber dem NS-Terror werden, wenn auch erst Jahrzehnte nach dem Krieg: Bonhoeffer stand für eine liberale, humanitäre Theologie, die mit Paul Tillich verdrängt wurde und deren wichtigste Vertreter ins Exil gegangen waren. Sowohl ihre Ideen als auch Bonhoeffer als Symbolfigur tauchten in der Nachkriegszeit in Westdeutschland erst Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre wieder auf. Bei Niemöller sah die Sache anders aus: Er war kein liberaler Demokrat, sondern ein konservativer, antisemitischer Nationalist, hatte es im Ersten Weltkrieg bis zum U-Boot-

Einleitung

Kommandanten gebracht, 1919 und 1920 ein Freikorps-Bataillon kommandiert, Theologie studiert und von 1924 bis 1933 aktiv Hitler bei jedem Wahlkampf unterstützt. Bei Kriegsbeginn 1939 schrieb Niemöller aus Sachsenhausen an Grossadmiral Raeder, den Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, und bot freiwillig an, erneut zu dienen. Niemöllers kritische Haltung in den dreissiger Jahren war eher religiös als politisch motiviert, und das Christentum, das er vertrat, musste innerhalb der evangelischen Kirchen um seinen Platz ringen.²⁰

Nachdem deutsche Protestanten die «nationale Revolution» der Nationalsozialisten 1933 begeistert begrüsst hatten, spalteten sie sich sehr bald in drei Flügel. Viele Pfarrer schlossen sich den Deutschen Christen an, die diese geistige Erneuerung zu einer theologischen und liturgischen ausweiten wollten: Sie strebten ein Verbot des Alten Testaments, eine Säuberung des Neuen Testaments von jüdischen Einflüssen und den Ausschluss jüdischer Konvertiten von Kirchenämtern an. Traditionalisten, die ihre Heilige Schrift und ihre Liturgie bewahren und die Kirche vor staatlichem Einfluss schützen wollten, schlossen sich zunächst zum Pfarrernotbund zusammen und gründeten im Mai 1934 die Bekennende Kirche. Diese Spaltung wird weithin als Auseinandersetzung zwischen Liberalen und Nationalsozialisten um das Wesen der Kirche missverstanden und dargestellt. Das war es jedoch keineswegs: Obwohl Karl Barth, der Hauptautor der Barmer Theologischen Erklärung, der Diktatur kritisch gegenüberstand und in die Schweiz zurückkehrte, wurde er nicht einmal unter Pfarrern, die der Bekennenden Kirche angehörten, viel gelesen: Denn er war kein Lutheraner wie die meisten deutschen Protestanten, sondern Calvinist. Viele Pfarrer auf beiden Seiten dieser Kluft – so auch Niemöller – vertraten dieselben nationalistischen, autoritären und gesellschaftlich einigenden politischen Grundwerte, und das eröffnete einer dritten, nicht organisierten Gruppe Lutherischer Theologen um Paul Althaus erhebliche Einflussmöglichkeiten. Althaus trat der NSDAP nicht bei, begrüsste aber Hitlers Machtergreifung als «Wunder und Geschenk Gottes». Er beteiligte sich zwar nie aktiv an Bücherverbrennungen verbotener Autoren, rechtfertigte sie aber. Nach dem Novemberpogrom 1938 gegen deutsche Juden erklärte er, da Gott die Geschichte lenke, sei ihr jüngstes Leid ein Beleg ihrer Schuld.²¹

Auch die deutschen Katholiken waren gespalten, allerdings nach Generationen. Ihre Bischöfe waren mit ihren 60 bis 80 Jahren eine Generation älter

als die Mehrheit der evangelischen Theologen und die NS-Führung und hatten überwiegend bereits vor dem Ersten Weltkrieg ihre Weihen erhalten. In ihrem Studium hatten sie eine Ausbildung in einer streng konservativen neuaristotelischen Theologie erfahren, die sich durch bestechende Logik und abstrakte Sprache auszeichnete. Sie gaben der «Moderne» die Schuld an Liberalismus, Sozialismus, Kommunismus und Atheismus. Die Kluft zwischen den älteren Bischöfen und jüngeren Priestern und Laien sorgte innerhalb der Kirche für Spannungen sowohl über die Form des Abendmahls als auch über politische Inhalte. Während die Bischöfe eine engstirnige, konservative Haltung gegenüber Reformen vertraten, sahen viele jüngere Katholiken die «nationale Revolution» von 1933 als Chance, sich stärker an der Gestaltung der deutschen Gesellschaft zu beteiligen. Der Krieg sollte diesen Generationenkonflikt zwischen Konservativen und Reformern noch verschärfen.²²

Unter Druck geriet die katholische Kirche auch durch die Nationalsozialisten: Sie verboten die katholische Jugendbewegung, versuchten das Bildungswesen stärker zu säkularisieren und die Heil- und Pflegeanstalten der Caritas zur Umsetzung der neuen gesetzlichen Regelungen zur Zwangssterilisation zu drängen. Als NS-Aktivisten 1938 während der Sommerferien die Kreuzfixe aus bayerischen Schulen entfernten, brachten sie die ländliche Bevölkerung gegen sich auf, die radikale Kräfte wie die SS, den zuständigen Gauleiter und den NS-Chefideologen Alfred Rosenberg dafür verantwortlich machten. Die Katholiken schoren jedoch nicht alle Nationalsozialisten über einen Kamm. Viele blieben aktive Mitglieder in NS-Organisationen und suchten Unterstützung bei führenden Nationalsozialisten, die ihrer Religion mehr Verständnis entgegenbrachten, wie Hermann Göring. Hitler selbst hielt mit seinen Ansichten zur Religion so erfolgreich hinterm Berg, dass sowohl der Erzbischof von München, Kardinal Faulhaber, als auch der Primas der katholischen Kirche in Deutschland, Kardinal Bertram von Breslau, von seiner tiefen Religiosität überzeugt waren. Ihre gemeinsamen Verpflichtungen gegenüber dem Volk brachten die katholische Kirche und das NS-Regime während des Krieges zu einer unbehaglichen «antagonistischen Kooperation», wie Historiker es in jüngster Zeit nennen.²³

Ohne klare geistige Führung blieb es Katholiken und Protestanten selbst überlassen, ihre Gewissenskonflikte in privaten Tagebüchern und Briefen

Einleitung

auszutragen – und Historikern damit ein Zeugnis von unschätzbarem Wert über die Moral einiger der liberaleren und humaneren Mitglieder der «Volksgemeinschaft» zu hinterlassen.²⁴

Als im September 1939 der Krieg begann, war er in Deutschland äusserst unpopulär. Aber niemand fragte eingehender nach, warum es eigentlich dazu gekommen war. Für Briten und Franzosen lag auf der Hand, dass Hitler mit seinem unprovokierten Angriff auf Polen einen Eroberungskrieg führte, dagegen war für die meisten Deutschen ebenso klar, dass alliierte Mächte und polnische Aggression ihnen einen Verteidigungskrieg aufzuzwingen hatten. Solche Sichtweisen waren lange aus jeder ernsthaften historischen Forschung verbannt und fristeten ein Nischendasein auf Internetseiten, die Ansichten von Neonazis bedienten. Daher erscheint einem heutigen Publikum allein schon die Vorstellung merkwürdig, dass damals so viele Deutsche, die keineswegs überzeugte Nationalsozialisten waren, allen Ernstes und aufrichtig von dieser Sicht des Krieges überzeugt gewesen sein sollen. Wie konnten sie der Täuschung erliegen, einen brutalen kolonialen Eroberungskrieg, der gezielt herbeigeführt wurde, für einen Verteidigungskrieg zu halten? Wie konnten sie sich als bedrängte Patrioten sehen und nicht als Krieger für Hitlers Herrenvolk?

Der Erste Weltkrieg diente nicht nur als Massstab für Not und Härten an der Heimatfront, sondern prägte auch grundlegend, wie die Bevölkerung die Ursachen für diesen zweiten Krieg innerhalb einer Generation wahrnahm: Am 3. September 1939 erklärten Grossbritannien und Frankreich Deutschland den Krieg, eine Parallele zu 1914, als Russland als Erster mobilgemacht hatte – worauf es schliesslich in Ostpreussen eingefallen war. Im August 1914 war es zum Krieg gekommen, weil Grossbritannien angeblich lange eine «Einkreisung» Deutschlands durch feindliche Mächte betrieben hatte, um sein eigenes Weltreich zu schützen und das Deutsche Reich in die Schranken zu weisen. Ganz ähnliche Überlegungen, häufig in exakt denselben Formulierungen, tauchten auch 1939 wieder in Tagebüchern Deutscher auf, die den Fortgang der Polenkrise verfolgten. Wieder waren die britischen Weltmachtambitionen die Wurzel allen Übels. Die bruske Ablehnung der wiederholten Friedensangebote Hitlers nach der Eroberung Polens und erneut 1940 nach dem Fall Frankreichs durch die britische Regierung unterstrich nur deren Kriegslust.

Die Ansicht, dass Deutschland einen Verteidigungskrieg führte, war keine blosser Ausgeburt der NS-Propaganda, sondern auch bei vielen zu finden, die den Nationalsozialisten kritisch gegenüberstanden. Bei allen Deutschen war die Wahrnehmung des Zweiten Weltkriegs durch den Ersten Weltkrieg geprägt, ganz gleich ob sie ihn miterlebt hatten oder nicht. Zumindes blieb ihnen dank des in letzter Minute geschlossenen Nichtangriffspakts mit der Sowjetunion anfangs der Albtraum eines Zweifrontenkriegs erspart, in den sie 1914 hineingeraten waren. Aber Weihnachten 1941 befand sich Deutschland erneut – wie 1917 – mit Grossbritannien, Russland und Amerika im Krieg.

Der Kult um die «Frontgeneration» und die Erster-Weltkriegs-Literatur – ob darin der Krieg nun wie in Erich Maria Remarques Roman «Im Westen nichts Neues» kritisch geschildert oder wie in Ernst Jüngers «In Stahlgewittern» gefeiert wurde – hatte die Soldaten von 1914 bis 1918 mit einer Aura der Einzigartigkeit umgeben. Vor allem aber hatte der Krieg eine Kluft zwischen dieser Generation und der ihrer Väter geschaffen, die nur Frieden gekannt hatte. Unabhängig davon, ob es sich beim Ersten Weltkrieg tatsächlich um einen Vater-Sohn-Konflikt handelte, wurde er letztlich als solcher wahrgenommen. Das galt für den Zweiten Weltkrieg nicht. Vielmehr förderte der Eindruck, in einem Teufelskreis ständiger Kriege um dieselben Streitpunkte gefangen zu sein, eine brüderliche «Kameradschaft» über die Generationen hinweg. Sobald Helmut Paulus 1941 an die Ostfront geschickt wurde, ging sein Vater, ein Arzt und Reserveoffizier des vorigen Krieges, dazu über, ihn in seinen Briefen als «Kamerad» anzusprechen. Als Helmut's Einheit durch Rumänien und die Südukraine vorrückte und durch Gegenden zog, die deutsche Truppen auch im vorigen Krieg besetzt hatten, trieben seine Eltern in Pforzheim umgehend Nachbarn und Bekannte auf, die das Gelände beschreiben oder auf alten Landkarten aus dem Krieg nachvollziehen konnten, wo ihre Söhne wohl gerade kämpften. Männer, die stolz darauf waren, ihre «Feuertaufe» im Schützengraben bestanden zu haben, verglichen den Artilleriebeschuss mit dem in der zehnmonatigen Schlacht von Verdun 1916 und sahen in seiner legendären Zerstörungskraft die grösste Bewährungsprobe. Auch deutsche Kommandeure orientierten sich in ihren Befürchtungen am vorigen Krieg und waren bei ihrem Vormarsch auf Moskau im November 1941 ständig von der Sorge geplagt, dass sich das Blatt plötzlich und uner-

Einleitung

wartet wenden könnte, wie sie es 27 Jahre zuvor an der Marne in Reichweite von Paris erlebt hatten.

Was Väter und Söhne verband, war mehr als die gemeinsame Erfahrung: Es war ein generationenübergreifendes Verantwortungsgefühl. Die Söhne mussten erreichen, was den Vätern nicht gelungen war. Sie mussten den Teufelskreis durchbrechen, der jede Generation dazu verdammt, erneut in Russland zu kämpfen. Im Gegensatz zum linearen Fortschrittsdenken Linker und Liberaler fassten viele Konservative Geschichte als zyklisch auf wie den Kreislauf des Lebens. Die düsteren Prognosen vom Niedergang der abendländischen Kultur – wie Oswald Spengler sie in «Der Untergang des Abendlandes» skizziert hatte – waren zwar mit der «nationalen Wiedergeburt» 1933 verschwunden, aber die zyklischen Naturmetaphern waren geblieben. Der deutsche Krieg in der Sowjetunion machte aus Metaphern Realität und aus der abstrakten Gefahr zerstörerischer Wiederholung einen unmittelbaren Existenzkampf. Die ungeheure Brutalität der deutschen Kriegführung im Osten verstärkte nur noch das Gefühl, dass Deutschland diesen Kreislauf endlich durchbrechen musste – wenn es nicht die nächste Generation zu weiterem Blutvergiessen verdammen wollte.

Diese Sorge hatte von Anfang an bestanden. Als Soldaten im Herbst 1939 auf den Beginn der Kämpfe im Westen warteten, fanden manche: «Es ist ja auch besser, wenn jetzt reiner Tisch gemacht wird, dann brauchen wir hoffentlich keinen Krieg wieder mitzumachen.» Deutsche Schulkinder hatten zwar seit Generationen gelernt, Frankreich als «Erbfeind» zu sehen, aber tief im Inneren war Russland der Gegner, der zählte. Seit 1890 hatten selbst die oppositionellen Sozialdemokraten geschworen, sollte das zaristische Russland Deutschland je angreifen, würden sie das Land gegen die Barbaren aus dem Osten verteidigen. Im August 1914 hatte die russische Invasion in Ostpreussen in der deutschen Presse eine Welle stark übertriebener Schauergeschichten ausgelöst, und der kaum bekannte preussische General Hindenburg, der die Russen bei Tannenberg besiegte, stieg dauerhaft zum Nationalhelden auf. So fiel es 1941 nicht schwer, die Bevölkerung zu überzeugen, dass der neue Krieg in Russland zu Ende geführt werden musste, um der nächsten Generation einen weiteren Kampf zu ersparen. In Familien verbanden alle – von Erster-Weltkriegs-Veteranen der Ostfront über junge Rekruten, die frisch aus der Schule kamen, bis hin zu Jugendlichen, die noch

zu Hause wohnten – den Krieg nicht mit dem NS-Regime, sondern mit ihrer eigenen generationenübergreifenden Verantwortung für ihre Familie. Sie lieferte die stärkste Grundlage für ihren Patriotismus.²⁵

Eine so umfassende, rückhaltlose Einsatzbereitschaft war nur vorstellbar, weil sie nie unbegrenzt und uneingeschränkt war. Sie galt für absehbare Zeit, wie ein Soldat seiner Frau im Februar 1940 versicherte: «Im nächsten Jahr werden wir alles nachholen, ja?» Zwei Jahre später versprach ein anderer, «später werden wir alles nachholen, was wir jetzt entbehren». Ihre Träume von einem Leben nach dem Krieg bildeten den Fokus ihrer Hoffnungen, ihre persönliche Version, was Sieg – oder zunehmend schlicht das Vermeiden der Niederlage – für sie bedeutete. So berechtigt und notwendig der Krieg auch sein mochte, war er doch verlorene Zeit; das, was zählte, würde erst hinterher beginnen. Ein Mann sprach vielen aus dem Herzen, als er seiner Frau versprach: «Dann fängt unser Leben erst an.»²⁶

Für jeden Einzelnen zog sich der Krieg unsagbar in die Länge. Die grossen Ereignisse berührten zwar jede Familie, aber in den Millionen Privatbriefen, die die Feldpost täglich beförderte, zeichneten die Verfasser nach, wie sie auf ihre eigene Art mit den überbordenden Anforderungen des Krieges fertig wurden und wie beide Seiten, die Männer an der Front und die Frauen in der Heimat, sich nach und nach unbewusst anpassen mussten. In ihrem Bedürfnis, einander zu beruhigen, kaschierten viele Paare, wie schwierig ihre Beziehung sich zunehmend gestaltete, und erst als sie nach dem Krieg wieder zusammenkamen, zeigte sich, wie sehr sie sich verändert hatten. In den ersten Nachkriegsjahren stieg die Scheidungsrate sprunghaft an.

Von diesem langen Krieg handelt dieses Buch. Es verfolgt die Umwälzungen in der deutschen Gesellschaft und die subtilen, aber häufig unumkehrbaren Veränderungen, mit denen die Deutschen sich auf einen Krieg einstellten, der sich nach ihrem eigenen Empfinden zunehmend ihrer Kontrolle entzog. Es zeichnet nach, wie sich das Leben und die Erwartungen des Einzelnen, bedingt durch die unvorstellbaren Kriegereignisse, in einem ständigen Hin und Her zwischen Hoffen und Bangen veränderten. Das Erleben einzelner Menschen liefert somit einen Massstab für die Gefühlslage und den moralischen Zustand einer Gesellschaft auf dem Weg in die Selbstzerstörung.



Erstes Kriegsjahr (Sept. 1939 bis August 1940)



TEIL I

DIE RECHTFERTIGUNG DES ANGRIFFS

Kapitel 1

Unwillkommener Krieg

«Zu warten brauchst Du nicht auf mich. Es gibt keinerlei Urlaub mehr», schrieb der junge Soldat hastig an seine Freundin. «Ich muss sofort in die Kaserne zurück, Fahrzeuge beladen. Es ist Mob.-Alarm.» Ihm blieb gerade noch Zeit, seine persönlichen Sachen bei Irenes Tante in der Liebigstrasse abzugeben. Allerdings war Wochenende, und die junge Gärtnerin war schon zu ihren Eltern gefahren. Da er sich nicht von ihr verabschieden konnte, schrieb er die Adresse auf den Umschlag: «An Fräulein Irene Reitz, Lauterbach, Bahnhofstrasse 105». Als junger Unteroffizier, der seit zwei Jahren Berufssoldat der Wehrmacht war, gehörte Ernst Guicking zu den Ersten, die mit dem 163. Infanterieregiment in Eschwege mobilisiert wurden.¹

Am folgenden Tag, dem 26. August 1939, machte Deutschland offiziell mobil. Wilm Hosenfeld, Dorflehrer in Thalau, meldete sich in Fulda – der nächsten Kreisstadt – im Institut der Englischen Fräulein, einem Mädchen-gymnasium, das an diesem Tag wie viele Schulen in Deutschland zu einer militärischen Sammelstelle wurde. Hosenfeld erhielt seinen Dienstgrad aus dem Ersten Weltkrieg zurück: Feldwebel. Viele der Männer in seiner Infanteriereservekompanie waren ebenfalls Erster-Weltkriegs-Veteranen, und als er Waffen und Ausrüstung an sie ausgab, fand er die «Stimmung ernst, aber entschlossen. Wir sind der Auffassung, dass es nicht zum Krieg kommt.»²

In Flensburg fuhr ein junger Feuerwehrmann mit der Strassenbahn zur Junkerhohlwegkaserne, wo er zum «Geräte-Unteroffizier» ernannt wurde und ein Fahrrad bekam. Noch am selben Abend um 23 Uhr setzte sich das 26. Infanterieregiment Richtung Bahnhof in Marsch. Trotz der späten Stunde waren die Flensburger Strassen voller Menschen, die gekommen waren, um das Regiment zu verabschieden. Gerhard M. von der 12. Kompanie hatte keine Ahnung, wohin es gehen sollte. Er suchte sich in einem Vieh-

Die Rechtfertigung des Angriffs

waggon ein Plätzchen «unter einer Bank und schlief den Schlaf des Gerechten».³

Jochen Klepper beobachtete im grünen Berliner Vorort Nikolassee die Entwicklung angespannt und in banger Erwartung. Wider alle Wahrscheinlichkeit hoffte er, dass ein Krieg noch abgewendet würde, sah aber zu schwarz, um sich von den optimistischen Gerüchten einlullen zu lassen, die alle vom Blockwart bis hin zu seinem Zeitungsredakteur verbreiteten. Kleppers Kriegsangst richtete sich besonders auf die Zukunft seiner jüdischen Frau Johanna und seiner siebzehnjährigen Stieftochter Renate. Aus Croyden traf ein Brief von Johannas ältester Tochter Brigitte ein, die Anfang des Jahres nach England emigriert war: Sie schrieb ihnen, dass die Evakuierung Londons bereits im Gang war. In den folgenden Monaten sollte Klepper sich immer wieder Vorwürfe machen, weil er Johanna und Renate ausgeredet hatte, mit Brigitte das Land zu verlassen. Er sah jedoch auch gewisse beruhigende Anzeichen: Die deutsche Presse und der Rundfunk schlugen weniger schrille Töne an als während der Sudetenkrise im vorangegangenen Jahr. Seit Deutschland am 23. August den Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion unterzeichnet hatte, hatten die Medien auch die üblichen Hinweise auf den «Kriegsschürer Judentum» entfallen lassen.⁴

Schon im Frühjahr und im Sommer 1939 hatte sich die deutsche Regierung ständig über Gewalt gegen die deutsche Minderheit in Polen beschwert. In der Zuspitzung der Krise spielte die neutrale Freie Stadt Danzig eine zentrale Rolle. In dieser Stadt mit ihrer überwiegend deutschen Bevölkerung, die vom übrigen Reich jedoch abgeschnitten war, kamen sämtliche Probleme und Ressentiments gegen die Regelungen des Versailler Vertrags in konzentrierter Form zum Ausdruck, und NSDAP-Gauleiter Albert Forster erhielt im Laufe des Sommers fortwährend Anweisungen, wie er die Spannungen schüren sollte, ohne den Konflikt offen ausbrechen zu lassen. Sein Hauptaugenmerk richtete er dabei auf Polens Möglichkeiten, Danzig über die Zollverwaltung von der Nahrungsmittelversorgung abzuschneiden – ein Problem, das er ständig in den Schlagzeilen hielt. Am 30. August eskalierte die Lage dramatisch, als Außenminister Joachim von Ribbentrop unvermittelt am späten Abend den britischen Botschafter einbestellte, um ihm das «letzte Angebot» seiner Regierung zur Beilegung der Krise mitzuteilen. Allerdings

händigte er Sir Neville Henderson die deutschen Forderungen nicht schriftlich aus, bevor dieser nach London geschickt wurde. Und der Botschaft und der Regierung Polens teilte man sie gar nicht erst mit. Hitler verlangte erneute Volksabstimmungen über die Zukunft des polnischen Korridors und die ehemals deutschen Gebiete in Westpolen, was den ethnisch-nationalistischen Bürgerkrieg, der dort nach dem Ersten Weltkrieg getobt hatte, wieder hätte aufflammen lassen. Ein Eingehen auf Hitlers Bedingungen hätte Polen erneut geteilt und eine Verteidigung des Landes unmöglich gemacht.⁵

Der Konflikt um Danzig war bereits die zweite internationale Krise innerhalb eines Jahres. Im Sommer des Vorjahres hatte Hitlers Einsatz für die Sudetendeutschen, die ein Drittel der Bevölkerung der Tschechoslowakei ausmachten, die politische Landschaft beherrscht. Das Münchner Abkommen, das im September 1938 ohne Beteiligung der Tschechoslowakei oder der Sowjetunion zustande gekommen war, hatte den Krieg zwar abgewendet, aber die Krise hatte Grossbritannien und Frankreich zur Wiederaufrüstung gezwungen. Innerhalb von nur sechs Monaten hatte Hitler sein feierliches Versprechen gebrochen, laut dem das Sudetenland sein «letzter Gebietsanspruch» sein sollte, hatte die Wehrmacht über die neue tschechische Grenze geschickt und das tschechische Territorium zum «Reichsprotektorat» gemacht. Der Einmarsch in Prag am 15. März 1939 hatte für Grossbritannien und Frankreich die Sinnlosigkeit des Münchner Abkommens bestätigt. Selbst die Tauben unter den britischen Konservativen hatten diesen Vertragsbruch nicht ignorieren können, dennoch hatte die Bank von England dem Deutschen Reich einen letzten Dienst erwiesen und die tschechischen Goldreserven aus London zurückgeschickt.⁶

Im Deutschen Reich wurden dieselben Ereignisse völlig anders ausgelegt. Speziell in Österreich sah man das neue «Reichsprotektorat Böhmen und Mähren» als gutes Vorzeichen, die ehemaligen Habsburger Kronländer wieder unter deutsche Herrschaft zu bringen, unter die sie angeblich rechtmässig gehörten. Eher geteilter Meinung war man in anderen Regionen Deutschlands, in denen dieses Erbe wenig bedeutete. Im Ruhrgebiet mit seinen polnischen und tschechischen Einwanderern äusserten manche Sympathie für die Tschechen. Während der Sudetenkrise 1938 war praktisch das gesamte Land, einschliesslich der politischen und militärischen Elite, überzeugt, dass Deutschland einen Krieg nicht gewinnen könnte. Diese angebli-

Die Rechtfertigung des Angriffs

che «Kriegspsychose» war so ausgeprägt, dass der triumphale Jubel der Propagandisten über das Abkommen, das schliesslich in München erzielt wurde, in einer Welle öffentlicher Erleichterung unterging: Goebbels musste die Presse erst ermahnen, Deutschlands Erfolg zu feiern. Hitler tobte frustriert, man habe ihn «um den grösseren Triumph betrogen», den ein begrenzter Krieg ihm gebracht hätte, aber damit stand er selbst innerhalb der NS-Elite allein.⁷

Bis zum Sommer 1939 war die öffentliche Stimmung jedoch umgeschlagen. Hatten noch 1938 in München riesige Menschenmengen Chamberlain zugejubelt, weil sie ihn als Friedensboten sahen, so war der britische Premierminister ein Jahr später zu einer Witzfigur geworden, die für Verfall und Impotenz der westlichen Demokratien stand. Mit siebzig war er ganze 20 Jahre älter als der «Führer», und deutsche Kinder machten sich über seinen Gang und vor allem über seinen vornehmen Regenschirm lustig. Auch Ernst Guickings Freundin Irene Reitz bezeichnete Chamberlains Kabinett, wie allgemein üblich, als «Regenschirm-Regierung». Die Besetzung Prags im März 1939 galt ebenso wie Hitlers Einmarsch in Wien ein Jahr zuvor als weiterer unblutiger Triumph, der allem Anschein nach bestätigte, dass die Franzosen und die Briten wahrscheinlich nicht einschreiten würden.⁸

Hitler war es gelungen, sich als Beschützer einer beleidigten, bedrängten deutschen Minderheit darzustellen und den angestauten Groll über die Gebietsverluste durch die Nachkriegsregelungen von 1918 zu mobilisieren. Für viele Deutsche – von ehemaligen Sozialdemokraten über frühere Wähler der katholischen Zentrumsparterie bis hin zu protestantischen Konservativen – war der polnische Nachkriegsstaat lediglich ein weiterer Auswuchs des «Versailler Diktats», eines Friedens Vertrags, den die deutsche Delegation hatte unterzeichnen müssen, ohne auch nur die Chance bekommen zu haben, über seine Bedingungen zu verhandeln. Für die Berichterstatter, die aus Deutschland heimlich Lageberichte an Sozialdemokraten im Exil schickten, stand ausser Zweifel, dass Hitler in der Polenfrage offene Türen einrennen und «eine Aktion Deutschlands gegen Polen von der überwiegenden Masse des deutschen Volkes begrüsst werden würde. Die Polen sind in den Massen ungeheuer verhasst wegen ihres Vorgehens nach Kriegsende.» In Bezug auf ihre früheren Anhänger mussten die sozialdemokratischen Informanten feststellen, «dass selbst unter der Arbeiterschaft die Meinung auftaucht,

wenn Hitler gegen die Polen losschlägt, werde er eine Mehrheit der Bevölkerung hinter sich haben». Für Polens unnachgiebige Haltung machte die Propaganda aber vor allem Grossbritannien und seine «Einkreisungspolitik» verantwortlich, die ein Wiedererstarken Deutschlands verhindern solle. Bereits im Frühsommer merkte ein sozialdemokratischer Berichterstatter an: «Die Hetze gegen England ist zur Zeit so stark, dass ich überzeugt bin, wäre nicht der Gruss ‚Heil Hitler‘ amtlich eingeführt, dann würde sicher wie im Weltkrieg begrüsst werden: ‚Gott strafe Englands‘» Langsam, aber sicher schmiedete Hitler wieder die breite patriotische Koalition, die 1914 die deutsche Gesellschaft – von der überwiegenden Mehrheit der Sozialdemokratie bis zu den konservativen Nationalisten – zusammengeschweisst hatte: Die Parteien mochten nach 1933 zerschlagen sein, aber das nationalsozialistische Regime wusste genau, dass ihre Subkulturen noch vorhanden waren, und zögerte nicht, sie einzubinden.⁹

Im August 1939 setzte die deutsche Regierung die Maschinerie für einen schnellen, begrenzten Eroberungskrieg in Gang. Die Militärführung erhielt am 15. August den Befehl, eine Invasion Polens vorzubereiten. Als Hitler der Wehrmachtsführung am 22. August auf dem Berghof in den bayerischen Alpen seine Pläne darlegte – während Ribbentrop am selben Tag nach Moskau flog, um die Modalitäten mit Stalin und Molotow zu klären –, vertrat er die Ansicht, Briten und Franzosen würden nicht zu den Waffen greifen. Hitlers zutiefst antikommunistische Generäle nahmen den deutsch-sowjetischen Pakt mit seiner Geheimvereinbarung, Polen zwischen beiden Mächten aufzuteilen, mit Erleichterung auf, weil er die Gefahr eines Zweifrontenkriegs effektiv ausräumte. Nun sah es so aus, als ob sich das Kampfgeschehen auf das polnische Einsatzgebiet und einen kurzen, siegreichen Feldzug beschränken liesse, der Deutschlands militärisches Ansehen wiederherstellen würde. Nach eigenen internen Einschätzungen würde Deutschland noch mehrere Jahre brauchen, um sich für die nach Hitlers Ansicht «unvermeidliche» Konfrontation mit Grossbritannien und Frankreich zu rüsten.¹⁰

Am 31. August 1939 unterbrach der deutsche Rundfunk um 21 Uhr sein Programm und berichtete über den Sechzehn-Punkte-Vorschlag des Führers zur Lösung der Polenkrise. Später räumte Hitler im Beisein seines diplomatischen Dolmetschers Dr. Paul Schmidt ein, dass er die Sendung als «Alibi» brauchte, «vor allem dem deutschen Volk gegenüber, um ihm zu zeigen, dass

Die Rechtfertigung des Angriffs

ich alles getan hatte, den Frieden zu erhalten». Die Welt schaute nach wie vor auf Botschafter Hendersons hektische Pendeldiplomatie zwischen London und Berlin. Aber hinter den Kulissen sorgte Hitler dafür, dass Göring und Mussolini, die Hauptvermittler gegenüber Grossbritannien und Frankreich in der Sudetenkrise, keine Rolle spielten, da er fürchtete, «dass mir noch im letzten Moment irgendein Schweinehund einen Vermittlungsplan vorlegt».¹¹

Jochen und Johanna Klepper hörten am Freitag, dem 1. September um 10 Uhr Hitlers Ansprache im Radio. «Polen hat nun heute Nacht zum erstenmal auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Soldaten geschossen», teilte der Führer dem hastig einberufenen Reichstag mit. «Seit 5.45 Uhr [tatsächlich schon seit 4.45 Uhr] wird jetzt zurückgeschossen!» – Vor den jubelnden Abgeordneten fügte er hinzu: «Ich habe jetzt wieder jenen Rock [die feldgraue Militäruniform] angezogen, der mir selbst der heiligste und teuerste war. Ich werde ihn nur ausziehen, nach dem Sieg.» Es war keine Kriegserklärung – mit einer solchen wurde Polen nie gewürdigt. Vielmehr rechtfertigte Hitler den Angriff vor dem deutschen Volk als Selbstverteidigung. Der Ausdruck «zurückgeschossen» ging in die offizielle Sprachregelung ein.¹²

Um Beweise für die polnische «Provokation» zu liefern, sicherte sich der von Heinrich Himmler und Reinhard Heydrich geführte SS- und Polizeiapparat die Mitwirkung ortsansässiger Deutscher und gab ihnen Bomben mit Zeitzündern und eine Liste mit 223 Anschlagzielen – deutsche Zeitungen, Schulen, Theater, Denkmäler und protestantische Kirchen in Polen –, die als Opfer polnischer Übergriffe deklariert werden sollten. Allerdings konnte die polnische Polizei viele Anschläge vereiteln, und so wurden nur 23 Ziele zerstört. Damit die Briten Polen militärisch nicht zu Hilfe kommen würden, hatte Heydrich ausserdem die Anweisung erhalten, «Grenzzwischenfälle» zu inszenieren. Also hatte er einen Plan ausgeheckt, um polnische Soldaten zu verwirren und bei Hohenlinde über die Grenze zu locken – der sich jedoch nicht ausführen liess, weil die Wehrmacht die dortige polnische Grenzstation selbst zerstörte. Stattdessen überfiel ein SS-Kommando in polnischen Uniformen den deutschen Radiosender Gleiwitz, und ein polnisches Mitglied des Trupps verlas eine Erklärung auf Polnisch und Deutsch, die mit dem Ruf endete: «Hoch lebe Polen!» Anschliessend wurde er von seinen SS-Kameraden erschossen, die seine Leiche als Beweis zurückliessen. Da der

Sender Gleiwitz fünf Kilometer von der polnischen Grenze entfernt lag, war schwer zu erklären, wie ein polnischer Trupp so weit auf deutsches Gebiet vordringen konnte, ohne entdeckt zu werden. Zudem war die Leistung des Radiosenders gar nicht stark genug, dass Heydrich die Erklärung in Berlin hören konnte. Als Kriegsvorwand war der Überfall so fadenscheinig, dass er weder die internationale Öffentlichkeit noch die Wehrmacht-Untersuchungsstelle für Verletzungen des Völkerrechts, deren Vertreter an die entsprechenden Schauplätze geschickt wurden, zu überzeugen vermochte. Nur eine bereits entsprechend eingestimmte nationale Öffentlichkeit konnte Deutschland als angegriffene Partei sehen.¹³

Am 1. September 1939 befand sich der Dorfschullehrer Wilm Hosenfeld immer noch an der Sammelstelle seiner Einheit in dem Mädchengymnasium in Fulda. Die Wartezeit nutzte er, um einen Brief an seinen ältesten Sohn Helmut zu schreiben, der gerade seinen sechsmonatigen Reichsarbeitsdienst auf einem Bauernhof angetreten hatte: «(...) nun sind die Würfel gefallen. Die scheussliche Spannung der Ungewissheit ist gelöst. Wir wissen, woran wir sind. Im Osten beginnt der Sturm.» Nach seiner Ansicht hätte sich der Krieg vermeiden lassen: «Die Forderungen des Führers waren annehmbar, bescheiden und hätten dazu gedient, den Frieden zu erhalten.»¹⁴

Hosenfeld stammte aus einer streng katholischen Handwerkerfamilie vom Land, war 1914 mit 19 Jahren zum Militär eingezogen worden und hatte an der Front gekämpft, bis er 1917 schwer verwundet worden war. In den zwanziger Jahren hatte er die ff eigeistige Kameradschaft der Wandervogelbewegung genossen. Diese Erfahrung und seine Liebe zum organisierten Sport hatten ihn veranlasst, sich 1933 der Sturmabteilung (SA) und zwei Jahre später der NSDAP anzuschliessen und in einem konservativen Dorf wie Thalau für deren «moderne» Werte einzutreten. Bei den Nürnberger Parteitagern 1936 und 1938 hatte er eine ausgeprägte mystische Verbundenheit mit dem deutschen Volk empfunden. Als progressiver Pädagoge, der das von traditionellen katholischen Lehrern bevorzugte Auswendiglernen und den Rohrstock ablehnte, blieb er dennoch zutiefst religiös und war 1938 alarmiert über die Angriffe radikaler Nationalsozialisten auf die Religion. Wilm Hosenfeld war ein Mann fester, aber widerstreitender Überzeugungen.

Als er an diesem schicksalhaften Freitag, dem 1. September, an seinen

Die Rechtfertigung des Angriffs

Sohn schrieb, hatte er das Gefühl, dass sich die Ereignisse des Sommers 1914 wiederholten. Genau wie damals wurde Deutschland ein Krieg aufgezwungen, und die wahre Ursache war die britische «Einkreisung»; er war fest überzeugt, dass jede andere Regierung ebenfalls mit England hätte «Zusammenstößen» müssen: «Heute waltet wieder ein Schicksal über uns, die Führer sind ja nur Figuren in eines höheren Hand und müssen tun, was er will. Alle weltanschaulichen innerpolitischen Gegensätze haben zurückzutreten, jeder hat ein Deutscher zu sein, der für sein Volk zu stehen hat.» In seinem Brief spiegelte sich die Formulierung Kaiser Wilhelms wider, der 25 Jahre zuvor gesagt hatte: «Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche».¹⁵

Derselben Ansicht war auch Jochen Klepper. Als ebenso überzeugter Nazigegner, frommer Protestant und Preusse, wie Hosenfeld überzeugter Nationalsozialist, Katholik und Hesse war, erwartete Klepper von diesem erneuten Krieg nichts Gutes. «Man erschrickt davor, dass all die Leiden der Deutschen in Polen, die den Kriegsanlass bieten und bilden, ganz, ganz genau so den Juden in Deutschland eben zugefügt werden», sinnierte er. In schmerzlich lebhafter Erinnerung an die antijüdischen Pogrome zehn Monate zuvor fürchtete er um seine jüdische Frau Johanna und seine Stieftochter. Einen Monat nach den damaligen Ereignissen hatte sich Johanna zu ihrem Schutz taufen lassen und ihren Mann auch kirchlich geheiratet. Für die Trauung hatte Jochen die brandneue Martin-Luther-Gedächtniskirche in Berlin-Mariendorf ausgewählt, deren Vorraum Porträtreiefs von Luther, Hindenburg und Hitler zierten. Der Triumphbogen war mit 800 Terrakottaplatten verkleidet, die abwechselnd nationalsozialistische und christliche Motive zeigten, und im Kanzelrelief fanden sich ein Hitlerjunge, ein SA-Mann und ein Soldat neben biblischen Figuren. Jochen Klepper war 1937 durch einen Roman bekannt geworden, der den Begründer der preussischen Hohenzollem-Dynastie, König Friedrich Wilhelm I., feierte, die calvinistische Rechtschaffenheit des preussischen Herrscherhauses als vorbildlich darstellte, zur Pflichtlektüre des Offizierskorps gehörte – und viele Nationalsozialisten ärgerte. Dieses Buch hatte Klepper aber den Zugang zu konservativen Kreisen eröffnet, die nun bereit waren, über seine «unglückselige» jüdische Ehe hinwegzusehen, und ihm einen gewissen Schutz boten. Trotz seiner bösen Vorahnungen war er von der Berechtigung der deutschen Ansprüche auf Danzig und von der Notwendigkeit einer Anbindung durch den

polnischen Korridor vollkommen überzeugt: «Uns bedeutet ja der deutsche Osten zuviel, als dass wir nicht alles verstehen müssten, was sich dort nun entscheiden soll.» Während Jochen und Johanna die weitere Entwicklung der Ereignisse abwarteten, fühlten sie sich in ihrer eigenen Loyalität gefangen: «Wir können nicht aus Bitterkeit gegen das Dritte Reich Deutschland den Untergang wünschen, wie viele es tun. Das ist ganz unmöglich. Wir können auch in dieser von aussen so bedrohten Stunde nicht hoffen auf Rebellion und Putsch.»¹⁶

Am 1. September 1939 gab es keine patriotischen Aufmärsche und Massenkundgebungen wie im August 1914. Auf den Strassen blieb es vielmehr gespenstisch ruhig. Reservisten meldeten sich an ihren Sammelstellen, Zivilisten reagierten nüchtern und verhalten. Die *Deutsche Allgemeine Zeitung* suchte «lauter schöne Gründe dafür, dass die Berliner heute gar so ernst und still waren und es zu patriotischen Kundgebungen nicht kam», wie Jochen Klepper vermerkte. Er hatte sich bereits einige Tage zuvor im Vorort Nikolassee gefragt: «(...) wie kann ein Volk einen Krieg bestehen so ohne alle Begeisterung, derart niedergeschlagen?!» Die ganze Bevölkerung schien kollektiv den Atem anzuhalten und auf die britische und französische Reaktion auf den deutschen «Gegenangriff» gegen Polen zu warten. Viele dachten – ganz ähnlich wie Hitler –, dass die Westmächte sich wahrscheinlich nicht wegen Danzig auf einen Krieg einlassen würden, nachdem sie beim Sudetenland nachgegeben hatten. Dennoch war die Angst spürbar, dass die Katastrophen des Ersten Weltkriegs sich wiederholen könnten.¹⁷

Gegen Ende des Tages heulten die Luftschuttsirenen in Berlin, als die junge Pressefotografin Liselotte Purper gerade Verdunkelungspappe an die Fensterrahmen ihrer Wohnung nagelte. Sie knallte Fenster und Türen zu und lief mit ihren Nachbarn hinunter in den Keller ihres Mietshauses, ein feuchtes Loch, das nach Kartoffeln roch. Gemeinsam warteten sie ab, viele mit tränennassen Gesichtern, eine Mutter hielt ihr drei Wochen altes Baby auf dem Arm. Liselotte machten die Sirenen Angst, wie sie ihrem Freund Kurt schrieb: «Mir steckt heute noch ein Grauen aus Kindertagen her in den Knochen beim Heulen der Sirenen.» Ihr spanischer Nachbar in seinem eleganten Mantel mit Hut schwankte leicht und hielt sich für den Fall eines Gasangriffs ein nasses Handtuch vor Nase und Mund. Schon nach kurzer Zeit gab es Entwarnung. Später hörte Liselotte, dass polnische Flugzeuge 15 Kilo-

Die Rechtfertigung des Angriffs

meter weit in den deutschen Luftraum eingedrungen waren. Während sich die Bewohner des Mietshauses ernstlich auf weitere Luftangriffe vorbereiteten, überlegte sie, wie sehr sich ihr Leben innerhalb weniger Tage verändert hatte. Alle Männer aus ihrem Bekanntenkreis waren zum Kriegsdienst einberufen worden, und die Siebenundzwanzigjährige beschloss, sich freiwillig zum Roten Kreuz zu melden.¹⁸

Auch Jochen Klepper hatte draussen am Stadtrand den Fliegeralarm gehört und erwartete, als er zu Bett ging, dass die Bomber im Laufe der Nacht kommen würden; er schlief jedoch tief und fest, erschöpft von der Sorge um Johannas und Renates Sicherheit. Er fand: «Hanni sieht wieder so schlecht aus wie im November», also nach der Pogromnacht. In dieser Zeit, in der sie sich hilfeschend aneinanderklammerten und erwarteten, bald getrennt zu werden, war seine Stieftochter Renate «besonders zärtlich». In Dresden war dagegen Victor Klemperer, dem Romanisten mit Spezialgebiet Literatur des 18. Jahrhunderts, klar, dass man ihn nicht zum Militärdienst einberufen würde: Nicht nur sein fortgeschrittenes Alter, sondern auch die Nürnberger Rassengesetze von 1935 schlossen den Erster-Weltkriegs-Veteranen von dieser Staatsbürgerpflicht aus. Als Jude rechnete er in der ersten Kriegswoche damit, erschossen oder in ein Konzentrationslager geschickt zu werden. Aber er musste überrascht feststellen, dass die «Judenhetze» in der Presse schnell nachliess. Als zwei freundliche Polizisten ihre Wohnung durchsuchten, fragte einer die Klemperers besorgt: «Warum sind Sie eigentlich noch nicht im Ausland?»¹⁹

Seit einer Woche war das 26. Infanterieregiment aus Flensburg unterwegs, als es am 3. September um 5 Uhr schliesslich die deutsch-polnische Grenze überquerte. Am frühen Nachmittag kam es durch die ersten verlassenen Dörfer, die Männer sahen die vielen gesprengten Brücken und kämpften sich durch den trockenen, gelben Sand. Lastwagen blieben stecken, Pferde waren vom Ziehen der Wagen erschöpft, und Gerhard M. musste sein Fahrrad über weite Strecken tragen. Der Einsatz als Fahrradmelder war zufällig durchaus passend für den fünfundzwanzigjährigen Feuerwehrmann, dessen Eltern in Flensburg ein Fahrradgeschäft betrieben. Es war der erste Sonntag des Krieges.²⁰

Als Gerhard M. und seine Flensburger Kameraden am 5. September in Polen die ehemalige deutsch-russische Grenze von 1914 überquerten, hatte er das ausgeprägte Gefühl, in eine andere Welt zu kommen, die «nie deutsch

gewesen» war. Ihm fielen die Armut und das Elend der polnischen Flüchtlinge auf, die Bettzeug, Fahrräder und kleine Kinder auf Pferdefuhrwerke, die allgegenwärtigen «Panjewagen», geladen hatten und ihnen auf der Flucht entgegenkamen. Am Rand von Kalisz geriet der Trupp erstmals unter Beschuss; sie gingen in Deckung und schossen mit Gewehren und Maschinengewehren zurück. Erst ihr Artilleriegeschütz konnte das polnische Maschinengewehr, mit dem aus einer alten Fabrik heraus auf sie geschossen wurde, lahmlegen und setzte dabei das gesamte Gebäude in Brand. Gerhard sah, wie deutsche Soldaten ein Dutzend polnischer Zivilisten aus einem Haus trieben – «verdammte Heckenschützen», notierte er in seinem Tagebuch. Was mit ihnen geschah, beobachtete er nicht, weil er sich voll und ganz darauf konzentrierte, die Tür eines verlassenen Schokoladengeschäfts aufzuhebeln. In seinem Tagebuch notierte er verschmitzt: «Mir räumten den Laden auf Kredit», wonach sie bis in die Nacht weitermarschierten.²¹

In Solingen döste Dr. August Töpferwien am Nachmittag des 3. September in seinem Garten, als die gedämpften Stimmen seiner Frau und einer Nachbarin ihn weckten. Die britische Regierung hatte den Krieg erklärt. Um 17 Uhr schloss sich die französische Regierung an. Als verbeamteter Studienrat am Gymnasium war Töpferwien sich seiner Staatsbürgerpflichten bewusst und eilte zum örtlichen Wehrmeldeamt, um sich freiwillig zu melden, wurde aber wieder nach Hause geschickt. Für deutsche Protestanten wie ihn beschwor ein erneuter Krieg unmittelbar Erinnerungen an die nationale Katastrophe von 1918 herauf. Es stand mehr auf dem Spiel als bloss Politik. Deutsche mussten von der Sünde der Revolution und der Schmach der selbstverschuldeten Niederlage befreit werden. Als Töpferwien überlegte, was er seiner Klasse in der ersten Religionsstunde des Krieges sagen sollte, liess er sich von den Schriften des Theologen Emanuel Hirsch inspirieren und wählte als Thema die Worte, die auf den Koppelschlössern der deutschen Wehrmachtsuniformen eingraviert waren: «Gott mit uns».²²

Die offizielle Zeitung der evangelischen Kirche rief sofort zur Sammlung auf: «So vereinigen wir uns auch in dieser Stunde mit unserem Volk in der Fürbitte für Führer und Reich, für die gesamte Wehrmacht und alle, die in der Heimat ihren Dienst für das Vaterland tun.» Der Bischof von Hannover betete: «Segne den Führer. Stärke alle, die im Dienst unseres Volkes stehen, in der Wehrmacht zu Lande, zu Wasser und in der Luft und in allen anderen

Die Rechtfertigung des Angriffs

Aufgaben, die das Vaterland stellt.» Bischof Meiser hatte sich 1934 noch den Bestrebungen der Nationalsozialisten widersetzt, die bayerische Landeskirche zur Unterordnung unter eine Reichskirche zu zwingen, und war dafür unter Hausarrest gestellt worden. Jetzt erinnerte er die Pastoren in Bayern daran, dass der Krieg ihnen Gelegenheit gebe, für die geistige Erneuerung des deutschen Volkes zu arbeiten: «Wer weiss, wie lange Gottes Ruf noch an unser Volk ergeht. Lasst uns helfen, dass es zu einer neuen Begegnung zwischen unserem Volk und seinem Gott kommt, damit der verborgene Segen dieser Zeit unserm Volk nicht verloren gehe.»²³

Die Reaktion der katholischen Bischöfe war im Vergleich zu 1914 weniger enthusiastisch. Damals hatte Kardinal von Hartmann aus Köln noch gebetet: «Segne die gesamte deutsche Kriegsmacht. Führe uns zum Siege», und ebenso von geistiger Erneuerung der Nation gesprochen wie seine evangelischen Kollegen. Nun gab der Erzbischof von Köln seinen Pfarreien lediglich administrative Anweisungen und eine Reihe von Gebeten für die Kriegszeit an die Hand. Einige Bischöfe gingen weiter, darunter der «braune» Erzbischof von Freiburg, Conrad Gröber, und der konservative Adelige Clemens August von Galen aus Münster, der die untere Geistlichkeit aufrief, die Kriegsanstrengungen nicht nur als Priester, sondern auch als «deutsche Männer» zu unterstützen. Aber solche Stimmen waren selten. Im Allgemeinen hüteten sich die katholischen Prälaten davor, mit diesem Krieg grosse Hoffnungen auf eine spirituelle Wiedergeburt zu verknüpfen, wie sie es beim vorigen getan hatten. Vielmehr interpretierten sie diesen Waffengang als Strafe für den weltlichen Materialismus der modernen Gesellschaft. Als unversöhnliche Feindin des gottlosen Bolschewismus war die katholische Kirche zudem verärgert über Hitlers Pakt mit Stalin und fürchtete, dass dieser in der Heimat neue Konflikte zwischen Kirche und Staat schüren würde.²⁴

Ernst Guicking gehörte zu dem kleinen Heeresaufgebot, das die deutsche Westgrenze gegen die Franzosen schützen sollte, während die Kampfdivisionen der Wehrmacht überwiegend in Polen eingesetzt waren. Am 5. September schrieb er an Irene den ersten Brief seit der Verlegung seiner Einheit. Nach dem hektischen Abmarsch hatte er nun Zeit wahrzunehmen, wie reif die Trauben an den Weinstöcken schon waren: «Sonst weiss ich im Moment nichts Neues.» Zu dieser Zeit war Irenes erster Brief schon zu ihm unterwegs; sie hatte ihn geschrieben, sobald die Postsperrung aufgehoben worden

war, die während der Truppenverlegung an die Front gegolten hatte. «Hoffentlich kommt ihr alle gesund und glücklich als siegreiche Soldaten wieder nach Hause», schrieb die junge Gärtnerin an Ernst und gestand: «Ich denke so oft an die Schrecken eines Krieges.» Aber sofort rief sie sich wieder zur Ordnung: «Wir wollen den Teufel nicht an die Wand malen (...) Wenn man den Kopf mal recht voll hat, dann denken wir beide wohl an all die vielen glücklichen Stunden und dass es noch schöner wird, wenn Du für immer wieder bei mir bleiben kannst.» Die zwei Verliebten konzentrierten sich auf ihrer beider Familien, Irene dazu auf ihre Arbeit im Gewächshaus und er auf sein Leben in seiner Militäreinheit, doch das milderte ihre schlimmen Vorahnungen kaum. Der Krieg war gekommen, und wie so viele andere war auch Irene überzeugt, dass die britische Regierung «es ja nicht anders haben» wollte. Der 3. September 1939, an dem Grossbritannien und Frankreich Deutschland den Krieg erklärten, wurde in allen deutschen Kalendern, die in den folgenden sechs Jahren gedruckt wurden, als Datum des Kriegsbeginns markiert. Der 1. September tauchte in den Annalen lediglich als «Ge-
genangriff» gegen Polen auf.²⁵

Irene Reitz, Ernst Guicking, August Töpferwien, Jochen Klepper, Liselotte Purper und Wilm Hosenfeld wünschten wie die meisten ihrer Landsleute, dass der Krieg sich noch abwenden liesse. Irene und Ernst hatten keine klar geäusserten politischen Ansichten. Klepper, Hosenfeld und Töpferwien waren von manchen Elementen der nationalsozialistischen Bewegung abgestossen, besonders von ihrem antireligiösen Flügel. Ebenso wie sie mögen die meisten Deutschen den Einmarsch in Polen für gerechtfertigt gehalten haben, aber nur wenige fanden, dass er einen Krieg mit Grossbritannien und Frankreich wert war. Ein Bericht aus Oberfranken brachte die öffentliche Meinung prägnant auf den Punkt: «Die Beantwortung der Frage, wie das Problem ‚Danzig und der Korridor‘ zu lösen ist, ist in der Öffentlichkeit immer noch die gleiche: Angliederung an das Reich? Ja. Durch Krieg? Nein.»²⁶

Solche Ansichten dürften Hitler kaum überrascht haben, denn ihm war klar, dass seine Kriegslust weit über die der Bevölkerung des von ihm regierten Landes hinausreichte. In einem Augenblick euphorischer Offenheit hatte er gegenüber führenden deutschen Journalisten eingeräumt, ihm sei klar, dass die fünfmonatige Sudetenkrise sein «Hühnervolk» erschreckt habe.

Die Rechtfertigung des Angriffs

Er hatte sogar zugegeben: «Die Umstände haben mich gezwungen, jahrzehntelang fast nur vom Frieden zu reden. Nur unter der fortgesetzten Betonung des deutschen Friedenswillens und der Friedensabsichten war es mir möglich, dem deutschen Volk (...) die Rüstung zu geben, die immer wieder für den nächsten Schritt als Voraussetzung notwendig war.» Das hatte er im November 1938 gesagt. Im Juli 1939 hatte die NSDAP ihren jährlichen Nürnberger Parteitag vom 2. bis 11. September als «Reichsparteitag des Friedens» angekündigt. Nach der deutschen Mobilmachung wurde er Ende August unvermittelt abgesagt, wie es der Parteivorsitzende Adolf Hitler ohnehin beabsichtigt hatte. Den britischen Botschafter Henderson im Rahmen einer vorgetäuschten Pendeldiplomatie in letzter Minute nach London zu schicken war der letzte Akt einer Inszenierung, die Hitler als frustrierten Friedensstifter präsentierte. Im Ausland mag dieses Vorgehen nicht mehr viele überzeugt haben, aber im Inland bestimmte es die öffentliche Meinung. Als Wilm Hosenfeld, August Töpferwien, Irene Reitz und Jochen Klepper Anfang September zu dem Schluss kamen, dass «die Engländer es nicht anders haben wollten», warfen sie den Briten nicht nur vor, dass sie Polen nicht zur Annahme der «vernünftigen» Bedingungen Deutschlands gedrängt hatten, sondern auch, dass sie an der «Einkreisung» festhielten, die ihr Volk in seiner Nachkriegsversklavung halten sollte. Während die Deutschen ihre Reihen schlossen, redeten sie sich ein, man habe ihnen den Krieg aufgezungen.²⁷

Die 30. Infanteriedivision, zu der auch das 26. Infanterieregiment aus Flensburg gehörte, erreichte am 7. September die Warthe, überquerte sie auf der Behelfsbrücke, die deutsche Pioniereinheiten gebaut hatten, und passierte die verlassenen polnischen Befestigungsanlagen. Auf bewaffneten Widerstand stießen sie erst, als Dorfbewohner ihre Häuser verteidigten. Gerhard M. sah, wie seine Kameraden 20 junge Männer abfuhrten, die er für die «feigen Heckenschützen» hielt. «Brennende Häuser, weinende Frauen, schreiende Kinder. Ein Bild des Jammers. Aber das polnische Volk wollte es ja nicht besser», rief Gerhard M. sich in seinem Tagebuch in Erinnerung. Aus einer primitiven Bauernkate feuerte eine Frau mit einem Maschinengewehr. Gerhards Einheit umstellte das Haus und steckte es in Brand. Die Frau versuchte zu flüchten. «Wir haben sie aber daran gehindert, so hart es war. (...) Ihr Schreien gelte mir noch lange in den Ohren.» Die Deutschen mussten

mitten auf der Strasse gehen, so gross war die Hitze, die von den brennenden Häusern zu beiden Seiten ausstrahlte. Als es dunkel wurde, sahen sie, dass der Horizont im Osten rot war von den Flammen anderer brennender Dörfer. Gerhards Hauptsorge war, sich auf dem Fahrrad zu halten. Immer wieder sanken die Reifen in den Sandboden des Weges ein und liessen ihn in der Dunkelheit stürzen. Aber der junge Feuerwehrmann aus Flensburg war sich bewusst, dass er zum Brandstifter geworden war.²⁸

In der Nacht auf den 10. September wurde die 30. Infanteriedivision von polnischer Kavallerie angegriffen. Gerhard M.s Kompanie befand sich im hinteren Teil der Division, als eine Welle der Panik durch die Reihen ging. In den folgenden beiden Tagen wurde die 8. Armee unter General Johannes Blaskowitz 20 Kilometer nach Süden zurückgeschlagen und von ihrer direkten Marschlinie auf Warschau abgedrängt. Auf dem Rückzug zündeten sie die Häuser an, aus denen sie Schüsse zu hören glaubten. «Bald säumten brennende Häuser unseren Weg, und aus den Flammen schallte das Schreien der Versteckten, die sich nicht mehr retten konnten», schilderte Gerhard. «Das Vieh brüllte in Todesangst, ein Hund schrie, bis er verbrannt war, aber am schlimmsten schrieten doch die Menschen. Es war grauenhaft. Mir gelte es heute noch in den Ohren. Aber sie haben geschossen und damit den Tod verdient.» Er gestand jedoch zu, dass Offiziere und Mannschaften extrem nervös waren.²⁹

Am nächsten Tag geriet er in sein erstes reguläres Gefecht, bei dem deutsche Infanteristen in einer dünnen Linie bäuchlings in flachen Mulden lagen, die sie hastig gegraben hatten. Sie sollten einer Artilleriestellung hinter ihnen Deckung geben und warteten, bis die braunen Punkte der polnischen Infanteristen näher rückten. Ihre Anspannung wuchs, doch sie erhielten den Befehl, erst zu feuern, wenn der Feind nur noch 300 Meter entfernt wäre. Zielen, feuern, nachladen – Gerhard M. beschrieb seine Bewegungen als «mechanisch wie auf dem Kasernenhof». Aber die Deutschen wurden unter hohen Verlusten zurückgedrängt. Von den 140 Männern seiner Kompanie kehrten nur Gerhard M. und sechs andere zum Rest ihres Bataillons in einem Wald zurück. Am nächsten Tag erhielt die angeschlagene Frontlinie der 30. Infanteriedivision Verstärkung von zwei weiteren Divisionen und einer langsam vorrückenden Panzerkolonne.³⁰

Gerhard M. hatte am grössten Gefecht des Feldzugs teilgenommen. Als die Deutschen am 1. September nach Polen einmarschiert waren, hatte sich die

Die Rechtfertigung des Angriffs

polnische Armee noch mitten in der Mobilmachung befunden, während sie zugleich die Landesgrenzen verteidigen musste – eine unmögliche Aufgabe, da die Deutschen von drei Seiten angriffen: von Ostpreussen im Norden, von slowakischem Territorium im Süden und im Westen auf breiter Front von Schlesien und Pommern aus. Da die Polen Hitlers Forderungen für bare Münze nahmen, glaubten sie, die Wehrmacht versuche das ehemalige preussisch-polnische Grenzgebiet zwischen Ost- und Westpreussen zurückzuerobern. In Wirklichkeit umging der deutsche Angriff die polnischen Truppen jedoch weitgehend und konzentrierte sich auf zwei massive Vorstöße von Norden und Süden in Richtung Warschau. Einheiten der 8. Armee rückten von Breslau vor und nahmen am 7. September die von Textilindustrie geprägte Grossstadt Lodz ein. Am folgenden Tag erreichte die 4. Panzerdivision Vororte Warschaus.³¹

Unterdessen gelang es den beiden polnischen Armeen, die im Westen eingeschlossen waren, sich aus dem Grenzgebiet zurückzuziehen und eine imposante Streitkraft unter General Tadeusz Kutrzeba zu bilden. Da diese jedoch zwischen deutschen Truppen festsass, die das Nordufer der Weichsel und das Südufer der Bzura hielten, nutzte Kutrzeba seinen einzigen Vorteil: Die Deutschen hatten den Kontakt zu seinen Truppen verloren und wussten nicht, dass er die exponierten Teile der 30. Infanteriedivision angreifen konnte, die sich auf einer 30 Kilometer langen Verteidigungslinie verteilten, während der Rest von Blaskowitz' 8. Armee den Marsch nach Warschau fortsetzte. Ebendiese spärlich besetzte Linie verteidigten Gerhard M. und seine Kameraden am 10. September. Das deutsche Oberkommando war gezwungen, den Angriff der 4. Panzerdivision auf Warschau abubrechen, sie zurückzuholen und einen Grossteil der 10. Armee und der Reserven der Heeresgruppe Süd zur Verstärkung der schwachen Frontlinie umzudirigieren. Am 12. September verlief der polnische Gegenangriff im Sande. Kutrzeba trat mit seiner Poznan-Armee den Rückzug an, um Warschau zu verteidigen, während die Pommern-Armee eingekesselt und von deutscher Artillerie und Heinkel-111-Bombern beschossen wurde, die den schützenden Wald rund um die polnischen Truppen in Brand setzten.

Noch während die Schlacht an der Bzura tobte, zogen sich die polnische Regierung und die Militärführung in Richtung der rumänischen Grenze zurück. Ihr Plan, sich ins Landesinnere abzusetzen, erwies sich als aussichtslos,

als die Rote Armee am 17. September von Osten nach Polen vordrang und damit ihren Geheimpakt mit Deutschland in die Tat umsetzte. Da Präsident Moscicki keine Rückzugsmöglichkeit blieb, beschloss er, eine Exilregierung in Paris zu bilden, und ging über die Grenze ins neutrale Rumänien. Zwei Tage später ergaben sich die polnischen Überlebenden an der Bzura. Die Schlacht hatte den Polen Zeit verschafft, die Verteidigung Warschaus zu stärken. Trotz massiver deutscher Bombenangriffe hielt die von der Regierung im Stich gelassene Hauptstadt noch bis zum 28. September stand.

Weiter westlich blieb das Alltagsleben durch die schiere Geschwindigkeit des deutschen Vormarschs offenbar nahezu unbeeinträchtigt. Auf der Suche nach Quartieren für seine Kompanie fuhr Wilm Hosenfeld mit einem Unteroffizier und sechs Mann nach Pabianice, zehn Kilometer südwestlich von Lodz. Da die Männer vom Staub der Schotterstrassen bedeckt waren, sprangen sie aus dem Wagen und wuschen sich in einem Hof an einer Pumpe. Die Kinder, die ihnen zuschauten, staunten besonders über die Zahnbürste, die Hosenfeld herausholte. Er gab dem Jungen, der für sie Wasser gepumpt hatte, zehn Pfennig, dann schlenderten die Deutschen davon und kauften sich an einem Stand im Park Schokoladeneis. Am nächsten Tag ging Hosenfeld einkaufen. Es waren kaum Kriegsschäden zu sehen, nur Mengen von Flüchtlingen aus den Grenzregionen, mit dürren Pferden, die überladene Karren zogen. Viele der Frauen und Kinder stapften mit schweren Bündeln barfuss durch den Staub, zogen Handwagen oder schoben Kinderwagen.³²

Hosenfeld und seine Kompanie wurden zur Bewachung des grossen Kriegsgefangenenlagers eingeteilt, das man in einer der Textilfabriken der Stadt eingerichtet hatte. Tagtäglich trafen Tausende Gefangene ein. Volksdeutsche Soldaten der polnischen Armee wurden sofort freigelassen und nach Hause geschickt. Auch jüdische Männer selektierte man aus. «Mich empört die rohe Behandlung», schrieb Hosenfeld, merkte aber auch an: «Die Einheimischen sehen mit Behagen zu» und erzählten jedem, der es hören wollte, wie die Juden sie ausgebeutet hätten. Da sie in der Stadt keine wohlhabenden jüdischen Einwohner fanden, schloss er: «Die reichen J[uden] sind allerdings ausgerückt, die armen Juden müssen's büssen.» Umgehend wurden sie in Pabianice eingesetzt, um die Schützengräben, die man in den vorhergehenden Wochen ausgehoben hatte, wieder mit Erde zu füllen. Hosenfeld

Die Rechtfertigung des Angriffs

war beeindruckt von einer Abendandacht mit Choralgesang, die die polnischen Offiziere im Lager improvisierten, und zog als Katholik automatisch seine Mütze ab. Da sich um die 10'000 Gefangene auf engstem Raum drängten, waren Nahrungsmittel bald äusserst knapp, und die Männer wurden vor Hunger und Platzmangel unruhig. Hosenfeld erhielt Anweisung, das Lager mit Stacheldraht, Wachen und Maschinengewehren zu sichern.³³

Der Polenfeldzug endete mit einem schnellen, entscheidenden Sieg. Im September 1939 entwickelte das deutsche Militär eine neuartige Form des «totalen Krieges», für die kaum oder gar keine normativen Einschränkungen galten: Tieffliegerangriffe auf Flüchtlingskolonnen, rückhaltlose Bombardierung von Städten und Massenvergeltungsmassnahmen an Kriegsgefangenen und Zivilisten. Am 22. August hatte Hitler seinen Generälen unverblümt mitgeteilt, dass sie einen «Volkstumskampf» führen sollten. Die Hauptpunkte seiner Ansprache sind in anschaulichen Tagebuchnotizen erhalten geblieben:

«Vernichtung Polens im Vordergrund. Ziel ist Beseitigung der lebendigen Kräfte, nicht die Erreichung einer bestimmten Linie. (...) Herz verschliessen gegen Mitleid. Brutales Vorgehen. 80 Mill. Menschen müssen ihr Recht bekommen. Ihre Existenz muss gesichert werden. Der Stärkere hat das Recht. Grösste Härte.»³⁴

Einfache Soldaten wie Gerhard M. konnten nicht wissen, was in Hitlers Berghof bei Berchtesgaden besprochen wurde. Ihnen war jedoch klar, dass die feindlichen Streitkräfte mit allen Mitteln schnell und vollständig zerschlagen werden sollten. Von Anfang an gab es eine wahre Flut von Berichten über «Heckenschützen», «Freischärler», «Banden» und zivile «Franc tireurs», die hinter den deutschen Frontlinien operierten. Auffallend war allerdings das Fehlen jeglicher Details, und die deutsche Feldgendarmerie, die mit der Ermittlung der Vorfälle betraut war, stellte in der Regel fest, dass solche Behauptungen unbegründet waren. Eine Heeresgruppe räumte ein, bei der ersten Feindberührung «sieht die Truppe leicht Gespenster und verliert die Nerven»; «Luftangriffe, feindselige Bevölkerung und Heckenschützen sind geeignet», solche Tendenzen bei den unerfahrenen deutschen Soldaten zu verstärken.³⁵

Eine Woche nach Beginn der Invasion veröffentlichte die renommierte Berliner *Deutsche Allgemeine Zeitung* einen ausführlichen Artikel über das Kriegsrecht und bekräftigte: «Verletzt der Feind das Völkerrecht, so hat

Deutschland das Recht, harte, aber wirksame Vergeltungsmassnahmen anzuwenden, es würde hierbei völlig im anerkannten Rahmen des Völkerrechtes handeln.» Oft genügten ein paar Schüsse von polnischen Soldaten, die einen Weiler zu verteidigen versuchten, um nervlich angespannte deutsche Trupps zu drastischen Vergeltungsmassnahmen gegen die Zivilbevölkerung zu veranlassen, wie Gerhard M. offenerzig in seinem Tagebuch festhielt. Diese spontanen Reaktionen waren durch Anweisungen von oben gedeckt. Am 10. September erteilte General Fedor von Bock der Heeresgruppe Nord den Befehl: «Wird aus einem Dorf hinter der Front geschossen, und ist das Haus, aus dem das Feuer kam, nicht festzustellen, so wird das ganze Dorf niedergebrannt.» Andere Kommandeure schlossen sich an. Aber dieses Vorgehen entsprach nur dem, was Gerhard M. und seine Kameraden ohnehin bereits taten. Diese Dynamik angstgetriebener Überreaktionen hatte grosse Ähnlichkeit mit dem Verhalten deutscher Truppen 1914 in Belgien und Nordfrankreich. In den vierwöchigen Kämpfen und den folgenden ebenfalls vier Wochen deutscher Militärverwaltung in Polen wurden 16'000 bis 27'000 Polen hingerichtet und 531 Städte und Dörfer niedergebrannt. Als die Generäle die Verwaltung am 26. Oktober an zivile Stellen übergaben, waren sie besorgt, wie sie die militärische Disziplin in ihren Truppen aufrechterhalten sollten, und räumten ein, dass die Männer an einem «Freischärlerwahn» litten. Solche Ängste waren keineswegs aus dem Nichts entstanden, zumal Polen für die deutschen Invasoren etwas anderes war als Belgien oder Frankreich. Von der abfälligen Bezeichnung «Polacken» bis zu der Erwartung, aus dem Hinterhalt beschossen zu werden, waren die deutschen Truppen ideologisch darauf eingestimmt worden, gegen einen kulturell unterlegenen und feigen Gegner zu kämpfen.³⁶

In Pabianice stellte Hosenfeld fest, dass die dortige deutsche Bevölkerung «einen schrecklichen Zorn auf die Polen» hatte. Die Berichte, die er in der zweiten Septemberhälfte las und hörte, schockierten ihn zunehmend. Soweit er es beurteilen konnte, war das Verhältnis zwischen diesen beiden Bevölkerungsgruppen bis zum Anfang des Jahres gut gewesen, hatte sich dann aber mit Beginn der antideutschen Agitation verschlechtert. «Ich habe mit so vielen schon gesprochen, man hört immer wieder dasselbe», schrieb er am 30. September an seinen ältesten Sohn Helmut und fügte in dem Bemühen, die menschliche Natur zu begreifen, hinzu: «Seitdem ich die Roheit unserer ei-

Die Rechtfertigung des Angriffs

genen Soldaten mit Augen gesehen habe, glaube ich an alle Viechereien der Polen, die in unverantwortlicher Weise verhetzt wurden.» In allem, wozu die Deutschen fähig waren, würden die Polen sie wohl noch übertreffen, meinte er.³⁷

Wesentlich schlimmer war es in den umkämpften polnischen Grenzgebieten wie der ehemals preussischen Provinz Posen. In der Stadt Kempen hörte sich der Reservist Konrad Jarausch die Schilderungen volksdeutscher Flüchtlinge an, wenn er in dem deutschen Hotel vor Ort essen ging. Sie erzählten von ihrem Marsch von Thorn nach Lowicz, bei dem sie paarweise an den Händen zusammengebunden gewesen waren. Nachzügler waren erschossen worden. In Lowicz hatte man 5'000 von ihnen schon an die Friedhofsmauer gestellt und die Maschinengewehre für ihre Exekution aufgebaut, als deutsche Truppen sie gerade noch rechtzeitig befreit hatten. Obwohl die Flüchtlinge arg mitgenommen aussahen, war Jarausch von ihnen beeindruckt. Der nachdenkliche Studienrat aus Magdeburg, der kein Nationalsozialist war, sondern ein konservativer, protestantischer Nationalist, war «noch nie mit so leuchtenden Augen mit dem Hitlergruss begrüßt worden, der nun eben hier das Zeichen ist für alles, was sich zum Deutschtum bekennt». Verhängnisvoller war, dass die Flüchtlinge die «Pfaffen und die Juden» für die wahren Schuldigen an sämtlichen Gräueltaten hielten.³⁸

Im Laufe des Sommers hatte das Oberkommando des Heeres beschlossen, jeder der fünf Invasionsarmeen eine Einsatzgruppe unter der Leitung des SS-Sicherheitsdienstes, kurz SD, zur «Bekämpfung aller reichs- und deutschfeindlichen Elemente in Feindesland rückwärts der fechtenden Truppe» beizuordnen. Schon bald kamen zwei weitere Einsatzgruppen hinzu. Da sie mit nur 2'700 Mann viel zu schwach besetzt waren und nicht über die nötigen Ortskenntnisse verfügten, um die ihnen übertragenen Aufgaben zu bewältigen, wurden sie sehr bald um 100'000 Volksdeutsche ergänzt, die darauf brannten, sich freiwillig zum Militärdienst zu melden, und nun Milizen wie den Volksdeutschen Selbstschutz bildeten. Noch bevor die Schlacht an der Bzura beendet war, wüteten diese Lokalmilizen im polnischen Korridor in und um Blomberg.³⁹

Dabei wollten sie sich nicht nur für die Ereignisse der vorangegangenen Wochen und Monate «rächen», sondern auch die Auseinandersetzungen der unmittelbaren Nachkriegsjahre in ihrem Sinne zu Ende bringen. Von 1919 bis 1921 hatten rivalisierende Milizen sich gegenseitig bekämpft, um in den Grenzgebieten den Ausgang der nationalen Volksabstimmungen über die

«Nachfolgestaaten» der ehemaligen Vielvölkerstaaten zu beeinflussen: Hier hatte US-Präsident Woodrow Wilsons Prinzip des «Rechts auf nationale Selbstbestimmung» reichlich Raum für Terror und Bürgerkrieg geboten. Als beispielsweise die überwiegend von Deutschen bewohnte Stadt Konitz nach dem Ersten Weltkrieg Polen zugeordnet wurde, teilten sich sämtliche zivilen und religiösen Einrichtungen der Stadt nach nationalen und ethnischen Trennlinien auf. In dieser ehemals westpreussischen Region war die Religionszugehörigkeit durchgängig auch stellvertretendes Merkmal der Nationalität: Protestanten galten als Deutsche, Katholiken als Polen. Schon 1919 hatten die jüdischen Gemeinden Westpreussens zwar ihre unerschütterliche Loyalität zum «deutschen Volkstum» erklärt und es als grössere Bedrohung eingeschätzt, «polnischer Willkür und Unduldsamkeit ausgeliefert zu werden», aber das konnte sie zwei Jahrzehnte später nicht retten. Als deutsche Milizen 1939 nach Konitz kamen, wandten sie sich sofort gegen ihre polnisch-katholischen und jüdischen Nachbarn und erschossen am 26. September 40 Menschen. Am folgenden Tag ermordeten sie einen polnischen Priester und tags darauf 208 Patienten der psychiatrischen Abteilung des örtlichen Krankenhauses. Bis Januar 1940 töteten die volksdeutschen Milizen mit Unterstützung der Wehrmacht und der Gestapo 900 Polen und Juden aus Konitz und den umliegenden Dörfern.⁴⁰

Wenn sie keine polnischen Männer finden konnten, machten manche Milizionäre Jagd auf polnische Frauen und Kinder. Viele waren auf persönliche Rache aus. Andere ahmten die von der Wehrmacht praktizierten «Befriedungsmethoden» nach. In Bromberg wurden Pfadfinder, die der polnischen Armee als Melder gedient hatten, zusammen mit dem Priester, der ihnen die letzte Ölung erteilen wollte, an die Wand gestellt und erschossen. Viele örtliche Milizkommandeure verwandelten die Keller und Höfe ihrer improvisierten Gefängnisse in Folterkammern, in denen sie Gefangene auspeitschen, ihnen Nägel in den Rücken treiben und die Augen mit dem Bajonett ausstechen liessen.⁴¹

Diese Vorgänge waren vergleichbar mit den «wilden» Konzentrationslagern, die örtliche Nationalsozialisten, SA- und SS-Einheiten 1933 in Deutschland eingerichtet hatten – allerdings mit einem Unterschied: Dort blieb die Welle der Gewalt begrenzt, und die meisten Gefangenen wurden bis zum Sommer 1934 wieder entlassen. Dagegen nahm der Terror im besetzten Polen noch weiter zu, als die «deutsche Ordnung» etabliert wurde.

Die Rechtfertigung des Angriffs

Hitler war fest entschlossen, die herrschende polnische Oberschicht an der Wiedererrichtung eines unabhängigen Nationalstaates zu hindern. Der Reichsführer-SS Heinrich Himmler und sein Stellvertreter Reinhard Heydrich nutzten die Gelegenheit zu einer «Intelligenzaktion» – sprich: zur Liquidation der polnischen Eliten. Hauptziele waren Lehrer, Priester, Akademiker, Beamte, Offiziere, Grossgrundbesitzer, Politiker und Journalisten. Ihnen allen drohten Verhaftung, Hinrichtung oder Deportation in Konzentrationslager, wo weitere Massenexekutionen stattfanden. Regelmässig bezogen Milizionäre und Einsatzgruppen, ihrer eigenen Auffassung der nationalsozialistischen Ideologie folgend, sowohl Juden als auch Patienten psychiatrischer Kliniken in ihre «Aktionen» ein, ohne zuvor weitere klärende Anweisungen einzuholen.⁴²

Die schlimmsten Massaker beging der Volksdeutsche Selbstschutz, häufig unter SD- und Gestapo-Kommando, in ehemals westpreussischen Städten. In den Wäldern um Neustadt erschoss er 6'000 Menschen, in Preussisch-Stargard 7'000 und in der psychiatrischen Anstalt Kocborowo 1'692 Patienten. Auf dem Truppenübungsplatz Grupa fielen ihm 6'500 Polen und Juden aus Graudenz zum Opfer und in Lszkōwko weitere 3'000. In Kiesgruben bei Mniszek wurden 10'000 bis 12'000 Polen und Juden aus dem Kreis Schwetz erschossen. In der Nähe des Flughafens Fordon und in den Sandbergen von Miedzyn töteten Gestapo, SS und Milizionäre etwa 3'000 Juden und Polen. In den Wäldern bei Rusinowo (Kreis Rippin) erschoss der Selbstschutz 4'200 Menschen, und bei Karlshof exekutierten Milizionäre und Wehrmachtssoldaten bis zum 15. November weitere 8'000. Obgleich vollständiges Zahlenmaterial fehlt, lässt sich die Grössenordnung aus der Tatsache erschliessen, dass allein diese grossen «Aktionen», bei denen jeweils über tausend Menschen ermordet wurden, mehr als 65'000 Todesopfer forderten. Davon wurden 20'000 bis 30'000 von einheimischen deutschen Milizionären getötet. Die Gesamtzahl der Todesopfer in den ersten Monaten der deutschen Besetzung muss weitaus höher liegen. Aber schon diese Massaker setzten selbst für die blutigen Annalen des NS-Regimes neue Massstäbe und sollten zum Ausgangspunkt zukünftiger Kampagnen im Osten werden.⁴³

Viele Erschiessungen fanden fernab von den Blicken der Öffentlichkeit in Wäldern und auf Flugplätzen statt, aber andere lockten zahlreiche Zuschauer an. Am Samstagabend, dem 7. Oktober, unterhielten sich die in Schwetz stationierten deutschen Soldaten über die Erschiessungen, die sie

an diesem Tag durchgeführt hatten und am nächsten Morgen auf dem jüdischen Friedhof fortsetzen sollten. Früh am Sonntagmorgen traf der Gefreite Paul Kluge dort ein und postierte sich nah an dem ausgehobenen Graben. Wie so oft hinterliess der Anblick der ersten Gruppe von Opfern den nachhaltigsten Eindruck. Eine Frau mit drei Kindern stieg aus dem Bus, der die Gefangenen zum jüdischen Friedhof gebracht hatte, und ging die 30 Meter bis zum Graben. Man liess sie mit ihrem kleinsten Kind auf dem Arm hineinsteigen. Dann hob sie eines der beiden anderen Kinder hinunter, und ein SS-Mann reichte ihr den verbliebenen kleinen Jungen. Die Frau musste ihre Kinder dazu bewegen, sich neben ihr auf den Bauch zu legen. Kluge blieb nah genug neben dem vierköpfigen Erschiessungskommando stehen, um in den Graben schauen und beobachten zu können, wie die Männer mit ihren Gewehren aus 20 Zentimetern Entfernung auf die Nacken ihrer Opfer zielten. Hinterher forderte ihn der Sturmbannführer auf, Erde auf die Leichen zu schaufeln, was er ohne Zögern tat.⁴⁴

Manche der Soldaten konnten nicht mit ansehen, wie Kinder getötet wurden, und gingen fort, kehrten aber rechtzeitig zurück, um bei der Erschiessung der polnischen Männer zuzuschauen, die in einem zweiten Bus eintrafen. Der Unteroffizier Paul Roschinski bemerkte, wie manche Zuschauer so nah an den Gräben entlanggingen, dass ihre Uniformen von herausspritzendem «Fleisch, Gehirn und Sand» gesprenkelt waren. Viele der Soldaten, die in Polen Zeugen solcher Vorgänge wurden, machten Fotos und schickten die Filme nach Hause, um sie dort entwickeln und Abzüge anfertigen zu lassen. Auf diese Weise gingen Bilddokumente durch die Hände von Eltern, Ehefrauen und Fotolaboranten, bevor sie wieder an die «Exekutionstouristen» in Polen geschickt wurden. An den meisten Orten kooperierte die Wehrmacht mit Polizei und SS und stellte manchmal Personal für die Erschiessungskommandos ab.⁴⁵

Für manche Zeugen überschritten diese Exekutionen eine moralische Grenze. Der Oberstabsarzt der 4. Armee war über sie so empört, dass er ein Dossier mit Augenzeugenberichten zusammenstellte und direkt an den «obersten Befehlshaber der Wehrmacht und Führer des deutschen Volkes Adolf Hitler» schickte. Sein Bericht war dazu verurteilt, in die Archive zu wandern. Auch der Oberbefehlshaber der Besatzungstruppen in Polen, Generaloberst Johannes Blaskowitz, protestierte gegen dieses Vorgehen. Der gläubige Lutheraner war über die Berichte, die ihn erreichten, so entsetzt,

Die Rechtfertigung des Angriffs

dass er wiederholt beim Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Walther von Brauchitsch, vorsprach und sich schriftlich bei Hitler über das Verhalten von SS, Polizei und Verwaltung beschwerte, wobei er die zersetzende Wirkung solcher Erschiessungen auf die Truppenmoral unterstrich. Hitler tat seine Proteste ab und erklärte, «mit Heilsarmee-Methoden führe man keinen Krieg». Blaskowitz blieb hartnäckig und warnte im Februar 1940, je brutaler die Besatzung sei, umso mehr deutsche Truppen binde sie. Tatsächlich konnte die Wehrmacht ihre Besatzungstruppen nie unter eine Stärke von 500'000 Mann reduzieren. Nachdem Blaskowitz fünf Monate lang keine Ruhe gegeben hatte, liess Hitler ihn schliesslich in Polen ablösen, schickte ihn aber nicht endgültig in den Ruhestand.⁴⁶

Da sich unter den Opfern des SS-Terrors auch 1'000 katholische Priester befanden, veröffentlichte der Primas von Polen, Kardinal Hlond, im Londoner Exil eine glühende Anklageschrift gegen die deutsche Besatzung. Der Vatikan versuchte, über diplomatische Kanäle zu intervenieren, erhielt aber nur die Antwort, das Konkordat mit der Kirche gelte nicht für die annektierten Territorien. Ernst von Weizsäcker, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, weigerte sich schlichtweg, die Proteste des Vatikans entgegenzunehmen. Die deutsche katholische Kirche bemühte sich zwar, polnischen Kriegsgefangenen zu helfen, aber kein deutscher Bischof meldete sich zu Wort, um Kardinal Hlonds Verurteilung der Morde an polnischen Priestern zu unterstützen.⁴⁷

Als Katholik stellte Wilm Hosenfeld fest, dass er seinem eigenen moralischen Kompass folgen musste. Das Pogrom gegen die Juden im November 1938 hatte ihn entsetzt, und ihm wurde schnell klar, dass das Ausmass der Gewalt gegen die Polen in keinem Verhältnis zu den Leidensgeschichten stand, die er von der einheimischen deutschen Bevölkerung gehört hatte. «Es geht nicht um Vergeltung», schrieb er seiner Frau am 10. November 1939, «es hat den Anschein, als ob man die Intelligenz ausrotten will nach dem Vorbild der Russen.» Er ahnte nicht, wie recht er mit seiner Vermutung hatte. «Wer hätte das gedacht von einer Regierung, die den Bolschewismus tödlich hasste», fuhr er fort. «Wie gern bin ich Soldat gewesen, aber heute möchte ich den grauen Rock in Fetzen reissen.» Er fragte sich: «Wir sollen den Schild halten, hinter dem diese Verbrechen an der Menschheit geschehen können?» In diesen ersten Monaten griff Hosenfeld ein paarmal persön-

lich ein, erwirkte die Entlassung von Polen aus deutscher Gefangenschaft und freundete sich mit ihren Familien an. In den folgenden Jahren hielt er weiter Kontakt und besuchte seine polnischen Freunde sogar mit seiner Frau von Thalau aus, ungeachtet aller Einschränkungen, die unter deutscher Besatzung für den Umgang mit Polen galten.⁴⁸

Hosenfelds katholischer Glaube bildete ein wichtiges Bindeglied, um die Kluft zwischen den Einwohnern des besetzten Landes und den Besatzungskräften zu überbrücken. Da er seine Empörung und seinen Abscheu nicht offen äussern, geschweige denn den Lauf der Dinge ändern konnte, musste er seine Emotionen nach innen richten, wo sie sich zu einem nagenden Gefühl tiefer Scham auswuchsen. Seine Briefe an seine Frau hatten etwas von einer Beichte. «Wir haben ja noch diese Briefe», schrieb er Annemarie am 10. November und schloss diesen bis dahin unglücklichsten Brief aus dem Krieg mit den Zeilen: «Ich gehe jetzt schlafen, wenn ich weinen könnte, möchte ich es in Deinen Armen tun, und es wäre mir ein Trost von so unsäglicher Süßigkeit.» Je länger der Krieg dauerte, umso stärker geriet Wilm Hosenfeld in die Isolation. Er glaubte nach wie vor an die Rechtmässigkeit des deutschen Einmarschs in Polen und an die verbreitete Vorstellung vom «Recht der höheren Kultur», stand aber mit seinen moralischen Hemmungen und humanitären Überzeugungen zunehmend allein da.⁴⁹

Ein anderer katholischer Soldat sah die Dinge ganz anders. Selbst nachdem die Polen besiegt und eingeschüchtert waren, schaute Heinrich Böll in ihre Gesichter und fand: «(...) hinter der Schwermut ihrer Augen, die wie ein Niederschlag ist, lauert der Hass und ein toller Fanatismus, der zweifellos wilder als je wieder aufflackern würde, sobald einmal etwa drei Wochen kein Militär mehr hier wäre; dann würde aber keiner von den Volksdeutschen mehr übrigbleiben.» Böll, das achte Kind eines katholischen Schreiners aus Köln, hatte gerade sein Germanistikstudium begonnen und sich als Schriftsteller versucht, als der Krieg ausbrach. Er war eine Generation jünger als Hosenfeld und war gleich im Sommer einberufen worden. «Man sieht ganz deutlich in ihren Augen, dass dieses Volk prädestiniert ist zur Revolution, und es wird einem klar, dass sie noch lange nicht die Hoffnung aufgegeben haben, einmal wieder frei zu werden», schrieb der Einundzwanzigjährige aus Bromberg nach Hause. Sie bräuchten eine starke deutsche Hand, und seine Mutter solle ihm das neueste Allheilmittel schicken, um wach und

Die Rechtfertigung des Angriffs

wachsam zu bleiben –Pervitin, ein Methamphetamin, dessen Gebrauch der Reichsärztführer ohne sonderlichen Erfolg einzuschränken versuchte.⁵⁰

Bölls Überlegungen waren für die Einstellung der Soldaten typischer als die Hosenfelds, zumal die deutschen Medien nach Kräften dafür gesorgt hatten, dass Polen misstrauisch beäugt wurden. Mitte August hatten sie über Massendeportationen ethnisch deutscher Einwohner aus den Grenzgebieten in «Konzentrationslager» im polnischen Binnenland berichtet und später über eine Serie von Massakern nach Kriegsausbruch, denen vor allem ethnisch deutsche Frauen und Kinder zum Opfer gefallen waren. Die Wochenschau lieferte eindringliche Bilder solcher Ereignisse und zeichnete gefangene polnische Soldaten und zivile «Freischärler» als degenerierte, kriminelle «Untermenschen», die den Befehl hatten, die deutsche Minderheit auszulöschen. Die Wehrmacht-Untersuchungsstelle für Verletzungen des Völkerrechts erhielt den Auftrag, vor Ort Beweise für einen gezielten, von oben angeordneten Völkermordversuch der Polen zu finden.⁵¹

Schon Monate vor Kriegsbeginn hatte das Auswärtige Amt eifrig Indizien gesammelt, die eine Invasion rechtfertigen würden. Die in der ersten Kriegswoche spontan aufflammende ethnische Gewalt in den Grenzgebieten lieferte greifbare Beweise, die sich aufbauschen und so manipulieren liessen, dass sie den deutschen Zwecken dienten. Im November 1939 veröffentlichte das Auswärtige Amt in aller Eile ein hundert Seiten starkes Buch mit Zeugenaussagen und über hundert Dokumentarfotos. Die sorgfältig auf ihre ergreifende Wirkung abgestimmte Auswahl umfasste Aufnahmen von trauernden Ehefrauen und Müttern, die still zu Hause oder neben Leichenwagen weinten; von Kindern mit eingeschlagenen Köpfen; von Leichen wie der eines Erster-Weltkriegs-Veteranen, die nackt mit Beinprothese und bis zur Unkenntlichkeit entstelltem Gesicht auf einem Seziertisch lag. Ein besonders grausiges Bild zeigte eine Frau, die man während der Entbindung zusammen mit ihrem Neugeborenen ermordet hatte; die Nabelschnur, die beide verband, war noch zu sehen. Die Publikation des Auswärtigen Amtes sollte die deutsche Besetzung Polens rechtfertigen und die Meinung in neutralen Ländern, besonders in Amerika, beeinflussen. Im Februar 1940 erschien eine zweite Auflage und im Mai eine englische Ausgabe.⁵²

Es gab durchaus Gewalt, besonders in Nordposen in der Umgebung von Bromberg, wo viele volksdeutsche Einwohner getötet wurden, vor allem von

polnischen Soldaten auf dem Rückzug, die glaubten, aus den Häusern heraus von Deutschen beschossen zu werden, oder die deren Wohnungen nach NS-Fahnen und -Symbolen durchsuchten. Hier war teils die gleiche Dynamik am Werk wie bei der anfänglichen Gewalt deutscher Truppen in polnischen Ortschaften, nur in geringerem Ausmass: Obwohl die deutsche Propaganda behauptete, gegen einen zentral geplanten Deportations- und Genozidversuch des polnischen Staates anzugehen, fand sogar die Wehrmacht-Untersuchungsstelle lediglich Belege für spontane, unkoordinierte Gewalt, wobei manche polnischen Militäreinheiten die ethnisch deutsche Bevölkerung sogar vor der Stimmungslage nachfolgender Truppen warnten.

Zwischen den beiden deutschen Ausgaben der «Dokumente polnischer Grausamkeit» gab es einen erheblichen Unterschied: In der Ausgabe von November 1939 waren 5'800 deutsche Opfer angegeben – eine Zahl, die bis heute von Fachleuten weithin akzeptiert wird. In der Ausgabe von Februar 1940 hatte sie sich, wahrscheinlich auf Hitlers Geheiss, verzehnfacht. Goebbels wies die Presse an, die neuen Ergebnisse hervorzuheben, und so verbreitete eine neue Welle von Pressemeldungen die Botschaft mit Schlagzeilen wie «58'000 Todesopfer des Polenterrors» und «20 Jahre Mordherrschaft». An der Heimatfront wurde das Buch lediglich kritisiert, weil es die «gerechtfertigten» deutschen Vergeltungsmassnahmen gegen die Polen herunterspielte. Ganz gleich ob die Bevölkerung wirklich glaubte, der polnische Staat habe die gezielte Vernichtung der deutschen Minderheit angeordnet, sie vergass diese Ereignisse eindeutig nicht. Als Goebbels im Frühjahr 1943 – zum ersten und einzigen Mal – in der Bevölkerung Sympathie für die Polen zu mobilisieren versuchte, um ihr die weitaus grössere Bedrohung durch sowjetischen Terror vor Augen zu führen, hatte er denn auch mit den verbreiteten Erinnerungen an 1939 zu kämpfen. Leute wiesen auf die «Tatsache» hin, dass die Polen 60'000 Deutsche getötet hätten, und fragten, wieso sie Mitleid mit den Polen haben sollten, selbst wenn es gegen Mörder des sowjetischen Geheimdienstes ging. Das Propagandaministerium konnte die öffentlichen Sympathien nicht beliebig umlenken.⁵³

Solche Darstellungen bestimmten, wem der Opferstatus zuerkannt wurde, und rechtfertigten das gesamte nachfolgende Vorgehen der Deutschen. Ihre Wirkung beruhte nicht etwa darauf, deutsche Gewalttaten zu leugnen, sondern sie vergleichsweise unbedeutend erscheinen zu lassen.

Die Rechtfertigung des Angriffs

Nur deutsche Todesopfer zählten, weil nur die Rechte Deutscher zählten; und ihre Zahl musste verzehnfacht werden, um das richtige moralische Gewicht zu bekommen. Die beiden ersten deutschen Dokumentarfilme über den Krieg, «Der Feldzug in Polen» und «Feuertaufe – Der Film vom Einsatz unserer Luftwaffe in Polen», begannen mit dem drohenden Massenmord an der volksdeutschen Bevölkerung. Das Gefühl von Bedrohung und Rettung prägte auch Spielfilme, von denen der erste 1940 den passenden Titel «Feinde» trug: Als polnische Arbeiter im Sommer 1939 den deutschen Sägemühlenbesitzer töten, retten die beiden Hauptfiguren des Films, gespielt von Brigitte Horney und Willy Birgel, dessen Kinder und bringen sich zusammen mit anderen volksdeutschen Flüchtlingen über die Reichsgrenze in Sicherheit. In dem Film des emigrierten russischen Regisseurs Viktor Tourjansky spielt Horney die Rolle der deutschen Heldin, die ihre Landsleute vor ihren mörderischen Feinden rettet. Ein Jahr später griff der mit grösserem Budget gedrehte Film «Heimkehr» diese Handlung und die Rolle der deutschen Heldin wieder auf: Eine Gruppe Volksdeutscher trifft sich insgeheim am 1. September 1939 in einer Scheune, um Hitlers Rede zu hören, wird aber von Polen entdeckt und in einen teils überfluteten Keller gesperrt. Sie rechnen jeden Moment mit ihrer Ermordung, werden aber durch den passionierten und mutigen Einsatz der jungen nationalsozialistischen Lehrerin, gespielt von Paula Wessely, gerettet, die sie über die Grenze – diesmal die deutsch-russische Demarkationslinie – führt. Der Film endet mit Wesselys ergreifendem Schlussmonolog und einer Einstellung, in der sie sich in den Flüchtlingstreck einreihet, den an der Grenze ein gigantisches Hitlerbild begrüsst. Getreu der nationalsozialistischen Ästhetik erhob der Film die existentielle Bedrohung der volksdeutschen Bevölkerung zu einer quasireligiösen Erfahrung: Als diese Deutschen ihr bevorstehendes Martyrium erkennen, führt ihre Opferbereitschaft bei ihnen – und wie man wohl hoffte, auch beim Publikum – zu einem Wandel. Bei der Premiere im Deutschen Reich erhielt der Film stehende Ovationen. Im Gegensatz zu den passiven Opfern, als die Frauen und Kinder in der Dokumentation des Auswärtigen Amtes erschienen, waren deutsche Heldinnen hier in der Lage, eine moralische Führungsrolle zu übernehmen. Anders als die «verkommenen» polnischen Freischärlerinnen, die Gerhard M. und seine Kameraden bei lebendigem Leib verbrannt hatten, kämpften sie jedoch nicht körperlich, sondern geistig.⁵⁴

Den vorherrschenden Geist des preussisch-deutschen Nationalismus brachte auch die evangelische Kirche zum Ausdruck. In offiziellen Grussbotschaften an das Evangelische Konsistorium in Polen hiess die Evangelische Kirche der Altpreuussischen Union ihre Glaubensbrüder wieder im Schoss der Nation willkommen: «Die Ereignisse dieser Wochen rechtfertigen den zwanzigjährigen Kampf, in dem das Evangelische Konsistorium die jetzt befreiten Gemeinden Polens und Westpreussens und deren tapfere Pfarerschaft wachsam und umsichtig und nicht zuletzt durch das untadelige persönliche Vorbild seiner Mitarbeiter geführt hat.» Was während und unmittelbar nach dem kurzen Feldzug passiert war, sei mehr als gerechtfertigt gewesen. So stand in der Kirchenzeitung zum Erntedankfest:

«Wir danken Ihm, dass uralter deutscher Boden zum Vaterland heimkehren durfte und unsere deutschen Brüder nunmehr frei und in ihrer Zunge Gott im Himmel Lieder singen können – Wir danken Ihm, dass jahrzehntealtes Unrecht durch das Geschenk Seiner Gnade zerbrochen und die Bahn freigemacht worden ist für eine neue Ordnung der Völker, für einen Frieden der Ehre und Gerechtigkeit.»⁵⁵

Polen selbst war in Deutschland schon bald kein Thema mehr. Mitte Oktober, lediglich zwei Wochen nachdem Hitler seinen siegreichen Truppen in Warschau einen Besuch abgestattet hatte und nur eine Woche nachdem das Kirchengeläut zur Feier des Sieges verstummt war, teilte ein geheimer Berichterstatter den deutschen Sozialdemokraten im Exil mit: «Von dem ‚Siege‘ über Polen sprach in der ersten Oktoberhälfte kaum noch ein Mensch.» Da der Polenkonflikt mit der Teilung des Landes beigelegt war, lebten erneut Hoffnungen auf, dass sich zu den Westmächten wieder friedliche Beziehungen herstellen liessen.⁵⁶

Am 6. Oktober sprach Hitler vor dem Reichstag. Der CBS-Korrespondent in Berlin, William Shirer, notierte in seinem Tagebuch: «Der schöne Herbsttag heute, kalt und sonnig, schien zur guten Stimmung aller das Seine beizutragen.» Hitler unterstrich seine friedlichen Absichten, bekräftigte noch einmal, er habe keine Gebietsansprüche an Grossbritannien und Frankreich, und bot erneut an, mit den Westmächten Frieden zu schliessen. Er machte sogar das Angebot, einen polnischen Rumpfstaat zu schaffen. Wie üblich behauptete er, «ein gewisser jüdisch-internationaler Kapitalismus und Journalismus» sei der eigentliche Kriegstreiber, und überliess es dem gesunden

Die Rechtfertigung des Angriffs

Menschenverstand der Engländer, die Todesopfer und Zerstörungen zu vermeiden, die folgen würden, falls sie sich für eine Fortsetzung des Krieges entschieden. Jedenfalls werde Deutschland sich niemals ergeben, versicherte er: «Ein November 1918 wird sich in der deutschen Geschichte nicht mehr wiederholen.»⁵⁷

Als Shirer mit den übrigen Pressevertretern in der ehemaligen Krolloper sass, in der das Parlament tagte, hatte er bei Hitlers Rede ein Déjà-vu-Erlebnis:

«Seine ‚Vorschläge‘ waren fast identisch mit all jenen, die ich ihn von der gleichen Tribüne aus nach jeder Eroberung seit dem Einmarsch im Rheinland 1936 hatte machen hören. (...) Und obwohl es das fünfte Mal war, obwohl es kaum Unterschiede gab, obwohl wieder Aufrichtigkeit geheuchelt wurde – sind doch die meisten Deutschen, mit denen ich seither sprechen konnte, entsetzt, wenn man ihnen vorhält, dass das Ausland diesen Vorschlägen wohl nicht mehr Vertrauen entgegenbringen wird als den vorangegangenen nach den gemachten bitteren Erfahrungen.»

Die deutsche Presse schlachtete die Rede bestmöglich aus, das Parteiorgan der NSDAP, der *Völkische Beobachter*, machte mit der schreienden Schlagzeile auf: «DEUTSCHLANDS WILLE ZUM FRIEDEN – KEINE KRIEGSABSICHTEN GEGEN FRANKREICH UND ENGLAND – KEINE FORDERUNGEN AUF GRENZREVISIONEN, MIT AUSNAHME DER KOLONIEN – REDUZIERUNG DER RÜSTUNG – ZUSAMMENARBEIT MIT ALLEN NATIONEN EUROPAS – VORSCHLAG FÜR EINE KONFERENZ.» Shirer merkte dazu nur entnervt an: «Wenn es die Nazis ernst meinen würden, so hätten sie diese sanfte Sprache sprechen sollen, bevor der ‚Gegenangriff‘ erfolgte.»⁵⁸

Am Montag, dem 9. Oktober 1939, wurden aus Polen heimkehrende Soldaten in Wien mit der Meldung begrüsst, die britische Regierung sei zurückgetreten und der Krieg vorüber. Am nächsten Morgen riefen aufgeregte Zivilisten die wunderbare Nachricht den Truppentransporten zu, die durch Berliner Vororte führen: «Ihr könnt nach Hause fahren, der Krieg ist aus!» Als die Neuigkeit sich in der Hauptstadt verbreitete, strömten die Menschen auf die Strassen, um zu feiern. Studenten eilten aus den Hörsälen und veranstalteten spontane Kundgebungen. Auf dem Wochenmarkt im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg weigerten sich Käufer, sich Einkäufe in die Kundenli-

sten der Händler eintragen zu lassen, da sie überzeugt waren, dass die Lebensmittelrationierungen bald aufgehoben würden. An der Börse trieben diese Meldungen den Preis für Reichsanleihen in die Höhe. Das Gerücht verbreitete sich im ganzen Land und wurde noch am 10. Oktober um 10.30 Uhr von Post- und Telegraphenbeamten bis nach Bratislava, Reichenberg, Rumburg, Idar-Oberstein, Baden-Baden und Graz weitergeleitet und auf Rückfragen bestätigt. So stark war der Friedenswunsch der Bevölkerung, dass erst eine Sondermeldung im Rundfunk den Gerüchten ein Ende setzen konnte.⁵⁹

Grossbritannien und Frankreich lehnten das deutsche «Friedensangebot» umgehend ab, was deutsche Kinder veranlasste, auf den Strassen ein neues Spottlied zur Melodie von *O Tannenbaum* zu singen: «Ach Chamberlain, Ach Chamberlain, wie wird es Dir noch mal ergeh'n.» Auch eine Parodie auf das Vaterunser, in der die allgemeine Frustration – und Enttäuschung – zum Ausdruck kam, verbreitete sich im ganzen Land: «Vater Chamberlain, der Du bist in London, vertilgt werde Dein Name, Dein Reich verschwinde ...» Mit seiner Initiative gelang es Hitler in erster Linie, weiterhin verbale Friedensbereitschaft vorzutäuschen, während er in Wirklichkeit das deutsche Volk noch tiefer in den Krieg hineintrrieb. Allerdings offenbarte sich in den Waffenstillstandsgerüchten, laut SD, der «bei einem grossen Teil des Volkes bestehende Wunsch nach Frieden». Wahrsager und Hellseher erhielten regen Zulauf. Angeblich prophezeite die beliebte stigmatisierte Mystikerin Therese Neumann aus Konnersreuth in Bayern ein baldiges Kriegsende.⁶⁰

Trotz des Sieges über Polen hatte der eigentliche Krieg noch nicht begonnen. Indem das NS-Regime den Briten die gesamte Verantwortung zuschob, brachte es seiner Bevölkerung in Erinnerung, dass sie es mit einem harten Gegner zu tun hatte. Zudem war die französische Armee nach wie vor grösser und besser ausgerüstet als die deutschen Streitkräfte, und die französischen Befestigungen an der Westgrenze waren zur berühmten Maginot-Linie ausgebaut worden. Niemand konnte sich vorstellen, wie Deutschland Frankreich und Grossbritannien zu diesem Zeitpunkt besiegen sollte, und das Scheitern diplomatischer Bemühungen Ende August und erneut Anfang Oktober verstärkte die düstere Stimmung im Land. Da die Heeresführung überzeugt war, dass Deutschland noch mindestens zwei Jahre lang nicht für eine Offensive im Westen bereit sein würde, hatte sie am 17. September Weisung gegeben, sich auf einen defensiven Stellungskrieg vorzubereiten.

Die Rechtfertigung des Angriffs

Als Hitler diese Order zehn Tage später unvermittelt revidierte und seinen Generälen in einer Besprechung mitteilte, dass Deutschland noch in diesem Herbst eine Offensive starten sollte, hielt selbst General Walther von Reichenau, sonst ein ultraloyaler Nationalsozialist, die Pläne seines Führers für «geradezu verbrecherisch». Hermann Göring, praktisch der zweitmächtigste Mann des Reiches, verdoppelte seine Bemühungen um eine diplomatische Lösung, und zwar in den Wochen, in denen er zugleich die Bombenangriffe der Luftwaffe auf polnische Städte leitete. Am 10. Oktober setzte Hitler seine Militärführung unter Druck, indem er sich für einen Feldzug durch Belgien aussprach. Angesichts derart konkreter Vorschläge blieb Generalstabschef Franz Halder kaum eine andere Wahl, als daraus einen «fantasielosen Abklatsch des Schlieffenplanes» von 1914 zu erarbeiten, wie er es selbst später nannte.⁶¹

Verzweifelt schmiedeten der Abwehrchef Admiral Canaris und sein Stellvertreter Hans Oster erneut Putschpläne gegen Hitler. Auf der Suche nach einer militärischen Galionsfigur versuchten sie Halder zu gewinnen und fühlten bei den Oberbefehlshabern der drei an der Westfront eingesetzten Heeresgruppen vor, Gerd von Rundstedt, Fedor von Bock und Ritter von Leeb. Keiner von ihnen glaubte, dass der Plan eines Angriffs über Belgien Aussicht auf Erfolg hatte, doch sah auch keiner von ihnen eine andere Möglichkeit, als auf dem Posten zu bleiben und seine Pflicht zu tun. Während Canaris und Oster nach einem General suchten, der bereit war, in das politische Geschehen einzugreifen, kontrollierte Hitler weiterhin das Militär durch den Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, General Wilhelm Keitel, durch das Wehrmachtführungsamt (später umbenannt in Wehrmachtführungsstab) unter Leitung von Alfred Jodl und seinem Stellvertreter Walter Warlimont und durch den Oberbefehlshaber des Heeres, Walter von Brauchitsch. Allerdings waren sie von dem Angriff, den sie führen sollten, nur wenig begeistert. Zur Erleichterung der meisten Kommandeure wurde die deutsche Offensive am 7. November wegen schlechten Wetters verschoben – die erste von 27 Verschiebungen dieses Winters.

Die Vorweihnachtszeit bildete den Höhepunkt der Theatersaison, und am 9. Dezember 1939 feierte Gustaf Gründgens die Premiere einer Neuinszenierung am Preussischen Staatstheater am Gendarmenmarkt. «Dantons Tod» war eine aufwendige Produktion mit schönen, nächtlichen Kulissen nach

Gemälden und Stichen, die Paris in der Zeit der Französischen Revolution zeigten. Durch die neue Drehbühne liessen sich die 25 Szenenwechsel beschleunigen. Die Inszenierung folgte einer schon vor dem Nationalsozialismus etablierten Theatertradition, die Schauspieler, Beleuchtung, Kulissen und Klanguntermalung zu einem Gesamtbild zusammenfügte. Georg Büchners Theaterstück behandelte ein so subversives Thema, dass es erst 1902 – 67 Jahre nach seiner Entstehung – in Deutschland uraufgeführt wurde; bei der letzten grösseren Inszenierung 1916 in Berlin hatte der mittlerweile im Exil lebende Max Reinhardt Regie geführt. Gründgens gehörte neben Heinrich George am Schiller-Theater und Heinz Hilpert am Deutschen Theater zu den brillanten Schauspielern und Intendanten, die Goebbels und Göring für die Leitung der Berliner Theater engagiert hatten, damit der Glanz der Reichshauptstadt den Wiens übertreffen sollte. Häufig erwiesen sich diese Intendanten in der Wahl ihres Repertoires und in ihren Produktionen als eigenwillig, aber obwohl Goebbels dafür sorgte, dass seine Beamten sie bedrängten und rügten, sie umschmeichelten und ihnen eindringlich zuredeten, liess er sie letzten Endes doch ihre Theater auf ihre Weise führen. Allein schon das Thema des Theaterstücks zog Goebbels' prahlerische Aussage von 1933, mit der nationalsozialistischen Machtergreifung werde «das Jahr 1789 aus der Geschichte gestrichen», in Zweifel. Die Gauzeitung der Berliner NSDAP, *Der Angriff*, fragte entsetzt, ob ein so verderbtes Stück so viel Mühe wert sei.⁶²

Gründgens vermied jegliche propagandistische Interpretation und präsentierte die beiden Revolutionsführer Danton und Robespierre als tragische Figuren: den einen als Menschen, der sich aus melancholischer Passivität reisst, um gegen seine Feinde zu wüten, den anderen als verzehrt vom Feuer der in ihm brennenden ehrlichen Überzeugungen. Danton, gespielt von Gustav Knuth, erntete grossen Applaus für seine Rede vor dem Revolutionstribunal, in der er vom Angeklagten zum Ankläger wird, als er Diktatur, Terror und Krieg voraussagt: «Ihr wollt Brot, und sie werfen euch Köpfe hin.» Aber die Produktion beeindruckte den Kritiker der *Deutschen Allgemeinen Zeitung*, Bruno Werner, vor allem wegen ihrer beinahe lyrischen Zurückhaltung und wegen des Raums, den sie den weiblichen Rollen gab, besonders in der letzten Szene, in der Marianne Hoppe mit Ophelia-Stimme um ihren hingerichteten Ehemann, Camille Desmoulins, weint und sich auf den Holzstufen der Guillotine hin und her wiegt:

Die Rechtfertigung des Angriffs

«Du liebe Wiege, die du meinen Camille in Schlaf gelullt, ihn unter deinen Rosen erstickt hast. Du Totenglocke, die du ihn mit deiner süßen Zunge zu Grabe sangst.

(Sie singt:)

Viel Hunderttausend ungezählt,

Was nur unter die Sichel fällt.»⁶³

Während das Publikum noch die Guillotine, das Abschlachten einer ganzen Generation im Laufe der Schreckensherrschaft und die Revolutionskriege vor Augen hatte, fiel der letzte Vorhang. Bevor es in stehende Ovationen ausbrach, verharrte es minutenlang in entsetztem Schweigen.⁶⁴

Schulterschluss

August Töpperwien war im September 1939 beeindruckt von der «maschinellen Genauigkeit», mit der das Land sich auf den Kriegszustand einstellte. In Wirklichkeit waren viele der Massnahmen, über die er staunte, weitgehend improvisiert. Töpperwiens Frau Gretel fuhr nach Solingen, um zusätzliche Teller und Löffel für die aus dem Saarland Evakuierten zu kaufen. Sonderzüge brachten Zivilisten, die keine eigenen Transportmöglichkeiten hatten, aus den Grenzgebieten fort. Am Bahnhof wurden sie von Mädchen und Jungen des BDM und der Hitlerjugend begrüsst, in provisorischen Bahnhofskantinen der NS-Volkswohlfahrt mit Suppe verpflegt und in Schulen einquartiert, die bis dahin als militärische Sammelstellen gedient hatten. Der Erfolg der Operation hing vom spontanen Engagement der Bevölkerung ab.¹

Bauern zogen aus dem Saargebiet Richtung Osten. Mit ihren hoch mit Bettzeug beladenen Karren, Pferden und Viehherden brachten sie Chaos auf die Strassen und lösten eine spontane Welle der Solidarität aus. Ernst Guickings Familie nahm eine Mutter mit vier kleinen Kindern in ihrem Bauernhaus in dem hessischen Dorf Altenburschla auf. In einem Brief an Ernst, der an der Front im Saarland war, liess seine Familie deutlich durchblicken, dass sie es als eine Art unmittelbaren Tauschhandel sah: «Wir wollen ja alles gerne tun, wenn ihr nur recht bald zu uns zurückkehren könnt. Das gebe Gott.» Aber ihre Toleranz, wenn schon nicht ihr Patriotismus, hatte eindeutige Grenzen. Als die Evakuierten zwei Monate später schliesslich in ihre Heimat zurückkehren konnten, kam es für Guickings Vater alles andere als zu früh: «Für die Dauer hätten wir sie auch nicht behalten können. Wenn ich nur denke, die Betten, die sahen entsetzlich aus. Wir konnten es nicht schaffen, denn sie waren sehr unrein.» Während die Gastfamilien sich beschwerten, die Evakuierten brächten Läuse ins Dorf, beklagte sich die katholische Kir-

Die Rechtfertigung des Angriffs

che, weil die gläubigen Saarländer im protestantischen Thüringen keine Kirchen hatten. Nach Schätzungen des SS-Sicherheitsdienstes waren Anfang November 80 Prozent der Evakuierten mit ihrer Aufnahme so unzufrieden, dass sie sich entweder auf eigene Faust eine Unterkunft suchten oder wieder in die Heimat zurückkehrten.²

Im Vergleich zu dem, was noch kommen sollte, war die Evakuierung des Saarlands eine Kleinigkeit und wurde schon bald, wenn nicht vergessen, so doch zumindest von anderen Kriegserfahrungen überlagert. Dennoch vermittelte die dabei wirksame Dynamik einen Vorgeschmack auf spätere Situationen. Es gab zugleich eine echte Welle patriotischer Begeisterung, die jugendliche Freiwillige zu mobilisieren half. So gingen BDM-Maiden nachts auf die Bahnhöfe, um heiße Getränke zu verteilen, und Gastfamilien öffneten arg mitgenommenen, bedürftigen Fremden ihre Türen. Genau diese Art von Patriotismus hatten die Nationalsozialisten vor dem Krieg durch «Eintopfsonntage» fördern wollen, an denen sich Akademiker und Unternehmer ebenso wie ihre Arbeiter mit einem Eintopf begnügten, oder durch Jugendgruppenfahrten in andere Teile des Reiches, die regionale Animositäten und Vorurteile überwinden halfen. Unter Verweis auf die in der Feuerprobe des vorigen Kriegs gestählte deutsche «Volksgemeinschaft» galten solche spontanen Solidaritätsäusserungen als Prüfstein für die Fähigkeit der Nation, diese neue Herausforderung durch zielstrebiges, gemeinsames Handeln zu meistern.³

Es war ein Test, den die deutsche Gesellschaft nie wirklich bestand. Dabei mangelte es keineswegs an patriotischem Eifer oder am Glauben an die Gerechtigkeit der deutschen Sache. Vielmehr lag der Fehler in der Erwartung, einige rituelle Gesten könnten eine höchst differenzierte und häufig konflikträchtige moderne Gesellschaft zu einer trauten vormodernen Gemeinschaft zusammenschmieden, die nur in romantisch verklärten Vorstellungen von verlorenen «goldenen Zeiten» vor der Industrialisierung existierte. Je länger der Krieg dauerte, umso mehr mussten der Staat, die Partei und ihre Massenorganisationen, die örtlichen Behörden und die Kirchen leisten, um dieses Defizit an nationaler Solidarität wettzumachen.

Dem NS-Regime war klar, dass sowohl sein militärischer Sieg als auch sein eigenes politisches Überleben davon abhingen, wie erfolgreich und gleichmässig es die Versorgung der deutschen Bevölkerung organisierte.

Im Ersten Weltkrieg war die Verteilung der Lebensmittel katastrophal verlaufen, die galoppierende Inflation und ein noch massloserer Schwarzmarkt hatten die städtische Arbeiterschaft an den Rand des Verhungerns gebracht. Die Blockade durch die britische Marine, die Versorgungskrise und der «Rübenwinter» 1916/1917 hatten der Novemberrevolution 1918 den Weg geebnet. Bereits 1916 waren Kinder im Ruhrgebiet in ihrem Wachstum merklich zurückgeblieben. In Berlin hatte die Sterblichkeitsrate unter Zivilisten 1917 und 1918 höher gelegen als bei den aus der Stadt eingezogenen Soldaten. Am höchsten war sie unter jungen Mädchen und Frauen gewesen, da in den ungeheizten Mietshäusern der städtischen Arbeiterschaft die Tuberkulose gewütet hatte. Die Machthaber waren fest entschlossen, so etwas nicht wieder passieren zu lassen. Vor allem Hitler war besorgt, welches Mass an Härten die deutsche Bevölkerung erdulden würde, und entsprechend stellten die SD-Berichte fest, dass die Stimmung in der Bevölkerung in erster Linie von der Lebensmittelversorgung abhing.⁴

Am 27. August 1939, einen Tag nach der Mobilmachung der deutschen Streitkräfte, wurde eine Lebensmittelrationierung verhängt. «Seit ein paar Tagen macht mir auch der Magen wieder Kummer, ausgerechnet jetzt, wo wir so an Essen sparen müssen», schrieb Irene Reitz zurückhaltend an ihren Freund Ernst Guicking, da ihr klar war, dass Zivilisten Soldaten keinen Anlass zur Sorge geben sollten. Als sie in den ersten Kriegswochen gesehen hatte, wie alle anderen «Mehl, Zucker und besonders Fett» hamsterten, hatte sie sich noch keine Gedanken gemacht und sich damit begnügt, in einem Schreibwarenladen «Seidenpapier in allen Farben» zu kaufen: «Weisst Du, um in Zukunft Geschenke hübsch einpacken zu können. War das nicht ein guter Gedanke?» Aber Ende September änderte sich die Lage, als einer ihrer Kollegen in der Giessener Gärtnerei eingezogen wurde. Er lebte ausserhalb der Stadt in einem Dorf und hatte ihr immer Butterbrote mitgebracht. «Und den vermisste ich jetzt sehr, ganz besonders die Brote», gab Irene zu.⁵

Aus Sorge vor einem Ansturm auf die Geschäfte durften Wäsche, Schuhe und Kleidung nur noch gegen Bezugsschein verkauft werden. Da die Bevölkerung in die unterbesetzten Ernährungsämter strömte, hatten die Beamten keine Möglichkeit zu prüfen, ob die Antragsteller die beantragten Güter tatsächlich brauchten. Sie mussten zwar eine Einwilligung unterschreiben, ihre Haushalte inspizieren zu lassen, aber es ist fraglich, ob diese Massnahme die

Die Rechtfertigung des Angriffs

von Angst vor Mangelwirtschaft erfassten Zivilisten abschreckte. «Wer zwei Paar Schuhe hat, bekommt keinen neuen Schein, um sich ein neues Paar zu kaufen», schrieb Irene an Ernst. «Natürlich schreibt doch jeder, dass er nur ein Paar Schuhe hat. Gott sei Dank, dass ich bis jetzt noch nicht dort hinzugehen brauchte. Man kann gewöhnlich zwei Stunden stehen, bis man drankommt.» Unterdessen meldete der Sicherheitsdienst, dass Ladenbesitzer nicht wüssten, ob sie Handschuhe nur gegen Bezugsschein verkaufen durften und ob das nur für Lederhandschuhe oder auch für Stoffhandschuhe galt. Es dauerte zwei Monate, das Rationierungssystem umzustellen und Kleiderkarten einzuführen, die den meisten Einwohnern rückwirkend ab dem 1. September den Bezug von Bekleidung im Wert von 100 Punkten innerhalb eines Jahres erlaubten. Für Socken und Strümpfe wurden beispielsweise fünf Punkte angerechnet – allerdings durften pro Jahr nicht mehr als fünf Paar gekauft werden –, für Schlafanzüge 30 und für einen Mantel oder Anzug 60 Punkte.⁶

Da die Schuhindustrie die Hälfte ihres Leders importieren musste, geriet sie rasch in eine Krise und hatte kein Leder mehr, um Schuhe zu besohlen. Im ganzen Land wurde Kunden gesagt, sie müssten selbst auf eine Reparatur mit synthetischen Sohlen sechs bis acht Wochen warten. Aber deutsche Kunden hatten effektiv bereits in den vorangegangenen sechs Jahren in einer Kriegswirtschaft gelebt. Selbst die Rückkehr zur Vollbeschäftigung hatte die Reallöhne nicht wieder auf das Niveau vor der Weltwirtschaftskrise von 1929 angehoben, und die Haushaltseinkommen waren lediglich dadurch gestiegen, dass mehr Familienmitglieder Arbeit fanden. Jahrelange Aufrüstung hatte in Friedenszeiten unerhörte 20 Prozent des Bruttoinlandsprodukts aufgezehrt und die Produktion von Kleidung, Möbeln, Autos und Haushaltswaren gedrosselt. Die auf Autarkie ausgerichtete Wirtschaftspolitik, die wertvolle Währungsreserven erhalten sollte, schränkte die Einfuhr von Importgütern wie Kaffee ein und machte diese schon vor 1939 zu einem kostbaren Luxus. Um Wolle zu sparen und Baumwollimporte zu reduzieren, ging man ersatzweise vor allem bei Wintermänteln zu Kunstfasern aus Zellulose über, obwohl diese Stoffe sich ausdehnten, besonders wenn sie nass geworden waren, und sehr schlechte Isolationseigenschaften besaßen.⁷

Der Krieg senkte den Lebensstandard noch weiter und liess den privaten Konsum im ersten Jahr um elf Prozent zurückgehen. Die Ernährung gestalte-

te sich landesweit noch eintöniger und bestand vorwiegend aus Brot, Kartoffeln und Konserven. Das Bier wurde verdünnt und die Wurst mit anderen Zutaten gestreckt. Als die Franzosen sich aus dem Grenzgebiet am Rhein bei Kehl zurückzogen, das sie während des Polenfeldzugs für kurze Zeit besetzt hatten, ergatterte Ernst Guicking Vorräte, die sie zurückgelassen hatten. So konnte er Irene und ihrer Tante in Giessen ein Päckchen echten Bohnenkaffee schicken. Sie freuten sich über die Abwechslung vom Ersatzkaffee, der im Volksmund «Horst-Wessel-Kaffee» hiess, weil darin «die Bohnen nur im Geiste mitmarschieren», wie der erschossene «Kamerad» Horst Wessel in dem gleichnamigen Parteilied der NSDAP.⁸

Schwerwiegender war die Fleischknappheit. Deutschland war auf Tierfutterimporte aus Nordamerika angewiesen, die nun wegen der britischen Seeblockade ausblieben. Im Frühherbst führten die hohen Futterkosten zum Keulen deutscher Schweinebestände. Anders als in Grossbritannien hatten in Deutschland viele Industriearbeiter neben ihrem Lohn traditionell noch einen Gemüsegarten, ein Kaninchen oder sogar ein Schwein, wie es besonders bei Bergarbeitern üblich war. Nun fingen noch mehr Städter aller Schichten an, Gemüse anzubauen und Hühner oder Kaninchen zu halten, aber Schweinehaltung war nicht nur wegen der hohen Futterkosten weniger verbreitet, sondern auch weil solche «Selbstversorger» keinen Anspruch auf Fleischrationen hatten. Transportprobleme bei Milch, Eiern und Fleisch – als Grund wurden mangelnde Kühlmöglichkeiten angeführt – riefen in Berlin bald eine Milchknappheit hervor. In Westdeutschland waren die Viehbestände so reduziert, dass nur 35 bis 40 Prozent der zugestandenen Fleischquoten abgegeben werden konnten, während es im Süden zeitweise zu einem Überangebot kam und ein alter Sozialdemokrat sich darüber wunderte, dass sein Metzger «Speckseiten ohne Marken anbietet».⁹

Da das Reichsernährungsamt Lebensmittelkarten für jeweils vier Wochen ausgab, bewahrte es grösstmögliche Flexibilität: Kartoffeln liessen sich ohne Weiteres durch Brot oder den weniger beliebten Reis ersetzen, falls die Vorräte zur Neige gingen. Lebensmittelmarken waren nicht auf den Folgemonat übertragbar, so dass sich keine Anspruchsrückstände anhäufen konnten. Andererseits förderten diese kurzfristigen Planungen und Schwankungen bald eine wahre Nahrungsbesessenheit, in der reale und eingebilddete Mangelzu-

Die Rechtfertigung des Angriffs

stände eine Rolle spielten und die mit dem tatsächlichen Ausmass des Mangels nicht zu rechtfertigen war. Ein sozialdemokratischer Berichterstatter merkte trocken an, dass man allgemein «viel mehr von Ernährungsfragen spricht als von der Politik. Jeder ist von der Sorge gehetzt, wie komme ich zu meiner Ration: wie kann ich mir etwas darüber hinaus beschaffen». Sonntags waren die Nahverkehrszüge voller Städter – darunter auch Hitlerjungen in Uniform –, die aufs Land führen, um Lebensmittel zu «hamstern» wie im vorigen Krieg. Als die allgemeine Angst vor Kriegsinflation in Deutschland wieder um sich griff, tauschten die Menschen in aller Eile ihr Bargeld gegen alles ein, womit sich später handeln liesse: Luxusgüter wie Pelze, Porzellan und Möbel, die unrationiert blieben, waren schnell ausverkauft.¹⁰

Im Oktober 1939 waren viele überzeugt, dass das Land nicht so lange durchhalten könnte wie im vorigen Krieg, «denn man habe ja jetzt schon nichts mehr zu fressen». Nur die Soldaten hatten genug, fanden alle. Ärger über den privilegierten Lebensstil der NS-Führung machte sich in beissendem Spott Luft. In Köln wurde Josef Grohé zur Zielscheibe zahlreicher Witze. So schnitt jemand im Oktober das Bild des Gauleiters mit seinen rundlichen Wangen aus, heftete es an das Schwarze Brett einer Fabrik und schrieb darunter:

«Ein Volk, ein Führer und ein Reich,
Vor dem Gesetz ist jeder gleich.
Es hungert Grohé unverdrossen
Als Vorbild für die Volksgenossen.»

Vier Gestapo-Leute rückten an, um den Vorfall zu untersuchen, konnten aber den Schuldigen nicht ausfindig machen. Anfang November meldeten sich schliesslich einige örtliche Parteifunktionäre freiwillig zum Frontdienst, weil sie befürchteten, von der Bevölkerung als Feiglinge und Drückeberger beschimpft zu werden.¹¹

Die soziale Unzufriedenheit erwuchs aus der Diskrepanz zwischen Versprechen und Wirklichkeit. Das Rationierungssystem sollte Nahrungsmittel ausgewogen nach Verdienst – gemessen in Arbeitsleistung – und sozialer Bedürftigkeit zuteilen, was zu einer komplizierten Anspruchshierarchie führte. Die krasseste Trennlinie war die Rassenzugehörigkeit. Bei Kriegsbeginn lebten im Reich noch 185'000 registrierte Juden, etwa 40 Prozent der jüdischen Bevölkerung von 1933. Nach dem Novemberprogrom waren die meisten jun-

gen Juden emigriert, und zurückgeblieben war eine alternde, zunehmend notleidende Gemeinde, die vorwiegend in den Städten wohnte, vor allem in Berlin und Frankfurt. Sie durften weder Unterwäsche noch Schuhe und Kleider kaufen, nicht einmal für heranwachsende Jugendliche. Anfangs erhielten sie zwar die gleichen Lebensmittelrationen wie alle anderen – eine Tatsache, die die Kleppers beruhigend fanden –, aber ihre Karten waren mit einem roten «J» für Jude versehen, um Nachbarn, Kunden und Verkäufer an die Umsetzung der zahlreichen neuen Vorschriften zu erinnern, die regelten, wo und was Juden einkaufen durften. Die örtlichen Behörden setzten jeweils eigene Ausgangssperren fest, damit Juden Deutsche nicht beim Einkaufen störten. Als polnische Kriegsgefangene und zivile Arbeitskräfte nach Deutschland gebracht wurden, um dort in der Industrie zu arbeiten, setzte man deren Rationen ebenfalls niedriger an als die ihrer deutschen Kollegen.¹²

Selbst für «Volksgenossen» gab es keine einfache, für alle gleichermassen gültige Zuteilung wie in Grossbritannien, einem Land, in dem das Vermächtnis seiner unfairen, inkompetenten Rationierung im Ersten Weltkrieg noch sehr präsent war. Vielmehr ging man in Deutschland von drei Grundkategorien aus: «Normalverbraucher», «Schwerarbeiter» und «Schwerstarbeiter». Zudem gab es unterschiedliche Zulagen für Schicht- und Nachtarbeiter, für Kleinkinder, sechs- bis achtzehnjährige Kinder, Schwangere, stillende Mütter und Kranke. Bis April 1945 entstanden daraus 16 verschiedene Kategorien, und in Städten mit mehr als 10'000 Einwohnern wurden sogar Hunden, abgestuft nach Nützlichkeit, Fleischabfälle zugeteilt.

Das Rationierungssystem basierte auf Ernährungsforschungen. Eine Untersuchung unter 350 Arbeiterfamilien hatte 1937 einen durchschnittlichen Nahrungsbedarf von 2750 Kilokalorien pro Person und Tag festgestellt. Weitere Studien sowie Lobbyarbeit führten später zu erheblichen Korrekturen nach unten. Aus Berlin kamen Warnungen, dass Protein- und Fettmangel bei heranwachsenden Mädchen zu Unfruchtbarkeit führen und damit die geburtenfördernde Politik der Nationalsozialisten untergraben könnte. Frauen nutzten diese Politik ebenfalls zu ihrem Vorteil und warnten, die Schwierigkeiten, ihre Kinder zu ernähren, könnten sie davon abhalten, weitere zu bekommen. Erfolgreich drängte der Leiter der NS-Volkswohlfahrt, Erich Hilgenfeldt, auf eine Anhebung des «Familienunterhalts», der ärmeren

Die Rechtfertigung des Angriffs

Familien helfen sollte, die ihnen zustehenden Lebensmittelrationen zu finanzieren. In der Praxis fiel diese Beihilfe jedoch äusserst bescheiden aus, da sie zwar ärmeren Deutschen beim Überleben helfen sollte, jedoch ohne die «natürliche Ordnung» der auf Verdienst beruhenden gesellschaftlichen Ungleichheiten zu beeinträchtigen. Dieses System staatlicher Regulierung zielte darauf ab, gesellschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen, ohne allzu sozialistisch oder egalitär zu erscheinen.¹³

Unweigerlich wurden den Deutschen schon bald die Ungerechtigkeiten dieses Systems klar. Mit einer täglichen Zuteilung von 4'200 Kilokalorien erhielten «Schwerstarbeiter» in der Industrie am meisten. Diesen Facharbeitern blieb der Kriegsdienst erspart; sie wurden unabkömmlich («uk») gestellt, weil die Kohleindustrie und grosse Rüstungsbetriebe ohne sie nicht funktioniert hätten. Solche Unternehmen konnten auf die Unterstützung der Deutschen Arbeitsfront und des örtlichen Gauleiters zählen und hatten daher kaum Schwierigkeiten, auf die Einstufung ihrer Arbeiter in die oberste Kategorie zu drängen. Angestellten in Verwaltung, Einzel- und Grosshandel fehlten die Einflussmöglichkeiten der Beschäftigten im militärisch-industriellen Sektor, daher bekamen sie ebenso wie Akademiker der Mittelschicht in der Regel die Standardration von 2'400 Kilokalorien pro Tag, die «Normalverbrauchern» zugestanden wurde. Bereits im September 1939 warnten Forscher der Deutschen Arbeitsfront, dass die Rationierung den Konsum bei einer Bevölkerungshälfte anheben und bei der anderen senken werde. Zudem kam es zu einer Verlagerung der Ressourcen von älteren zu jüngeren Erwachsenen: Beim Vergleich erhobener Daten von Dezember 1937 mit solchen von Februar 1942 stellte eine Studie fest, dass bei den 1'774 untersuchten erwachsenen Arbeitern die Gruppen der fünfundfünfzig- bis sechzigjährigen Männer und der sechzig- bis fünfundsechzigjährigen Frauen an Gewicht verloren hatten, während zwanzig- bis dreissigjährige Männer und zwanzig- bis fünfunddreissigjährige Frauen zugenommen hatten. Mit dem materiellen Wohlstand der Jungen ging eine Lockerung sozialer und familiärer Kontrollen über sie einher.¹⁴

Eine andere Untersuchung unter 6'500 männlichen Industriearbeitern gelangte zu dem überraschenden Ergebnis, dass die stärksten Gewichtsverluste bei den Schwer- und Schwerstarbeitern zu verzeichnen waren – also eben in den Gruppen, die die grössten Rationen bekamen. Offenbar teilten die Männer ihre Zusatzrationen mit ihren Familien. Um solchen Tendenzen entgegen-

genzuwirken, waren Unternehmen gehalten, Werkskantinen zu schaffen, die gewährleisten sollten, dass ihre Arbeiter zum Mittag eine warme Mahlzeit bekamen. Da diese Kantinen aber Lebensmittelmarken verlangten, die sich für die Familie aufsparen liessen, wurden sie in dieser Phase des Krieges kaum genutzt. Nur die speziellen «Göring-Butterbrote», die bei besonders langen Schichten verteilt wurden, waren beliebt, weil sie in der Regel nicht auf die Rationen angerechnet wurden. Ende 1941 hatte das Ernährungsamt viele Zechen in Verdacht, dass sie falsche Angaben zu den Arbeitszeiten der Bergleute machten, um die Verteilung dieser Butterbrote zu rechtfertigen.¹⁵

Eine drakonische Kriegswirtschaftsverordnung führte ab dem 4. September 1939 verpflichtende Sonntagsarbeit ein, froh die Löhne ein, senkte die Überstundenzuschläge und erhöhte die Steuern. Sofort musste die Polizeipräsenz in Fabriken erhöht werden. Schon vor Kriegsbeginn hatte es bei Arbeitern eine Welle der Unzufriedenheit über die langen Arbeitszeiten gegeben. Der Rüstungsboom hatte zu einem Arbeitskräftemangel geführt und bei der Arbeiterschaft für Überarbeitung und zunehmende Unruhen gesorgt. Bereits im Januar 1939 waren die Kohlelieferungen an die Eisenbahn sowie an Privathaushalte wegen der sinkenden Fördermengen eingeschränkt worden. Die Werksüberwachung durch Parteifunktionäre hatte jede Form kollektiver Proteste zwar verhindert, aber im Sommer 1939 herrschte im Ruhrgebiet, dem Kernland der Schwerindustrie, eine «katastrophale» Arbeitsmoral. Auf die neue Kriegswirtschaftsverordnung reagierten Arbeiter verstärkt mit passivem Widerstand, der sich schon vor dem Krieg als wirkungsvoll erwiesen hatte. Fehlzeiten – besonders an Montagen – stiegen ebenso wie Krankenschreibungen und die Verweigerung von Überstunden. Der Sicherheitsdienst drängte auf Zugeständnisse, die der Staat dann auch machte, indem er die Lohnkürzungen zurücknahm und Zuschläge für Überstunden und Sonntagsarbeit wieder erlaubte.¹⁶

Ein früher, heftiger Wintereinbruch liess im November 1939 prompt den Bahnverkehr zusammenbrechen. Der Reichsbahn, die mit dem Nachschub für den Polenfeldzug, der Evakuierung des Saarlandes und der Kriegswirtschaft überfordert war, fehlten Waggons und Lokomotiven, um Kohle von den Zechen im Ruhrgebiet zu transportieren. In diesem Monat musste das Rheinisch-Westfälische Kohlesyndikat 1,2 Millionen Tonnen Kohle auf

Die Rechtfertigung des Angriffs

Halde legen. Das führte zu einer so drastischen Kohleknappheit, dass selbst in Städten in der Nähe des Ruhrgebiets Betriebe Kurzarbeit anmelden oder ihre Arbeiter vorzeitig in den Weihnachtsurlaub schicken mussten. In ganz Deutschland trugen die Menschen selbst im Haus Wintermäntel. Schulen, die gerade erst den Unterricht wiederaufgenommen hatten – nachdem sie als militärische Sammelstellen, Evakuiertenunterkunft und Erntelager gedient hatten –, mussten umgehend wieder schliessen, weil sie nicht beheizt werden konnten. In manchen Städten sammelten sich Menschenmengen vor den Kohlelagern und liessen sich nur durch Polizeikräfte daran hindern, anliefernde Lastwagen zu stürmen. Als Anfang Januar die Wasserwege zufroren, konnten Frachtschiffe keine Kohle nach Berlin liefern. Bei Temperaturen von -15 Grad Celsius beobachtete der amerikanische Journalist William Shirer voller Mitleid, «wie die Menschen in Kinderwagen oder auf ihren Schultern einen Sack Kohle heimschleppen», und stellte fest: «Jedermann murrte. Es gibt nichts Besseres als anhaltende Kälte, um die Moral zu schwächen.»¹⁷

Als die Krise sich verschärfte, gingen Kommunalbehörden dazu über, durchfahrende Kohlezüge zu plündern, um ihre Bevölkerung zu versorgen. So genehmigte der Bürgermeister von Glogau die Entladung von Waggons, deren «Achsen heissgelaufen» waren. Erbost über solche Eigennützigkeit ermahnte Hitlers Stellvertreter Rudolf Hess örtliche Parteiführer, das Rationierungssystem hänge davon ab, dass alle Landesteile die gleichen Lasten trügen. Im Grossen und Ganzen war das auch der Fall. Teils aufgrund der Massnahmen, die man im Zuge der Wiederaufrüstung bereits vor dem Krieg getroffen hatte, unterlagen Preise und Verteilung weitaus strengerer staatlicher Kontrolle als im vorangegangenen Krieg. In den folgenden Jahren gab es zwar immer wieder Klagen, die Rationierung und besonders die Lebensmittelverteilung seien zu zentralistisch, zu unflexibel und zu wenig sensibel für lokale Gegebenheiten – von regionalen Esstraditionen ganz zu schweigen –, aber in gewisser Weise stellte diese Kritik auch einen Sieg dar: Trotz aller Krisen waren partikuläre Lokalinteressen nicht stärker als das Rationierungssystem, zumindest nicht bis Anfang 1945.¹⁸

In den folgenden Wintern kam es erneut zu Kohleknappheit und «Kohleferien» für Schulkinder, aber da die Menschen sich mittlerweile in ihren Erwartungen darauf eingestellt hatten, erhielt dieser Mangel nicht mehr die gleiche Bedeutung wie zu Beginn des Krieges. Die erste Kohlekrise aber

weckte noch gesellschaftliche Erinnerungen und Ressentiments aus dem vorangegangenen Krieg und liess bei staatlichen Stellen wie auch bei der Bevölkerung Befürchtungen aufkommen, die Geschichte könne sich wiederholen. In ehemaligen Kerngebieten der deutschen Arbeiterbewegung, in Städten wie Dortmund, Düsseldorf, Dresden, Bielefeld und Plauen, tauchten wieder kommunistische Parolen auf wie «Rotfront» und «Nieder mit Hitler». Marxistische Flugblätter – manche dank des Paktes mit Stalin mit trotzkistischer Ausrichtung – wurden in Betrieben oder in Briefkästen gefunden. Aus Wien und Linz kamen Berichte über erneute Propaganda für eine Unabhängigkeit Österreichs und die Wiedereinsetzung der Habsburger. Aber in Deutschland wie in Österreich äusserte sich die politische Unzufriedenheit nicht auf der Strasse. Das passierte allerdings in Prag, wo am 28. Oktober 1939 eine grössere Demonstration vor dem Gestapo-Hauptquartier stattfand. An anderen Orten im «Reichsprotektorat» Böhmen und Mähren veranstalteten Studenten Schweigemärsche und Mahnwachen. Sie wurden unterbunden von einem Regime, das fest entschlossen war, seinen nichtdeutschen Untertanen Ordnung aufzuzwingen. Auch sarkastische Witze und Graffiti setzten sich unter den deutschen und österreichischen «Volksgenossen» nicht in politische Aktionen um. Selbst die Berichterstatter für die Sozialdemokratie im Exil, die in den vorangegangenen sechs Jahren der nationalsozialistischen Diktatur auf eine Revolution gehofft hatten, mussten Ende Oktober 1939 zugeben, dass eine Revolte unwahrscheinlich sei, und kamen stattdessen zu dem Schluss: «Erst wenn der Hunger noch mehr anklopft und die Nerven zermürt und vor allen Dingen, wenn es den Westmächten gelingen würde, im Westen Erfolge zu erzielen und deutschen Boden in grösserem Umfang zu besetzen, dürfte die Zeit zu einem Umsturz heranreifen.»¹⁹

Nach den Erfahrungen im vorangegangenen Krieg rechneten Polizei und Wohlfahrtsbehörden mit einem krisenhaften Anstieg von Straftaten Jugendlicher. Schon Anfang November 1939 war der Sicherheitsdienst überzeugt, das «offenbar schwerwiegendste Problem» für Recht und Ordnung in Deutschland seien «die Anzeichen einer *Verwahrlosung der Jugendlichen*. Junge Leute beiderlei Geschlechts strömten in Scharen in die «wieder erlaubten Tanzveranstaltungen». In Kleinstädten und auf dem Land trafen sie sich in Gaststätten, um übermässig zu trinken, zu rauchen und Karten zu spielen,

Die Rechtfertigung des Angriffs

ohne sich um die Kriegssituation zu scheren. Aus Köln kamen Berichte, dass sich «mehr und mehr jugendliche weibliche Personen in und vor dem Hauptbahnhof aufhalten, um dort mit Soldaten Bekanntschaften anzuknüpfen, und zwar in einer Form, die über den Endzweck keinen Zweifel lasse». Eine Überprüfung in Stundenhotels ergab: «Von 10 mit Männern angetroffenen Mädchen, von denen keine unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehe, seien 5 geschlechtskrank gewesen.»²⁰

Die ersten Anzeichen einer «Verwahrlosung der Jugendlichen», auf die Polizei, örtliche Jugendämter und Fürsorger wahrscheinlich aufmerksam wurden, waren Schulschwänzen und Herumlungern an Strassenecken. Bei Mädchen setzte man dieses Verhalten automatisch mit Promiskuität, Prostitution und Geschlechtskrankheiten gleich, bei Jungen mit Diebstahl und einem unaufhaltsamen Abrutschen in «gewöhnheitsmässige» Kriminalität. Die unverwüstlichen – geschlechterbezogenen – Klischees des sexuell «frühreifen» jungen Mädchens und des diebischen Jungen, der zum Spass auf gestohlenen Fahrrädern herumkurvt, waren keineswegs ausschliesslich bei den Nationalsozialisten zu finden. In ganz Nordamerika, Westeuropa und Australien kamen vom ausgehenden 19. bis weit in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts dieselben Kriterien für «Verwahrlosung» zur Anwendung und schufen einen breiten Konsens, dass man «schwierige Kinder» in Anstalten unterbringen müsse, um sie und die ganze Gesellschaft vor einem Teufelskreis moralischen Verfalls zu bewahren.²¹

Trotz kriegsbedingter Einschränkungen der Sozialausgaben stieg die Zahl der Kinder und Jugendlichen, die in öffentlichen Einrichtungen untergebracht wurden. Bis 1941 erreichte sie mit rund 100'000 vermutlich die Kapazitätsgrenzen und schränkte somit die Menge der Jugendlichen ein, die man in «Erziehungsheime» einweisen konnte. Wer in Ruhe gelassen und wer in Obhut genommen wurde, blieb weiterhin ein Glücksspiel, wobei die Chancen für die traditionelle Fürsorgeklientel, die Kinder der armen Stadtbevölkerung, schlechter standen. Die meisten hatten keine Straftaten begangen, sondern kamen «vorbeugend» in diese Anstalten oder schlicht, weil sie als Gefahr für die Gemeinschaft galten.²²

Das ehemalige Benediktinerkloster Breitenau war eine der härtesten Erziehungsanstalten Hessens. Die hochaufragende Barockanlage, an einer Biegung der Fulda in der hügeligen Landschaft Nordhessens gelegen, wirkte mit ihren steilen Dächern und dem geschlossenen Innenhof an sich schon impo-

sant und abweisend. Dorthin schickte man Kinder und Jugendliche, die aus anderen, offeneren Einrichtungen weggelaufen waren. Bei der Ankunft durchliefen sie die gleiche Prozedur wie erwachsene Häftlinge und Arbeitshausinsassen, die im selben Gebäude untergebracht waren – Bettler, Landstreicher, Arbeitslose und Kriminelle, die nach Verbüssen ihrer Haftstrafe eine Zeit im Arbeitshaus verbringen mussten, um sie zu einem sittlichen, disziplinierten Leben mit harter Arbeit zu «erziehen», bevor man sie wieder in die «Volksgemeinschaft» entliess. Die Kinder mussten ihre Kleidung und persönliche Habe abgeben und bekamen eine schlichte bräunlich graue Anstaltskleidung aus Sackleinen. Der Arbeitstag dauerte für alle elf bis zwölf Stunden. Verspätungen, Weglaufen und andere Verstösse wurden inoffiziell mit Schlägen bestraft oder schlimmer noch mit einer offiziell regulierten Einzelhaft in Arrestzellen oder mit Haftverlängerung.²³

Unter den Zöglingen gab es mehrere Mädchen, die Opfer sexuellen Missbrauchs waren. Der vierzehnjährige Ronald und seine dreizehnjährige Schwester Ingeborg wurden zur «Besserung» eingewiesen, nachdem herausgekommen war, dass er und seine Freunde das Mädchen über acht Monate hinweg zum Geschlechtsverkehr gezwungen hatten. «Ronald und Ingeborg sind demnach schon erheblich verwahrlost», hiess es in der Beurteilung. «Der Vater ist bei der Wehrmacht, die Mutter muss auf Arbeit gehen. Es ist daher nicht möglich, die Verwahrlosung der Kinder im Elternhaus zu beseitigen, sodass die Fürsorgeerziehung eingeleitet werden muss.»²⁴

Die fünfzehnjährige Anni N. wurde nach Breitenau geschickt, nachdem sie im Juli 1940 ein uneheliches Kind zur Welt gebracht hatte. Der örtlichen Fürsorgerin vertraute sie an, dass ihr Stiefvater nachts in ihr Bett gekommen sei und sich ihr aufgezwungen habe, während ihre Mutter im selben Zimmer geschlafen habe. Die männlichen Polizeibeamten, die ihren Fall bearbeiteten, glaubten ihr nicht, und das Jugendamt kam zu dem Schluss: «Sie hält in keiner Arbeitsstelle aus, sie lügt und führt ein liederliches Leben.»²⁵

Annis Fall war durchaus typisch: Sie musste aus der Schule entfernt und von der Strasse geholt werden. Dabei ging es nicht darum, Opfern sexuellen Missbrauchs zu helfen, sondern Gleichaltrige davor zu schützen, dass sie auf dieselbe «schiefe Bahn» gezogen wurden. Diese nationalsozialistische Politik bewege sich im Rahmen verbreiteter Denkmuster.

Die Rechtfertigung des Angriffs

Religiös-Konservative, aber auch liberale Reformer, Juristen und Psychologen waren, seitdem das Thema im späteren 19. Jahrhundert zum aktuellen juristischen Problem geworden war, häufig nicht bereit, in Fällen von sexuellem Missbrauch den Aussagen von Kindern Glauben zu schenken, und machten das «verdorbene» Kind zum Problem.²⁶

Im Februar 1942 riet der Direktor von Breitenau dem Jugendamt Apolda davon ab, Anni N. allzu bald in ein Beschäftigungsverhältnis ausserhalb der Anstalt zu bringen: «Normalerweise ist bei derartigen Mädchen mindestens eine einjährige Unterbringungsdauer notwendig, damit sie eine gewisse Angst vor der Unterbringung hat [sic], denn nur diese kann sie noch zu einem nützlichen Glied der Volksgemeinschaft machen.» Am 1. Juni 1942 starb Anni an Tuberkulose. Sie war nicht die Einzige. Waltraud P. starb einen Monat nach ihrer Rückkehr nach Breitenau, nachdem sie im Sommer 1942 versucht hatte, nach Kassel zu flüchten. Einige Monate später starb Ruth F. nach zwei Wochen Einzelarrest. Im August 1944 stellte das Krankenhaus Melsungen fest, dass Lieselotte S. von 62 auf 38 Kilogramm abgemagert war. Wie Anni war auch sie in Breitenau an Tuberkulose erkrankt und starb kurze Zeit später. Dass die Behandlung, die junge Mädchen in solchen Einrichtungen erführen, zu ihrem Tod führen konnte, zeugte von einer Erosion der institutionellen Überwachung von Disziplinarmaßnahmen, die typisch für den NS-Staat war. Während Regierung und Behörden sich grosse Sorgen über die zersetzenden Auswirkungen von Nahrungsknappheit auf die Moral der deutschen Zivilbevölkerung machten, schwanden mit Kriegsbeginn jegliche Bedenken, Jugendliche verhungern zu lassen, die man aus der «Volksgemeinschaft» herausgenommen und in geschlossenen Anstalten untergebracht hatte.²⁷

Die Entlassung aus dem Erziehungsheim erfolgte nach und nach über probeweise Arbeitseinsätze, meist auf abgelegenen Bauernhöfen. Dabei setzte man in der Erziehung auf harte Arbeit, Zuverlässigkeit und Gehorsam. Bei jeder Auseinandersetzung waren die Bauern und ihre Ehefrauen schnell bei Hand, die Kinder und Jugendlichen an ihre Vergangenheit in der Erziehungsanstalt zu erinnern und ihnen von amtlicher Seite mit einer erneuten Einweisung drohen zu lassen. Tändeleien mit Soldaten führten bei Mädchen zur Überprüfung auf Geschlechtskrankheiten; Jungen, die sich weigerten, sonntagnachmittags die Kühe zu füttern, wurden offiziell ermahnt, dass sie die Kriegsanstrengungen sabotierten. Ihnen haftete das Stigma der «Besse-

rungsanstalt» an. Lieselotte S., die mit elf Jahren in die Fürsorgeerziehung gekommen war, versuchte sechs Jahre später, sich gegenüber ihrer Mutter, die sie kaum kannte, zu rechtfertigen:

«Ich bin damals als ein Kind von Dir gekommen und nun bin ich schon gross und Du weisst nicht wie ich jetzt im Menschlichen Leben stehe. (...) Vergesse alles was ich Dir antat. Ich will Dir alles wieder gut machen. Ich verspreche Dir hiermit das ich Dir zuliebe anders werde.»²⁸

In ihrer Isolation und – berechtigten – Angst, dass die Gesellschaft auf der Seite der Experten und Verwaltungsbeamten stehe, war Lieselotte sich keineswegs sicher, ob ihre eigene Familie nicht die allgemeine Verachtung teilte. Für Mädchen wie sie hing der Weg zurück in die «Volksgemeinschaft» davon ab, fleissig zu sein, durchzuhalten und nicht aus der Reihe zu tanzen. Zudem diente ihr Beispiel anderen als Mahnung, dass man sich die Zugehörigkeit verdienen musste.

In ganz Deutschland genossen Kinder plötzlich mehr Freiheiten, während Jugendliche mehr Verantwortung übernehmen und auf ihre jüngeren Geschwister aufpassen mussten. Mit der Einberufung der Männer wurden Frauen zu alleinerziehenden Müttern, die mit unregelmässigem Schulunterricht zu kämpfen hatten, für knappe Güter Schlange stehen und in Ämtern warten mussten. In den meisten Familien sahen sich die Frauen zudem unter wachsendem wirtschaftlichem Druck, einer Erwerbsarbeit nachzugehen. Sie übernahmen die Führung des Familienbetriebs und kehrten in die Schulen zurück, um männliche Lehrer im wehrfähigen Alter zu ersetzen. Frauen aus der Arbeiterschicht nahmen Stellen in Rüstungsfabriken an, und plötzlich wurden Arbeitskräfte in traditionellen – schlechtbezahlten – weiblichen Beschäftigungsfeldern wie Landwirtschaft und Hauswirtschaft knapp.²⁹

Abwesende Väter spürten, dass ihre Stellung als allmächtiges Familienoberhaupt mit der Entfernung abnahm. Nur 14 Tage nach der Invasion in Polen mahnte der thüringische Tischler Fritz Probst seinen heranwachsenden Sohn: «Tue auch du deine Pflicht, wie es sich für einen deutschen Jungen gehört. Arbeite und hilf, wo du nur kannst und denke jetzt nicht an das Spiel. Denke an unsere Soldaten, die vor dem Feind stehen (...). Dann kannst du später einmal sagen: ‚Ich habe mitgeholfen unser heutiges Deutschland vor der Vernichtung zu retten/»³⁰ Ihm war allerdings wie so vielen anderen Vä-

Die Rechtfertigung des Angriffs

tern klar, dass er keine unmittelbare Kontrolle über seinen ältesten Sohn hatte, und schon bald brach sein latenter Konflikt mit ihm offen aus. Drei Monate nach Kriegsbeginn schalt Probst ihn:

«Karl-Heinz! Du solltest dich doch etwas schämen, wenn du zu dieser Zeit auch noch frech zu deiner Mutter bist. Hatte ich dir nicht einmal, ich glaube es war vor einem Jahr kurz vor Weihnachten als Mutti im Geschäft war, gesagt, was du deiner Mutter sein musst. Das hast du doch hoffentlich nicht vergessen. Und dann gabst du mir doch dein Ehrenwort, dass du immer anständig sein willst. Bist du wortbrüchig geworden? Also bitte äussere dich *bald* dazu.»³¹

Seiner Frau riet Probst: «(...) eine strenge Erziehung trägt viel zur Charakterbildung bei.»³² Der selbständige Tischler war einem auf Brückenbau spezialisierten Baubataillon hinter der Westfront zugeteilt worden. Am 19. September hatte er mit einem gewissen Stolz nach Hause schreiben können, dass sie gerade ihre erste Brücke fertiggestellt hatten – sie war 415 Meter lang und zehn Meter breit. Wann oder wie sie genutzt werden sollte, wusste er nicht.

Für die meisten Deutschen blieb der Krieg weit entfernt. Dem Polenfeldzug folgte monatelanger Stillstand im Westen. Der U-Bootkrieg gegen die Blockade der britischen Marine lieferte die einzigen Kämpfe, über die berichtet werden konnte. Hatte eine nachrichtenhungrige Bevölkerung 1914 noch die Kioske gestürmt, um Sonderausgaben der Tageszeitungen zu kaufen, so erlebte der September 1939 die grösste Nachfrage nach Rundfunkempfängern: Die Verkäufe schnellten um 75 Prozent gegenüber dem Vorjahr in die Höhe und liessen die Zahl der Geräte in Privathaushalten auf 13'435'301 ansteigen. Nachrichten zu hören wurde wichtiger denn je, obwohl die ausbleibenden Kampfhandlungen bei der Bevölkerung den Verdacht schürten, die Regierung enthalte ihnen schlechte Meldungen vor, besonders den Verlust von Flugzeug- und U-Boot-Besatzungen. Laut Sicherheitsdienst veranlasste der Informationsmangel manche zu dem erbosten Hinweis, «dass das deutsche Volk politisch reif genug sei, um negative Geschehnisse und Entwicklungen auf sich zu nehmen».³³

Die Sonntagssendung «Stimme der Front» mahnte Zivilisten, sich der Männer, die sie verteidigten, würdig zu erweisen. Die Nation müsse im Kampf zusammenstehen und eine Volksgemeinschaft auf Leben und Tod bilden. Als leuchtendes Beispiel wurde der Soldat hingestellt, der fest sein Gewehr hielt und ernst über den Schützengraben schaute. Diese Haltung sollte

jeder Mann und jede Frau in der Heimat annehmen. Den Gegenpol zu diesem idealisierten Bild der Deutschen im Krieg bildeten die Hinterlist, Unmoral, Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Feinde Deutschlands, angeführt von «jüdischen Kriegshetzern» – in England Kriegsminister Leslie Hore-Belisha, in Frankreich der ehemalige Premierminister Léon Blum und der Politiker Georges Mandel –, die angeblich ihre jüdische Streitlust über die friedlichen nationalen Interessen ihres Landes stellten. Die scharfsichtigen Emigranten, die für die BBC die täglichen Sendungen des deutschen Rundfunks hörten, kamen zu dem Schluss: «Der totale Krieg wird zu einem Kampf zwischen totaler Moral und totaler Unmoral. Das Ergebnis ist, dass der deutsche Rundfunk eines der moralistischsten Kommunikationssysteme der Welt ist.» Indem der deutsche Rundfunk die Opfer an der Heimatfront betonte und beim Volk Hass zu schüren versuchte, bereitete er gleich in den ersten Kriegsmonaten die Grundmotive vor, die seine Berichterstattung in den folgenden beschwerlichen Jahren prägen sollten.³⁴

Als emotionalen Kontrapunkt zu moralisch derart anspruchsvollen Radiosendungen gab es leichte Unterhaltung. Bereits 1933 hatte Goebbels als eine der ersten Forderungen an die Intendanten der deutschen Rundfunksender angemahnt: «Erstes Gesetz: Nur nicht langweilig werden. Das stelle ich *allem* anderen voraus. Nur keine Öde, nur nicht die Gesinnung auf den Präsentier-teller legen (...). Und nur nicht glauben, man könne nun im Dienste der nationalen Regierung am besten sich betätigen, indem man Abend für Abend schmetternde Militärmärsche ertönen lässt.» Womöglich bestand die eigentliche Gefahr für eine moderne Diktatur darin, schnell den Kontakt zum «modernen Zeitempfinden» zu verlieren, und so brach Reichssendeleiter Eugen Hadamovsky mit dem Elitedenken der Weimarer Zeit, um leichter Populärkost den Weg zu ebnen. Im März 1936 verlor die klassische Musik ihren Platz zur besten abendlichen Sendezeit von 20 bis 22 Uhr an ein Sammelsurium leichter Konzerte, Operetten und Tanzmusik. Eine Umfrage zu Hörervorlieben ergab 1939, dass dieses neue Variété-Format Menschen aller Schichten der deutschen Gesellschaft ansprach; selbst Akademiker und Intellektuelle zogen solche Stücke den klassischen Konzerten vor.³⁵

Am 1. Oktober 1939 startete eine neue Radiosendung zur besten Sendezeit: das «Wunschkonzert für die Wehrmacht», das sich bald als *das* Programm schlechthin etablierte. In der ersten Ausgabe versprach der Schau-

Die Rechtfertigung des Angriffs

spieler Gustaf Gründgens den deutschen Soldaten, sie würden über Raum und Zeit hinweg «die Treue der Heimat» spüren. An der Heimatfront war es ebenso wirkungsvoll. Begeistert schrieb Irene Reitz an Ernst Guicking: «Jedesmal, wenn ein Wunschkonzert angesagt wird, bin ich natürlich dabei. Ausser am letzten Sonntag. Ich glaube auch nicht, dass ich da etwas versäumt habe. Ich sitze so dicht am Lautsprecher, als wollte ich rein krabbeln, damit mir nur nichts entgeht. Ich bin auf das nächste Konzert sehr gespannt. Aber schliesslich kann es auch noch länger dauern, denn der liebe Rundfunk hat ja Berge von Briefen zu beantworten.»³⁶

Das hatte er tatsächlich: Zur zweiten Sendung trafen 23'117 Hörerwünsche ein, und schon bald waren die Postsäcke zu prall, um die Briefe zu zählen. Heinz Goedecke – der sich wie viele andere populäre Rundfunksprecher als Sportreporter einen Namen gemacht hatte – präsentierte in der Sendung Hörerwünsche und -grüsse und leichte Musik in einer Mischung aus Märschen, beliebten Schlagern, Liebesliedern, klassischen Ouvertüren, Opernarien und Kinderliedern sowie kurze Lesungen und Gedichte, alles live vor Studiopublikum vorgetragen. Das Programm begann mit einem Hornmotiv und Hitlers Lieblingsmarsch, dem «Badenweiler-Marsch», und endete mit der Aufzählung der jeweils Mitwirkenden – die alle gratis auftraten. Im Laufe der Jahre konnte Goebbels viele grosse Bühnen- und Leinwandstars mit Schmeicheleien oder Druck für die Mitwirkung gewinnen: Hans Albers, Willi Birgel, Zarah Leander, Gustaf Gründgens, Werner Krauss, Katharina Söderbaum, Jenny Jugo, Hans Söhnker, Grethe Weiser, Paul Hörbiger, Willy Fritsch, Heinz Rühmann und Marika Röck. Zusätzlich zum besten Sendeplatz am Sonntag erhielt das Wunschkonzert noch drei Stunden Sendezeit am Mittwochabend.³⁷ Die Hörergrüsse vereinten durch den Krieg getrennte Paare in einem gemeinsamen Moment öffentlicher Intimität. Irene Reitz versuchte, Ernst Guicking die Gefühle zu beschreiben, die sie beim Zuhören überkamen:

«Die Tränen standen mir in den Augen. Besonders dann, wenn das Wunschkonzert kommt und man hört, der Papa soll doch wiederkommen, bald, bald soll er kommen. Er möge jetzt lange genug fort sein. Und bei jedem Gruss mussten zwei Mark zu Gunsten des Winterhilfswerkes gegeben werden. Wer gibt jetzt nicht gern. Ich selbst habe noch nie so viel geopfert wie heute. Schliesslich weiss man ja auch, wofür man gibt.»³⁸

Dass das Winterhilfswerk eine nationalsozialistische Stiftung war, machte ihr nichts aus. Am 29. Oktober 1939 nahm Irene sich während des Wunschkonzerts einen Moment Zeit, um Ernst schnell zu schreiben, dass sie die Sendung höre und auf einen Gruss von ihm hoffe. Sie hatte einen besonderen Grund, sich ihm nah zu fühlen: An diesem Sonntag hatte sie ihren Eltern endlich gesagt, dass sie und Ernst sich verloben wollten. Alles war viel einfacher verlaufen, als sie es zu hoffen gewagt hatte: «Meine Eltern haben sich darüber schon viel früher Gedanken gemacht, als wir. Jetzt könnte ich mich selbst Ohrfeigen, warum ich noch nicht früher gesprochen habe, und diese verdammten Hemmungen habe», schrieb sie, wenn sie an die Wochen voller Bauchschmerzen, Hinauszögern und drängender Briefe von Ernst dachte. «Ich hätte es so leicht haben können.» Irene und Ernst wollten sich an Weihnachten verloben. Zu diesem Zeitpunkt bestand die grösste Wahrscheinlichkeit, dass er Urlaub bekommen würde, selbst wenn der Krieg noch nicht vorbei wäre. Ernst drängte hartnäckig weiter, und so wurden aus den Verlobungsschliesslich Hochzeitspläne. Irenes Mutter erinnerte die beiden daran, dass sie und ihr Mann ebenfalls während eines Krieges geheiratet hatten, und riet ihnen, zu warten und erst Kinder zu bekommen, wenn die harten Kriegszeiten vorüber wären. Sie wusste, wovon sie sprach: Irene war ebenso wie Ernst während des Ersten Weltkriegs zur Welt gekommen.³⁹

Der einzige Einwand gegen die moderne Tendenz, sich mit einer standesamtlichen Trauung zu begnügen, kam von Ernsts Schwester Anna, die Irene sanft auf eine kirchliche Hochzeit drängte – «bei uns auf dem Dorfe ist es eben so Sitte». Aber selbst sie, die von einem Bauernhof im protestantischen Altenburschla mit seinen soliden schwarz-weißen Fachwerkhäusern stammte, gestand ihr zu: «Brauchst ja kein Gebrauch davon zu machen. Es hat schliesslich jeder Mensch seinen freien Willen.» Statt sich mit den neuen Eheringen aus rostfreiem Edelstahl zu begnügen, die im Krieg angeboten wurden, trieb Ernst in Saarbrücken, wo er stationiert war, einen Juwelier auf, der ihm noch einen Goldring für Irene besorgen konnte. Am Samstag, dem 23. Dezember 1939, heirateten sie, unmittelbar bevor alles über Weihnachten schloss. Zwei Wochen später kehrte Ernst zu seiner Einheit zurück.⁴⁰

Nach diesen ganzen Aufregungen nahmen die Frischvermählten wieder ihren gewohnten Briefwechsel auf und warteten ebenso ungeduldig wie Irenes Eltern auf das Eintreffen der Heiratsurkunde: Ohne sie konnten sie nicht

Die Rechtfertigung des Angriffs

anfangen, ihren zukünftigen Hausstand zu planen, weil die örtlichen Behörden ihnen keine Bezugsscheine für Haushaltswäsche gaben. Beide wünschten sich ein baldiges Kriegsende und freuten sich auf den nächsten Urlaub für Ernst, während Irene wieder das Wunschkonzert hörte.

Die Rundfunksendung lieferte im Laufe dieses Jahres den Aufhänger für den ersten Spielfilm der Kriegszeit, der zu einem Kassenschlager wurde: In «Wunschkonzert» spielt der Rundfunkmoderator Heinz Goedecke sich selbst und trägt mit seinem Radioprogramm dazu bei, ein Liebespaar wieder zu vereinen, das sich bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin kennengelernt hatte, aber kurz danach durch den Militärdienst des Helden getrennt wurde. Als Luftwaffenpilot muss dieser ohne ein Wort des Abschieds in einer Geheimmission mit der Legion Condor in den Spanischen Bürgerkrieg ziehen. Bei seiner Rückkehr erfährt er, dass seine geliebte Inge umgezogen und unauffindbar ist. Schliesslich schickt er, bereits im nächsten Krieg, einen Brief an das «Wunschkonzert» und bittet, für Inge die Olympiafanfaren zu spielen. Als Inge das hört, schreibt sie zurück, da weder das lange Schweigen noch die Trennung oder auch die Avancen eines anderen Verehrers ihrer Liebe Abbruch hatten tun können.⁴¹

Der Spielfilm lockte 20 bis 25 Millionen Zuschauer in die Kinos – der grösste Kassenerfolg, den ein deutscher Film bis dahin erzielt hatte. Die Rundfunksendung war noch erfolgreicher. Bis zu 50 Prozent der Bevölkerung schalteten sie ein. Als die Sendung im Mai 1941 eingestellt wurde, hatte sie gut 75 Konzerte übertragen, die Namen von 52'797 Soldaten und ihren Einheiten verlesen, 9'297 Vätern die Geburten ihrer Kinder mitgeteilt und 15'477'374,62 Reichsmark für das Winterhilfswerk gesammelt. Selbst der eher zurückhaltende Sicherheitsdienst war begeistert und schwärmte im April 1940, dass durch die Sendung «in Tausenden das Erlebnis der Volksgemeinschaft wachgerufen» werde.⁴²

Es war genau der Magnet, den die Nationalsozialisten angestrebt hatten: ein Moment emotionaler Verbundenheit, in dem jeglicher Egoismus des Einzelnen sich in einem überwältigenden Nationalgefühl auflöste. In ihrer Fokussierung auf die privaten Beziehungen, die über den Äther zusammengehalten wurden, erkannten die Radiosendung wie auch der Film an, dass persönliche Liebes- und Familienbande eine zentrale Rolle für die patriotische

Treue spielten. Mit der Mobilisierung der Liebe setzten die Nationalsozialisten auf das stärkste, zugleich aber auch unberechenbarste menschliche Gefühl.⁴³

Anfang Oktober hatte Fritz Probst sich damit abgefunden, dass der Krieg länger dauern würde. Der Tischler aus Thüringen war zwar überzeugter Nationalsozialist, aber kein Militarist. Vielmehr teilte er die allgemein herrschende Ansicht, dass die Westmächte mit ihren Machenschaften Deutschland den Krieg aufgezwungen hätten. «Es ist auch besser, wenn jetzt reiner Tisch gemacht wird, dann brauchen wir hoffentlich keinen Krieg wieder mitzumachen», schrieb er seiner Frau Hildegard.⁴⁴

Hier war kein Raum für die bellizistische Tradition von 1914, die männliche, charakterbildende Vorzüge des Krieges als Tugend gepriesen hatte. Solche Ideen mochten zwar noch Hitlers persönliche Ansichten prägen, aber öffentlich äusserte er sie nicht, und in den Briefen der Familienväter, die 1939 in ihren mittleren Jahren waren, fanden sie kaum Ausdruck. Auch wenn sie noch so überzeugt von der Notwendigkeit des Krieges waren, empfanden sie ihn doch schlichtweg als verlorene Zeit. So schrieb Fritz Probst seiner Frau: «(...) und es kommt hoffentlich einmal, früher oder später, die Zeit, wo ich wieder bei Euch sein werde. Dann wirst du entschädigt für all das was du jetzt mittragen musst, dann wird es wieder Frühling in unserer glücklichen Ehe.» Ihm war wie vielen anderen 1939 schmerzlich bewusst, dass seine Generation vom Scheitern der vorangegangenen heimgesucht wurde. Daher liess er sich vor allem von dem Gedanken leiten, was passieren würde, falls sich dieses Versagen wiederholen und der Kriegskreislauf an die nächste Generation weitergegeben werden sollte. So schrieb er nach Hause: «(...) wir sind jedenfalls bereit jedes Opfer für unseren Führer und Vaterland zu bringen. Denn was wir opfern brauchen unsere Kinder nicht zu bringen, wenn sie erst gross sind.» Darin ist die stille Entschlossenheit des Familienvaters spürbar, die schwierige Situation zu meistern. Im selben Brief, in dem dieser recht zurückhaltende Mann seiner Frau aus seinem kalten Quartier im Saarland gestand, «schön wäre es ja wenn ich zu dir in das warme Bett kommen könnte», bekräftigte er: «Ich glaube jedenfalls an Adolf Hitler und an einen Sieg des deutschen Volkes.»⁴⁵

Extreme Massnahmen

Am 24. Oktober 1939 um 6.10 Uhr wurde Karl Kühnel aus seiner Zelle im Gefängnis Berlin-Plötzensee in einen grossen, hellen Raum geführt, an ein Brett gefesselt und enthauptet. «Wenn ihr diesen Brief erhaltet, bin ich nicht mehr ein Gefangener, sondern ist mein irdisches Leben schon zu Ende», hatte er am Vortag an seine Frau Rose geschrieben. «Ich hatte ja schon einmal Abschied genommen von Euch. (...) Verzagt nicht und habt und hegt keinen Groll gegen irgendwen. Es nützt nichts. Nun seid Ihr Eures Glückes Schmied.» Der zweiundvierzigjährige Zimmermann aus dem Erzgebirge hatte bereits im vorangegangenen Krieg gedient und unter der Vorstellung gelitten, dass durch sein Maschinengewehr «ein Familienvater von seinen Kindern gerissen werden könnte, welcher mir noch nie ein Leid tat. Mit Gegenargumenten versuchte ich mein Gewissen abzutöten was mir zum Teil auch nach und nach gelang.» Diese persönliche Erklärung hatte er am 1. Januar 1937 an sein örtliches Wehrmeldeamt geschickt: «Heute ist mir dies nicht mehr möglich. (...) Es ist mir nicht möglich gegen mein Gewissen zu handeln und darum nicht möglich mit der Waffe in der Hand einem Menschen entgegen zu treten und ihm ein Leid zu tun.»¹

Am 14. Dezember 1939 schrieb Josef Rimpl am Vorabend seiner Hinrichtung an seine Frau und seine Kinder und erinnerte sie, dass niemand ohne Fehler ist, wandte aber ein: «Mit gutem Gewissen kann ich behaupten, dass ich kein Verbrecher, auch kein Raubmörder bin. Es ist aber besser, wenn es der Wille meines Herrn ist, um Gutes zu leiden als um Böses.» Rupert Sauseng, ein dreiundvierzigjähriger Arbeiter aus Eisenach, betete zu Gott und riet seiner Frau, «vertraue auch du dich ruhig Ihm an, der allein Trost und Kraft und Gnade zu spenden vermag, so wirst Du mit Kind der schwersten Prüfung standzuhalten vermögen durch seine Kraft». Karl Endstrasser schrieb an seine Frau in Graz, sie solle sein Werkzeug verkaufen, und zitierte

aus dem ersten Korintherbrief: «Weine nicht, denn wir sind der Welt ein Schauspiel geworden sowohl Engeln als auch Menschen.» Alle drei Männer wurden wie Kühnel am folgenden Tag kurz nach sechs Uhr morgens enthauptet. Alle waren Zeugen Jehovas und hatten sich geweigert, den Eid auf Hitler abzulegen und Militärdienst zu leisten.²

Nach der Wiedereinführung der Wehrpflicht in Deutschland 1935 wurden Zeugen Jehovas nicht mehr nur sporadisch, sondern insgesamt härter und systematischer verfolgt. Manche wurden festgenommen und verhört, weil sie Flugblätter gegen die Nationalsozialisten in Briefkästen geworfen hatten. Der Sicherheitsdienst richtete eine eigene Abteilung für sie ein, wie er es bereits für Freimaurer getan hatte. In den Konzentrationslagern waren die Zeugen Jehovas insofern einzigartig unter den religiösen Häftlingen, als sie von den «politischen» Gefangenen unterschieden wurden und ein eigenes Kennzeichen bekamen, ein lila Dreieck. Als einzige Gruppe innerhalb der Lagerhäftlinge hatten viele von ihnen es in der Hand, ihr Schicksal zu wenden: Dazu hätten sie ihre Einberufung akzeptieren und zur Wehrmacht gehen müssen.

August Dickmann war der erste Zeuge Jehovas im Konzentrationslager Sachsenhausen, der einen Einberufungsbescheid bekam – von zu Hause nachgeschickt durch seine Frau. Er wurde zur politischen Abteilung des Lagers zitiert, wo man ihm seinen Wehrpass zur Unterschrift vorlegte. Als er sich weigerte, wurde er geschlagen und in Einzelhaft genommen, während der Lagerleiter Himmler um Erlaubnis ersuchte, an Dickmann ein Exempel zu statuieren. Am 15. September 1939 mussten alle 8'500 Lagerhäftlinge nach dem Abendappell dem Erschiessungskommando bei der Exekution zusehen. Den endgültigen Todesschuss führte Rudolf Höss aus, der spätere Kommandant von Auschwitz. Als letzte exemplarische Warnung vor dem, was ihnen bevorstand, liess man vier Zeugen Jehovas Zurückbleiben und Dickmanns Leichnam in den Sarg legen. August Dickmanns Bruder Heinrich musste den Sargdeckel zunageln. Am folgenden Tag erschien in der deutschen Presse eine kleine Meldung, dass Dickmann «wegen Weigerung, seine Pflicht als Soldat zu erfüllen», auf Anordnung des Reichsführers-SS Himmler erschossen worden war. Der «Zeuge Jehovas» sei ein «fanatischer Anhänger der internationalen Sekte der ernstesten Bibelforscher» gewesen. Er war der erste Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen, der hingerichtet wurde,

Die Rechtfertigung des Angriffs

und seine Exekution wurde wie so oft im nationalsozialistischen Deutschland aus Gründen der Abschreckung öffentlich kundgetan.³

Die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen fiel in der Regel unter die Militärgerichtsbarkeit, mit der Begründung, dass der Militärdienst mit dem Ausstellen des Einberufungsbescheids und nicht mit seiner Bestätigung durch den Empfänger begann. Es war ein so schwerwiegendes und seltenes Vergehen, dass die Prozesse vor dem höchsten Militärgericht, dem Reichskriegsgericht in Berlin-Charlottenburg, geführt wurden, dessen Präsident Admiral Bastian war. Da die militärischen Meutereien im November 1918 vom Marinestützpunkt Kiel ausgegangen waren, gab das Marineoffizierskorps sich alle Mühe, sich wieder als Bastion der Konterrevolution zu etablieren. Ein Marinerichter brüstete sich: «Bei der Festsetzung des Strafmasses berücksichtige ich, ob der Angeklagte eine Revolutionstypen abgeben könnte oder nicht. Ich Sorge dafür, dass es kein 1918 wiedergibt. Ich merze Revolutionstypen aus.» Militär Richter sahen die Zunahme von Desertion, Pazifismus und Nervenversagen als Symptome der Niederlage. Ein Kriegesgerichts Urteil der Wehrmacht führte die Zunahme der Desertion 1918 unmittelbar auf die Tatsache zurück, dass die Militärjustiz damals falsch, nämlich zu nachsichtig mit willensschwachen und eingeschränkt tauglichen Soldaten umgegangen sei.⁴

Die Militär Richter wandten die «Kriegs sonder straf rechts ver ordnung» an, die am Tag der deutschen Mobilmachung, dem 26. August 1939, in Kraft getreten war. Diese von Juristen in den ersten Jahren des NS-Regimes verfasste Verordnung schrieb für «Wehrkraft zersetzung» die Todesstrafe vor. Der entscheidende Paragraph war Artikel 48 des Militär straf gesetzbuchs aus der Vorkriegszeit, der sich nach Auslegung der Kommentare «insbesondere gegen Sekten und Pazifisten» richtete. Entsprechend befand das Gericht, dass die Gehorsamspflicht Vorrang vor der «Gewissenspflicht» habe. Weitere Artikel betrafen die Verweigerung des Fahne n eids auf den «Führer», den jeder Rekrut abzulegen hatte, und die Einstufung jeglicher Nichterfüllung militärischer Pflichten als Fahnenflucht. Manche Richter boten Zeugen Jehovas sogar die Möglichkeit, den Militärdienst in nicht kämpfenden Truppenteilen zu absolvieren, was sie in der Regel jedoch ablehnten. Wer von seiner Verweigerung zurücktrat, konnte mit einer Gefängnisstrafe und dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte (die bis nach dem Krieg ausgesetzt wurden) rech-

nen, wurde einem Strafbataillon zugeteilt und bei der Minenräumung und anderen gefährlichen Aufgaben an der Front eingesetzt. Um hartnäckige Verweigerer unter Druck zu setzen, unterstellte man ihre Kinder staatlicher Obhut und verkaufte zwangsweise ihre Familienbetriebe und Häuser. In manchen Fällen erlaubte man Verwandten, die keine Glaubensbrüder waren, den Kriegsdienstverweigerer im Gefängnis in Berlin-Plötzensee zu besuchen, um ihn zum Sinneswandel zu bewegen. Ein Aufschub der Hinrichtung und längere Aufenthalte in der Todeszelle unweit des Schafotts erhöhten den Druck.⁵

Am Abend vor dem angesetzten Termin seiner Hinrichtung erhielt Bernhard Grimm im Gefängnis Brandenburg-Görden Besuch vom Gefängnispfarrer Dr. Werner Jentsch. Hinterher schrieb der Neunzehnjährige in der stillen Nacht seinen Abschiedsbrief an seine Mutter und an seinen Bruder und schilderte ihnen, dass «ein evangelischer Pfarrer, der mich besuchte», das Alte Testament «als ein Geschichtsbuch der Juden bezeichnete und die Auslegung der Offenbarung als sehr gefährliche Geschichte und den Tag des Gerichts in ungewisse Ferne rückte». Zuvor hatte Grimm seine Bereitschaft signalisiert, als Sanitäter oder in einer anderen nicht kämpfenden Funktion Militärdienst zu leisten, was das Gericht aber abgelehnt hatte. Nachdem er nun diesem letzten theologischen Versuch des Pfarrers, seinen Entschluss ins Wanken zu bringen, widerstanden hatte, versicherte er seiner Familie: «Meine Liebsten! Wir können immer nur danken, dass alles schon so weit vorgerückt ist. (...) Nach dem ersten kurzen Schreck, der ja schliesslich begreiflich ist, nahm mich unser himmlischer Vater auf mein Bitten und Vertrauen auf ihn umso fester bei der Hand.» Als Jentsch am folgenden Morgen kam, um Bernhard Grimm zum Schafott zu begleiten, war er überaus beeindruckt von der Entschlossenheit des jungen Mannes.⁶

Im ersten Kriegsjahr wurden 112 deutsche Soldaten hingerichtet, fast alle wegen Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen, die überwiegende Mehrheit waren Zeugen Jehovas. Sie glaubten wie andere millenaristische Sekten vor ihnen, dass sie in den «letzten Tagen» lebten und das «Jüngste Gericht» nah sei. Ausser Zeugen Jehovas waren unter den Verweigerern noch einige Reform-Adventisten und Christadelphianer, von denen einer – Albert Merz – hingerichtet wurde. Aber der Druck, Kriegsdienst zu leisten, war so stark, dass einige «Friedenskirchen» wie die Quäker und die Sieben-

Die Rechtfertigung des Angriffs

ten-Tags-Adventisten für ihre Mitglieder beim Militär Aufgaben ausserhalb der Kampfeinsätze aushandelten, während die deutschen Mennoniten ihrer anabaptistischen Tradition den Rücken kehrten und 1936 verkündeten, ihre Jugend sei «begeistert bereit», Militärdienst zu leisten. Viele Siebenten-Tags-Adventisten, die mit religiösem Nationalismus und Antisemitismus gross geworden waren, gesellten sich zu ihnen an die Front. In den spärlichen Reihen derer, die für ihre pazifistischen Überzeugungen die Hinrichtung in Kauf nahmen, findet sich nur ein einziger katholischer Priester, Franz Reinisch aus Österreich, der wiederum den Bauern Franz Jägerstätter inspirierte, den Militärdienst zu verweigern; im gesamten Deutschen Reich gab es nur einen protestantischen Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen, Hermann Stöhr. Als Paria in ihrer jeweiligen Kirche erhielt keiner von ihnen irgendeine Unterstützung von seinem Bischof. Nachdem der Gefängnispfarrer Werner Jentsch, der den Deutschen Christen angehörte, Grimm zum Schafott begleitet hatte, schrieb er eine kurze theologische Abhandlung, in der er die Argumente darlegte, mit denen er den jungen Mann zum Widerruf zu bewegen versucht hatte, und die Militärgerichte willigten ein, sie als Broschüre drucken zu lassen und an andere Geistliche zu verteilen, die mit ähnlichen Fällen zu tun hatten.⁷

Wenn Militär Richter mit einem so unerschütterlichen Glauben konfrontiert waren, fragten sie sich, ob sie es nicht eigentlich mit Geisteskranken zu tun hatten. Theoretisch bestand durchaus die Möglichkeit, von verminderter Zurechnungsfähigkeit auszugehen, da die Behörden selbst waren, «religiöse Dienstverweigerer» als «Friedensapostel und Freiheitsschwärmer» einzustufen und zu den «wirklichkeitsfremden und verschrobenen Psychopathen» zu zählen. Die Antwort auf dieses juristische Problem hatte bereits kurz nach Wiedereinführung der Wehrpflicht 1935 eine psychiatrische Untersuchung von elf Zeugen Jehovas geliefert, die unter der Leitung von Professor Johannes Lange an der Universität Breslau durchgeführt worden war. Er kam zu dem Schluss, dass die Untersuchten nicht geisteskrank, sondern feige und geltungsbedürftig seien und genauso behandelt werden sollten wie andere, die den Militärdienst verweigerten. Allerdings räumte der Psychiater während einer Fachtagung 1936 ein, dass eine kleine Minderheit von «echtem Glauben» geleitet sei und Märtyrertum anstrebe.⁸

Ende November 1939 trug der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Wilhelm Keitel, die Angelegenheit Hitler persönlich vor, der bekräftigte,

wenn «der Wille des Mannes nicht gebrochen werden könne, müsse das Urteil vollstreckt werden». Die religiösen Überzeugungen Einzelner durften nicht über das höhere Wohl der «Volksgemeinschaft» gestellt werden, obwohl die Veröffentlichung solcher Fälle allem Anschein nach nicht die gewünschte Abschreckungswirkung zeigte. Sie diene lediglich der «feindlichen Propaganda», warnte Friedrich Fromm, Befehlshaber des Ersatzheeres, Ende 1939. Allerdings druckten und verbreiteten die Zeugen Jehovas Anfang 1940 selbst insgeheim Abschiedsbriefe zum Tode Verurteilter, um ihre Glaubensbrüder zum Widerstand zu ermutigen. Keitel wies die Militärgerichte an, die Urteile nicht mehr zu veröffentlichen, obwohl in den folgenden fünf Jahren weitere 118 Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen hingerichtet wurden.⁹

Mediziner zeigten sich ebenfalls beflissen, gegen ein allgemeines «Nervensagen», gegen den «Sieg» der Feiglinge und Neurotiker in den Streitkräften und gegen «hysterische» Frauen an der Heimatfront vorzugehen, die nach ihrer Ansicht zum «Dolchstoss» von 1918 beigetragen hatten. Bereits 1936 hatte man an der Militärärztlichen Akademie eine Abteilung für Wehrpsychiatrie und Wehrpsychologie gegründet und später Otto Wuth zum beratenden Psychiater beim Heeressanitätsinspekteur berufen. Militärpsychiater waren fest entschlossen, eine weitere Epidemie von «Kriegszitterern» zu verhindern, indem sie nicht zuliessen, dass ein vorübergehender Kampfschock zu einer «Neurose» aufgeblasen würde. Sie verwiesen auf die heilsame Wirkung der Entscheidung, ab 1926 den aus neuropsychiatrischen Gründen aus der Armee Entlassenen keine Kriegsrente mehr zu zahlen: Angeblich waren die «Fälle von Kriegsneurosen mit Zittern, Lähmungserscheinungen, Stummheit, Ganser-Syndrom und so fort nahezu vollständig» verschwunden.¹⁰

Friedrich Panse wurde im September 1939 einberufen und sofort der Militärpsychiatrischen Abteilung im rechtsrheinischen Lazarett Ensen bei Köln zugeteilt. Nachdem er im letzten Jahr des Ersten Weltkriegs als Soldat gedient hatte, hatte er Medizin studiert und anschliessend seine Ausbildung bei dem berühmten Psychiater und Leiter der Berliner Charité Karl Bonhoeffer fortgesetzt. Nach seiner Doktorarbeit hegte Panse akademische Ambitionen und musste dazu eine Habilitationsschrift verfassen. Im Dritten Reich trieb er seine Karriere voran und trat in die SS, die NSDAP und eine Reihe von Berufsverbänden ein. Er und sein Förderer an der Universität Bonn, Kurt Pohlisch, arbeiteten begeistert für die neugeschaffenen Erbgesund-

Die Rechtfertigung des Angriffs

heitsgerichte und etablierten eine bahnbrechende Datenbank zu Familien, die als «erbkrank» eingestuft waren. Sie erstellten Expertisen, gutachteten in Fällen von Zwangssterilisation und hielten vor Kollegen Vorträge über dieses Thema. Autoritäten wie Karl Bonhoeffer beteiligten sich daran zumindest soweit, dass sie den energischen Bestrebungen der jüngeren Generation das Siegel ihrer Billigung verliehen. Bei Kriegsbeginn wartete der nach Anerkennung dürstende Panse noch immer auf eine Professur.¹¹

In den ersten Kriegsmonaten halfen Wuth, Panse und ihre Kollegen der Wehrmacht, die Soldaten, «die *nicht können*», von jenen zu unterscheiden, «die *nicht wollen*». Obwohl sie erwartet hatten, dass der Polenfeldzug zu einer ähnlichen Flut an «klassischen Kriegsneurosen» führen würde wie der vorangegangene Krieg, mussten sie feststellen, dass er mehr Verdauungsprobleme als Zittern hervorgebracht hatte. Die verbreitet von Offizieren vorgebrachte «Nervosität» unter deutschen Soldaten, die zu massiven Vergeltungsmassnahmen an polnischen Zivilisten geführt hatte, interessierte sie nicht. Vielmehr zeugten zwei Fachtagungen im Januar und Februar 1940 von ihren energischen Bestrebungen, eine scharfe Trennlinie zwischen echten «psychosomatischen Störungen» und simulierenden «Psychopathen» zu ziehen, die sie in Konzentrationslager zu schicken empfahlen. Daraufhin richtete die Wehrmacht drei Sondereinheiten für solche Störenfriede ein. Ihre Aufgabe war es, wie Otto Wuth erklärte, «diese Personen zu Männern zu erziehen». Das Militär brachte tendenziell mehr Mitgefühl für die «Störer» auf als die Psychiater. Bezeichnenderweise war es das Oberkommando der Wehrmacht, das die Mediziner zügelte und sich weigerte, so extreme Behandlungen zu erlauben wie Elektroschocktherapien, die man im vorangegangenen Krieg noch ohne Einwilligung der Patienten gegen Kriegsneurosen eingesetzt hatte.¹²

Wenn man hier überhaupt von einer «Psychose» reden kann, dann allenfalls in Bezug auf deutsche Militärs und zivile Führungsschichten. Die Heftigkeit und Geschwindigkeit, mit der sie 1939 gegen so winzige, machtlose Gruppen wie Pazifisten und «Kriegsneurotiker» vorgingen, zeugt von einem verzweifelten Bestreben, nicht nur die Fehler des vorangegangenen Krieges zu vermeiden, sondern diese gesamte Erfahrung irgendwie auszulöschen. Sie verfielen in eine Art vorzeitigen Gewaltexzess, wobei den Weg dorthin Intel-

lektuelle ebneten, unter denen sich mindestens ebenso viele Nicht-Nazis wie Nazis befanden. Schon 1919 hatte der junge Theologe und ehemalige Militärggeistliche Paul Althaus den Pazifismus verurteilt und verlangt, dass die Deutschen sich der Gnade Gottes würdig erweisen müssten, indem sie ihre Niederlage überwänden: «Ein grosses Volk, das nicht mit entschlossenem Willen und aller Kraft hinter seinem geschichtlichen Rechte steht, (...) verwirkt eben damit seine geschichtlichen Rechte und hat den Gewaltfrieden, mit dem man es in Fesseln schlägt, nur verdient. Das ist die harte, aber gesunde und männliche Gerechtigkeit der Geschichte.» Da Althaus die Befürchtung verbreitete, die Deutschen liefen Gefahr, von Gott verlassen zu werden, verlieh er konservativen, radikal-nationalistischen «Dolchstoss»-Interpretationen der Ereignisse von November 1918 eine religiöse Legitimation. Bereits vor 1914 hatten andere Lutheraner vertreten, die Deutschen hätten die Juden als «auserwähltes Volk» abgelöst, aber in den Zwischenkriegsjahren stattete Althaus diese These mit zeitgenössischer Relevanz aus. In seiner eigenen «Schöpfungstheologie» vertrat er nachdrücklich, christlicher Universalismus könne nur durch verschiedene Völker gelebt werden, die ihren jeweils eigenen Charakter und ihre eigene Identität besässen und durch ihre historischen Kämpfe Gottes Plan für sie in Erfahrung bringen müssten. Nationalismus sei nicht nur natürlich, sondern auch eine heilige Pflicht. Anders als die calvinistische Vorbestimmung betonte diese deutsch-lutherische Variante immer wieder das moralische Risiko des Versagens. Althaus verband die Spitzfindigkeiten theologischer Argumente mit der militanten Sprache eines radikalen Nationalismus, die er schon in seinen Predigten während des Ersten Weltkriegs ausgefeilt hatte. Bald stieg er neben Werner Elert und Emanuel Hirsch zu einer eindrucksvollen, zentralen Persönlichkeit der Luther-Renaissance in den zwanziger Jahren auf und wurde 1925 auf den renommierten Lehrstuhl für systematische und neutestamentliche Theologie in Erlangen berufen. Ein Jahr darauf wurde er zum Präsidenten der Luther-Gesellschaft gewählt, ein ehrenvolles Amt, das er 40 Jahre lang bekleiden sollte. Nach seiner Version der protestantischen Vorsehungslehre waren die Deutschen Gottes auserwähltes Volk, würden sich aber selbst erlösen müssen, wenn sie sich seines Vertrauens würdig erweisen wollten.¹³

Solche Ideen waren in den gebildeten Schichten gang und gäbe. Bereits am 5. September stellte August Töpperwien fest: «Adolf Hitlers Kampf gegen

Die Rechtfertigung des Angriffs

Polen und England wird skrupellos total sein: totaler Einsatz aller Machtmittel, totale Verunehrung der Gegner. Wie tapfer und wie tief ist Luthers Lehre von den 2 Reichen, das beginnt man in diesen Jahren zu begreifen!» Diese Unterscheidung zwischen irdischen und himmlischen Geboten ermöglichte es dem gläubigen Protestanten zu akzeptieren, dass ein Handeln in der Welt ohne Sünde unmöglich war, und dennoch weiter nach einer moralischen Orientierung im Krieg zu suchen, vornehmlich in der Theologie von Althaus und Hirsch. Töpperwien blieb ein treuer Leser des *Eckart*, einer Literaturzeitschrift, die der Bekennenden Kirche nahe- und den nationalsozialistischen Deutschen Christen äusserst kritisch gegenüberstand. Darin wurden Beiträge einer grossen Bandbreite deutscher Schriftsteller veröffentlicht, die von Nazigegnern wie Hans Carossa und Edzard Scharper über Konservative wie Paul Ernst bis hin zu Rassisten wie Heinrich Zillich reichte. Von Anfang an trieben seine Zweifel an der Handlungsweise des Führers Töpperwien zu der Frage: «Aber ist Adolf Hitlers totaler Kampf nichts anderes als die ‚Gewalt‘, die nach Luther das Wesen des irdischen Reiches sein soll? Ist es Dämonie?» Er zweifelte jedoch nicht an Hitlers Führungsanspruch oder daran, dass die Deutschen standhalten mussten. Standhaftigkeit gegen den «Geist von 1918» galt als Mass für ihre eigene Erlösung. Wenn sie ein zweites Mal versagten, würde dies beweisen, dass die Deutschen nicht Gottes auserwähltes Volk seien.¹⁴

Diese national-protestantische Version deutscher Erlösung war nur eine Variante eines antiliberalen und antidemokratischen Glaubens und Denkens, das die deutsche Katastrophe von 1918 zu überwinden strebte. Während Linke und Liberale die Geschichte als fortschreitende Entwicklung sahen, hielten Konservative sie für zyklisch und wiederkehrend wie den Kreislauf des Lebens. Anfang der zwanziger Jahre gab es in der deutschen Kultur eine Flut von Vorhersagen, dass es nach dem Weltkrieg zu Verfall, Niedergang und Degeneration kommen würde, wie Oswald Spengler es in seinem Werk «Der Untergang des Abendlandes» skizziert hatte. Diese düsteren Prognosen schlugen mit der «nationalen Wiedergeburt» 1933 um, und selbst als Enttäuschung über die NSDAP (wenn auch nicht über Hitler) die anfängliche Begeisterung dämpfte, hofften viele katholische und evangelische Intellektuelle weiterhin, dass die «nationale Revolution» der Nationalsozialisten zu einer geistigen Erneuerung führen würde. Aber ihre Grundanschauungen

änderten sich nicht – besonders nicht ihre ablehnende Haltung gegenüber der Weimarer Republik, Liberalismus, Pazifismus, Demokratie, Sozialismus, Juden und allen, die die deutsche Niederlage akzeptiert hatten. Der Ausbruch eines neuen Krieges rückte alles, was diese Intellektuellen über 1918 gedacht hatten, wieder in den Brennpunkt und stellte ihren Glauben an Deutschlands Erlösung auf die Probe. Dieser allgemeine Drang, die Fehler des vorangegangenen Krieges zu vermeiden, hilft zu erklären, warum die Bildungseliten des Reiches von Anfang an bereit waren, tödliche Gewalt anzuwenden. Zudem erklärt er die Tatsache, dass die extremsten Massnahmen nicht unbedingt von den offenkundig radikalsten nationalsozialistischen Akteuren ausgingen.¹⁵

Der NS-Polizeistaat besass mehr als genug Macht, seine Diktatur aufrechtzuerhalten. Sobald Deutschland für den Krieg mobilgemacht hatte, wuchs die Liste der Verbote – vom Erzählen wehrkraftzersetzender Witze bis hin zur Verweigerung der Sonntagsarbeit: Bald stand auf mehr als 40 Vergehen die Todesstrafe. Die deutsche Gesellschaft war voller Menschen, die im Kleinen gegen Vorschriften der Nationalsozialisten verstiesen, sie im Grossen aber hochhielten und dadurch eine «Volksgemeinschaft» formen halfen, die auf Gewalt, Meriten und Ausschluss basierte. Wenn es um Ungleichheiten der Rationierung ging, war es unmöglich, kritische Stimmen zum Schweigen zu bringen, aber in der Regel verstummten die Menschen von selbst, wenn es um die ausgegrenzten Minderheiten ging, die das Regime zu seinen Hauptangriffszielen machte. Es war eine komplexe, konfliktreiche Gesellschaft, in der nationalistische Einstellungen bereits in den vorkriegspolitischen Alltag eingesickert waren und prägten, was Menschen wahrnahmen und bemerkenswert fanden. Das Problem des Regimes war nicht etwa die Kontrolle über die Zwangsmittel, sondern die Frage, wie selektiv es sie anwenden sollte. Es hatte massenhaften Terror eingesetzt, um 1933 die alte Arbeiterbewegung zu zerschlagen, und diese Mittel erneut im Juni 1934 bei der Ausschaltung der SA-Führung angewendet. Danach hatte das NS-Regime die Konzentrationslager bewusst reduziert, und als es sie 1938 wieder ausbaute, inhaftierte es dort Juden und später Tschechen und Polen. Für die Mehrheit der Gesellschaft war die Schreckensherrschaft etwas, das sich gegen andere richtete, gegen Ausländer oder «asoziale» Aussenseiter wie Kommunisten und männliche Homosexuelle.¹⁶

Von Kriegsbeginn bis Ende Januar 1940 verzeichnete Justizminister Franz

Die Rechtfertigung des Angriffs

Gürtner 18 von der Gestapo angeordnete Hinrichtungen und beklagte, dass die Zivilgerichte übergangen wurden. Tatsächlich gingen diese relativ wenigen Fälle zumeist unmittelbar auf eine Intervention Hitlers zurück, der im *Völkischen Beobachter* Sensationsberichte über Straftaten gelesen hatte. Im Oktober 1939 reagierte er empört auf die Nachricht, dass in München ein kleiner Räuber, der einer Frau während der abendlichen Verdunkelung die Handtasche entrissen hatte, zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Obwohl die Tasche nur ein paar Mark enthalten hatte und der Täter keine Gewalt angewendet hatte, verlangte Hitler die Hinrichtung des Mannes, um ein Exempel zu statuieren. Das war ein klares Signal an die Richter. Einige Wochen später verurteilte ein Berliner Sondergericht einen Mann, der die Verdunkelung genutzt hatte, um einer Frau die Handtasche zu stehlen, zum Tode, um zu demonstrieren, «dass der feste Wall der inneren Front vom Untermenschentum nicht angenagt werden kann». Was kleinere Delikte so abscheulich erscheinen liess, war der Umstand, dass sie sich offenbar nicht ausmerzen liessen. Schon bald schickte man Wiederholungstäter in Konzentrationslager wie Mauthausen, wo sie weitaus schlechter behandelt wurden als Schwerverbrecher und Gewalttäter. Ebenso wie die Hinrichtung des Zeugen Jehovas August Dickmann durch die SS potentiell die Zuständigkeit der Militärgerichte bedrohte, verteidigten auch die zivilen Richter umgehend ihr Terrain gegen Übergriffe durch willkürliche Polizeiaktionen: Solche Revierkämpfe förderten an sich schon einen Wettbewerb zwischen verschiedenen Stellen, härtere Urteile zu verhängen.¹⁷

Unmittelbar vor Kriegsbeginn verhaftete die Gestapo erneut ehemalige sozialdemokratische Parlamentarier und andere politisch Verdächtige. Obwohl sie im Herbst 1939 die Gewaltschraube anzog, war die Gestapo sorgsam bedacht, an einem Polizeistaat der zwei Geschwindigkeiten festzuhalten. Es war eine Sache, gegen anerkannte «Feinde» wie Kommunisten, Freimaurer, Juden und Zeugen Jehovas vorzugehen, die damit rechnen mussten, vor ein Sondergericht gestellt oder direkt in ein Konzentrationslager in «Schutzhaft» geschickt zu werden, wenn sie «defätistische» Witze erzählten oder auf dem Schwarzmarkt handelten. Aber nur relativ wenige andere wurden bestraft, wenn sie politische Witze über die NS-Führung machten. «Volksgenossen» kamen meist mit einer Verwarnung davon. Im Gegensatz zum Regime Stalins, der bereit war, einen Krieg gegen die Mehrheit der Be-

völkerung zu führen, um seine gesellschaftliche Revolution durchzusetzen, justierte Hitlers Diktatur ihre Gewalt weiterhin so, dass eine Mehrheit der Deutschen sie nicht zu spüren bekam. Hinter dieser Unterscheidung stand sowohl Pragmatismus als auch Ideologie: Die Gestapo hatte nie sonderlich viel Personal und war weitgehend auf die Willfähigkeit der Bevölkerung und auf Denunziation angewiesen, um Missetäter aufzuspüren. Während des Krieges reduzierte sich ihr Personalbestand noch weiter: In Köln sank er zwischen 1939 und 1942 von 99 auf 69 Beamte. Andernorts sah es ähnlich aus.¹⁸

Eines der umstrittensten neuen Verbote betraf das Hören von Feindsendern. Auf allen neuen Rundfunkgeräten warnten Aufkleber: «Das Abhören ausländischer Sender ist ein Verbrechen gegen die nationale Sicherheit», aber das Verbot liess sich nicht durchsetzen. Trotz ihrer Besessenheit von Propaganda und Erscheinungsbild besass die NS-Diktatur erheblich weniger Kontrolle über die Verbreitung von Informationen als die Behörden des deutschen Kaiserreichs. Die Zensur von Zeitungen und scharfe Grenzkontrollen hatten es ermöglicht, dass die deutsche Heimatfront noch im Sommer 1918 nichts von der militärischen Katastrophe geahnt hatte, die sich an der Westfront anbahnte, aber nichts konnte Menschen nun hindern, den Rundfunksender zu wechseln. Solange sie entsprechende Vorsichtsmassnahmen trafen, blieb es – praktisch – ihre eigene Angelegenheit, was sie sich in ihrer Privatwohnung anhörten. Meistens achteten sie sorgfältig darauf, den Schein zu wahren, sie drehten das Radio leise, wenn sie unliebsame Sender hörten, und schalteten anschliessend wieder den deutschen Rundfunk ein, oder sie hörten zwar keine Sender aus dem feindlichen Ausland, wohl aber aus neutralen Ländern – wie den Schweizer Sender Beromünster oder den schwedischen Rundfunk statt der britischen BBC; manche liessen sogar eins ihrer Kinder aufpassen, ob nicht ein Nachbar vor der Wohnungstür im Treppenhaus stand. In Prag vermutete der Sicherheitsdienst, dass viele Tschechen dazu übergegangen waren, Kopfhörer zu benutzen, damit ihre Nachbarn sie nicht hören und denunzieren konnten. In Deutschland erwies sich das Verbot, wie zu erwarten, als unpopulär und wurde als bevormundend und als «Kränkung und Beleidigung» kritisiert. Der Sicherheitsdienst berichtete über erhebliche Kritik von «politisch besonders interessierten Personen», die vehement vertraten, «dass ein guter Nationalsozialist diese Sendungen ruhig

Die Rechtfertigung des Angriffs

anhören könne, dass sie ihm wirklich nichts anhaben könnten, im Gegenteil seine Erbitterung und seinen Kampfgeist gegen die Feindesmächte sogar stärkten». Viele wussten zudem nicht, ob sich das Verbot auf alle Auslandsender bezog oder ob sie nach wie vor Sender aus neutralen Ländern einschalten durften, wie die Jazz-Sendungen von Radio Luxemburg, die bei jungen Leuten so beliebt waren. Wie bei sehr unbeliebten Massnahmen üblich, waren häufig ungläubige Bemerkungen zu hören, dass der Führer so etwas nicht genehmigt haben könne.¹⁹

Indirekt erkannte der deutsche Rundfunk jedoch das Abhören ausländischer Sender als Tatsache an, wenn sich Kommentatoren regelmässig über die Behauptungen britischer oder französischer Rundfunksendungen lustig machten oder diese dementierten. Nach Informationen dürstend, hob die Bevölkerung auch die Flugblätter auf, die in diesem Winter zu Millionen von der Royal Air Force abgeworfen wurden, wenngleich sie nicht unbedingt glaubten, was sie darauf lasen. In Essen empörte sich Carola Reissner in einem Brief an ihre Verwandten: «Die versuchen anscheinend, die Bevölkerung aufzuhetzen, das sind so jüdische Manöver offenbar.» Dieser Verdacht kam ihr ganz selbstverständlich in den Sinn, denn sie hatte jahrelang gehört, wie die Juden sich mit Manipulationen und Tricks Macht und Einfluss in Deutschland verschafft hätten. Im deutschen Rundfunk wurde Churchill als «Lügen-Lord» bezeichnet oder einfach nur als «W.C.» geschmäht. Als man schliesslich begann, als Abspann von Nachrichtensendungen das schon im Ersten Weltkrieg beliebte Löns-Lied «Denn wir fahren gegen Engeland» zu spielen, war dies ein solcher Erfolg, dass es bald zu einer der Erkennungsmelodien des deutschen Rundfunks avancierte.²⁰

Das Verbot, ausländische Radiosender zu hören, liess sich nur selektiv durchsetzen. Am 18. November 1939 wurde ein junger Gestapo-Beamter aus Koblenz nach Burgbrohl in der Eifel geschickt, um einer Anzeige wegen illegalen Hörens ausländischer Sender nachzugehen. Der beschuldigte Arnulf V. hatte angeblich jeden Abend die deutschsprachige Sendung von Radio Strasbourg gehört. Verschärfend kam hinzu, dass er sich in der Weimarer Republik als Funktionär des SPD-Ortsverbands hervorgetan hatte und sich zudem sowohl über den Wahrheitsgehalt der deutschen Nachrichten als auch über den Führer abfällig geäussert hatte. Arnulf wurde verhaftet, nach Koblenz gebracht und verhört, bis er zugab, mehrmals den französischen

Sender gehört zu haben. Drei Wochen hielt die Gestapo ihn inhaftiert, während sie weitere Ermittlungen und eine Durchsuchung seiner Wohnung durchführte, die sein Rundfunkgerät und einige alte SPD-Druckschriften zutage förderte. Der NSDAP-Ortsverband bestätigte, dass er wie viele ehemalige Sozialdemokraten Parteiveranstaltungen nur selten besuchte und wenig für das Winterhilfswerk spendete. Ausserdem streite er viel mit seiner Frau. Andererseits hatte er gute Referenzen seiner Arbeitgeber und war ein dekoriertes Erster-Weltkriegs-Veteran, der viermal verwundet worden war. Diese beiden Tatsachen gaben den Ausschlag, als sein Fall schliesslich zehn Monate später, im September 1940, vor Gericht verhandelt wurde und der Richter ihn in allen Anklagepunkten freisprach. Ein weiterer Faktor, der zu Arnulfs Gunsten sprach, war der Umstand, dass sein Schwager ihn nach einem heftigen Familienstreit aus Rache angezeigt hatte. Die Gestapo war es gewohnt, sich vor solchem Missbrauch zu schützen, und empfahl in einem ähnlichen Fall der Staatsanwaltschaft, keine Anklage aufgrund der Anschuldigungen eines streitsüchtigen früheren Arbeitgebers zu erheben, obwohl der Beschuldigte ein ehemaliger Kommunist war. Bis 1943 wurden lediglich 3'450 Personen bestraft, weil sie ausländische Sender gehört hatten.²¹

Wenn die Gestapo sich in Verhören von Nachbarn, Verwandten und Arbeitgebern verzettelte, um herauszufinden, ob ein ehemaliger Kommunist oder Sozialdemokrat ein «Feind» war, der aus dem «Volkkörper» entfernt werden musste, oder tatsächlich ein anständiger «Volksgenosse», der in den zwanziger Jahren in falsche Gesellschaft geraten war, entwickelte sie Zwangsmittel, die zugleich willkürlich und seltsam konsistent waren: willkürlich, weil verschiedene Personen wegen der gleichen Vergehen sehr unterschiedliche Strafen bekamen; konsistent, weil die Zivil- und Militär Richter und die Gestapo sich durchweg nicht nur aufgrund des eigentlichen Vergehens, sondern aufgrund des «Charakters» des Täters ein Urteil zu bilden versuchten. Änderungen des Strafrechts, die zwischen Dezember 1939 und Februar 1941 eingeführt wurden, zeugten von einer eindeutigen Verlagerung weg vom Verbrechen hin zum Verbrecher: Dort war nicht mehr von Mord, Sexualverbrechen oder Rückfällen die Rede, sondern von «dem Mörder», «dem Sexualverbrecher» und «dem Gewohnheitsverbrecher».²²

Niemand konnte den Nationalsozialisten eine laxer Haltung gegenüber Verbrechen vorwerfen. Als das Deutsche Reich in den Krieg zog, sassen im

Die Rechtfertigung des Angriffs

gesamten Land 108'000 Häftlinge in Gefängnissen und weitere 21'000 in Konzentrationslagern. Bis zum Ende des Krieges verdoppelte sich die Zahl der Häftlinge, und die der Konzentrationslagerinsassen stieg auf 714'211. So grässlich diese Statistiken auch sind, Deutschland lag bei Kriegsbeginn bezüglich des Anteils der Strafgefangenen an der Bevölkerung zusammen mit der Schweiz, Finnland und den Vereinigten Staaten am oberen Ende des internationalen Strafverfolgungsspektrums, während Grossbritannien, Frankreich, Belgien und die Niederlande erheblich weniger Bürger ins Gefängnis steckten. Im Gegensatz zum nationalsozialistischen Terror in Polen mit Massenexekutionen, kollektiven Vergeltungsmassnahmen und massenhafter Vertreibung ging die NS-Politik bei der Strafverfolgung im Inland weiterhin selektiv und aufgrund des jeweiligen Einzelfalles vor. Zumindest bis 1943 waren im «normalen» System staatlicher Gefängnisse sowie staatlicher und karitativer Arbeitshäuser und Erziehungsanstalten mehr Menschen untergebracht als in speziellen NS-Einrichtungen wie den von der SS geführten Konzentrationslagern, in denen überwiegend Deutschlands «Rassenfeinde», vornehmlich polnische und später sowjetische Häftlinge, inhaftiert waren.²³

Innerhalb des eigentlichen Reichsgebietes erfolgte das radikalste und gewaltsamste Vorgehen im Verborgenen. Es handelte sich um die Ermordung von Patienten in deutschen psychiatrischen Anstalten. Sie setzte wie die Hinrichtung von Kriegsdienstverweigerern aus Gewissensgründen unmittelbar nach Beginn des Kriegs ein und sollte sich bis zu seinem Ende fortsetzen. Bis Mai 1945 fielen ihr mindestens 216'400 Menschen zum Opfer, was sogar die Zahl der vom Regime ermordeten deutschen Juden überstieg. Hauptakteure waren nicht etwa spezielle NS-Institutionen wie Himmlers und Heydrichs Reichssicherheitshauptamt, das für die Rassenpolitik in Polen zuständig war, sondern Mediziner und Beamte, die in normalen Einrichtungen des Gesundheitswesens und in Provinzverwaltungen arbeiteten.²⁴

Die sogenannte «Euthanasie-Aktion» begann bei den Kindern. Am 18. August 1939 wurden sämtliche Ärzte verpflichtet, Neugeborene, die an Idiotie, Mongolismus, Mikro- oder Hydrozephalus, spastischen Lähmungen oder Missbildungen der Extremitäten litten, dem «Reichsausschuss zur wissenschaftlichen Erfassung erb- und anlagebedingter schwerer Leiden» zu melden. Anfangs leitete dieser die Meldebögen an drei medizinische Gutachter weiter. Im Rahmen dieser Pilotstudie wurden etwa 5'000 Kinder ermordet,

und bald richteten 30 psychiatrische Anstalten eigene sogenannte «Kinderfachabteilungen» ein, in denen Kinder mit einer Mischung aus Medikamentengabe und Nahrungsentzug getötet wurden.²⁵

In einem zweiten zentralen Geheimprogramm wurden unter der Leitung von Philipp Bouhler, dem Chef der Kanzlei des Führers, sowie von Hitlers Leibarzt Dr. Karl Brandt die Akten erwachsener Patienten psychiatrischer Anstalten durchkämmt. Im Zuge dieses Programms mit dem Decknamen «T4», benannt nach der Adresse der Zentrale in der Tiergartenstrasse 4, Berlin, fand man insgesamt 70'000 Patienten, die als «lebensunwert» eingestuft wurden. Das entscheidende Kriterium war, ob eine Wahrscheinlichkeit bestand, dass sie jemals einen gesellschaftlichen Beitrag durch Arbeit leisten könnten. Ein «positives» medizinisches Urteil, markiert durch ein Pluszeichen, bedeutete den Tod; die Entscheidung, einen Patienten weiterleben zu lassen, wurde durch ein Minuszeichen kenntlich gemacht. Als das Programm anlief und umfangreicher wurde, brauchte man mehr Mediziner zur Begutachtung der Patientenakten. Anfang 1940 bat man Friedrich Panse und Kurt Pohlisch, die bereits als Berater der Wehrmacht in Sachen «Kriegsneurosen» tätig waren, zu einer vertraulichen Konferenz nach Berlin, legte ihnen das Geheimprogramm dar und bat sie, in dem wachsenden Gutachtergremium mitzuwirken. Beide willigten ein.²⁶

Manche Gutachter gingen penibler vor als andere. So wurden Panse und Pohlisch ab Januar 1941 nicht mehr als «T4»-Gutachter eingesetzt, wahrscheinlich weil sie zu wenige «positive» Empfehlungen abgegeben hatten. Eine Reihe anderer prominenter Psychiater waren weiterhin neben ihrer Lehrtätigkeit und klinischen Praxis noch als Militärpsychiater und Fachgutachter für das medizinische Tötungsprogramm tätig, Männer wie der Leiter der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg, Carl Schneider, der Direktor der Universitätsnervenklinik Königsberg, Friedrich Mauz, oder der berühmte Kinderpsychiater Werner Villinger, der in den zwanziger Jahren die Psychotherapie in Hamburgs Jugendfürsorgeprogramm eingeführt und sich später zu überzeugten Nationalsozialisten und strikten Befürworter der Zwangssterilisation jugendlicher Straftäter entwickelt hatte.²⁷

Nachdem die Experten und Beamten des «T4»-Programms sich im Januar 1940 im ehemaligen Zuchthaus in Brandenburg an der Havel eine Demon-

Die Rechtfertigung des Angriffs

stration der Vergasung angesehen hatten, war ihnen klar, dass sie mit dieser Methode mindestens 20 Patienten gleichzeitig töten konnten. Noch im selben Monat wurden Patienten aus dem gesamten Reichsgebiet durch ein System von Pflegeanstalten nach Brandenburg, nach Grafeneck auf der Schwäbischen Alb und nach Hartheim bei Linz geschleust, um sie dort zu töten. Im September wurden die Vergasungen in Brandenburg eingestellt und in die neuingerichtete Tötungsanstalt Bemburg verlagert. In der Heilanstalt Sonnenstein in Pirna bei Dresden hatte der Direktor, Professor Paul Nitsche, die Patienten bereits seit Anfang 1939 einer kostensparenden «Hungerration» ausgesetzt, eine Massnahme, die von anderen sächsischen Anstalten übernommen wurde. Ab Mai 1940 gehörte Nitsche zum festen Stab der «T4»-Zentrale.

Während die Hinrichtung von Kriegsdienstverweigerern allgemein bekannt und vom Militärrecht abgedeckt war, wurde die Tötung Behinderter und psychisch Kranker weder öffentlich gemacht noch durch einen offiziellen Erlass gedeckt, obwohl führende Beteiligte eindeutig darauf drängten. Schliesslich erhielten Bouhler und Brandt eine von Hitler unterzeichnete Ermächtigung, die in zwei Zeilen den «Gnadentod» sanktionierte. Auch wenn dieses vertrauliche Schreiben inhaltlich zweideutig blieb, wäre Hitler wohl niemals das Risiko eingegangen, seinen Namen unter weitere Dokumente zu setzen, die geheime Tötungen erlaubten. Die Auswahl der Patienten und selbst die Durchführung der Tötungen blieben häufig den medizinischen Leitern der psychiatrischen Anstalten (wie Friedrich Mennecke in der Anstalt Eichberg) überlassen, die von leitenden Provinzbeamten wie Fritz Bernotat in Hessen-Nassau dazu gedrängt wurden. Viele waren Nationalsozialisten, besaßen aber Handlungsspielraum für Eigeninitiativen und waren in ihren Leitgedanken keineswegs ausschliesslich nationalsozialistisch geprägt. Vielmehr bezogen sie sich wesentlich auf das 1920 erschienene Werk «Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens» von Karl Binding und Alfred Hoche, das den «Gnadentod» radikal umdefiniert hatte von einer individuellen Entscheidung, einer schmerzhaften tödlichen Erkrankung zu entrinnen, hin zu einem legitimen Mittel der Gesellschaft, sich «nutzloser Ballastexistenzen» zu entledigen.

Die wiederholten Finanzkrisen, die Provinz- und Reichsverwaltungen in den zwanziger Jahren erlebten – besonders nach dem Börsenkrach an der Wall Street 1929 –, sorgten dafür, dass deutsche Bürokraten noch stärker von

dieser Kultur der Einsparungen und harten Entscheidungen bei der Mittelzuweisung durchdrungen waren. In ihren Augen wurden Kleinkriminelle zu «Psychopathen» und Landstreicher und Langzeitarbeitslose zu «Asozialen» und «volksfremden Elementen», die als besonders unverbesserlich galten. Das NS-Regime unterstützte solche Tendenzen noch weiter und förderte eine Verwaltungskultur, in der Polizei, Justiz, Jugend- und Sozialämter, SS, Gefängnis- und Erziehungsanstaltsdirektoren sich als Teil eines gemeinsamen nationalen Disziplinierungsprojekts sehen konnten. Das war insofern nicht schwierig, als viele dieser politisch konservativen Männer aus der Mittelschicht dieselben Lehren aus dem Zusammenbruch der Ordnung am Ende des verlorenen Krieges gezogen hatten: Das Land hatte diese Entwicklung einfach nicht rücksichtslos genug bekämpft.²⁸

Das NS-Regime bot nicht nur ein Motiv, sondern auch die institutionelle Deckung und Geheimhaltung, um Ideen umzusetzen, die innerhalb der medizinischen Verbände und der Wohlfahrtspflege, ganz zu schweigen von der breiten Bevölkerung, nie eine Mehrheit gewonnen hatten. Von Anfang an erfolgte die medizinische Tötung auf der Grundlage, dass solche Massnahmen in der deutschen Bevölkerung vermutlich keine Billigung finden und zumindest in Teilen der religiösen Kreise auf Opposition stossen würden. Man gab sich erhebliche Mühe, die Familien von den Opfern fernzuhalten, vor allem durch Manipulation der üblichen Verwaltungsvorgänge. So unterrichtete man Familien erst mit solcher Verzögerung über jede der Verlegungen, die Patienten über ein Netz von Zwischenstationen in eine Tötungsanstalt wie Hartheim oder Grafeneck brachten, bis es zu spät war. Manche Anstalten wie der Kalmenhof im hessischen Idstein verboten Besuche regelmässig unter dem Vorwand, dass solche Fahrten zur Entlastung der Bahn unterbleiben müssten, weil Militärtransporte Vorrang hätten.²⁹

Die schiere Menge der Krankenmorde liess Ärzte, die eigentlich an der weiteren Geheimhaltung der Aktion interessiert waren, bei den Angaben falscher Todesursachen unvorsichtig werden. Manchen Angehörigen wurde mitgeteilt, Patienten seien an einer Blinddarmentzündung gestorben, obwohl man ihnen den Blinddarm schon lange zuvor operativ entfernt hatte. Selbst bei der Zusendung von Pappurnen mit der Asche des Verstorbenen gab es Pannen. Wenn Angehörige in der Urne eines Mannes die Haarnadeln einer Frau fanden oder die Asche eines Sohnes erhielten, den sie zwei Wo-

Die Rechtfertigung des Angriffs

chen zuvor aus der Anstalt geholt hatten, fingen sie an, Fragen zu stellen. In der unmittelbaren Nachbarschaft von Tötungsanstalten wie Grafeneck auf der Schwäbischen Alb waren die Vergasungen durchaus kein Geheimnis. In Schwaben, wo die Bekennende Kirche stark vertreten war, leiteten der Kirchenrat und die Innere Mission als Inhaber der psychiatrischen Anstalten Proteste der örtlichen Bevölkerung an die Behörden weiter. Anfang Juli 1940 schrieb Oberkirchenrat Reinhold Sautter an das Büro von Gauleiter Wilhelm Murr, und Landesbischof Theophil Wurm wandte sich in dieser Angelegenheit an den Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten, Hanns Kerri, sowie an den Reichsinnenminister, Wilhelm Frick, und schrieb schliesslich am 25. Juli 1940 an Hans Lammers, den Chef der Reichskanzlei. Alle diese Interventionen waren als loyale Kritik formuliert und warnten, dieses Vorgehen untergrabe den Glauben der Bevölkerung an das Ideal der «Volksgemeinschaft» und die eigene Verpflichtung der NSDAP, für alle zu sorgen und ein «positives Christentum» zu unterstützen. Obwohl insgeheim Kopien dieser Eingaben kursierten, beschränkte der Klerks seine Proteste auf diese vertraulichen Kanäle und vermied sorgsam einen offenen Bruch mit dem Regime.³⁰ Doch war die schiere Zahl der Eingaben an Gauleiter Murr so hoch, dass dieser darüber nach Berlin berichtete.

Im September 1940 erhielt Pastor Ludwig Schlaich, der Leiter der Anstalt Stetten, die Mitteilung, dass weitere 150 Patienten seiner Einrichtung abgeholt werden sollten. Er schrieb an Goebbels, Murr, Justizminister Franz Gürtner und an Lammers und stellte die ethischen und rechtlichen Grundlagen der Tötungsaktion in Frage. Als Innenminister Frick ihm kurz und bündig antwortete, er habe zu kooperieren, nahm Schlaich in einem beispiellosen Schritt Kontakt zu den Angehörigen auf und forderte sie auf zu kommen, bevor es zu spät sei, ihre Lieben zu retten. Viele kamen, um Abschied zu nehmen, in teils herzerreissenden Szenen, wonach die Patienten in hellster Aufregung zurückblieben. Von den 441 Patientinnen und Patienten in Stetten, deren Namen nach und nach auf den Transportlisten landeten, wurden lediglich 16 durch ihre Angehörigen gerettet. Wenige Familien nutzten diese Möglichkeit, selbst unter jenen – wie Schlaich klagend notierte –, die ausreichend Mittel gehabt hätten, um eine behinderte oder psychisch kranke Person zu Hause zu betreuen. Einige andere Direktoren evangelischer Anstalten in Württemberg folgten Schlaichs Beispiel und informierten die An-

gehörigen, dass sie für die Sicherheit ihrer Patienten nicht mehr garantieren könnten.

Mit seiner entschlossenen Zivilcourage war Schlaich die grosse Ausnahme. Ausserhalb Württembergs unternahm man in keiner der von der Inneren Mission unterhaltenen Anstalten Versuche, die Familien der Patienten zu warnen. Stattdessen stellten sich die Leiter mit mal mehr, mal weniger Enthusiasmus hinter den Präsidenten des Zentralausschusses der Inneren Mission, Pastor Constantin Frick. Er war zu weitreichenden Zugeständnissen beim «Euthanasieprogramm» bereit und durchaus in einer Position, in der er aufsässige Leiter protestantischer Pflegeanstalten zwingen konnte, sich zu fügen. Gewöhnlich genügte die Drohung mit dem ruinösen Verlust staatlich finanzierter Patienten, in anderen Fällen wurden die betroffenen Anstaltsleiter abgelöst. Viele wiederum unterstützten die Tötungsaktionen aktiv. Einige Anstalten, die von der katholischen Caritas betrieben wurden, schlossen sich an, obwohl die katholische Kirche offiziell sowohl gegen Empfängnisverhütung als auch gegen «Euthanasie» war.³¹

Es war einfacher, die Theologen zum Schweigen zu bringen, als sie zu überzeugen. Paul Althaus hatte sich im Juli 1933 kurz gegen die radikale «Rassenhygiene» ausgesprochen und – trotz seiner generellen Ansicht, dass der Einzelne sich in allen anderen Belangen den Erfordernissen der «Volksgemeinschaft» unterzuordnen habe – in diesem wichtigen Punkt darauf bestanden: «Gott ist Schöpfer und Herr des Lebens.» Innerhalb eines Monats wies das bayerische Innenministerium ihn an, sich nicht wieder über Fragen der «Rassenhygiene» zu äussern. Althaus hielt still, obwohl er persönliche Gründe hatte, sich Sorgen zu machen: Seine behinderte Tochter lebte in der Anstalt Bethel, einer Einrichtung der Inneren Mission, die sich aktiv am «Euthanasieprogramm» beteiligte.³²

Sobald die Tötungsaktion angelaufen war, liess sich kaum verhindern, dass sich die Vorgänge herumsprachen und in der unmittelbaren Umgebung der Anstalten der Widerstand wuchs. Als Folge der schwäbischen Proteste wurden die Tötungsaktionen von Januar bis März 1941 von Grafeneck nach Hadamar an der Lahn verlegt; freilich waren bis dahin bereits 9'839 Menschen in Grafeneck im Gas ermordet worden. Auch in Hadamar stiegen aus den Schornsteinen des Krematoriums dicke Rauchschwaden und bestätigten die vagen Andeutungen der Arbeiter, die für die Beseitigung der Leichen zu-

Die Rechtfertigung des Angriffs

ständig waren. Schon bald begrüßten einheimische Kinder die grauen Busse, die mit Patienten durch Hadamar fuhren, mit dem Spruch: «Da kommt wieder die Mordkiste.» An anderen Orten dauerte es länger, bis etwas über die Tötungen nach aussen durchsickerte, hauptsächlich über vertrauliche Kommunikationskanäle im Gesundheitswesen und über die Kirchen. Familien jedoch, die weit von der Anstalt entfernt wohnten, in der ihre Angehörigen untergebracht waren, und wegen kriegsbedingter Reisebeschränkungen nicht in der Lage waren, diese zu besuchen, oder die nicht zu den gut informierten Berufsgruppen und Funktionsträgern gehörten, blieben im Unklaren über die Vorgänge. Die Informationen breiteten sich äusserst ungleichmässig aus, da sie – in den ersten 18 Monaten der medizinischen Morde – nicht durch eine öffentliche Debatte genährt wurden.³³

Der deutsche Krieg begann mit massiver gezielter Gewalt. Im besetzten Polen richtete sie sich auf die permanente Zerschlagung der polnischen Nation durch Beseitigung aller, die eine «nationale Führungsrolle» hätten übernehmen können, und bereitete Teile des Landes auf eine koloniale Besiedlung durch Deutsche vor. Innerhalb der deutschen Vorkriegsgrenzen zielte die staatliche Gewalt auf kleine gesellschaftliche Randgruppen, die die Kriegsanstrengungen hätten untergraben können – Freimaurer, Kommunisten und Zeugen Jehovas –, und beseitigte Menschen, die wegen ihrer Arbeitsunfähigkeit eine Belastung für andernorts dringend benötigte Ressourcen waren. Das alles waren vorbeugende Schritte, die sich eher auf eine erwartete Gefahr oder Schwierigkeit als auf ein bereits eingetretenes schwerwiegendes Problem bezogen. Viele Massnahmen waren keineswegs das Werk neuer NS-Institutionen: Sie wurden vielmehr von bestehenden Berufseliten durchgeführt, die selbst die allgemeine Begründung für ihr Handeln formulierten. Auf die eine oder andere Weise löschten sie damit die Schmach von November 1918 aus: den Verrat an den deutschen Truppen durch Kommunisten, Frauen und Juden. Angesichts dieser Einstellung ist es besonders überraschend, dass auf der Liste der «inneren Feinde», die 1939 zur Liquidierung vorgesehen waren, die in Deutschland verbliebene jüdische Gemeinde fehlte.

Der Krieg weckte unmittelbar Befürchtungen, dass es zu einem erneuten Pogrom kommen würde. Aber Jochen Klepper und Victor Klemperer mussten verwundert feststellen, dass die Medien ihre antisemitische Rhetorik bald dämpften, vielleicht als Geste gegenüber ihren neuen sowjetischen

Verbündeten. Dann ging am Abend des 8. November 1939 um 21.20 Uhr ohne Vorwarnung eine Bombe im Münchener Bürgerbräukeller hoch, in dem sich die «alten Kämpfer» der Nazibewegung zur jährlichen Feier ihres Putschversuchs von 1923 versammelt hatten. Nur zehn Minuten bevor die Bombe an der Säule hinter dem Podium detonierte, auf dem Hitler seine Rede gehalten hatte, hatte er das Lokal verlassen, um mit dem Zug nach Berlin zurückzufahren. Als sich die Meldung über den Attentatsversuch am nächsten Tag verbreitete, beriefen viele Arbeitgeber Betriebsversammlungen ein, und in Schulen dankten Kinder für die glückliche Rettung des Führers, indem sie den Choral *Nun danket alle Gott* sangen. Die Menschen äuserten sich erbittert über die mutmasslich für den Anschlag Verantwortlichen – «die Engländer und die Juden» – und rechneten mit Vergeltungsmassnahmen gegen beide.³⁴

Die offiziellen Reaktionen waren jedoch verhalten, besonders im Vergleich mit dem Jahrestag des Hitler-Ludendorff-Putsches im November 1938. Damals hatte Goebbels die Ermordung eines untergeordneten deutschen Diplomaten in Paris durch einen polnischen Juden zu einem landesweiten Pogrom genutzt, bei dem SA- und SS-Leute und mancherorts sogar Schüler und Schülerinnen Juden aus ihren Wohnungen geschleift, verprügelt, ihre Geschäfte geplündert und Synagogen in Brand gesteckt hatten, während die Feuerwehr danebenstand und lediglich dafür sorgte, dass keine benachbarten Gebäude Feuer fingen. In dieser Nacht waren nach offizieller Zählung 91 Juden getötet und 25'000 jüdische Männer in Konzentrationslager geschafft worden, wo Hunderte von ihnen ermordet wurden.³⁵

Im November 1939 dagegen verhaftete man lediglich zwei britische Agenten an der niederländischen Grenze, und die Medien begnügten sich damit – zu Unrecht, wie sich herausstellen sollte –, mit dem Finger auf die britischen und jüdischen Kriegstreiber zu zeigen. Statt der heftigen Angriffe, auf die Victor Klemperer und Jochen Klepper beklommen warteten, sahen sich die Juden, die nicht hatten emigrieren können oder wollen, einer Flut kleinlicher Vorschriften ausgesetzt. Zwischen dem Pogrom vom 9. November 1938 und dem Kriegsbeginn waren bereits 229 antijüdische Erlasse in Kraft getreten. Von September 1939 bis zum Herbst 1941 erarbeiteten die Behörden zu jeder Verwaltungsmassnahme für die deutsche Heimatfront eine spezielle antijüdische Variante und schränkten den Alltag der Juden mit weite-

Die Rechtfertigung des Angriffs

ren 525 Erlassen ein. Sie konnten keine Kleidung kaufen und mussten Rundfunkgeräte und Plattenspieler abliefern. Aber nach den Massstäben der Nationalsozialisten waren diese und andere Schikanen eine ausserordentlich zurückhaltende Reaktion auf die Bevölkerungsgruppe, der sie die Hauptschuld an den beiden Kriegen gaben. In Anbetracht der Tatsache, dass Hitler seine antisemitische Politik eng mit der Aussenpolitik verknüpfte, lässt diese Zurückhaltung vermuten, dass er nach wie vor auf eine Einigung mit Grossbritannien und Frankreich hoffte.³⁶

TEIL II

DIE HERREN EUROPAS

Ausbruch

Ab dem ersten Morgengrauen des 10. Mai 1940 war für Paulheinz Wantzen an Schlaf nicht mehr zu denken. Das Kissen konnte das ständige Dröhnen der Flugzeugmotoren nicht dämpfen. Als der Journalist aufstand, sah er die Bomber und Kampfflugzeuge von den beiden Fliegerhorsten bei Münster in einer engen Spirale über die Dächer aufsteigen. Sobald Wantzen in sein Büro kam, schaltete er das Radio ein und hörte Nachrichten. Im selben Augenblick klingelte das Telefon: Das Propagandaministerium gab Anweisung, eine Extraausgabe zu drucken. Wantzen schaffte es kaum, den Leitartikel zu schreiben, weil ständig das Telefon klingelte. Jede Behörde in Münster wollte herausfinden, was vor sich ging. Wie weit waren die deutschen Truppen vorgestoßen? Waren sie auf Widerstand getroffen? Stimmt es, dass Italien in den Krieg eingetreten war? Wantzens Kontaktmann beim Sicherheitsdienst rief an und erzählte ihm, der Angriffsbefehl sei am Vorabend so spät herausgegeben worden, dass man die Soldaten aus Kinos, Theatern und Gaststätten habe holen müssen. Dann kehrte das erste Flugzeug mit drei toten und acht verwundeten Deutschen von dem Angriff auf den niederländischen Flughafen Ypenburg bei Rotterdam zurück. Um 11 Uhr trafen Presserichtlinien vom Propagandaministerium ein: «Sprachregelung: Jetzt ist die Frage, wo wird England und Frankreich angreifen, beantwortet. Holland und Belgien sind die neuen Angriffsobjekte der Westmächte. In Holland und Belgien sind englische und französische Truppen eingerückt. Wir schlagen dagegen.» Ziel der Alliierten sei es, «gegen das Ruhrgebiet vorzustossen». Nachmittags rief der Sicherheitsdienst erneut an, um von Wantzen «etwas über die Stimmung in der Bevölkerung» zu erfahren: Eindeutig hoffte man dort, dass der Journalist das Ohr am Puls der Zeit hatte.¹

Der deutsche Rundfunk brachte an diesem Abend den ersten Wehrmachtbericht, der den Beginn der allgemeinen deutschen Offensive im Westen be-

Die Herren Europas

kanntgab und meldete, dass der Führer sich an die Front begeben habe. Als Wantzen sein hektisches Büro verliess, war es, als käme er in eine andere Welt: «Im Strassenbild Münsters war überhaupt keine Veränderung zu bemerken, alles ging ruhig und friedlich weiter wie an den Vortagen auch», nur die stärkere Nachfrage an den Zeitungskiosken zeugte von den Tagesereignissen. Er rechnete fest damit, dass Münster an diesem Abend bombardiert würde. «Wenn die Engländer das nicht fertig bringen, dann haben sie den Krieg schon verloren!»²

Die englischen Flugzeuge kamen nicht, aber am 10. Mai fielen gut 60 Bomben auf Freiburg im Breisgau. Es war das erste Mal, dass zivile Ziele in Deutschland getroffen wurden. Die meisten Bomben schlugen in der Umgebung des Bahnhofs ein. Das deutsche Kommuniqué behauptete, «dass bei einem Bombenangriff dreier alliierter Flugzeuge auf das Zentrum von Freiburg vierundzwanzig Zivilisten ums Leben gekommen sind», und drohte: «Von jetzt ab wird jeder Bombenangriff des Feindes auf die deutsche Zivilbevölkerung damit beantwortet, dass fünfmal so viele deutsche Flugzeuge englische und französische Städte bombardieren werden.» Am folgenden Tag wurde bekanntgegeben, 13 der Opfer seien Kinder gewesen, die auf einem städtischen Spielplatz gespielt hätten. Mittlerweile war die Zahl der Todesopfer auf 57 angestiegen. Die Medien hielten die Bombardierung Freiburgs in den Nachrichten. Als die Bevölkerung erfuhr, dass es sich um französische Flugzeuge gehandelt habe, registrierte der Sicherheitsdienst sofort «allgemeine Empörung» und «Hassgefühle gegen Frankreich». Immer wieder wurde der Vorfall vom 10. Mai als «Kindermord von Freiburg» bezeichnet. Tatsächlich hatten sich jedoch deutsche Flugzeuge in der dichten Bewölkung verflogen und das falsche Ziel bombardiert, weil sie Freiburg irrtümlich für Dijon gehalten hatten. Später korrigierten die Medien zwar ihre Darstellung, allerdings ohne die deutsche Verantwortung zuzugeben: Vielmehr machten sie aus französischen Flugzeugen britische und gaben ihnen die Schuld, den Krieg gegen Kinder begonnen zu haben.³

Der junge Arztsohn Helmut Paulus befand sich mitten in einer Übung mit aufgepflanzten Bajonetten, als die Nachricht eintraf. Viele seiner Kameraden kamen aus dem badischen Rheintal oder hatten sogar Familie in Freiburg und waren zutiefst betroffen. Ein Mann, der allgemein für seine Ausgeglichenheit und seinen Optimismus bekannt war, «konnte es nicht mehr aushalten und fing mitten im Dienst an zu weinen», wie Paulus nach Hause

schrieb. Der Drill wurde an diesem Tag verkürzt, damit die Männer Zeit hatten, ihre Fassung wiederzufinden. Das war auch gut so, denn einem seiner Kameraden war das Bajonett beim Abnehmen abgerutscht und hatte Helmut leicht am Hals verletzt. Die beklemmende Erfahrung, täglich Gasmasken zu tragen, liess sie alle das Schlimmste für ihre Familien zu Hause befürchten. Helmut stand keineswegs allein mit seiner Sorge, dass die Briten Giftgas einsetzen würden. In ganz Deutschland war das eine der am Weitesten verbreiteten Befürchtungen, was den Luftkrieg anging. Seine Eltern in Pforzheim verzichteten auf ihre geplante Reise nach Wien, und sein Vater installierte im Keller Luftschutzfenster: «Sie sollen nun geschlossen bleiben, bis diese ersten Tage vorbei sind.»⁴

Aber die meisten verfolgten vor allem die Vorgänge an der Front mit grösster Anspannung. Wilm Hosenfeld schrieb aus Wegrów im besetzten Polen nach Hause: «(...) nun ist das lang befürchtete Ereignis eingetreten. Der Kampf im Westen hat begonnen.» Hosenfeld war morgens um 4 Uhr mit einem Gefühl der Dankbarkeit aufgewacht, dass er lebte. Später hatte er seinem neuen Hauptmann das jüdische Viertel gezeigt, wo er den Scharen von Kindern gern Süssigkeiten zuwarf. So sehr ihn das brutale deutsche Vorgehen in Polen auch befremdet hatte, liess ihn das Kriegsgeschehen doch keineswegs kalt: «Ein Kampf auf Leben und Tod ist es nun doch geworden», schrieb er an seine Frau Annemarie. «Ich kann den Gedanken an die Vorgänge, die sich im Westen abspielen, nicht loswerden. Es liegt mir wie ein Alpdruck auf der Seele.»⁵

Der Sicherheitsdienst sammelte eiligst Berichte aus dem gesamten Reich und meldete, wie überrascht die Bevölkerung über die plötzliche Invasion in Belgien und den Niederlanden sei und dass die allgemeine Stimmung sich «in einen tiefen Ernst gewandelt» habe. «Die Worte des Führers, dass nun die Stunde der Entscheidung gekommen sei, haben die Bevölkerung erkennen lassen, dass die im Westen beginnenden Kämpfe grösste Opfer fordern werden. Wenn auch ein tiefer Ernst und Sorge bei den Müttern und Frauen um ihre Angehörigen im Felde spürbar geworden ist, so ist doch die *Grundstimmung* in der Bevölkerung *fest und zuversichtlich*.» Alle Regionalberichte bestätigten, «dass die Bevölkerung von der Notwendigkeit dieses schweren Schrittes und der dadurch bedingten Opfer innerlich überzeugt ist».⁶

Der deutsche Angriff hatte in der Nacht damit angefangen, dass Truppen

Die Herren Europas

nach Luxemburg eingedrungen waren. Am 10. Mai kurz vor Morgengrauen begann die umfassende Invasion in Belgien und den Niederlanden. Obwohl die Niederlande im vorhergehenden Krieg neutral geblieben waren, sah es in jeder anderen Hinsicht so aus, als wiederhole die Wehrmacht eine Variante des Schlieffenplans von 1914, indem sie Frankreich über die Benelux-Länder angriff. Allen war klar, dass es keine Garantie gab, das schnelle Vorrücken durch Belgien im August und September 1914 zu wiederholen, weil die Belgier in der Zwischenkriegszeit ihre Ostgrenze erheblich stärker befestigt hatten. Massive Stahlbetonfestungen schützten mittlerweile ihre drei Verteidigungslinien aus Flüssen und Kanälen mit dem Albert-Kanal und Fort Eben-Emael im Zentrum. Genau hier begann im Morgengrauen der deutsche Angriff mit der lautlosen Landung von zehn Segelflugzeugen auf dem Dach der Festungsanlage. Das elfte Flugzeug mit dem jungen Leutnant, der die Operation leitete, wurde vom Kurs abgetrieben, aber die 80 Fallschirmjäger waren gut vorbereitet und machten weiter, bis er wieder zu ihnen stiess. Sie kletterten auf die hydraulisch gesteuerten Geschütztürme der Festung und machten sie mit Hohlladungen, einer neuartigen Waffe, unbrauchbar. Anschliessend feuerten sie mit Flammenwerfern in die Öffnungen der Betonkasematten und trieben damit die verdutzten Verteidiger hinaus. Am Ende des Tages waren das Fort und die beiden wichtigsten Brücken bei Veldwezelt und Vroenhoven, die es schützen sollte, in deutscher Hand, und der Zugang nach Belgien war frei für die Panzer der deutschen 6. Armee. Als der Rundfunk die Meldung am Samstag, dem 11. Mai, verbreitete, wirkte sie sich unmittelbar auf die Stimmung im Inland aus.⁷

Am Abend zog das belgische Oberkommando seine Truppen hinter die Dyle-Linie zurück, seine dritte und letzte Verteidigungslinie, die von Antwerpen nach Namur verlief. Ihre Schwachstelle war das weite, flache Land bei Gembloux zwischen Wavre und Namur, perfektes Panzerterrain, in dem es weder vorbereitete noch befestigte Stellungen gab. In diese Lücke schickten nun die Franzosen ihre eigenen mechanisierten und motorisierten Infanteriedivisionen mit ihrer schlagkräftigsten Formation, der 1. Armee. Am 12. Mai prallte General Erich Hoepners Panzerkorps bei Hannut auf General René Prioux' Kavalleriekorps. Mit ihren 176 Somua- und 239 Hotchkiss-Panzern richteten die Franzosen ein Gemetzel unter den deutschen Panzertrouppen an, die überwiegend mit den nur leicht gepanzerten und bewaffneten Panzern I und II ausgestattet waren. Bereits in Polen hatten sie schlecht

abgeschnitten und konnten den mittelschweren Kampfpanzern der Franzosen nichts anhaben, aber Hoepner verfügte über zu wenige mittlere Panzer mit ausreichender Feuerkraft. Am folgenden Tag griff er erneut an und konzentrierte seine Kräfte auf den Versuch, die lange, weit auseinandergezogene Panzerlinie der Franzosen an einem Punkt zu durchbrechen. Da die französischen Panzer nicht mit Funk ausgestattet waren, konnten sie in ihren Manövern nicht schnell reagieren und hatten keine andere Wahl, als sich zurückzuziehen, sobald den Deutschen der Durchbruch gelungen war. So mussten sie den technisch unterlegenen deutschen Truppen das Feld überlassen. Dieser Gewinn ermöglichte es den Deutschen, etwa hundert liegengebliebene Fahrzeuge zurückzuerobem und zu reparieren. Es war die erste grosse Panzerschlacht.⁸

Aus Sicht der Alliierten erfüllte die Schlacht bei Hannut ihren Zweck insofern, als sie den deutschen Vormarsch verzögerte und den massierten französischen Infanteriedivisionen der 1. Armee Zeit gab, die Dyle-Linie zu erreichen. Und genau dort hatte der französische Oberbefehlshaber Maurice Gamelin, der mit einer Wiederholung der Invasion von 1914, wie sie nun anscheinend stattfand, gerechnet hatte, die Deutschen von Anfang an aufhalten wollen. Durch den Fall des Forts Eben-Emael und den niederländischen Rückzug in die «Festung Holland» erfolgte der Vormarsch der Deutschen jedoch wesentlich schneller als erwartet, und den Alliierten blieben statt der geplanten drei Wochen lediglich fünf Tage für die Truppenverlegung nach Belgien. Aber da Gamelin dort den grössten Teil seiner modernen mechanisierten Einheiten einsetzte, erreichte er sein erstes Kampagnenziel und brachte seine besten Truppen an der Dyle-Linie in Stellung. Und ebendort wollten die Deutschen sie haben.⁹

Am deutschen Vormarsch durch die südlichen Niederlande und Belgien bis an die Dyle-Linie waren 29 Divisionen beteiligt. Gleichzeitig rückten 45 weitere Divisionen durch die Mittelgebirgslandschaft Luxemburgs und Südbelgiens in Richtung der französischen Grenze und der Maas vor. Es war ein überraschendes und äusserst riskantes Vorgehen, mit dem 41'000 deutsche Fahrzeuge auf den vier schmalen, gewundenen Zugangsstrassen in die dichtbewaldeten Ardennen vorzudringen versuchten. Die deutschen Kolonnen, die sich bis zurück auf die rechte Rheinseite stauten und ein nahezu

Die Herren Europas

immobiles Angriffsziel für französische und britische Bomber boten, hätten durchaus zerstört werden können, bevor sie auch nur ins Rollen kamen. Franz Halder, der Generalstabschef des Heeres, und andere deutsche Generäle hatten sich gegen diesen Plan ausgesprochen, weil sie ihn zu gewagt fanden. Aber trotz vertraulicher Warnungen der Schweizer, dass in diesem Gebiet erhebliche deutsche Truppenbewegungen in Gang seien, schickten die Franzosen keine Flugzeuge: Die meisten Luftgeschwader der Alliierten erlitten bereits während der Luftkämpfe im Norden schwere Verluste. An der Spitze der stockend dahinziehenden Kolonne fuhren sieben Panzerdivisionen: eine eigenständige Streitmacht mit 1'222 Panzern, 378 Begleitfahrzeugen, motorisierter Infanterie, Panzerabwehr- und Flakbatterien unter dem Kommando der Generäle Heinz Guderian, Georg-Hans Reinhardt und Hermann Hoth.¹⁰

Die schwachen französischen Streitkräfte, auf die die Deutschen am 10. und 11. Mai 1940 in den Ardennen stiessen, zogen sich auf das linke Maasufer zurück, das von der 2. französischen Armee gehalten wurde. Dorthin beorderte Gamelins Stellvertreter, General Georges, am 11. Mai – einen Tag bevor die ersten deutschen Einheiten den Fluss erreichten – französische Reservedivisionen. Die französischen Generäle glaubten, genügend Zeit für die Verlegung von Infanterie und Panzern zu haben, da sie schätzten, die Deutschen würden wohl bis zum 20. Mai brauchen, um ausreichend Artillerie und Infanterie für die Flussquerung in Stellung zu bringen. Tatsächlich entsprach das genau Halders Zeitplan.

Am 13. Mai flogen deutsche Bomber 3940 Angriffe und belegten die französischen Stellungen mit Bombenteppichen, während zwei Sturzkampfbombengeschwader sie in weiteren 300 Tiefflieger- und Sturzflugeinsätzen angriffen. Bereits in Polen hatte die Luftwaffe den Spitznamen «fliegende Artillerie» erworben und dort ihre im Spanischen Bürgerkrieg erprobte bahnbrechende Rolle auf dem Schlachtfeld und bei Bodenoffensiven perfektioniert. An der Maas liess Göring sie acht Stunden lang ununterbrochen so heftige Angriffe fliegen, wie es sie bis dahin noch nie gegeben hatte und die Luftwaffe sie auch im späteren Verlauf des Krieges nicht wieder erreichen sollte. Die französischen Geschützstellungen und Bunker konnten sie zwar nicht zerstören, wohl aber die Kampfmoral der Franzosen brechen.¹¹ Den ganzen Nachmittag hindurch versuchten Guderians 19. Armeekorps mit seiner motorisierten Infanterie und das Elite-Infanterieregiment Grossdeutsch-

land über die Maas vorzustossen. Die französische Frontlinie mit 103 besetzten Bunkern hielt stand und band die deutschen Kräfte. Am Spätnachmittag gelang es Sturmpionieren des Regiments Grossdeutschland, an der einzigen Stelle ans Ufer vorzudringen, die durch eine Flussbiegung vor dem Flankenfeuer aus den Bunkern geschützt war. Bis Mitternacht hatten die Deutschen die Maas an drei Stellen überquert, auch wenn sie bei Monthermé nur einen 1,5 Kilometer breiten Gebietsstreifen hielten und ihre Brückenköpfe in Sedan und Dinant weiterhin äusserst anfällig waren.

Während die Deutschen überstürzt angegriffen und bei der Maasüberquerung mit Schlauchbooten hohe Verluste in Kauf genommen hatten, hielten die Franzosen an ihrer taktischen Doktrin des «methodischen Kampfes» fest und warteten, bis sie Nachschub an Panzern und Artillerie herangeschafft hatten, bevor sie im Morgengrauen des 14. Mai einen Gegenangriff auf Guderians Brückenkopf in Sedan starteten. Hatten sich die Deutschen am Vorabend noch in einer prekären Lage befunden, so hatten sie im Laufe der Nacht genügend eigene Panzer über den Fluss gebracht, um den Angriff der französischen Panzer abzuwehren und sie zu zerstören. Entgegen ihren Befehlen trat die französische Infanterie den Rückzug an. In der benachbarten 71. Infanteriedivision griff Panik um sich, und die Truppen flüchteten, noch bevor die Kämpfe sie erreicht hatten. Den ganzen Tag über versuchten französische und britische Bomber, die deutschen Behelfsbrücken zu zerstören. Sie flogen in kleinen Gruppen von zehn bis zwanzig Flugzeugen und erlitten hohe Verluste, ohne ihre Ziele zu treffen. Ihnen fehlten die Sturzflugpräzision der deutschen Stukas und die Bombenteppichtaktik, die die mittleren Bomber am Vortag demonstriert hatten. Nach Halders Anweisungen sollten sich die Panzerkorps nach der Eroberung ihrer Brückenköpfe eingraben und diese schützen, während die deutschen Infanteriedivisionen die Maas überquerten. Damit hätten die deutschen Truppen freie Hand gehabt, sich auf einen klassischen Umfassungskampf vorzubereiten oder, falls die Alliierten aus dem belgischen Hinterland zurückkehren und sich ihnen stellen sollten, für eine offene Schlacht, in der die Deutschen den Vorteil gehabt hätten, von zwei Seiten Druck machen zu können. Als Guderian bat, seinen Brückenkopf um 20 Kilometer ausdehnen zu dürfen, hielten Kleist und Rundstedt an ihrem Plan fest und befahlen ihm, es bei acht Kilometern zu belassen.¹²

An diesem Tag gab es an der deutschen Heimatfront nicht weniger als vier

Die Herren Europas

Sondermeldungen, die dort die besorgte Stimmung milderten. Laut den Berichten des Sicherheitsdienstes «meinen jetzt weite Bevölkerungskreise, dass es auch im Westen einen ‚Blitzfeldzug‘ gibt. Insbesondere glaubt man allgemein, dass es der deutschen Luftwaffe gelungen ist, sich von vomeherein eine Überlegenheit im westlichen Luftraum zu sichern.» Nachdem die deutsche Bevölkerung eine Wiederholung des Stellungskriegs von 1914 bis 1918 befürchtet hatte, war sie nun fasziniert von der Eroberung des «starken belgischen Forts Eben Emael», das als eines der bestbefestigten Europas hingestellt wurde.¹³

Am folgenden Tag, dem 15. Mai 1940, setzten sich Guderian und Erwin Rommel, der Kommandeur der 7. Panzerdivision, über unmittelbare Befehle hinweg und brachen aus ihren Brückenköpfen bei Sedan und Dinant aus. Statt sich nach Süden zu wenden und die Maginot-Linie von hinten anzugreifen, wie die Franzosen erwarteten, rückten sie nach Westen und Nordwesten vor. Rommels Kolonne stiess auf die 1. französische Reservepanzerdivision mit ihren gefürchteten schweren Char-B-Panzern. Da zu diesem Zeitpunkt die meisten französischen Fahrzeuge gerade betankt wurden, gelang es den Deutschen, 100 Panzer kampfunfähig zu machen und die weit überlegene französische Division zu zerstören. Die beiden deutschen Kommandeure stürmten weiter. Guderian stiess 80 Kilometer weit bis Marie vor, Rommel 100 Kilometer weit über die Sambre bis Le Cateau. In den folgenden beiden Tagen, am 17. und 18. Mai, legten sie eine Pause ein, um zu essen, zu schlafen und die arg mitgenommenen Fahrzeuge zu reparieren und aufzutanken, während motorisierte Infanterieeinheiten zu den isolierten Panzerdivisionen aufschlossen.¹⁴

Mit Luftnahunterstützung des 8. Fliegerkorps zeigten die Panzerdivisionen, dass sie als eigenständige Kampftruppe operieren konnten. Aus seiner Logistik- und Fernmeldeerfahrung im Ersten Weltkrieg wusste Guderian gute Funkverbindungen zwischen den Panzerdivisionen zu schätzen und profitierte nun von hervorragenden Boden-Luft-Verbindungen. Wenn Verbindungsoffiziere per Funk Luftunterstützung anforderten, reagierten die Stukas umgehend, manchmal innerhalb von zehn Minuten, brachen befestigte Stellungen auf, störten die rückwärtigen feindlichen Linien und schützten die Panzer vor Angriffen von den Flanken. Tatsächlich nahmen die Panzerdivisionen eine Route, die so weit westlich vom Hauptkontingent der alliierten Truppen lag, dass sie Feindberührungen weitgehend vermeiden konn-

ten. Dieses Vorgehen überraschte sowohl den deutschen als auch den französischen Generalstab. Die enorme Geschwindigkeit der gemeinsam agierenden Truppenteile, die nahezu auf keinen Widerstand stiessen, vermittelte den nachfolgenden Infanteristen ein Gefühl ungebremsten Schwungs. Mit 35 Millionen Tabletten Pervitin und Isophan hielt man die übermüdeten Truppen wach. Als die Vorräte beim Militär knapp wurden, schrieben die Männer nach Hause und baten ihre Familien, ihnen die frei verkäuflichen Amphetamine zu besorgen. Am Abend des 20. Mai erreichte eine Aufklärungseinheit der 2. Panzerdivision jubelnd Noyelles-sur-Mer und schaute über die Somme-Mündung auf den Ärmelkanal.¹⁵

Seit Beginn der Kämpfe zehn Tage zuvor hatten viele Deutsche ihre Rundfunkgeräte kaum noch abgeschaltet. Selbst wenn sie zur Frühschicht mussten, blieben viele abends lange auf, um den letzten Wehrmachtbericht um Mitternacht zu hören, berichtete der Sicherheitsdienst: «Die Meldungen des OKW über den *Durchbruch der deutschen Truppen bis zum Kanal* und über die hierdurch vollendete Einkreisung grosser feindlicher Heerestruppen haben die Spannung der Bevölkerung auf einen Höhepunkt getrieben und erneut überall Begeisterung ausgelöst.» Schon kursierten Spekulationen, dass Frankreich bald fallen und eine Invasion in Grossbritannien folgen würde, und vielfach war der Wunsch zu hören, «England solle diesmal im eigenen Land den Krieg spüren». Die Rundfunkkommentare zum militärischen Geschehen von Hans Fritzsche, dem Leiter der Abteilung Deutsche Presse im Propagandaministerium, waren so beliebt, dass der Sicherheitsdienst sie als das beste Mittel bezeichnete, «um das Volk vom Abhören ausländischer Sender abzuhalten». Diesen Zeitpunkt wählte Göring, um der Presse mitzuteilen, dass der Führer den gesamten Feldzug bis in die kleinsten Aktionen persönlich geplant habe. Lediglich die feindlichen Bombenangriffe auf westdeutsche Städte sorgten für Unruhe und liessen zunehmend Forderungen nach Vergeltungsmassnahmen lautwerden.¹⁶

Als die Westoffensive begann, hatte Ernst Guicking gerade Urlaub und brauchte zwölf Tage, um sein Regiment in Luxemburg zu erreichen. «Gestern noch im Granatfeuer der Maginot-Linie im Dreck und in den Sumpflöchern Luxemburgs und heute Morgen stehen wir den Franzosen in der Flanke», schrieb er am 28. Mai an Irene. Nachdem er den Beginn des Feldzugs versäumt hatte, freute er sich, nun daran teilzunehmen: «Endlich dürfen wir mit dabei sein. Irene, dass erfüllt uns mit besonderem Stolz.» Sein

Die Herren Europas

Kommentar zum Artilleriefeuer bestand aus einem beliebten Seemannslied, das er umgedichtet hatte: «Das kann doch ein Landser nicht erschüttern!» Er und seine Kameraden gingen jeden Morgen und Abend schwimmen, liessen aber aus Angst vor vergifteten Brunnen ihr Trinkwasser von einheimischen Frauen vorkosten. Ihren Durst stillten sie bevorzugt mit Wein. Am Sonntag, dem 2. Juni, schlugen sie nach einem 35-Kilometer-Marsch ihr Lager auf und machten in ihrem Zelt Platz für ein 200-Liter-Fass Wein. Ein geschlachtetes Rind hing an einem Baum. Über die Einheimischen schrieb Ernst: «Bon Alleman. Sonst hört man nichts. Sonst können sie ja auch nichts sagen. Und auf ihre Fragen ‚wohin‘ antworten wir, nach Paris, zu Monsieur Daladien. Darauf hin laufen sie weg und schreien ‚Oh la France, Grand Malheur, Grand Malheur‘. Für uns zum Totlachen. Irene, ich sage Dir, ein Feldzug wie wir ihn uns schöner nicht denken können.» Er fand sogar, «Schlaraffenland ist nichts dagegen». Was die Kämpfe anging, konnte er erleichtert berichten: «Wir haben unsere Feuertaufe wunderbar bestanden.» Das ständige Dröhnen der, wie er schätzte, 1'500 tieffliegenden deutschen Flugzeuge verursachte ihm zwar Kopfschmerzen, aber ein Grossteil des Feldzugs hatte etwas von einem Sportereignis: «Wir sehen aus wie die Schweine. Aber ein Krieg, wie ihn uns der Herrgott nicht besser schenken könnte. Tausende von Gefangenen.»¹⁷

Der junge Abiturient Hans Albring begann den Westfeldzug mit dem brennenden Wunsch, die grossen französischen Kathedralen zu sehen. Innerlich wappnete er sich gegen das «Grauen vor dieser fürchterlichen Passion, die unsere Soldaten, aber besonders der Franzose durchleidet», indem er im Schützengraben mit Hilfe eines Lexikons Racine und Paul Claudel las. Hans, der gläubige Katholik aus dem Münsterland, schrieb seinem besten Freund Eugen Altrogge beunruhigt, dass es nur wenige Militärggeistliche gebe und sie «ohne Gelegenheit zur Beichte und zur Communio» blieben. Er fragte sich, wieso die Franzosen die Deutschen so sehr hassten. «Schlimm hausen die Schwarzen. Sie hängen in den Bäumen und sind gute Schützen.» Jeder Tag überschwemmte Albring mit neuen widersprüchlichen Eindrücken. In einem Moment buken sie Reibekuchen, tranken alten Bordeaux und freuten sich über die Mengen an Bohnenkaffee, im nächsten kamen sie an Wiesen voller verwesender Viehkadaver vorbei, «auf dem Rücken liegend, die Beine in die Höhe wie hölzerne Schaukelpferde». Unterwegs sahen sie

«eine Menge Schwarzer am Wege liegen, gräulich zerfetzt» – höchstwahrscheinlich französische Kolonialsoldaten aus dem Senegal –, und überall «die Kreuze mit den Stahlhelmen auf neuen Gräbern». Er bat seinen Freund, seiner Familie, die ihn in der Etappe in Sicherheit wähnte, nichts von alledem zu erzählen. Nachdem nur 200 Meter entfernt eine Granate eingeschlagen war, sprach er Eugen auf die persönliche Frage an, die sich in allen Kriegen stellte: «Übrigens, wenn ich ... und Du nicht, nimm meine Bücher und Bilder in Obhut. Die Briefe soll man verbrennen.»¹⁸

Eugen versicherte seinem Freund: «Ich glaube aber an Deinen guten Stern – möge Dir nichts zustossen. (...) Wir brauchen einander noch für die Zukunft (...). Pax Domini sit semper tecum» – der Friede des Herrn sei immer mit dir. Eugen, der in Wien stationiert war, ärgerte sich, dass er so weit von den Kämpfen entfernt dazu verdammt war, seine Abende in der Oper zu verbringen. In den obersten Rängen, wo er nur 75 Pfennige zahlen musste, um Lehar und Puccini (den man «gut ansehen und anhören» könne) zu hören, kannte er schon bald die anderen Gesichter. Wie die meisten seiner Landsleute zog er Verdi Wagner vor, über dessen «Götterdämmerung» er urteilte: «Da mögen viele Qualitäten drin sein, von vielen bewundert – für mich ist es nichts. Da ist das Pathos von Verdi und seine rauschende Melodik, die Kraft und Feinheit aufweist, doch sympathischer.» Besonders fesselte ihn Mozarts «Don Giovanni», vor allem der Abstieg in die Hölle. Davon war der junge angehende Künstler so angetan, dass er sich überlegte, wie er «einen Tanz zwischen dem Tod und den Dämonen» zeichnen würde. Während Hans sich auf dem Feldzug befand, war Eugen mehr als nur halbwegs im Frieden.¹⁹

Fritz Probst folgte der Front durch Belgien im Mannschaftswagen und baute die Brücken wieder auf, die Belgier und Franzosen beim Rückzug gesprengt hatten. Während Hans Albring sich alle Mühe gab, vor seiner Familie zu verheimlichen, welchen Gefahren er ausgesetzt war, prahlte der dreiunddreißigjährige Probst gegenüber seiner Frau Hildegard, «dass wir nahe der Front sind und zur Kampftruppe gehören». Die Sorge, nicht als «Etappenhengst» abgestempelt zu werden, überwog offenbar den Wunsch, sie hinsichtlich seiner Sicherheit zu beruhigen. Gelegentlich kamen sie durch ein Dorf, das unbeschadet in deutsche Hand gefallen war, aber überall, wo die Franzosen gekämpft hatten, war offensichtlich nichts den Stuka-Angriffen entgangen.²⁰

Noch während in Frankreich und Belgien die Kämpfe tobten, lieferten

Die Herren Europas

deutsche Rundfunkjournalisten und Kameraleute dem Publikum in der Heimat Kriegseindrücke in Ton und Bild. Der Westfeldzug wurde nacheinander von drei Wochenschauberichten begleitet, die mit jeweils 40 Minuten doppelt so lang waren wie üblich. Die in die Kampftruppen integrierten Kameraleute hatten einen unvergleichlich guten Zugang zur Front, stellten aber auch manches für die Kamera nach. Das Publikum staunte über die Risiken, die Reporter eingingen, um ihnen Bilder von Gefechten zu bringen und keuchend und schreiend Szenen der Zerstörung einzufangen. Um den Zuschauern den Eindruck zu vermitteln, Augenzeugen zu sein, war die Kamera häufig leicht von unten in die Gesichter deutscher Soldaten gerichtet und betonte das Relief ihrer kantigen, kampfgestählten Gesichter. Mit hinzugefügter Geräuschkulisse und dramatischer Musikbegleitung – häufig Bearbeitungen klassischer Stücke durch den Hauskomponisten Franz R. Friedl – zielten die Wochenschauberichte darauf ab, den Betrachter zu fesseln und zu überwältigen. Es waren keine gewöhnlichen Kinonachrichten, sondern ein visuelles, akustisches und emotionales Gesamterlebnis, das die Spannung durch den gesprochenen Kommentar noch steigerte und kanalisierte. Der Sprecher präsentierte die angriffsbereiten deutschen Panzer in ihrem massierten Vormarsch als Inbegriff der neuen Kampfromantik, als moderne Variante der Ritter und als ebenso mobil wie die Kavallerie im vorangegangenen Krieg. In vielen Kinos «konnte der Besucherandrang kaum bewältigt werden», wie der *Film-Kurier* schrieb, und manche gaben bis zu zehn Vorstellungen täglich. Nach der Wochenschau wurde das Licht eingeschaltet, um den Zuschauern eine Pause zu gönnen, in der sie sich beruhigen und miteinander reden konnten. Viele gingen vor dem Hauptfilm, «weil ihnen die unmittelbare Aufeinanderfolge von Wochenschau und seichtem Spielfilm unerträglich ist».²¹

Am 24. Mai 1940, als Calais bereits belagert war, befahlen Hitler und Rundstedt den Panzern einen Halt, um dringende Instandsetzungen vorzunehmen und sie gegen die französischen Truppen im Süden einsetzen zu können. In dieser Zeit überliessen sie es der Luftwaffe, sich um die alliierten Divisionen zu kümmern, die durch das von Kanälen zerteilte Gebiet Richtung Dünkirchen zogen. Nachdem die Flieger in den vorangegangenen zehn Tagen weitgehend ihre Luftüberlegenheit demonstriert hatten, versagten sie nun jedoch überraschend. Es gelang der Luftwaffe zwar, die Strände zu bombardieren, viele Schiffe zu versenken, darunter neun Zerstörer, und die alli-

ierten Operationen auf die Nachtstunden einzuschränken, aber sie schaffte es nicht, die Evakuierung von 338'000 britischen und französischen Soldaten zu verhindern. Die Royal Air Force, die von Stützpunkten in Südingland startete und vom 26. Mai bis zum 4. Juni über 4'822 Einsätze flog, trug erheblich dazu bei, die deutsche Luftstreitmacht in die Schranken zu weisen. Zum ersten Mal erlitten die Deutschen beträchtlich höhere Verluste in der Luft als die Engländer.²²

Da Hans Albring im Laster oder Funkwagen unterwegs war, hatte er mehr Musse zu schreiben als der Infanterist Ernst Guicking. Mit seinen künstlerischen Ambitionen versuchte er, seine rasch wechselnden Eindrücke in Sprachbildern zu skizzieren – den alten Mann auf dem Bauernhof, der aus «verbittert zugekniffenen Augen» schaute, den gefangenen Offizier am Strassenrand, der die siegreichen Deutschen «kalt und überlegen» ansah, «ganz beherrscht mit einer furchtbaren, bis ins Extrem getriebenen Gelassenheit». In Poitiers faszinierten ihn die Fresken der antiken Taufkapelle, und er betrauerte den Verlust so vieler Buntglasfenster. Die wohlgenährten drallen Frauen kamen ihm vor, als seien sie geradewegs einem Gemälde von van Eyck entstiegen. Staunend beschrieb er Frankreich als Füllhorn – von den grunzenden Schweinen in dem Stall, in dem er schlief, bis hin zur «Fülle an Fleisch und Butter, Käse, Eingemachtem, schneeweissem Brot und tiefrotem herrlichen Wein, der wie Öl fließt». Als er den Text zu Hölderlins *Lied vor der Schlacht* fand, suchte er erfreut Zuflucht in den Versen des romantischen Dichters. Die eigentlichen Gefechte konnte er nur anhand der Mienen beschreiben, die er danach bei seinen Kameraden beobachtete – «die Fröhlichkeit versagte bei ihnen, keiner sprach oder lachte mehr», sie waren «stumpf». Wie so viele Soldaten hatte auch Albring für alles Worte, nur nicht für die Kämpfe.²³

Hinter Somme und Aisne hatten sich 65 französische Divisionen umgehend zu einer neuen Linie formiert, die von der Maginot-Linie bis an die Küste reichte. Am 5. Juni griffen die Deutschen an, brachen bald an mehreren Stellen an der Somme durch die Verteidigungslinie und drängten die gesamte Front Richtung Seine zurück. Am 10. Juni flüchtete die französische Regierung und erklärte Paris zur offenen Stadt. Vier Tage später marschierten deutsche Truppen in die Hauptstadt ein. Deutsche Infanteriedivisionen der 7. Armee griffen am 15. Juni über den Rhein an und eroberten Colmar und Strassburg. Die dritte Wochenschau über den Westfeldzug befasste sich

Die Herren Europas

mit der deutschen Infanterie und Artillerie, um sicherzustellen, dass jede Truppengattung angemessen gewürdigt wurde. Beim Publikum kamen die Einblicke in den Alltag gewöhnlicher Soldaten besonders gut an. Irene Guicking hoffte, Ernst auf der Leinwand zu entdecken: «Es lachten so viele in die Kamera hinein und in jeden Soldaten sah ich Dich und war zufrieden.» Sie überlegte sogar: «Wenn es heute hiesse, es würde ein Weiberregiment aufgestellt (...), ich würde keinen Augenblick zögern und mitgehen.»²⁴

Am 18. Juni begann die französische Armee, die Brücken über die Loire zu sprengen, und eine neue Regierung unter Marschall Pétain sondierte einen Waffenstillstand. Während die Verhandlungen aufgenommen wurden, setzten die Deutschen ihren Vormarsch fort. Ernst Guicking und Fritz Probst rückten nach Süden in Richtung Dijon vor. Probst beschwerte sich über die französischen Gefangenen, die in ihren Lagern faulenzten, während er und seine Kameraden wiederaufbauten, was sie zerstört hatten. «Ob das richtig ist?», schrieb er an Hildegard. Unvermittelt kamen sie in eine Gegend, die vom Krieg unberührt geblieben war. Probst und seine Kameraden wurden in einer Schokoladenfabrik einquartiert, durften wegen des Plünderungsverbots zwar keinen Konfekt nach Hause schicken, wohl aber selbst reichlich davon essen.²⁵

Wilm Hosenfeld hatte in Polen den Eindruck, den Krieg zu verpassen. Mit seinen 45 Jahren war er eine ganze Generation älter als die Offiziersanwärter seiner Einheit und bereits Weltkriegsveteran und Vater von fünf Kindern. Sein ältester Sohn, Helmut, hatte gerade seine Musterung hinter sich, und seine Eltern waren besorgt: Wilm versuchte, seine Frau zu beruhigen, dass der Krieg sicher vorbei wäre, bevor Helmut eingezogen würde, und seinem Sohn schrieb er: «Bleib Du lieber, wo Du bist; ich bin ganz gern für Dich Soldat. Im Übrigen bringt Mutter für alle genug Opfer.» Da das Helmut's glühenden Idealismus kaum zu dämpfen vermochte, versuchte Wilm ihn zu warnen, dass der Krieg so etwas wie ein Naturereignis «oder sonst eine Katastrophe» sei und von Gott geschickt werde, denn die «Menschen sind eben zum grossen Teil Teufel». Aus der katholischen Lehre zog er den Schluss: «Dass die Unschuldigen dabei leiden müssen, ist das Geheimnis des stellvertretenden Leidens, das Jesus vorgelitten hat.» Seiner Frau gestand Wilm, er wäre lieber im Westen eingesetzt, versicherte ihr allerdings sofort, «mein Leben gehört nicht mir, und meine Abenteuerlust (...) erfährt eine Abküh-

lung in dem Gedanken an Dich und an die Kinder». Obwohl die familiären Pflichten ihm über Ruhm gingen, konnte er seine Sehnsucht nach einem heldenhaften Sieg, der seiner Generation 1918 versagt geblieben war, nicht ganz unterdrücken.²⁶

Die jüngere Generation war noch frustrierter. Im dritten Monat seiner militärischen Ausbildung in Brünn wurde Helmut Paulus klar, dass er und seine Kameraden «nun doch zu spät» geboren waren. Obwohl er im August 1939 versucht hatte, sich freiwillig zur Wehrmacht zu melden, hatte er anscheinend den Krieg verpasst. Da er sicher war, dass Grossbritannien aufgeben würde, schien ihm nun die monatelange Ausbildung vergeblich gewesen zu sein. Jugendliche, die auf einen kriegsrelevanten Dienst brannten, bestürmten die Ämter des Reichsarbeitsdienstes, um zu erfahren, wann sie eingezogen würden. Mittlerweile meldeten die Rüstungsinspektoren, dass selbst Arbeiter, die wegen kriegswichtiger Tätigkeiten uk-gestellt waren, auf ihre Einberufung drängten.²⁷

Kurz nach dem Fall von Paris faszinierte ein weiterer Wochenschaubebericht das Publikum mit Bildern von der Schlacht um Dünkirchen. Die aus der Pilotenkanzel eines Stukas geschossenen Aufnahmen liessen die Zuschauer mit den Flugzeugen im Sturzflug auf die britischen Transportschiffe zurasen. Diese Filmtechnik war zwar bereits für die Berichte über den Polenfeldzug angewendet worden, aber wenn die rasende Geschwindigkeit der Bomber mit Motorengeräusch und anschwellender Hintergrundmusik untermalt war, wirkte das umso atemberaubender und mitreissender. Nachtaufnahmen brennender Öltanks und tagsüber bombardierter Eisenbahnknotenpunkte lieferten Bilder von Präzisionsbombardierungen. Seit Kriegsbeginn hatte Goebbels versucht, die Deutschen davon zu überzeugen, dass die Engländer feige und heimtückisch seien. Dünkirchen bot nun eine willkommene Gelegenheit, diese Anschuldigungen zu erhärten. Die «Tommys», die in Frankreich, Holland und Belgien hinter den Linien in Nachtlokalen getanzt hatten, liessen ihre Verbündeten beim ersten Angriffszeichen angeblich einfach im Stich. Während die verstörten Gesichter französischer Gefangener die wahre Wirkung deutscher Waffen belegten, deuteten die ruhigen, selbstzufriedenen Mienen englischer Gefangener darauf hin, dass sie allzu schnell aufgeben hätten.²⁸

In ganz Deutschland liessen die Bilder französischer Soldaten aus Westafrika auf der Leinwand die Zuschauer vor Entsetzen und Abscheu zurück-

Die Herren Europas

schrecken. «Solche Tiere lassen die Franzosen und Engländer auf uns los, pfui Teufel!» und «Das ist eine Kulturschande, die England und Frankreich auf ewig entehrt» waren typische Reaktionen. In Reichenberg gestanden Frauen, sie seien aus Angst vor den «Gesichtern der Farbigen wie gebannt gewesen» und hätten erst aufatmen können, als auf der Leinwand deutsche Soldaten erschienen. Laut Berichten des Sicherheitsdienstes wurden im Publikum Rufe laut, man solle «diese schwarzen Bestien sofort nach der Gefangennahme erschiessen». Fritz Probst war ebenfalls dieser Meinung und warnte seine Frau: «Wenn dieses Gesindel nach Deutschland gekommen wäre, dann wäre nichts am Leben geblieben.» Ausser in privaten Briefen wie denen von Hans Albring gab es allerdings keine Berichte darüber, dass mehrere tausend senegalesische Soldaten niedergemetzelt worden waren, als sie sich ergeben wollten oder schon in Gefangenschaft befanden. In Polen hatte man polnische Zivilisten und Soldaten für Verstümmelungen verantwortlich gemacht und als Heckenschützen in Bäumen vermutet. In Frankreich wurden nur schwarze Soldaten solcher Verbrechen bezichtigt und daraufhin misshandelt, gefoltert und getötet. Dabei ging es den Deutschen nicht nur um aktuelle Vergeltungsmassnahmen, sondern auch um Rache für die französische Besetzung des Rheinlandes 1923, denn in den sorgsam gehegten Erinnerungen daran spielte die sexuelle Ausbeutung deutscher Frauen durch schwarze Kolonialsoldaten eine herausragende Rolle. Selbst in diesem allgemein «sauberen» Westfeldzug beging die Wehrmacht also rassistische Gräueltaten.²⁹

Am 22. Juni kapitulierte Frankreich. Hitler bestand darauf, den Waffenstillstand von November 1918 exakt nachzuahmen, und so gipfelte die nächste Wochenschau in der Unterzeichnung der deutschen Waffenstillstandsbedingungen im selben Eisenbahnwagen auf der Lichtung im Wald von Compiègne. In einer klassischen Revanchegeste brachte man den Wagen anschliessend nach Berlin und stellte ihn vor der Freitreppe des Alten Museums aus. Ein deutlicheres Symbol, dass man das Ergebnis des vorangegangenen Krieges endlich revidiert hatte, konnte es kaum geben. Als das Ausmass des Sieges klar wurde, strömten Menschen zu spontanen Feiern auf die Strassen und Plätze, allerdings zwangen Luftangriffe viele, wieder in die Keller zu gehen und dort die Rundftinkmeldungen zu verfolgen. Als Hitler anordnete, eine Woche lang Glocken zu läuten und zehn Tage lang zu flaggen,

konnte der Sicherheitsdienst berichten: «Die stürmische Begeisterung der letzten Wochen hat sich angesichts (...) der jetzt eingetretenen Waffenruhe in eine mit stiller, stolzer Freude und Dankbarkeit für Führer und Wehrmacht gezeichnete Feierstimmung gewandelt.»³⁰

In den zwanziger Jahren hatten deutsche Schulkinder gelernt, Frankreich als «den Erbfeind» zu sehen. Nun lag dieser besiegt am Boden wie ein mythisches Ungeheuer. Glück und Improvisation, die erheblich zu diesem Sieg beigetragen hatten, wurden umgehend in eine Doktrin unbesiegbarer mobiler Kriegführung umgedeutet, und Wilhelm Keitel ging mit dem Lob voran, Hitler sei der «grösste Feldherr aller Zeiten». In allen Kinos lief die Wochenschau mit Bildern von makellos gekleideten Soldaten, die in Reih und Glied aus dem Schatten des Arc de Triomphe in das gleissende Sonnenlicht marschierten. Aber Hitler stahl ihnen die Schau, im ganzen Reich wurde sein Auftreten in der Wochenschau mit donnerndem Applaus und «Heil»-Rufen begrüsst, sie «wichen aber bald einer ergriffenen Stille», als die Zuschauer ihn mit seinen Generälen am Kartentisch sitzen sahen. Die Menschen machten sich Sorgen um seine persönliche Sicherheit, wenn sie ihn an Gefangenenspalisaden in der Nähe der Front vorbeifahren sahen. Aber sobald er lächelnd in seinen Wagen stieg, atmeten sämtliche Zuschauer kollektiv auf. In ihrer Begeisterung über ihn vergassen sie, dass Grossbritannien noch nicht besiegt war, vergassen – für kurze Zeit – ihr übliches Genörgel über Versorgungsgpässe und die Bestechlichkeit der «Bonzen». Selbst der Regierungspräsident im sprichwörtlich mürrischen Schwaben lobte: «Die übermenschliche Grösse des Führers und seines Werkes erkennen heute alle gutgesinnten Volksgenossen restlos, freudig und dankbar an.» Nach der Eroberung Polens war nur wenigen Deutschen zum Feiern zumute gewesen. Aber nun lösten neue Bilder vom Führer viel Wirbel und schwärmerische Diskussionen über seine Miene aus. Schliesslich erlagen ihm selbst die Bewohner eingefleischter Arbeiterbezirke, die Anfang der dreissiger Jahre viele Strassenkämpfe zwischen SA-Trupps und Kommunisten erlebt hatten.³¹

August Töpferwien, der immer noch in seinem Gymnasium in Solingen auf die Einberufung wartete, hatte den Feldzug im Westen aufgrund der Annahme begrüsst: «Wir müssen alle erkennen, dass sich echte geschichtliche Entscheidungen vollziehen, deren Vollstrecker Adolf Hitler ist! Hier gilt nicht ‚Gut‘ und ‚Böse‘ sondern geschichtsmächtig und geschichtssohnmächtig

Die Herren Europas

tig.» Die Mode, Nietzsche als Philosophen der Macht zu lesen, stellte den Krieg «über Gut und Böse», und seine eigenen moralischen Bedenken über den grauenhaften Luftkrieg gegen französische Zivilisten tat Töpferwien damit ab, dass er sich sagte: «Zu unserer vernichtenden Fliegerkampfwaise kann nur ein Volk ja sagen, das einen *Nietzsche* hervorgebracht hat.» Landesbischof Meiser erklärte während der Tagung des bayerischen Pfarrervereins: «Der heisse Atem der Geschichte schlägt uns ins Gesicht. Schier fehlen uns die Massstäbe für die Grösse des gegenwärtigen Weltgeschehens (...), eine neue Welt steigt herauf aus den Urgründen des Seins. Unser deutsches Volk steht im Mittelpunkt dieses Geschehens. Es ist das Kraftzentrum, von dem aus ein neuer, umgestaltender Wille sich über den ganzen Erdball erstreckt.»³²

Der Sieg war süß, weil er so erstaunlich leicht erschien. Ein schwäbischer Soldat fragte sich beim Eintreffen an der Loire verwundert: «Wo steckt der Feind? (...) Ja, gerade noch sieht man zwei Mann rechts im Gebüsch verschwinden. Vom Feind nichts zu sehen. Wo sind die Poilus nur hin?» Diesen privaten Brief veröffentlichte die Wehrmacht in einem Gedenkbuch, das diese Erfahrung in der breiten Erinnerung verankern sollte. Hitler hatte das deutsche Volk von einem Konflikt befreit, der im Ersten Weltkrieg annähernd zwei Millionen deutsche Soldaten das Leben gekostet hatte. In Berlin hatte die Zahl der zivilen Todesopfer 1917 die der militärischen sogar noch überstiegen, als Hunger, Kälte und Krankheiten in der Stadt gewütet hatten. Die von düsteren Vorahnungen erfüllten sieben langen Monate von September 1939 bis Mitte Mai 1940 hatten die Deutschen weder wie die Briten als «Scheinkrieg» («phoney war») oder wie die Franzosen als «drôle de guerre» («seltsamen Krieg») noch als «Sitzkrieg» empfunden, sondern eher als «Nervenkrieg», wie der Sicherheitsdienst es nannte. Als die gefürchteten Kämpfe im Westen endlich begonnen hatten, hatten die ersten Meldungen den allgemeinen Eindruck bestätigt, dass sich die Schlachten in Flandern wiederholen würden und ein Blutbad bevorstünde. Stattdessen fand Ernst Guicking sich nun, Ende Juni 1940, in Toulon wieder und ass zuerst «Schweinebeinchen, dann Kalbsbraten, Wurst mit Gemüse und zuletzt einen wunderbaren Nachtisch. Aprikosen mit Kirschen. Dabei zwei Flaschen Rotwein. Und alles zusammen kostete den unmöglichen Preis von neun Franken. Das sind 75 Deutsche Reichspfennige. Ja, ja Du hast recht. Wir leben wie ‚Gott in Frankreich‘»³³

Im Sommer 1940 meldete die Wehrmacht 26'500 Todesopfer des Frankreichfeldzugs. Die Zahlen waren leicht untertrieben und wurden später nach oben revidiert, dennoch standen sie in keinem Vergleich zu den über zwei Millionen Gefallenen des vorangegangenen Krieges: Das Land hatte bei der Eroberung Polens 1939, Dänemarks und Norwegens im April 1940 und der Niederlande, Belgiens, Luxemburgs und Frankreichs im Mai und Juni insgesamt 61'500 Männer verloren. Die letzte Wochenschau über den Westfeldzug zeigte Hitler, wie er an einigen deutschen Kriegsgräbern den Gefallenen schweigend seine Hochachtung erwies, bevor er in Compiègne die französische Kapitulation entgegennahm. Nun war es an der Zeit, auch den Krieg mit Grossbritannien zu beenden und den Frieden wiederherzustellen, nach dem die Bevölkerung sich sehnte.³⁴

Am 18. Juli 1940 kehrte die 218. Infanteriedivision nach Berlin zurück. An der Ost-West-Achse durch die Berliner Mitte drängten sich die Massen bis zu 20 Reihen tief, und einige abenteuerlustige Zuschauer kletterten auf Bäume, Laternenpfähle und Statuen am Strassenrand, um einen besseren Blick zu haben. Die Menge bewarf die vorbeimarschierenden Soldaten mit Konfetti und Blumen, und Militärkapellen spielten. Nachdem die Division durch das Brandenburger Tor marschiert war und den Pariser Platz erreicht hatte, wurde sie vom Gauleiter von Berlin, Joseph Goebbels, begrüsst. Er erinnerte die jubelnde Menge, dass zuletzt am 16. Dezember 1918 Truppen durch das Brandenburger Tor marschiert waren, als «Landesverräter und Juden» die preussischen Garderegimenter empfangen hätten. «Diesmal (...) braucht ihr euch der Heimat nicht zu schämen, für die ihr euer Leben eingesetzt habt!», schrie er.³⁵

Am folgenden Abend sprach Hitler im Reichstag in der Krolloper. Kränze lagen auf den Plätzen von sechs Abgeordneten, die im Kampf gefallen waren. Der amerikanische Journalist William Shirer, der wieder einmal auf der Galerie sass, hatte noch nie so viele «goldbetresste Generäle unter einem Dach» gesehen. Die Presse fragte sich, ob in Hitlers Rede «ein neuer ‚Blitzkrieg‘, diesmal gegen Grossbritannien, angekündigt oder ein Friedensangebot unterbreitet» würde. Nachdem Hermann Göring den Platz des Parlamentspräsidenten eingenommen hatte, sprach Hitler zwei Stunden lang über den Verlauf des Krieges und des Feldzugs. Mit zum Gruss erhobenem Arm beförderte er zwölf Generäle zu Feldmarschällen. Da Göring diesen Dienstgrad bereits

Die Herren Europas

hatte, schuf Hitler für ihn den neuen Rang des «Reichsmarschalls». Shirer hielt diese Rede für Hitlers imposantesten Auftritt. Es gab keinen Anflug von Hysterie in seiner Stimme, er sprach sogar etwas tiefer als sonst, wie der amerikanische Journalist feststellte, und seine Gesten waren beinahe ebenso ausdrucksvoll wie seine Worte. «Der Hitler, den wir heute Abend im Reichstag erlebt haben, war der grosse Eroberer», notierte Shirer einige Stunden später. «Und er war sich dessen bewusst. Doch zugleich auch der grossartige Schauspieler, äusserst geübt im Umgang mit der deutschen Seele, der die volle Überzeugung des Eroberers auf geschickte Weise mit jener Demut zu mischen verstand, die den Massen so leicht eingeht, wenn sie dem Mann an der Spitze lauschen.»

Am Ende seiner Rede streckte Hitler die Hand zu einem Friedensangebot aus: «In dieser Stunde fühle ich mich verpflichtet, vor meinem Gewissen noch einmal einen Appell an die Vernunft auch in England zu richten. (...) Ich sehe keinen Grund, der zur Fortführung dieses Kampfes zwingen könnte.» Im Publikum herrschte angespannte Erwartung, als Hitler nun einen eher bekümmerten als wütenden Ton anschlug: «Ich bedaure die Opfer, die er fordern wird. Auch meinem eigenen Volk möchte ich sie ersparen.» Er erinnerte die Zuhörer an sein Friedensangebot vom vorangegangenen Oktober und erklärte: «Ich bin auch heute noch traurig, dass es mir trotz allen meinen Bemühungen mit England nicht gelungen ist, zu jener Freundschaft zu kommen, die – wie ich glaube – für beide Völker ein Segen gewesen wäre.» Drei Tage später lehnte der damalige britische Aussenminister Halifax in einer Erklärung im britischen Rundfunk das neue Friedensangebot offiziell ab.³⁶

Die britische Regierung mochte der Führer falsch eingeschätzt haben, nicht aber die Stimmung in Deutschland. Mit der Grosszügigkeit des wahren Eroberers hatte Hitler Grossbritannien die Chance gegeben, den Krieg zu beenden – und damit die gesamte Verantwortung für dessen Fortsetzung den Briten zugeschoben. Noch vor der offiziellen britischen Ablehnung fragten sich manche, ob das Angebot ihrer Regierung an den «eigentlichen Kriegshetzer und Schuldigen an diesem Krieg» nicht zu grosszügig sei. Nicht nur Irene und Ernst Guicking, die eher unpolitisch waren, waren der Auffassung, der Führer kenne «bestimmt keine Gnade mit denen». Selbst Wilm Hosenfeld liess seine religiöse Nächstenliebe ausser Acht, als er an seine Frau schrieb: «Der Krieg kann nur mit brutaler Gewalt entschieden werden. Die

Engländer] wollten's ja so.» Der Mann, den die Gewalt, die er in Polen miterlebt hatte, so beschämt hatte, war sich nun in Hinblick auf Franzosen und Engländer sicher: «Nein, Mitleid braucht man mit ihnen nicht zu haben. Hitler hat ihnen oft genug die Friedenshand geboten.»³⁷

Fünf Tage vor Hitlers Reichstagsrede, am 14. Juli, hatte Churchill der Welt versprochen, Grossbritannien werde allein weiterkämpfen. Bereits am 3. Juli hatte die britische Marine die vor der tunesischen Küste liegenden französischen Kriegsschiffe versenkt, um zu verhindern, dass sie den Deutschen in die Hände fielen, ein Vorgehen, das Churchill als «traurige Pflicht» bezeichnet hatte. Für die neue französische Regierung in Vichy, der die Waffenstillstandsvereinbarungen die Kontrolle über die französische Marine zusicherten, kam der unprovokierte Angriff einem Verrat seines bisherigen Verbündeten gleich. Dieses Bild der Briten hatte die deutsche Propaganda schon den ganzen Sommer über kultiviert: Am 4. Juli veröffentlichte das Deutsche Nachrichtenbüro Auszüge aus abgefangenen Dokumenten, die Pläne der Alliierten enthielten, sowjetische Ölfelder vom Nahen Osten aus zu bombardieren – eine Operation, die sowjetische Öllieferungen an Deutschland unterbinden sollte, die das Nachrichtenbüro aber als heimtückischen Versuch der Alliierten hinstellen konnte, den Krieg auszuweiten.³⁸

Am 1. September 1939 hatte der amerikanische Präsident Roosevelt eindringlich an alle europäischen Mächte appelliert, zuzusichern, dass sie keine Luftangriffe gegen Zivilisten oder «offene Städte» vornehmen werden. Hitler und Chamberlain hatten das beide am selben Tag zugesagt, und die britische und die französische Regierung hatten eine gemeinsame Erklärung abgegeben, dass sie nicht als Erste zu solchen Massnahmen greifen würden. Nun konnten die Briten auf die Bombardierung Warschaus und Rotterdams durch die deutsche Luftwaffe als fundamentalen Bruch dieser Vereinbarung verweisen, während die deutsche Propaganda behauptete, diese Städte seien militärisch verteidigt worden: Solange sie sich nicht wie Paris als «offene Städte» ergeben hätten, blieben sie legitime militärische Ziele. Für die deutsche Öffentlichkeit markierte dagegen der «Kindermord in Freiburg» am 10. Mai 1940 den Punkt, an dem die Briten die Vereinbarung, die Zivilbevölkerung zu schonen, einseitig gebrochen hatten. Zwei Jahre später erklärte Hitler seinen Gästen bei einem Essen: «Den Luftkrieg mit Bomben haben die

Die Herren Europas

Engländer angefangen. (...) Bei uns sind immer die moralischen Hemmungen, für die der Engländer gar kein Verständnis hat. Er legt das als Schwäche und ausserdem als Dummheit aus.» Diese «Tatsache» wurde in der internationalen öffentlichen Meinung lebendig erhalten und spielte eine herausragende Rolle in einer Publikation des Auswärtigen Amtes von 1943, die sich an die neutralen Länder wandte: im «8. Weissbuch», das Dokumente «über die Alleinschuld Englands am Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung» versammelte.³⁹

Der angebliche britische Bombenangriff auf Freiburg mag eine Erfindung gewesen sein, die den Deutschen gelegen kam, aber in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai 1940 flog die britische Luftwaffe tatsächlich ihren ersten Luftangriff auf Deutschland und bombardierte Mönchengladbach am Niederrhein. In den Wochen nach der französischen Kapitulation verstärkte die Royal Air Force ihre nächtlichen Angriffe und schickte jeweils über hundert Bomber gleichzeitig. Bei den schwereren Luftangriffen wie denen in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni gab es in Dortmund einen Toten und sechs Verletzte und in Düsseldorf sieben Tote und sieben Verletzte. Damals war die Zielgenauigkeit der britischen Bomberflotte jedoch noch so gering, dass im Juli auch Bauernhäuser und Dörfer getroffen wurden. Sowohl die Regelmässigkeit als auch die Ziellosigkeit der Bombardierungen zwangen die zivilen Luftschutzhelfer in sämtlichen nordwestdeutschen Städten und Gemeinden zu verstärkten Luftschutzmassnahmen. Shirer stellte bei einem Besuch in Hamburg fest: «Die Hauptklage der Hamburger, mit denen ich sprechen konnte, waren nicht die eingetretenen Zerstörungen, sondern dass sie durch die britischen Angriffe ständig aus dem Schlaf gerissen werden.» Denn jeder falsche Alarm trieb die gesamte Bevölkerung aus ihren Betten. Der Ruf nach Vergeltung wurde lauter.⁴⁰

Auf Kundgebungen liessen führende Nationalsozialisten Andeutungen über schlagkräftige neue Waffen fallen und schürten damit eine Flut von Gerüchten über eine Invasion in Grossbritannien. Lastensegler, wie sie für solche Zwecke in Norwegen und Belgien zum Einsatz gekommen waren, sollten Fallschirmjäger absetzen, und angeblich standen unzählige neue Panzer und Kriegsschiffe bereit. Es gab Gerede über 2'000 Stukas und gewaltige neue Bomben, über Turbinenflugzeuge, die Geschwindigkeiten von 1'000 Stundenkilometern erreichen könnten, über Todesstrahlen und etwas, was selbst der Sicherheitsdienst offenbar nicht recht verstand und daher wörtlich

zitierte, nämlich die «Anwendung von ‚flüssiger Luft mit Elektronenstaub‘, die ungeahnte Sprengwirkung und Hitzeverbreitung zur Folge haben soll». Als Wochen ohne Meldungen über militärische Aktionen vergingen, hatten Astrologen wieder enormen Zulauf. Auch die politische Gerüchteküche brodelte. Lloyd George und der Herzog von Windsor (ehemals Edward VIII.) seien in Berlin, George VI. habe abgedankt und Churchill sei geflüchtet. Manche geopolitisch interessierten Bürger fragten sich unverhohlen, ob Deutschland nicht ein wirtschaftliches Interesse habe, das britische Weltreich zu erhalten. Tatsächlich stellte auch Hitler diese Frage und befürchtete, dass dessen Zerschlagung nicht Deutschland, sondern lediglich «fremden Grossmächten» nützen würde.⁴¹

Selbst nachdem die Briten sein «Friedensangebot» abgelehnt hatten, zögerte Hitler mit seiner endgültigen Entscheidung. Seine Generäle hatte er schon Anfang Juli beauftragt, Operationspläne für den «Krieg gegen England» vorzubereiten. Am 1. August erteilte er schliesslich der Luftwaffe den Befehl zum «Englandangriff». Am Tag zuvor hatte er den Generalstab zudem angewiesen, mit der Planung eines Feldzugs gegen die Sowjetunion zu beginnen, weil sie Grossbritanniens letzter potentieller Verbündeter auf dem Kontinent sei. Dass Hitler bereits überlegte, lieber die Sowjetunion zu erobern, als eine Invasion der britischen Inseln in Angriff zu nehmen, zeugt sowohl von seiner vorsichtigen Einschätzung der deutschen Chancen, die Schlagkraft der britischen Kriegsmarine aus der Luft zu schwächen, als auch von seinem seit Langem gehegten Wunsch, die Briten zu einer Partnerschaft mit Deutschland zu zwingen. Im Juli und August versah die Luftwaffe die Nordsee- und Ärmelkanalküste von Norwegen bis Westfrankreich mit neuen Stützpunkten, versuchte zeitweise, die Kontrolle über den Ärmelkanal zu erringen, und griff erfolgreich britische Konvois an, bis die britische Admiralität gezwungen war, die Passage einzustellen. Auf dem Pariser Platz in Berlin errichteten Bautrupps derweil Zuschauertribünen für eine weitere Siegesparade. Diesmal waren sie mit grossen, golden bemalten Holzdählern verziert. Aber wegen des grauenhaften englischen Sommerwetters musste man den «Adlertag», wie der Deckname des Angriffs lautete, auf den 13. August verschieben.⁴²

In den ersten drei Wochen griff die Luftwaffe die Stützpunkte des RAF Fighter Command an. Am 18. August kam der Flughafen Biggin Hill an die

Die Herren Europas

Reihe: Zurückkehrende deutsche Piloten berichteten, dass sie ein Flammenmeer, zerstörte Landebahnen und Gebäude, doch kein Anzeichen feindlicher Flugzeuge oder Flakfeuer auf dem Fliegerhorst gesehen hätten. Daraus schlossen sie, dass die Basis «völlig vernichtet ... ausgelöscht» war. Sie wunderten sich über die Leichtigkeit, mit der sie den Kampf gewannen. «Jungens, das war gar nichts», erklärte ein zurückkehrender Pilot der Bodenmannschaft, «wir hatten uns die Abwehr etwas anders vorgestellt.» Die deutsche Luftwaffe behauptete, bis zum 19. August 624 britische Flugzeuge abgeschossen zu haben, während sie selbst 174 Maschinen verloren habe. An diesem Abend dehnte sie ihre Luftangriffe auf die Flugzeugindustrie aus und begann, die äusseren Londoner Vororte Wimbledon und Croydon zu bombardieren. Am 24./25. August waren Harrow, Hayes, Uxbridge, Lewisham und Croydon ihre Ziele und am 28./29. August Hendon, Southgate, Wembley, Mill Hill, aber auch die Innenstadtviertel St. Paneras, Finchley und Old Kent Road. Hitler hatte die Bombardierung Londons zwar verboten, aber die schleichende Ausweitung des Einsatzgebietes forderte ihren Tribut von der Hauptstadt, die von Militärstützpunkten und Industrieanlagen umgeben war.⁴³

Obwohl England von den neuen Stützpunkten auf dem Kontinent für die Luftwaffe erheblich einfacher zu erreichen war als Deutschland für die RAF, befahl Churchill nach dem ersten Luftangriff auf London einen sofortigen Gegenschlag. In der Nacht vom 25. auf den 26. August griffen 22 Hampden- und Vickers-Wellington-Bomber Berlin an. Es war nur ein Nadelstich, der kaum Schäden anrichtete, aber dem Versprechen Hermann Görings an die Heimatfront widersprach. Bei Kriegsbeginn hatte er im Rundfunk erklärt, wenn auch nur ein einziges Flugzeug das Ruhrgebiet erreiche, wolle er Meier heissen. Nun waren sie bis zur Reichshauptstadt vorgedrungen. Schon bald griffen Witzbolde die Jagdbegeisterung des Reichsmarschalls auf und nannten die Luftschuttsirenen in Berlin und im Ruhrgebiet «Meiers Waldhorn». Ein zweiter Luftangriff auf Berlin erfolgte in der Nacht vom 29. auf den 30. August und forderte zehn Todesopfer und 21 Verletzte. Zudem hatte er enorme psychologische und strategische Folgen: Berliner waren schockiert, dass britische Flugzeuge so tief in den deutschen Luftraum eindringen konnten; Hitler war ebenfalls entsetzt.⁴⁴

Er nutzte die erste Gelegenheit, zur Nation zu sprechen, die sich bei der Eröffnung des Kriegswinterhilfswerks am 4. September 1940 ergab, die über-

wiegend vor Krankenschwestern und Fürsorgerinnen erfolgte. Im vollbesetzten Sportpalast sagte er zu den nächtlichen britischen Luftangriffen: «Ich habe drei Monate lang das nicht beantworten lassen in der Meinung, sie würden diesen Unfug einstellen. Herr Churchill sah darin ein Zeichen unserer Schwäche. Sie werden es verstehen, dass wir jetzt nun Nacht für Nacht die Antwort geben, und zwar in steigendem Masse. Und wenn die britische Luftwaffe zwei- oder drei- oder viertausend Kilogramm Bomben wirft, dann werfen wir jetzt in einer Nacht 150'000, 180'000, 230'000, 300'000, 400'000, 1 Million Kilogramm.» Nachdem der donnernde Applaus abgeklungen war, fuhr Hitler fort: «Wenn sie erklären, sie werden unsere Städte in grossem Ausmass angreifen – wir werden ihre Städte ausradieren!» William Shirer war ebenfalls dort und notierte: «Hier gerieten die jungen Schwestern fast ausser sich und applaudierten frenetisch.» Der amerikanische Journalist, der gerade an einer starken Erkältung litt, fand das kreischende Publikum aufreibend, war aber dennoch beeindruckt, als Hitler «allen Sarkasmus, dessen er bekannterweise nur zu mächtig ist, in seine Stimme» legte und versprach: «Wir werden diesen Nachtpiraten das Handwerk legen, so wahr uns Gott helfe. Es wird die Stunde kommen, da einer von uns beiden bricht, und das wird nicht das nationalsozialistische Deutschland sein!» Zwei Stunden später wurde die Rede im Rundfunk gesendet. Das Versprechen, britische Städte «auszuradieren», sollte der deutschen Bevölkerung noch lange in Erinnerung bleiben.⁴⁵

Selbst Hitlers unverhohlene Drohung war in die gewohnte defensive Vergeltungsrhetorik gehüllt, mit der er jede Kriegsphase gerechtfertigt hatte. Ein paar Tage zuvor hatte Shirer ein Gespräch mit seinem Zimmermädchen notiert, einer jungen Frau aus einer Arbeiterfamilie, die, wie er vermutete, mit einem ehemaligen Kommunisten oder Sozialdemokraten verheiratet war. «Warum tun sie das nur?», fragte sie. ‚Weil eure Flieger London bombardieren‘, sagte ich. ‚Ja, aber wir greifen nur militärische Ziele an, doch die Briten bombardieren unsere Häuser.‘ Als Shirer einwandte: «Vielleicht bombardiert ihr auch die Häuser der Londoner», erklärte sie: «Unsere Zeitungen sagen nein» und fragte: «Warum haben die Briten nicht das Angebot des Führers angenommen?»⁴⁶

Am Abend des 7. September 1940 kündigte ein Fanfarenstoss eine Sondermeldung an: Als «Vergeltung» für RAF-Luftangriffe habe Deutschland erstmals die Stadt und den Hafen Londons angegriffen. Wie der Führer bereits

Die Herren Europas

angedroht habe, hätten 3'000 Flugzeuge Kurs auf London genommen und seien wie Kometen durch den Nachthimmel gejagt; in der Folge «erstreckt sich heute Abend eine riesige Rauchwolke vom Zentrum Londons bis zur Mündung der Themse». Das Kommuniké der Wehrmachtführung vergass nicht zu erwähnen, dass die Luftwaffe sich in ihrer «ehrlichen und mannhaften» Kriegführung auf «rein militärische Ziele» beschränke. Am folgenden Tag machten sämtliche deutschen Tageszeitungen mit der gleichen Schlagzeile auf: «GROSSER VERGELTUNGSANGRIFF AUF LONDON». Obwohl nur 348 Bomber, geschützt durch 617 Kampfflugzeuge, die britische Hauptstadt angriffen, sahen die Piloten beim Anflug schon aus 50 bis 60 Kilometern Entfernung «dichte, schwarze Rauchwolken stehen, die wie riesige Pilze in die Höhe wachsen», wie viele nach ihrer Rückkehr bestätigten. Die Brand- und Sprengbomben, die sie abwarfen, entfachten in den Hafenanlagen des East End ausgedehnte Brände.⁴⁷

In der Nacht des 10. September bombardierten die Briten erneut das Zentrum Berlins und trafen die amerikanische Botschaft und den nahegelegenen Garten von Goebbels: Laut Shirers Tagebuchnotizen war es «das bisher schwerste Bombardement», das allerdings im Vergleich zu den deutschen Luftangriffen auf London immer noch ein geringes Ausmass hatte. Als die BBC irrtümlich meldete, der Potsdamer Bahnhof sei getroffen worden, wunderte Shirer sich nicht über die Äusserungen von wenigstens drei Deutschen, die ihm sagten, «sie seien durch diesen Mangel an Wahrheit ein wenig desillusioniert, was den britischen Rundfunk angehe». Selbst die renommierte *Börsenzeitung* schrieb: «Während die Angriffe der deutschen Luftwaffe auf rein militärische Ziele erfolgen – eine Tatsache, die sogar die britische Presse und der Rundfunk anerkennen müssen –, hat die RAF nichts Besseres zu tun, als fortgesetzt zivile Ziele in Deutschland anzugreifen.»⁴⁸

Ab September 1940 flossen enorme Ressourcen in den Zivilschutz, besonders in den Bau massiver Stahlbetonbunker für die Bevölkerung nord- und nordwestdeutscher Städte. Viele wuchsen langsam als wuchtige, fensterlose Festungen aus dem Boden. In drei Berliner Parks entstanden Bunkeranlagen mit Flaktürmen. Die erste wurde im April 1941 im Tiergarten in der Nähe des Zoos eröffnet. Sie hatte vier Meter dicke Mauern, Flachdächer und kleinere, quadratische Ecktürme für Flakgeschütze, Radargeräte und Such-

scheinwerfer. Eine zweite wurde im Oktober 1941 in Friedrichshain fertiggestellt und eine dritte im folgenden April in Humboldthain. Jeder der Bunker bot bis zu 10'000 Personen Platz. Sie waren jedoch nicht nur Schutzeinrichtungen, sondern wurden zugleich zu Symbolen des nationalen Durchhaltewillens. Ähnlich massive Bunkeranlagen entstanden in den Hamburger Stadtvierteln St. Pauli und Wilhelmsburg. Im westfälischen Hamm am Rand des Ruhrgebiets vermittelten sechs Hochbunker, die in die alte Stadtmauer integriert wurden, den Eindruck einer mittelalterlichen befestigten Stadt. In Dortmund richteten Stadtplaner Luftschutzräume in Tunneln ein, die man 1937 für eine U-Bahn in 15 Metern Tiefe angelegt hatte. Sie boten nun Platz für bis zu 20'000 Personen. Auch in Hannover entschied man sich für solche Tunnel. Essen, Hauptsitz des Krupp'schen Rüstungsimperiums, wurde mit schweren Flakgeschützen ausgestattet und baute Bunkeranlagen, die den Ort zu einer der bestverteidigten Städte Deutschlands machten. In den öffentlichen Bunkern fand zwar nur eine Minderheit der Stadtbevölkerung Schutz – in Berlin nicht mehr als zehn Prozent der Einwohner –, aber ihr psychologischer Wert und Nutzen sind kaum zu überschätzen. Die meisten Menschen suchten Schutz im Keller ihres Wohnhauses, dessen Fenster und Türen durch feuerhemmenden Stahl ersetzt wurden. Wer Geld, Platz und Beziehungen hatte, baute sich einen Luftschutzraum im eigenen Garten.⁴⁹

Das NS-Regime hatte in die Fähigkeit der Luftwaffe, den deutschen Luftraum zu verteidigen, so viel Vertrauen gesetzt, dass es keine Evakuierungspläne für Kinder erstellt hatte. Während in London schon im September 1939 Kinder vom Bahnhof Liverpool Street mit Zügen aufs Land gebracht wurden, blieben die meisten deutschen Kinder zu Hause. Als die Evakuierungen schliesslich angingen, erfolgten sie freiwillig, aber vielen Familien widerstrebte es, ihre Kinder fortzuschicken. Am 10. Juli 1940 verliess der erste Sonderzug Münster, doch vorher hatten Freiwillige der NS-Frauensschaft von Tür zu Tür gehen und dringend an die Eltern appellieren müssen, um die 200 Plätze überhaupt zu füllen.⁵⁰

Am 27. September 1940 informierte Martin Bormann, Hitlers Leiter der Parteikanzlei, die höheren Parteifunktionäre und Staatsbeamten über ein neues Evakuierungsprogramm für Kinder, die «Erweiterte Kinderlandverschickung», kurz KLV. Der Name war mit beruhigenden Anklängen an sommerliche Ferienlager für Arbeiterkinder aus Grossstädten verbunden, wie

Die Herren Europas

kirchliche und sozialdemokratische Wohlfahrtsverbände sie vor und nach dem Ersten Weltkrieg organisiert hatten – und wie die Nationalsozialisten sie in den dreissiger Jahren übernommen und fortgesetzt hatten. Bormann verbot, den Ausdruck «Evakuierung» zu verwenden, und bemühte sich nach Kräften, die Fiktion zu stärken, dass es sich um eine «Ausdehnung» begrenzter Erholungsferien auf dem Land handelte, fernab der «luftkriegsgefährdeten Gebiete».⁵¹

Hitler übertrug Baldur von Schirach die Aufgabe, Richtlinien für die Kinderlandverschickung zu erarbeiten und sie zu organisieren. Als ehemaliger Leiter der Hitlerjugend, bevor er am 7. August 1940 Gauleiter und Reichsstatthalter von Wien geworden war, hoffte Schirach, die Schulen und das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung beiseitedrängen und sein eigenes Erziehungsprogramm umsetzen zu können. Seine nach Geschlechtern getrennten Heime oder «Lager» für zehn- bis vierzehnjährige Jungen und Mädchen sollten als Modelleinrichtungen dienen. Schirachs Stab ordnete die Umnutzung von Jugendherbergen an, requirierte Hotels, Klöster und Kinderheime und verfügte schon bald über 3'855 Gebäude mit Platz für 200'000 bis 260'000 Kinder. Die NS-Volkswohlfahrt organisierte Sonderzüge, bezahlte die Gesundheitsversorgung der Kinder und sorgte sogar dafür, dass örtliche Familien ihre Wäsche wuschen. Obwohl die Hitlerjugend sich nie völlig von der Intervention der Eltern und Lehrer hatte befreien können und es auch nun nicht schaffte, verstand Schirach seinen Plan als dauerhaftes Element der Jugenderziehung, das über den Krieg hinaus bestehen und den Einfluss der NS-Jugendorganisation erheblich stärken sollte. Da Priester im überwiegend katholischen Rheinland gerade eine solche Entwicklung fürchteten, starteten sie eine – nicht sonderlich erfolgreiche – Kampagne «von unten», um Eltern dazu zu bringen, keinen Gebrauch von der Kinderlandverschickung zu machen.⁵²

Zur Verärgerung lokaler Parteifunktionäre blieb die Einwilligung der Eltern auch weiterhin notwendig. Mit seinem Beharren auf dieser Voraussetzung zügelte Hitler den antiklerikalen Flügel der NSDAP und zwang Funktionäre, um öffentliche Unterstützung für die Kinderlandverschickung zu werben. Ironischerweise hing also in einem Regime, dem so viel daran lag, seinen Bürgern ein Gefühl von Sicherheit zu vermitteln, der Erfolg des Evakuierungsprogramms davon ab, dass sich die Eltern um das Leben ihrer Kin-

der sorgten. In den ersten beiden Monaten der Erweiterten Kinderlandverschickung wurden 189543 Kinder aus Berlin und Hamburg evakuiert. Mittlerweile kursierten in Dresden Gerüchte, Berlin sei völlig zerstört. Als das Programm auf gefährdete Städte in Nordwestdeutschland ausgeweitet wurde und Eltern sich zugleich verzweifelt bemühten, ihre Kinder vor der Gefahr von Bombentreffern zu schützen, stieg die Zahl bis zum 20. Februar 1941 auf 320'000, bis Ende März auf 413'000 und bis Ende Juni auf 619'000 an.⁵³

Anfangs verlief die Organisation holperig, und Kinder schliefen auf losem Stroh, während in ihren Schlafsälen Etagenbetten aufgebaut wurden, aber es mangelte nicht an begeisterter Improvisation. Am 28. Januar 1941 schrieb Anneliese A. aus Schlesien nach Hause, um ihren Eltern mitzuteilen, dass sie wohlbehalten in einem Kloster eingetroffen war, wo Nonnen sich um sie kümmerten. Diese hatten für die Kinder Betten gemacht, aber ihre Eltern müssten ihr zusätzliche Bettwäsche schicken. Zwei Tage später schrieb sie, dass sie mit Skiern zur Schule fahre, sich gut einlebe und mit zwei ihrer besten Freundinnen in einem Schlafsaal untergebracht sei. Die zehnjährige Gisela Henn wurde im September 1940 aus Köln auf einen Bauernhof in Ostpreussen evakuiert. Sie war zum ersten Mal von zu Hause fort und hatte sich bald eingelebt. Als sie im folgenden April erneut für ein weiteres halbes Jahr nach Sachsen geschickt wurde, erwartete man von ihr, dass sie die Enten fütterte und im Sommer bei der Ernte half. Der Aufenthalt war ein Erfolg, und ihre Mutter hielt Kontakt zu der Bauersfrau aus Sachsen. Giselas Schule organisierte eine dritte gelungene Unterbringung in einem KLV-Heim.⁵⁴

Mitarbeiter der NS-Volkswohlfahrt beaufsichtigten die Unterbringung und bemühten sich nach Kräften, Kinder, die unglücklich waren, in andere Familien zu vermitteln, und die Hitlerjugend organisierte Gruppenaktivitäten wie Diskussions- und Gesangsabende, Ballspiele und Wanderungen. Dieses Gemeinschaftsgefühl half möglicherweise gegen Heimweh und Einsamkeit, aber es verschärfte auch die Konflikte zwischen verschiedenen Schichten, Regionen und Kulturen. Jugendliche aus dem Ruhrgebiet, die über «den Kulturabfall nach Osten hin» spotteten, machten sich in den Dörfern und Gemeinden Pommerns und Ostpreussens äusserst unbeliebt. Auf dem Land fielen diese Neuankömmlinge aus den Industriestädten auf und wurden automatisch für jeden Diebstahl oder Akt von Vandalismus verantwortlich gemacht.⁵⁵

Beliebter als die abgeschiedene Welt der preussischen Ostgebiete mit ih-

Die Herren Europas

rem weiten, flachen Land und dem Grossgrundbesitz der Junker waren Süd-deutschland und Tschechien, wo das Evakuierungsprogramm die seit 1939 stagnierende Fremdenverkehrswirtschaft ankurbelte. Aber selbst in der gastlicheren Welt südwestdeutscher Bauernfamilien konnte der erste Eindruck erschütternd sein. Als eine Gruppe von Jungen aus dem Ruhrgebiet im Februar 1941 nach Megesheim kam, mussten sich die Jungen vor der Dorfschule in einer Reihe aufstellen und von den Bauersfrauen begutachten lassen. Der zehnjährige Rudolf Lenz, der als Letzter ausgewählt wurde, schilderte die ganze Episode als «Sklassenmarkt». Die Jungen aus der Stadt wirkten schwächlich, und später erfuhr er, dass man den örtlichen Bauern kräftige, gesunde Jungen als Ersatz für die fehlenden Landarbeiter versprochen hatte. Rudolf war als Protestant in einer relativ säkular geprägten Umgebung aufgewachsen und hatte so etwas wie den Katholizismus eines bayerischen Dorfes noch nie erlebt: Seine Pflegemutter kniete mittags und abends beim Angelusläuten auf dem Feld nieder und betete. Aber mit seinen zehn Jahren passte er sich bald an und half gern bei der Ernte, und als seine Eltern ihn nach diesem Sommer wiedersahen, hatten sie Mühe, seinen starken schwäbischen Dialekt zu verstehen.⁵⁶

Ein weiterer Sonderzug verliess Essen am 27. April 1941 und brachte junge Mädchen in die mährische Stadt Kremsier. Am Bahnhof nahmen örtliche Mitglieder des Bundes Deutscher Mädel (BDM) und der Hitlerjugend sie in Empfang und brachten sie in das beschlagnahmte Kloster, das zu ihrem neuen Zuhause wurde. Einige der Nonnen durften bleiben und für die Mädchen sorgen. Es war genau der Rahmen, den Schirach und seine Leute schaffen wollten. Die Neuankömmlinge fügten sich bald in den Gemeinschaftsalltag, machten Betten, räumten Spinde und Schlafsäle auf und erschienen pünktlich und korrekt gekleidet zum Morgenappell, bei dem die Fahne gehisst wurde. Es war wie in einer Internatsschule ohne körperliche Züchtigung. Getreu dem Motto der «Selbstführung» sorgte die BDM-Führerin für Ordnung, und zur Förderung der Kameradschaft wurden Strafen immer für die ganze Gruppe verhängt: Zurückhalten der Post für drei Tage und im schlimmsten Fall ein Acht-Kilometer-Marsch in völligem Schweigen. Aber die BDM-Führerin, selbst noch ein Teenager, liess sich auch von den Mädchen hänseln und lieh ihnen ihr Radio, damit sie an Geburtstagen tanzen konnten.⁵⁷

Eines der älteren Mädchen aus Essen, die fünfzehnjährige Ilse Pfofe, fand

die «Propagandamärsche» der Mädchen besonders aufbauend. Sie hatte den Eindruck, dass sie mitwirkten, der überwiegend tschechischen, katholischen Stadt ein deutsches, weltliches Gepräge zu geben. So marschierten sie am Palmsonntag durch den Ort, um die kirchliche Prozession zu stören, und erneut zu einem Sportfest am 29. Juli, diesmal begleitet von einer Militärkapelle. Hinterher notierte Ilse zufrieden in ihrem Tagebuch, dass die Tschechen vor Wut geplatzt seien. In ihrer Freizeit gingen die Mädchen gern in den französischen Park, wo die jungen Männer der deutschen Garnison sie bewundern konnten, und sonnten sich im Badeanzug oder trieben in Turnkleidung Gymnastik. Nach einem solchen Sommertag schätzte Ilse, dass man sie wohl vierzigmal fotografiert hatte. So harmlos ihre Kinoverabredungen auch waren, sie fühlte sich doch erheblich erwachsener als bei ihrer Abreise aus Essen.⁵⁸

Nach der ersten Massenbombardierung vom 7. September 1940 flogen die Deutschen am 9., 11. und 14. September tagsüber und in jeder der folgenden 57 Nächte Luftangriffe auf London. Der Chef des deutschen Rundfunks, Reichssendeleiter Eugen Hadamovsky, verschaffte sich bei einem der ersten nächtlichen Angriffe einen Platz in einem Flugzeug und lieferte den Hörern einen Bericht aus erster Hand. Darin schilderte er die in lodernden Flammen stehende Metropole Englands, das Zentrum der «Plutokraten» und «Sklavenhalter», die Hauptstadt des «Weltfeindes Nummer eins», aus der Rauchwolken und Feuersäulen aufstiegen wie Lava aus einem gigantischen Vulkan, und stellte sich vor, dass sich dort unter ihnen unvorstellbar grauenvolle Szenen abspielen müssten. Inmitten der detonierenden Flugabwehrgranaten tauchte plötzlich der Strahl eines Suchscheinwerfers auf, erfasste die Maschine und folgte ihr. Die Besatzung war geblendet. Aber mit einer abrupten Bewegung des Piloten tauchte das Flugzeug wieder ab in tiefe Dunkelheit und war gerettet.⁵⁹

Weiterhin stellten die Wehrmachtberichte die Angriffe auf London und andere «nichtmilitärische» Ziele als Vergeltung für die «Nachtpiraten» der RAF dar. Nachrichtensendungen begannen häufig mit Meldungen über RAF-Bombenangriffe auf deutsche Kirchen, Friedhöfe und Schulen, bevor sie sich der eigenen Luftwaffe zuwandten. Tagtäglich brachte der Rundfunk Meldungen über den «schlimmsten» Angriff, den «längsten» Fliegeralarm, das «schwerste» Bombardement, den «schwersten Angriff aller Zeiten». «Zunehmen» war eines der im deutschen Rundfunk meist gehörten Worte: So

Die Herren Europas

nahm der Luftkrieg über England von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde zu wie ein heulendes Crescendo.⁶⁰

Der deutschen Öffentlichkeit war klar, dass es sich um einen Feldzug anderer Art handelte als bei der Eroberung feindlichen Territoriums. Um die Nachfrage nach eingehenderen Informationen zu befriedigen, druckten überregionale Zeitungen wie der *Völkische Beobachter* Karten ab, auf denen die Ziele der Luftangriffe der vorangegangenen Nacht eingezeichnet waren, oder seltener auch Luftaufnahmen bombardierter Flugplätze. Da Lokalzeitungen das Informationsbedürfnis der Öffentlichkeit auf diesem Gebiet nicht befriedigen konnten, wandten sich immer mehr Leser den überregionalen Blättern zu. Die Wochenschau zeigte Bilder von grossen Kanonen mit hohen Reichweiten, die über den Ärmelkanal hinweg Dover beschossen, von Flugzeuggeschwadern, die über die englische Küste flogen, und von Stukas und Bombern im Einsatz, aber in Ermangelung von Filmmaterial musste man ihre Berichte um Aufnahmen von Zirkusvorstellungen, Pferderennen, Fussballspielen und selbstverständlich dem Führer ergänzen, um 40 Minuten zu füllen.⁶¹

In diesem Zermürbungskrieg lebten beide Seiten von Zahlenangaben. So schalteten Kampfflugzeuge der Luftwaffe von Juli bis September 1940 angeblich 3'198 britische Flugzeuge aus, während die RAF behauptete, sie habe 2'698 deutsche Flugzeuge abgeschossen. Von Anfang an bestritten Briten und Deutsche in ihren Kommunikés die Zahlen der anderen Seite, wobei der deutsche Rundfunk am 15. August versicherte, da die deutschen Nachrichten bislang in ihrer Zuverlässigkeit nie enttäuscht hätten, schenke die Welt selbstverständlich den deutschen und nicht den englischen Berichten über die Luftschlacht Glauben. Ende August wurde selbst laienhaften Beobachtern, die diese Bilanz nachzuprüfen versuchten, klar, dass die Deutschen höhere Verluste erlitten als beim Frankreichfeldzug. Aber noch waren sie anscheinend tragbar. Nach einer Rundfunkansprache des Luftwaffengenerals Erich Quade, der einen ernsteren Ton anschlug als die Kriegsreporter bei der Luftwaffe in ihren eher aufgeputzten Berichten, wuchsen Mitte September jedoch die Zweifel. Laut Meldungen des Sicherheitsdienstes waren viele beunruhigt, weil die von Quade angeführten Zahlen nicht ihren eigenen Berechnungen entsprachen: «Wenn England zu Beginn des Krieges nur die von Quade angegebene Zahl von Flugzeugen besessen habe, so müsste es heute bei Zusammenziehung aller Abschusszahlen überhaupt keine Flug-

zeuge mehr haben oder aber die englische Flugzeugproduktion leiste ganz Ausserordentliches.» Zudem wunderten sie sich, dass der General die Spitfire lobte, da sie Berichte gewöhnt waren, wonach das britische Jagdflugzeug mit der Messerschmitt Bf 109 nicht mithalten könne.⁶²

In Ermangelung gesicherter Fakten wucherten die Gerüchte. Es war von französischen und japanischen Kriegserklärungen gegen Grossbritannien die Rede und von italienischen Luftwaffengeschwadern, die nach Berlin verlegt würden, und das alles schürte Hoffnungen, dass die lange erwartete Landung in Grossbritannien unmittelbar bevorstehe. Während die Deutschen den Augenzeugenberichten von der Bombardierung Grossbritanniens weiterhin vertrauten, zweifelten sie zunehmend an den Medienberichten von der Heimatfront. Sie fragten sich, ob die RAF gezielt Krankenhäuser und Schulen angriff oder lediglich nahegelegene militärische Ziele verfehlte. Hatten die Engländer tatsächlich die amerikanische Botschaft in Berlin bombardieren wollen? Als die Wochen sich hinzogen, schalteten immer mehr Hörer Auslandssender ein und kamen zu dem Schluss: «Die lügen und wir lügen eben auch.»⁶³

Der Luftkrieg stellte die deutsche Propaganda auf die Probe. Goebbels war überzeugt, dass die Überlegenheit der britischen Propaganda im vorangegangenen Krieg erheblich zum «Dolchstoss» von 1918 beigetragen habe. In den zwanziger und dreissiger Jahren hatte eine weitverbreitete Anglophilie geherrscht, die unter anderem die Nationalsozialisten selbst gefördert hatten. Nun bemühte sich eine Flut von Filmen, Büchern, Zeitungsartikeln und Radiosendungen, solche Einstellungen zu revidieren, indem sie das britische Klassensystem und die Gräueltaten und Missstände anprangerten, die es den Buren, Iren und englischen Arbeitern zugemutet hatte. Ab Februar 1940 halfen 6'000 Studenten dem Propagandaministerium freiwillig, Bibliotheken durchzuforschen und Daten über Arbeitslosigkeit, Krankenversicherung, Elendsviertel und Unterernährung unter Schulkindern in Grossbritannien zu sammeln. Die deutsche Propaganda liess George Orwells scharfe Kritik am Elend der englischen Arbeiterschaft abdrucken, während der britische Rundfunk den Journalisten später für seine Kriegssendungen in Indien engagierte. Ein aufwendiger Bildband, «Die verlorene Insel», zeigte die zwei Seiten Grossbritanniens, indem er Aufnahmen vom Londoner East End und den Hungermärschen in Jarrow mit Bildern von Aristokraten bei der Royal-Ascot-Rennwoche und der Henley-Royal-Ruderregatta kontrastierte. Das

Die Herren Europas

NS-Regime behauptete, gegen dieselbe «Plutokratie» zu kämpfen, die schon während der Weimarer Republik Deutschland in den Ruin getrieben habe und die jeglichen sozialen Fortschritt in Grossbritannien verhindere. Im Gegensatz zu den «hohlen», rein formalen Freiheiten im liberalen Grossbritannien habe Deutschland die grösste aller Freiheiten verwirklicht: nämlich die soziale Freiheit von Not. Es habe die Armut und den Hunger der Weltwirtschaftskrise überwunden, das Problem der Arbeitslosigkeit gelöst und den Kapitalismus der freien Marktwirtschaft abgeschafft. Dagegen müsse England erst noch von einem dekadenten, aristokratischen Klassensystem befreit werden, in das sich jüdische Finanzgeier eingeschlichen hätten. Häufig wurden Forderungen laut, bei den Bombardements die «plutokratischen Viertel» – das Londoner West End – nicht zu schonen. Deutschlands «Blutsbrüder» jenseits der Nordsee bräuchten Unterstützung, um sich von Armut, Hunger, Ungerechtigkeit und Unterdrückung durch eine fremde Rasse zu befreien.⁶⁴

Trotz der deutschen Empörung über die Unnachgiebigkeit der Briten und ihre «feige», «terroristische» Art der Kriegführung hielt sich eine ausgeprägte Anglophilie. Die Behauptung, in London sei eine jüdische «Plutokratie» am Werk, ermöglichte es dem NS-Regime, klar zwischen dem Kampf gegen die britische Regierung und Hass auf das englische Volk zu unterscheiden. Der Journalist Paulheinz Wantzen aus Münster schrieb zur Ausrichtung der England-Berichterstattung: «Unsere Politik zielt darauf ab, Volk und Regierung zu trennen.» Es war eine äusserst anglophile Anglophobie, die herrschende Ansichten der Deutschen unterstrich, ohne ihre Bewunderung für englische «Charakterbildung» und andere Errungenschaften zu untergraben. Die Recherchen der Studenten lieferten vor allem passende Zitate bedeutender «britischer Autoren, die Grossbritannien kritisierten»: von Thomas Carlyle, John Ruskin, Aldous Huxley und H.G. Wells bis hin zu George Orwell und besonders dem aus Irland stammenden George Bernard Shaw. Jonathan Swifts Satire «Ein bescheidener Vorschlag, wie man verhindern kann, dass die Kinder der Armen ihren Eltern oder dem Lande zur Last fallen» wurde wiederaufgelegt und als Beweis für die Herzlosigkeit der englischen Oberschicht gegenüber der Hungersnot in Irland angeführt. Englischsprachige Kritiker der Ungerechtigkeit im Inland und in den Kolonien wurden herangezogen, um den Altruismus der «Bürde» des britischen Weltreichs zu entlarven, wie Shaw es mit ironischem Witz im Vorwort zu seiner Komödie

«Der Mann des Schicksals» getan hatte. Indem Goebbels' Propagandisten auf britische Kritiker setzten, nahmen sie für sich eine gewisse Objektivität und moralische Überlegenheit in Anspruch und erlaubten Deutschen zugleich, die britische Kultur weiter zu bewundern und ihr nachzueifern.

Die Mannschaft einer Berliner Flakstellung hielt 1940 während ihrer Dienstzeit nach RAF-Bombern Ausschau und führte in ihrer Freizeit Shakespeares «Sommernachtstraum» auf. In den dreissiger Jahren wurde Shakespeare in Deutschland häufiger gespielt als in Grossbritannien. Nach Kriegsbeginn sorgte Hitler – der später behauptete: «in keinem anderen Land wird Shakespeare so schlecht gespielt wie in England» – persönlich dafür, dass der Dramatiker des feindlichen Landes vom geltenden Aufführungsverbot ausgenommen wurde. Als Reaktion auf die Bombardierung Grossbritanniens wollte der Intendant des Deutschen Theaters in Berlin, Heinz Hilpert, in einer einzigen Saison nicht weniger als drei Stücke von Shaw und drei von Shakespeare inszenieren.⁶⁵

Grossbritannien mit seinem Weltreich besass weiterhin eine Grossmachtstellung, wie die nationalsozialistische Führung sie auch für Deutschland anstrebte. Aus den Angriffen gegen die «Heuchelei» und «Scheinheiligkeit» der britischen Ansprüche, die «Menschheit» zu verteidigen, erwuchs bei den Nationalsozialisten zugleich jedoch ein merkwürdiger Antiimperialismus. Er mobilisierte eine gerechte Empörung, die nirgendwo deutlicher zutage trat als in dem Historienfilm «Ohm Krüger», der den Burenkrieg aus der Perspektive der Buren darstellte. Der Film hatte im April 1941 Premiere, als die Bombardierung Londons und der britischen Häfen noch andauerte, und wurde zu einem der grössten Kassenerfolge. Rückblickend erzählt er aus der Sicht des damaligen südafrikanischen Präsidenten Paul Krüger die Ereignisse von 1899 und porträtiert den Diamanten-Monopolisten Cecil Rhodes als Menschen, der vom erbarmungslosen Drang nach Gold und Profit in Südafrika beherrscht wird. Den Höhepunkt bilden Szenen in einem britischen Konzentrationslager für burische Frauen und Kinder. Als einer der verfolgten Buren durch den Stacheldrahtzaun mit seiner Frau spricht und erwischt wird, zwingt der brutale Kommandant – der auffallende Ähnlichkeit mit Winston Churchill hat – alle Frauen und Kinder im Lager, der Hinrichtung des Gefangenen zuzusehen. Dabei kommt es zu Tumulten, und der Kommandant befiehlt seinen Soldaten, das Feuer zu eröffnen. Es war das einzige

Die Herren Europas

Massaker in einem Konzentrationslager, das in der Zeit des Nationalsozialismus je in Deutschland gezeigt wurde. Die Zuschauer identifizierten sich, wie es wohl auch gedacht war, vorbehaltlos mit den Buren als Opfern. Am Ende des Films rezitiert der grosse Schauspieler Emil Jannings in die gebannte Stille hinein Krügers Appell: «Doch einmal wird der Tag der Vergeltung kommen. Ich weiss nicht wann. (...) Wir waren nur ein kleines, schwaches Volk. Grosse und mächtige Völker werden (...) England zu Boden schlagen. Gott wird mit ihnen sein. Dann ist der Weg frei für eine bessere Welt.»⁶⁶

Wenn die Bombardements der Luftwaffe in London zu «hysterischen Massenerscheinungen» führen sollten, überlegte Hitler am 14. September, könnte es Grossbritannien zum Rückzug aus dem Krieg zwingen und eine Landung überflüssig machen. Zwei Tage später befahl Göring der Luftwaffe, sich auf nächtliche Bombenangriffe zu konzentrieren, und am 17. September verschob Hitler seine Invasionspläne auf unbestimmte Zeit. Die Öffentlichkeit erfuhr davon nichts. Stattdessen warnte der Rundfunkjournalist Hans Fritzsche in seinen «Frontberichten», London müsse sich zwischen dem Schicksal von Warschau und dem von Paris entscheiden – ob es sich also aus der Luft bombardieren lassen oder sich zur «offenen Stadt» erklären und kapitulieren wolle. Unterdessen wurden Augenzeugenberichte neutraler Schweden und Amerikaner über die von den Engländern «The Blitzkrieg» genannten Luftangriffe auf London veröffentlicht, was die Moral der deutschen Luftwaffe wie auch der Heimatfront stärkte. Als Goebbels diese Berichte las, war er begeistert, weil sie «geradezu apokalyptische Bilder» heraufbeschworen, und auch andere Leser hofften, dass sie die Wirkung der massiven Angriffe bewiesen. Nach einem Monat unablässiger Bombardements stellte der Sicherheitsdienst jedoch eine neue, widerstrebende Bewunderung für die «Zähigkeit der Engländer und besonders der Londoner Einwohnerschaft» fest: Niemand hatte bisher der Luftwaffe so lange standgehalten.⁶⁷

Im Oktober und November wurden die Luftangriffe noch massiver, und Ende November fragte sich der Propagandaminister in seinem Tagebuch: «Wann wird Churchill kapitulieren?» Keine 14 Tage später berichtete der Sicherheitsdienst über verbreitete Gerüchte, Grossbritannien stehe am Rande einer Revolution. Aber je länger die Briten durchhielten, umso mehr imponierten sie der deutschen Öffentlichkeit. Mitte Januar 1941 wurden Berichte über die trostlosen sozialen Verhältnisse in Grossbritannien «kritisch

aufgenommen». Der Sicherheitsdienst gab einen Überblick über die zunehmend desillusionierte Haltung der deutschen Bevölkerung gegenüber ihrer eigenen Propaganda und führte typische Äusserungen an wie: «Das englische Volk habe sicher nicht das Empfinden, dass es unter einem plutokratischen Regime schmachtet.» Immer häufiger taten Menschen Geschichten über die britische Ungleichheit mit dem Kommentar ab: «Das ist doch bei uns auch nicht anders.» Jenseits der Nordsee sah es also weder nach Kapitulation noch nach Revolution aus.⁶⁸

Anfang Mai 1941 versuchte Göring, den deutschen Bombergeschwadem zu versichern, sie hätten der britischen Rüstungsindustrie enormen Schaden bis hin zur völligen Vernichtung zugefügt. Britische Bestandsaufnahmen der Kriegszeit übertrieben in der anderen Richtung und sprachen von einem fünfprozentigen Rückgang der Wirtschaftsleistung, ohne allerdings die enorme Verlagerung von Ressourcen in den Zivilschutz zu berücksichtigen. Als die Luftoffensive im Juni 1941 endete, arbeiteten im Luft- und Zivilschutz 700'000 Männer und Frauen in Vollzeit und weitere 1,5 Millionen in Teilzeit; die Zahl der zivilen Todesopfer in Grossbritannien belief sich auf 43'384. Auf deutscher Seite forderten die ständigen Einsätze ihren Tribut von den Flugzeugbesatzungen. Im November 1940 entdeckten deutsche Neurologen die ersten Belege für die Art von «Kriegsneurose», nach der sie seit Kriegsbeginn gesucht hatten, und empfahlen, Flugzeugbesatzungen zur Reduzierung der Belastung in den Heimaturlaub oder zur Erholung in Wintersportorte, nach Paris oder Brüssel zu schicken. Psychiatrische Fälle wurden in einem Hotel an der bretonischen Küste behandelt.

Am 10. Mai 1941, genau ein Jahr nach Beginn des Westfeldzuges, griffen 505 Flugzeuge London an, warfen 718 Tonnen Sprengstoffe ab und beschädigten das Parlamentsgebäude. Es war der letzte grössere Luftangriff. Mittlerweile hatte sich die Einsatzstärke der Luftwaffen-Bombergeschwader auf 70 Prozent ihrer Kapazität von Mai 1940 reduziert. Als die Bombardierung Grossbritanniens nachliess, wandten die Medien ihre Aufmerksamkeit dem U-Bootkrieg gegen Atlantik-Konvois zu. Die Propagandisten dämpften ihren Spott über «englische Feigheit», Lügen und «jüdischen Einfluss und ,Plutokratie». Es war sinnlos, die deutsche Öffentlichkeit an ihre zuversichtlichen Erwartungen des vorangegangenen Herbstes zu erinnern.⁶⁹

Die Herren Europas

Am 27. September 1940 zählte Paulheinz Wantzen den hundertsten Fliegeralarm in Münster. Die Hauptwirkung dieser Luftangriffe bestand in der zunehmenden Ermüdung der Bevölkerung. In Münster forderten sie 1940 insgesamt nur acht Todesopfer, in Hamburg waren es 19 und in Wilhelmshaven vier. Laut Carola Reissner hatten die Bombardierungen im November 1940 in Essen nicht einmal so viele Schäden angerichtet, dass auch nur eine Fabrik den Betrieb hätte einstellen müssen. Ende 1940 belief sich die Zahl der Todesopfer durch Bombenangriffe in ganz Deutschland auf 975. Keine der beiden Seiten veröffentlichte ihre Opferzahlen.⁷⁰

Die Deutschen stellten sich ruhig auf die Gegebenheiten ein. In Berlin waren Bombenschäden Ende 1940 zu einer Touristenattraktion geworden, die man fotografierte, bevor sie wieder verschwanden. Liselotte Purper lag in einem Nachtzug nach Holland und träumte, sie sei wieder in der Schule, als die Sirenen heulten. Sie erwachte erst, als das Entwarnungszeichen erschallte. Auch Carola Reissner stand nachts nicht mehr auf, wenn es in Essen Fliegeralarm gab. Als die Weihnachtstage in Münster ereignislos verliefen, dachte Paulheinz Wantzen, «allgemein rechnet man in der Bevölkerung nun schon mit einer langen Kriegsdauer, ohne sich sonderlich deswegen aufzuregen oder Gedanken zu machen. Der Krieg im augenblicklichen Stadium ist ja auch kaum zu spüren.»⁷¹

Gewinner und Verlierer

Während im Sommer 1940 ganz Deutschland über den Triumph der Wehrmacht im Westen jubelte, versauerte Robert Schmuhl in Ostpreussen. Man hatte ihn ans andere Ende des Landes geschickt, und er vermisste das quirilige Treiben in seiner Hamburger Bäckerei und die Kameradschaft, die er in seiner militärischen Grundausbildung erlebt hatte. Der unfreundliche Bauer, dem er zugeteilt war, liess ihn unmissverständlich spüren, dass er Robert nicht brauchte, um die 25 französischen Kriegsgefangenen zu bewachen, die für ihn arbeiteten. Robert mochte zwar in Sicherheit sein, aber falls das sein ganzer Kriegseinsatz bleiben sollte, würde er eine traurige Figur abgeben, denn er hätte keinerlei Kampfgeschichten zu erzählen, sobald alles vorbei wäre. Wenigstens konnte er seiner Frau Mia schreiben, aber er war darin so ungeübt, dass sie ständig seine Rechtschreibung und Grammatik korrigierte. Vielleicht lag es an seiner schlichten Sprache, dass er in seinen Briefen schon bald zu einer seltenen Intimität fand. Einige Wochen nach seiner Versetzung nach Ostpreussen schrieb er ihr: «Liebe Maus, ich habe jetzt noch einen Vorschlag an Dich, von jetzt ab werden wir uns in jedem Brief eine von unseren so vielen netten Liebeserlebnissen die wir miteinander erlebten uns gegenseitig schreiben, ich finde das wäre doch nett nicht wahr was meinst Du? Ich freue mich schon jetzt auf die erste Liebesgeschichte von Dir, ich werde Dir dann gleich antworten und auch eine von den vielen Liebeserlebnissen schreiben. Also liebe Maus du fängst an und wirst mir diese Freude bereiten.»¹

Da er wohl ahnte, dass es seiner Frau widerstrebte, den Anfang zu machen, beschloss er, im nächsten Brief ein Beispiel zu geben. Er erinnerte sich an einen Ausflug an die Nordseeküste, wo sie sieben Jahre zuvor in einer kleinen Pension gewohnt hatten:

Die Herren Europas

«Voll heisser Liebe im Herzen schmiegt wir uns ganz dicht zusammen und nach einer kleinen Weile stand der kleine Wonnespender auch schon vor seiner Liebsten Tür, (...) inzwischen war unsere Erregung bis auf den Siedepunkt gestiegen und ich steckte ganz vorsichtig den kleinen in die Muschi (...) und in diesem Augenblick merkte ich, dass meine kleine Maudi vor Wonne zitterte und im gleichen Moment zuckte die kleine Muschi bei mir war durch dieses herrliche Gefühl des zuckens die höchste Erregung gekommen und wir wurden beide zusammen fertig, voll Glück über dieses herrliche Gefühl sahen wir uns in die strahlenden Augen und pressten unsere Körper zusammen.»²

Roberts Brief erzielte die gewünschte Wirkung. Mia bestätigte ihm, er habe ihr «viel, viel Freude» gemacht, und erinnerte ihn in ihrem Antwortbrief an einen Strandausflug, bei dem sie «immer wieder die Freuden der Liebe genossen» hatten. Zwar war sie noch zu schamhaft, ihn mit Einzelheiten zu erfreuen, aber als sie sich in diesen Monaten erzwungener Trennung weiterhin zwei- bis dreimal wöchentlich schrieben, wuchs ihr Vertrauen. Allmählich übernahm Mia Roberts Formulierungen für sexuelle Vorgänge und überwand ihre Hemmungen, darüber zu schreiben. Am 1. Oktober erinnerte sie ihn an einen ruhigen Sonntagnachmittag, an dem sie nach dem Mittagessen ins Bett gegangen waren: «Du zogst mir ganz vorsichtig mein Höschen herunter u. streicheltest erst mit dem Finger die Kleine, um sie dann mit Deinem W.[onne]-Sp.[ender] in Raserei zu bringen. Es war so herrlich, dass wir nicht genug des Spiels finden konnten und den Wonne-Akt immer u. immer wieder herbei zauberten.» Als sowohl ihre Vertrautheit als auch ihre Frustration wuchsen, brach Robert ein weiteres Tabu: «Manchmal meine liebe Maudi kann ich es einfach nicht mehr aushalten so sehr fehlst Du mir dann, ich stelle mir dann eines unserer schönen Liebesmomente vor und habe auch manchmal Erfolg damit indem ich mich selbst befriedige.» Diesmal dauerte es länger, Mias Hemmungen zu überwinden, und einige Wochen später führte Robert seine Frau in einem Brief behutsam in die Kunst weiblicher Masturbation ein. Er schlug ihr vor, «es kann doch eigentlich nicht so ein grosser Unterschied sein ob Du mit Deinem Finger ganz sachte über den kleinen Kitzler streichst wie ich das schon so oft bei Dir gemacht habe und Du doch auch fertig geworden bist, oder ist das so ein grosser Unterschied?»³

Robert und Mia ermutigten sich gegenseitig, eine Möglichkeit zur Artikulation ihrer Gefühle und Wünsche zu finden, indem sie auf ihre eigenen

sexuellen Erinnerungen und intimen Ausdrücke zurückgriffen und sie zu Papier brachten. Dabei fanden sie zu einer Offenheit und Direktheit, die zu jener Zeit in Deutschland höchst ungewöhnlich war. Selbstverständlich gab es auch hier eine Tradition von Pornographie auf der einen und moralischen Kampagnen gegen «Schmutz und Schund» auf der anderen Seite, aber die Entwicklung ihrer Korrespondenz deutet daraufhin, dass Robert und Mia ihre eigene private Sprache finden mussten. Alle Paare standen vor demselben Problem, sich und ihrem Partner zu versichern, dass der Verlust der sexuellen Beziehung nichts zwischen ihnen verändert hatte. Das sexuelle Verlangen war allgemein präsent. Aber die meisten verpackten ihre Bedürfnisse in konventionelle Hüllen, schickten sich Umarmungen und Küsse und stellten sich vor, Händchen zu halten.⁴

Viele Briefe, die zwischen «Heimat» und «Front» ausgetauscht wurden, waren nichtssagend und vermittelten nur wenig von dem, was Männer und Frauen durchmachten, aber häufig war gerade das ihr zentrales Anliegen: zu zeigen, dass alles in Ordnung war und sich nichts verändert hatte. Meist trat Sexualität nur wie in einem Fotonegativ zutage: als ängstliche, durch die Trennung heraufbeschworene Eifersucht. Männer und Frauen waren zu gehemmt, um sich über Sexualität schriftlich zu äussern, aber über ihre Angst vor sexueller Untreue schrieben sie häufig und ohne Zurückhaltung. Dieter D. war durchaus typisch im Misstrauen gegen seine Frau, als Briefe von ihr ausblieben: «Bist Du mir böse oder hast Du was gegen mich, Herta? Oder bist Du gesundheitlich nicht auf der Höhe, dass Du mir nicht schreiben kannst? Du wirst mich doch nicht vergessen haben oder hast Du jetzt ein anderer Liebhaber? (...) Muss ich wieder mal hören, dass Du mit andern abends dar-umstehst?» Jedes Ausbleiben von Briefen wurde nicht etwa auf Probleme bei der Feldpost zurückgeführt, sondern auf Untreue.⁵

Im März 1941 wurde Robert zu seiner grossen Erleichterung von Ostpreussen nach Nordfrankreich versetzt. Nach monatelanger Einsamkeit war er endlich mit Kameraden zusammen. Statt nutzlosen Wachdienst zu schieben, buk er nun Brot für die Truppe. Seine Euphorie war deutlich zu spüren. Er schrieb Mia von «Kameradschaftsabenden» und Kneipenbesuchen und gab auf ihre misstrauischen Nachfragen zu, dass er in Lille gemeinsam mit anderen ein Bordell besucht hatte, allerdings «nur um zu sehen was da los

Die Herren Europas

war». Trotz seines Einwands, «Liebe ist doch kein Geschäft», liess er Mia in Ungewissheit darüber, was tatsächlich passiert war. Bereits vorher hatte er ihr geschrieben, wenn Männer keine französische Freundin hätten, «helfen sie sich alle selber, Du müsstest nur mal die Gespräche hören die hier heute einen Tag vor der Fahrt nach Paris geführt werden, es dreht sich nur um das gewisse etwas».⁶

Robert und Mia waren insofern eine Ausnahme, als sie über diese allgegenwärtigen Aktivitäten deutscher Soldaten sprachen. Bordelle säumten die Marschrouten der Eroberer durch Europa. Als deutsche Truppen 1940 nach Nantes kamen, liessen sie sich filmen, wie sie Kindern auf dem Place Royal zuwinkten, machten sich dann schnurstracks auf den Weg zu den Bordellen und schossen dort die Türen auf. Die Wehrmacht war bestrebt, separate Bordelle für Mannschaften und Offiziere einzurichten. Das war eines der zahlreichen Gebiete, auf denen sich die deutschen und französischen Behörden einig waren, und so verwalteten sie zusammen ein aus dem 19. Jahrhundert stammendes System lizenzierter, kontrollierter Prostitution mit «geschlossenen Häusern» und obligatorischen medizinischen Untersuchungen, um die Gefahr von Geschlechtskrankheiten einzudämmen. Da die konservative Vichy-Regierung unregulierte Prostitution als die eigentliche Gefahr ansah, führte die Polizei in den Städten regelmässig Razzien durch. Die Strafen für offene Prostitution wurden verschärft, und ab Herbst 1941 drohte Frauen eine Inhaftierung in den Lagern in la Lande de Monts und Jargeau. Die französischen Behörden hatten allerdings Schwierigkeiten, zwischen Prostituierten und anderen Frauen, die in Bars tranken, flirteten und Geschenke annahmen, zu unterscheiden. Die komplexe Bandbreite sexueller Gelegenheitskontakte, die sich im Umfeld deutscher Militärstützpunkte und in Städten entwickelte, in denen Soldaten in Privathaushalten einquartiert waren, liess sich nur schwer polizeilich überwachen, selbst wenn die französischen Behörden die Befugnisse besessen hätten, deutsche Soldaten festzunehmen. Obwohl die deutschen Feldkommandanturen das Krankheitsrisiko durch «liederliche» Französinen in den Griff bekommen wollten, lehnten sie vehement alle französischen Bestrebungen ab, die sexuellen Abenteuer ihrer Soldaten mit Dienstmädchen, Putzfrauen, Wäscherinnen, Kellnerinnen, Barbediensteten, Friseurinnen, Vermieterinnen, Angestellten in Badeanstalten, Sekretärinnen, Verkäuferinnen und anderen Bekanntschaften zu kontrollieren.⁷

In der katholischen und weitgehend konservativen Loire-Region waren

die florierenden Hafenviertel von Nantes und St.Nazaire Anziehungspunkte für Trink- und Feierfreudige. In Nantes trafen sich junge Leute aller Schichten in den kleinen Cafés am Quai de la Fosse, in denen Musiker spielten. Wenn samstag- und sonntagabends viel getrunken wurde und die Männer die Frauen umkreisten, konnte die freizügige Atmosphäre leicht in Raufereien Betrunkener ausarten. An einem besonders wilden Abend im September 1941 wurden zwei deutsche Soldaten verletzt, was Ermittlungen der deutschen und der französischen Polizei nach sich zog. Der Vorfall war möglicherweise schwerwiegender als üblich, aber der französische Polizeikommissar kam zu dem philosophischen Schluss: «In solchen Lokalen kommt es wegen des Zusammentreffens von Männern und Frauen, vor allem aber wegen des Alkoholmissbrauchs häufig zu Zwischenfällen.»⁸

Die deutschen Besatzungskräfte waren jung, grosszügig und neureich: «Sie waren die bestaussehenden Männer, die ich je gesehen hatte», gab eine Frau aus der Touraine zu. Und sie liessen sich in einem Land nieder, aus dem sie gerade 1,5 Millionen Franzosen deportiert hatten. Im August 1940 bemerkte eine Kellnerin im Hôtel des Bains in Morlaix an der bretonischen Küste im Département Finistère einen Neuankömmling. Walter war wie viele der anderen Deutschen, die in diesem Restaurant assen, im Hotel einquartiert. Nach und nach wurden ihre beiläufigen Unterhaltungen, bei denen er ein Wörterbuch zu Hilfe nahm, immer länger, und sie verliebten sich ineinander. Es war Alines erste Liebe, und wie sie 60 Jahre später einem französischen Historiker erzählte, konnte sie nie mehr an dem Hotelgebäude vorbeigehen, ohne sich an damals zu erinnern: «Da im Hôtel des Bains habe ich meine Jungfräulichkeit verloren.» Die Beziehung war von Dauer. Zu ihrem 23. Geburtstag im Januar 1942 brachte ein Blumenhändler ihr dreiundzwanzig rote Rosen von Walter. Sie konnte es kaum fassen. Da sie bei ihren Eltern wohnte, wollte er auf diese Weise auch zeigen, dass er ehrenhafte Absichten hegte. Wenn sie gemeinsam ausgingen, achtete Walter sorgsam darauf, Zivilkleidung statt Uniform zu tragen – ein respektables Paar, das gesetzter war, als es seinem Alter entsprach, und daher älter wirkte. Als Aline im Alter von 84 Jahren interviewt wurde, erklärte sie: «Ich habe es nicht gemacht, weil er Deutscher war, sondern weil ich ihn liebte. Punkt. In der Liebe gibt es keine Grenzen.»⁹

Aber es gab vielfältige Formen von Stigmatisierung. Frauen, die man der

Die Herren Europas

«horizontalen Kollaboration» für schuldig hielt, gehörten während der Befreiung Frankreichs zu den Hauptzielen örtlicher Gewalt. Besonders verurteilt wurden Frauen, die wie Aline feste Beziehungen zu Deutschen eingegangen waren und sie in ihrer Wohnung empfangen hatten, statt sich an öffentlichen Orten mit ihnen zu treffen; die Schmach, der sie ausgesetzt waren, blieb den meisten männlichen Kollaborateuren erspart, selbst wenn sie wirtschaftlich und politisch einflussreiche Positionen bekleidet hatten. In der Einstellung, dass der Körper der Frau in erster Linie der Nation und erst in zweiter Linie ihr gehörte, verdichtete sich eine bestimmte Art von Patriotismus, der den männlich dominierten Widerstandsbewegungen in ganz Europa gemeinsam war. Er war allerdings auch bei konservativen Eliten zu finden, die bestrebt waren, den Deutschen gefällig zu sein, und ebenso bei der deutschen Obrigkeit – bezogen auf deutsche Frauen im Reichsgebiet. Die Frauen in den ehemals besetzten Ländern, die nach Kriegsende den Zorn und die Verachtung ihrer Nachbarn zu spüren bekamen, zogen sich in Schweigen und Isolation zurück. Es war selbst nach so langer Zeit noch ein vertrauensvoller und mutiger Schritt, dass Aline ihre Erinnerungen an eine lange geächtete Liebe öffentlich machte.¹⁰

Auch in Dänemark machte sich die Anwesenheit deutscher Soldaten bemerkbar. Anders als im besiegten Frankreich erfolgte die deutsche Besetzung hier jedoch unter dem Vorwand, die Neutralität des Landes zu schützen, daher wurden junge dänische Männer nicht als Kriegsgefangene interniert. Dennoch hatten die jungen dänischen Fischer in der Hafenstadt Esbjerg an der dänischen Westküste den Eindruck, dass sie unter ungleichen Voraussetzungen mit den 3'000 bis 4'000 deutschen Soldaten konkurrieren mussten, die in der 32'000-Einwohner-Gemeinde stationiert waren. Anfang August 1940 warnte der örtliche Polizeichef, unter den jungen Männern herrsche allgemeine Empörung über die «deutsche Fraternisierung mit den jungen dänischen Frauen der Stadt und über die Art und Weise, wie diese stattfindet». Im Gegensatz zu den jungen Dänen hatten die Deutschen viel Freizeit. Abgesehen vom militärischen Drill war das Leben der Besatzungstruppen von viel Müsiggang geprägt und liess reichlich Gelegenheit für Liebeleien, Freundschaften und Hobbys, denen sie im zivilen Leben nur schwer hätten nachgehen können. Eine Gruppe dänischer Mädchen, die man kurz nach dem Krieg interviewte, gab als Hauptgrund, warum sie Deutsche den Dänen

vorgezogen hatten, deren bessere Manieren an. Einige hielten sie für bessere Liebhaber, die «Rücksicht auf die Seele der betreffenden Frau» nahmen, wie eine es ausdrückte. Ganz im Sinne der deutschen Bestrebungen, in Dänemark eine vorbildliche Besatzung auszuüben, bemühten sich deutsche Ortskommandanten ausdrücklich, ihre Truppen in Schach zu halten, und erliessen strikte Regeln, die beispielsweise die Belästigung von Frauen auf der Strasse untersagten und Vergewaltigung unter strenge Strafen stellten.¹¹

Die Dänen projizierten ebenso wie ihre Kollegen in den Jugendämtern Deutschlands ihre generelle Verärgerung über die zunehmende sexuelle Freiheit junger Frauen auf die einzige Gruppe, die sie kontrollieren durften – auf junge Mädchen. Fest entschlossen, eine epidemische Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten, Sittenverfall und Prostitution zu verhindern, konzentrierten sich Polizei und Jugendämter darauf, junge Mädchen aufzugreifen, die sich in Parks, Luftschutzkellern und in der Nähe deutscher Kasernen aufhielten. Im August 1940 erklärte eine Vierzehnjährige bei der polizeilichen Vernehmung, es sei ungerecht, sie und ihre Freundin mitzunehmen, schliesslich gingen sie nur mit Soldaten, «weil es alle Mädchen tun und es ihnen Spass macht, warum auch nicht?». Die Aussicht, sich in Cafés, Bars und Restaurants einladen zu lassen, war so verlockend, dass Schülerinnen mit realen oder eingebildeten Eroberungen prahlten und Neid erregten. Eine Dreizehnjährige schilderte ihren gebannt lauschenden Klassenkameradinnen, wie die Deutschen sie in ein Zimmer gesperrt und ihr Eiscreme gegeben hätten. Da Phantasien von einem in Deutschland herrschenden Überfluss den Reiz der Eroberer noch erhöhten, brannten viele junge Mädchen darauf, die strengen moralischen Fesseln der Friedenszeit zu sprengen.¹²

In Westeuropa unternahm die deutsche Besatzungsmacht nichts, um Sexualekontakte zu Einheimischen zu unterbinden – in Norwegen wurden sie aus rassistischen Gründen sogar gefördert. Dagegen verbot sie solche Beziehungen in Polen gleich zu Beginn der Besatzung nach dem Muster der Nürnberger Rassengesetze von 1935, die jeglichen Geschlechtsverkehr mit Juden untersagten. Dies übertrugen sie für Polen auch auf die einheimische Bevölkerung, da Slawen ebenfalls als «rassistisch minderwertig» galten. Besonders in den ersten Monaten der Besatzung verstiessen Deutsche unverhohlen gegen diese Vorschriften und nahmen polnische Frauen mit in Bars und Restau-

Die Herren Europas

rants, an deren Türen Schilder ausdrücklich verkündeten: «Nur für Deutsche». Nach ihrer Auslegung galt dieses Verbot nur für polnische Männer. Obwohl die Einhaltung ab 1940 mancherorts strenger überwacht wurde, liess sich kaum verhindern, dass es bei den 400'000 Besatzungskräften in den annektierten Gebieten oder den weiteren 500'000 im Generalgouvernement zu flüchtigen Affären mit einheimischen Frauen kam. In ethnisch gemischten Gebieten wie Schlesien und Posen, die in der Vergangenheit unter österreichischer oder preussischer Herrschaft gestanden hatten, sprachen zudem viele Polen Deutsch und bemühten sich, in den neuen «Deutschen Volkslisten» registriert zu werden. Das war vor allem für polnische Frauen interessant, da sie dann leichter einen deutschen Mann heiraten konnten.

Ausserdem gehörten die Männer, die für die Einhaltung der neuen Vorschriften sorgen sollten – die 60'000 deutschen Polizisten und SS-Leute –, neben Post- und Bahnbeamten zu denen, die am längsten in diesen Gebieten blieben und daher leichter dazu neigten, Wurzeln zu schlagen. Obwohl die deutsche Obrigkeit ebenso wie der polnische Widerstand feste Liebesbeziehungen zwischen Deutschen und Polen mit Schimpf und Schande bedachte, waren unter den zahlreichen Deutschen, die unverhohlen mit polnischen Freundinnen zusammenlebten, sehr viele Gestapo-Beamte und SS-Leute zu finden. Im Lubliner SD-Büro verliebte sich Alouis Fischotter in die Sekretärin Urszula B. und erlangte nach längeren persönlichen Verhandlungen mit Himmler die Genehmigung, sie zu heiraten und ihr gemeinsames Kind zu legitimieren. Auch Franz Maiwald, der Gestapo-Chef von Zakopane, hatte eine Liebesbeziehung mit einer polnischen Frau, Maria T. Als Maiwald im Februar 1944 von polnischen Widerstandskämpfern getötet wurde, weinte sie öffentlich an seinem Grab.¹³

Für Ernst Guicking bot Frankreichs reichliches Warenangebot die Möglichkeit, die wegen der Rationierung in der Heimat geltenden Einschränkungen für die Frischverheirateten zu umgehen. Anfang August 1940 schickte er Irene stolz ein Paket mit roter und blauer Seide für sie und Anzugstoff für sich. Später folgten eine Strickweste, Stoff für eine Hose und vier Meter brauner Uniformstoff: Er riet ihr, ihn färben zu lassen, bevor sie daraus einen Mantel schneiden liess. Ein Kamerad, der in Heimaturlaub fuhr, hatte sich bereiterklärt, das grosse Paket mitzunehmen. Ausserdem erfragte Ernst Ire- nes Kleidergrösse für BHs, Blusen und Unterwäsche und bat sie, ihm Geld

für neue Einkäufe zu schicken. Zugleich musste er weitere Kameraden finden, die seine Pakete mit in die Heimat nahmen. Irene war dankbar für seine Aufmerksamkeit und die Stoffe und Kleidungsstücke, schlug aber mit ihrem Sinn fürs Praktische vor, die Seide gegen einen Wollstoff zu tauschen.¹⁴

Für einen gewöhnlichen Infanteristen war der Versand nicht einfach. Fahrer konnten erheblich mehr Pakete verschicken, indem sie ihre Fahrten nutzten, um sie an verschiedenen Stützpunkten bei der Feldpost aufzugeben. So gelang es einem Flakschützen in den Niederlanden, mit den Fahrzeugen seiner Einheit ein wertvolles Philips-Radio nach Hause zu schaffen. Wer Beziehungen zur Nachschubkolonne oder zur Militärverwaltung in Paris hatte, konnte sogar Perserteppiche und feines Porzellan in die Heimat schicken. Ein junger Schauspieler am Deutschen Theater in Prag schrieb in die Heimat, dass er Bestellungen für Möbel und Antiquitäten entgegennehme, da einer seiner Kollegen einen lebhaften Antiquitätenhandel betreibe. Diese regen Geschäfte wurden noch erleichtert durch die Abschaffung der Zollschranken zwischen dem Deutschen Reich und dem Protektorat Böhmen und Mähren am 1. Oktober 1940. Laut dem Bericht eines Augenzeugen fanden sich danach selbst im Gepäck von Offizieren die «erstaunlichsten Handelswaren – Pelze, Uhren, Medikamente, Schuhe – in geradezu unvorstellbarer Menge».¹⁵

Den ganzen Herbst hindurch durfte sich Ernst Guicking wie jeder Soldat monatlich nur 50 Reichsmark zusätzlich von zu Hause schicken lassen, vor Weihnachten wurde der Betrag jedoch auf 200 Reichsmark erhöht. Guicking unternahm daraufhin einen weiteren Einkaufsbummel, bei dem er Mitbringsel für die gesamte Verwandtschaft erstand. Er stammte aus einer Bauernfamilie, in der Bargeld immer knapp war, und nun rann ihm das Geld durch die Finger, und er bat Irene, ihm öfter etwas zu schicken, damit er Weihnachten eine triumphale Heimkehr feiern könnte. Zugleich ermunterte er Irene, bei der Einrichtung ihrer Wohnung die Führung zu übernehmen, und scherzte: «Also, je schöner die Möbel, je mehr ich mich darin wohl fühle, umso mehr hänge ich an meinem Zuhause.» Er riet ihr, sich vor allem um das Schlafzimmer zu kümmern. Irene war begeistert von modernem Design, und Ernst drängte sie, nur das Beste zu bestellen, selbst wenn sie sich von ihren Eltern 1'000 Mark leihen müssten. Aber wegen der langen Wartelisten bei Möbeln und Haushaltswaren mussten sie die Erfüllung ihrer Wünsche aufschieben. Die Bevölkerung mochte den Wunsch nach Frieden

Die Herren Europas

in Europa hegen, aber die deutsche Produktion war nach wie vor auf Krieg eingestellt.¹⁶

Ernsts verschwenderische Einkäufe waren eine ganz natürliche Reaktion auf den jahrelangen verhaltenen Konsum der Deutschen, die gespart hatten, weil es relativ wenig zu kaufen gegeben hatte. Bei Kriegsbeginn waren 20 Prozent der deutschen Wirtschaftsleistung in die Rüstung geflossen, deren Anteil am Bruttoinlandsprodukt danach schnell auf über 30 Prozent angestiegen war. Die verhaltene Binnennachfrage führte zu hohen Sparquoten. Über regulatorische Massnahmen nutzte der Staat diese privaten Spareinlagen zur Finanzierung des Krieges und vermied damit erneute, offene Appelle zum Kauf von Kriegsanleihen, die im Ersten Weltkrieg eine so herausragende Rolle gespielt hatten.¹⁷

Aus Sicht deutscher Konsumenten brachte das Jahr 1940 einen unerwarteten Goldregen, ermöglicht durch die Tatsache, dass die Reichsmark in allen von der Wehrmacht besetzten Ländern gezielt aufgewertet wurde. Daher waren die Preise für Deutsche niedrig, und als Familien sich dort beschafften, was sie in der Heimat nicht kaufen konnten, zogen sie aus diesen Gebieten so viele Konsumgüter ab, dass diese selbst in niederländischen Häfen, die noch einen Warenbestand aus der Zeit vor der Besatzung hatten, knapp wurden: In den Niederlanden durfte sich jeder Soldat nämlich monatlich 1'000 Reichsmark aus der Heimat schicken lassen. Nach Berechnungen deutscher Finanzbehörden wurden im ersten Jahr der Besatzung 34 Millionen Reichsmark an die in Belgien stationierten Soldaten geschickt. Im Oktober 1940 machte sich Hermann Göring bei deutschen Soldaten – und Verbrauchern – beliebt, als er alle für Deutsche in den besetzten Gebieten geltenden «Einkaufsverbote für Pelze, Schmuck, Teppiche, Seidenstoffe und für Luxusgüter» mit der Begründung aufhob, dass die siegreichen Besatzungstruppen dieselben Einkaufsmöglichkeiten haben sollten wie die einheimische Zivilbevölkerung. Während für den Versand von Päckchen aus Deutschland weiterhin strenge Vorschriften galten, setzte Göring durch, dass Militärangehörige unbegrenzt Päckchen bis zu einem Gewicht von einem Kilogramm mit der Feldpost in die Heimat schicken konnten. Innerhalb eines Jahres verfünffachte sich die Zahl der Päckchen, die von Frankreich nach Deutschland verschickt wurden, auf 3,1 Millionen im Monat. Vor allem aber ordnete Göring an, dass Soldaten ohne Zollbeschränkungen in die Heimat mitbringen durften, so viel sie tragen konnten. Daraufhin gab es lange Diskussionen, ob

man Soldaten verbieten sollte, Trageriemen oder Tragevorrichtungen für ihr Gepäck zu benutzen oder so viel Gepäck mitzunehmen, dass sie nicht mehr zum militärischen Gruss imstande wären. Etwaige Gepäckbeschränkungen wurden ohnehin regelmässig missachtet. Am Gare de l'Est in Paris wankten Scharen deutscher Soldaten auf dem Weg in die Heimat unter der Last ihres Gepäcks durch den Bahnhof.¹⁸

Neben Bargeld waren Reichskreditkassenscheine das beliebteste Zahlungsmittel. Obwohl Privatpersonen ihre Nutzung untersagt war, waren so viele dieser Kassenscheine in Umlauf, dass ein junger Soldat wie Heinrich Böll sie sich ohne sonderliche Schwierigkeiten in Mengen von seiner Familie schicken lassen konnte. Die Zollberichte lüften nur eine kleine Ecke des Vorhangs, hinter dem sich ein erheblich umfangreicherer und ehrgeizigerer Handel abspielte. So wurde 1940/1941 eine Gruppe von Bahnpostbeamten aus Nürnberg überführt, die bei der Übergabe ihres Postwagens im Grenzbahnhof Metz ihren deutschen Kollegen regelmässig Reichskreditkassenscheine im Wert von Zehntausenden Reichsmark zusteckten. Dafür kauften diese dann in Paris «Mangelwaren wie Kaffee, Tee, Kakao, Schokolade, Kognak, Sekt, Weine, Liköre, Kleider, Strümpfe usw.» und übergaben die Konsumgüter allwöchentlich mit dem Bahnpostwagen ihren Nürnberger Kollegen, die sie meist an andere Postbeamte weiterverkauften und so eine kleine Schwarzmarktkette betrieben.¹⁹

Kaffee war weiterhin besonders beliebt. In den dreissiger Jahren war der Import und Verkauf von Kaffeebohnen in Deutschland stark eingeschränkt worden, um die knappen Devisenreserven zu schonen. Da Kaffeeersatz bei deutschen Verbrauchern nie sonderlich gut angekommen war, kaufte Heinrich Böll nach seiner Ankunft in Rotterdam wenig überraschend als Erstes ein halbes Pfund Kaffee, das die Brandbombenangriffe auf den Hafen überstanden hatte. Immer wieder schrieb er im Sommer 1940 in seinen Briefen nach Hause über seine «Kaffeebemühungen» und seine «Butterreisen». Im September 1940 schilderte der junge Soldat, dass die Geschäfte von den deutschen Besatzungstruppen leergekauft würden, was ihm «fast wie Leichenfledderei» vorkam. Das sah der deutsche Kommissar bei der niederländischen Staatsbank ganz ähnlich und warnte, die Hamsterkäufe würden unweigerlich zu einer Inflation und zu «schädlichen währungspolitischen Rückwirkungen» führen.²⁰

Die Herren Europas

Die in den zwanziger und dreissiger Jahren aufgewachsene Generation der Deutschen war dazu erzogen worden, Frankreich zu verachten, die französische Kultur jedoch zu bewundern und nachzuahmen. Der Blitzkrieg-Sieg nahm ihnen die Angst vor der französischen Kampfkraft, ohne ihrer Neugier und Achtung auf kulturellem Gebiet Abbruch zu tun. Hans Albring nutzte seine gesamte Freizeit in Poitiers, um sich in Zivilkleidung die örtlichen Kirchen anzusehen. Seine Lieblingskirche war St.Radegonde aus dem 13. Jahrhundert mit ihren rotbraunen Fresken, die die Auferstehung des Lazarus von den Toten und Daniel in der Löwengrube zeigten. Trotz sommerlicher Hitze und obwohl er nach den 218 Stufen, die er auf dem Hin- und Rückweg von der Kaserne in die Stadt bewältigen musste, wundgelaufene Füsse hatte, ging er immer wieder in das Baptisterium Saint-Jean, dessen Altar als der älteste in ganz Frankreich galt. Seinem Freund Eugen Altrogge schickte er Postkarten von diesen Sehenswürdigkeiten, um ihm einen Eindruck davon zu vermitteln, was ihm entging, und er liess sich sogar bei einem örtlichen Fotografen einen grossformatigen Abzug von einer Aufnahme des Freskos machen, das Kaiser Konstantin zu Pferd zeigte. Als er mit einigen Kameraden das Hochamt in der Kathedrale St. Pierre besuchte, bewegte ihn besonders das *Jubilate*. Die hellen Stimmen der Chorknaben, die das grosse Gebäude bis hoch ins Gewölbe erfüllten, weckten in Hans das intensive Gefühl, in das Licht der Gnade emporgehoben zu werden. Allerdings bemerkte er auch die vernichtenden Blicke, die der gesamte Chor und die Gemeindemitglieder ihm und den anderen Deutschen zuwarfen, und er hatte den Eindruck, vom Hass der Pfarrgemeinde verfolgt zu werden.²¹

Als Albring nach Rouen versetzt wurde, feierte er dort seine Beförderung zum Gefreiten und die damit verbundene höhere Besoldung, indem er sich in einer Buchhandlung einige seltene Bücher mit wertvollen Holzschnitten kaufte. Stundenlang stöberte Hans in den Drucken und antiquarischen Büchern und führte ein langes Gespräch mit dem französischen Inhaber, das er «sehr feinfühlig und behutsam» fand: «Ich spüre, wie alles unterbaut und tiefgründig ist, mit allen Sinnen aufgenommen, was er sagt.» Schliesslich fragte der junge Soldat den Buchhändler, «ob die Franzosen uns hassten: ‚Nein‘, sagte er, ‚und wenn sie es tun, wirkt es kindlich albern.» Als Albring nachhakte, ob es angesichts der Ruinen von Rouen keine «Revanchegelüste» gebe, erhielt er zur Antwort: «Nein, der Franzose ist (vielleicht) leider auf

dem Standpunkte, wo er am meisten wünscht: Lasst mich in Ruhe arbeiten. Lasst mir meine Verfassung und meine Regierungsform, – die Verantwortung für mein Wohl und Wehe!» Mehr konnte Albring nicht aus ihm herausbekommen. Ihr Gespräch wandte sich wieder dem sicheren Thema seines leidenschaftlichen Sammels von Drucken alter italienischer und moderner französischer Meister zu. Schon bald hatte er ein Paket mit über 700 Drucken und Holzschnitten – aus einem Buch aus dem 17. Jahrhundert – beisammen, das er von einem Kameraden, der auf Heimaturlaub fuhr, nach Gelsenkirchen-Buer mitnehmen liess. Er dachte bereits darüber nach, wie er durch den späteren Verkauf einiger Stücke einen Teil der Kosten wieder hereinholen könnte, sicher um weitere Käufe zu finanzieren.²²

Durchdrungen vom übertriebenen Ästhetizismus der Primaner, befanden sich die beiden jungen Soldaten Hans Albring und Eugen Altrogge auf einer Art Kulturwallfahrt. Eugen erging sich in lyrischen Ergüssen über das Wechselspiel zwischen romanischem und gotischem Baustil, das er in Österreich vorfand. Der eine erschien ihm solide und geerdet, der andere ruhelos und als Ausdruck des faustischen Strebens des Menschen. Hans stimmte ihm zu, da die Fassaden der romanischen Kathedralen in Poitiers und Rouen ihn weit weniger beeindruckt hatten. Nur Chartres entsprach seiner Sehnsucht nach himmelwärts strebenden Kirchtürmen: Als ihr Lastwagen mitten in der Nacht durch die Stadt fuhr, war er so aufgeregt, dass er in seinem Rucksack kramte, um die Reproduktion einer Zeichnung mit der echten Kathedrale zu vergleichen, deren Zwillingstürme im Mondlicht «viel schlanker und höher» wirkten. Er hatte einen ausgesprochen deutschen Blick auf die Bauwerke, der von den spätgotischen Türmen des Kölner Doms und des Strassburger Münsters geprägt war, neben denen sich die älteren romanischen Kirchtürme in Rouen und Poitiers enttäuschend plump ausnahmen. Nur die Gotik besass das zum Himmel Aufstrebende, das den jungen Goethe beim Anblick der Westfassade des Strassburger Münsters so überwältigt hatte, dass er sie zum Inbegriff «deutscher Baukunst» erklärte.²³

Die junge Fotografin Liselotte Purper fand wie Goethe, dass das Strassburger Münster am besten wirkte, wenn die schräg einfallende Abendsonne die Westfassade beschien. Wenn die Häuser rund um den Platz allmählich im Schatten versanken, traten die gotischen Ornamente der Bögen, Türme und Statuen deutlich hervor, wie sie in ihrem Reisetagebuch vermerkte. Sie hatte

Die Herren Europas

einen besonderen Grund, im September 1940 Strassburg zu besuchen. Als sie noch nicht einmal sieben Jahre alt gewesen war, waren ihre Eltern zusammen mit anderen «Reichsdeutschen» von dort vertrieben worden. Nun war sie zum ersten Mal wieder in dieser Stadt, und als sie mit dem alten Stadtplan ihrer Eltern durch die verwinkelten Gassen schlenderte, spürte sie die ganz besondere Magie der Fachwerkhäuser mit ihren farbig lackierten Holzläden. Während ihr Weg sie kreuz und quer auf Brücken über den Kanal und unter Platanen und Kastanien am Ufer der Ill entlangführte, hatte sie das Gefühl, endlich nach Hause gekommen zu sein. Strassburg, Colmar und die Dörfer des Elsass waren durch den erfolgreichen Westfeldzug wieder dem deutschen Reichsgebiet zugefallen und mit Baden zum neuen Gau Oberrhein zusammenggelegt worden. Ausstellungen rühmten die Volkstraditionen des Elsass und seinen Beitrag zur deutschen Kultur. Wenn Elsässer ihren neuen patriotischen Pflichten nur zögernd nachkamen, reagierte die nationalsozialistische Obrigkeit mit weiteren Erziehungsmassnahmen, die ihnen nochmals ihre wahre nationale Identität erklären sollten. Die Juden jedoch wurden unterschiedslos deportiert.²⁴

Die nächste Station auf Liselotte Purpers Reise war das Hotel Wartheland in Wieluh. Dort traf sie Anfang Oktober 1940 ein, um die Kolonisierung dieser neuerdings ins Reich «heimgekehrten» Ostgebiete zu fotografieren. Im Wartheland war diese Aufgabe schwieriger als im Elsass, und Liselotte fielen auf Anhieb die zahlreichen Juden auf. Sie sah durch sie den Verkehr gefährdet, weil sie nicht auf dem Bürgersteig, sondern nur auf der Strasse gehen durften. Im Verlauf des Monats wurde angeordnet, dass Juden in diesem neuen Gau vor jedem uniformierten Deutschen ihre Kopfbedeckung ziehen mussten, und manche Funktionäre gingen mit Reitgerte und Hundepeitsche umher, um die neue Vorschrift durchzusetzen. Bereits im Dezember des Vorjahres hatte die SS-Umwandererzentralstelle mit der Vertreibung der Juden begonnen, und im westlichen – ehemals preussischen – Teil des Warthelands gab es keine jüdischen Einwohner mehr. Im Winter aber hatte Kohleknappheit die weitere Durchführung der Aktion verzögert. In Lodz, der grössten Stadt des östlichen Warthelands, wurden die Juden stattdessen im Dezember 1939 in einem provisorischen Ghetto zusammengepfertcht, dem ersten innerhalb der Reichsgrenzen.²⁵

Liselotte Purper fuhr nach Lodz – das nun zu Ehren des deutschen Generals, der die Stadt 1915 erobert hatte, Litzmannstadt hiess – und fotografierte

für ihre Privatsammlung Juden. Das Ghetto war ein beliebtes Motiv: In der *Münchener Illustrierten* erschienen ganz ähnliche Bilder aus «Deutschlands sechstgrösster Stadt», aufgenommen von der Fotojournalistin Erika Schmachtenberger. Hugo Jaeger, einer von Hitlers Leibfotografen, eilte ins Ghetto Kutno, um Farbdias von Juden zu machen – eine Mischung aus «ethnographischen» Bildern ungepflegter Barackenbewohner und Hochglanzporträts schöner junger Frauen. Aber Liselotte Purper hatte im Oktober 1940 im Wartheland einen völlig anderen Auftrag.²⁶

Der neue Reichsgau sollte als Modell für die Umsiedlung oder «Regermanisierung» dienen. Letzten Endes wurden 619'000 Polen in das polnische Rumpfggebiet des «Generalgouvernements» unter der Leitung von Hans Frank «umgesiedelt», um Platz für Deutsche zu schaffen. Die überwiegende Mehrheit der Polen – etwa 435'000 – kam aus dem Wartheland, dessen neuer Gauleiter Arthur Greiser begeistert Himmlers Vision einer radikalen Umsiedlung unterstützte. Im Winter 1939/1940 wurden die Deportierten häufig ohne ausreichende Versorgung mit Wasser, Nahrung und Kleidung in die Züge gepfercht. Da viele von ihnen Juden waren, schlug Odilo Globocnik, der SS- und Polizeiführer des Bezirks Lublin, im Februar 1940 vor, man solle ihre Fahrt bewusst verlangsamten und sie «verhungern lassen». Als schliesslich Bahnbeamte in Krakau, Debice und Sandomierz die Wagentüren öffneten, entdeckten sie, dass in einigen der Güterwaggons alle Kinder und Mütter erfroren waren.²⁷

Liselotte Purper war dort, um die andere Seite dieser Umsiedlungsaktion zu dokumentieren und zu feiern: die ankommenden Deutschen. Die endgültigen Teilungsvereinbarungen, auf die sich Deutschland im Oktober 1939 mit der Sowjetunion geeinigt hatte, enthielten Regelungen für eine geordnete Umsiedlung deutscher Minderheiten. Sie kamen aus Wolhynien in Ostpolen – unter ihnen waren viele, die kein Deutsch sprachen – und aus den baltischen Staaten, wo 60'000 deutschstämmige Einwohner entwurzelt wurden und eine stolze, siebenhundertjährige Geschichte der Unabhängigkeit endete. Angesichts der Aussicht auf eine sowjetische Besatzung willigten sie ein, «heim ins Reich» geschickt zu werden, wie die deutsche Regierung es nannte: Liselotte fand aber, dass sie sich zu viel beklagten und nicht genügend Dankbarkeit zeigten. Da beeindruckten sie die einfachen Bauern aus den polnisch-ukrainischen Grenzgebieten Wolhynien und Galizien schon mehr, die sie bei ihrem Besuch vor Glück strahlen sah. Trotz der oft zermür-

Die Herren Europas

benden Wartezeiten, bis Wohnungen, Bauernhöfe und Betriebe für sie geräumt waren, fand Purper: «Dass sie monatelang in den Lagern umsonst gepflegt wurden erkennen sie in jedem Gespräch dankbar an, und sie kennen nur den Ehrgeiz, bald aus eigenem Boden Überschuss zu ernten, um dem deutschen Volk Brot geben zu können.»²⁸

Im November 1940 reiste Liselotte Purper weiter, um die Umsiedlung von Rumäniendeutschen aus Bessarabien, der Bukowina und der Dobrukscha zu dokumentieren. Sie schloss sich den Männern der SS-Einwandererzentralstelle an und besuchte die in der Nähe des Schwarzmeerhafens Konstanz gelegenen Dörfer der Aussiedler mit ihren ordentlichen weissgekalkten Häusern. Sie sprach mit Familien über deren Erwartungen, während diese ihre Habseligkeiten zusammenpackten. Sie fuhr mit ihnen auf dem Donaudampfschiff durch die Stromschnellen und die Schlucht des Eisernen Tores, suchte aber keinen Kontakt zu ihnen. Die Angst, sich von den noch nicht desinfizierten Siedlern Flöhe einzufangen, spielt in ihrem Tagebuch eine herausragende Rolle, und in ihrer Hygienebesessenheit führte sie eine Tabelle über den Rekord der an Bord gefangenen Flöhe: Er lag bei 20 in zehn Minuten. Durch diese kleineren Ungelegenheiten fühlte sie sich am Ende der Reise, als sei sie als strahlende Siegerin vom Schlachtfeld zurückgekehrt. Sowohl ihre privaten Tagebuchaufzeichnungen als auch ihre professionellen Fotografien zeigen die Umsiedler als dankbare, aber passive Empfänger der Almosen aus dem deutschen «Altreich», die ein gut organisiertes Spendensystem erbracht hatte.

In Belgrad gesellte sich ihre gute Freundin Margot Monnier zu Liselotte. «Hada», wie Purper sie in Abwandlung ihres Mädchennamens nannte, genoss ihre Expeditionen so sehr, dass sie oft als Liselottes Fotoassistentin fungierte, obwohl sie als Leiterin der Fotoabteilung der NS-Frauenschaft – und als jüngere Schwester des Reichssendeleiters Eugen Hadamovsky – in einer Position war, in der sie ihre Freundin fördern konnte. Die beiden jungen Frauen wussten sich zu amüsieren und fanden Zeit für einen Abstecher nach Budapest zu einem Einkaufsbummel. Zufällig war der Zweigstellenleiter der SS-Umwanderer zentralstelle in Belgrad ein alter Freund der Familie und zeigte Liselotte das Nachtleben der Stadt. Die beiden eleganten, geistreichen jungen Frauen verstanden es, sich männliche Unterstützung zu sichern, ganz gleich, ob es darum ging, von den Rumänen Passierscheine zu bekommen,

ihre Einkäufe mit Hilfe eines deutschen Bahnschaffners ins Reichsgebiet zu schmuggeln oder ritterliche, aber einfältige SS-Offiziere zu überreden, sie auf einen nächtlichen Ausflug auf den Burgberg in Budapest zu begleiten. Nachdem die beiden auf dem Donaudampfschiff die Gesellschaft des österreichischen Kapitäns und seiner Offiziere genossen hatten, fuhren sie mit dem Zug nach Wien und ertränkten dort feierlich den letzten Floh.²⁹

Im Warthegau war die achtundzwanzigjährige Liselotte tief beeindruckt von den Studentinnen aus Deutschland, die sich freiwillig dorthin gemeldet hatten, und den Mädchen, die den Siedlern im Rahmen ihrer Arbeitsdienstpflicht halfen. Ihre Aufgabe war es, Polen, die auf ihre ehemaligen Bauernhöfe zurückzukehren versuchten, von den Höfen herunterzuholen und fortzujagen.³⁰ Häufig kamen bei den Umsiedlungsaktionen ebenso viele achtzehnjährige Mädchen im Reichsarbeitsdienst zum Einsatz wie SS-Leute. Manche von ihnen empfingen die deutschen Umsiedler auf dem Bahnhof, andere halfen der SS bei der «Evakuierung» von Polen und beaufsichtigten polnische Frauen, die gezwungen wurden, ihre Häuser zu putzen, um sie den neuen Besitzern blitzblank zu hinterlassen. Eine Studentin, die ihren Einsatz für ein Publikum in der Heimat beschrieb, empfand nach ihren Worten keinerlei Mitgefühl, als sie sah, wie die SS bei einer solchen Räumung die polnischen Einwohner eines Dorfes zusammengepfercht in einem Schuppen unterbrachte:

«Mitleid mit diesen Geschöpfen? – Nein, höchstens ein leises Grauen, dass es solche Menschen gibt, Menschen, die uns in ihrem Sein und Wesen so unendlich fremd und unverständlich sind, dass es keinen Weg zu ihnen gibt. Zum ersten Mal in unserem Leben Menschen, deren Leben und Tod gleichgültig ist.»³¹

Die einzige Möglichkeit für Polen, ihre Eigentumsrechte zu wahren, war, sich in der neuen «Deutschen Volksliste», die ab Oktober 1939 in den annektierten Gebieten erstellt wurde, als «Deutsche» eintragen zu lassen. Mit dieser Einstufung hatten Familien automatisch Anspruch auf grössere Rationen und bessere Bildungs- und Beschäftigungschancen. Es blieb jedem Gau überlassen, diese «Regermanisierung» auf seine Art umzusetzen, und häufig schlossen die Gauleiter sich nicht Greisers harter Linie an, der die «Rassegutachten» allein der SS überliess. So zog man es in Oberschlesien vor, die für die Industrieregion lebenswichtigen Facharbeiter zu behalten, und stufte

Die Herren Europas

praktisch die gesamte Bevölkerung als deutsch ein. In Ostpommern hielt man es ebenso, während man in Danzig und Westpreussen, wo es 1939 zu den schlimmsten Gewalttaten volksdeutscher Milizen gegen Polen gekommen war, die Bevölkerung in der Mehrzahl als deutsch oder «zur Eindeutschung fähig» kategorisierte. Alles hing von ihrem Wohlverhalten ab. Eine Möglichkeit für Männer, sich zu bewähren, war hier wie im Elsass der Dienst in der Wehrmacht.³²

Den Polen, denen die Aufnahme in die Deutsche Volksliste nicht gewährt wurde, erteilte man umgehend eine Lektion in Unterwürfigkeit. Ganz gleich jedoch, welche Unterschiede von Gau zu Gau und zwischen den annektierten Gebieten und dem Generalgouvernement bestanden, das Ziel blieb immer das gleiche: alles Polnische auszutreiben und das deutsche «Volkstum» zu festigen. Eine Reihe deutscher Erlasse untersagte polnischen Schulen Unterricht in sämtlichen Fächern, die als zentral für die Förderung patriotischer Gefühle galten: Sport, Geographie, Geschichte und nationale Literatur. Im Wartheland war sogar Polnischunterricht verboten, allerdings durften die Schulen auch deutsche Grammatik nicht eingehend vermitteln, damit Polen sich nicht «als Deutsche ausgeben» konnten. Nachdem die meisten polnischen Lehrer und Priester hingerichtet oder vertrieben worden waren, fasten die wartheländischen Behörden die polnischen Kinder in grossen Schulklassen zusammen, die wenige Stunden täglich von Ehefrauen deutscher Bauern und von Unteroffizieren unterwiesen wurden, um sie «zu Sauberkeit und Ordnung, zu Gehorsam und diszipliniertem Verhalten zu erziehen».³³

Die enorme Zahl der zwangsweise ins Generalgouvernement – ein «Polen-Reservat», wie Hitler es nannte – «umgesiedelten» Polen wurde noch weit übertroffen von der Zahl jener, die zum Arbeitseinsatz nach Deutschland verschleppt wurden. Bereits 1939 hatte man 300'000 polnische Kriegsgefangene in Deutschland als Erntehelfer eingesetzt. Anfangs herrschte kein Mangel an freiwilligen Zivilkräften, da viele Polen unter deutscher Besatzung Arbeit suchten. Ende Mai 1940 waren in Deutschland über 850'000 ausländische Arbeitskräfte beschäftigt, davon annähernd zwei Drittel in der Landwirtschaft, die schon seit Langem traditionell polnische Saisonarbeiter einsetzte. Einem Regime, das grössten Wert auf völkische – und rassistische – Reinheit legte, musste es jedoch widerstreben, Polen in deutschen Städten arbeiten und leben zu lassen, obwohl in der Rüstungsindustrie ein extremer

Arbeitskräftemangel herrschte. Viele Fabriken konnten die Produktion nur dadurch aufrechterhalten, dass nach dem Frankreichfeldzug Facharbeiter vom Kriegsdienst freigestellt wurden.³⁴

In den Augen der Nationalsozialisten war die gesamte «Heimatfront» ein weiblicher, häuslicher Raum, in den nun bedrohliche Fremde eindringen. Dieses sexualisierte Verständnis der gesellschaftlichen Geschlechterrollen stützte sich auf das im 19. Jahrhundert verbreitete Ideal getrennter männlicher und weiblicher Sphären, wonach Arbeit, Politik und öffentliches Leben Sache der Männer war, während Frauen sich darauf konzentrierten, ein Biedermeieridyll von Familie und Heim zu schaffen. Diese imaginäre Trennung war bereits im Ersten Weltkrieg zusammengebrochen, als Frauen Männerarbeit in technischen Bereichen und Rüstungsproduktion übernommen, Strassenbahnen gelenkt und als Krankenschwestern für das Rote Kreuz gearbeitet hatten. Obwohl die Nationalsozialisten patriarchalische Ideale vertraten, waren Frauen in den Zweiten Weltkrieg von Beginn an noch wesentlich stärker einbezogen. Die Zahl der Studentinnen war nie zuvor höher gewesen, und mehr Frauen denn je ergriffen akademische Berufe. Aber statt die Vorstellung getrennter männlicher und weiblicher Bestimmungen aufzugeben, definierte die nationalsozialistische Ideologie sie lediglich um. Die traditionell «weibliche Sphäre» des Heims wurde auf die gesamte Heimatfront ausgedehnt, während sich die männlichen Aktivitäten «draussen in der Welt» nicht mehr auf das öffentliche Leben oder die Arbeit bezogen, sondern auf die Verteidigung des Vaterlandes. Diese dramatische Ausdehnung der weiblichen Sphäre auf nahezu alle gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Tätigkeitsfelder, von denen Frauen bis dahin ausgeschlossen geblieben waren, war nur sinnvoll, weil es noch einen Bereich gab, dem sie nicht angehören sollten: das Militär. Tatsächlich gab es bereits vor dem Krieg Frauen bei der Polizei, und neben den 400'000 vom Roten Kreuz verpflichteten Krankenschwestern rekrutierte die Wehrmacht 500'000 Frauen, die nach einer zwei- bis dreimonatigen Ausbildung in Giessen überwiegend als Nachrichtenhelferinnen arbeiteten.³⁵

Die Vorstellung, dass Frauen Waffen tragen könnten, war jedoch weiterhin kein Thema – das «Flintenweib» blieb ein Zeichen ernsthafter Störungen, die bereits im Polenfeldzug extreme Gegenmassnahmen deutscher Soldaten legitimiert hatten. Die männliche Ehre wurde so vollständig mit Militärdienst, Kameradschaft und Nervenstärke unter Feuer verknüpft, dass

Die Herren Europas

«Kriegsneurotiker», Feiglinge und Deserteure weder als ehrenhaft noch als echte Männer galten. Der Massstab für weibliche Ehre war weiterhin Keuschheit und sexuelle Tugendhaftigkeit. Das Reichsjustizministerium erliess 1943 Richtlinien, die lediglich diese Grundhaltung wiederholten: «Deutsche Frauen, die sich mit Kriegsgefangenen geschlechtlich einlassen, verraten damit die Front; sie verletzen gröblich ihre nationale Würde und schädigen das Ansehen der deutschen Frau im Ausland.» Somit wurde also der Körper eines jeden Mannes und einer jeden Frau auf äusserst unterschiedliche Weise zum Träger der Ehre des deutschen Volkes.³⁶

Die NSDAP erhob sich zum Sittenwächter der Volksehre. So erklärte ein Stellenleiter des Rassenpolitischen Amtes im August 1940:

«Es besteht wohl kein Zweifel, dass aus rassenpolitischen Gesichtspunkten gegen die durch die Massierung fremdvölkischer Arbeiter im Gaugebiet ausserordentlich drohende Gefahr der Verseuchung und Verunreinigung der Deutschstämmigkeit mit allen zu Gebote stehenden Mitteln angekömpft werden muss. Wir können und dürfen nicht tatenlos zusehen, dass sich volksfremde Menschen, die noch vor kurzer Zeit unsere erbittertsten Feinde waren und es innerlich noch heute sind, in unser ureigenstes Volksleben hineindrängen, deutschblütige Frauen schwängern und unseren Nachwuchs verderben.»

Vor allem die Gestapo und der SS-Sicherheitsdienst pflegten die Idee, sie müssten die Stelle abwesender Ehemänner, Väter, Brüder und Verlobter einnehmen. Angesichts des Zustroms ausländischer Arbeiter vertrat die Gestapo ein generelles «Umgangsverbot» und ermittelte bei Vergehen wie «persönliche, intime und freundschaftliche Beziehungen», «freundschaftliches Verhalten zu Polen» und «unerlaubte oder zu grosszügige ‚Abgabe an Polen‘». Für Funktionäre, die von der Vorstellung durchdrungen waren, dass der erste Schritt auf die schiefe Bahn unweigerlich in Verwehrlosung mündete, war ein solches Denken durchaus schlüssig. Ebenso wie das Schuleschwänzen Jungen zu Diebstahl und Kleinkriminalität und Mädchen zu Promiskuität, Geschlechtskrankheiten und Prostitution führen würde, mussten jegliche sozialen Kontakte zu Polen unweigerlich im Bett enden. Aus dieser pessimistischen Sicht heraus war ein polizeiliches Eingreifen schon bei geringfügigen Überschreitungen nötig, um grössere Zügellosigkeiten zu verhindern.³⁷

Ab Juni 1940 ging die Gestapo dazu über, polnische Männer wegen «verbotenen Umgangs» öffentlich zu erhängen. Anfang Juli wurde in Ingeleben bei Helmstedt ein polnischer Kriegsgefangener, der wegen Geschlechtsverkehrs mit einer deutschen Frau im Militärgefängnis inhaftiert war, «zur Abschreckung an einem Baum erhängt». Am 26. Juli 1940 ordnete das Reichssicherheitshauptamt in Berlin an, Stanislaus Smyl zu hängen, obwohl die Gestapo Paderborn ihn für unzurechnungsfähig erklärt und von einer Hinrichtung abgeraten hatte. Offenbar hatte er sich einer verheirateten Frau auf der Strasse genähert, «unverständliche Laute» von sich gegeben und seinen Penis entblösst. Am 24. August holte die Gestapo einen siebzehnjährigen Polen, dem man Geschlechtsverkehr mit einer deutschen Prostituierten vorwarf, aus dem Gerichtsgefängnis in Gotha und hängte ihn an der Strasse auf. Zusammen mit zahlreichen deutschen Zuschauern mussten auch 50 Polen bei der Hinrichtung zusehen. Die Leiche des Jungen wurde 24 Stunden hängen gelassen.³⁸

Diese erniedrigenden Formen öffentlicher Hinrichtungen sollten eine abschreckende Wirkung haben. Obwohl der NS-Staat mit seinen Kontrollinstanzen alle Ebenen bis hinunter zu Hausmeistern, Pförtnern und Schulkindern durchdrang, fehlte ihm das Personal, um faktisch mehr zu tun, als die Gefahren eines «verbotenen Umgangs» zu demonstrieren. Die Gestapo mochte im Ruf stehen, allgegenwärtig, allwissend und allmächtig zu sein, aber ihren totalitären Bestrebungen waren Grenzen gesetzt aufgrund eines Personalmangels, der sich im Krieg noch verschlimmerte. So war die Gestapo wie schon vor dem Krieg bei der Überwachung von Kontakten zwischen jüdischen Männern und «arischen» Frauen darauf angewiesen, dass neugierige Nachbarn andere wegen Verstößen gegen die Normen der «Volksgemeinschaft» denunzierten. Mit dem Rückgriff auf öffentliche Hinrichtungen als Abschreckungsmittel gestand die Gestapo ein, dass sie zwar Exempel statuieren konnte, aber viel zu schwach war, die Regeln der NS-Rassenpolitik allgemein durchzusetzen. Über die gesamte Kriegsdauer hinweg legte die Gestapo in Düsseldorf und Umgebung lediglich 165 Fallakten zu «verbotenem Umgang» an, in der Pfalz waren es 150 und in Unterfranken 146.³⁹

Die neuen öffentlichen Bestrafungsrituale hatten überdies einen populistischen Aspekt. Bereits im März 1940 hatte das Thüringer Oberlandesgericht in Jena beklagt, dass es in Thüringen mittlerweile an der Tagesordnung sei, einer Frau, der «verbotene Kontakte» vorgeworfen würden, den Kopf zu

Die Herren Europas

rasieren, ihr ein Schild mit dem vorgehaltenen Vergehen um den Hals zu hängen und sie durch den Ort zu treiben, noch bevor Anklage gegen sie erhoben worden sei. So versammelte sich am 15. November 1940 eine Menge auf dem Marktplatz von Eisenach, um eine deutsche Frau und ihren polnischen Liebhaber anzuprangern, die auf einem kleinen Podest mitten auf dem Platz Rücken an Rücken an einen Pfahl gebunden waren. Über dem Kopf der Frau verkündete ein Schild: «Ich habe mich mit einem Polen eingelassen», über seinem Kopf stand: «Ich bin ein Rassenschänder». Mütter schoben ihre kleinen Kinder nach vorn oder hoben sie hoch, damit sie besser sehen konnten.⁴⁰

Häufig wurden Forderungen laut, die Frau solle der Hinrichtung ihres Liebhabers zusehen müssen oder sogar das gleiche Schicksal erleiden wie er. Manchmal hielt man sie für die «Verführerin», andere Male fanden die Leute, sie hätte es besser wissen müssen. In einem Fall in Regensburg gab «ein erheblicher Teil der städtischen Bevölkerung dem deutschen Mädchen sogar die grössere Schuld». Nach dieser Sichtweise trug die Frau mehr Verantwortung, weil sie für die «höhere Kultur» stand. Während die Behörden zwischen den Begriffen «Ehre», «Rasse» und «Kultur» lavierten und zögerten, zu sehr in die Rechte des Ehemanns einzugreifen, berichtete die Lokalpresse in allen Einzelheiten über das Sexualleben ihrer Bürger. Bei verheirateten Frauen fragte man ihren Ehemann – der gewöhnlich im Kriegsdienst war –, ob er seiner Frau verzieh: Tat er es, bekam sie eventuell eine mildere Strafe oder wurde sogar freigesprochen.⁴¹

Die Errichtung öffentlicher Pranger und Galgen führte unweigerlich zu Problemen. So gab es in Straubing Beschwerden, weil der Galgen zu nah an einem BDM-Jugendlager stand. Im Landkreis Lichtenfels hiess es, er verschandele einen beliebten Aussichtsplatz. Eindeutig wollten die Nationalsozialisten ganze Bevölkerungsgruppen mobilisieren, indem sie an ffühmdeme Rituale spektakulärer Bestrafung anknüpften, aber da diese kulturelle Tradition abgerissen war, kam es in der Gesellschaft zu gemischten Reaktionen.⁴²

Am erfolgreichsten war die neue Welle öffentlicher Hinrichtungen in Thüringen. Selbst der Sicherheitsdienst war beunruhigt über das Ausmass der Begeisterung in der Bevölkerung, als in Hildburghausen 800 bis 1'000 Schaulustige zur Exekution von 20 Polen strömten – dabei waren 600 bis 700 Frauen und Kinder noch gar nicht mitgerechnet, die von der Polizei am Zu-

schaufen gehindert wurden. Es war freilich allgemein bekannt, dass diese Region sich besonders früh zum Nationalsozialismus bekannt und Pfarrer sich massenweise den Deutschen Christen angeschlossen hatten, die in der nationalsozialistischen Ideologie eine Chance zur völligen Erneuerung des Protestantismus sahen: Es gab dort also keine Institutionen, die eine kritische Sicht unterstützt hätten.⁴³

In anderen Gebieten, besonders in katholischen Gegenden, war die Lage nicht so eindeutig. Statt die Gesellschaft zu einen, konnten die neuen Methoden, Sündenböcke öffentlich anzuprangern, auch Widerspruch auslösen. Deutsche Frauen zögerten nicht, ihren Unmut über die sexuelle Doppelmoral zu äussern. Als Anfang 1941 in Bramberg im Landkreis Ebern eine Frau durch die Strassen getrieben wurde, weil sie einen französischen Liebhaber hatte, berichtete der Sicherheitsdienst: «Vereinzelt wurde auch die Frage aufgeworfen, ob in der gleichen Weise gegen die Männer vorgegangen würde, die sich in Frankreich mit Französinen einliessen.» Die meisten Frauen unter den Schaulustigen, sogar Parteimitglieder, schlossen sich dieser Kritik an, und eine schimpfte, «man brauche nur noch Daumenschrauben und Folterkammern, dann sei das Mittelalter fertig». Einige Männer in der Menge forderten lautstark, die Frau zusätzlich zu ihrer Strafe noch zu verprügeln.⁴⁴

Ein Grund für den humanitären Abscheu, den diese neuen Rituale in katholischen Gegenden erregten, war die Tatsache, dass man sowohl Polen als auch Franzosen als Glaubensbrüder ansah. In Kempen am Niederrhein in der Nähe von Düsseldorf machte die Gestapo den Einfluss der katholischen Kirche und ihre Ablehnung öffentlicher Exekutionen für die relativ feindselige Reaktion auf die Hinrichtung eines Polen verantwortlich. Zudem gab es im Rheinland und im Ruhrgebiet schon seit Beginn der industriellen Revolution viele polnische Migranten. In Schweinfurt beschloss die örtliche Gestapo, die Hinrichtung zweier Polen, von denen einer ein fünfzehnjähriges Mädchen geschwängert hatte, in ein Konzentrationslager zu verlegen, weil sie sonst «zweifelloso eine starke Erregung bei der katholischen Bevölkerung Mainfrankens hervorrufen würde». Im Oktober 1941 verbot Hitler die öffentlichen Prangerrituale und Bestrafungen, nicht aber die öffentliche Hinrichtung von Ausländern. Mittlerweile hatte er jedoch auf einem völlig anderen Gebiet mit einem humanitären Aufschrei der Entrüstung zu kämpfen, bei dem die katholischen Bischöfe des Reichs eine führende Rolle spielten.⁴⁵

Die Herren Europas

Am 9. März 1941 nutzte Konrad von Preysing, der katholische Bischof von Berlin, den Jahrestag der Wahl Papst Pius' XII., um die Gläubigen in seiner Predigt in der St.-Hedwigs-Kathedrale daran zu erinnern, dass der Papst die kirchliche Lehre bekräftigt hatte, nach der es keinerlei Rechtfertigung und keine Entschuldigung dafür gebe, Kranke und Behinderte aus wirtschaftlichen oder eugenischen Gründen zu töten. Es war die erste öffentliche Stellungnahme gegen das geheime «Euthanasieprogramm» der Nationalsozialisten. Protestantische und katholische Bischöfe waren über dessen Fortschritte durchaus gut informiert, da die Direktoren kirchlicher psychiatrischer Einrichtungen sich darin an vorderster Front fanden, wobei sie es teils glühend verteidigten, teils heftig kritisierten. Bislang hatte sich jedoch die jährlich in Fulda stattfindende katholische Bischofskonferenz Kardinal Bertram angeschlossen und lediglich in vorsichtig formulierten vertraulichen Briefen bei Regierungsvertretern angefragt, ob die Gerüchte der Wahrheit entsprächen. Im Sommer 1941 kam es zu einer radikaleren öffentlichen Konfrontation als im März durch Preysing. Am 3. August sprach sich der Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, in seiner Predigt in der Lamberti-Kirche gegen «Euthanasie» aus. Während Preysing die Haltung der Kirche gegen die Tötung Kranker lediglich abstrakt und allgemein bekräftigt hatte, griff Galen sie leidenschaftlich an:

«Andächtige Christen! (...) Seit einigen Monaten hören wir Berichte, dass aus Heil- und Pflegeanstalten für Geisteskranke auf Anordnung von Berlin Pflinglinge, die schon länger krank sind und vielleicht unheilbar erscheinen, zwangsweise abgeführt werden. Regelmässig erhalten dann die Angehörigen nach kurzer Zeit die Mitteilung, der Kranke sei verstorben, die Leiche sei verbrannt, die Asche könne abgeliefert werden. Allgemein herrscht der an Sicherheit grenzende Verdacht, dass diese zahlreichen unerwarteten Todesfälle von Geisteskranken nicht von selbst eintreten, sondern absichtlich herbeigeführt werden, dass man dabei jener Lehre folgt, die behauptet, man dürfe sogenanntes ‚lebensunwertes Leben‘ vernichten, also unschuldige Menschen töten, wenn man meint, ihr Leben sei für Volk und Staat nichts mehr wert.»

Galen führte den ersten Abtransport von Patienten aus der Anstalt Marienthal bei Münster an und verlas die Anzeige, die er bei der Staatsanwaltschaft und beim Polizeipräsidenten von Münster unter Berufung auf Artikel 139 des Strafgesetzbuches erstattet hatte, wonach sich strafbar macht, wer von

dem Vorhaben «eines Verbrechens wider das Leben (...) glaubhafte Kenntnis erhält» und es nicht rechtzeitig zur Anzeige bringt. Dann wandte sich Galen der zentralen ethischen Frage zu, um die es hierbei ging, und warnte: «Wenn man die unproduktiven Mitmenschen gewaltsam beseitigen darf, dann wehe unseren braven Soldaten, die als Schwerekriegsverletzte, als Krüppel, als Invaliden in die Heimat zurückkehren!» Galens Predigt hinterliess in der Region einen erheblichen Eindruck. Sie wurde in Kirchen im gesamten Bistum Münster verlesen und machte in Kirchenkreisen in Köln weithin die Runde.⁴⁶

Viele Gerüchte über die Tötung Kranker kamen unmittelbar aus der dezentralisierten Bürokratie des Gesundheitswesens: Beamte der Provinzverwaltungen mussten Zahlungen für stationär untergebrachte Patienten genehmigen und konnten daher den Geldfluss zu den Tötungszentren verfolgen; zudem schnappten sie Informationen von Kollegen auf und gaben sie an andere weiter. Dieses teils detaillierte, teils bruchstückhafte Wissen kursierte unter der Hand, bis Bischof Galen beschloss, die Unabhängigkeit der Kirche zu nutzen, um ihm eine öffentliche Plattform zu geben. Seine Predigt stellte in ihrer aufrührerischen Offenheit eine unverhohlene Kampfansage dar.⁴⁷

Der erste Impuls beim Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten, Hanns Kerri, beim Leiter der Partei-Kanzlei, Martin Bormann, und beim Gauleiter für Westfalen-Nord, Alfred Meyer, war der Wunsch, Galen auszuschalten. Allerdings fragten sie sich, ob es besser wäre, ihn wegen Hochverrats anzuklagen und hinzurichten, um ein Exempel zu statuieren, ihn in aller Stille festzunehmen und in ein Konzentrationslager zu schaffen oder ihm lediglich das Predigen zu verbieten. Örtliche Parteifunktionäre und -aktivisten im Münsterland waren empört und bezichtigten Galen, ein britischer Agent zu sein. Goebbels und Hitler waren zwar ebenfalls wütend über diese öffentliche Attacke, aber als ehemalige Katholiken sahen sie die Risiken einer überhasteten Reaktion wesentlich klarer: «Die Verhaftung des Bischofs könne dazu führen, dass man für die Dauer des Krieges das Münsterland, ja ganz Westfalen abzuschreiben habe», erklärte Goebbels. Hitler war ebenfalls der Ansicht, dass Untätigkeit am klügsten sei, obwohl er insgeheim schwor, mit Galen abzurechnen, sobald der Krieg erst gewonnen wäre.⁴⁸

Den Spätsommer und Herbst 1941 hindurch übten die katholischen Bischöfe weiter Druck aus. Antonius Hilfrich, der Bischof von Limburg, war

Die Herren Europas

durch den Pfarrer von Hadamar, das nur acht Kilometer entfernt lag, durchgängig gut informiert und schrieb gemeinsam mit dem Erzbischof von Köln und dem Bischof von Paderborn Ende August an den Innenminister, den Justizminister und den Minister für kirchliche Angelegenheiten: «Wir sehen uns genötigt, zur Aufklärung und Belehrung des katholischen Volkes auch öffentlich dagegen Stellung zu nehmen, damit unser Volk nicht an den Grundsätzen der wahren Sittlichkeit irre wird.» Drei Tage später folgte der Trierer Bischof Bornewasser Galens Beispiel und hielt im Dom eine Predigt gegen die Tötung Kranker. Zwei Wochen später griff er in seiner Predigt vom 14. September das Thema erneut auf und stellte die rhetorische Frage, ob der Paragraph 211 des Strafgesetzbuches in Deutschland nicht mehr gelte. Galen wies den Klerus des Landes Oldenburg schriftlich an, seine Predigt in allen Kirchen zu verlesen, und im Oktober und November warf die Royal Air Force Flugblätter mit Auszügen daraus ab. Der Mainzer Bischof Stohr nutzte das Christkönigsfest Ende Oktober, um im überfüllten Dom zu diesem Thema zu predigen. Und am Vorabend von Allerseelen griff Bischof Preysing es in der St.-Hedwigs-Kathedrale in Berlin erneut auf, brandmarkte den aufwendigen Spielfilm «Ich klage an» als krudes Propagandamachwerk und stellte eine unmittelbare Verbindung zwischen diesem Kassenschlager des Sommers und der Ermordung psychisch Kranker her.⁴⁹

Der Film des Regisseurs Wolfgang Liebeneiner handelt von einer Frau, die langsam und qualvoll an multipler Sklerose stirbt und sich mit Hilfe ihres Mannes, eines Professors für Medizin, das Leben nimmt. Das Publikum erlebt die Geschichte abwechselnd aus Sicht des Ehemanns, der als Arzt ein Heilmittel für sie sucht, und aus Sicht der Schöffen, die im Strafprozess seine Entscheidung, ihr zu einem Sterben in Würde zu verhelfen, beurteilen müssen. Goebbels hatte sämtliche Entwürfe für Propagandafilme zu diesem Thema geprüft und verworfen und sich schliesslich für diesen aufwendigen Spielfilm entschieden, der das Sujet diskret verkaufte. Seine Wahl der Mittel zeigte, dass das Propagandaministerium die deutsche Bevölkerung nicht für «unsentimental» genug hielt, die Wahrheit über «Euthanasie» zu erfahren; man musste sie vielmehr sanft darauf vorbereiten. Nach eigenem Verständnis wandten die an diesem Tötungsprogramm beteiligten Fachleute lediglich ein extremes Nützlichkeitsdenken auf das Recht auf Leben an: Schon lange galt die Arbeitsbereitschaft als wichtigstes Kriterium für die Beurteilung von

«Asozialen», «missratenen» Jugendlichen, «Arbeitsscheuen» und anderen, die ins Visier der Jugend- und Sozialämter und der Polizei gerieten. Aber so stark das mit geistiger und körperlicher Behinderung verbundene Stigma auch sein mochte, die deutsche Gesellschaft war nicht bereit, Menschen, die nicht arbeiten *konnten*, mit denselben Sanktionen zu belegen wie solche, die nicht arbeiten *wollten*. Zwischen Faulen und Arbeitsunfähigen bestand offenbar ein himmelweiter Unterschied. Galens wirkmächtigstes Beispiel war die Gefahr, dass schwerverwundete Soldaten Opfer dieser Politik werden könnten. Als seine Predigt am 11. August 1941 in der Kirche in Appelhülsen verlesen wurde, fingen die Frauen laut an zu weinen, weil sie glaubten, ihren Söhnen an der Front drohe nun «Euthanasie».⁵⁰

Der Film «Ich klage an» kam unmittelbar vor Galens vernichtender Predigt in die Kinos und erreichte ein landesweites Publikum. Bis Januar 1945 hatte er 15,3 Millionen Zuschauer gefunden, aber nicht alle brachten das eindringliche Drama um die schwierige Entscheidung einer Patientin mit den Massenmorden in Verbindung, die in deutschen Heil- und Pflegeanstalten tatsächlich stattfanden. Dort, wo sie diesen Zusammenhang herstellten, besonders im Münsterland und in Passau, fiel der Film durch. Die Tatsache, dass er ansonsten sehr erfolgreich war, lässt jedoch vermuten, dass die Realität der Tötungen Kranker in Deutschland nicht im Fokus der Aufmerksamkeit stand. Das Wissen darum war bruchstückhaft, und die Proteste dagegen blieben vereinzelt.⁵¹

Mancherorts, besonders in Schwaben, beobachtete der Sicherheitsdienst einen schweren Verlust an Vertrauen in das Gesundheitswesen und meldete, «es hätten sich zum Beispiel viele Volksgenossen geweigert, an der Röntgenreihenuntersuchung teilzunehmen, da sie nach den Hetzpredigten des Bischofs von Münster und des Bischofs von Trier u.a. eine Ausscheidung (Euthanasie) als ‚unproduktive‘ Menschen befürchteten». Auch unter Protestanten entstand erhebliche Unruhe, und manche in der Bekennenden Kirche äusserten sich voller Bewunderung über Galens Predigt. Zwar hatte der württembergische Landesbischof Theophil Wurm im Juli 1940 vertrauliche Protestschreiben an den Minister für kirchliche Angelegenheiten, den Innenminister sowie den Leiter der Reichskanzlei gerichtet, aber öffentlich hatte sich kein Protestant gegen die Tötungen ausgesprochen. Abgesehen von einem oder zwei Fällen, in denen protestantische und katholische Leiter

Die Herren Europas

psychiatrischer Einrichtungen sich gegenseitig vor bevorstehenden Besuchen der «T4-Kommissionen» warnten, gab es angesichts dieser Bedrohung keine Annäherung der beiden rivalisierenden christlichen Konfessionen.⁵²

Im August 1941 befahl Hitler, die Aktion «T4» zur Tötung kranker Erwachsener einzustellen. Aber die Proteste der Kirchen gingen weiter, da diese Weisung nicht veröffentlicht werden konnte – schliesslich handelte es sich bei dem Tötungsprogramm um ein Staatsgeheimnis. Zu dieser Zeit hatte der Klerus eigene Gründe, den Druck aufrechtzuerhalten. Im Sommer 1941 galt seine Hauptsorge der Verteidigung kirchlicher Immobilien. Nachdem das Deutsche Reich ausser den westpolnischen Provinzen auch das Elsass und Luxemburg annektiert hatte, erklärte die Regierung, dass die Vereinbarungen des Konkordats von 1933 für diese Territorien keine Geltung hätten. Unverzüglich fielen Gestapo und Parteifunktionäre über die Beute her und enteigneten 1940 und 1941 über 300 Klöster und andere kirchliche Gebäude und Ländereien. Als sie diese Praxis auch auf das Altreich ausdehnten, kam es dort zu massiven lokalen Protesten. In Württemberg wurden die Klöster Untermarchtal und Kellenried mitsamt ihren Ländereien beschlagnahmt. Nachdem in Bayern sieben weitere Einrichtungen geschlossen worden waren, verteidigten Bauern mit Mistgabeln die Benediktinerabtei Münsterschwarzach, deren neue Kirche man erst kürzlich fertiggestellt hatte. Direkter Widerstand dieser Art blieb jedoch die Ausnahme. Als diese Enteignung von Kircheneigentum sein eigenes Bistum erreichte, beschloss Galen, die Stimme zu erheben: In Lüdinghausen wurde ein Nonnenkloster in eine staatliche Internatsschule umgewandelt, in der zehn Nonnen als Köchinnen, Reinigungskräfte und Wäscherinnen zurückblieben, während die anderen gehen mussten. In Münster wurden die Jesuiten gezwungen, die Stadt zu verlassen, und im Juli wurde schliesslich der dortige Klosterbesitz beschlagnahmt.⁵³

Galens grossartige Predigt vom 3. August 1941, in der er die Krankensterben anprangerte, war seine dritte Attacke gegen radikale NS-Politik: Die beiden ersten am 13. und 20. Juli hatten sich ausschliesslich gegen die Plünderung der Klöster durch eine Staatsmacht gerichtet, die jeglichen Anschein von Rechtsstaatlichkeit aufgegeben hatte. Darin verwies er auf die 161 Ordensleute, die als deutsche Soldaten im Feld, teils an der Front, dienten, und beklagte: «Während diese deutschen Männer, in treuer Kameradschaft mit den anderen deutschen Brüdern, unter Einsatz ihres Lebens, gehorsam ihrer

Pflicht, für die Heimat kämpfen, wird ihnen im Vaterland rücksichtslos und ohne jeden Rechtsgrund die Heimat genommen, das klösterliche Elternhaus zerstört.» Andere Bischöfe brachten diese Übergriffe auf die Kirche unverhohlen in Verbindung mit den Morden an unschuldigen Insassen deutscher Heil- und Pflegeanstalten.⁵⁴

In diesem Sommer geriet der Konflikt zwischen Kirche und NSDAP in Bayern ausser Kontrolle, was weitgehend auf die Bestrebungen des bayerischen Kultusministers und Gauleiters von München-Oberbayern, Adolf Wagner, zurückzuführen war. Dort versties die staatliche Beschlagnehmung kirchlicher Gebäude und Ländereien gegen ein lokal stark ausgeprägtes Gefühl für sakrale Landschaften und althergebrachte Ordnung. Das nächste Säkularisierungsziel waren Kirchenzeitungen, Kindergärten und vor allem Schulen. Die Lage spitzte sich zu, als Wagner in einem Erlass anordnete, in den Sommerferien Kruzifixe und Heiligenbilder aus den Schulen zu entfernen. Radikale wie er fanden es an der Zeit, die Verdrängung der Kirche aus dem Bildungsbereich zu vollenden. Hitler hatte zwar Massnahmen gegen die protestantische und katholische Kirche für die Dauer des Krieges ausgesetzt, aber Wagner konnte sich auf ein Rundschreiben Bormanns vom Juni 1941 berufen, das den Gauleiter ermutigte, die Macht der Kirche zu brechen. Obwohl diverse staatliche Stellen und Parteimitglieder vor dieser unpopulären Massnahme warnten, wurden aus 389 Volksschulen in Oberbayern im Sommer und Frühherbst 1941 die Kruzifixe entfernt.⁵⁵

Angesichts zunehmender Opposition war Wagner gezwungen, den Erlass am 28. August zurückzunehmen, aber vielerorts beschlossen örtliche und regionale Parteifunktionäre, aus Prestige Gründen und Überzeugung an ihm festzuhalten, was in Kleinstädten und Gemeinden zu einer Reihe von Zusammenstössen mit aufgebrauchten Bürgern führte. In der oberpfälzischen Stadt Velburg stürmte eine wütende Menge das Haus des Bürgermeisters und überwältigte ihn, als er seine Pistole zog. Seine Frau übergab den Protestierenden die Schulschlüssel, damit sie die Kruzifixe wieder aufhängen konnten. In anderen Orten schlossen sich einige gemässigte Parteimitglieder und Kommunalpolitiker Petitionen und Demonstrationen an und schickten eigene Berichte über die Vorfälle an übergeordnete Stellen. In vielen Städten und Gemeinden organisierten Mütter Schulstreiks oder sammelten Geld für neue Kruzifixe. In einigen Fällen hängten Soldaten auf Heimaturlaub sie

Die Herren Europas

nach einem Gedenkgottesdienst für ihre gefallenen Kameraden in den Klassenzimmern auf.⁵⁶

Michael Kardinal von Faulhaber, Erzbischof von München und Freising, bot der bayerische Kruzifixstreit eine hervorragende Gelegenheit, verlorenes Terrain gutzumachen. In seinem Hirtenbrief vom 17. August 1941 stellte er den Kruzifixen, die aus den Schulen entfernt wurden, die Kreuze gegenüber, die auf Kriegsgräbern aufgestellt wurden. Vier Wochen später, am 14. September, sollte sein Hirtenbrief zum Fest der Kreuzerhöhung erneut in den Kirchen verlesen werden. Diese Drohung genügte. Wagner wies das bayerische Kultusministerium an einzulenken, und 59 Priester, die man wegen Teilnahme an den Protesten verhaftet hatte, wurden freigelassen. Auch Hitler schaltete sich ein und warnte Wagner, der bis dahin zu den zuverlässigsten Gauleitern gehört hatte, er werde ihn nach Dachau schicken, wenn er noch einmal etwas so Dummes machen sollte. In den folgenden Monaten verlor Wagner in Bayern an Boden gegenüber seinen politischen Rivalen. Im Juni 1942 erlitt er einen Schlaganfall und starb zwei Jahre später. Die radikalen Nationalsozialisten in Partei und SS wagten es nicht, während des Krieges noch einmal einen offenen Konflikt mit der Kirche anzuzetteln.

Unter den Katholiken an Rhein und Ruhr löste der Kruzifixstreit gespaltene Reaktionen aus. Am 2. August, also am Tag vor Galens folgenswerer Predigt über «Euthanasie», tauchten in Werl südlich von Hamm Flugblätter auf, die fragten: «Warum werden die deutschen Bolschewisten nicht bekämpft? Wissen unsere Soldaten an der Front nichts von ihnen?» Ausserdem forderten sie die Katholiken auf, einig zu bleiben. Ehefrauen aktiver Parteimitglieder beklagten sich über die Flut von Kritik, der sie in Läden ausgesetzt waren. Viele sahen in diesem Streit den Vorboten eines umfassenden letzten Machtkampfs zwischen Partei und Kirche, mit dem nach dem Krieg zu rechnen sei. Mitte September bekam Hans Albring von einem Kameraden eine Abschrift der Predigt, die der Bischof von Trier gehalten hatte. Er sah sich wie viele Katholiken veranlasst, die Gefahr in der Heimat mit dem satanischen Feind im Ausland zu vergleichen. Nach dem langen Schweigen der Kirche habe der Aufruf des Bischofs die Wirkung eines «Apostelbriefs», versicherte Albring seinem Freund Eugen Altrogge: «Glaub mir, man darf zu solchen Dingen nicht mehr schweigen – sie sind an den Punkt und die Grenze geraten, wo wir uns bereithalten müssen, beherrscht zwar, aber ganz

bereit und wachsam. Es ist ja nicht allein wider die Kirche, sondern gegen den Geist des Christentums und der deutschen Geschichte und Kultur überhaupt gerichtet, was diese Barbaren vernichten wollen.»⁵⁷

In der Heimat wie auch an der Front gab es jedoch nicht wenige Katholiken, die anderer Ansicht waren als ihre Bischöfe. Selbst in ländlichen Gegenden wie dem westfälischen Tecklenburg berichteten Gestapo-Informanten, antiklerikale Katholiken hielten es für völlig richtig, dass Mönche und Nonnen «endlich einmal in den Arbeitsprozess eingegliedert würden. Es sei heute die Pflicht eines jeden Deutschen, für den Sieg zu kämpfen und zu arbeiten.» In der wesentlich stärker säkular orientierten Grosstadtbevölkerung stiess Galen auf Kritik, weil er die Einheit der Heimatfront untergrub, und manche fragten: «War das jetzt im Krieg nötig?» Als die Bischöfe im Herbst 1941 weiter protestierten, mehrten sich die Verratsvorwürfe, besonders als die Royal Air Force Tausende Flugblätter mit Galens Predigt über Deutschland abwarf. Eine Einwohnerin von Hadamar wurde für sechs Monate im Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert, weil sie ein solches Flugblatt besass. Als sie nach Hause zurückkam, hatte sie nicht nur ihren Arbeitsplatz verloren, sondern wurde auch von ihren Nachbarn gemieden. Manche katholischen Soldaten sahen das Verhalten ihrer Bischöfe sogar als «Landesverrat» und als «eine bewusste ‚Dolchstoss‘-Politik» an. Drei Soldaten schrieben ihrem Gemeindepfarrer am 1. September aufgebracht: «Genau wie 1918 versuchen Sie, mit Ihrer verfluchten Hetze die Heimatfront zu zerrütten.» Ein gläubiger Katholik und nationalsozialistischer Soldat war entsetzt über ein Gerücht, wonach ein Kloster in Bochum ein Funkgerät versteckt habe, um mit den Briten Kontakt zu halten; doch er fand diese Vorstellung keineswegs unwahrscheinlich. Andere erklärten, sie wollten nichts mehr mit einer Kirchenführung zu tun haben, die so stur reaktionär und so wenig bereit sei, sich voll und ganz hinter die Kriegsanstrengungen zu stellen.⁵⁸

Mit ihren öffentlichen Protesten gegen die Tötung psychisch Kranker verschärfen die Bischöfe 1941 einen Konflikt, in dem es nach ihrer Einschätzung um zentrale Kircheninteressen ging. Es gelang ihnen zwar, im September und Oktober in Oberbayern wieder Kruzifixe in die Schulen zu bringen, aber ihre verlorenen Ländereien und Klöster erhielten sie nicht zurück, obwohl Hitler weitere Beschlagnahmungen von Kirchenbesitz untersagte. Da keine Seite aus einer offenen Konfrontation etwas gewinnen konnte, schraubten auch die Bischöfe ihre Proteste zurück.

Die Herren Europas

Selbst auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen bezog Galen die nationale Führungsspitze nie in seine Kritik an lokalen Parteifunktionären und Gestapo-Leuten ein. Seine drei Protestpredigten im Juli und August 1941 beendete er sogar jeweils mit einem Gebet für den Führer. Nach und nach kehrten die Bischöfe wieder zu Kardinal Bertrams bewährter Eingabepolitik zurück, bei der sie die Grenzen wahrten und sich bei speziellen Verstößen gegen das Konkordat in vertraulichen Briefen an Vertreter des Regimes wandten. Weder Galen noch sein Paderborner Kollege Lorenz Jäger sprachen die Tötungen Kranker je wieder öffentlich an.⁵⁹

Nach August 1941 wurden in Deutschland noch mehr Patienten psychiatrischer Abteilungen getötet als während der Aktion «T4». Die Kindermorde wurden nicht eingestellt, sondern lediglich dezentralisiert. Nach einjähriger Unterbrechung setzte man auch die Ermordung Erwachsener fort. Von 1942 bis 1945 fielen ihr 87'400 Patienten zum Opfer, also mehr als in der ersten Phase von 1939 bis 1941, in der 70'000 Menschen vergast worden waren. Nahezu ebenso viele Patienten verhungerten in Anstalten, die nicht auf Tötungen spezialisiert waren, wodurch die Gesamtzahl der Opfer auf 216'000 stieg. Allerdings gab man sich nun mehr Mühe, diese Vorgänge zu kaschieren. Dennoch erfuhr die Kirchenleitung davon durch Priester, die in katholischen Einrichtungen arbeiteten. Im November 1942 besass die katholische Kirche unumstößliche Beweise, dass die Ermordung Kranker wieder begonnen hatte. Aber die Fuldaer Bischofskonferenz beschloss, nicht erneut öffentlich dazu Stellung zu nehmen, sondern den katholischen Anstalten lediglich von einer aktiven Kooperation abzuraten. Selbst Bischof Galen, den ein Priester informierte, dass erneut psychisch Kranke getötet wurden, vermied es sorgsam, den öffentlichen Waffenstillstand zu brechen. Er begnügte sich mit einer vertraulichen Anfrage, die er allerdings nicht an einen Vertreter der NS-Führung, sondern lediglich an den Leiter der Provinzverwaltung richtete. Er bekam freilich keine Antwort und liess die Angelegenheit fallen.⁶⁰

Im August 1942 erhielt Hadamar eine neue Leitung unter dem strengen Verwaltungschef Alfons Klein und dem sanft auftretenden sechsundsechzigjährigen Chefarzt Adolf Wahlmann. Über 90 Prozent der Patienten, die zwischen August 1942 und März 1945 nach Hadamar verlegt wurden, starben dort: insgesamt mindestens 4'400. Bei der Ankunft in Hadamar unterteilte man die erwachsenen Patienten zunächst nach Arbeitsfähigen und Ar-

beitsunfähigen. Alle, die nicht arbeiten konnten, erhielten als Nahrung lediglich Brennnesselsuppe, und dies auch nur dreimal wöchentlich, so dass sie bald an Hunger starben. Jeden Morgen stellten Wahlmann und Klein eine Liste der zu tödenden Patienten zusammen. Gewöhnlich verabreichte das Pflegepersonal dann abends die tödliche Dosis Trional oder Veronal in Tablettenform. Den Patienten, die am folgenden Morgen noch lebten, injizierte man Morphium-Skopopolamin. Um die Einheimischen nicht durch verätherische Rauchwolken aus dem Kamin des Krematoriums zu beunruhigen, wurden die Toten auf einem neuen Friedhof hinter der Anstalt beerdigt. Wenn Angehörige zur Beisetzung kamen, fand ein kurzer Gottesdienst an einem Sarg statt. Waren keine Angehörigen dabei, wurden die Leichen nackt in ein Massengrab geworfen.

In der ersten «Euthanasie»-Phase waren viele Informationen aus der Verwaltung des Gesundheits- und Sozialwesens nach aussen gesickert. Da bei jeder Verlegung der Patienten von einer psychiatrischen Einrichtung in eine andere die Zahlungen für ihre Unterbringung diesem Weg folgten, offenbarte der Geldfluss ihren letzten Aufenthaltsort. In der zweiten Phase ab 1942 wurde eine neue Verwaltungsstelle als Puffer zwischengeschaltet, so dass die Provinzverwaltungen, die die Unterbringung der Patienten bezahlten, diesen Weg nicht mehr nachverfolgen konnten. Eine unbeabsichtigte Folge dieser neuen Geheimhaltungsebene innerhalb der Verwaltung war jedoch, dass sie eines der Hauptziele der Krankenmorde untergrub: Das bei der Patientenversorgung eingesparte Geld floss nicht in die Kriegsanstrengungen, sondern musste bei der Provinzverwaltung bleiben, um seine Herkunft geheim zu halten. So sammelten sich die nicht ausgegebenen Überschüsse in den Kassen der Provinzen, in denen Patienten getötet wurden. In Hessen-Nassau setzten die Morde in Hadamar Millionen Reichsmark für Bauvorhaben und andere zivile Ausgaben frei, die von Kriegerdenkmälern bis hin zur Landesbibliothek Wiesbaden und dem Rhein-Mainischen Landesorchester reichten.⁶¹

Trotz der neuen Vorkehrungen drangen nach wie vor Informationen nach aussen. Im Oktober 1942, zwei Monate nach Wiederaufnahme der Tötungen in Hadamar, fragte der Oberpräsident der Rheinprovinz in einem Schreiben an Adolf Wahlmann an, warum so viele Patienten so kurz nach der Ankunft in seiner Anstalt verstorben seien. Obwohl der Chefarzt nicht erklärte, wie die Patienten gestorben waren, bestritt er in seiner Antwort die Tötungen keineswegs:

Die Herren Europas

«Ich kann es (...) mit meiner nationalsozialistischen Einstellung nicht vereinbaren, irgendwelche medizinischen Massnahmen anzuwenden, seien sie medikamentöser oder sonstiger Art, damit das Leben dieser für die menschliche Gesellschaft vollkommen ausfallenden Individuen verlängert wird, ganz besonders in der jetzigen Zeit unseres Existenzkampfes, bei dem jedes Bett für die Wertvollsten unseres Volkes benötigt wird.»⁶²

Die Zahl der in psychiatrischen Einrichtungen ermordeten Deutschen überstieg die jeder anderen inländischen Opfergruppe nationalsozialistischer Verfolgung. Sie hatten Verwandte in allen Gesellschaftsschichten, und für kurze Zeit sah es so aus, als ob die katholische Kirche bereit wäre, ihre Stellung als mächtigste und unabhängige gesellschaftliche Institution zu nutzen, um sich für diese Menschen einzusetzen. Aber ohne institutionelle Rücken- deckung sahen sich die Familien der Opfer vor grosse Hindernisse gestellt. Ein bürokratischer Hürdenlauf erschwerte es ihnen zusätzlich, in die Anstalten zu fahren, bevor ihre Angehörigen starben, zumal Telegramme mit der Mitteilung einer schweren Erkrankung bewusst verzögert abgeschickt und der Todestag vordatiert wurde. Nach 1942 bekamen Angehörige nicht mehr Urnen mit der Asche des Verstorbenen, sondern durften – wenn sie es sich leisten konnten – Beerdigungsunternehmen mit der Abholung der Leiche beauftragen, um sie privat beizusetzen. Schon bald beschwerten sich die Bestatter über die grob zusammengezimmernten Särge und den Zustand der nackten Leichen. Aber da die Kirchen nun schwiegen, standen die hunderttausende Deutschen, die von den Krankenmorden betroffen waren, allein da. Viele wohnten weit von den Einrichtungen entfernt, in denen ihre Angehörigen ermordet wurden, und wussten möglicherweise gar nicht, was tatsächlich passiert war. Zudem fühlten sich viele in ihrer Umgebung durch das Stigma einer «Erbkrankheit» in ihrer Familie isoliert.

Andere mühten sich ohne ausreichende Unterstützung mit der Pflege eines Familienmitglieds ab und verliessen sich dabei auf die Anstalten als Partner und Einrichtungen, die sie vorübergehend entlasten konnten. So war Maria M., bei der man «Schizophrenie» diagnostiziert hatte, ab 1925 immer wieder für kurze Zeit in der psychiatrischen Klinik Heidelberg und in der Anstalt Wiesloch untergebracht. Ihre Tochter Ria war fünf Jahre alt, als ihre Mutter erstmals von zu Hause fortmusste. Als Rias Vater 1929 starb, kümmerte sich dessen Schwester Sophie um seine neunjährige Tochter und seine Witwe. Auch Sophie sah die Anstalt Wiesloch als Partner, auf den sie sich

verlassen konnte, und liess Maria nach der nächsten Einweisung fünf Jahre dort. Nach einer langen, stabilen Phase zu Hause hörte Maria 1941 erneut Stimmen und litt unter Schlaflosigkeit. Ria erklärte dem einweisenden Arzt, dass die Symptome der Mutter auf den Baulärm für die zahlreichen Luftschutzbunker in Mannheim zurückzuführen seien. Bald darauf schrieben Ria und ihre Tante unabhängig voneinander an den Anstaltsleiter, wobei die Tochter sich für die Entlassung ihrer Mutter einsetzte und die Tante um den Verbleib ihrer Schwägerin in der Anstalt bat. Ria gelang es 1942, ihre Mutter wieder nach Hause zu holen, aber nach nur sechs Wochen hatte ihre Mutter eine gewalttätige Episode, bei der sie eine Fensterscheibe und einen Küchenschrank zertrümmerte, und so musste ihre Tochter sie wieder nach Wiesloch bringen. Am 6. Juni 1944 erhielt Ria von der Anstalt Hadamar eine schriftliche Mitteilung, dass man ihre Mutter dorthin verlegt habe, Besuche würden aber «infolge der schwierigen Verkehrsverhältnisse nur in besonders dringenden Fällen» gestattet. Am 13. Juli teilte ein Telegramm aus Hadamar Ria mit, dass ihre Mutter an einer Rippenfellentzündung erkrankt sei. Zwei Tage später folgte die Todesnachricht. Am 18. Juli fuhr Ria nach Hadamar, um den Ehering, das Sparbuch und die Kleider ihrer Mutter abzuholen.⁶³

Das war allerdings noch nicht das Ende der Geschichte. Einen Monat später schrieb Ria an den Chefarzt von Hadamar, Adolf Wahlmann, und bat ihn um Rat zu Erbkrankheiten. Da sie mittlerweile selbst Mutter war, wollte sie wissen, ob ihr Sohn die Schizophrenie ihrer Mutter geerbt haben könnte, «und wenn ja, es nicht besser wäre, ich würde mich auch sterilisieren lassen, und späterhin auch mein[en] Sohn, damit die Vererbung im Keim erstickt bleibe». Wahlmann nahm sich die Zeit, der unglücklichen jungen Mutter postwendend zu antworten, und erklärte, solange es keine entsprechende Krankengeschichte in der Familie ihres Mannes gebe, lasse die Tatsache, dass sie aufgewachsen sei, ohne Symptome zu zeigen, darauf schliessen, dass die Krankheit in der nächsten Generation nicht wieder auftreten werde. Rias ungewöhnlicher Brief an Wahlmann rückt ein Muster ins Blickfeld, das in vielen Fällen erkennbar war. Bei den Belastungen, die ihre Verantwortung für ein schwieriges, abhängiges Familienmitglied mit sich brachte, sahen sowohl Ria als auch ihre Tante die Heil- und Pflegeanstalt als zuverlässigen und vertrauenswürdigen Partner, den sie gelegentlich bei ihren Auseinanderset-

Die Herren Europas

zungen über die Möglichkeiten, Maria zu Hause zu pflegen, zu beeinflussen versuchten. Sie waren jedoch kaum in der Lage, aus eigener Kraft in Frage zu stellen, was in Hadamar vorging, geschweige denn, Widerstand dagegen zu organisieren. Mag es im Umfeld auch Mitgefühl gegeben haben, war es doch nie frei von Stigmatisierung, und beide erlebten somit eine private Tragödie, die nicht nur mit Kummer, sondern auch mit Scham einherging.⁶⁴

TEIL III

DER SCHATTEN VON 1812

Invasion der Sowjetunion Juni 1941 bis Dezember 1941



Der deutsche Kreuzzug

Bei Einbruch der Dunkelheit überprüften die Männer, die am 22. Juni 1941 in einem Wäldchen Deckung gesucht hatten, noch einmal ihre Ausrüstung, während Pioniere die Landungsboote für die Flussquerung aufpumpten. Der Pruth, ein recht breiter, aber langsam fliessender Nebenfluss der unteren Donau, markierte die rumänisch-sowjetische Grenze. Helmut Paulus stieg in eines der ersten Boote des 305. Infanterieregiments, und als ihr Regimentskommandeur ihnen zuwinkte, fühlte er sich an den Gruss römischer Gladiatoren erinnert: «Die Todgeweihten grüssen dich.» Dann brach die Hölle los. Ein nervöser Unteroffizier feuerte mit seiner Maschinenpistole seitlich in eines der Schlauchboote, worauf die Besatzung eines anderen Bootes in Panik geriet und es zum Kentern brachte. Das Maschinengewehr und die Munitionskisten versanken. Die Männer mussten durch das brusthohe Wasser zu anderen Booten waten. Links von ihnen ratterten Maschinengewehre, aber sie wurden nicht getroffen. Andere deutsche Einheiten hatten den Pruth weiter flussaufwärts gequert und verdrängten die Russen am Ostufer aus der bessarabischen Ortschaft Skuleni.¹

Als die Einheiten der Roten Armee sich zurückzogen und die Deutschen vorrückten, erreichte Helmut's Kompanie eine Hügelkuppe und grub sich dort ein. Ab Tagesanbruch waren sie alle drei bis vier Stunden Angriffswellen sowjetischer Tiefflieger ausgesetzt, die versuchten, die Deutschen von diesem Brückenkopf zu vertreiben. Aber zwei Tage später kauerte Helmut dort immer noch in einer Panzersperre, die sie ausgehoben hatten, und wartete auf den Gegenangriff der russischen Panzerdivisionen. «Dabei hatte man Gefühle, die sich nicht beschreiben lassen», notierte er in seinem Tagebuch. Beim Westfeldzug 1940 hatte er die Männer beneidet, die Frankreich erobert hatten, während er seine Grundausbildung absolviert hatte. Nun, bei seiner

Der Schatten von 1812

«Feuertaufe», hatte der Neunzehnjährige furchtbare Angst. Ausser ihrem Kompaniechef, einem Erster-Welt-kriegs-Veteranen, besass keiner von ihnen Kampferfahrung. Aber sie hielten ihren Brückenkopf bis zum 1. Juli und wehrten die sowjetischen Gegenangriffe ab. Die Männer waren ausgebildet, in kleinen Stosstruppen zu operieren, und konnten sich voll und ganz aufeinander verlassen. Nach neun Tagen unternahm ihre 198. Infanteriedivision endlich einen Vorstoss, und Helmut's Kompanie übernahm die Führung beim Angriff auf Finduri. Dabei verloren sie 37 Mann.²

Helmut und seine Kameraden gehörten zur 11. Armee und bildeten mit rumänischen Truppen beim Angriff auf die Sowjetunion den südlichsten Flügel der 3,5 Millionen Mann starken Invasionstruppen. Aufgabe der Heeresgruppe Süd unter dem Oberbefehl von Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt war die Eroberung der Ukraine, der Kornkammer der Sowjetunion. Zudem war Hitler auf das sowjetische Öl aus, und der Zugang zu den Ölquellen im Kaukasus führte über die ukrainische Schwarzmeerküste. Unterdessen sollten die Heeresgruppen Nord und Mitte die Schaltzentralen Leningrad und Moskau angreifen. Die ersten Befehle zur Vorbereitung einer Invasion der Sowjetunion hatte Hitler bereits elf Monate zuvor am 31. Juli 1940 erteilt, am selben Tag, als er grünes Licht für die Bombardierung Grossbritanniens gegeben hatte. Für ihn waren beide Feldzüge eng miteinander verknüpft. Als der «Englandangriff» scheiterte, verlegte er sich darauf, über Grossbritannien eine Blockade zu verhängen und die Sowjetunion als britischen Verbündeten auszuschalten. Damit wollte er neue Druckmittel schaffen, um die Briten an den Verhandlungstisch zu holen. Aber die strategischen Entscheidungen des deutschen Diktators entsprachen auch seinem lange gehegten Wunsch, den «jüdischen Bolschewismus» zu zerschlagen und kolonialen «Lebensraum» im Osten zu erobern, Ziele, die er in «Mein Kampf» unverblümt dargelegt hatte.

Es gab noch eine weitere Verbindung zwischen beiden Feldzügen: Mit ihren massiven Bombenangriffen auf Grossbritannien, die sich bis in den Juni 1941 fortsetzten, gelang es der Luftwaffe, die Verlegung eines Grossteils der deutschen Truppen nach Osten zu kaschieren. Der sowjetische Botschafter in London, Ivan Maisky, liess sich davon eindeutig ebenso täuschen wie Stalin – und auch die meisten Deutschen. So hatte Helmut Paulus die Flussquerung anfangs irrtümlich für eine Übung gehalten. Am Sonntag, dem 22. Juni 1941, kurz nach Beginn der Invasion der Sowjetunion, wurde den Truppen bei Tagesanbruch Hitlers Proklamation verlesen. Um 5.30 Uhr verlas

Goebbels im deutschen Rundfunk eine ähnliche Erklärung, die Hitler am Vortag diktiert hatte. Ihr Ton war geduldig und nachsichtig. «Von schweren Sorgen bedrückt, zu monatelangem Schweigen verurteilt, ist nun die Stunde gekommen, in der ich endlich offen sprechen kann», begann Hitler und führte dann die Geschichte der britischen Versuche aus, Deutschland, zuletzt mit sowjetischer Hilfe, einzukreisen. Unumwunden gab er zu, dass er den Pakt mit Stalin nur als notwendige Abwehrmassnahme gegen britische Bestrebungen geschlossen hatte, Deutschland einen erneuten Zweifrontenkrieg aufzuzwingen. Trotz aller Anzeichen sowjetischer Aggression gegen Finnland, Jugoslawien und kürzlich Rumänien habe er sich zurückgehalten, aber nun lasse sich ein Handeln nicht länger hinauszögern:

«Heute stehen rund 160 russische Divisionen an unserer Grenze. Seit Wochen finden dauernde Verletzungen dieser Grenze statt, nicht nur bei uns, sondern ebenso im hohen Norden wie in Rumänien. Russische Flieger machen es sich zum Vergnügen, unbekümmert diese Grenzen einfach zu übersehen, um uns wohl dadurch zu beweisen, dass sie sich bereits als die Herren dieser Gebiete fühlen.

In der Nacht vom 17. zum 18. Juni haben wieder russische Patrouillen auf deutsches Reichsgebiet vorgefühlt und konnten erst nach längerem Feuergefecht zurückgetrieben werden.

Damit aber ist nunmehr die Stunde gekommen, in der es notwendig wird, diesem Komplott der jüdisch-angelsächsischen Kriegsanstifter und der ebenso jüdischen Machthaber der bolschewistischen Moskauer Zentrale entgegenzutreten. (...)

Die Aufgabe dieser Front [vom arktischen Finnland bis ans Schwarze Meer] ist daher nicht mehr der Schutz einzelner Länder, sondern die Sicherung Europas und damit die Rettung aller.

Ich habe mich deshalb heute entschlossen, das Schicksal und die Zukunft des Deutschen Reiches und unseres Volkes wieder in die Hand unserer Soldaten zu legen.

Möge uns der Herrgott gerade in diesem Kampfe helfen!»³

In einem Café in Dresden versuchten Victor und Eva Klemperer, die Stimmung in der Bevölkerung einzuschätzen, als eine Frau ihnen das Extrablatt mit den Worten reichte: «Unser Führer! Das alles hat er allein tragen müssen, um sein Volk nicht zu beunruhigen!» Ein Kellner, der im vorigen Krieg in russische Kriegsgefangenschaft geraten war, meinte zuversichtlich: «Der

Der Schatten von 1812

Krieg wird nun rascher zu Ende gehen.» Abends bestimmten im Restaurant ein Ehepaar und ein angetrunkener Handelsreisender das Gespräch an ihrem Tisch, und der Vertreter erzählte nazifeindliche Witze, die Klemperer stark beunruhigten, «aber alles kam aus heiterem Herzen und voller Siegeszuversicht», notierte er in seinem Tagebuch. Im «Einnehmerhaus» wurde getanzt. Am nächsten Tag musste der ehemalige Romanistikprofessor eine achttägige Haftstrafe antreten, weil er vier Monate zuvor eine Ecke seines Arbeitszimmerfensters nicht verdunkelt hatte.⁴

Helmut Paulus' Mutter Erna hörte Goebbels' Rundfunkansprache, als sie im Urlaub in Bad Reichenhall aus ihrem Hotelzimmer nach unten kam. «Ich war wie vor den Kopf geschlagen», schrieb sie ihrem Sohn. «Man hatte schon lange von Truppenansammlungen im Osten gehört und war doch überrascht von der Tatsache (...) Mein erster Gedanke ging natürlich zu Dir.» Als Mutter war sie zwar nicht begeistert, geriet aber auch nicht in Panik. Sie und Helmut's Schwester Irmgard blieben noch die restlichen vier Tage ihres Urlaubs in dem hübschen Kurort am Fuss der bayerischen Alpen. Irmgard hatte Fahrräder geliehen, um ins nahe Berchtesgaden zu fahren, und hatte es dort geschafft, unter Umgehung des Stacheldrahtzauns einen Blick auf das Gästehaus, wenn schon nicht auf Hitlers Berghof zu werfen. Einen Monat später bestand Helmut's Vater – der den gesamten Krieg über in seiner Praxis als Arzt tätig war – darauf, mit den anderen Kindern eine Italienreise anzutreten, auf die die Familie seit Jahren gespart hatte. Während sie vom Brenner bis zum Vesuv und zurückreisten, beaufsichtigte Helmut's Mutter die Renovierung der Arztpraxis ihres Mannes in ihrem Haus in Pforzheim. So gross die Sorge um ihren Ältesten auch sein mochte, änderte die Familie wegen des Krieges doch nichts an ihren bestehenden Plänen für den Sommer.⁵

Am Montag, dem 23. Juni, meldete der Sicherheitsdienst, dass «die Nachricht über den *Ausbruch des Krieges mit Russland* unter der Bevölkerung grösste Überraschung hervorgerufen» hatte. Damit hatte zu diesem Zeitpunkt niemand gerechnet. Tatsächlich hatte es sogar weithin Gerüchte über ein neues Abkommen zwischen den beiden Grossmächten und über einen bevorstehenden Besuch Stalins in Berlin gegeben. Aber die Menschen stellten sich erstaunlich schnell auf die neuen Gegebenheiten ein. Am ersten Nachmittag und Abend kam in vielen Äusserungen zum Ausdruck, «dass die Reichsregierung nicht anders handeln konnte, als die geheime Handlungs-

weise' Russlands mit den Waffen zu beantworten». Manche sahen das Schreckgespenst eines längeren Krieges voraus und vermuteten, der Ostfeldzug könne den Briten Zeit verschaffen und vielleicht sogar Vorbote für einen Kriegseintritt der Vereinigten Staaten sein. Besonders Frauen äusserten Sorge über die Todesopfer, die der Krieg von den Deutschen fordern könnte, und über die «asiatischen Methoden», denen Kriegsgefangene bei den Sowjets ausgesetzt wären. Aber der bemerkenswerte Erfolg gegen die sowjetischen Truppen, den Finnland kürzlich im Winterkrieg errungen hatte, schürte Hoffnungen auf einen Sieg innerhalb von drei Monaten. Je mehr die Leute redeten, umso erleichterter waren sie, «dass der Führer frühzeitig die wahren Absichten Russlands und auch Englands erkannt habe». Ebenso wie die Frau, die Victor Klemperer in dem Café in Dresden das Extrablatt gereicht hatte, äusserten viele «Mitgefühl mit dem Führer, der solange Zeit seinem Volk gegenüber schweigen musste». Am weitesten war die Sorge verbreitet, dass in Deutschland die Rationen gekürzt werden könnten, um die vielen russischen Kriegsgefangenen zu ernähren, die den Deutschen in die Hände fallen würden, sobald der bolschewistische Koloss ins Wanken geriete. Der Münsteraner Journalist Paulheinz Wantzen berichtete, dass viele Frauen geweint hätten, allerdings nicht aus Sorge um eine Niederlage, sondern weil die Kampfhandlungen und die anschliessende Besatzung den Familien eine lange Trennung als Preis des Sieges abverlangen würde. Die Aussicht, dass Deutschland es endlich mit seinem eigentlichen Feind aufnahm, liess Wantzen wünschen, er könnte mitkämpfen.⁶

Natürlich konnte man es nicht völlig geheimhalten, wenn Armeen mit einer Truppenstärke von 3,5 Millionen Mann zusammengezogen wurden. Die Truppenverlegungen hatten Spekulationen über wachsende Spannungen zwischen den beiden Verbündeten geschürt, wobei in Münster widersprüchliche Gerüchte kursierten: über eine Friedenskonferenz in Berlin, über eine sowjetische Invasion Deutschlands oder eine deutsche Invasion Russlands und über enorme Zugeständnisse Stalins. Paulheinz Wantzen hatte die nötigen lokalen Kontakte zu den Behörden und zum SD, um die kleinen, aber bedeutenden Versetzungen nach Osten zu bemerken. Daher entging es ihm nicht, dass der örtliche Leiter des Sicherheitsdienstes, Karl Jäger, mit dem er häufig Informationen austauschte, zu einem Einsatzkommando-Kursus geschickt wurde, um den Umgang mit Maschinenpistolen zu

Der Schatten von 1812

trainieren. Wentzen vermutete, man wolle ihn auf den Einsatz im Osten vorbereiten. Der Pakt mit der Sowjetunion blieb bis zum Tag des Angriffs, dem 22. Juni, in Kraft, und um kein Misstrauen zu wecken, hatte es seitens der Nationalsozialisten keine sichtbaren Propagandavorbereitungen für den Ostfeldzug gegeben. Das Propagandaministerium hatte zwar 200'000 von geplanten 30 Millionen Flugblättern für die Ostfront drucken und einlagern lassen, um aber absolute Geheimhaltung zu gewährleisten, hatte man die Drucker und Packer bis zum Beginn der Invasion gleich mit weggesperrt.⁷

Trotz der mangelnden psychologischen Vorbereitung löste Hitlers Ankündigung eines «Präventivkriegs» massive Reaktionen aus.⁸ Seine Hinweise auf Grenzverletzungen wiederholten zwar lediglich die schon 1939 gegen Polen vorgebrachten Vorwände, aber in diesem Fall sprachen sie tiefsitzende deutsche Ängste und Erinnerungen an. Allein schon die russische Mobilmachung hatte 1914 genügt, dass selbst die antimilitaristische SPD für Kriegskredite gestimmt und für die Dauer des Krieges einen «sozialen Burgfrieden» erklärt hatte. Als russische Truppen Ostpreussen eingenommen hatten, hatten sämtliche deutschen Zeitungen, auch das Zentralorgan der SPD, der *Vorwärts*, Schauergeschichten verbreitet über «Halbbarbaren, die sengen, morden, plündern, auf Samariter schießen, Sanitätsstationen verwüsten, weder Frauen noch Verwundete schonen». Und nach dem Sieg über die 2. Russische Armee am 29. August 1914 bei Tannenberg war der Oberbefehlshaber der deutschen 8. Armee, der bereits ältere und relativ untalentierte Paul von Hindenburg, schlagartig und dauerhaft zum Helden avanciert. Auch 1941 machte die Rote Armee mobil, traf aber keine Vorbereitungen für einen Angriff. Vielmehr blieben ihre Divisionen defensiv an der Grenze aufgereiht und bildeten leichte Beute für eine Einkreisung durch die Deutschen. Obwohl es keinerlei Belege für sowjetische Angriffspläne gegen Deutschland gab, wurde die Behauptung an der deutschen Heimatfront bereitwillig geglaubt.⁹

Mit der Mobilisierung tiefsitzender Ängste vor dem «Bolschewismus» sprachen die Nationalsozialisten dieselbe breite Koalition der deutschen Öffentlichkeit an, die sich 1914 zur Abwehr der «russischen Barbarei» zusammengefündet hatte. Allen, von ehemaligen SPD-Wählern bis hin zu National-Konservativen, war dies ein Anliegen von tiefgreifender – und grundsätzlicher – Bedeutung. Viele katholische Bischöfe hatten 1939 den Krieg gegen Grossbritannien und Frankreich nur zurückhaltend unterstützt, weil sie fürchteten, der Hitler-Stalin-Pakt könne ein Vorbote für eine Welle des

Antiklerikalismus in Deutschland sein – die freilich bis 1941 ausgeblieben war. Trotz fortwährender Konflikte mit radikalen Nationalsozialisten befürworteten die katholischen Bischöfe nun rückhaltlos den Angriff auf die Sowjetunion als «Kreuzzug gegen den gottlosen Bolschewismus». Für den Bischof von Münster, Clemens August von Galen, waren die deutschen Katholiken die wahren Patrioten, die hinter dem Führer standen, und er setzte – zur Verärgerung des Sicherheitsdienstes – ihren Kampf gegen den nationalsozialistischen Materialismus und Atheismus, der sich hinter den Rücken der siegreichen Soldaten in der Heimat breitmachte, mit dem deutschen Kreuzzug gegen den Bolschewismus im Ausland gleich: «Das deutsche Volk in Waffen ist seit dem Juni dieses Jahres angetreten, um den militärisch-machtmässigen Versuch Moskaus zu vereiteln, die bolschewistische Irrlehre und Gewaltherrschaft nach Deutschland und Westeuropa vorzutragen.» Nun konnten er und die anderen Bischöfe mit Gebeten vorangehen, dass Gott ihre Soldaten zum Sieg führen möge. Bis zum Spätsommer hatte sich der Konflikt mit der Partei gelegt, und am 14. September gab der Bischof von Münster einen eindringlichen Hirtenbrief heraus, in dem er den Krieg mit einem Hitlerzitat als Verteidigung rechtfertigte und erklärte: «Seit über zwei Jahrzehnten hat sich die jüdisch-bolschewistische Machthaberschaft von Moskau aus bemüht, nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa in Brand zu stecken.» Unter den «Volksgenossen» besass in diesem Sommer kein politisches Lager ein Monopol auf nationalsozialistische Linientreue, da alle, die Anspruch auf die Seele der deutschen «Volksgemeinschaft» erhoben und sich gegenseitig mit Misstrauen begegneten, wieder einmal den Schulterschluss übten: Der Antibolschewismus einte alle.¹⁰

Am 28. Juni 1941 erschienen die ersten Bilder vom Ostfeldzug in einer eilig zusammengestellten und seltsam geschnittenen Wochenschau. Sie begann mit dem Endspiel der deutschen Fussballmeisterschaft zwischen Schalke und Rapid Wien und einigen untergeordneten diplomatischen Ereignissen und zeigte dann Bilder von Stukas und schwerer Artillerie, die britische Stellungen in Nordafrika angriffen. Totenstill lauschte das Publikum, als Goebbels anschliessend Hitlers Erklärung zum Einmarsch in die Sowjetunion verlas, und brach in stürmischen Beifall aus, sobald er geendet hatte und zu sehen war, wie deutsche Truppen einen Grenzposten einnahmen. Mit wachsender Spannung warteten die Zuschauer auf die ersten Bilder des Feindes. Als schliesslich eine Gefangenenspaladei über die Leinwand marschier-

Der Schatten von 1812

te, riefen einige: «Wilde!», «Untermenschen!» und «Zuchthäusler!» Aufgebrachte Frauen beklagten, dass ihre Männer «gegen derartige Tiere» kämpfen müssten.¹¹

Am 30. Juni 1941 trafen Offiziere der Wehrmacht-Untersuchungsstelle in Lwow – oder Lemberg, wie es im Habsburger Reich hiess – ein und inspizierten, begleitet von einem Militärarzt und zwei Militärriechern, die sowjetischen Gefängnisse, wie es auch eine separate Einheit der Geheimen Feldpolizei tat. Sie sollten – wie in Polen – versuchen, Gräueltaten gegen deutsche Kriegsgefangene zu dokumentieren. Obwohl es nicht zu ihren Aufgaben gehörte, sammelten sie auch Belege für Massenhinrichtungen und Folter durch die sowjetische Geheimpolizei, den NKWD, an sowjetischen Bürgern. Im städtischen Gefängnis fanden sie eine Leiche auf dem Hof, vier weitere in einem Kellerraum und in einem anderen Raum 20 bis 30 aufeinandergeschichtete Leichen. Einer der Richter entdeckte im NKWD-Gefängnis in einem der Höfe drei mit Sand abgedeckte Massengräber und im Gebäude einen weiteren Haufen Leichen: Einer Frau hatte man eine Brust abgeschnitten. Drei Fotografen des Reichspropagandaministeriums machten im Militärgefängnis Aufnahmen von Leichen, die sich bis an die Decke stapelten. Die meisten waren durch einen Genickschuss getötet worden, eine Hinrichtungsart, die seit Langem für typisch für den «jüdisch-bolschewistischen Terror» gehalten wurde. Am ersten Tag ihres Aufenthalts in der Stadt fanden die Ermittler keine deutschen Opfer, wohl aber einige Juden, die man ihrer Ansicht nach ermordet hatte, weil sie Zionisten, also politische Gegner des jüdisch-kommunistischen Regimes waren.¹²

Am selben Tag schrieb ein deutscher Soldat aus Lemberg an seine Frau nach Hause:

«Hier sind wir wirklich als Befreier von einem unerträglichem Joch gekommen. Verhärmte Gesichter, armselige Kleidung sprechen eine deutliche Sprache. Noch deutlicher war die Sprache der Gefängnisse. Ich habe in den G.P.U. [Vorläufer des NKWD] Gefängnissen Bilder gesehen, die ich Dir in Deinem Zustand nicht beschreiben kann, auch nicht will. 3'000 bis 5'000 Menschen liegen in den Gefängnissen auf die bestialischste Weise abgeschlachtet. (...) Wie manchmal habe ich gedacht bei Schilderungen aus dem bolschewistischen Russland oder damals aus dem roten Spanien, das ist übertrieben, das ist ein Appell an Sensationsinstinkte. Heute weiss ich es besser. (...) Diese jüdischasiatischen Horden wollte man auf unser altes Kulturland loslassen.»¹³

Unverzüglich entsandte Goebbels 20 Journalisten und Rundfunkreporter, die über die sowjetischen Gräueltaten berichten sollten. Am 5. Juli stellte der *Völkische Beobachter* Lemberg als Inbegriff der «jüdisch-bolschewistischen» Herrschaft dar. Am 8. Juli verkündete er: «Der deutsche Soldat bringt das Menschenrecht wieder, das von Moskau in Blutströmen erstickt werden sollte.» Die *Deutsche Allgemeine Zeitung* wollte nicht zurückstehen und erinnerte ihre gebildete Leserschaft an jüdische Ritualmorde. Obwohl die Opfer keine Deutschen waren, sah Robert Ley, der Leiter der Deutschen Arbeitsfront, die Grausamkeit der sowjetischen Geheimpolizei als Beleg: «Deutschland sollte ausgerottet werden», verkündete entsprechend eine Schlagzeile. Ley erinnerte die Deutschen als Erster an Hitlers Warnung vom 30. Januar 1939, als dieser prophezeit hatte, dass ein weiterer Weltkrieg nicht zur Vernichtung der Deutschen, sondern der Juden führen werde.¹⁴

Deutsche Soldaten fotografierten in Lemberg nicht nur die Stätten der Gräueltaten, sondern auch die nun folgende Lynchjustiz, als man einheimische Juden zu einem Spiessrutenlauf durch die Reihen ukrainischer Nationalisten zum Gefängnistor hinaustrieb, wobei sie mit Peitschen, Latten und Fäusten geschlagen wurden, wie einer der Soldaten in seinem Tagebuch festhielt. Die zweite Wochenschau des Russlandfeldzuges enthielt eine kurze Szene, in der Letten in Riga Juden mit Knüppeln zu Tode prügeln. Laut Berichten des Sicherheitsdienstes begrüßte das deutsche Kinopublikum diese Rache der Bevölkerung an den Juden mit «lebhafter Zustimmung». Ebenso wie die deutschen Medien 1939 die angeblichen polnischen Grenzverletzungen nie mehr erwähnten, nachdem sie in Bromberg Belege für polnische Gräueltaten gefunden hatten und fortan diese für die Propaganda nutzten, legten sie nun Hitlers fadenscheinige Behauptung, sowjetische Truppen hätten deutsches Territorium verletzt, zugunsten der anschaulichen Belege aus Lemberg stillschweigend ad acta.¹⁵

Hans Albring erinnerte sich im Sommer an der Ostfront wehmütig an die Kulturschätze Frankreichs. Als er zähneklappernd in einer feuchtkalten Blockhütte sass, stand für ihn ausser Zweifel, dass man ihn in ein barbarisches Land geschickt hatte, wo «Europa schon zu Ende» war. In einem Brief an seinen Freund Eugen Altroge, der mittlerweile in Paris stationiert war, verglich er den kultivierten «Westen» mit der undurchdringlichen «Natur»,

Der Schatten von 1812

die er von seinem Funkwagen aus sah, «eine grosse Weite mit Tannenwäldern in der Ferne und wenigen Hütten. Natur». Der junge Katholik war entsetzt über die ungehobelten marxistischen Pamphlete, die sie in einem Gebäude der kommunistischen Partei fanden, und empörte sich über den bolschewistischen Atheismus, die Zerstörung katholischer Kirchen und die Plünderungen orthodoxer Gotteshäuser. Er erinnerte sich an den durchdringenden Gestank in einem sowjetischen Gefängnis und an die Fotos Ermordeter, die sie dort gefunden hatten. Über die jüdischen Frauen, die für die deutschen Soldaten Kartoffeln schälten, schrieb er an Eugen: «Es waren tolle Erscheinungen dabei – eine Karikatur könnte auch nicht mehr viel dahinzutun.»¹⁶

Allerdings fand er auch viel Bewundernswertes, etwa die Bäuerinnen in ihren bunten Kleidern und weissen Kopftüchern, die ihn vor der Holzkirche begrüsst und ihm Wiesenblumen in die Hand drückten. Von den alten Ikonen, die nun aus ihren Verstecken geholt wurden, war er ebenso fasziniert wie von den Priestern mit ihren wallenden weissen Bärten und von den orthodoxen Gesängen. Als die Deutschen einen Gottesdienst abhielten, kamen die Bauern mit ihren Ikonen und weinten unverhohlen über ihre Befreiung – «und während jede Übertreibung den Landserspott wachruft, was echt und gut ist, so wusste hier doch jeder, was jedem Russen nach 24jährigem Entbehren dieser schlichte Wehrmachtsgottesdienst bedeutete», schrieb Albring seinem Freund. Als sie durch die ersten Orte marschierten, wo – wie er schreibt – «hebräisierendes Deutsch» gesprochen wurde, war Albring abgestossen von solchen «Nestern», in denen «nur vom Hintergrund und aus dem Rücken geschossen wird». Alles, was er in «Käthe Kollwitz' geistiger Heimat» sah, waren «Juden, Holzhäuser und ärmlich aussehendes Polenvolk und ein Zeichen höherer Kultur sind nur die Kirchen». So sehr er der nationalsozialistischen Propaganda gegen die katholische Kirche in der Heimat auch misstrauen mochte, stellte er die Ansichten der Nationalsozialisten über die Sowjetunion doch nicht in Frage. Albring stand wie der Bischof von Münster voll und ganz hinter dem Kreuzzug gegen den «jüdischen Bolschewismus».¹⁷

Die Teilnahme an diesem Kreuzzug blieb jedoch nicht ohne Auswirkungen auf Albrings Empfindsamkeit. Ende August begann für ihn eine neue Kriegsphase, als er zusah, wie eine deutsche Einheit an einer kleinen Wassermühle Partisanen exekutierte. Sie wurden nacheinander an eine Grube

geführt, mit einem Genickschuss getötet und mit einem Tritt hinunterbefördert. Während ein Russe Chlorkalk über eine Leiche schaufelte, wurde bereits der Nächste herangeführt. Albring stand nah genug, um die Austrittswunde am Kopf zu sehen. «Das ist ein hartes, aber gerechtes Ende, wenn man das Vorhergehende kennt», rechtfertigte er sich gegenüber Eugen in einem Anflug von Zweifel und fügte mit einem kultivierten Achselzucken hinzu, «wiewohl sich über die Methode streiten lässt, die die signa temporis trägt» (die Zeichen der Zeit). Albring war von diesen Hinrichtungen ebenso fasziniert wie die Deutschen, die ähnliche Exekutionen 1939 in Polen miterlebt hatten. «Man muss alles sehen, um alles wissen zu können und mit allem zu rechnen», schrieb er. Er hinterfragte weder die Rechtmässigkeit dieses Vorgehens noch die dahinterstehende Rassenpolitik und überlegte nicht einmal, wer diese Menschen sein mochten. Was ihn faszinierte, war etwas anderes: das Mysterium – und die Macht –, Leben auszulöschen: «Was ist das, woran wir doch so hängen, und was in dem Bruchteil von Sekunden auslöscht und entschwunden ist?»¹⁸

In der Vorhut der Heeresgruppe Mitte erlebte Fritz Farnbacher einen Krieg anderer Art. Am 20. Juli um 2 Uhr nachts gab es Alarm, und er übernahm eine Artilleriestellung, die den Infanteristen vor ihm Deckung bot. Bei Tagesanbruch stellte sich heraus, dass es sich um falschen Alarm gehandelt hatte. «Man könnte sich bei so etwas ärgern», notierte er in seinem Tagebuch. «Aber ich verstehe auch die Schützen recht gut (...) die Russen schiessen haargenau auf ihre Deckungslöcher (...) und da werden die Männer schon langsam nervös.» Als Leutnant der Reserve im Panzerartillerie-Regiment 103 tat der sechszwanzigjährige Farnbacher das, was er in der Ausbildung gelernt hatte. Artilleristen wie auch Infanteristen gehörten zur 4. Panzerdivision und hatten gerade die kleine weissrussische Stadt Tscherikow eingenommen. Sobald der Sonnenaufgang einen herrlichen Sommertag ankündigte, fiel dem jungen Pietisten ein, dass Sonntag war, und er sang den 36. Psalm vor sich hin: «Herr, Deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und Deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen.»¹⁹

Als die unregelmässigen Kämpfe wieder anfangen, verlor Farnbachers Batterie die Telefonverbindung zum Hauptquartier. Er sprang in den Seitenwagen eines Kradmelders und erstattete Meldung bei Major Hoffmann im Kommandoposten des Regiments. Dabei wurden sie durch die Auskunft ei-

Der Schatten von 1812

niger Deserteure der Roten Armee unterbrochen, die von der Luftwaffe abgeworfene Flugblätter in der Hand hielten, in denen man ihnen gute Behandlung versprach. Einer war angeblich Kommissar und Jude. «Und nun wird beschlossen, dass der Jude erschossen wird. Laut höheren Befehls sind Kommissare zu erschiessen. Das dehnt man auf die Juden aus», hielt Farnbacher fest.²⁰ Der für seine Tapferkeit bekannte und mit dem Ritterkreuz ausgezeichnete Major Hoffmann war eine recht imposante Erscheinung. Er beschloss, den Mann zu vernehmen, um in Erfahrung zu bringen, wo sich die anderen Kommissare in Tschirikow versteckt hielten, und liess sich seinen «Judentröster», einen kräftigen, mit diversen Runen und Sowjetsternen verzierten Stock bringen. Farnbacher musste mit dem übrigen Stab zusehen und starrte gebannt auf den roten Stern, der an den Stock genagelt war und sich vom Blut des Gefangenen noch roter färbte, als der Major ihn auf den Kopf schlug. Schliesslich liess Major Hoffmann den Juden an die frischen Gräber fünf deutscher Soldaten führen. An jedem Grab schlug er ihn wieder mit dem Stock, bevor er ihn zur Erschiessung wegbringen liess. Farnbacher empfand dieses Geschehen zum Abschluss des Sonntags als «etwas sehr Unerfreuliches».²¹

Farnbachers Abscheu über das Exempel, das ein hochdekorierter Vorgesetzter statuierte, war moralisch und religiös begründet, aber er war keineswegs absolut gegen ein solches Vorgehen. Nachdem sein Regiment am 2. Juli eine Brücke über die Beresina verteidigt hatte, machte er sich mit seinem besten Freund auf, um nach den Gefallenen zu sehen. Ein Feldwebel erzählte ihnen, wie die Sowjets die Verwundeten «in bestialischer Weise» abgeschlachtet, mit Bajonetten erstochen und ihnen die Schädel zertrümmert hätten. «Man darf da bestimmt keine falsche Milde walten lassen», fand Farnbacher. In seinem Tagebuch vermerkte er, dass seine Division als Vergeltung 100 «Freischärler» exekutiert hatte. Sechs Wochen später wunderte er sich über den erbitterten sowjetischen Widerstand in einem Dorf, in dem die Gegner sich noch nach Beendigung der Kämpfe weigerten, aus ihren Bunkern, Gräben und Unterständen zu kommen. Manche hoben die Hände, wie um sich zu ergeben, warfen dann aber Handgranaten zwischen die Füsse der Soldaten, die sie gefangennehmen wollten. «Da kann man es denn wohl auch verstehen, wenn die Landser die nächsten Russen, die sie erwischen, einfach umlegen», rechtfertigte er das Verhalten der Soldaten. Während einige Män-

ner die Russen erschossen, die nicht kapitulieren wollten, steckten andere sämtliche Häuser des Dorfes in Brand.²²

Als eine Einheit nach der anderen sich auf diese Art der Kriegführung einstellte, hielten deutsche Soldaten in Briefen und Tagebüchern die neuen Normen fest, die sie an der Ostfront lernten: Als Vergeltung für verstümmelte deutsche Leichen wurden keine Gefangenen gemacht; Heckenschützen wurden im Verhältnis hundert zu eins gerächt; in jedem Dorf wurden Galgen errichtet. Hilflos suchte Hans Albring nach Bezügen zu Kunst und Religion, als er sich bemühte, seinem Freund Eugen Altrogge zu beschreiben, was er gerade erlebte:

«Dass wir überhaupt noch leben, kommt mir vor wie ein Theodonom [ein Geschenk Gottes] und ich will nicht nur mit Worten dankbar sein, wenn uns dieses Menschen und Leben fressende Ungeheuer Russland noch einmal mit heilen Knochen und gesundem Kopf entlässt. Der Anblick bestialisch verstümmelter Leichen, die denselben Rock tragen wie Du, schneidet sich in die ganze Vorstellungswelt ein, die Dich hier umgibt. – Aber auch die starren Gesichter der Erhängten. Das in die Grubestürzen der Erschossenen – Bilder dunkler als das dunkelste des Goya – ach, Eugen, das vergisst man nie, wenn's man auch möchte. Und neben dem, was es gewiss gibt, nimmt es Dir auch von unserer Unbekümmertheit und dem anderen viel und gibt uns etwas von der gehetzten Kreatur, von erbärmlich armen Menschen überhaupt. Es sind irgendwie alles Selbstbildnisse, die hier am Wege liegen und so ihr Leben liessen oder es noch tragen, wie man sich auch selbst wiederfindet in denen, die da in den Evangelien, geplagt von diesem und jenem, am Wege sitzen, bis der Erlöser kommt. Kein Gedicht fand ich noch, das alles das fasst, was hier geschieht – es muss wohl manches auf ewig ungesagt bleiben, aufgespart für die Stunde, wo es den Menschen ganz unmittelbar überkommt.»²³

Nichts hatte ihn auf solche Erfahrungen vorbereitet. Im Januar 1942 bezeichnete Albring die Juden in seinen Briefen als «todgeweihte Menschen». Er war nah genug an den Sicherungsdivisionen der Wehrmacht, der deutschen Polizei und den SS-Einsatzgruppen, um Zeuge anderer Massensexekutionen zu werden, die im rückwärtigen Frontgebiet hinter dem Vormarsch der Heeresgruppe Mitte stattfanden, aber er erwähnte Eugen gegenüber nur noch einen weiteren Vorfall. Am 21. März 1942, mittlerweile an der Front, schrieb er: «Die Leichen, die man früher regellos auf einen Haufen warf, werden bereits, so gut es geht, aussortiert und über das halbe Tausend er-

Der Schatten von 1812

schossener Juden hat man schon Kalk gefahren.» Als ahne er Eugens Entsetzen über diese beiläufige Bemerkung, fugte er hinzu: «Was im Einzelnen noch hier geschah, – davon zu schreiben, ist nicht der rechte Ort.» Danach sollte Hans Albring nie wieder über diese Massenexekutionen schreiben. Der Weg zur Selbstzensur hatte bei ihm neun Monate Feldzug erfordert.²⁴

Es gab jedoch keinen typischen Verlauf der persönlichen Entwicklung bis hin zur Akzeptanz der mörderischen Ereignisse. Wilhelm Moldenhauer, ein Funker bei der Heeresgruppe Süd, neigte ebenfalls nicht zu einer guten Meinung über Juden. Der Besitzer eines gutgehenden Kolonialwarenladens in einem Dorf bei Hannover wirkte zunächst wie ein gutsituierter Bürger der provinziellen Mittelschicht. Er hatte sich 1937 der SA angeschlossen und bezog an der Ostfront weiter seine Lokalzeitung im Abonnement. Seine politischen Ansichten offenbarten sich in seinen antisemitischen Phrasen. Sein Feldzug hatte wie bei Helmut Paulus in Rumänien begonnen, wo er mit Genugtuung gesehen hatte, wie rumänische Juden in der Hafenstadt Constanza Schiffe bestiegen. Als er in die Ukraine kam, führte er die Armut und Unterdrückung, die er dort vorfand, in der üblichen Weise auf die jüdisch-bolschewistische Herrschaft zurück: «Hier haben die Juden und Funktionäre mit ihrer Propaganda ganze Arbeit geleistet», schrieb er nach Hause. Aber als sein Funkwagen im Spätsommer und Herbst 1941 kreuz und quer durch Orte fuhr, in denen Massaker an Juden verübt wurden, hörte Moldenhauer bald auf, in seinen Briefen zu schildern, was er sah. Sein Schweigen hatte persönlichere Gründe als bei Hans Albring, denn es gab einen entscheidenden Unterschied: Wilhelm stammte mütterlicherseits von konvertierten Juden ab. Hatte er in Polen und Rumänien noch «kamascheue» Juden fotografiert, so dokumentierte er nun mit seiner Leica die Weiten der Steppe, durch die er reiste.²⁵

Im Gegensatz zu diesen beiden Männern gab es in der Wehrmacht jedoch viele «Exekutionstouristen», die bei öffentlichen Hinrichtungen von Juden und Partisanen drauflosknipsten. Dem Bremer Kaufmann Hermann Gieschen, der als Reservist beim Polizeibataillon 105 diente, war klar, dass sie vor einer schwierigen Aufgabe «ähnlich wie in Polen» standen. In Riga gelang es ihm, einen Filmprojektor zu ergattern, weil er die Hoffnung hegte: «Mein Film wird später nochmal ein Dokument sein und für unsere Kinder hochinteressant. Wenn es auch keine Aufnahmen von der vordersten Front sind, so sind es doch sehr interessante Aufnahmen vom Krieg gegen Russ-

land. Das genügt und wird viel Interesse finden.» Am 7. August 1941 schilderte er in einem Brief an seine Frau Hanna die Einsätze seiner Einheit: «Hier werden sämtliche Juden erschossen. Überall sind solche Aktionen in Gange. Gestern Nacht sind aus diesem Ort 150 Juden erschossen, Männer, Frauen und Kinder, alles umgelegt. Die Juden werden gänzlich ausgerottet.» Schnell fugte er jedoch hinzu: «Liebe H, mache Dir keine Gedanken darüber, es muss sein. Und dem R. nichts davon erzählen, später mal!» Dem Sohn von solchen «Aktionen» nichts zu erzählen war eine Mahnung, die in den folgenden Briefen immer wiederkehrte.²⁶

Als seine Einheit dem Vormarsch der Heeresgruppe Nord Richtung Leningrad folgte, liess Gieschen die quirligen lettischen Städte hinter sich und kam in die nordrussischen Wälder. Er fand «aber keinen Forst mit Pflege, sondern Urwälder, Gestrüpp, Buschwerk, alles durcheinander, ungepflegt, verkommen fürchterlich». Da er an einen Bekannten aus Hamburg mit kommunistischen Ansichten denken musste, schrieb er: «Sage Z. man, er soll sich mit seinen Kommunisten begraben lassen, er soll sich Russland mal ansehen. Wer noch einen Funken Kommunismus im Leibe hat, der ist hier kuriert worden, gründlich. Das hört man oft.» Für den Fall, dass die Waldwege vermint sein sollten, liess ihre Einheit zehn russische Kriegsgefangene vorweggehen. Dem Reservepolizisten in mittleren Jahren fielen die Fussmärsche schwer. Einfacher fand Gieschen es, die Dörfer nach Partisanen zu durchkämmen, obwohl er bald merkte, dass sie dort nur selten aufzuspüren waren. Tatsächlich konnten sie die Partisanen nur mit Hilfe von Informanten auffindig machen. Um sie zum Reden zu bringen, fesselten sie ihre Gefangenen an Pfähle und liessen sie die ganze Nacht ohne Essen und Wasser vor dem Küchenblock der Kompanie stehen. Ein Gefangener, der im Gefecht mit der deutschen Patrouille ein Auge verloren hatte, hielt der Folter nicht stand und führte die Polizeikompanie in ein Dorf, das Partisanen beherbergte. Aber der deutsche Hauptmann war zu unfähig, den Ort vollständig zu umstellen, und Gieschen sah, wie ein Dutzend Partisanen in die relative Sicherheit der Wälder flüchtete. Nachdem die deutschen Polizisten in das Dorf vorgedrungen waren, hängten sie Plakate auf, die verkündeten, sie seien nicht als Eroberer, sondern als Befreier gekommen. Die Warnung «Wer plündert, wird erschossen» beruhigte die Dorfbewohner offenbar, und eine Frau kochte einen grossen Topf voller Eier für die ganze Kompanie, andere

Der Schatten von 1812

brachten Flaschen mit Milch und Gläser mit eingelegten Gurken. Trotz der beruhigenden Plakate ging der Hauptmann durch alle Häuser, nahm sich einen Plattenspieler – «den habe ich schon lange gesucht» – und liess einen Ballen Stoff mitgehen. Hermann Gieschen war besorgt, dass der krasse Gegensatz zu den Versprechungen der Plakate ein schlechtes Licht auf ihre Führung werfen würde, dennoch war er stolz auf ihre Mission und nahm an, dass man sie weiterhin mit offenen Armen begrüssen würde: «Die Menschen sind von den Kommunisten und Juden und Kommissaren derart eingeschüchtert und ausgebeutet, dass sie sich freuen, dass sie diese Halunken los sind und sehen in uns tatsächlich die Befreier.»²⁷

Schon kurz nach Überschreiten der russischen Grenze hatte Gieschen berichtet, dass man ihnen «ein Flintenweib» übergeben habe, «eine 20jährige Person, schwarz und düster, in Uniform und langen Stiefeln. Wahrscheinlich eine von einem Frauenbataillon. Furchtbar, dass Weiber sich zu solchen Sachen hergeben». Wie er nach Hause schrieb, war er überzeugt, dass seine Kameraden sie erschiessen würden. Einer von ihnen, ein ehemaliger Friseur, war mittlerweile «ein Spezialist im Umlegen». Sie machten ein Foto von der Frau. Als kommunistische Perversion der natürlichen weiblichen Häuslichkeit galten weibliche Rotarmisten offenbar als Inbegriff der grausamen, ungezähmten Frauen der Steppe, die für deutsche Männer auch etwas Faszinierendes hatten. Schon im Juli zeigte die Wochenschau Reihen russischer Gefangener und pickte eine Russin heraus, die am Boden kauerte, «ein bolschewistisches Flintenweib in Uniform», wie der Kommentator betonte. Anschliessend diskutierte das deutsche Kinopublikum lebhaft über sie und nicht etwa über andere Gefangene, nicht einmal über solche, deren «asiatische» Züge ausdrücklich hervorgehoben wurden. Das allgemeine Urteil lautete, «solche Typen nicht am Leben zu lassen».²⁸

Hermann Gieschen war durchaus kein grausamer oder sadistischer Mensch, eher sogar zartbesaitet, und er schaffte es in den ersten vier Wochen des Russlandfeldzuges, nicht Zeuge von Exekutionen zu werden, auch wenn er Hanna Details schilderte, die er von seinen Kameraden erfahren hatte. Da er sich seiner Schwächen bewusst war, schrieb er seiner Frau voller Bewunderung über einen der Männer, der den «Revolverhelden» spielte und vor den Augen der ganzen Kompanie drei Zivilisten erschoss. Als er schliesslich Zeuge einer Exekution wurde, beeindruckte ihn, dass die Opfer dastanden

«wie ein Baum, ohne zu zucken». Nach Hause schrieb er: «Es ging alles sehr schnell (...) Aber einen grossen Eindruck hat die Erschiessung eigentlich nicht auf mich gemacht. Wir haben uns das Schauspiel angesehen und sind dann wieder an die Arbeit gegangen, als wenn nichts passiert wäre.» Dann fügte er noch die übliche Rechtfertigung hinzu: «Partisanen sind eben Feinde und Lumpen zugleich und müssen verschwinden.» Vier Wochen später hatte er sich soweit angepasst, dass er die Exekution von vier Partisanen fotografierte.²⁹

Männer wie Gieschen, die in Briefen an ihre Familien die Ermordung der Juden mit nationalsozialistischen Schlagworten rechtfertigten, bildeten anscheinend eine kleine Minderheit. Untersuchungen von Briefen deutscher Soldaten kamen zu dem Ergebnis, dass sie Juden entweder gar nicht oder nur am Rande erwähnten und nur flüchtig auf jüdische Ghettos, Zwangsarbeit und Beschlagnahmen von Eigentum eingingen. Helmut Paulus erwähnte in seinen Briefen nach Hause solche Ereignisse nicht. In den über 1'000 erhalten gebliebenen Briefen, die er an seine gebildete Arztfamilie in Pforzheim schickte, gab es nur einen Hinweis auf Juden, aus den ersten Wochen des Feldzuges, als er anmerkte, sein Regiment habe sein Hauptquartier am 28. Juni 1941 auf einem jüdischen Friedhof aufgeschlagen. Sein nachfolgendes völliges Schweigen ist zu durchgängig, um Zufall zu sein.³⁰

Solches Schweigen verhinderte allerdings nicht, dass Kenntnisse über die Vorgänge im Osten nach Deutschland durchsickerten. Vielmehr markierte es die moralischen Grenzen dessen, was Ehemänner ihren Frauen mitteilen sollten, und wenn sie ihnen wie Helmut Gieschen davon berichteten, sollten die Frauen es zumindest den Kindern gegenüber verschweigen. Eine solche familiäre Zensur funktionierte anders als die relativ grobmaschige militärische Zensur, die Stichproben aus den Feldpostsäcken nahm, gelegentlich Briefpassagen schwärzte und monatliche Berichte über die Moral der Truppe verfasste, was Kommandeuren half, moralische Richtlinien festzulegen, was ihre Leute der Heimatfront mitteilen durften. Dennoch drang über Soldaten im Heimaturlaub, über Klatsch und über Filme, die zum Entwickeln nach Hause geschickt wurden, manches durch. Soldaten, Offiziere und sogar Polizeibeamte sprachen während ihrer Fahrten durch Deutschland häufig recht unverblümt mit Fremden, denen sie im Zug begegneten. In diesem Sommer

Der Schatten von 1812

tauchte eine Schilderung von Massenerschiessungen sogar in einem vom Propagandaministerium veröffentlichten Buch mit Soldatenbriefen auf.³¹

An der Ostfront stellten sich Soldaten unterschiedlich auf die Massenmorde ein. Das Ausmass, in dem sie solchen Aktionen als Augenzeugen oder aktiv Beteiligte ausgesetzt waren, wirkte sich auf die moralische und psychische Verfassung des Einzelnen und auf die Dynamik innerhalb der kleinen Einheiten aus. Dabei gab es erhebliche Unterschiede zwischen der Front und den rückwärtigen Linien. Panzertruppen in vorderster Front wie die Einheit von Fritz Farnbacher erlebten selektive Erschiessungen von politischen Kommissaren und jüdischen Gefangenen und das Niederbrennen von Dörfern. Das waren jedoch vorübergehende Ereignisse, bevor sie weiter vorrückten. Soldaten, die wie Helmut Paulus, Wilhelm Moldenhauer und Hans Albring nachrückenden Truppen angehörten oder in rückwärtigen Frontbereichen stationiert waren, sahen erheblich mehr. Am Vorabend der Invasion machte sich General Gotthard Heinrici, ein gläubiger Lutheraner und Kommandeur des 43. Armeekorps, seine eigenen Gedanken über den Befehl von höchster Stelle, «jüdische Kommissare» zu exekutieren: Er überlegte, dass ein «präventiver Terror» im Hinterland der Front den Rücken freihalten würde. Hier, hinter den Linien, entfaltete sich die wahre Orgie der Massenmorde.³²

Als die 221. Sicherungsdivision am Morgen des 27. Juni 1941 Białystok einnahm, waren die Strassen still und menschenleer. Die teils stark alkoholisierten 500 Mann des 309. Polizeibataillons feuerten wahllos in die Fenster der Häuser, trieben dann Hunderte jüdische Männer in die Synagoge, zündeten sie an und entfachten damit einen Brand, der einen Grossteil der Innenstadt zerstörte. Einige Wehrmachtsoffiziere versuchten einzuschreiten, um die willkürliche Gewalt einzudämmen, und der Divisionskommandeur Generalleutnant Johann Pflugbeil war ernstlich empört über den Kommandeur des Polizeibataillons, der zu betrunken war, um sich zum Dienst zu melden. Aber Pflugbeil liess auch deutlich erkennen, wo seine eigenen Sympathien lagen. Als einige jüdische Männer sich vor ihm zu Boden warfen und ihn um Schutz anflehten, öffnete einer der Polizisten seinen Hosenstall und urinierte auf sie. Pflugbeil wandte sich ab und ging fort. Anschliessend versuchte er in seinem Bericht, das Massaker an 2'000 Juden zu vertuschen, und zeichnete einige der Polizisten aus.³³

Paulheinz Wantzens Kontaktmann beim SS-Sicherheitsdienst Münster, Karl Jäger, ein gelernter Musikinstrumentenmacher, war tatsächlich an die Ostfront versetzt worden, wie der Journalist bereits im Juni 1941 vermutet hatte. In Gumbinnen in Ostpreussen wurde Jäger der SS-Einsatzgruppe A unter dem Oberbefehl von SS-Brigadeführer Dr. Franz Walter Stahlecker zugeteilt. Er übernahm eines der fünf Einsatzkommandos und folgte der Heeresgruppe Nord am 25. Juni 1941 in die litauische Stadt Kauen. Dort verübten litauische Nationalisten und Hilfspolizeieinheiten, von Deutschen dazu angestachelt – besonders brutal wütete die Einheit unter Führung des deutschen Kriminalkommissars und SS-Untersturmbannführers Joachim Hamann –, Massaker, um die Juden für die Besetzung ihres Landes durch die Rote Armee zu bestrafen. Allein am ersten Abend wurden über 1'500 Juden auf den Strassen ermordet und mehrere Synagogen niedergebrannt. Einheimische Frauen schauten bei dem Pogrom zu und hielten ihre Kinder hoch oder kletterten auf Stühle und Kisten, um besser sehen zu können, und deutsche Soldaten drängten sich, um zu fotografieren.

Ab dem 2. Juli übernahm der SS-Sicherheitsdienst die Polizeiaufgaben von der Wehrmacht und den litauischen Nationalisten, von denen er viele als bewaffnete Hilfspolizisten rekrutierte. Da die Einsatzgruppen wegen der Schnelligkeit des deutschen Vormarschs grosse Gebiete kontrollierten, teilten sie sich auf und liessen jedes ihrer Einsatzkommandos mehr oder weniger eigenständig arbeiten. Karl Jäger führte genau Buch über die Einsätze des von ihm geleiteten Kommandos, die mit der Exekution von 463 Juden in einer der Festungsanlagen des Befestigungsringes rund um Kauen begannen. Bis Ende Juli belief sich die «Gesamtsumme» auf Jägers Liste auf 3'834 ermordete Juden.³⁴

Ende August erhöhte Himmler die Personalstärke der Einsatzgruppen, vor allem solcher, die im Hinterland der Heeresgruppen Mitte und Süd in Weissrussland und in der Ukraine operierten und mit einer erheblich grösseren und über grössere Gebiete verstreuten jüdischen Bevölkerung als in Litauen zu tun hatten. Sie übernahmen das Vorgehen von Stahleckers Einsatzgruppe A und töteten nicht nur jüdische Männer im wehrfähigen Alter, sondern auch Frauen und Kinder. Da sich aber zunehmend abzeichnete, dass man die Männer als Arbeitskräfte brauchte, zwangen Proteste der deutschen Zivilbehörden und der Wehrmacht Karl Jäger, 34'500 jüdische Arbeiter und ihre Familien in Kauen, Schaulen und Wilna zu verschonen, wobei er aller-

Der Schatten von 1812

dings ihre Sterilisation empfahl. Am 1. Dezember 1941 legte Jäger den Abschlussbericht über die Tätigkeit seines Einsatzkommandos vor und hob darin die organisatorischen Schwierigkeiten hervor, da für die zahlreichen Operationen pro Tag von Kauen aus hin und zurück häufig 160 bis 200 Kilometer zurückzulegen waren. Zudem hatten er und seine Leute die örtlichen Gefängnisse überprüft und alle Häftlinge freigelassen, die man aufgrund «harmloser Vergehen» oder zur Begleichung persönlicher Rechnungen eingesperrt hatte. Junge Mädchen, die ihre Aufnahme in die kommunistische Jugend beantragt hatten, um Arbeit zu bekommen, liessen die Deutschen frei, während kommunistische Funktionäre «10 bis 40 Peitschenhiebe» erhielten, bevor man sie erschoss. Triumphierend schloss Jäger: «Ich kann heute feststellen, dass das Ziel, das Judenproblem für Litauen zu lösen, vom Ek. 3 erreicht worden ist.» Seine Leute hatten 137'346 «Juden, Jüdinnen und Juden Kinder» exekutiert.³⁵

Trotz der logistischen Schwierigkeiten, die das Terrain mit sich brachte, verlief ansonsten alles weitgehend reibungslos. Vor allem gab es weniger Querelen zwischen Wehrmacht und SS als in Polen, zu Spannungen kam es nur, wenn Wehrmachtangehörige gegen das Vorgehen der SS intervenierten. Am 20. August fanden Soldaten der 295. Infanteriedivision im ersten Stock eines Hauses in der ukrainischen Stadt Bjelaja Zerkow 80 bis 90 jüdische Kinder, die in ihren Exkrementen auf dem Boden sassen oder lagen. Schockiert baten die Soldaten ihre Militärgeistlichen um Hilfe. Als der Generalstabsoffizier der Division, Oberstleutnant Helmuth Groscurth, erfuhr, dass die Eltern bereits ermordet worden waren, versuchte er, die Kinder zu retten, und stellte Posten auf, um zu verhindern, dass SS-Leute und ukrainische Milizionäre sie abholten. Groscurth war ein ungewöhnlicher Offizier. Im Winter 1939/1940 hatte er als einer der wichtigsten Verbindungsmänner zum Hauptquartier des Oberkommandos des Heeres in Zossen Admiral Canaris und Oberst Hans Oster geholfen, den Generalstabschef des Heeres, Franz Halder, zu überreden, als führender Kopf den Widerstand gegen Hitlers Angriffspläne Richtung Frankreich vorzubereiten. Im Rahmen seiner Bemühungen, Dissidenten in der Militärführung zu gewinnen, hatte Groscurth Beweise für Gräueltaten der SS in Polen gesammelt. Zu dieser Zeit hatte es noch kein führender General gewagt, dem Beispiel von Johannes Blaskowitz, dem Armee-Oberbefehlshaber in Polen, zu folgen und gegen Hitler zu protestieren.³⁶

In Bjelaja Zerkow konnte Groscurth mit seinem Anliegen lediglich bis zum Oberbefehlshaber der 6. Armee vordringen und musste seine Einwände gegen die Erschiessung der jüdischen Kinder so formulieren, dass sie für seine Vorgesetzten akzeptabel waren. Also argumentierte er, es wäre humaner gewesen, die Kinder zusammen mit ihren Eltern zu töten, da das nicht geschehen sei, solle man nun für sie sorgen. Wütend lehnte Generalfeldmarschall von Reichenau Groscurths dringende Bitte ab, und zwei Tage später erschossen SS-Leute und ihre ukrainischen Milizionäre die Kinder.³⁷ Am 10. Oktober stellte von Reichenau in einem allgemeinen Befehl an die 6. Armee klar, dass sie umfassend an der Vernichtung der Juden mitzuwirken hätten:

«Hinsichtlich des Verhaltens der Truppe gegenüber dem bolschewistischen System bestehen vielfach noch unklare Vorstellungen. Das wesentlichste Ziel des Feldzuges gegen das jüdisch-bolschewistische System ist die völlige Zerschlagung der Machtmittel und die Ausrottung des asiatischen Einflusses im europäischen Kulturkreis. Hierdurch entstehen auch für die Truppe Aufgaben, die über das hergebrachte einseitige Soldatentum hinausgehen. Der Soldat ist im Ostraum nicht nur ein Kämpfer nach den Regeln der Kriegskunst, sondern auch Träger einer unerbittlichen völkischen Idee und der Rächer für alle Bestialitäten, die deutschem und artverwandtem Volkstum zugefügt wurden.

Deshalb muss der Soldat für die Notwendigkeit der harten, aber gerechten Sühne am jüdischen Untermenschentum volles Verständnis haben. Sie hat den weiteren Zweck, Erhebungen im Rücken der Wehrmacht, die erfahrungsgemäss stets von Juden angezettelt wurden, im Keim zu ersticken. (...)

Nur so werden wir unserer geschichtlichen Aufgabe gerecht, das deutsche Volk von der asiatisch-jüdischen Gefahr ein für allemal zu befreien.»³⁸

Reichenau gehörte zu den eingefleischtesten Nationalsozialisten unter den deutschen Generälen. Bereits 1932 war er in die NSDAP eingetreten, als Reichswehrangehörigen eine Parteimitgliedschaft noch verboten war. Bei Hitler machte er sich so beliebt, dass es die traditioneller eingestellte militärische Elite gelegentlich beunruhigte, darunter auch seinen unmittelbaren Vorgesetzten Gerd von Rundstedt. Das galt in diesem Fall allerdings nicht: Innerhalb von zwei Tagen gab Rundstedt den Reichenau-Befehl an die gesamte Heeresgruppe Süd weiter. Hitler war von Reichenaus «ausgezeichneter» Formulierung begeistert, und am 28. Oktober wies das Oberkommando

Der Schatten von 1812

des Heeres alle Oberbefehlshaber an, ähnliche Befehle herauszugeben. Bis Mitte November ergingen sie auch an die Einheiten der Heeresgruppen Mitte und Nord.³⁹

In den ersten 18 Tagen der Invasion rückte Fedor von Bocks Heeresgruppe Mitte 500 Kilometer weit vor bis an eine Linie von Witebsk an der Düna nach Orscha am Dnjepr. Nicht weit jenseits dieser Front lag die Stadt Smolensk. Am 10. Juli griffen Bocks Truppen an und versuchten mit zwei Panzergruppen, Smolensk gegen den erbitterten Widerstand der fünf sowjetischen Armeen einzukesseln, die diese Stadt verteidigten. Statt den Rückzug anzutreten, als die Deutschen sie allmählich in die Zange nahmen, strömten immer neue Truppen der Roten Armee hinein und verliehen den fortgesetzten Gegenangriffen neuen Schwung. Die Deutschen brauchten bis zum 27. Juli, ehe sie den Kessel geschlossen hatten, und erst nach weiteren fünfwöchigen Kämpfen ergaben sich die verbliebenen 300'000 sowjetischen Soldaten. Es war ein grosser Erfolg für das Ostheer, das weniger als 200 Panzer verlor, während die Rote Armee mindestens 1'300 Panzer einbüsste. Da Guderians Panzertruppen nun die Desnabrücke von Jelnja kontrollierten, lag die Hauptverbindungsstrasse nach Moskau frei vor ihnen.⁴⁰

Mit diesem Sieg war die erste Etappe des deutschen Russlandfeldzugs abgeschlossen. Darüber hinaus gab es noch keine detaillierten Pläne. In dieser Phase war die Wehrmacht den Truppen Napoleons um zwei Wochen voraus, dessen *Grande Armée* Smolensk am 18. August 1812 eingenommen hatte. Die deutschen Generäle – vom Oberbefehlshaber des Heeres Walther von Brauchitsch und dem Generalstabschef des Heeres Franz Halder bis hin zu Frontkommandeuren wie Bock, Guderian und Hoth – wollten dem Beispiel des französischen Kaisers folgen und schnellstmöglich nach Moskau vorstossen. Sie waren mit den Lehren napoleonischer Kriegführung gross geworden, die der bedeutende Militärtheoretiker des 19. Jahrhunderts Carl von Clausewitz ausgearbeitet hatte, und hielten an dessen Idee fest, dass sich die Kräfte des Gegners in einer «Entscheidungsschlacht» konzentrieren und vernichtend schlagen liessen. Nichts würde eine solche Entscheidungsschlacht mit grösserer Wahrscheinlichkeit herbeiführen als ein Angriff auf die sowjetische Hauptstadt. Aber Hitler, der Moskau nie als Hauptziel seines Feldzuges ins Auge gefasst hatte, diskutierte eine Woche lang mit Halder über das weitere Vorgehen und wog wirtschaftliche gegen militärische Überlegungen ab.

Der Führer wollte die Panzerdivisionen nach Süden schicken und die Ukraine erobern, deren Getreide von entscheidender Bedeutung für eine sichere Nahrungsmittelversorgung in Deutschland war. Zudem bildete die Ukraine das Tor zu den kaukasischen Ölfeldern. Öl und Getreide würden das Deutsche Reich zu einer autarken Supermacht machen und es ihm ermöglichen, die westeuropäische Industrie wieder anzukurbeln und einen langwierigen Zermübungskrieg mit Grossbritannien und sogar mit den Vereinigten Staaten zu überstehen.⁴¹

Am 18. August entschied sich Hitler zu Halders und Bocks Verärgerung für einen Vormarsch in die Ukraine und gegen einen Angriff auf Moskau und befahl Guderians Panzergruppe, nach Süden zu schwenken. Später führte Halder den Ausgang des Krieges auf diese Weisung zurück, allerdings fragte sich der Generalstabschef nie, ob das militärische Mantra einer einzigen «Entscheidungsschlacht» für einen Krieg dieses Ausmasses überhaupt die richtige Strategie darstellte. Tatsächlich führte Hitlers unorthodoxe – und überraschende – Weisung zu einigen der wichtigsten deutschen Erfolge in diesem Krieg.⁴²

Im späten August waren die Tage noch heiss, aber die Nächte bereits kühl. In der Nacht des 20. August 1941 träumte Robert R., er sei zu Hause bei seiner Frau in Eichstätt. In diesem Traum besuchte das fromme Ehepaar im Dom einen Gottesdienst für die Gefallenen, und er machte sie auf die Gräber aufmerksam: «Es sind ja so viele, schau!» Vor dem Altar kniete er nieder, bis ihn jemand anführte, er solle weitergehen. Bei dieser Auseinandersetzung verlor er Maria aus den Augen und bemerkte, dass im Dom ein Postamt eingerichtet wurde, in dem man fieberhaft Feldpost sortierte. Während er in dem vollbesetzten Dom nach Maria suchte, wurde er gefragt, ob er nun auch gestorben sei. Er antwortete: «Nein, ich lebe doch!» Er kniete sich in die vorderste Kirchenbank, von der er glaubte, sie sei für ihn reserviert, und dachte: «Ach, jetzt sehe ich Maria nicht mehr.» – In diesem Augenblick rüttelten Roberts Kameraden ihn wach, um sich auf den Angriff auf Potschep vorzubereiten. Erfüllt von Todesahnungen, überlegte Robert immer wieder, was diesen Traum ausgelöst haben mochte, und führte es auf die Post zurück, die sie abends in ihrer Frontstellung erreicht hatte. Da er Marias Briefe in der Dunkelheit nicht hatte lesen können, hatte er sich bis zum Einschlafen das Foto ihres zweijährigen Sohnes Rainer angesehen, das sie ihm geschickt hatte.⁴³

Der Schatten von 1812

Während die Deutschen das Artilleriefeuer auf Potschep eröffneten, aber nur eine Gänseherde am Dorfrand trafen, las Robert im Schützengraben im ersten fahlen Morgenlicht die Briefe seiner Frau. Den ganzen Tag musste er in der Stellung warten und hatte gerade angefangen, an Maria zu schreiben, als endlich der Befehl zum Angriff kam. Es dämmerte bereits, als sie sich dem Dorf näherten, aber die Spannung wuchs: «(...) wir denken, wenn wir am Dorffand sind, (in der Nähe), wird der direkte Beschuss beginnen, der immer so schrecklich wirkt.» Glücklicherweise brach schnell die Dunkelheit herein und verdeckte ihr Vorrücken entlang der Entwässerungsgräben, in die sie immer wieder hineinstolperten. Unterwegs assen die Soldaten Äpfel, und sobald sie ein Kartoffelfeld erreichten, gruben sie sich ein. Als ein Rotarmist sich «in gebückter Haltung» näherte, eröffnete Roberts Kamerad das Feuer. Sofort sprangen Robert und sein Leutnant aus dem Graben und stürmten in einen Küchengarten, in dem ein alter Mann um sein Leben flehte. Robert versuchte, ihn zu beruhigen, und der Mann küsste ihm die Hände und umschlang seine Knie. Schliesslich fasste er Zutrauen und führte Robert zu einem Unterstand im Garten, in dem sich seine Töchter und Söhne versteckt hielten. «Da kommen sie heraus, weinend vor Angst und Erlösung, ganz kleine Kinder im Arm. Es ist ein Jammer», schrieb Robert am nächsten Tag in sein Tagebuch. «Ich sage, sie sollen ruhig ins Haus gehen, niemand wird es anzünden.» Einige Häuser hatten während des Gefechts Feuer gefangen, wahrscheinlich durch Artillerietreffer.

Als Robert allein und unbewaffnet weiter nach Potschep hineinging, verspürte er eine zunehmende Anspannung, weil er sich nicht sicher war, ob das Dorf noch verteidigt wurde. Er traf ganze Familien, die ihr Bettzeug und andere Habseligkeiten auf die Strasse brachten, und versuchte, sie zu beruhigen, dass niemand ihre Häuser niederbrennen würde. Die Dankbarkeit, mit der sie ihn bestürmten und seine Hände küssten, überwältigte und beschämte ihn. Eine Frau führte ihn an einen gedeckten Tisch in einem Hof und bat ihn, sich zu setzen und Milch, Brot, Speck und Butter mit ihrer Familie zu teilen. Auch seinen Kameraden auf dem Kartoffelacker schickte sie Essen, und Kinder brachten den Männern Trinkwasser. Nach den Kämpfen zogen die deutschen Panzer weiter. Abends lag Robert unter dem Sternenhimmel, liess die Ereignisse des Tages noch einmal Revue passieren und weinte sich in den Schlaf. Am nächsten Tag schrieb er Maria, dass viele Dör-

fer weniger Glück hätten und ins Kreuzfeuer sowjetischer und deutscher Artillerie gerieten. Mit dem Gefecht um Potschep begannen Guderians Panzertruppen ihren Vormarsch nach Süden, und Robert R. gehörte zu einem der motorisierten Infanterieregimenter an vorderster Front.⁴⁴

Eine Woche später machte die Kolonne im Regen für die Nacht Rast. Soldaten der 3. Kompanie hielten einige von Roberts Kameraden, die in einem Haus des Dorfes sassen, sich unterhielten und lachten, irrtümlich für Russen und warfen eine Handgranate hinein. Ein Mann war auf der Stelle tot, ein anderer so schwer verwundet, dass der Zugführer ihn erschoss, und ein zehnjähriges russisches Mädchen verlor ein Auge. Als die motorisierte Infanterie weiterzog, wiegte das Schaukeln des Fahrzeugs Robert in den Schlaf. Wieder träumte er von Maria: Diesmal gingen sie spazieren, als ein Schwarm sowjetischer Flieger kam, die Maria aber nicht erkannte. Um sie nicht zu beunruhigen, sagte er ihr nichts. Da er in Uniform war, versteckte er sich in einem Gebüsch, wurde aber entdeckt und am Genick gepackt. «Offiziere fragen mich aus und lassen mich wegführen. Ich bitte, von Maria Abschied nehmen zu dürfen und es wird mir erlaubt. Ich umfasse Maria und hebe sie hoch und wir weinen fürchtbar», notierte er in seinem Tagebuch. Als der Laster hielt, weil Bombentrichter und Pferdekadaver den Weg versperrten, wachte Robert auf. Im Wald links der Strasse sah er in der Nähe von Fahrzeugwracks und Leichen Frauenkleider liegen. Er fand auch eine wasserdichte Tasche, die er an sich nahm, um darin seine Sachen trocken zu halten. Aber die ganze Zeit kreisten seine Gedanken um die Ängste, die in seinem Traum hochgekommen waren.⁴⁵

Robert R. hasste den Krieg und hielt in seinem Tagebuch sorgsam fest, was er Maria erzählen wollte, wenn er wieder nach Hause käme. Nicht in seinen Briefen, sondern hier schilderte er die Erschiessung von Gefangenen und die Brände, die seine Kameraden in Häusern legten: Das hob er sich für später auf, «wenn wir wieder beisammen sind». Aber je mehr er den Krieg verabscheute, umso mehr sagte er sich, dass er bis zum Ende geführt werden müsse, um zu verhindern, dass sein zweijähriger Sohn zur dritten Generation gehören würde, die in Russland kämpfen müsste. «Nein, das darf nie geschehen, dass Raini einmal dahin müsste, wo ich jetzt bin!», schrieb Robert seiner Frau. «Nein! Nein! Lieber ich nochmal, lieber ich nochmal in alle Höllen und umkommen darin. Dieser netteste Bub, dessen Bild ich nun mittrage, dessen

Der Schatten von 1812

Goldlocke soviel Sonne aufgesaugt hat. Ich danke Dir, dass Du ihn mir gegeben hast.» Vor allem versicherte er Maria, dass «unsere transzendente Liebe, in der alle Liebe aller Welt mitlebt», ihn schütze. Für einen Mann wie Robert R. war die grauenhafte Art der Kriegführung daher etwas, was ihn zwar aus der Bahn warf, zugleich aber auch sein Engagement verstärkte. Ein solcher Krieg durfte niemals die Heimat in Deutschland erreichen und musste endgültig gewonnen werden. Soldaten und ihre Familien identifizierten den Krieg nicht mit dem nationalsozialistischen Regime, sondern mit ihrer Generationenverantwortung, und gerade das erwies sich als stärkste Basis ihres familiären Patriotismus.⁴⁶

Die 2. Panzerarmee rückte weiter nach Süden in die Ukraine vor. Solange die Wehrmacht sich auf dem Vormarsch nach Moskau befunden hatte, hatte die tiefe Ausbuchtung der sowjetischen Südwestfront Richtung Westen die Deutschen an drei Seiten in die Zange genommen und ein Sprungbrett für einen möglichen Angriff Richtung Norden gegen die rückwärtigen Linien der Heeresgruppe Mitte geboten. Als die deutschen Panzer sich aber von ihren vorgerücktesten Stellungen auf der Feinstrasse nach Moskau Richtung Süden wandten, waren sie in der Lage, die sowjetischen Armeen von ihrem Hinterland abzuschneiden. Am 14. September traf Kleists von Süden kommende Panzergruppe 1 bei Lochwyzja mit Guderians von Norden vordringenden Truppen zusammen und kesselte die gesamten sowjetischen Truppen an der Südwestfront ein. Wilhelm Moldenhauer fand gegen 4.30 Uhr morgens einen Moment Zeit, seiner Frau aufgeregt zu schreiben: «Ein neuer grosser Erfolg, von dem begreiflicherweise noch nicht gesprochen wird», bahnte sich an. Den militärischen Vorschriften entsprechend, schrieb er ihr nicht, wo er sich befand, schilderte aber, «wie unsere Kraftwagen, ab und zu schwere Raupenfahrzeuge, über das schlechte Kopfsteinpflaster dieser Strassen rasseln». In Hochstimmung machte er sich mit zwei Kameraden auf die Suche nach einer Leninstatue und hielt in einer Buchhandlung revolutionäre Spottreden.⁴⁷

Als Moldenhauers Einheit drei Tage später weiter in die Ukraine vorrückte, wurde er in einem der saubersten Häuser einquartiert, das er je gesehen hatte. Die Familie gab ihm Milch und lud ihn zum Essen ein, es wurden Bratkartoffeln, Kohl und Fleisch serviert. Bei seiner Rückkehr vom Dienst gegen 20 Uhr bewirtete ihn die Hausfrau wieder mit Milch und Schmalz, und er revanchierte sich mit einer Flasche Wodka. Zwei Stunden

sass er mit der ganzen Familie an dem grossen Tisch und schaute sich eingehend den Wohnraum an, um ihn seiner Frau später zu beschreiben: den von einer Petroleumlampe beleuchteten Tisch und die vergoldeten Ikonen in ihren Vitrinen an den weissgekalkten Wänden. Moldenhauer hatte den Eindruck, aufrichtig willkommen zu sein. «Und gerade vielleicht deswegen», schrieb er seiner Frau, «weil der Kommunismus die starke hetzerische Propaganda gegen Deutschland betrieb und weil sie stark unter sowjetischer und jüdischer Herrschaft gelitten haben. Und nun sind die Deutschen da und das Volk kann sich immer wieder davon selbst überzeugen, dass die Deutschen anständige nette Kerle sind. Das wirft mit einem Schlage die ganze Feindpropaganda über den Haufen.»⁴⁸

Als die sowjetischen Truppen an der Südwestfront aus dem Kessel ausbrechen versuchten, gerieten die deutschen Panzerdivisionen, die den Ring an der Ostseite geschlossen hatten, unter erheblichen Druck. Am 22. September hörte Leutnant Fritz Farnbacher in seinem vorgeschobenen Beobachtungsposten des Panzerartillerieregiments 103 die ersten Rufe: «Die Panzer kommen!» Einer der schweren sowjetischen Panzer traf auf Anhieb eine deutsche Zugmaschine. Die deutschen Soldaten versteckten sich in Mulden, pressten die Gesichter in den Dreck und hofften, dass die Panzerbesatzungen sie nicht entdeckten. Wäre es nicht so gefährlich gewesen, hätte Farnbacher glatt lachen müssen, als er sah, wie sie mit den Stahlungeheuern fangen spielten. Die Wendigkeit der sowjetischen Panzer wunderte ihn ebenso wie die Tatsache, dass die Geschosse der deutschen 3,7-cm-Panzerabwehrkanonen wirkungslos an der Panzerung abprallten. Plötzlich steuerte einer der wuchtigen Kolosse auf den Graben zu, in dem Farnbacher lag, und schirmte das Tageslicht ab. In der Hoffnung, dass der Panzer über den Graben hinwegrollen würde, blieb er einfach liegen, aber eine der Ketten rutschte hinein und drohte ihn zu zerquetschen. Hektisch kroch Farnbacher nach rechts und entging ihr mit knapper Not: Die Kette verfehlte seinen linken Fuss nur um zwei Zentimeter und zerriss ihm den Mantelsaum. Das kurze Gefecht kostete seine Einheit 89 Tote und Verwundete. Die Division verlor fünf Feldhaubitzen, drei Panzerabwehrkanonen, zwei Infanteriegeschütze, drei schwere Maschinengewehre, zwei Laster, Munitionskisten und anderes Gerät. Farnbachers Geschützstellung verdankte ihr Überleben weitgehend der taktischen Fähigkeit der Deutschen, die ihre unzulängliche Ausrüstung durch die Nutzung

Der Schatten von 1812

von Funkverbindungen und den kombinierten Einsatz verschiedener Waffengattungen kompensierten: Mit vereinten Kräften gelang es Feldartillerie und Luftwaffe, die Panzer in die Flucht zu schlagen.⁴⁹

Schon beim Schreiben seines Tagebuchs liess sich Farnbacher in seinen Schilderungen von seinen romantischen Kriegsvorstellungen leiten und hielt die letzten Worte eines sterbenden Kameraden fest, der seinen Kommandeur gefragt hatte: «Herr Hauptmann, wenn ich zurückkomme, und ich hoffe, dass das recht bald ist, kann ich dann Soldat bleiben?» Darauf antwortete der Offizier angeblickt: «Aber Junge, das ist doch selbstverständlich, dass Du Soldat bleibst!» Farnbacher legte in den Tod des jungen Mannes das Heldentum und die Kameradschaft hinein, die er selbst im Krieg zu finden gehofft hatte, und schuf damit eine jener kleinen Schlachtfeldlegenden, von denen die Soldaten lebten.⁵⁰

Am 18. September fiel Kiew. Beim Einrücken in die Stadt fand die 296. Infanteriedivision die Einwohner verarmt, unterernährt und apathisch vor. Wilhelm Moldenhauer fühlte sich beim Anblick eines dreijährigen Kindes, das mit abgemagerten Beinen auf einem Bett lag und «ein unnatürliches Aussehen» hatte, an «unsere Propagandaplakate über die Zustände in der Sowjetunion» erinnert. Als er am 20. September eine Kolonne von 9'000 gefangenen Rotarmisten vorbeiziehen sah, hatte er Mühe, das Ausmass ihres Erfolges zu erfassen: «Der Zug der Geschlagenen nahm kein Ende. Dass sich ein Heer, aus diesem Völkergemisch zusammengesetzt, so zähe verteidigen kann, ist erstaunlich. Es ging auch wohl nur mit der Knute der Kommissare.» In der Ukraine ergaben sich insgesamt mehr als 660'000 sowjetische Soldaten. Es war der bis dahin grösste deutsche Sieg. Aber die drängendste Frage, die sich allen stellte, war: «Bleiben wir im Winter hier oder nicht?»⁵¹

Fritz Probst traf am 23. September mit seinem Bau-Bataillon in Kiew ein und baute in den folgenden Monaten die grosse Brücke über den Dnjepr wieder auf, welche die Rote Armee gesprengt hatte. Der Vater dreier Kinder war wie andere Reservisten von Anfang dreissig gleich Ende August 1939 eingezogen worden und hatte bereits zwei Jahre Kriegsdienst hinter sich. Ohne Kampfeinsätze war sein Bau-Bataillon 1940 und 1941 der Front gefolgt und zuletzt in Griechenland stationiert gewesen, von wo er Rosinen nach Hause hatte schicken können. Seine ersten Eindrücke von der Sowjetunion waren

alles andere als hoffnungsvoll. Die Rote Armee hatte beim Rückzug ein verwüstetes Land hinterlassen. «Ich habe schon grauenhafte Bilder der Vernichtung gesehen und kann Euch bloss sagen, dankt unserem Führer, dass er uns von dieser Gefahr befreit hat», schrieb er seiner Familie. Einige Tage später kam er noch einmal auf dieses Thema zurück: «Es ist eben ein grosses Opfer welches wir bringen müssen, aber das wollen wir gern, denn wäre der Krieg im Vaterland ausgetragen, dann wäre es ja viel schlimmer gewesen. Wir haben schon manches mal gesagt, wenn diese Bestien nach Deutschland gekommen wären, dann hätte es für uns ein grösseres Unheil gegeben. Wir müssen es eben ertragen, vielleicht ist das siegreiche Ende näher als wir denken.» In seinen Äusserungen und Einstellungen unterschied sich der selbständige Tischler und überzeugte Nationalsozialist aus der Kleinstadt Görmar im streng evangelischen Thüringen zwar drastisch von dem menschlichen, empfindsamen katholischen Lehrer Robert R., dennoch waren beide Männer überzeugt, dass sie einen defensiven «Präventivkrieg» führten. Und beide hofften, dass eine letzte Offensive den Feldzug nun beenden würde.⁵²

Tage nach dem Einmarsch der Deutschen in Kiew brachen Brände aus. Minen mit Langzeitzündern, die die Rote Armee und der NKWD gelegt hatten, richteten Verwüstungen an und setzten ganze Stadtviertel in Brand. Leutnant Reinert von der 296. Infanteriedivision war entrüstet über die bolschewistischen «Bestien» und meinte, in den Augen der Einwohner Angst zu erkennen: «die Angst vor ihren eigenen Landsleuten, nicht die vor dem deutschen Soldaten, den sie um Schutz und Hilfe anflehen». Für ihn war die Schuldfrage klar: «Polizei treibt die Anstifter dieses Untermenschentums zusammen: die Juden. Ekelhafte Züge streichen am Wagen vorbei, Fressen, die man mit dem Stiefel zusammentreten möchte, Juden, die sich bisher in ihren Kellerwohnungen verborgen hatten und nun bei den Razzien ans Tageslicht befördert werden.» Seiner Ansicht nach waren die eigentlichen Verantwortlichen jedoch schon längst fort: «Es sind nicht die massgebenden jüdischen Drahtzieher, die haben sich bei Zeiten verdünnsiert, es sind die willigen schmierigen Werkzeuge, die Pest dieser Stadt.» Tatsächlich wusste die Wehrmachtführung über solche sowjetischen Minen mit 35-Tage-Langzeitzündem Bescheid, und man hatte die Truppen am Tag vor dem Einmarsch in Kiew angewiesen, in der ganzen Stadt mit Sprengfallen zu rechnen. Da die Kommandeure vor Ort aber ebenso überzeugt waren, dass das bolschewi-

Der Schatten von 1812

tische Regime von Juden beherrscht war, erhoben sie keine Einwände, als massenhaft jüdische Männer bei Razzien zusammengetrieben wurden. Am 27. September begann die Erschiessung von Juden in Kiew.⁵³

Zu dieser Zeit hatte Leutnant Reinert mit dem grössten Teil der 296. Infanteriedivision die Stadt bereits verlassen, aber es gab andere Soldaten, die über die Vorgänge berichteten. Ein Fahrer schrieb am 28. September: «Die Stadt brennt schon acht Tage, alles machen die Juden. Darauf sind die von 14 bis 60 Jahre alten Juden erschossen worden, und es werden auch noch die Frauen der Juden erschossen, sonst wird's nicht Schluss damit.» Innerhalb von zwei Tagen brachte man 33771 Juden von Kiew in die vier Kilometer vor der Stadt gelegene Schlucht Babi Jar, wo das SS-Sonderkommando 4a und zwei Polizeiregimenter sie erschossen. Die Aktion, die mit Billigung des Oberbefehlshabers der 6. Armee, Walther von Reichenau, erfolgte, war das grösste Einzelmassaker an Juden an der Ostfront. Johannes Hähle, Kriegsphotograf bei der 6. Armee, kam rechtzeitig hinzu, um zu fotografieren, wie die SS die in der Schlucht zurückgelassenen Kleiderhaufen durchwühlte. Den Farbfilm schickte er seiner Frau.⁵⁴

Im Laufe des Monats wurden im Zuge kollektiver Vergeltungsmassnahmen auch nichtjüdische Einwohner der Stadt in dieser Schlucht erschossen: 100 am 22. Oktober, 300 am 2. November und weitere 400 am 29. November. Anlass für diese Vergeltungsaktion waren nicht etwa Angriffe auf deutsche Besatzungskräfte, sondern «Sabotageakte»: Explosionen, Brände auf einem Wochenmarkt und durchschnittene Telefonleitungen der Wehrmacht. Ukrainische Ingenieure und Fabrikarbeiter wunderten sich über das mangelnde Interesse der Deutschen, die Industrieproduktion in der Stadt wieder in Gang zu bringen. In Bergwerken und metallverarbeitenden Betrieben ergriffen die Arbeiter selbst die Initiative und holten Maschinen und Teile hervor, die sie in Brunnen und Weihern versteckt hatten, damit sie im Zuge der sowjetischen Evakuierungsmassnahmen nicht fortgeschafft wurden. Ausser in einer Handvoll strategisch wichtiger Betriebe wie den Mangangruben und -hütten in Nikopol unternahmen die Deutschen kaum etwas, um die Industrie wieder anzukurbeln. Das war in ihrer Planung nicht vorgesehen.⁵⁵

Zehn Tage nach der Einnahme Kiews verbot die Wirtschaftsinspektion Süd der Wirtschaftsorganisation Ost am 30. September 1941 Nahrungsmit-

tellieferungen in die ukrainische Hauptstadt. Experten hatten berechnet, dass die Nahrungsvorräte der Stadt zu diesem Zeitpunkt erschöpft sein müssten. Durch Rekrutierung zur Roten Armee, sowjetische Evakuierung der Zivilbevölkerung und die deutschen Massaker an Juden hatte sich die Einwohnerzahl, die vor dem Krieg 850'000 betragen hatte, bereits halbiert. Nun errichteten die ukrainische und die deutsche Polizei Kontrollpunkte an Strassen und Brücken, hielten Kraftfahrzeuge, Fuhrwerke und Fussgänger an, konfiszierten Nahrungsmittel und hinderten Bauern daran, in die Stadt zu gelangen. Kiewer, die sich bis an die Spitze der langen Schlangen vor den Bäckereien durchgeschlagen hatten, erhielten nur Hirsebrod, das manche wegen seiner Ähnlichkeit mit Lehm als «Backstein», andere wegen seines gelblichen Glanzes als «Schmirgel» bezeichneten. Es zerbröselte in harte Krümel, die schwer verdaulich waren und durch die Beimengung von Gerste, Kastanien und Lupinen einen bitteren Beigeschmack hatten. Die Qualität des Brotes nahm weiter ab. Am zweiten Weihnachtstag 1941 notierte eine ukrainische Lehrerin in ihrem Tagebuch: «Die Deutschen feiern. Sie sind alle satt und zufrieden und haben Kerzen an ihrem Weihnachtsbaum. Aber wir sind wandelnde Schatten, alle völlig ausgehungert. Die Leute kaufen Lebensmittel becherweise und kochen eine wässrige Suppe, die sie ohne Brot essen, denn Brot gibt es nur zweimal wöchentlich, jeweils 200 Gramm. Und das gilt auch nur im günstigsten Fall. Wer etwas hat, tauscht es auf dem Land ein, aber diejenigen, die nichts haben, schwellen vor Hunger an, schon jetzt sterben manche. Viele haben Typhus.»⁵⁶

Die deutsche Blockade entsprach dem «Hungerplan», den Herbert Backe, Staatssekretär im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft, zu Beginn der Planung für den Ostfeldzug im Dezember 1940 entwickelt hatte. Um die Ernährung der Wehrmacht und der Heimatfront zu gewährleisten, teilte er das Gebiet der Sowjetunion in den «bewaldeten» Norden und den «landwirtschaftlichen» Süden sowie nach Stadt und Land ein. Der «bewaldete» Norden und sämtliche Städte sollten hungern, um mit den enormen Überschüssen, welche die fruchtbare ukrainische «schwarze Erde» hervorbrachte, das Deutsche Reich zu ernähren. Am 2. Mai 1941, sieben Wochen vor Beginn der Invasion der Sowjetunion, wurde der Plan offiziell in dem vollen Bewusstsein angenommen, was er bedeutete: «Hierbei werden zweifellos zig Millionen Menschen verhungern, wenn von uns das für uns Not-

Der Schatten von 1812

wendige aus dem Lande herausgeholt wird.» Als die Ukraine sich im Herbst in deutscher Hand befand, hatte man Fritz Sauckel, dem Gauleiter von Thüringen und Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz, wiederholt gesagt, dass im folgenden Winter «mindestens zehn bis zwanzig Millionen dieser Leute» verhungern würden. Nach Backes Schätzungen würden 20 bis 30 Millionen «Slawen» sterben. Der «Hungerplan» war zentraler Bestandteil der deutschen Militärplanung für das Unternehmen Barbarossa.⁵⁷

Die Blockade Kiews diente noch einem weiteren Zweck: Hitlers Wunsch, die sowjetischen Grosstädte vom «Antlitz der Erde zu tilgen». Zu Beginn der Operation in der Ukraine hatte der Führer der Wehrmacht in Bezug auf die Stadt die Weisung erteilt: «Ihre Vernichtung durch Brandbomben und Artillerie-Feuer ist vorzusehen, sobald es die Nachschublage gestattet», oder wie Halder es in einer lakonischen Tagebuchnotiz vom 18. August ausdrückte: «Kiew in ‚Schutt und Asche‘ legen». Aber die Luftwaffe, die einen Teil dieser Aufgabe erledigen sollte, hatte nicht genügend Bomben zur Verfügung – eine verpasste Chance, die Hitler ein Jahr später als ein weiteres Versagen Görings in Erinnerung hatte. Schon damals hatte Halder angemerkt, dass auch eine Kapitulation Leningrads und Moskaus nicht angenommen werden dürfe.⁵⁸

Im Norden rückten die deutschen Truppen noch schneller vor als im Süden, was Leningrad, die Wiege der russischen Revolution und zweitgrößte Stadt der Sowjetunion, in eine äusserst prekäre Lage brachte. Am 30. August wurde die letzte Bahnlinie nach Leningrad nahe der 50 Kilometer entfernt gelegenen Stadt Mga unterbrochen. Am 8. September fiel die Festung Schlüsselburg, die auf einer Insel im Ausfluss der Newa aus dem Ladogasee ein wichtiges Bollwerk für die Verkehrsverbindungen und die Stromversorgung Leningrads bildete. Nun war die Stadt auf der Landseite in einem weiten Ring eingeschlossen und nur noch über den Ladogasee zu erreichen. Am selben Tag begann die Luftwaffe mit massiven Angriffen auf die Nahrungsmitteldepots Leningrads. Der Ernährungsexperte beim Oberkommando der Wehrmacht, Wilhelm Ziegelmeier, vermerkte am 10. September 1941 in seinem Tagebuch: «Wir werden uns auch künftig nicht mit Forderungen nach einer Kapitulation Leningrads belasten. Es muss durch eine wissenschaftlich begründete Methode vernichtet werden.» Um diese Zeit erhielt der Oberquartiermeister des 38. Armeekorps auf seine Anfrage, ob sie im Fall einer Kapitulation militärische Versorgungsgüter zur Ernährung der Zivil-

bevölkerung einsetzen sollten, vom Generalquartiermeister der Wehrmacht, Eduard Wagner, ein kategorisches Nein zur Antwort: «Jeder Verpfl[egungs]-Zug aus der Heimat verknappt dort die Lebensmittel. Besser ist, unsere Angehörigen haben etwas und die Russen hungern.» Schon einige Zeit vorher hatte Wagner seiner Frau geschrieben: «Zunächst muss man sie in Petersburg schmoren lassen, was sollen wir mit einer 3,2 Mill. Stadt, die sich nur auf unser Verpflegungsportemonnaie legt.» Abschliessend hatte er einen Ausspruch übernommen, mit dem Hitler gern mörderische Aktionen rechtfertigte: «Sentimentalitäten gibts dabei nicht.»

Als Goebbels ein «wirksames Alibi» vorbereitete, das er im Ausland vorweisen könnte, sobald das «grausame Schicksal, das dieser Stadt droht», offenkundig würde, kam es ihm sehr gelegen, dass die Bolschewiki darauf bestanden, Leningrad «bis zum letzten Mann zu verteidigen». Mitte September wuchs beim Oberkommando der Wehrmacht jedoch die Sorge, dass Epidemien von der Stadt auf ihre eigenen Reihen übergreifen könnten, und man fragte sich zudem, ob man es deutschen Infanteristen zumuten könne, «auf ausbrechende Frauen und Kinder zu schiessen». Um sicherzustellen, dass es dazu nicht kam, befahl Generalfeldmarschall Ritter von Leeb, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, dass die Artillerie alle aus der Stadt ausbrechenden Zivilisten nieder mähen sollte, solange sie noch weit genug entfernt wären, um deutschen Infanteristen an der Front ihre Erschiessung zu ersparen.⁵⁹

Am 22. September erhielten deutsche Soldaten Hitlers Weisungen zur «Zukunft der Stadt Petersburg» – in bewusster Rückkehr zu dem alten zaristischen Namen der Stadt: «Es ist beabsichtigt, die Stadt (...) dem Erdboden gleichzumachen. Sich aus der Lage der Stadt ergebende Bitten um Übergabe werden abgeschlagen werden, da das Problem des Verbleibens und der Ernährung der Bevölkerung von uns nicht gelöst werden kann und soll. Ein Interesse an der Erhaltung auch nur eines Teils dieser grossstädtischen Bevölkerung besteht in diesem Existenzkrieg unsererseits nicht.» Das Reichssicherheitshauptamt nutzte diese Skrupellosigkeit für einen eigenen «Generalplan Ost», in dem es für das zukünftige Gebiet «Ingermanland» an der sowjetischen Ostseeküste eine von Deutschen und Finnen spärlich besiedelte Agrarregion vorsah, dessen Bevölkerung von 3,2 Millionen auf nur 200'000 reduziert wäre. Die drei Millionen Menschen, die es in diesem Nachkriegszenario nicht mehr geben sollte, waren die Einwohner Leningrads. Die

Der Schatten von 1812

Autoren des «Hungerplans», Herbert Backe und sein Kollege Hans-Joachim Riecke, publizierten ihre Vorstellungen, damit sich die deutsche Fachwelt auf die neuen Zeiten einstellen konnte.⁶⁰

Ende September 1941 wurden in Leningrad die Brotrationen für Familienangehörige auf 200 Gramm reduziert. Die Luftwaffe hatte die Stadt mittlerweile dreiundzwanzigmal bombardiert, und die Artillerie hatte bei ihrem täglichen Beschuss über 5'000 Granaten abgefeuert. Unter deutschen Artilleristen kamen Scherze auf, sie ernährten die Stadt, indem sie die Zahl der zivilen Esser reduzierten. Mitte November verzeichnete das Kriegstagebuch der Heeresgruppe Nord den ersten erfolgreichen Versuch, mit Artilleriefeuer zu verhindern, dass Zivilisten sich den eigenen Linien näherten, allerdings befürchteten deutsche Generäle auch weiterhin, «falsches» Mitleid könne bei ihren Männern die Oberhand gewinnen. Erstmals aber machten sich Kommandeure Gedanken, welche Auswirkungen eine völkermörderische Kriegführung auf ihre Soldaten haben könnte. Wenn sie imstande wären, auf unbewaffnete Zivilisten zu schießen, könne es dazu führen, «dass der deutsche Soldat dadurch seine innere Haltung verliert, d.h. dass er auch nach dem Kriege vor derartigen Gewalttätigkeiten nicht mehr zurückschrecke». Wo würde die Verrohung enden, fragten sie sich.⁶¹

Noch bevor die Rote Armee in der Ukraine ganz eingekesselt und Leningrad vollständig belagert war, richteten Halder, Brauchitsch und Hitler ihre Aufmerksamkeit wieder auf Moskau. Verwundert über ihren leichten Sieg in der Ukraine, konnten sie sich nicht vorstellen, dass die Rote Armee noch über beträchtliche Reserven verfügte. Sowohl Halder als auch Hitler schürten Erwartungen, die Heeresgruppe Süd könne noch vor Wintereinbruch Stalingrad und die Ölfelder von Maikop und die Heeresgruppe Mitte mit reduzierter Luftunterstützung und weniger Panzern Moskau erreichen. Die Hauptstadt sollte wie Leningrad eingeschlossen und vom Hinterland abgeschnitten werden. Zeitweise schwebte Hitler sogar vor, Moskau völlig verschwinden zu lassen, vorzugsweise unter reinigenden Wassermassen.⁶²

Am 2. Oktober 1941 hörten die Truppen eine zweite Proklamation des Führers, in der er Moskau zum Endziel des Feldzugs erklärte. Trotz seiner Sorge, dass der Krieg sich bis in den Winter hineinziehen könnte, war Wilhelm Moldenhauer begeistert, als er am folgenden Tag im Rundfunk Hitlers

feierlichen Aufruf zur Vernichtungsschlacht gegen den Bolschewismus hörte. Diese öffentliche Übertragung empfand er zugleich als intimen Moment, da er sich vorstellte, dass seine Frau die Rede ebenfalls im Radio hörte «und dass Deine Gedanken bei jedem Wort vielleicht auch bei mir waren». Fritz Farnbacher hatte mit der 4. Panzerdivision den Vormarsch schon früher begonnen, wobei der eisige Nebel ihnen bis in die Knochen drang, aber ihr Vorrücken kaschierte. Am ersten Tag legten sie 130 Kilometer zurück, und vier Tage später, am 3. Oktober, erreichten sie Orel. Als sie sich über freies Gelände der Stadt näherten, nutzte die motorisierte Infanterie die Panzer als Deckung gegen die sowjetischen Flugzeuge, die sie von einem nahegelegenen Flugplatz starten sahen. Seit Tagen hatten sie nichts mehr von ihrer eigenen Luftwaffe gesehen. Ganze siebenunddreissigmal mussten die Infanteristen von ihren Fahrzeugen springen, um hinter oder unter den Panzern Schutz zu suchen, bevor sie den Stadtrand von Orel erreichten. Als die ersten Panzer durch die Strassen rollten, führen dort noch Strassenbahnen. Ein Strassenbahnfahrer, der die Panzer für ihre eigenen hielt, liess sogar die Klingel ertönen. Sobald sich jedoch der Geschützturm auf die Bahn richtete, leerten sich die Strassen.⁶³

Wie in Smolensk und in der Ukraine übernahmen die deutschen Panzerverbände auch hier eine führende Rolle bei der Einkesselung. Von Orel aus gelang es der Panzergruppe 2 schnell, Brjansk einzukreisen. Im Westen hatten die Panzergruppen 3 und 4 Wjasma in den Zangengriff genommen. Am 7. Oktober waren praktisch die gesamten an der Westfront verbliebenen sowjetischen Truppen in diesen beiden Kesseln eingeschlossen, und der Weg nach Moskau lag wieder offen vor den Deutschen. General Alfred Jodl, der Chef des Wehrmachtsführungsstabes, erklärte diesen Tag im Führerhauptquartier zum entscheidenden des gesamten Feldzugs und verglich ihn mit dem schnellen preussischen Sieg über Österreich 1866 bei Königgrätz. Zwei Tage später gab Hitlers Pressesprecher, Otto Dietrich, eine Pressekonferenz, in der er der Welt mitteilte, nun liege zwischen den deutschen Streitkräften und Moskau nur noch freies Feld. Goebbels war über die verfrühte Siegesstimmung ebenso verärgert wie über sein Unvermögen, Dietrich in Schach zu halten. Aber er hielt die Presse nicht zurück. So machten Tageszeitungen mit Schlagzeilen auf wie «Ostfeldzug entschieden – Der Bolschewismus ist erledigt». Buchhandlungen legten für zukünftige Besatzungsoffiziere Rus-

Der Schatten von 1812

sischlehrbücher in ihren Schaufenstern aus, und Kinos kündigten einen Dokumentarfilm über den Einmarsch der Deutschen in Moskau an.⁶⁴

Das war keineswegs bloss Übertreibung. Die Rote Armee verteidigte die Hauptstadt mit nur noch 90'000 Mann gegen den Vormarsch der rund eine Million Mann starken Truppen der Heeresgruppe Mitte. In den Kesselschlachten von Brjansk und Wjasma erzielte die Wehrmacht sogar noch grössere Erfolge als in der Ukraine: Sie machte 673'000 Kriegsgefangene und erbeutete 1'300 Panzer. Bei diesen beiden Siegen innerhalb von fünf Wochen hatten sich insgesamt 1'447'000 sowjetische Soldaten den Deutschen ergeben. Generalstab und Oberkommando der Wehrmacht hatten keinen Gedanken daran verschwendet, was sie mit so vielen Gefangenen machen sollten, obwohl ihre gesamte Planung des Feldzugs von einem schnellen Zusammenbruch der Roten Armee abhing. Hitler und seine engsten Berater hatten an ihnen keinerlei Interesse, ausser – vielleicht – als Arbeitskräfte, aber im Herbst 1941 standen solche Fragen nicht im Vordergrund. Man überliess das Problem einfach der Abteilung für Kriegsgefangene und den hinter der Front eingesetzten Truppenteilen, die es mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu lösen hatten.⁶⁵

Nach der Schlacht von Wjasma-Brjansk richtete die Kommandantur des rückwärtigen Armeegebiets (Korück) 580 der 2. Armee Versorgungsstützpunkte ein und brachte ihre Kriegsgefangenen «unter Heranziehung aller verfügbaren LKW und Gespanne, unter Einsatz von La[ndwirtschafts]-Führern und Kgf [Kriegsgefangenen]» von der Front fort. Anfang Oktober verlegte sie ihr Durchgangslager 203 – im Militärjargon kurz «Dulag» genannt – nach Kritschew, wo eine Sägemühle und eine Zementfabrik als Unterkünfte für 10'000 Gefangene vorbereitet werden sollten. Allein in einer Nacht trafen jedoch 20'000 Kriegsgefangene ein, und weitere 11'000 waren in Fussmärschen unterwegs in rückwärtiges Gebiet. Am 19. Oktober befanden sich über 30'000 Rotarmisten in diesem Lager. Die meisten liess man einfach unter freiem Himmel sitzen, bis man sich von benachbarten Einheiten Spaten ausleihen konnte, um Erdlöcher auszuheben und mit Ästen und Erde abzudecken. Obwohl das Lager an einer Eisenbahnlinie und an einem Fluss lag, rangierte seine Versorgung ganz unten auf der Prioritätenliste der Wehrmacht.

Für die Lagerküche war ein wohlmeinender Erster-Weltkriegs-Veteran verantwortlich, der für den Fronteinsatz zu alt war. Konrad Jarausch schilderte in seinen Briefen nach Hause anschaulich die Katastrophe, die sich im

Lager abspielte. Gekocht wurde in alten Spiritusfässern und mit spärlichem Küchengerät. Viele Gefangene mussten ihr Essen aus Mangel an Blechnäpfen in ihren Mützen entgegennehmen und verloren dabei die Hälfte der wässrigen Suppe, die man ihnen austeilte. Zu Spitzenzeiten nach der Schlacht von Brjansk musste Jarausch in seiner Abteilung des Dulagzoss täglich 16'000 bis 18'000 Gefangene verpflegen. Seinem Freund Werner Hass schrieb er: «Dabei waren wir fünf Deutsche in Verwaltung und Küche und acht Posten. Dass da geprügelt und geschossen werden musste, kannst Du Dir denken. (...) Man prügelt und schießt, um rings um die Küche Ordnung zu schaffen.» Als schliesslich mehr Kriegsgefangene in die riesigen Lager weiter westlich verlegt wurden und weniger neue eintrafen, sank der Bestand auf 6'000, und Jarausch schrieb mit einer gewissen Erleichterung an seine Frau: «Ich habe nicht mehr so viel den Polizisten spielen müssen und brauchte niemand mehr mit dem Gummiknüppel zu Boden zu schlagen oder abschiessen zu lassen. Trotzdem gab es noch genug Grauensvolles.» Trotz aller Hindernisse gelang es ihm und den anderen älteren Offizieren, die «noch die Menschlichkeit der alten Art» hatten, zweimal täglich Essen auszugeben – «gegen den Willen der ‚Beamten‘ der Kriegsgefangenenlagerinspektion.⁶⁶

Jarausch scharte eine Gruppe von Kriegsgefangenen um sich, die den Küchenbetrieb organisierten und ihren privilegierten Zugang zu Nahrungsmitteln für sich nutzten. Er schenkte ihnen Zigaretten und wurde dafür von ihnen rührend umsorgt, bekam zweimal täglich Milchsuppe und bis zu vier Eier, auch als sie knapp wurden. Ihm war klar, dass er von den Plünderungen seiner skrupelloseren Kameraden profitierte, die Lebensmittel in den umliegenden Dörfern requirierten. Allerdings drohte ihnen keine Gefahr von Partisanen, wie er seiner Frau versicherte: «Aber es ist ruhig. Die SS räumt furchtbar auf.» Konrad Jarausch, ein sanfter, regimekritischer Studienrat aus Magdeburg, stand den russischen Gefangenen eher neugierig als feindselig gegenüber. Er besorgte sich sogar ein Russischlehrbuch und fand einen gebildeten Gefangenen, der ihm Sprachunterricht erteilte.⁶⁷

Anfang November 1941 traf ein SS-Einsatzkommando im Lager ein und durchsuchte es nach jüdischen Kriegsgefangenen und Zivilisten. Einige wurden im Keller der Zementfabrik erschossen. Jarausch deutete solche Ereignisse in seinen Briefen nach Hause lediglich an. Als sich herausstellte, dass sein Russischlehrer «Halbjude» war, schrieb er seiner Frau Charlotte nicht,

Der Schatten von 1812

was mit dem Mann passiert war, aber er erwähnte, dass er «Juden barfuss im Schnee» gesehen hatte, und erklärte: «Einiges Harte, das ich nicht verhindern konnte, hat sehr bittere Empfindungen zurückgelassen. Darüber einmal mündlich.» Zwei Tage später schrieb er etwas munterer über seinen neuen Russischlehrer, einen Mann von Mitte vierzig, der wie Jarausch im zivilen Leben Lehrer war. Als dieser ihm eine Erzählung von Turgenjew vorlas, war es ihm, «als berühre einen die Seele dieses Landes, so wie sie sich selbst empfindet und weiss». Wie Hans Albring fühlte auch Jarausch sich von der russischen Kultur angesprochen, hatte zugleich aber auch den Eindruck, es mit «halben Kindern» zu tun zu haben. Da er sah, wie sie unter dem bolschewistischen Joch gelitten hatten, hielt er es für seine Pflicht, das Evangelium unter ihnen zu verbreiten. An Mitglieder des Martin-Luther-Bundes schrieb er: «Ich möchte glauben, dass das russische Volk, das an seinem Christus so treu festgehalten hat, uns Christen in den nächsten Jahren noch viel zu sagen hat, wenn erst einmal der Bann [des Bolschewismus] gebrochen ist.»⁶⁸

So sehr die Brutalität des Krieges Jarausch auch verstörte, konnte er sich von der deutschen Sache doch nicht gänzlich distanzieren. So schrieb er Charlotte am 14. November, dass sie erneut einen Fall von Kannibalismus im Lager entdeckt hatten. Täglich starben 25 der 2'000 Kriegsgefangenen in der Zementfabrik. Wenn er die Zivilisten sah, die bei Frost «bis aufs Hemd ausgezogen sind, vor allem Juden», fand er: «Da ist es wirklich das Barmherzigste, wenn sie in den Wald geführt und dort umgelegt werden, wie der Fachausdruck lautet.» Allerdings räumte er ein: «Aber das Ganze ist schon mehr Mord als Krieg.» Und er musste seiner Frau gestehen: «Wenn man nicht auf der anderen Seite immer erneut von den Russen hören würde, was sie unter dem Bolschewismus gelitten haben, könnte man wirklich an dem Sinn des Ganzen verzweifeln. Dazwischen ist man nun geworfen, ohne etwas tun zu können als das bisschen Pflicht.»⁶⁹

Fritz Farnbacher wandte sich mit der 4. Panzerdivision von Orel aus Richtung Tula, der Schlüsselstellung zu Moskaus südlichen Verteidigungsanlagen, die die Wehrmacht überwinden musste, um die Hauptstadt einzukreisen. Den ganzen Herbst hindurch hatten die Sowjets die direkte Hauptstrasse von Westen nach Moskau gründlich befestigt. Zusätzlich zu Moskaus beiden bestehenden Verteidigungslinien hatten sie vor der Stadt einen dreifachen Ring aus Schützengräben, Bunkern und Stellungen angelegt, die jeweils von

Minengürteln geschützt waren und einen Frontalangriff unmöglich machten. Aber die Deutschen hatten ohnehin nicht vor, die Hauptstadt unmittelbar anzugreifen: Auch hier strebte das Oberkommando der Wehrmacht eine Entscheidung durch eine Kesselschlacht an. Die Panzergruppen am Nord- und Südflügel der Heeresgruppe Mitte sollten Moskau einkreisen, sich östlich der Hauptstadt treffen und die Reste der Roten Armee und der sowjetischen Führung hoffentlich in der Stadt einschliessen.

Die 150 Kilometer südlich von Moskau gelegene Stadt Tula mit 272'000 Einwohnern war ein altes Zentrum der Rüstungsindustrie mitten im Moskauer Braunkohlegebiet. Sollte es den Deutschen nicht gelingen, den Eisenbahnknotenpunkt und den Flughafen der Stadt einzunehmen, konnte Guderian es nicht riskieren, seine 2. Panzerarmee zur Einkesselung Moskaus weiter nach Osten zu schicken, weil seine Linien dann viel zu weit auseinandergezogen und angreifbar wären. Mit der Aufgabe betraut, als Speerspitze von Süden den Angriff auf die sowjetische Hauptstadt anzuführen, schlug Guderian gegenüber seinen Offizieren den typischen schneidigen Ton an: «Tula? Kurze, harte Kämpfe – lange Reise – blondes Mädel.»⁷⁰

Aber die 2. Panzerarmee und ihre Truppenteile wie das 24. Panzerkorps und die 4. Panzerdivision waren nicht mehr dieselben, die in ununterbrochenem Vormarsch Orel eingenommen hatten. In der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober erlebte Fritz Farnbacher den ersten Schnee, der später in Regen überging und die im Sommer steinharten, unbefestigten Strassen in Schlammrinnen verwandelte – «in einen bodenlosen Sumpf, einen schwarzen Teig, der von Tausenden Soldatenstiefeln, Rädern und Panzerketten geknetet wird», wie der sowjetische Journalist Wassili Grossman schrieb. Auf der gesamten 500 Kilometer breiten Front der Heeresgruppe Mitte versanken Panzer, Artilleriegeschütze, Lastwagen, Kettenkrads und Pferdewagen im Morast. Am 15. Oktober wurde dem Stab der Heeresgruppe Mitte klar, dass «psychologisch der kritischste Augenblick des Ostfeldzuges eingetreten» war. Innerhalb einer Woche hatte sich die Zahl der einsatzbereiten Panzer bei der 6. Panzerdivision von 200 auf 60 reduziert. Bei der 20. Panzerdivision waren von 283 Fahrzeugen nach zwei Wochen nur noch 43 halbe Wracks übrig, und die 4. Panzerdivision besass nur noch 38 Panzer und konnte erst nach einer Woche weiterziehen. Ihr Kommandeur warnte, da «die harten

Der Schatten von 1812

Kämpfe und Anstrengungen (...) nicht spurlos an Offizier] und Mann vorübergegangen» seien, könne ein Angriff, wenn überhaupt, nur «unter schwersten blutigen Verlusten gelingen». Aber nicht nur das Wetter verzögerte den deutschen Vormarsch. Seit Anfang Oktober war von der deutschen Luftwaffe kaum etwas zu sehen, während die Luftwaffe der Roten Armee immer effektivere Schläge gegen die nahezu stationären deutschen Ziele führte. Je näher die Deutschen Moskau kamen, umso stärker wurde die sowjetische Verteidigung. Dennoch drang die 4. Panzerdivision am 29. Oktober bis vier Kilometer vor Tula vor, ehe sie wieder im Schlamm steckenblieb. Ein geheimer Tagesbericht der Wehrmacht vom folgenden Tag schilderte, dass Einheiten der 4. Panzerdivision und der Division Grossdeutschland in einem Wald südlich von Tula zu Fuss gegen sowjetische Panzer kämpften.⁷¹

Napoleons *Grande Armée* hatte die meisten Männer und Pferde nicht etwa im Winter während ihres katastrophalen Rückzugs verloren, sondern schon vorher bei ihrem siegreichen Vormarsch im Sommer. Auch das deutsche Ostheer verzeichnete die grössten Verluste 1941 auf dem Vormarsch: In der letzten Juniwoche verlor es 41'048, im Juli 172'214, im August 196'592 und im September 141'144 Mann. Noch schlimmer war es bei den deutschen Panzerdivisionen. Ende Juli besass das 35. Panzerregiment, das Kernstück der 4. Panzerdivision, nur noch 19 von 177 Panzern. Guderian musste Hitler persönlich um Ersatzteile für seine 2. Panzergruppe bitten. Besonders gefährdet war die motorisierte Infanterie, deren Männer bei jedem Angriff zu Fuss zwischen den Panzern kämpften: Bis August war ihre Zahl um 50 bis 70 Prozent dezimiert worden.⁷²

Durch die Schnelligkeit ihres Vormarschs drohten sich die deutschen Truppen selbst zu schlagen. Mit zunehmender Länge der Versorgungslinien sahen sich General- und Oberquartiermeister vor unlösbare Hindernisse gestellt. Sie hatten nicht genug Lokomotiven und Waggons, um die Ostfront zu versorgen. Von den sowjetischen Breitspur-Schienenfahrzeugen hatten sie nur so wenige unbeschädigt erobert, dass sie erheblich mehr als erwartet in den Umbau der Strecken auf die west- und mitteleuropäische Normalspur investieren mussten – eine langwierige Aufgabe, die im Verlauf des Vormarsches immer umfangreicher wurde. Zudem machte der Verlust von Kraftfahrzeugen und Pferden den Weitertransport der Güter von den Depots an der Eisenbahnlinie zunehmend schwieriger. Bis Mitte November waren von 500'000 Fahrzeugen, mit denen die Wehrmacht den Ostfeldzug begonnen

hatte, 425'000 ausgefallen, aber es gab zu wenige Ersatzteile, um sie instand zu setzen. Pferde, die als Zugtiere die meisten Lasten beförderten, wurden zu Zehntausenden krank und verendeten. Die Hauptverbindungsstrasse von Smolensk nach Moskau war überwiegend zweispurig, aber die Rote Armee hatte dort viele Minen mit Langzeitzündern gelegt. Tagtäglich rissen sie 30 Meter breite und zehn Meter tiefe Krater in die Strasse. Die Lage war so schlimm, dass man die 5. Infanteriedivision zur Instandsetzung der Fahrbahn abkommandierte, statt sie zur Regeneration ihrer Kräfte nach Frankreich zu verlegen.⁷³

Im Spätherbst sorgte der bei den sinkenden Temperaturen gefrorene Boden dafür, dass die Wehrmacht wieder mobiler wurde. Aber die Kälte brachte neue Probleme mit sich. Als Mitte November Schneefälle einsetzten, war nur die Hälfte der Soldaten der 4. Panzerdivision mit Mänteln und nur ein Drittel mit Wolldecken ausgestattet. Nun fielen mehr Männer wegen Erfrierungen und anderen Krankheiten aus als durch Verwundungen, obwohl beide Zahlen stiegen. Ende Juli und Anfang August hatte man zwar Winterausrüstung bestellt, allerdings nur für die 58 Divisionen, die nach einem deutschen Sieg als Besatzungstruppe für die Sowjetunion vorgesehen waren. In dem verzweifelten Gerangel um Transportprioritäten auf Schiene und Strasse blieb die Winterbekleidung grösstenteils auf polnischen Abstellgleisen stehen. Sogar die Feldpost, die als wichtig für die Kampfmoral galt, wurde zurückgehalten, weil die Heeresgruppe Mitte sich auf die Versorgung der Front mit Munition und Treibstoff konzentrierte.⁷⁴

Trotz der schwierigen Witterungsbedingungen berichteten Militärzensoren der 2. Armee im Oktober, dass der «Kampfgeist nach wie vor ungebrochen und weiterhin zuversichtlich» sei. «Der Inhalt der Briefe stand im vergangenen Monat im Wesentlichen im Zeichen der grossen Erfolge der Umfassungsschlachten von Brjansk und Wjasma und des Vormarsches auf Moskau. Jeder sieht das Ende des Feldzuges gegen die Bolschewiken in greifbare Nähe gerückt und damit auch die allgemein herbeigesehnte Rückkehr ins Reich oder den Abtransport nach einem anderen Kriegsschauplatz.» Eine Studie kam 1999 nach eingehender Untersuchung der Briefe von 25 Soldaten zu dem Schluss, dass die Hoffnungen auf einen baldigen Sieg im Oktober höher waren als im Juni, Juli und August. In diesen Wochen schienen gerade

Der Schatten von 1812

all die Widrigkeiten zu bestätigen, dass ein Sieg bevorstehe. Ein Soldat beklagte sich über das schlechte Essen und tröstete sich mit dem Gedanken: «Aber wenn mans auch an der Verpflegung merkt, ist fast immer was grosses im Gange. Man nimmt's dann leichter, weil man immer hofft, dass es dann doch bald aus ist.»⁷⁵

In der Heeresgruppe Süd war die Lage erheblich schlechter. Einen Tag nachdem sie Donezk erreicht hatten, schrieb Helmut Paulus an seine Eltern: «Unsere Füsse sind eben von diesen zweitausend Kilometern, die wir seit Juli gemacht haben, total verbraucht. Man kann keine fünf Minuten hinstehen, ohne dass man Schmerzen in den Füßen und Waden bekommt. Es geht nicht nur mir sondern allen Kameraden so.» Da er kein Fett für seine Stiefel hatte, konnte er nicht verhindern, dass Leder und Nähte brüchig wurden. Auf der 500 Kilometer langen Strecke von Dnjepropetrowsk nach Donezk waren sie manchmal 20 Stunden durchmarschiert und hatten sich durch Morast und Dunkelheit gekämpft. Am 17. Oktober hatten die 17. Armee und die 1. Panzerarmee den Fluss Mius erreicht und Taganrog eingenommen, wo Regen und Schlamm sie festgehalten hatten. Anfang November berichtete die Familie Paulus aus Pforzheim von hoffnungsvollen Gerüchten, dass Einheiten, die seit Beginn des Ostfeldzugs in Russland gekämpft hätten, von der Front abgezogen und durch in Frankreich stationierte Einheiten abgelöst werden sollten. Darauf antwortete Helmut, die Gespräche der Soldaten drehten sich nur um «das Essen, die Post und den Urlaub. Vom Urlaub träumt jeder bei Tag und Nacht.» Und er schwor, zu Hause nur «Laugenbrezeln» und «Schnecknudeln» zu essen und keinesfalls Schwarzbrot. Aber ihm war klar, dass er als Unverheirateter so gut wie keine Chance auf Urlaub hatte.⁷⁶

Am anderen Ende der Ostfront hatten sich Albert Joos und seine Kameraden in Küstennähe am Finnischen Meerbusen verschanzt. Der Bauernsohn vom Bodensee hatte mit 13 Jahren die Schule verlassen und bei seiner Einberufung am 28. August 1939 angefangen, Tagebuch zu schreiben, weil er seine Bereitschaft aufzeichnen wollte, «als tapferer Mensch alles für die geliebte Heimat zu leisten und zu geben». Da er aus der Landwirtschaft körperlich schwere Arbeit gewohnt war, kam er mit der Grundausbildung gut zurecht und war froh, dass Arbeitsdienst und Wehrmacht ihn aus der engen Welt strenger Dorfpatriarchen befreit hatten. Als er Mitte Oktober gerade erst zur Heeresgruppe Nord gekommen war, hatte er als Erstes miterlebt, wie

«zwei Kommissare» gehängt wurden, weil sie einen Transportzug in die Luft gejagt hatten. Die beiden standen mit der Schlinge um den Hals auf der Ladefläche eines Wagens, der dann unter ihnen fortgezogen wurde. «Am meisten verabscheute mich das Verhalten der Kinder, die nicht nur um die Gehängten herum spielten, sondern sich sogar an diese hinhängten. Das is allso Russland!»⁷⁷

Nach dieser Einführung an der Ostfront mussten Joos und seine Kompanie 20 Kilometer westlich von Strelna flache Schützengräben von einem erschöpften ostpreussischen Regiment übernehmen. Hier sollten sie die schwere deutsche Artillerie schützen, damit sie den sowjetischen Marinestützpunkt Kronstadt bombardieren konnte. Drei Tage und Nächte lang gruben Joos und seine Kameraden sich in den harten Boden und hoben 60 Kubikmeter Erde für einen Unterstand aus. «Wie die Heringe» quetschten sie sich hinein, stellten vier Etagenbetten und einen Herd auf und trieben sogar eine kleine Glastür als Windschutz auf. Der nahegelegene Wald war voller Heckenschützen, und Joos' bester Freund wurde durch einen Schuss in den Mund getötet. Unter schwerem Artillerief Feuer und wiederholten Angriffen der sowjetischen Infanterie rückte die Kompanie weiter vor, aber es wurde immer schwieriger, sich in den «steinhart gefrorenen Boden» einzugraben, den sie mit Handgranaten aufsprengen mussten.⁷⁸

Unterdessen war der Weg nach Moskau weiterhin blockiert. Ein Frontalangriff auf Tula scheiterte nach erbitterten Kämpfen. Danach blieben der 4. Panzerdivision nur noch 25 Panzer und unzureichende Transportfahrzeuge. Da sie keine schützenden Stellungen und so gut wie keine Unterkünfte hatten, lichteteten sich die Reihen der Offiziere und Mannschaften rasant durch Krankheiten. Die 2. Panzerarmee wies ihre Divisionen an, «zur Schonung deutschen Blutes» sowjetische Kriegsgefangene einzusetzen, um die Minenfelder rund um die Stadt zu räumen. Durch den schwindenden Bestand an schweren Waffen stieg auch die Zahl der eigenen Verluste drastisch. Geyr von Schweppenburg, der Kommandeur des 24. Panzerkorps, musste Guderian mitteilen, «dass die Leistungsfähigkeit von Truppe und Material erschöpft ist». Das offizielle Kriegstagebuch der 2. Panzerarmee ging noch weiter und berichtete von ersten Zweifeln unter ihren Leuten: «Die Truppe ist erschöpft, ausgemergelt durch die Kälte und Anstrengungen; sie will nun endlich wissen, was werden soll.»⁷⁹

Entsetzt hatte Fritz Farnbacher am 1. November einen schwerverwundeten russischen Soldaten gesehen, der am Strassenrand lag und «sich vor

Der Schatten von 1812

Schmerzen wortlos herumwälzt; kein Mensch hat Zeit für ihn; es ist furchtbar, als Feind verwundet zu sein!» Am 20. November traf es Farnbachers besten Freund Peter Siegert. Die beiden waren seit dem Sommer unzertrennlich. Als er nun seinen sterbenden Freund in den Armen hielt, musste er an ihrer beider Mütter denken: «Alles wird so leer, so sinnlos um mich herum.» Um zwei Uhr nachmittags starb Siegert, und Farnbacher war es – wie in dem Uhland-Lied *Ich hatt' einen Kameraden* – «in der Tat, ‚als wär's ein Stück von mir». ⁸⁰

Nachdem es der 4. Panzerdivision nicht gelungen war, Tula einzunehmen, besetzte sie die südöstlich gelegene Braunkohlestadt Stalinogorsk. Der Divisionskommandeur behandelte die örtliche Bevölkerung mit Hass und Verachtung und bezeichnete die Stadt als das «übelste Arbeiternest, das je in der Sowjetunion angetroffen wurde». Erstmals übernahm die Division hier die Funktion einer Besatzungstruppe. Sie unterschied nicht mehr zwischen «versprengten» Einheiten der Roten Armee, denen der Rückzug abgeschnitten war, unausgebildeten örtlichen Milizionären, Zivilisten und Partisanen. Schon bald setzte sie auf «Polizeimethoden», um an Informationen zu kommen, und übernahm die Taktiken des «schmutzigen Krieges» mit Denunziation, Verhören und Prügeln. Ein Betriebsobmann wurde angezeigt, weil er die «Ausbildung der Bevölkerung im Schiessen und Geländedienst geleitet» hatte. Bei einem Mann fand man Waffen und beschuldigte seine Frau und seinen Sohn als Mitwisser. Ein Hüttenarbeiter hatte den Auftrag erhalten, die Zeche zu sprengen, tat es aber nicht, «um dem Dorf die Arbeitsmöglichkeit zu erhalten». Wie in Kiew machten die Deutschen auch hier keinen Unterschied zwischen Arbeitern, die aus reinem Überlebenswillen kooperiert hatten, und gefährlichen «Roten». ⁸¹

Robert R. erhielt den Befehl, als Vergeltung für die Erschiessung von vier deutschen Soldaten das Dorf Michaelowka niederzubrennen. «Ganz Michaelowka anzünden?», fragte er seinen Vorgesetzten. «Warum?», erwiderte dieser lakonisch. «Ist das gross? Dann ist es wenigstens der Mühe wert.» Als der Mannschaftswagen seiner Einheit die Maschinen-Traktor-Station am Ortsrand erreichte, musste Robert ein Maschinengewehr aufbauen, damit die Frauen und Kinder seinen Befehl befolgten. Ohne jede Habe wurden sie in die eiseige Nacht hinausgetrieben. «Ich habe herzlos geschrien und mir ist zum Weinen», notierte er in seinem Tagebuch. Aber er vermied es, jeman-

den zu erschiessen. Vielmehr schickte er den Maschinengewehrschützen fort und sagte den Dorfbewohnern in gebrochenem Russisch, sie sollten alle weiteren Partisanenaktivitäten melden, sonst drohten ihnen noch härtere Vergeltungsmassnahmen. Sie dankten ihm, dass er sie verschont hatte, und schauten von Ferne zu, wie ein weiterer deutscher Trupp das Dorf durch Beschuss in Brand setzte und die Flammen in den Nachthimmel loderten.⁸²

Gerade in dieser kritischen Phase, als die am weitesten nach Osten vorgehobenen «Spitzen-Divisionen» der Heeresgruppe Mitte Aufgaben auszuführen begannen, die normalerweise von den Sicherungsdivisionen in enger Zusammenarbeit mit den Polizeibataillonen und den SS-Einsatzgruppen erledigt wurden, erreichte sie Reichenaus Befehl vom 10. Oktober 1941 zum «Verhalten der Truppe im Ostraum». Der Kommandeur der 4. Panzerdivision drängte seine Leute, sie müssten «noch wesentlich härter werden im Kampf gegen die bolschewistisch-jüdische Gefahr». Während der Rückfahrt von einer Kommandeursbesprechung zum Quartier erfuhr Fritz Farnbacher am 17. Oktober von seinem Hauptmann einiges über deren Inhalt: «Der Kernpunkt ist rücksichtsloses Vorgehen und Einschreiten gegenüber den Russen.» Im Stillen wand sich der junge Pietist und versuchte innerlich auf Abstand zu dem Gehörten zu gehen: «Was da in mehrstündiger Verhandlung festgelegt wurde, ist an sich nicht urdeutsch, aber vielleicht ein Gebot der Stunde, jedenfalls eine ganz scharfe und deutliche Festlegung.» Die Division gab unterdessen eindeutige neue «Parolen des Tages» heraus:

«21.11.41: Träger und Drahtzieher der bolschewistischen Idee ist der Jude. Deutscher Soldat denke immer daran, wo noch Juden leben, gibt es hinter der Front keine Sicherheit. Jüdische Zivilisten und Partisanen gehören nicht in die Gefangenenlager, sie sind zu erschiessen. 25.11.41 [erneut am 4.2.42]: Furcht vor deutschen Massnahmen muss der Bevölkerung mehr in den Knochen sitzen als der Terror umherirrender bolschewistischer Restteile und Partisanen. Gegenüber dem bolschewistischen Untermenschentum gibt es keine Gnade, auch nicht für Weiber und Kinder. Partisanen und Mitwisser an den nächsten Baum!»⁸³

In den folgenden Wochen dienten solche Parolen als Rechtfertigung dafür, Dörfer niederzubrennen und Widerstand leistende oder verdächtig wirkende Einwohner zu töten oder bei Frost und Schnee in den Wald zu treiben.

Der Schatten von 1812

Deutsche Soldaten begannen nun, aus eigenem Antrieb Juden zu töten und sowjetische Gefangene zu erschiessen, statt sie in weit entfernte Sammelstellen zu bringen. Die Einschätzung, wie man auf Gefahren durch Zivilisten zu reagieren hatte, war nicht mehr übergeordneten Offizieren vorbehalten, und die registrierten offiziellen Exekutionen gingen drastisch zurück.⁸⁴ In dem Masse, wie dieses zentrale Element militärischer Disziplin schwand, holte der völkermörderische Krieg der rückwärtigen Gebiete schliesslich auch die Front ein. Es mangelte durchaus nicht an prosaischen Gründen, Zivilisten zu erschiessen, ganz zu schweigen von versprengten Rotarmisten, die sich in den Wäldern noch auf ff eiern Fuss befanden. Je weiter die Deutschen vorrückten und je dünner und isolierter ihre Linien wurden, umso mehr fürchteten sie Partisanen. Ihre Sorge war in gewisser Weise berechtigt. Ende Dezember gelang es Partisanengruppen sogar, von Schweppenburgs Eliteeinheit, dem 24. Panzerkorps, Dörfer und Städte zurückzuerobern.⁸⁵

Aber häufig hatten deutsche «Befriedungsmassnahmen» mehr mit dem Gefühl der Soldaten zu tun, isoliert und angreifbar zu sein, als mit einer realen Bedrohung durch Partisanen oder Zivilisten. Fritz Farnbacher verzeichnete zwar immer noch Fälle, in denen «verdächtige» Zivilisten getötet wurden, reagierte aber zunehmend weniger schockiert. Bei der Requirierung von Nahrungsmitteln liess er seine Leute lieber bereits durchkämmte Dörfer erneut durchsuchen, als sie weiter in die Umgebung zu schicken und der Gefahr von Landminen auszusetzen: «(...) wir holen die letzte Kuh, die zu finden ist, um sie zu schlachten, obwohl sie das einzige einer Familie mit 5 Kindern ist; es gibt keine Rücksicht mehr!» Frierend kauerten sich die feldgrau uniformierten Männer in spärlich besetzten Frontlinien in der weiten, weissen Landschaft zusammen, während der Schnee die Landmarken zudeckte, die Grenze zwischen Land und Himmel verwischte und beides in einer Mischung aus Grau und Weiss untergehen liess.⁸⁶

Während der Reichenau-Befehl sich in der gesamten Wehrmacht an der Ostfront verbreitete, erreichten auch die verbalen Angriffe auf Juden seitens der NS-Führung einen neuen Höhepunkt. Hitler selbst öffnete die rhetorischen Schleusen am 2. Oktober mit seiner Proklamation an die Soldaten der Ostfront, in der er sie zur Einnahme Moskaus aufrief und erklärte, ihr Hauptfeind seien «Juden und nur Juden!». Am folgenden Tag wiederholte er diesen Punkt gegenüber der Heimatfront in einer Rede im Berliner Sportpalast. Am

8. November, dem Jahrestag des Bürgerbräu-Putsches, erklärte Hitler seinem Publikum erneut: «Ich habe diese Juden als die Weltbrandstifter kennengelernt.» Die Sowjetunion sei «ein Staat, in dem die gesamte nationale Intelligenz abgeschlachtet worden war und ein geistloses, mit Gewalt proletarisertes Untermenschentum übrigblieb, über dem sich eine riesige Organisation jüdischer Kommissare – das heisst in Wirklichkeit – Sklavenhalter erhebt». Dann hämmerte er den Zuhörern seinen entscheidenden Punkt ein: «Dieser Kampf ist nun, meine alten Parteigenossen, ein Kampf wirklich nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa, ein Kampf um Sein oder um Nichtsein!»⁸⁷ Unter dem Deckmantel eines paneuropäischen Kreuzzuges unter deutscher Führung gegen den «jüdischen Bolschewismus» zeichnete sich unverkennbar eine Hinwendung zu einer apokalyptischen Rhetorik ab. Goebbels nutzte seinen regelmässigen Beitrag zu der Wochenzeitschrift *Das Reich* am 16. November 1941, um den Lesern zu erklären: «Die Juden sind schuld!» Er erinnerte sie an die «Prophezeiung» des Führers von 1939, dass die Juden vernichtet würden, wenn sie Europa erneut in einen Krieg stürzen sollten:

«Wir erleben eben den Vollzug dieser Prophezeiung, und es erfüllt sich damit am Judentum ein Schicksal, das zwar hart, aber mehr als verdient ist. Mitleid oder gar Bedauern ist da gänzlich unangebracht. Das Weltjudentum hat in der Anzettelung dieses Krieges die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte völlig falsch eingeschätzt, und es erleidet nun einen allmählichen vernichtungsprozess, den es uns zugedacht hatte und auch bedenkenlos an uns vollstrecken liesse, wenn es dazu die Macht besässe. Es geht jetzt nach seinem eigenen Gesetz: ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘ zugrunde.»⁸⁸

Trotz unzulänglicher Schuhe, Kleidung und Verpflegung sollte die 4. Panzerdivision angreifen. Nachdem der Frontalangriff auf Tula gescheitert war, versuchte Guderian am Vormarsch festzuhalten, indem er die Stadt südöstlich umging und Richtung Kolomna auf die östlichen Vororte Moskaus vorrückte. Am 24. November nahm die 2. Panzerarmee Wenjow und Michailow ein und zog weiter nach Kaschira, das die Rote Armee nicht verlieren durfte, weil Tula von dort seinen Strom bezog. In einer Kampfpause vor dieser östlich von Moskau gelegenen Stadt nahm Robert R. sich die Zeit, an Maria zu schreiben. Zwei Tage zuvor war das Fahrzeug seiner Einheit liegengeblieben, und sie hatten es unter Artilleriebeschuss durch den Schnee schleppen müs-

Der Schatten von 1812

sen. In seinem Tagebuch hielt er kurz fest, was passierte, als ein Granatsplitter seinen Kameraden erwischte: «R. Anton wird getroffen, es reißt ihm die Brust auf. Er stirbt. Beim Abrücken muss schnell G. eine Tafel für die Gräber malen. Kein Kranz, kein Stahlhelm.» Immer häufiger kreisten Roberts Grübeleien um den Tod. Einzig der Gedanke an seinen kleinen Sohn half ihm, sich an die Hoffnung zu klammern: «Uns ist viel in die Zukunft versprochen, und der es uns versprach, lügt nicht.» Nachdem Robert geholfen hatte, das kleine Dorf Michaelowka niederzubrennen, hatten ihn eine neue Bitterkeit und Selbstzweifel befallen. Vierzehn Tage später hatte man ihn nach Mzensk geschickt, um sich bei leichtem Wachdienst in einem Kriegsgefangenenlager zu erholen. Aber der Anblick der kranken, hungernden Gefangenen hatte es ihm in den drei Tagen seiner Abordnung weitgehend unmöglich gemacht, etwas zu essen.⁸⁹

Diese Erlebnisse ersparte Robert seiner Frau Maria, schilderte ihr aber seinen Gemütszustand: «Sehr selten hab ich geweint. Weinen ist kein Ausweg, solange man in den Dingen steht. Erst wenn ich wieder bei Euch bin, im Ausruhen und Überwinden, werden wir sehr viel weinen müssen und Du verstehst dann auch darin Deinen Mann. Hier hat auch vor den traurigsten Bildern das Weinen keinen Sinn, und das ‚Mitleid‘ ist gemein, wenn es an die Stelle von Hilfe und Tat tritt. Es wächst das Gefühl der menschlichen Armut und der menschlichen Schuld, die in jedem Einzelnen wurzelt. Eine tiefe Scham wächst. Manchmal schäme ich mich sogar, geliebt zu werden.»⁹⁰

Am meisten Angst hatte er vor seinem eigenen moralischen Verfall, der «inneren Zersetzung an Stelle der äusseren». Sein einziges Gegenmittel war «die Liebe und das Geheimnis Familie». Es sollte sein letzter Brief sein. Als die sowjetischen Truppen die Deutschen langsam zurückdrängten, wurde Robert R. am 4. Dezember schwer verwundet. Seine Kameraden trugen ihn sieben Kilometer weit, konnten ihn aber nicht retten. Sie suchten einen geeigneten Platz und begruben ihn in der Nähe des Eingangs einer sowjetischen Schule. Die vier Schulhefte, in denen Robert sein Tagebuch geführt hatte, brachte später einer seiner Kameraden seiner Frau Maria.⁹¹

Die Deutschen verdoppelten ihre Anstrengungen, Tula einzunehmen, diesmal durch Einkreisung. Aber die Männer waren «unterernährt, übermüdet, schlecht gekleidet», und ihre Kampfstärke war «erschreckend gering»,

wie ein Offizier des Schützenregiments 12 von der 4. Panzerdivision beklagte. Fritz Farnbacher merkte ebenfalls, dass seine Kameraden von der Artillerie erschöpft waren. Sie beteten, dass die Rote Armee noch schwächer sein möge als sie, eine Hoffnung, die das Divisionskommando teilte. Am 2. Dezember gelang es dem 24. Panzerkorps schliesslich, die Strasse von Tula nach Moskau zu blockieren, und einen Tag später kappte es die letzte Eisenbahnverbindung von Tula nach Serpuchow. General Gotthard Heinricis 43. Armeekorps kämpfte sich bei -32 Grad Celsius verzweifelt von Westen zu ihnen durch. Aber sie schafften es nicht, die letzte, neun Kilometer breite Lücke zwischen den beiden Zangenköpfen zu schliessen. Am 5. Dezember stellte Guderian die Angriffe ein und überzeugte den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Fedor von Bock, die Offensive abzublasen. Er gab sein Hauptquartier in Tolstois altem Haus in Jasnaja Poljana auf und liess 70 tote Deutsche, die in der Nähe der Ruhestätte des Dichters im Park beerdigt waren, sowie vier auf dem Dorfplatz erhängte Russen zurück.⁹²

Sowjetische Gegenoffensive

6. Dezember 1941 bis Ende März 1942



→ russ. Offensive
 (shaded area) Rückeroberung bis Februar 1942

Die erste Niederlage

Am 6. Dezember 1941 um 2 Uhr begannen sowjetische Artillerie und Granatwerfer die Linien des Schützenregiments 12 der 4. Panzerdivision zu beschiessen. Es war die Nacht zum Nikolaustag, in der Eltern in Deutschland ihren Kindern kleine Geschenke in Schuhe oder Strümpfe steckten. An der russischen Front war die Temperatur auf -40 Grad Celsius gefallen, und das Regiment lag in einem Dorf nördlich von Tula. Als die Geschütze verstummten, fiel Smilo Freiherr von Lüttwitz wieder in den Schlaf des erschöpften Regimentskommandeurs. Gegen 3.30 Uhr weckte ihn das Donnern ihres eigenen Infanteriegeschützes, das zurückfeuerte. Er schickte einen Adjutanten hinaus, um die Lage zu erkunden. Dieser fand heraus, dass während des Feuerwechsels zwei Bataillone der Roten Armee still und leise durch einen Graben in die Ortsmitte vorgedrungen waren. Ihr Eindringen erfolgte unfreiwillig so lautlos: Es war so kalt, dass Gewehre und Maschinengewehre beider Seiten nicht funktionierten. Lüttwitz' Männer wurden nur gerettet, weil sie ein Maschinengewehr unter einem Dachüberstand aufgebaut hatten, der es warm genug und damit einsatzbereit hielt. Damit gelang es ihnen, die Angreifer abzuwehren.¹

Die Verbände an der Spitze des deutschen Vormarschs merkten sofort, dass sich das Blatt für sie zum Schlechteren gewendet hatte. Vor allem die angeschlagenen Panzerdivisionen und das 43. Armeekorps, die bei ihrem Angriff auf die Strasse zwischen Tula und Moskau im Schnee steckengeblieben waren, bekamen den sowjetischen Gegenangriff zu spüren, der in dieser Nacht begann. Es dauerte einige Zeit, bis diese Erkenntnis auch zum Rest der deutschen Vorhut durchdrang. Oberleutnant Hans Reinert war an diesem 6. Dezember vor allem bemüht, sich wach zu halten, als er in seiner muffigen Hütte über den Einsatzplänen der 296. Infanteriedivision sass. Erst in der folgenden Nacht wurde ihm klar, dass sich etwas verändert hatte, weil er

Der Schatten von 1812

immer wieder von dringenden Anrufen geweckt wurde. Als Reinert sich mit müden Augen auf der Karte einen Überblick über die massiven Angriffswellen der sowjetischen Infanterie verschaffte, fiel es ihm schwer nachzuvollziehen, wie deren Kommandeure so verschwenderisch mit dem Leben ihrer Soldaten umgehen konnten. Er begriff auch nicht, wo dieses massierte Truppenaufgebot herkam: «Es ist wie in einem Fluss: Man kann ihn wohl ableiten, aber es strömt immer wieder neues Wasser nach.» Ebenso unverständlich war ihm der Zweck dieser Angriffe: «Und es ist ja kein Kampf um eine durchgehende Front. Es ist ein Kampf um Ortschaften. Zwischen diesen ist nichts! (...) Wir fragen uns immer wieder, wofür der Russe diese sinnlosen Angriffe führt, immer wieder an denselben Stellen, auf die wir nun doch eingeschossen sind, dass uns nichts mehr entgehen kann. Was will er denn erreichen. Schon mag er einige Ortschaften bekommen, was ist das?» Der Divisionsstab überschlug, dass die Rote Armee allein in diesem Sektor mindestens 2'000 Männer verloren haben musste.²

Nicht nur für Hans Reinert und Smilo von Lüttwitz kam diese Gegenoffensive der Roten Armee völlig überraschend. Noch am 4. Dezember war der gesamte Stab der Heeresgruppe Mitte überzeugt, nachdem ihre eigene Offensive sich totgelaufen habe, stehe ihnen eine lange Winterpause bevor. Nach Einschätzung ihres Nachrichtendienstes reichte die Kampfkraft des Gegners nicht aus, «dass er mit den zur Zeit vor der Front der Heeresgruppe vorhandenen Kräften zu einer grossen Gegenoffensive antreten kann». Das war jedoch ein gewaltiger Irrtum: Mitte Oktober hatten nur 90'000 Mann Moskau verteidigt. Sechs Wochen später hatten die Sowjets aus dem Nichts ganze Armeen neu aufgestellt und erfahrene Truppen aus dem Fernen Osten nach Moskau verlegt, so dass zur Verteidigung der Hauptstadt nun über eine Million Mann sowie 8'000 Geschütze und Granatwerfer, 720 Panzer und 1370 Flugzeuge zur Verfügung standen. In Anbetracht ihrer Erfolge – und mehr noch der dramatischen sowjetischen Verluste in den Schlachten des Herbstes – unterschätzte das gesamte Ostheer weiterhin die Stärke und Schlagkraft ihres Gegners. Von Generalstabschef Halder und Fedor von Bock, dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, über die Brigade- und Regimentskommandeure wie Eberbach und Lüttwitz bis hin zu Offizieren wie Fritz Farnbacher und Hans Reinert war die komplette Befehlskette der Wehrmacht nach wie vor von ihrer eigenen Überlegenheit überzeugt. Trotz

der zunehmenden Belege für das Gegenteil hielt die militärische Führung an dem Glauben fest, die Rote Armee stehe kurz vor dem Zusammenbruch. Diese Verblendung erwuchs aus einer Siegermentalität, die zu einer ungewöhnlich einheitlichen Einschätzung im deutschen Ostheer führte. Die Ereignisse der folgenden Monate sollten zwar das extreme Selbstvertrauen erschüttern, mit dem die Wehrmacht die Eroberung Moskaus angegangen war, aber die Illusion, dass sie den Kampf trotz aller Widrigkeiten fortsetzen und gewinnen könnte, sollte bestehen bleiben.³

Da die deutsche Einkreisung Moskaus noch in vollem Gange war, als der Wintereinbruch sie zum Stillstand brachte, erstreckte sich die Front in einem riesigen, schiefen Halbmond über eine Länge von 600 Kilometern. Die Panzerdivisionen an den Zangenspitzen waren die ersten Angriffsziele, und als sie zurückwichen, blieben die 4. und die 9. Armee, die den Mittelteil der Front zu beiden Seiten der Hauptstrasse nach Moskau hielten, weitgehend exponiert zurück. Im Dezember, Januar und Februar lief die gesamte Heeresgruppe Mitte Gefahr, aufgerieben zu werden. Die nördliche deutsche Angriffsspitze war bis auf 30 Kilometer an den Kreml vorgedrungen, und für kurze Zeit hatte Georg-Hans Reinhardts Panzergruppe 3 den entscheidenden Brückenkopf über den Moskau-Wolga-Kanal erobert, das letzte Hindernis vor den nördlichen Vororten der Hauptstadt. Hier setzten die sowjetischen Elitetruppen, die aus Sibirien, dem Fernen Osten und Zentralasien herangezogen worden waren, am 6. Dezember zur Gegenoffensive an. Innerhalb eines Tages meldete Reinhardt, dass seine besten Truppen «nicht mehr (...) einsatzfähig» und ein «Abriegeln der feindl[ichen] Einbrüche oder gar Gegenstöße nicht zu ermöglichen» seien. Als plötzlich sowjetische Panzer von hinten auftauchten, erlebten die Deutschen ihren eigenen «Panzerschreck». Im offiziellen Kriegstagebuch der Panzergruppe, die noch zwei Wochen zuvor im Begriff schien, Moskau zu erobern, schlug sich die Bedrängnis nieder, in der sie nun steckte: «Man sieht viele einzelne Soldaten zu Fuss hier und da mit einem Pferdeschlitten oder eine Kuh nachführend (...) Die Männer selbst machen einen abgestumpften Eindruck (...) An eine Abwehr der zahlreichen feindl[ichen] Fliegerangriffe denkt fast niemand. Durch Bombentreffer getötete Soldaten bleiben unbeachtet liegen.»⁴

Bei Tula und Kaschira im Süden war es noch schlimmer. Eberbachs erstklassige 5. Panzerbrigade der 4. Panzerdivision geriet schon bald in eine «kritische» Lage, als der sowjetische Gegenangriff sie zum Rückzug zwang. Viele

Der Schatten von 1812

Fahrzeuge sprangen nicht an und mussten mitsamt der Ausrüstung aufgegeben werden. Hatten sie beim Vormarsch noch 40 bis 50 Kilometer am Tag zurückgelegt, so waren es nun nur noch sechseinhalb Kilometer. Das quälend langsame Fortkommen verstärkte die bei den abziehenden deutschen Soldaten wachsende Angst und schürte die schlimmsten Befürchtungen. Die Fernstrasse von Tula nach Orel hatte sich in eine vereiste, schneeverwehte Piste verwandelt. Die Panzer verbrauchten ständig mehr von den knappen Treibstoffvorräten, um auch nur in Gang zu bleiben, und mussten immer wieder aus Schneewehen ausgegraben werden. Mit schwindendem Humor und grosser Fürsorge behielt Fritz Farnbacher seine Truppe im Auge: «Was das jedes mal für eine aufregende Sache ist, bis der Leichenzug in Bewegung ist, kann man gar nicht sagen. Dazu dauernd beobachten, ob sie doch noch alle da sind. Meine stolze ‚Familie‘ sieht heute so aus: vorneweg der Chefwagen mit Vorderradantrieb; das Differential für den Hinterradantrieb ist ja gestern verreckt; ich habe Angst, ob wir die Berge schaffen, er spuckt auch ein wenig, aber es geht.» Jedes der kostbaren Fahrzeuge, die er aufzählte, wies einen anderen Defekt auf, gebrochene Federn, ein Leck in der Ölwanne, der Krankenwagen musste von der Feldküche abgeschleppt werden. «Das ist mein stolzer Haufen», schloss Farnbacher seine Schilderung.⁵

Bei der 296. Infanteriedivision sah es nicht besser aus, als sie gezwungen war, vor den sowjetischen Angriffen zurückzuweichen. Während das Kriegstagebuch der Division lakonisch «Wegeschwierigkeiten (...) in den Schluchten ostwärts Odojew» vermerkte, hinterliess Oberleutnant Reinert eine anschaulichere Schilderung:

«Im eisigen Nordwind. In dunkler Nacht und warten, bis sie an den Abstieg herankönnen. Im Abstand von 200 Meter kann hier Fahrzeug auf Fahrzeug folgen, wobei 20 Mann jedes Fahrzeug mit Tauen anhalten müssen, damit es nicht auf der abschüssigen Eisbahn einfach in die Schlucht hinabrutscht. Es ist ein unheimlicher Schlauch, denn die Männer müssen die 500 Meter immer wieder hoch, um nun die nächsten Fahrzeuge hinunterzubringen. Die Pferde rutschen auf ihren Hinterbacken den Hang hinunter. Die Fahrzeuge rutschen auf sie auf – und doch passiert selten was. Allerdings einige Geschütze von uns, die eben so schwer sind, dass sie von den Kanonieren nicht aufgehalten werden können, die rutschen ab, aber sie können, wenn auch mit sehr viel Mühe wieder herausgebracht werden.»

Die erste Niederlage

Die ganze Nacht brauchten die unterernährten, schlecht ausgerüsteten und verängstigten Männer, um die Schlucht zu passieren, wobei Angst und Kälte noch verschlimmert wurden durch die Tatsache, dass sie nur mühsam vorankamen. Am 22. Dezember notierte Reinert: «Also doch Befehl: Zurück! Wir klappen moralisch völlig zusammen. Ich kann nicht beschreiben, was uns in diesen Minuten bewegt. Es ist zu ungeheuerlich. Wir könnten losheulen ...» Am Neujahrstag vermerkte er: «Die Männer können auf dem Marsch plötzlich nicht mehr, fallen um und sind tot oder sterben und erfrieren vollends auf dem Transport zur nächsten Unterkunft. Es ist eine grauenvolle Zeit.» Von den 1'000 Verwundeten, die die 296. Infanteriedivision im Dezember verzeichnete, waren 351 «durch Erfrierungen ausgefallen».⁶

In einem finsternen Bericht über die Moral ihrer Truppe kam die Heeresgruppe Mitte am 19. Dezember zu dem Schluss, dass sie auf einem Tiefpunkt angelangt war:

«Die Rückschläge sind auf den weit unter der Grenze der Leistungsfähigkeit herabgesunkenen körperlichen und seelischen Zustand der eigenen Truppe, die Furcht, in russische Gefangenschaft zu geraten, die dezimierten Gefechtsstärken, den Betriebsstoffmangel, die angespannte Versorgungslage und den schlechten Zustand der Pferde zurückzuführen. Hinzu kommt das Gefühl der Wehrlosigkeit gegen die schweren russischen Panzer. (...) Es gelingt hierdurch dem Russen, unter Einsatz immer wieder erstaunlich grosser Menschenmassen und trotz ihnen beigefugter, teilweise ausserordentlich blutiger Verluste, durch die dünnen eigenen Linien durchzusickern oder durch die infolge der überaus langen Frontabschnitte der Divisionen bestehenden Lücken [zu stossen].»

Angesichts der sowjetischen Vorstösse hinter die deutschen Linien, die «für schwer wiedergutzumachendes Durcheinander» sorgten, gab die Heeresgruppe Mitte zu, dass sie mit ihren Soldaten nicht mehr zu Gegenangriffen in der Lage war. Unter diesen Bedingungen konnten die schlecht ausgerüsteten und kaum ausgebildeten, aber frischen sowjetischen Truppen greifbare Erfolge erringen.⁷

Nachdem die beiden Panzergruppen der Heeresgruppe Mitte an den Zangenköpfen weggebrochen waren, geriet der Hauptteil der deutschen Streitkräfte vor Moskau unter anhaltende – und beinahe vernichtende – Angriffe. Von der letzten Dezemberwoche bis Mitte Januar schlug die Rote Armee

Der Schatten von 1812

Breschen in die deutschen Linien und drohte die gesamte Heeresgruppe aufzureiben. Nach einem Durchbruch im Südsektor an der Oka waren die deutschen Truppen bei Suchinitschi völlig eingekesselt. Zwei Sowjetarmeen öffneten mit der Rückeroberung von Mosalsk, Schisdra und Kirow einen riesigen Halbkreis, trennten die 2. Panzerarmee von der 4. Armee der Deutschen und schufen Raum für den Vormarsch von vier sowjetischen Armeen auf Juchnow und die wichtige Fernstrasse von Smolensk nach Moskau. Im Norden sah es ebenso kritisch aus. Die sowjetische 29. Armee durchbrach am 29. und 30. Dezember die Linien des deutschen 6. Armeekorps bei Staritza und rückte auf Rschew vor, das mit seinem Höhenzug den Schlüssel zu den deutschen Stellungen darstellte. Innerhalb von drei Tagen gelang der sowjetischen 39. Armee westlich von Rschew der Durchbruch, und sie rückte südwärts Richtung Sytschowka vor. Dahinter lagen Wjasma und die Fernstrasse Smolensk-Moskau. Allem Anschein nach wollte der sowjetische Gegenangriff diese Breschen zu einer weiträumigen Einkesselung nutzen, wie die Deutschen sie während der Kämpfe im Sommer und Herbst praktiziert hatten. Am 12. Januar schaffte die Rote Armee im Norden bei Wolokolamsk einen zweiten erheblichen Durchbruch.⁸

Noch heikler sah es im Süden aus. Anstatt den mit völlig unzureichenden Mitteln ausgestatteten Angriff auf Tula zu unterstützen, hatte die 2. Armee den Befehl erhalten, weiter nach Südosten vorzudringen und die Zugänge zum oberen Don zu besetzen, den der Generalstab als nächstes Ziel nach Moskau ins Auge gefasst hatte. Der sowjetische Gegenangriff überraschte nun die 2. Armee bei Jelez, wo sie völlig abgeschnitten von den beiden nächstliegenden deutschen Truppenteilen, der 2. Panzerarmee und der Heeresgruppe Süd, in den verschneiten Weiten feststeckte. Am 8. Dezember riss die Rote Armee eine 30 Kilometer breite Bresche in die deutschen Linien und kreiste drei Infanteriedivisionen ein. Nach Feldmarschall Bocks Einschätzung vom 14. Dezember konnte die 134. Infanteriedivision gerade noch durchkommen, nicht aber die verstreuten Reste der 45. Tatsächlich hatte sich der Kommandeur der 134. Division am Tag zuvor erschossen. Das offizielle Kriegstagebuch der 45. Infanteriedivision berichtete von «gespenstischen Nachtmärschen»:

«Zeitweise hört der dichte, eisig-kalte Schneesturm auf, und man hat einigermaßen Sicht. Im Osten leuchten überall grosse Brände. Stellenweise ist der Weg

Die erste Niederlage

schon stark verweht und nur mit Hilfe von Landeseinwohnern überhaupt zu finden. (...) Tagelang peitschte der Sturm ohne Unterbrechung den feinen Pulverschnee auf und trieb ihn gegen Augen und Gesicht, so dass ein Gefühl entstand, als wäre man in einen schmerzenden Nadelregen hineingeraten. (...) Da die Stürme meist aus dem Osten kamen, hatte sie der Gegner vielfach im Rücken. Es war für ihn leicht, im Schutze dieser Schneewolken seine Stosstrupps so an unsere Linien heranzubringen, dass sie erst im letzten Moment festgestellt werden konnten.»⁹

Der Rückzug geriet zur panikartigen Flucht, bei der Fahrzeuge, Pferde, schwere Geschütze, Feldküchen, Gerät, Mehlsäcke und Ersatzteile einfach zurückgelassen wurden. Um die Disziplin wiederherzustellen, gab der Oberbefehlshaber der 2. Armee, Generaloberst Rudolf Schmidt, die Order, «einzelne Leute, die defatistische Reden halten, herauszugreifen und exemplarisch umzulegen». Bei den aus Linz stammenden Männern der 45. Infanteriedivision half ihre Kameradschaft – geboren aus der Furcht, zurückgelassen zu werden –, die kleinen Kolonnen dunkelgekleideter Gestalten im Schneesturm zusammenzuhalten. Sie hatten keine Ahnung, wo sich die deutschen Linien befanden, und waren auf einheimische Führer angewiesen, die sie anschliessend meist erschossen, damit diese den Verfolgern ihre Route nicht verraten konnten. Da sie weder Pferde noch Kraftfahrzeuge hatten, mussten sie ihre Verwundeten auf Schlitten hinter sich herziehen. Zwischen dem 5. und dem 17. Dezember hatten sie 233 Tote und 232 Vermisste zu beklagen und brachten 567 Verwundete mit. Schliesslich entdeckten deutsche Flugzeuge sie und warfen für sie Flugblätter ab, die ihnen die Marschrichtung wiesen. Nach elftägigem Rückzug stiess die Kolonne schliesslich am 17. Dezember bei Sonnenuntergang auf einen einzelnen Deutschen, den Verbindungsoffizier der 56. Infanteriedivision. Als sie endlich die Sicherheit der eigenen Linien erreicht hatten, konstatierte die Divisionsführung: «Kampfwert der Truppe gleich Null, da völlig erschöpft.»¹⁰

Eine Woche später, am 25. Dezember, stellte der Divisionsarzt fest, dass viele Soldaten an «nervösen Erschöpfungszuständen» litten. Ihre Kleider waren durchnässt, ihre Stiefel seit Monaten abgetragen. Er schätzte, dass etwa 70 Prozent der Männer Erfrierungen hatten, 40 Prozent an Durchfall und Erbrechen litten und alle völlig verlaust waren. Doch trotz ihrer Verluste und der vollständigen Einkreisung waren sie nicht aufgegeben worden. Dieser kleine Unterschied trennte sie nach wie vor vom Schicksal der *Grande*

Der Schatten von 1812

Armée Napoleons. Den ganzen Winter über blieben die Männer der 45. Infanteriedivision an der Front und warteten auf das Eintreffen der Einheiten aus Frankreich und Österreich, die sie ablösen sollten.

Überall liess die Krise Gedanken an eine Niederlage aufkommen. General Gotthard Heinrici, der den Infanterieangriff auf Tula geleitet hatte, schrieb zehn Tage nach Beginn der sowjetischen Gegenoffensive nach Hause: «Ich glaube von dem Schlag erholen wir uns nicht mehr, denn da geht noch viel vor die Hunde.» Und Fritz Farnbacher musste immer wieder an «Napoleons russische Erlebnisse» denken. Er war nicht der Einzige, der die Schatten von 1812 sah.¹¹

Hinter den Linien erlebte Dulag 203, eines der vielen Durchgangslager für sowjetische Kriegsgefangene, eine weitere Krise. Obwohl Konrad Jarausch sich nach Kräften bemühte, täglich drei Mahlzeiten auszugeben, musste er am 4. Januar sein Scheitern eingestehen. Die Zahl der Gefangenen in seiner Abteilung des Lagers war wieder auf 3'000 angestiegen, und nachdem die Requirierungstrupps die Umgebung bereits monatelang ausgeplündert hatten, kehrten sie nun mit leeren Händen zurück. Zudem war im Lager Fleckfieber ausgebrochen. In einem Brief an seine Frau vom 8. Januar 1942 beklagte er sich, wenn Nahrungsmittel einträfen, müsse er so oft mit Faustschlägen für Ordnung sorgen, dass seine Hand schon geschwollen sei. Die Lage war schlimmer denn je. «Hunderte bewegen sich in den Lagern um uns, die vom Hungertode gezeichnet sind», gestand er ihr. «Jede Essensausgabe ist ein Trauerspiel. Die Gier wird immer grösser, bis dann die völlige Erschöpfung und die Gleichgültigkeit einsetzt.» Selbst wenn in den folgenden Tagen weiterer Proviant eintreffen sollte, wäre es zu spät. Zwei Tage später schätzte er, dass täglich 20 Gefangene starben. Ein russischer Kriegsgefangener sagte zu ihm: «Hitler hat uns doch Brot und gute Behandlung versprochen, und nun sterben wir alle, nachdem wir freiwillig übergelaufen sind.»¹²

Die Tragödie, die sich in Dulag 203 abspielte, spiegelte im Kleinen eine menschliche Katastrophe wider, die vorerst sogar die Ermordung der Juden durch die Einsatzgruppen in den Schatten stellte. Der Winterrückzug verschärfte die Versorgungskrise für die 3,2 Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen, und in den Lagern brachen Epidemien aus. Als dem NS-Regime im November klarwurde, dass es den Arbeitskräftemangel in Deutschland dringend durch Kriegsgefangene ausgleichen musste, waren nur noch sehr

wenige kräftig genug für den Arbeitseinsatz im Reich. Am 13. Januar 1942 bedankte Jarausch sich bei seiner Frau für ihre zahlreichen Briefe. «Ich empfinde warm und dankbar alle herzliche Liebe, die aus ihnen spricht», versicherte er ihr. «Nun leb weiter wohl mit dem Kind.» Allerdings verschwieg er ihr, dass er ebenfalls an Fleckfieber erkrankt war und sich im Feldlazarett Roslawl befand. Vierzehn Tage später starb Konrad Jarausch. Mittlerweile waren mindestens zwei Millionen sowjetische Kriegsgefangene in deutschem Gewahrsam gestorben.¹³

Die auf Vernichtung ausgerichteten Strategien, die der Planung des deutschen Russlandfeldzuges zugrunde lagen, liessen sich nicht einfach umkehren. Im Gegenteil: Der Winterrückzug schmiedete das deutsche Ostheer in einer gemeinsamen, von Massenmord geprägten Kultur zusammen. Im Sommer hatte der Befehl des Oberkommandos der Wehrmacht, politische Kommissare und jüdische Kommunisten zu erschiessen, äusserst unterschiedliche Auslegungen erfahren. Manche Divisionen hatten sämtliche jüdischen Gefangenen aussortiert, andere nicht. Im Oktober hatte man den Reichenau-Befehl in der gesamten Heeresgruppe Süd verteilt. Es hatte einen weiteren Monat gedauert, bis er auch die beiden anderen Heeresgruppen erreicht hatte – und zwar gerade in der Endphase des scheiternden deutschen Vormarschs, in der die Elite-Panzereinheiten Polizeiaufgaben in den Dörfern der hinteren Frontabschnitte übernahmen. Als sie nun dieselben Verhör-, Befriedungs- und Terrormethoden wie die deutschen Sicherungsdivisionen im Hinterland anwandten, traten sie in eine neue Kriegsphase ein, in der sie die Entscheidung über Leben und Tod von Kriegsgefangenen und Zivilisten an Ort und Stelle ohne Rückgriff auf übergeordnete Instanzen trafen. Der Rückzug beschleunigte diesen Prozess und veränderte die gesamte Einstellung und das Selbstverständnis der Wehrmacht an der Ostfront.

Mit allen Mitteln versuchten die existentiell bedrohten deutschen Truppen auf ihrem Rückzug, die sowjetische Gegenoffensive zu verlangsamen. Als sich das 103. Panzerartillerieregiment am 7. Dezember 1941 aus der Umgebung von Tula zurückzog, zerstörte es alles, was für den Feind brauchbar hätte sein können. «Anischino brennt; jedes einzelne Haus wird angesteckt, nachdem die Truppen abgerückt sind», hielt Fritz Farnbacher in seinem Tagebuch fest, schränkte aber ein, «ich lasse das, in dem wir gewesen waren, nicht anbrennen, mögen es andere tun. Auch der Kommandeur ist nicht für

Der Schatten von 1812

solche Sachen. Aber es muss wohl sein, um den Russen wenigstens etwas Einhalt zu gebieten. Wir dürfen auch nicht danach fragen, ob die Zivilbevölkerung verhungert oder erfriert oder sonst umkommt.» Abziehende Truppen setzten Dörfer und Städte in Brand, sprengten Brücken und Bahnlinien und zerstörten Fabriken und Kraftwerke. Bei Temperaturen von -30 bis -40 Grad Celsius warfen die Soldaten ihre letzten verbliebenen Skrupel über Bord und vertrieben die gesamte Zivilbevölkerung aus ihren Dörfern. Damit verschaffte die Wehrmacht sich einen kleinen zeitlichen Puffer gegenüber der vorrückenden Roten Armee, aber mehr auch nicht. Schon Wochen bevor Hitler der Wehrmacht am 21. Dezember im Osten eine Politik der «verbrannten Erde» befahl, war sie dort bereits gängige Praxis. In dem Bemühen, die Vorgänge mit seinem pietistischen Gewissen zu vereinbaren, versuchte Farnbacher sich mit dem Gedanken zu trösten: «Ich habe noch keinen einzigen Schuss abgegeben, weder mit einem Geschütz, noch aus einer Pistole oder aus einem Gewehr oder aus einem Maschinengewehr, habe noch kein Huhn, keine Gans geschlachtet, noch kein Haus angebrannt, noch keinen Befehl zur Erschiessung irgendeines Russen erteilt, auch noch keiner Erschiessung beigewohnt; wie merkwürdig, wie fast unglaublich das klingt! Aber ich bin so dankbar dafür. Ist doch schon genügend gemordet, gebrannt, zerstört worden in diesem unseligsten aller Kriege!» Aber er stellte die militärische Logik dieser Befehle nicht in Frage, die erteilt wurden, «um den Russen wenigstens etwas Einhalt zu gebieten». Als er am Abend des 17. Dezember in sein Tagebuch schrieb, fragte er sich mit Blick auf die Familie, bei der er für die Nacht einquartiert war: «Ob ihnen nicht in aller Kürze das Dach über dem Kopf abbrennen wird. Es ist scheusslich daran zu denken.»¹⁴

Die Deutschen meisterten ihre Existenzkrise durch extreme Gewalt. Dabei spielte es keinerlei Rolle, aus welchem Teil des Reiches die Einheiten stammten oder ob die Soldaten im zivilen Leben für oder gegen den Nationalsozialismus eingestellt waren. Die 253. Infanteriedivision, die aus der Arbeiterschicht des Ruhrgebiets kam und zu gleichen Teilen aus Protestanten und Katholiken bestand, machte diesen Wandlungsprozess ebenso durch wie stärker nationalsozialistisch eingestellte Divisionen aus ländlichen Gebieten. Der Rückzug schürte eine explosive Mischung aus Wut und Angst: Wut, dass sie ihre Fahrzeuge, Geschütze und schweres Gerät zerstören und hart er-

kämpftes Terrain aufgeben mussten; Entsetzen, dass die Sowjets mit den winterlichen Verhältnissen so viel besser zurechtkamen als sie selbst; Angst, weil ihnen sichere Rückzugslinien fehlten. Keine Seite machte mehr Gefangene. Farnbacher vermutete, wenn die Sowjets die «abgebrannten Dörfer und erschossenen Soldaten an der Strasse» fänden, würden sie keine Deutschen lebend gefangen nehmen. Als er sich am 30. Dezember bei einigen Pionieren nach den Aussagen von 30 russischen Gefangenen erkundigte, die sie zu einer Sammelstelle hatten bringen sollen, bekam er «ein fast tierisches Lachen» und die Antwort zu hören, «man habe die alle umgelegt». Einerseits war er schockiert und empört, wie sehr die Männer sich innerhalb von fünf Monaten verändert hatten, andererseits fühlte er sich selbst zu einer inneren Rechtfertigung gezwungen: «Nur keine Schonung gegenüber diesen Raubtieren und Bestien!»¹⁵

Farnbacher merkte, dass er selbst «hart und rücksichtslos» geworden war. «Härte» galt in Deutschland schon lange als militärische Tugend. Hitlerjungen lernten, sie anzustreben, und Soldaten bemühten sich, sie in ihrer Grundausbildung und bei ihrer «Feuertaufe» aufzubringen. In den letzten schwierigen Wochen des Rückzugs von Moskau stellte der Korpsarzt der 4. Panzerdivision anerkennend fest, dass die Männer «hart gegen sich selbst waren». Mittlerweile erlangte dieses Wort ungefähr die von Hitler in geheimen Besprechungen verwendete Bedeutung, hinter der sich völkermörderische Massnahmen verbargen. Begriffe wie «hart» und «rau», die auf eine Verrohung hindeuteten, ergänzten zunehmend die verherrlichende Sprache heroischer Aufopferung, die in offiziellen wie auch in privaten Darstellungen vorherrschte.¹⁶

Eine ganz ähnliche «Verrohung» verzeichnete Albert Joos an der Küste des Finnischen Meerbusens, wo er und seine Kameraden den Winter im Stellungskrieg überdauerten. Als die Temperaturen in der zweiten Dezemberhälfte auf -30 Grad Celsius fielen, litt Albert Joos unter furchtbaren Kopfschmerzen. Den ganzen Monat hindurch bauten sie nachts ihre Stellungen aus und waren tagsüber Maschinengewehr- und Granatenbeschuss ausgesetzt. Am Neujahrstag dachte Joos wie gewohnt nicht nur über das vergangene Jahr, sondern über sein gesamtes bisheriges Leben nach und versuchte, «die Allmacht und Vorsehung des Herrgottes aus diesem (...) Gewirr des Lebens» zu erkennen. Dabei kam er zu dem Schluss: «Unerschütterlich ist aber auch der Glaube an den Herrgott und mit ihm das Vertrauen, dass er auch in

Der Schatten von 1812

diesem Jahr alles zu meinem Besten lenkt. Mit diesem Vertrauen werde ich auch in diesem Jahr aufrecht stehen und pflichtbewusst mein Leben meistern.» Mindestens ebenso ausgeprägt wie sein patriotischer Eifer, der wohl stärker aus seinem katholischen Glauben als aus nationalsozialistischer Überzeugung erwuchs, war sein Pflichtgefühl.¹⁷

Der Januar brachte eine weitere Verschlechterung der Lage. Die sowjetische Artillerie begann, auf die Feldküchen zu zielen, um den Deutschen die Möglichkeit warmer Mahlzeiten zu nehmen, während die Temperaturen auf -40 Grad Celsius sanken. Wegen der extremen Kälte mussten die Wachen stündlich abgelöst werden, und wenn Joos, der mittlerweile Feldwebel war, seine Runden drehte, froren ihm die Ohrschützer an der Haut fest. Der gefrorene Boden liess sich nur mit Handgranaten aufsprengen. Nach jedem Schneesturm, der die deutschen Gräben zuwehte, griffen die Rotarmisten massiert an, wurden aber von den deutschen Maschinengewehren niedergemäht. Da es weder einen Priester noch Gottesdienste gab, blieb dem Bauernsohn nur sein Tagebuch, um sich «eine Rechenschaft meines Lebens zu geben, klar zu überlegen, was Recht und Unrecht ist und Distanz zu halten, wie auch einen festen Entschluss für die Zukunft zu fassen». Unbeholfen kritzelte er in der Kälte in sein Tagebuch: «Wohl selten werden die Menschen in ihrem Leben solcher Verrohung ausgesetzt und zu einer so primitiven Lebensweise gezwungen» wie im derzeitigen Stellungskrieg. Von diesem Prozess nahm er sich keineswegs aus. Der Grabenkrieg hatte auch ihn gelehrt, sich nur auf Überleben und Töten zu konzentrieren: «(...) das dauernde Lauern auf den Gegner, um ihn bei jeder Gelegenheit zu erledigen, lässt einen richtig roh werden.» Existenzangst liess die nationalsozialistische Propaganda über jüdischen Bolschewismus, heimtückische Zivilisten und gefährliche Partisanen nun als gesunden Menschenverstand erscheinen. Selbst wenn sich bei Einzelnen, die mit Abscheu erkannten, wie «hart», «rücksichtslos», «roh» und «rau» sie selbst geworden waren, noch hartnäckig Skrupel hielten, hatte sich an der Ostfront doch ein kollektiver Wandel vollzogen.¹⁸

Hans Albring überstand die Wintermonate in der Kleinstadt Welisch im Hinterland der Heeresgruppe Mitte. Dort erreichte die Deutschen Ende Januar 1942 die sowjetische Gegenoffensive, der sie acht Wochen lang unter furchtbaren Bedingungen standhielten. Ungewaschen, verlaust und hungrig überlebte Hans diese Prüfung und war überzeugt: «Das ist des Satans Werk.

Die erste Niederlage

Und daher ist der Vergleich mit der Apokalypse nicht zu stark.» Aber am 21. März konnte er seinem Freund Eugen Altrogge schreiben: «Und was ich endlich an Erfahrung gewonnen, ist grösser als das, was ich verlor.» Mitte April, zwei Wochen nachdem die Rote Armee ihre Angriffe schliesslich eingestellt hatte, ging Hans ausführlich auf einen Brief von einem seiner katholischen Lehrer in Münster ein, um Eugen die Einsichten darzulegen, zu denen er mittlerweile gelangt war: «Und vielleicht ist dies, wer weiss, der metaphysische Sinn des Krieges, dass uns ein neues und wahres Menschenbild aufgeht, nachdem wir nun etliche hundert Jahre einem falschen Menschenbild, mehr und mehr es ausformend, nachgegangen sind.»¹⁹

Am 17. Februar 1942 setzte sich der Obergefreite Anton Brandhuber bei Alexandrowka von seinem Bataillon ab, das sich auf dem Fussmarsch an die deutsche Frontlinie befand. Brandhuber hatte an den Feldzügen 1939 und 1940 teilgenommen und gehörte zu den eilig zusammengestellten Ersatztruppen aus Niederösterreich, die aus frischen Rekruten und erfahrenen Soldaten wie ihm bestanden. Sie wurden mit dem Zug bis nach Orel gebracht und mussten von dort drei Tage lang bei Schneesturm und -40 Grad Celsius zu Fuss weitermarschieren. Immer wieder wurden die Männer von sowjetischen Flugzeugen bombardiert und von ihren Offizieren mit gezückter Pistole angetrieben. Sie sollten die gelichteten Reihen der 45. Infanteriedivision aus Linz verstärken, die im Dezember mit der 2. Armee nur knapp der Einkesselung entgangen war. Bei den von der Front zurückkehrenden Truppen sah Brandhuber nur Soldaten, die «erschöpft, übermüdet & daher missmutig & unzufrieden» waren. Sie erzählten von ihrem Rückzug im Winter und von den ungeheuren Mengen an Ausrüstung, die sie hatten zurücklassen müssen.²⁰

Vielleicht hatte Anton Brandhuber durch seine Erfahrungen während der Feldzüge in Polen und Frankreich ein geschärftes Gespür für die drohende Gefahr entwickelt. Jedenfalls machte er sich von Alexandrowka allein auf den Rückweg, und nachdem er 15 Kilometer auf der Strasse, auf der sie gekommen waren, zurückgegangen war, versteckte er sein Gewehr, seine Gasmaske und seine Patronentasche im Schnee und ass sein Brot. Immer noch in Uniform, nun aber weitgehend ohne Ausrüstung, schaffte er es, einen vorbeifahrenden Wagen anzuhalten, der ihn bis zum nächsten Bahnhof mit-

Der Schatten von 1812

nahm. Dort mischte er sich unter leicht verwundete Soldaten und stieg in einen Zug nach Orel. Im Ort fand er ein Nachtquartier bei Russen und konnte erstmals nach drei Wochen seine Stiefel ausziehen. So schlug er sich über Gomel und Brjansk bis Minsk durch, wo er bei einer «Dame» übernachtete, ansonsten schlief er in Wartesälen und stahl Brot aus Feldbäckereien. Regelmässig hielt die deutsche Feldgendarmerie auf Bahnhöfen Ausschau nach Deserteuren, und auf seinem weiteren Weg nach Westen wurde Brandhuber zweimal, in Brest-Litowsk und in Warschau, von Streifen erwischt. Beide Male konnte er die Offiziere überzeugen, dass dieser kampferfahrene, zuverlässig wirkende Obergefreite lediglich seine Einheit verloren hatte, obwohl seine fehlende Ausrüstung verdächtig war. Aber statt ihn zu verhaften, brüllten sie ihn lediglich an, so schnell wie möglich nach Orel zurückzufahren und sich bei der 45. Infanteriedivision zu melden. Sobald sie ausser Sichtweite waren, setzte Brandhuber seine Fahrt nach Westen fort. In Brest bestach er einen Lokführer mit zwei Päckchen Tabak, ihn im Führerstand der Lokomotive bis Warschau mitzunehmen. Ein zweites Mal entging er in Warschau nur knapp einer Verhaftung, entdeckte einen Passagierzug nach Wien und fuhr von dort weiter über Bludenz nach Buchs in der Schweiz. Nach zehn heiklen Tagen, 3'000 zurückgelegten Kilometern und drei Kilogramm ergatterten Brots überquerte er am 27. Februar die Schweizer Grenze.

Anton Brandhuber war zwar ein erfahrener Soldat, aber zugleich ein durch und durch unmilitärischer Mensch. Bei den Verhören erklärte er den Schweizer Offizieren mit lakonischer Knappheit, die des braven Soldaten Schwejk würdig gewesen wäre, dass er bei seiner Fahnenflucht gedacht habe: «Nun wird es mir aber zu dumm.» Eine Karriere in der Wehrmacht strebte er nicht an, und Anfang 1942 machte er sich Sorgen, was ihm im Fall eines deutschen Sieges wohl bevorstünde. Er hatte keinerlei Interesse, in Russland Verwalter eines grossen Gutshofs zu werden oder in einer Besatzungsarmee zu dienen. Zudem hatte er keine tiefere Bindung zu seinen Kameraden entwickelt. Er wollte lediglich zurück in sein altes Leben, auf den Bauernhof seiner Familie im niederösterreichischen Laa an der Thaya mit seinen drei Pferden, sieben Kühen, einem Dutzend Schweinen und acht Hektar Land. Dort war er aufgewachsen, und dort lebte er 2001 als Siebenundachtzigjähriger immer noch, so verschlossen und schweigsam wie eh und je. Der Erklärung, die er den Schweizer Militärs 59 Jahre zuvor für seine Fahnenflucht

gegeben hatte, hatte er nichts hinzuzufügen. Als der junge deutsche Historiker ihn für sein Buch über Deserteure der Wehrmacht interviewte, sagte er lediglich: «Mir hat's da nicht mehr gefallen.»²¹

Immer wieder betonten militärische Bekanntmachungen und nationalsozialistische Propaganda, Deserteure seien Verräter und Feiglinge, die ihre Kameraden im Stich liessen und gefährdeten und eigensüchtig und hinterhältig deren Bemühungen untergrüben, die Stellung zu halten. Das Bemerkenswerte an Anton Brandhuber war, dass er diese Anschuldigungen gar nicht zu entkräften versuchte. Im Gegenteil, er gab unverhohlen zu, dass er desertiert war, weil er kein Soldat mehr sein wollte und ihm nicht gefiel, was er im Februar 1942 an der Ostfront sah. Wie viele andere war er bestürzt über die Brutalität der deutschen Kriegführung, über die Zerstörung der weissrussischen und russischen Städte und Dörfer und über die Ermordung von Juden – die er auf der Durchreise in Orel mit angesehen hatte. Andere deutsche Deserteure erzählten bei ihren Vernehmungen in der Schweiz Geschichten, die ihre Fahnenflucht als Reaktion auf frühere Zusammenstösse mit militärischen Vorgesetzten darstellten oder auf Kriegsgerichtsverfahren wegen Verstössen, die sie nicht begangen hatten. Praktisch alle waren sehr bemüht, den unausgesprochenen Vorwurf zu entkräften, dass sie als Deserteure Feiglinge seien, indem sie ihre militärischen Verdienste und ihre heldenhafte Kameradschaft hervorhoben. Brandhuber unterschied sich insofern von allen anderen, als er nichts von alledem tat und in seiner Schilderung keine Spur vom üblichen Jargon der Nationalsozialisten oder deutscher Militärs zu finden war. Während Albert Joos, der ebenfalls ein katholischer Bauernsohn war, in seinem Tagebuch viel über patriotische Pflicht, Kameradschaft und Opferbereitschaft schrieb, spielten diese emotional stark besetzten Begriffe für Brandhuber keine Rolle. Selbst von eigenwilligen deutschen Deserteuren hob er sich insofern ab, als er von den Wertvorstellungen seiner Zeit offenbar völlig unberührt geblieben war.

Es war für Soldaten extrem schwierig, von der Front zu flüchten. Die Nähe der deutschen und sowjetischen Linien veranlasste beide Seiten, den Gegner über Megaphon zur Fahnenflucht aufzurufen. Idealistische Appelle, die Beschwörung der internationalen Solidarität der Arbeiterklasse und einfach die Aussicht auf gutes Essen sollten Deutsche bewegen überzulaufen. Das war zwar gefährlich, aber keineswegs unmöglich: Da kleine Spähtrupps regel-

Der Schatten von 1812

mässig nachts Patrouille gingen, konnten Männer sich heimlich davonschleichen in der Hoffnung, von einem gegnerischen Stosstrupp aufgegriffen zu werden. Aber in den deutschen Einheiten kursierten zahlreiche Augenzeugenberichte über verstümmelt aufgefundene Leichen deutscher Soldaten, die eine beträchtliche abschreckende Wirkung hatten und zudem die Ermordung weiterer sowjetischer Gefangener rechtfertigten. Aussicht auf Erfolg bot eine Fahnenflucht nur im Hinterland der deutschen Front, aber es war überaus schwierig, sich auf Strassen und Bahnlinien nach Westen durchzuschlagen und Schlafplätze und Nahrung aufzutreiben, ohne erwischt zu werden. Da nur wenige es überhaupt versuchten, waren die Streifen, die Brandhuber in Brest-Litowsk und Warschau aufgriffen, vielleicht eher geneigt, ihm zu glauben, dass er seine Einheit versehentlich verloren hatte.²²

Einige hundert deutsche Deserteure schafften es während des Krieges, sich über die Schweizer Grenze abzusetzen, und wurden dort wie Brandhuber von Schweizer Militärs verhört und interniert. Im Gegensatz zu einem mit hohen Risiken behafteten Verfahren vor einem deutschen Kriegsgericht bot ihnen die Vernehmung in der Schweiz eine Möglichkeit, sich als Helden darzustellen, wie es Brandhuber gerade nicht tat. Einer von diesen war Gerhard Schulz, der seine Einheit bei Le Creusot verliess und sich am 15. März 1942 bei Saint-Gingolph am Genfer See über die Schweizer Grenze absetzte. Er begeisterte die Schweizer Offiziere mit anschaulichen Schilderungen seiner Flucht, seines heldenhaften Einsatzes an der Ostfront und seiner Opposition gegen den Nationalsozialismus. So erzählte er, wie die SS Gefangene erschoss und ihren Kampf gegen Partisanen inszenierte, um den Film-Crews der Propagandakompanien Material zu liefern. Sein Zorn richtete sich aber vor allem gegen seine vorgesetzten Offiziere. Statt das Gleiche zu essen wie ihre Soldaten, hätten sie immer «die schönsten Stücke für sich behalten». Als Verpflegungsunteroffizier habe er sein Bestes getan, die Rationen seiner Einheit an der Front aufzustocken. Er war ein guter Erzähler, und die Vernehmungsoffiziere waren von seiner Schilderung von Angriffen auf Betonbunker so angetan, dass sie diese als Broschüre an alle Schweizer Militärausbilder verteilten.²³

Aber das waren alles nur Geschichten. Mit seinen 19 Jahren war Schulz weder Unteroffizier, noch hatte er den Winter hindurch an der Ostfront gedient. Tatsächlich hatte man ihn Ende August 1941 zur Erholung von einer

Ruhrerkrankung in den Westen geschickt, und die Aussicht auf eine Rückkehr an die Ostfront hatte ihn zur Fahnenflucht veranlasst. Dennoch beeindruckte Gerhard Schulz die Schweizer Offiziere so stark, dass sie beschloßen, ihn zum Agenten auszubilden. Sie statteten ihn mit einem neuen deutschen Wehrpass und einer Uniform aus und schickten ihn im Sommer 1942 mit dem Auftrag nach Deutschland, Informationen über Flugabwehreinrichtungen in Grenznähe zu sammeln. Prompt tat Schulz etwas noch Überraschenderes: Er desertierte zum zweiten Mal und stellte sich den deutschen Militärbehörden.

In seinen ungewöhnlichen Entscheidungen liess sich Gerhard Schulz wie auch Anton Brandhuber von seiner Familie beeinflussen. Sobald Schulz wieder in Deutschland war, kam er aus der Deckung und besuchte seine Eltern und seine Verlobte in Freiburg. Als er im Alter von 81 Jahren interviewt wurde, erklärte er, seine Rückkehr habe seine Mutter sogar veranlasst, zum Katholizismus zu konvertieren. Aber so sehr sie sich auch um ihn Sorgen gemacht hatten, überredeten seine Mutter und seine Verlobte ihn doch gemeinsam, sich zu stellen.

Mangelnde familiäre Unterstützung mag zu einem weitreichenden Teil erklären, wieso Fahnenflucht in Deutschland während des Zweiten Weltkriegs nie zu einem Massenphänomen wurde. Dort, wo es zu massenhaften Desertionen kam – beispielsweise 1943 in Italien oder unter Wehrmächtsrekruten aus den annektierten Gebieten in Polen, Luxemburg und im Elsass sowie 1943/1944 bei Mitgliedern der kroatisch-bosnischen SS-Division Handschar – , waren sie auf die Bereitschaft der Zivilbevölkerung angewiesen, in Mengen Männer zu verstecken, was die Behörden relativ machtlos machte. In den Kerngebieten Deutschlands und Österreichs kam es erst in den letzten Kriegswochen zu massenhafter Fahnenflucht. Bis dahin behielt der Terrorapparat seine Wirkung, gerade weil er sich nur gegen relativ isolierte Einzelpersonen richten musste. Aber der Anspruch der Treue und des Patriotismus wurde nicht nur von aussen durch das Regime erhoben, sondern auch auf allen Ebenen der Zivilgesellschaft bis hin zu den eindringlichsten und unmittelbarsten Appellen von Müttern, Vätern, Ehefrauen und Geliebten.²⁴

Die Heeresgruppe Mitte, der Anton Brandhuber zugeteilt wurde, hatte beim Vormarsch auf Moskau 229'000 Männer verloren, aber nur 150'000 Mann Ersatz bekommen. Bis Anfang Februar 1942 büsste sie weitere 378'000 Män-

Der Schatten von 1812

ner ein und erhielt nur 60'000 Mann Ersatz. Die Kampfmoral war auf dem Tiefpunkt: Ein Arzt der 2. Panzerarmee warnte Anfang Februar 1942, das «bisher unbegrenzte Vertrauen der Truppe in die Führung» sei rapide gesunken, was «wesentlich zur Erschütterung der seelischen Widerstandskraft» beitrage. Im selben Monat liess das Oberkommando des Heeres einen Sonderbericht über die Moral der 4. Armee erstellen. Das Ergebnis war beunruhigend: «Die Männer völlig apathisch, unfähig, Waffen zu bedienen und zu tragen, Trümmer von Kompanien kilometerweise auseinandergezogen, zu zwei und zwei humpelnd auf die Gewehre gestützt, die Füsse in Lumpen gewickelt. Sprach man sie an, so hörten sie nicht oder fingen an zu weinen.» Im März ging das Oberkommando des Heeres davon aus, dass 104 der 162 Divisionen an der Ostfront kaum noch imstande waren, sich zu verteidigen, und lediglich acht Divisionen für Offensiven einsatzbereit waren. Die Kampfmoral war verheerend gering, und die Durchhaltepropaganda machte alles nur noch schlimmer. Fritz Farnbachers Artillerieeinheit baute das Radio zwar am 27. Dezember wieder auf und konnte den Reichssender empfangen, er notierte allerdings: «(...) aber man kann es bald nicht mehr anhören, was sie für ein Zeug schwätzen!» Wie aus dem Sonderbericht des Oberkommandos über die Truppenmoral hervorging, herrschte in der Truppenführung vom Divisionskommandeur aufwärts «einhellige und tiefgreifende Verbitterung». Der «Grundton der Kritik» war: «Die Winterkatastrophe wäre vermeidbar gewesen, wenn man auf uns gehört hätte. Wir haben gewarnt, so deutlich wir konnten. Man hört nicht auf uns, man liest unsere Berichte nicht oder nimmt sie nicht ernst. Man will die Wahrheit nicht wissen ...» Vor allem wollten diese Offiziere wieder die Kommandogewalt im Feld zurückerhalten, statt wochenlang mit dem Oberkommando verhandeln zu müssen: «Wir kennen die Abwehrmittel, aber uns sind die Hände gebunden. Aus eigenem Entschluss dürfen wir nicht handeln. Der allgemeine Befehl zum bedingungslosen Halten, in feierlicher Form der Truppe bekanntgegeben und Stunden später unter dem Druck der Ereignisse widerrufen, führte nur dazu, dass, statt einer planmässigen Zurücknahme, vom Gegner gedrängt, zurückgegangen werden muss. Hieraus ergeben sich die schweren unersetzlichen Verluste an Menschen und Gerät.»²⁵

Das Erstaunlichste an der Winterkrise ist jedoch das, was *nicht* passierte. Trotz unzureichender Kleidung und Erfrierungen hielten die demoralisier-

ten Männer die Stellung. Die Moral mochte auf dem Tiefpunkt gewesen sein, aber nur wenige folgten dem Beispiel Anton Brandhubers. Vielmehr suchte sich die schlechte Stimmung ein Ventil in Streitigkeiten und Gezänk, Galgenhumor und Gewalt. Helmut Paulus ärgerte sich über seinen neuen Offizier, der frisch vom Regimentsstab kam, «wo er sicher noch nie in einem Panzerdeckungsloch gegessen hatte». Als seine Einheit sich Ende Oktober 1941 hinter den Linien ausruhen durfte, schikanierte er sie mit sinnlosen Inspektionen und Übungen. Er kanzelte Helmut wegen seiner schäbigen Uniform ab, und ein Hauptfeldwebel – ein weiterer «Kriegsheld» der Etappe – ärgerte Helmut, indem er ihn nach viermonatigem ununterbrochenen Fronteinsatz als Muttersöhnchen bezeichnete. Sogar die Verleihung des Eisernen Kreuzes Zweiter Klasse wurde ihm durch die Tatsache verleidet, dass es gleichzeitig an den Zeugmeister verliehen wurde, der «selbst nie einen Angriff mitgemacht hat, sondern immer hinten bei der Feldküche war». Fritz Farnbacher hatte in seinem Artillerieregiment häufig das Gefühl, «das fünfte Rad am Wagen» zu sein und als «Mädchen für alles» zwischen seinen Leuten und den Anforderungen seiner Vorgesetzten zu stehen. Auch er ärgerte sich, da rangniedere Soldaten bereits das Eiserne Kreuz Erster Klasse bekommen hatten, während er immer noch das Zweite Klasse trug.²⁶

Helmut Paulus' Vater, ein Erster-Weltkriegs-Veteran, liess umgehend den Namen seines Sohnes in die Liste der Träger des Eisernen Kreuzes Zweiter Klasse aufnehmen, die in der Lokalzeitung veröffentlicht wurde. Im Bewusstsein der gesellschaftlichen Stellung, die sein Sohn anstreben sollte, drängte er ihn, sich zur Offiziersausbildung zu melden. Dem schloss sich sogar seine Mutter an. Als Vater eines Infanteristen ärgerte sich Dr. Paulus über die Vorzugsbehandlung, die andere Waffengattungen genossen. In seinen Briefen schilderte er Begegnungen mit Bekannten, deren Söhne bei der Luftwaffe oder bei der Artillerie waren, mit Auszeichnungen und Urlaub überschüttet wurden und für spezielle Fortbildungen oder für eine Ausbildung in Chemie – Helmut's Studienfach – freigestellt wurden, während sein Sohn sich bei der Infanterie im Schützengraben abrackerte. Schliesslich fühlte Helmut sich verpflichtet, auf das Drängen seiner Eltern zu antworten und ihnen zu erklären, warum er die Aufstiegsmöglichkeiten nicht nutzte, die sein Fronteinsatz und seine höhere Schulbildung ihm eröffneten: «Vor allem fühle ich keinerlei Lust und Liebe zum Soldatenhandwerk. Das kaser-

Der Schatten von 1812

nenmässige Leben liegt mir nun einfach nicht. In Friedenszeiten wäre ich auch sicherlich kein allzu guter Soldat.» An Beförderung war er nicht interessiert, sondern zog den Dienst im Schützengraben vor: «Ich mache eben meinen Dienst so gut ich kann und muss, und will im Übrigen meine Ruhe. Das ist zwar ein unsoldatischer und spiessbürgerlicher Standpunkt. Aber ich fahre damit am Besten.» Allerdings schränkte er ein: «Die einzige Ausnahme von diesem Standpunkt mache ich im Gefecht, wo ich mir von niemand etwas nachsagen lassen will.»²⁷

Auch wenn in der Wehrmacht noch weitgehend dieselbe Rangordnung herrschte wie im Ersten Weltkrieg, machte das populistische Ethos sie doch zu einer völlig anderen Armee, als Ernst Arnold Paulus sie erlebt hatte. Helmut war das, was Soldaten liebevoll als «Frontschwein» bezeichneten, und er war stolz darauf, ein «Landser» zu sein. Trotz aller Schwierigkeiten mit Vorgesetzten konnte der Gefreite Paulus seinen Eltern schreiben: «Ich freue mich sogar wieder auf meine Kameraden, mit denen ich so viel erlebt habe.»²⁸ Im März 1942 – als die Moral der Deutschen an der Ostfront ihren absoluten Tiefpunkt erreicht hatte – schickte er stolz ein langes Gedicht nach Hause, das einer seiner Kameraden über die Einnahme von Dnjepropetrowsk verfasst hatte:

Die Stadt am Dnjepr

(...)

O grosser Krieg, o grosser Schrecken,
Wann einst wird Frieden sein!
Wird manches Grab den Kampfplatz decken
und manche Stadt in Trümmer sein. (...)
Doch das kann uns nicht erschrecken.
Wir marschieren eisern mit.
Sollten wir morgen den Arsen decken,
heut noch bleiben wir im Schritt.
Sollten Kameraden fallen, treten wir für sie ein.
Das feindliche Heer wird fallen,
wir werden Sieger sein.²⁹

Der Optimismus der deutschen Soldaten hatte im Oktober 1941 seinen Höhepunkt erreicht, beflügelt von der Aussicht auf einen schnellen Sieg. Als

Die erste Niederlage

der Vormarsch sich im November verlangsamte, sprach aus den Briefen in die Heimat weniger Zuversicht. Doch auch als die Chancen auf ein baldiges Kriegsende schwanden, mussten die Soldaten an eine erträgliche Dauer glauben – die meist nicht über ein Jahr hinausreichte. Statt von einer bevorstehenden Eroberung Moskaus träumten sie nun vermehrt vom Heimaturlaub. Im November und Anfang Dezember glaubte das Oberkommando des Heeres nach wie vor so fest an einen Sieg, dass es Divisionen von der Ostfront abzuziehen begann, damit sie sich im Westen «erholen» konnten, musste dann aber umgehend wieder Truppen nach Russland verlegen, um die sowjetische Gegenoffensive abzuwehren. Daher kursierten in der Truppe wie auch in der Heimat ständig Gerüchte über Urlaub und Ablösung. Ema Paulus war so fest überzeugt, dass Helmut unerwartet zurückkommen könnte, dann aber nicht ins Haus käme, dass sie für ihn einen Hausschlüssel vor dem Toilettenfenster im Erdgeschoss deponierte. Helmut war weniger zuversichtlich, erklärte seinen Eltern, dass er als Unverheirateter lange würde warten müssen, bis er an die Reihe käme, und bestätigte: «Das einzige Unterhaltungsthema dreht sich immer nur um das Essen, die Post und den Urlaub.»³⁰

Die Versorgungskrise an der Ostfront betraf auch die Feldpost. Das Höchstgewicht der kostenlos an die Front verschickten Päckchen wurde zunächst auf zwei und später auf ein Kilogramm begrenzt. Ende Oktober schickte Erna Paulus ihrem Sohn täglich bis zu drei Päckchen mit einem dicken Pullover, warmer Unterwäsche und Äpfeln. Als die Postzustellung unzuverlässiger wurde, ging sie dazu über, die verschickten Päckchen aufzulisten, und bat Helmut, ihr zu schreiben, welche eingetroffen waren. Trotz Verzögerungen und Unterbrechungen ging die Versorgung aus der Heimat weiter: Gläser mit Honig, Pflaumenmus und Erdbeerkonfitüre; ein Paar Stiefel, neu besohlt von ihrem zuverlässigen Schuster; Uhr und Füllfederhalter, beide repariert; das Infanteriesturmabzeichen und das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse aus Pforzheim und hausgemachte Weihnachtsplätzchen. Anfang November schickte Erna Paulus ihrem Sohn Wollsachen, lange Unterhosen, Handschuhe, Schal und eine warme Weste, die sie genäht hatte.³¹

Diese Päckchenflut mag zwar eine zusätzliche Belastung gewesen sein, als die Wehrmacht den Gütertransport effizienter zu gestalten versuchte und sich darauf konzentrierte, die Front mit Munition zu versorgen, aber sie war

Der Schatten von 1812

entscheidend für die Truppenmoral. Helmut wusste das sehr zu schätzen und freute sich über die Lebensmittel, besonders über das Pflaumenmus. Die Päckchen seiner Mutter brachten etwas Abwechslung in die eintönige Kost – «meist nur Schmalz oder Konservenwurst» – und vermittelten ein Gefühl mütterlicher Fürsorge. Anfang November gestand er seinen Eltern: «So ist man allmählich ein reiner Materialist geworden, der keine anderen Interessen hat als das Essen und höchstens ab und zu einmal Post.»³²

Im Dezember 1941 sass Helmut Paulus in einer Frontstellung der Heeresgruppe Süd am Ostufer des Mius. Als es am Heiligen Abend dunkel wurde, schmückten er und seine Kameraden ein Bäumchen mit dem Weihnachtsschmuck seiner Mutter und zündeten die Kerzen an, die seine Tante geschickt hatte. Einer der Männer spielte auf seiner Mundorgel Weihnachtslieder. Trotz ihrer grossen Enttäuschung, dass man sie nicht, wie versprochen, am 23. Dezember an der Front abgelöst hatte, waren die Männer am Heiligen Abend besserer Stimmung. Mit der Feldpost war eine Flut von Briefen und Päckchen eingetroffen. Helmut hatte «mehrere Päckchen von daheim mit Gebäck, Marmelade, Weinbrand, Citronen, [seiner Schwester] Irmgardis Notizbuch, den neuen Füller, Gänsefett» bekommen. Der neue Füller kam gerade recht, denn zwei Tage zuvor war sein alter geplatzt, nachdem die Tinte eingefroren war. Ausserdem hatte Helmut viele Geschenke von Freunden, Verwandten und dem Pforzheimer Pastor sowie Sonderrationen erhalten – «von der Kompanie eine Masse Gebäck, Schokolade und Schnaps». Sein zweites Weihnachtsfest fern der Heimat war Helmut lieber als das erste in St. Aubin in Frankreich, wo er die Trennung von seiner Familie wegen der erzwungenen Untätigkeit nur schwer ertragen hatte. Obwohl die Soldaten sich alle drei Stunden beim Wachdienst ablösen mussten und damit rechneten, dass die «gottlosen Bolschewiken» das Fest stören würden, blieb es die ganze Nacht hindurch ruhig. Am zweiten Weihnachtstag zogen sie sich schliesslich als letzte Nachhut über den Mius in die halbfertigen Stellungen bei Krasny Lutsch zurück, wo sie in den folgenden Monaten bleiben sollten.³³

Während Helmut den Rückzug an die Mius-Linie bewachte, stattete seine Familie in der Heimat den befreundeten Prellers den üblichen Weihnachtsbesuch ab und spielte wie jedes Jahr mit deren Modelleisenbahn. Während Helmut im Herbst und Winter mit Handgranaten Schützengräben aushob,

liess sein Vater an sein Haus in Pforzheim eine Garage anbauen. Im Frühjahr konnte er daran denken, sich ein Auto zuzulegen und Fahrstunden zu nehmen, musste aber feststellen, dass er wegen der geltenden Beschränkungen der Motorleistung, die den Treibstoffverbrauch drosseln sollten, nur einen gebrauchten, überteuerten Hansa kaufen konnte. Helmut war über diese offenkundige Extravaganz keineswegs verärgert, sondern drängte seinen Vater, ohne Zögern zuzugreifen: Als Arzt brauche er den Wagen für Patientenbesuche, und auf dem Motorrad, das er den Winter hindurch gefahren habe, gefährde er seine Gesundheit.³⁴

Die enorme Diskrepanz zwischen dem Leben an der Front und dem in der Heimat konnte ihrer emotionalen Bindung nichts anhaben. Im Gegenteil: Die Heimat mit all ihren Privilegien und scheinbar trivialen Problemen liess die Bedingungen an der Front erträglicher erscheinen. Helmut's Mutter musste über weite Teile des Winters ohne Dienstmädchen auskommen. Wenn ihr alles zu viel wurde, «so denke ich an Euch in Russland, und wieviel der Mensch ertragen kann, wenn er muss, und dann komme ich mir noch recht bevorzugt vor in meinem schönen, warmen Haus», schrieb sie ihrem Sohn. Als ihr Neffe Reinhard beim Schlittschuhlaufen im dünnen Eis einbrach, erinnerte sie ihn daran, wie oft Helmut und seine Kameraden wohl völlig durchnässt waren, «und es ist keine Heizung zum Draufsetzen da!». Ihrem Ältesten von diesem Vorfall oder von dem Durcheinander zu berichten, das Reinhard und ihr jüngerer Sohn Rudolf in Helmut's Chemielabor in der Küche im Obergeschoss hinterlassen hatten, stärkte die Verbindungen zu Heim und Herd mehr als jeder patriotische Appell. Man brauchte Helmut Paulus nicht zu sagen, wofür er kämpfte.³⁵

Eine Woche vor Beginn der sowjetischen Gegenoffensive suchte Fritz Todt am 29. November 1941 Hitler auf, um ihm zu sagen: «Dieser Krieg ist militärisch nicht mehr zu gewinnen.» Diesen Rat gab er keineswegs leichtfertig. Als Reichsminister für Bewaffnung und Munition kannte Todt den Zustand des deutschen Kriegsmaterials besser als jeder andere. Er hatte sich nach Kräften bemüht, die Rüstungsanstrengungen mit neuer Dringlichkeit anzukurbeln, kam aber nach der Bilanz der deutschen Ressourcen und Produktion zu dem Schluss, dass Deutschland einen langwierigen Sitzkrieg gegen

Der Schatten von 1812

die Sowjetunion nicht durchhalten könnte. Dasselbe hörte Franz Halder von anderen, etwa von Friedrich Fromm, dem Chef der Heeresrüstung und Befehlshaber des Ersatzheeres. Todts Rat, den Krieg zu beenden, kam für Hitler nicht völlig überraschend. Mit diesem Gedanken hatte er bereits im August gespielt, als er gegenüber Goebbels die Frage aufgeworfen hatte, ob Deutschland und die Sowjetunion sich wohl jemals besiegen könnten. Fritz Todt war einer der effektivsten alten Weggefährten Hitlers: Architekt der Autobahnen und des Westwalls und vor allem zuständig für die Erhöhung der Rüstungsproduktion vor dem Angriff auf Frankreich. In seiner Position konnte er es sich erlauben, diese schlechte Nachricht zu überbringen, und entgegen seiner sonstigen Gewohnheit liess Hitler ihn ruhig ausreden. Anschliessend fragte er nur: «Wie soll ich dann diesen Krieg beenden?» Todt antwortete: «Er ist nur noch auf politischem Wege zu beenden.» Und er warnte vor den unabsehbaren Folgen, wenn die Vereinigten Staaten nicht mehr nur Grossbritannien belieferten und Atlantik-Konvois begleiten, sondern in den Krieg eintreten sollten.³⁶

Hitler befolgte diesen vernünftigen Rat aber keineswegs, sondern erklärte zwei Wochen später den Vereinigten Staaten den Krieg. Am 11. Dezember verkündete der Führer seine Entscheidung im eigens zu einer Sondersitzung einberufenen Reichstag. In seiner Rede gab er Präsident Roosevelt und der jüdischen Lobby die Schuld an diesem «historischen Ringen», «das für die nächsten 500 oder 1'000 Jahre nicht nur unsere deutsche Geschichte, sondern die Geschichte Europas, ja der ganzen Welt, entscheidend gestalten wird». Nach Hitlers Ansicht stand hinter dem amerikanischen Präsidenten der «Kreis der ihn umgebenden Juden, die aus alttestamentarischer Habsucht in den Vereinigten Staaten das Instrument zu sehen glaubt, um mit ihm den europäischen, immer antisemitischer werdenden Nationen einen zweiten Purim bereiten zu können. Es war der Jude in seiner ganzen satanischen Niedertracht, der sich um diesen Mann scharte, und nach dem dieser Mann aber auch griff.» Am nächsten Tag gab Hitler hinter verschlossenen Türen den Gauleitern und Reichsführern einen allgemeinen Überblick über die Kriegslage. Nach Goebbels' Notizen erinnerte der Führer sie in seiner Ansprache an die «Prophezeiung», die er in seiner Reichstagsrede am 30. Januar 1939 gemacht hatte: «Er hat den Juden prophezeit, dass, wenn sie noch einmal einen Weltkrieg herbeiführen würden, sie dabei ihre Vernichtung erleben würden. Das ist keine Phrase gewesen. Der Weltkrieg ist da, die Vernichtung

des Judentums muss die notwendige Folge sein.» In der üblichen Formulierung, die Hitler für Massenmorde verwendete, habe dieser dann hinzugefügt: «Diese Frage ist ohne jede Sentimentalität zu betrachten.»

Nach der Ansprache des Führers im Reichstag wandte sich Hans Frank, der Generalgouverneur im besetzten Polen, an Heydrichs Reichssicherheitshauptamt, um zu erfahren, was im Einzelnen geplant war. Als er nach Krakau zurückgekehrt war, erklärte er seinen Untergebenen im Generalgouvernement: «Mit den Juden – das will ich Ihnen auch ganz offen sagen – muss so oder so Schluss gemacht werden. (...) Diese 3,5 Millionen Juden können wir nicht erschiessen, wir können sie nicht vergiften, werden aber doch Eingriffe vornehmen können, die irgendwie zu einem Vernichtungserfolg führen, und zwar im Zusammenhang mit den vom Reich her zu besprechenden grossen Massnahmen.»³⁷

Hitlers Entscheidungen bezüglich der Juden spiegelten, wie üblich, seine Einschätzung zur Gesamtlage im Krieg wider. Als viele 1939 von ihm die Sanktionierung eines weiteren Pogroms erwartet hatten, hatte er sich in der Hoffnung zurückgehalten, mit Grossbritannien und Frankreich noch eine Einigung zu erzielen. Sobald das Deutsche Reich sich mit den Vereinigten Staaten im Krieg befand, waren die Würfel gefallen, und die «Endlösung der Judenfrage» nahm rasch neue Gestalt an. Im neuen Jahr, 1942, war Hitler schliesslich nicht mehr bereit, auf Friedensratschläge von Todt oder sonst jemandem zu hören, und lehnte Ribbentrops Vorschlag, Verhandlungen mit Moskau aufzunehmen, rundweg ab, weil «im Osten (...) nur eine klare Entscheidung in Frage» komme. Fritz Todt suchte Hitler am 7. Februar 1942 erneut im Führerhauptquartier auf. Beim Rückflug nach Berlin am nächsten Tag stürzte sein Flugzeug kurz nach dem Start ab. Todt war auf der Stelle tot. Sein Nachfolger wurde Hitlers Architekt und Günstling Albert Speer, der sich schon bald als effizienter Technokrat erwies und die Rüstungsproduktion skrupellos vorantrieb.³⁸

In der deutschen Führungselite, in der Informationen sich schnell herum sprachen, herrschte weiter gedrückte Stimmung. Der Winterrückzug forderte auch von der Führung seinen Tribut, mit einer Welle von Herzinfarkten, Schlaganfällen, Selbstmorden und Entlassungen. Generalluftzeugmeister Ernst Udet erschoss sich am 17. November 1941; im Januar folgte ihm der prominente Industrielle Walter Borbet in den Tod. Unter den ranghohen

Der Schatten von 1812

Militärs litten Bock und Brauchitsch an Herzproblemen und wurden abgelöst. Rundstedt, der wesentlich älter war als diese beiden, ging im November «in den Ruhestand», kehrte aber bereits im Januar wieder zurück, nachdem sein Nachfolger Reichenau einen Schlaganfall erlitten hatte und auf dem Lufttransport ins Krankenhaus bei einer Bruchlandung des Flugzeugs gestorben war. Zwei der meistgefeierten Generäle der Panzertruppen, Erich Hoepfner und Heinz Guderian, wurden wegen Insubordination entlassen. Als Goebbels und Hitler am 20. Januar 1942 die Krise besprachen, notierte der Propagandaminister und unermüdliche Tagebuchschreiber: «Defätistische Stimmung im OKW und OKH [Oberkommando der Wehrmacht und des Heeres] ... Defätismus im Berliner Regierungsviertel allgemein.»³⁹

In dem Masse, wie Nachrichten über das militärische Debakel in die Heimat durchsickerten, machte sich mit Verzögerung auch dort Krisenstimmung breit. Mitte Januar 1942 warnten Stimmungsberichte, dass die Bevölkerung den deutschen Medien nicht mehr glaubte. Bereits im August waren die meisten besorgt über «die grosse Zähigkeit des russischen Widerstands» und hatten erkannt, dass dort keineswegs, wie von der Propaganda dargestellt, defätistische Massen von bolschewistischen Kommissaren zum Kampf gezwungen wurden. Aber die sowjetische Gegenoffensive kam für alle völlig überraschend ausgerechnet zu einer Zeit, als die Heimat eigentlich eine Sondermeldung zur Einnahme Moskaus erwartete. Erst als Hitler am 16. Dezember mit seinem «Haltebefehl» jeden weiteren Rückzug untersagte, begann die Bevölkerung sich zu fragen, was schiefgegangen war. Im Januar war vielen klar, dass das Oberkommando versagt hatte. In alten Kerngebieten der antimilitaristischen Arbeiterbewegung begrüßte man die Versetzung preussischer Generäle in den Ruhestand «aus Gesundheitsgründen» als Niederlage der «reaktionären» Kräfte innerhalb des Regimes. Andernorts legte man es schlicht als Zeichen von militärischem Versagen und Inkompetenz aus. Als der erst kürzlich in Ungnade gefallene Feldmarschall von Rundstedt Hitler beim Staatsbegräbnis Reichenaus vertrat, war die Verwirrung komplett. Der Sicherheitsdienst meldete, dass Zivilisten sich völlig von den offiziellen Medien abwandten und stattdessen aus «Gerüchten, Erzählungen von Soldaten und Leuten mit politischen Beziehungen», Feldpostbriefen und dergleichen sich ‚ihr Bild‘ zusammenbauten, wobei oft die unsinnigsten Gerüchte mit erstaunlicher Kritiklosigkeit übernommen würden».⁴⁰

Mit feinem Gespür für die ersten Anzeichen von Defätismus und Aufruhr reagierte das nationalsozialistische Regime besorgt auf die Flut der Klagen, die im Winter 1941 von der Front kamen. Hatten Militärs die Briefe der Soldaten früher als eine «geistige Nahrung» für die Heimatfront gelobt, die deren «Haltung und Nerven» stärke, so beklagte Goebbels nun: «Überhaupt muss die Wirkung der Feldpostbriefe, die bei Beginn des Ostfeldzugs so ausserordentlich hoch eingeschätzt werden konnte, heute mehr als negativ angesehen werden. Die Soldaten schildern ziemlich unverblümt die grossen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben, den Mangel an Winterrüstung, oft auch aus momentanem Ärger oder augenblicklicher Verstimmung heraus das Fehlen von Essen und Munition.» Er drängte das Oberkommando der Wehrmacht, Richtlinien für die Truppe zu erlassen, musste aber eingestehen, dass das Regime angesichts einer solchen Klagewelle «machtlos» war. Die Ereignisse sollten ihm recht geben. In den *Mitteilungen für die Truppe* für März 1942 erschien ein Artikel, der die Männer ermahnte, sich als Propagandisten an der Heimatfront zu betätigen und ihre schlimmsten Erlebnisse für sich zu behalten: «Wer jammert und klagt, der ist kein rechter Soldat.» Aber die Überprüfung von Stichproben der Feldpost ergab lediglich, dass nichts die Männer hindern konnte, über solche Dinge nach Hause zu schreiben.⁴¹

Für Hitler und seine Führungsspitze war eine solche Stimmungslage Neuland, das ihnen Deutschlands Niederlage im Ersten Weltkrieg in Erinnerung rief. 1918 wurde in erster Linie als Folge eines moralischen und nervlichen Versagens gesehen, und die alliierte – und besonders die britische – Propaganda hatte sich, so die vorherrschende Sichtweise, als der deutschen überlegen erwiesen. Aber als die nationalsozialistischen Führer nun ihre erste grosse Krise dieses Krieges erlebten, verwechselten sie Not, Wut und Depression mit Defätismus und schätzten völlig falsch ein, wie viel die Soldaten und ihre Familien zu ertragen bereit waren und aushalten konnten. Vor allem den Militärzensoren und den Berichterstattern des Sicherheitsdienstes unterlief dieser Fehler fast zwangsläufig, weil sie völlig unterschätzten, was die deutsche Bevölkerung im vorangegangenen Krieg erduldet hatte. Im November 1938 hatte Hitler im Rückblick auf die Sudetenkrise vor wichtigen deutschen Pressevertretern eingeräumt, dass er dem deutschen Volk nicht zutraue, ihm durch Niederlagen zu folgen: «Denn (...) seit ich besonders das

Der Schatten von 1812

Reich führe, habe ich nur Erfolge. Und trotzdem schwimmt diese Masse herum in einer geradezu oft abscheulichen, ekelregenden Weise. Was würde denn geschehen, wenn wir nun einmal einen Misserfolg hätten? (...) Wie würde dieses Hühnervolk denn dann sich erst aufzuführen?» Als er nun mit einer ungelösten militärischen Krise konfrontiert war, die seine vorschnelle Ankündigung eines Sieges über Russland im Oktober 1941 mehr als peinlich machte, bemühte er sich nach Kräften, die Nation hinter sich zu bringen.⁴²

Zwischen Januar und April 1942 wurden vier Reden Hitlers im Rundfunk übertragen – mehr als er ansonsten während des Krieges innerhalb so kurzer Zeit hielt. Die erste war seine Ansprache am 30. Januar 1942 im Berliner Sportpalast zum neunten Jahrestag seiner Ernennung zum Reichskanzler. Darin gab er zu, nicht einmal er wisse, ob der Krieg in diesem Jahr zu gewinnen sei, und er bat die Bevölkerung weiterhin um ihr Vertrauen. Dann wiederholte er seine mittlerweile berüchtigte «Prophezeiung» in Bezug auf die Juden, drohte ihnen erneut mit Vernichtung und wurde erstmals konkreter: «Wir sind uns dabei im Klaren darüber, dass der Krieg nur damit enden kann, dass entweder die arischen Völker ausgerottet werden, oder dass das Judentum aus Europa verschwindet.» Über diese Passage seiner Rede wurde in der deutschen Öffentlichkeit hinterher jedoch kaum geredet. Die grösste Resonanz fand Hitlers Mahnung, Kurs zu halten: «Herrgott, gib uns die Kraft, dass wir uns die Freiheit erhalten, unserm Volke, unseren Kindern und Kindeskindem, und nicht nur unserem deutschen Volke, sondern auch den anderen Völkern Europas. Denn es ist nicht ein Krieg, den wir diesmal für unser deutsches Volk allein führen, sondern es ist ein Kampf für ganz Europa und damit für die ganze zivilisierte Menschheit.»⁴³

Darin schwang die Propaganda des vorangegangenen Krieges mit, die unter Tapferkeit nach und nach weniger den heroischen Kampf und die Ritterlichkeit im Sinne der Heldenromantik des 19. Jahrhunderts verstand als vielmehr etwas, das leidenschaftsloser, egalitärer und langwieriger war. Der Erste Weltkrieg hatte «starke Nerven», «unerschütterliche Ruhe» und «Festigkeit» in den Vordergrund gerückt und damit Tugenden aufgewertet, die sich unter dem Schlagwort «Durchhalten» zusammenfassen liessen. Im «Durchhalten» spiegelte sich der im Wesentlichen defensive Charakter eines Grossteils des Krieges wider, in dem Infanteristen ihre Stellungen trotz Artilleriefire und feindlicher Angriffe hielten. Als nun der Blitzkrieg im Win-

ter 1941/1942 scheiterte und die Wehrmacht im Osten zu einem Stellungskrieg gezwungen war, trat die verbissene Durchhalttemoral erneut zutage. Ohne die Hochgefühle, die ein schneller Vormarsch wie von selbst mit sich brachte, erforderte ein Durchhalten die Mobilisierung des gesamten psychischen und emotionalen Engagements. Stolz schrieb Erna Paulus aus Pforzheim ihrem Sohn, dass der Führer die Infanterie in seiner Rede am 30. Januar lobend hervorgehoben hatte: «Dadurch ist es nun dem ganzen Volk klar, dass Ihr die Hauptlast des Krieges tragt, und das ist nicht mehr als recht und billig.»⁴⁴

Helmut's Mutter hatte ihren patriotischen Geist schon unter Beweis gestellt, als sie anfang, für ihren Sohn zu nähen und zu stricken. Am 20. Dezember 1941 forderte Goebbels, unterstützt von einem Aufruf Hitlers, im Rundfunk zu einer landesweiten Sammlung von Winterkleidung und -ausrüstung für die Truppen auf als «Weihnachtsgeschenk des deutschen Volkes an die Ostfront». Goebbels' Winterhilfswerks-Kampagne für die Truppe war erstaunlich erfolgreich, verliess sich allerdings nicht nur auf die freiwillige Spendenbereitschaft der deutschen Bevölkerung. Umgehend begannen die Behörden in sämtlichen besetzten Gebieten Europas mit Requirierungen. Im besetzten Polen verboten sie Juden sofort den Besitz von Pelzen und ordneten ihre Ablieferung an: Allein in Warschau kamen so 16'654 Pelzmäntel und pelzgefütterte Mäntel, 18'000 Pelzjacken, 8'300 Muffs und 74'446 Pelzkragen zusammen. Die polnische Widerstandsbewegung nutzte dieses erste Anzeichen von Schwäche und zeigte auf Plakaten einen deutschen Soldaten mit Fuchskragen um den Hals und einem Muff für die Hände.⁴⁵

Im Altreich war die Reaktion überwältigend. Bis Mitte Januar 1942 hatten zwei Millionen Freiwillige 67 Millionen Kleidungsstücke gesammelt. Helmut Paulus' Familie spendete grosszügig, und seine Mutter fing an, für die Soldaten aus alten Pelzen Handschuhe und aus Seidenkleidern Westen zu nähen, wie sie es bereits für ihren Sohn getan hatte. Alle Frauen aus ihrem Bekanntenkreis nähten und strickten ebenfalls. In Berlin schwärmte Liselotte Purper: «Wenn Eure Augen einen Blick in die Nähstuben werfen könnten! Von morgens bis tief in die Nächte sitzen die Frauen, Eure Mütter immer eine die andere ablösend, in ausgeräumten Stuben – eigens zu diesem Zweck – Tarnungshemden, Kappen, Fingerschützer, Handschuhe u.s.w. nähend. Sie sitzen so eng nebeneinander, weil alle helfen wollen, dass sie kaum Ellenbo-

Der Schatten von 1812

genfreiheit besitzen.» Ihrem Verlobten, Kurt Orgel, der bei der Artillerie vor Leningrad stationiert war, versicherte sie, dass ihre Liebe Teil einer umfassenderen kollektiven Zuneigung war:

«Die deutschen Frauen haben sich aufgemacht und eine solche heisse Welle an Liebe und Zärtlichkeit ihren Soldaten nach Osten geschickt, dass es Euch leicht sein muss, für solche Frauen und Mütter zu kämpfen. Wenn der Sieg durch Liebe und Opfer errungen werden kann, so ist er uns gewiss. Es ist eine heilige, ja, heiligste Liebe die Euch von allen Frauen Deutschlands gesandt wird.»⁴⁶

Während Liselotte Purper noch mit romantischem Idealismus von solchen «Liebesgaben» schwärmte, vermittelte ihr ein Kälteeinbruch in Berlin in der zweiten Januarhälfte einen Eindruck davon, wie es an der Front sein musste. Da die Kohlelieferungen für Haushalte gekürzt wurden und die Temperaturen auf -22 Grad Celsius sanken, zog sie sämtliche Pullover übereinander und arbeitete mit eiskaltem Gesicht und frierenden Händen in ihrem Atelier. «Gewiss kein Vergleich gegen Eure Kälte, aber es langt.»⁴⁷

Die Männer an der Front waren beeindruckt von der Grosszügigkeit in der Heimat. Wilhelm Moldenhauer fuhr mit drei Schlitten 20 Kilometer weit, um den Anteil seiner Einheit an der Pelzsammlung abzuholen, und ersetzte sofort seine abgenutzten Fäustlinge durch exzellente pelzgefütterte Lederhandschuhe. Die Männer staunten nicht schlecht über das Sammelsurium, das unter anderem «schwarze Überzieher mit Samtkragen, eine knallblaue Jacke mit Goldknöpfen und Goldschnüren» enthielt. Allmählich hatte sich das Aussehen der deutschen Soldaten dem der russischen Bauern und Gefangenen anzugleichen begonnen, deren Kleider sie requiriert hatten, aber nun konnten «die Landser die schönste Maskerade veranstalten». Auch Helmut Paulus freute sich über «eine Masse von Strickwesten, Socken, Handschuhen», die Anfang Februar eintrafen, und war froh, seine Socken durch ein gutes Paar zu ersetzen, das nur einmal gestopft war. Besonders begeistert war er über «ein Paar nagelneue, handgestrickte Wollhandschuhe, die wie Fausthandschuhe gearbeitet sind, aber bei denen der Zeigefinger zum Schiessen und Hantieren am Maschinengewehr freigelassen ist. Das ist etwas sehr Praktisches, da ich bis jetzt noch keine Fingerhandschuhe hatte und beim Schiessen immer eiskalte Finger bekam.»⁴⁸

Im März 1942 ebte die sowjetische Gegenoffensive schliesslich ab. Es war ihr nicht gelungen, die erstaunlichen Durchbrüche zu nutzen, um verschiedene Teile der Heeresgruppe Mitte einzukesseln, was hauptsächlich auf Stalins hartnäckigen Festhalten an seinem Befehl zurückzuführen war, die Front auf ganzer Linie anzugreifen. Durch die Streuung der sowjetischen Streitkräfte konnten die Deutschen selbst Stellungen halten, die über zwei Monate lang als hoffnungslos gegolten hatten. Aber jeder deutsche Kommandeur wusste, wie knapp sie dem Schicksal der napoleonischen *Grande Armée* von 1812 entronnen waren – eine Parallele, die selbst Hitler mehrfach zog.⁴⁹

Getreu seinen sozialdarwinistischen Ansichten erklärte Hitler dem dänischen Aussenminister am 27. November: «Wenn das deutsche Volk einmal nicht mehr stark und opferbereit genug sei, sein eigenes Blut für seine Existenz einzusetzen, so soll es vergehen und von einer anderen, stärkeren Macht vernichtet werden. Es verdiente dann nicht mehr diesen Platz, den es sich heute errungen habe.» Bei einem Mittagessen mit Heinrich Himmler hielt Hitler am 27. Januar 1942 einen langen Monolog über den deutschen Volkscharakter und wiederholte abschliessend seine Einschätzung: «Ist noch ein Mann da, der gläubigen Herzens eine Fahne hochhält, so ist nichts verloren. Ich bin auch hier eiskalt: Wenn das deutsche Volk nicht bereit ist, für seine Selbsterhaltung zu kämpfen, gut: dann soll es verschwinden!» Diese Einstellung, die Hitler erstmals als Reaktion auf die grosse Winterkrise 1941 artikuliert, sollte zu einer fixen Idee werden und in seinen finstersten Momenten in der Endphase des Krieges 1945 wiederkehren. Allerdings achtete er sorgsam darauf, diese Ansicht nie öffentlich zu äussern.⁵⁰

Als der Heldengedenktag am 15. März näher rückte, hob die katholische Kirche die Bedeutung des patriotischen Opfers deutlich hervor. Conrad Gröber, der «braune» Erzbischof von Freiburg, mahnte die Deutschen in seinem Hirtenwort zu diesem Anlass:

«(...) dass unsere Helden des guten Glaubens waren, ihr Leben einzusetzen und zu sterben für eine bessere deutsche Zukunft, für eine neue und gerechtere Völkerordnung und für einen möglichst dauernden Frieden in der Welt und im eigenen weltanschaulich leider so zerrissenen deutschen Volk. Sie brachten damit ein wirkliches Opfer dar, ein Opfer für alle anderen. (...) Sie wollten Blutspender sein, auf dass das an Altersschwäche und anderen Übeln erkrankte Volk wieder jugendlich gesunde und aufblühe. Sie wollten in einem neuen Kreuzzug mit dem Feldge-

Der Schatten von 1812

schrei: «Gott will es», den Bolschewismus niederringen, wie es vor wenigen Tagen der spanische Befreier Franco in einer Rede zu Sevilla mit christlicher Zielsetzung rühmte. Für Europa starben sie, um die drohende rote Flut abzuwehren und einen Schutzwall zu bilden für die ganze westliche Welt.»

Bischof Galen aus Münster übernahm den Hirtenbrief wortwörtlich.⁵¹

Die offizielle Feier zum Heldengedenktag fand im Lichthof des Zeughauses in Berlin statt. Hitler würdigte die gefallenen deutschen Soldaten und erklärte, «dass hinter uns ein Winter liegt, wie ihn Mittel- und Osteuropa seit über 140 Jahren nicht erlebten. (...) Und das war ja auch die einzige Hoffnung der Machthaber des Kremls, in diesem selbst für sie noch nie erlebten Aufstand der Elemente der Natur, der deutschen Wehrmacht das napoleonische Schicksal von 1812 zufügen zu können.» Für alle, die sein Eingehen auf die «Gefallenen» zu beiläufig fanden – und der Sicherheitsdienst schnappte viele solche Beschwerden von Angehörigen der Kriegsoffer auf –, gab es im Anschluss einen wichtigen Beitrag. Nach der Rede brachte der Rundfunk ein Gespräch des Führers mit verwundeten Kriegsveteranen. Die «in so herzlichem Ton geführte Unterhaltung» und seine «innere Verbundenheit mit jedem einzelnen Soldaten» beeindruckten die Menschen. Es war tatsächlich eine überraschende Geste des Diktators, der in der Regel den unmittelbaren Kontakt zu den von seinem Krieg gezeichneten Soldaten und Zivilisten mied. Den ganzen Winter über hatte Hitler sich fernab von der Front und von Berlin in den fensterlosen Raum seines Führerhauptquartiers bei Rastenburg in Ostpreussen zurückgezogen und gegen den Stress und seine Schlaflosigkeit Kräutertee getrunken. Dank seiner Gespräche mit Verwundeten im Rundfunk erlebte die Bevölkerung ihn nun als «Mensch und Kamerad».⁵²

In seiner Rede blieb Hitler ganz «Staatsmann und Soldat». Die grösste Begeisterung löste er mit einem Satz aus, der die deutschen Hoffnungen auf einen bevorstehenden Sieg schürte: «Wir wissen aber eines schon heute: Die bolschewistischen Horden, die den Deutschen und die verbündeten Soldaten in diesem Winter nicht zu besiegen vermochten, werden von uns in dem kommenden Sommer bis zur Vernichtung geschlagen sein.» In ganz Deutschland legte sich allmählich die im Januar so ausgeprägte Krisenstimmung mit der Sorge vor einer bevorstehenden Niederlage und dem Misstrauen gegenüber den Medien, aber manche erinnerten sich noch an die

nicht eingelösten Siegesversprechen des vorangegangenen Herbstes und dachten laut über die «Unberechenbarkeit des sowjetischen Kräftepotentials» nach. Nachdenklich stimmte manche Zuhörer ein weiterer prägnanter Satz aus Hitlers Rede, in dem er erklärte, «dass der bolschewistische Koloss in weitem Abstand von den gesegneten Gefilden Europas seine endgültige Grenze finden werde». Wollte er damit andeuten, so fragten sich die Menschen, dass man die Sowjets nicht endgültig besiegen, sondern lediglich hinter eine Art «Ostwall» zurückdrängen könne?

Zugleich beruhigend und beunruhigend wirkte Hitlers abschliessende Erklärung: «(...) diese Jahre des Kampfes werden trotz alledem kürzer sein als die Zeiten des jahrelangen und gesegneten Friedens, der das Ergebnis des heutigen Ringens sein wird.» Das Eingeständnis, «dass selbst der Führer das *Kriegsende* nicht voraussehen könne und es *noch in unabsehbarer Ferne liege*», machte tiefen Eindruck, weil es sämtliche Hoffnungen auf einen baldigen Frieden zunichtemachte. Gleichzeitig stellten sich Millionen deutsche Soldaten und Zivilisten in ihren Erwartungen auf diese schwierigere Perspektive ein. Sie versprachen sich und ihren Ehefrauen oder Verlobten: «Im nächsten Jahr werden wir alles nachholen, ja?» Ema Paulus erinnerte ihren Sohn an seine Sorge von 1940, als er den triumphalen Frankreichfeldzug aus der Ferne beobachtet und befürchtet hatte, den Krieg zu verpassen: «Du bist also doch kein ,zu spät Geborenen, bist noch zurecht gekommen und stehst dort, wo es am schwersten ist. Es grüsst Dich herzlich und wünscht Dir alles Gute Deine Mutter.»⁵³



TEIL IV

PATT

Ein offenes Geheimnis

Wäre es im Winter 1941 zu einer ähnlichen Auflösung der deutschen Streitkräfte gekommen wie bei Napoleons *Grande Armée* und hätte das Deutsche Reich um einen Friedensschluss ersucht, dann hätte die Mehrzahl der Soldaten und Zivilisten, die im Zweiten Weltkrieg starben, überlebt. Die deutschen Städte und die Infrastruktur hätten den Krieg praktisch unbeschadet überstanden, und die Bombardierungen und Kämpfe hätten wie 1918 jenseits der Landesgrenzen stattgefunden. Zwar hatten sich bis dahin viele Gräueltaten der Nationalsozialisten bereits ereignet: die Vergasung deutscher und polnischer Psychiatriepatienten, Massenerschiessungen von Polen und Juden, das Niederbrennen russischer und ukrainischer Städte und Dörfer und zweieinhalb Millionen verhungerte sowjetische Kriegsgefangene. Damit hätte Hitlers Krieg bereits alle vorhergehenden in den Schatten gestellt, aber die Vernichtung sollte noch unvorstellbarere Ausmasse annehmen. Anfang 1942 lebten die meisten europäischen Juden noch, am Ende des Jahres war die Mehrzahl von ihnen tot.¹

Die Ermordung der Juden begann im Osten und wurde im Wesentlichen dort fortgeführt – ein Umstand, der sowohl die Durchführung der «Endlösung» als auch ihre Wahrnehmung durch Zeitgenossen grundlegend prägte. Den ganzen Sommer und Herbst 1941 hindurch schickten deutsche Soldaten zahlreiche Augenzeugenberichte und Fotos in die Heimat. Trotz eines offiziellen Fotografiervots nahmen Zuschauer regelmässig Bilder von Massenexekutionen auf und knipsten sich gegenseitig beim Fotografieren dieser Szenen. Als Erstes sahen Laboranten in deutschen Fotolabors diese Aufnahmen und dann auch die Verwandten oder Freunde, die sie abholten und wieder an die Ostfront schickten. In den Uniformtaschen getöteter oder gefangener deutscher Soldaten fand die Rote Armee Tausende Fotos von Hinrichtungsstätten, gleich neben Bildern von Verlobten, Ehefrauen und Kindern.²

Patt

Wie erklärten sich die Menschen in der Heimat diese Welle von Massenmorden? Aus den Briefen, die Charlotte Jarausch von ihrem Mann erhielt, dürfte sie sich mit der Zeit ein Bild von den mörderischen Zuständen gemacht haben, die im November 1941 in dem Durchgangslager für sowjetische Kriegsgefangene herrschten, in dem er stationiert war. Beiläufig erwähnte Konrad Jarausch auch die Massenhinrichtungen von «Zivilisten, die bis aufs Hemd ausgezogen sind, vor allem Juden». Was mit den Juden gemacht wurde, fiel, so lässt sich aus einigen wenigen Sätzen schliessen, selbst unter den lebensbedrohlichen Bedingungen im Kriegsgefangenenlager nach Ansicht Jarauschs aus dem üblichen Rahmen heraus. Erst im folgenden Frühjahr erwähnte Hans Albring in einem Brief an seinen Freund Eugen Altrogge «das halbe Tausend erschossener Juden», deren Leichen auf einen Haufen geworfen und mit Kalk bedeckt wurden. Solche Berichte besaßen etwas Paradoxes. Je näher die Augenzeugen am Geschehen waren, umso bruchstückhafter war ihre Sicht. So grausam und schockierend die Morde, die sie miterlebten, auch waren, konnten sie doch als Einzelfälle oder episodische Vorkommnisse erscheinen statt als Bestandteil eines organisierten Programms. Viele gewannen jedoch den Eindruck, dass ihre Einzelerlebnisse von Anfang an Teil eines umfassenderen Plans waren. Schon im August 1941 hatte der Reservepolizist Hermann Gieschen die Aktionen seiner Einheit in einem Brief an seine Frau in Bremen in einen grösseren Zusammenhang eingeordnet: «Hier werden sämtliche Juden erschossen. (...) Die Juden werden gänzlich ausgerottet.» Im Februar 1942 war auch Ernst Guicking von Frankreich an die Ostfront versetzt worden und schrieb an Irene in die Heimat: «Die Juden erleben ja ein Fiasko, wie man so hört. Die werden alle zusammengezogen, und siedeln um».³

Im Herbst 1941 sorgten sowohl die Ereignisse selbst als auch öffentliche Äusserungen dafür, dass sich das Wissen um solche Vorgänge rapide verbreitete. Die Tötungskommandos zogen sich im Oktober vom Territorium der Sowjetunion und der baltischen Staaten in die galizischen Dörfer und Städte in der polnisch-ukrainischen Grenzregion zurück und operierten nun im erweiterten Gebiet des Generalgouvernements, das Hans Frank von Krakau aus verwaltete. Am 12. Oktober 1941 tötete das 133. Polizeibataillon in Stanislaw 10'000 bis 12'000 Juden, die es in Fünfergruppen an die auf dem jüdischen Friedhof ausgehobenen Gruben führte. Eisenbahner, Soldaten und Polizisten beobachteten die Erschiessungen und machten Fotos. Gleichzeitig begann die Deportation von Juden aus dem Reichsgebiet. Vom 15. Oktober bis zum

9. November transportierten die ersten 25 Sonderzüge jeweils 1'000 Juden in das Ghetto von Lodz: 5'000 aus Wien, 5'000 aus dem Protektorat Böhmen und Mähren, 10'000 aus dem Altreich, ausserdem noch 5'000 Roma aus dem Burgenland. Obwohl die Transportprobleme an der Ostfront die «Evakuierungen» in diesem Winter erheblich einschränkten, brachten 34 Züge Juden in einer zweiten Deportationswelle zwischen dem 8. November und dem 6. Februar nach Riga in Lettland, Kauen in Litauen und kurze Zeit auch nach Minsk in Weissrussland. Bis Ende November sprachen sich erstaunlich detaillierte Informationen bis nach Minden in Ostwestfalen herum. Der dortige Sicherheitsdienst berichtete:

«Es wird sich erzählt, dass die Juden alle nach Russland abgeschoben würden, der Transport würde durchgeführt bis Warschau in Personenwagen und von dort mit Viehwagen der Deutschen Reichsbahn. Der Führer wolle bis zum 15.1.1942 die Meldung haben, dass sich kein Jude innerhalb der Deutschen Reichsgrenze aufhalte. In Russland würden die Juden zur Arbeit in ehemals sowjetischen Fabriken herangezogen, während die älteren und kranken Juden erschossen werden sollten.»⁴

Die Details waren präzise – wenn auch nicht ganz zutreffend – und wurden öffentlich diskutiert. Bei ihren Spekulationen darüber, was nach Abfahrt der Züge mit ihren jüdischen Nachbarn passieren mochte, nutzten die Menschen ihr Wissen und ihre Vermutungen und verarbeiteten, was sie bereits über die im «Osten» verübten Massaker erfahren hatten. Sie gingen wie selbstverständlich davon aus, dass hinter den Massnahmen eine zentrale Lenkung und Planung stand, und nahmen es als gegebene Tatsache, dass der Führer alle Juden bis zum 1. April 1942 aus Deutschland entfernt wissen wollte. Diese Mutmassungen waren nicht weit von der Wirklichkeit entfernt. In Gesprächen mit seinen Untergebenen in Prag erklärte Reinhard Heydrich, der als Chef des Reichssicherheitshauptamtes für die Organisation der Deportationen zuständig war, der Führer wolle, «dass noch möglichst in d[iesem] J[ahr] die Juden aus dem deutschen Raum herausgebracht sind». Wichtiger als solche detaillierten Vermutungen ist die Tatsache, dass die Bevölkerung die Vorgänge sofort als Teil einer zentralen Entscheidung zur Deportation der Juden begriff und nicht als lokale Initiative, wie es bei so vielen Verboten, etwa zur Nutzung von Schwimmbädern oder Parks, der Fall war.⁵

Patt

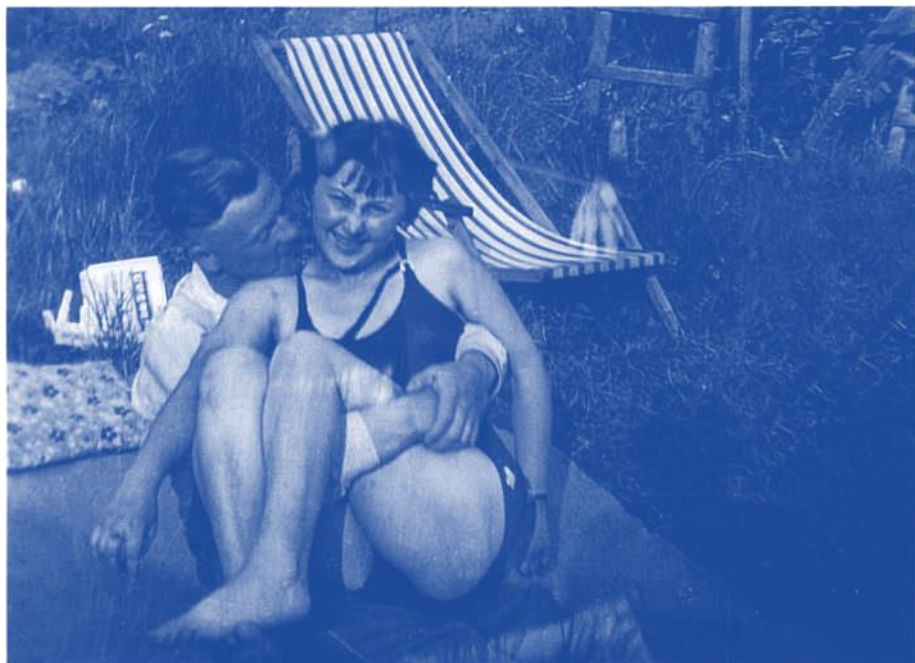
Die erste und drastischste dieser zentralen Massnahmen war die Verordnung vom 1. September 1941, dass alle Juden ab dem sechsten Lebensjahr einen gelben Stern auf der linken Brustseite der Oberbekleidung zu tragen hatten. Seit Kriegsbeginn hatte es zwar eine Flut neuer antijüdischer Erlasse gegeben – von stark eingeschränkten Einkaufszeiten bis hin zum Verbot, Rundfunkgeräte zu besitzen –, aber die Pflicht zum Tragen des «Judensterns» war die augenfälligste landesweite Repressalie seit dem Novemberpogrom 1938 und trat am 19. September 1941 im gesamten Reichsgebiet in Kraft. Diese Kennzeichnungspflicht, deren obligatorischer Charakter ausser Frage stand, wurde auf Anhieb als wesentliche Verschärfung erkannt und lieferte den Rahmen dafür, wie die Mindener Bürger einige Wochen später Meldungen über die Deportation und die ersten Massenerschiessungen von Juden aus ihrer Stadt aufnahmen:

«Viel wird in der Bevölkerung davon gesprochen, dass alle Deutschen in Amerika zum Zwecke ihrer Erkennlichkeit ein Hakenkreuz auf der linken Brustseite tragen müssen, nach dem Vorbild, wie hier in Deutschland die Juden gekennzeichnet sind. Die Deutschen in Amerika müssten dafür schwer büssen, dass die Juden in Deutschland so schlecht behandelt werden.»⁶

Die Gerüchte, dass Deutsche in den Vereinigten Staaten als Vergeltung für den «Judenstern» Hakenkreuze tragen müssten, tauchten sogar schon auf, bevor zwischen beiden Ländern Krieg herrschte, und kursierten sporadisch auch später noch. Ein Amerikaner, der sich im Herbst 1941 in Frankfurt aufhielt und seinen Abscheu über den zwangsverordneten gelben Stern äusserte, bekam von seinen deutschen Bekannten unweigerlich als Rechtfertigung zu hören, «dass es nicht ungewöhnlich ist. Die amerikanischen Behörden würden die Deutschen in den USA genauso behandeln und zwingen sie, ein Hakenkreuz am Mantel zu tragen.» Da die Deutschen dabei über eine Welt jenseits ihrer eigenen Erfahrungen sprachen, konnte die NS-Propaganda hier erheblich leichter den Eindruck vermitteln, die amerikanische Politik sei von «jüdischen» Einflüssen bestimmt und Teil einer «jüdischen Weltverschwörung».⁷

Die antiamerikanischen Töne waren im Laufe des Sommers 1941 in dem Masse schriller geworden, wie die NS-Führung die Vereinigten Staaten und Grossbritannien hatte enger zusammenrücken sehen. Nachdem der US-Kongress am 11. März mit dem Lend-Lease Act die gesetzlichen Grundlagen für die Belieferung Grossbritanniens mit Kriegsmaterial geschaffen hatte

Dramatis Personae



1 Kurz vor Kriegsbeginn: Irene Reitz und Ernst Guicking.



2 Väter und Söhne:
August und Karl-Christoph Töpperwien.



3 Väter und Söhne:
Wilm und Helmut Hosenfeld.

Polen, September 1939



4 Die polnische Sicht:
Die zehnjährige Kazimiera Mika findet ihre ältere Schwester, die bei der Kartoffelernte in Warschau durch einen deutschen Luftangriff getötet wurde.



5 Die deutsche Sicht,
aus der Kanzel eines
Heinkel He 111
P- Bombers.

Dafür und dagegen



6 Hochzeit von Frieda und Josef Rimpl; im Dezember 1939 wurde Josef wegen Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen hingerichtet.



7 Ernst Guicking liest in Frankreich *Das Reich*.

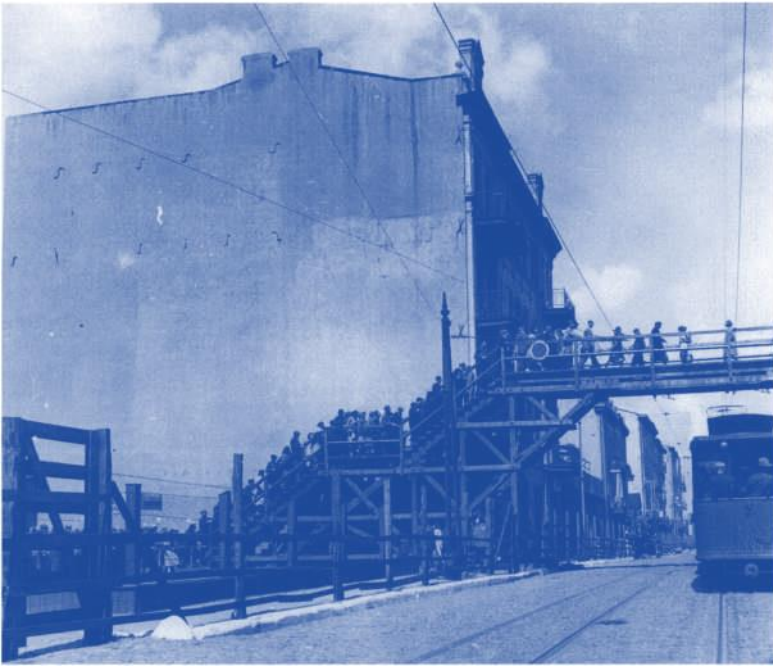
Liselotte Purpers Krieg



8 Luftschutzübung in Berlin, 1939.



9 Liselotte Purper mit ihrer Rolleiflex-Kamera.



10 Juden auf dem Weg von einem Teil des Ghettos Lodz in den anderen.



11 «Heim ins Reich»: Volksdeutsche aus Rumänien gehen an Bord eines Donaudampfschiffes.

Intimitäten



12 In einem Café in Krakau.



13 In einem Café in Paris.



14 Deutsche Soldaten vor einer zum Bordell umfunktionierten Synagoge in Brest, Frankreich.



15 Durchsetzung der Rassentrennung: eine Deutsche und ihr polnischer Liebhaber am Pranger in Eisenach, 15. November 1940.

Unter Kameraden



16 Fritz Probst (ganz rechts), Weihnachten 1939.



17 Kurt Orgel (2. von rechts, sitzend), Januar 1945.

und amerikanische Streitkräfte am 7. Juli Island besetzt hatten, trafen sich Roosevelt und Churchill vom 9. bis 12. August in der Placentia Bay vor Neufundland an Bord der USS *Augusta* und der HMS *Prince of Wales*. Nach diesen Gesprächen verkündeten sie die Atlantik-Charta, die nationale Selbstbestimmung und freien Zugang zum Welthandel als Friedensgrundlage bekräftigte. Ohne den Krieg direkt anzusprechen, bestätigte die Charta allein schon durch ihre Existenz, dass die USA sich öffentlich mit Grossbritannien gegen die Achsenmächte verbündet hatten. Daher war es keineswegs überraschend, dass Berlin und Tokio sie entsprechend auslegten, besonders als Roosevelt ihr am 11. September den Befehl an die US-Marine folgen liess, jedes im Westatlantik gesichtete deutsche U-Boot anzugreifen. Mit ihrer ausdrücklichen Ablehnung der harten Wirtschaftssanktionen, die 1919 über Deutschland verhängt wurden, war die Atlantik-Charta an sich nicht bedrohlich formuliert – die Royal Air Force warf sogar Tausende Flugblätter über Deutschland ab, die versicherten, Grossbritannien und die Vereinigten Staaten würden «keine wirtschaftliche Diskriminierung der Besiegten zulassen», und versprachen, «Deutschland und die anderen Staaten können wieder dauerhaften Frieden und Wohlstand erreichen».⁸

Goebbels beauftragte den Leiter des Rundfunkreferats, Wolfgang Diewerge, den eigentlichen Plan hinter diesen beruhigenden Zusicherungen zu entlarven. Diewerge beschaffte sich ein wenig bekanntes, im Selbstverlag erschienenenes Traktat aus den USA, «Germany Must Perish», und übersetzte Schlüsselpassagen wie den flammenden Aufruf, **20'000 Ärzte sollten an der deutschen Bevölkerung Massensterilisierungen vornehmen, die innerhalb von zwei Generationen zur «Eliminierung des Deutschtums und seiner Träger» führen würden.** Den Namen des Autors änderte Diewerge von Theodore Newman Kaufman in das eindeutig jüdisch klingende Theodore Nathan Kaufman. Ausserdem machte er den Verkäufer von Theaterkarten, der sich zum Vorsitzenden der von ihm gegründeten Organisation American Federation of Peace ernannt hatte, zu einem der engsten Berater des amerikanischen Präsidenten, versah seine Broschüre mit einem vor Neufundland aufgenommenen Foto von Churchill und Roosevelt und datierte die Veröffentlichung von Kaufmans Buch auf August 1941, um es in einen engen Zusammenhang mit der Atlantik-Charta zu rücken.⁹

Am 7. September wählte die NSDAP als Wochenspruch Hitlers Aussage vom 30. Januar 1939:

Patt

«Wenn es dem internationalen Finanzjudentum gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.»¹⁰

Vor sämtlichen Parteibüros im Reichsgebiet hing diese «Prophezeiung» des Führers auf Plakaten in Vitrinen aus und sollte die Amerikaner wohl wie 1939 warnen, dass Deutschland die europäischen Juden als Geiseln in der Hand habe. Diese Eskalation des Konflikts spielte nahezu mit Sicherheit auch eine Rolle bei Hitlers Entscheidung Ende August, deutsche Juden zum Tragen des gelben Sterns zu verpflichten, und bei seinem Entschluss von Mitte September, sie entgegen seinen früheren Plänen noch vor Beendigung des Krieges mit der Sowjetunion zu deportieren.¹¹

Die Vorstellung, dass Deutsche in den USA ein Hakenkreuz auf der Kleidung tragen müssten, liess das, was den Juden in Deutschland angetan wurde, weniger einzigartig erscheinen, weil es auf der Erfahrung der Menschen beruhte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Nach dem NS-Boycott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 hatte es in den Vereinigten Staaten Aufrufe gegeben, deutsche Importwaren zu boykottieren, und 1938 hatte das Novemberpogrom scharfe Kritik in den internationalen Medien ausgelöst. Die jüngste Eskalation weckte nun bei der Mindener Bevölkerung die Sorge, dass sich die eingeschlagene Richtung wie 1938 als Kurs erweisen könnte, «der uns auch im ganzen Auslande mehr geschadet hat, als er uns hier im Inland genutzt hat».¹²

Bereits in dieser ersten Phase, in der die meisten Massenerschiessungen von Juden noch auf die Ostfront beschränkt waren, erlangte das Schicksal der Juden in den Gesprächen unter Deutschen eine globale Bedeutung, die sie den Massenexekutionen anderer sowjetischer Zivilisten nicht beimassen. Juden galten als wichtige Drahtzieher in Washington und London, die wesentlich am Zustandekommen des alliierten Bündnisses beteiligt waren, und wurden daher geschlossen als internationaler Feind gesehen – eine Denkweise, die in den Verallgemeinerungen «Judentum» und «der Jude» zum Ausdruck kam. Im Herbst 1941 malte die Bevölkerung sich aus, wie die Juden ihre Vergeltung an Deutschland organisieren würden – obwohl nichts dergleichen passierte. Drei Monate nach der Einführung des gelben Sterns befanden Deutschland und die USA sich im Kriegszustand.

Die Deportation Zigtausender Juden aus dem Reichsgebiet erforderte die Mitwirkung zahlreicher verschiedener Verwaltungsinstanzen. Von Anfang an bezog die Gestapo die örtlichen jüdischen Gemeinden ein und verpflichtete sie, Listen für die Deportationen zusammenzustellen. Sie überliess ihnen die Entscheidung, wen sie von den Transporten ausnahmen, und die Aufgabe, die in die Deportationslisten Aufgenommenen zu informieren. Sobald die Betroffenen den Bescheid über ihre «Umsiedlung» erhalten hatten, unterlagen sie einer Ausgangssperre und durften ihre Wohnungen nur noch mit behördlicher Genehmigung verlassen. Sie mussten offene Rechnungen begleichen, Proviant für eine drei- bis fünftägige Reise vorbereiten und ihre Koffer packen (zugelassen waren 50 Kilogramm Gepäck). Zudem hatten sie eine Liste sämtlicher Vermögenswerte zu erstellen, die von den Finanzbehörden geprüft wurde. Man wies sie an, sämtliche Möbel und den gesamten Hausrat zurückzulassen und ihre Wohnungsschlüssel vor der Abreise dem Hausverwalter zu übergeben. Am festgesetzten Abreisetag hatten sie sich in ihrer örtlichen Sammelstelle zu melden, wo man sie tagelang festhielt und ihr Gepäck – und häufig auch sie selbst – nach verbotenen Habseligkeiten durchsuchte. Oft wurden selbst erlaubte Gegenstände beschlagnahmt. Für ihre Deportation mussten die Juden eine Gebühr entrichten, darüber hinaus erhob das Reichssicherheitshauptamt noch eine «Spende» von 25 Prozent des zurückgelassenen Vermögens unter dem Vorwand, damit die Transportkosten für diejenigen zu decken, die zu arm waren, sie selbst zu bezahlen. In Wirklichkeit verschaffte sich die SS auf diesem Weg einen Anteil an den jüdischen Vermögen, bevor das Finanzministerium sie beschlagnahmte.¹³

Am Tag der Deportation fuhr oder führte man die Juden in einer Kolonne zum Bahnhof, wo sie in Güterwaggons steigen mussten. Als am 27. November 1941 zwölf Juden aus Forchheim in Oberfranken zum Bahnhof abgeholt wurden, hatte sich dort «eine grössere Zahl der hiesigen Einwohnerschaft eingefunden, die den Abtransport mit Interesse und grosser Befriedigung verfolgte», wie es im damaligen Polizeibericht hiess. In vielen Städten waren die Deportationen das erste Spektakel kollektiver Judenhetze seit dem Novemberpogrom 1938. In Orten, in denen diese Pogrome zu wahren Volksfesten ausgeartet waren und Jugendliche sich den böswilligen Massen angeschlossen hatten, begleiteten Gaffer die Deportation der verbliebenen Juden mit Flüchen und Anfeuerungen, in denen sich alte und neue Beleidigungen

Patt

mischten: «Guck mal, die frechen Juden!» «Jetzt marschieren sie ins Ghetto!» «Alles nur unnütze Esser!» In Bad Neustadt an der Saale fotografierten örtliche Aktivisten die älteren, unterernährten Juden, die sich auf dem Marktplatz einfanden, und hängten die Fotos zur Dokumentation später in Plakatgröße im Ortszentrum auf. Der Landrat berichtete, dass «eine grosse, joylende Schar Schulkinder den Zug der Juden bis zum Bahnhof begleitete und dort ihr Geschrei bis zur Abfahrt des Zuges fortsetzte».¹⁴

Bei den ersten Deportationen wurden Juden auch gegeneinander ausgespielt. Im November 1941 wollten Marianne Strauss und ihre Eltern gerade in Essen in die Strassenbahn steigen, die sie zusammen mit anderen Juden von der Sammelstelle zum Bahnhof bringen sollte, als zwei Gestapo-Beamte sie zur allgemeinen Verwunderung wieder nach Hause schickten. Die achtzehnjährige Marianne sollte das «animalische Heulen» der anderen Juden nie vergessen, das sie beim Weggehen begleitete. Die Familie Strauss war «privilegiert» und reich genug, sich den Schutz eines ortsansässigen Bankiers und der militärischen Abwehr zu erkaufen. Andere entgingen den ersten Deportationswellen, weil sie in Rüstungsbetrieben arbeiteten, ausländische Pässe meist aus westlichen Ländern besaßen, in «Mischehen» lebten oder verdiente Erster-Weltkriegs-Veteranen waren. Auch Alte und Gebrechliche wurden zunächst verschont – um den Anschein aufrechtzuerhalten, dass die Deportierten in Arbeitslager «übersiedeln» würden.¹⁵

Der Fortgang der Deportationen hing von den verfügbaren Transportkapazitäten ab, da die Beförderung von Militärgütern und der alljährlich im Winter knappen Kohlen Vorrang hatte. Im März 1942 wurden weitere 45'000 bis 60'000 Juden aus Prag, Wien und den von Bombenangriffen bedrohten Gebieten des Altreichs deportiert. Viele ältere Juden und Kriegsveteranen kamen nach Theresienstadt, eine kleine Garnisonsstadt aus dem 18. Jahrhundert nördlich von Prag, die bewusst wegen ihrer Lage im «Reichsprotektorat», fern vom «Osten», ausgewählt wurde, um Deutsche in ihren Befürchtungen zu beschwichtigen und die zahlreichen Interventionen von NS-Funktionären, die sich für einzelne bevorzugte Juden einsetzten, abzuschmettern. Theresienstadt war keineswegs ein «Altghetto», geschweige denn die «Endstation», als die es ausgegeben wurde, sondern in erster Linie ein Durchgangslager, aus dem annähernd ebenso viele Transporte abfuhr-

ren wie eintrafen. Damals wurden viele Juden in Ghettos im polnischen Bezirk Lublin weiterbefördert.¹⁶

Am 21. April 1942 verliess ein weiterer Transport Essen. Unter den Deportierten befand sich Marianne Strauss' Verlobter Ernst Krombach, dem Marianne zum Abschied vom Bahnsteig aus winkte. Beim ersten Zwischenhalt in Duisburg gelang es Ernst, ihr eine Postkarte zu schicken, um ihr mitzuteilen, dass er sie gesehen hatte. Beim nächsten Zwischenhalt in Düsseldorf-Derendorf brachten Polizisten die Deportierten in ein Schlachthaus und reduzierten ihr Gepäck auf jeweils einen Koffer oder Rucksack mit dem Nötigsten. Sämtliche Toilettenartikel, Medikamente und überschüssigen Lebensmittel übergab die Gestapo dem Roten Kreuz; Bettwäsche, Kleidung – darunter 345 Kleider und 192 Mäntel – und Regenschirme bekam die NS-Volkswohlfahrt. Zum Abschluss dieser Beschlagnahmung, bei der Ernst das Gepäck seiner Familie weitgehend retten konnte, teilte man den Deportierten offiziell mit, dass ihr gesamtes Vermögen gemäss der Elften Verordnung zum Reichsbürgergesetz automatisch an das Reich fiel, sobald sie das deutsche Staatsgebiet verliessen. Am 23. April überquerte der Zug die deutsche Grenze und traf einen Tag später im Ghetto Izbica im Bezirk Lublin ein. Von dort konnte Ernst weiterhin an Marianne schreiben, ihr seine Liebe versichern und sie warnen, «dass alle Erwartungen auf Essen und Sauberkeit übertroffen wurden, nur kann man diesen Zustand nicht in Worte kleiden. (...) Wild-West ist gar nichts hiergegen.»

Ende August erhielt Marianne einen ausführlichen Bericht über die Zustände in Izbica, nach Essen geschmuggelt von einem «arischen» Freund, der im Auftrag der SS einen Lastwagen fuhr. Ernst schilderte, dass man den Ort von den 3'000 Juden geräumt hatte, die früher dort gelebt hatten, um Platz für die Deportierten aus Polen und der Slowakei sowie aus Aachen, Nürnberg, Breslau, Stuttgart, Frankfurt und Theresienstadt zu schaffen. Er beschrieb die Kluft zwischen polnischen, tschechischen und deutschen Juden und berichtete über die öffentlichen Hinrichtungen, die als Strafe für Regelverstösse stattfanden. Anfangs lehnte Ernst Angebote ab, beim jüdischen Ordnungsdienst zu arbeiten – «Hauptsächlich wegen der unangenehmen Arbeit: Juden gegen Juden» –, doch schliesslich willigte er ein, wahrscheinlich in dem Bestreben, seine Familie vor weiterer Deportation zu bewahren. Seiner Verlobten in Essen schrieb er: «Ich kam aber nicht umhin, eine Evaku-

Patt

ierung von poln. Juden mitzumachen. Schauerhaft. Man muss jedes menschliche Gefühl unterdrücken und mit Peitsche unter Aufsicht von S.S. die Leute her austreiben, so wie sie sind: barfuss, mit Säugling auf dem Arm. Szenen, die ich nicht wiedergeben kann und möchte, spielen sich dabei ab, die ich so schnell wohl nicht vergessen werde. (...) Im Grunde habe ich eine G. s. D. [Gott sei Dank] *gesunde Natur*, die mich diese Unmenschlichkeit nur im Traum erleben lässt.» Die drei deutsch-jüdischen Familien, die zusammen in einer winzigen Lehmhütte am Ortsrand wohnten, bekamen nun bessere Verpflegung und kümmerten sich um einige andere Familien aus Essen.¹⁷

Die Haushalte, die deportierte Juden in Deutschland zurückliessen, waren eine begehrte Beute. Von schwäbischen Dörfern bis nach Hamburg, der ehemaligen Hochburg der Arbeiterbewegung, liessen Bürger ihre Beziehungen spielen, um jüdisches Eigentum zu übernehmen, oder erschienen zu den öffentlichen Versteigerungen. In Hamburg kamen zwischen 1941 und 1945 mindestens 30'000 jüdische Haushalte unter den Hammer, wobei der Hausrat jeweils an etwa zehn Käufer ging. Arbeiterfrauen auf der Veddel handelten mit Kaffee und Schmuck und erwarben bei den Versteigerungen antike Möbel und Teppiche. Aus den Erlösen dieser Verkäufe häufte die Gestapo bis Anfang 1943 gut 7,2 Millionen Reichsmark auf ihrem Konto bei der Deutschen Bank an. Wenn Frauen Pelzmäntel erstanden, in die noch Namensschildchen eingenäht waren, dürfte es ihnen wohl schwergefallen sein, keine Rückschlüsse auf die früheren Besitzerinnen zu ziehen. Auch die Presse, die Versteigerungstermine veröffentlichte, machte keinen Hehl aus der Herkunft der Auktionsgüter aus jüdischem Besitz. Die versiegelten Wohnungen wurden örtlichen NS-Funktionären oder den damals noch wenigen ausgebombten Familien zugewiesen.¹⁸

Goebbels hatte Hitler zur Einführung des gelben Sterns überredet in der Hoffnung, dass diese Kennzeichnung die Juden öffentlich brandmarken und den Antisemitismus in der Bevölkerung ebenso schüren würde, wie ähnliche Massnahmen es in Polen erreicht hatten. Damit rechneten auch viele Juden. Im September 1941 traute Victor Klemperer sich kaum noch auf die Dresdener Strassen und überliess das Einkaufn gänzlich seiner «arischen» Ehefrau Eva. Andere trieb die Angst in den Selbstmord. In Wien gab es 1941 innerhalb von drei Wochen 87 Suizide und in Berlin im letzten Quartal des Jahres 243 Selbsttötungen. In den ersten Wochen nach Einführung des «Ju-

densterns» war Goebbels jedoch tief enttäuscht über die Wirkung, besonders in seinem eigenen Gau Berlin, wo die säkularen, linken Traditionen aus der Zeit vor 1933 noch nicht gänzlich verlorengegangen waren und wo 70'000 der noch verbliebenen 150'000 deutschen Juden lebten. Im Beisein von Albert Speer beklagte der Propagandaminister sich gegenüber Hitler: «Die Einführung des Judensterns hat genau das Gegenteil von dem bewirkt, was erreicht werden sollte, mein Führer! Wir wollten die Juden aus der Volksgemeinschaft ausschliessen. Aber die einfachen Leute (...) zeigen überall Sympathie für sie. Dieses Volk ist einfach noch nicht reif und steckt voller Gefühlsduseleien.»¹⁹

Zur Abhilfe versuchte das NS-Regime es zunächst mit Erziehung durch Einschüchterung. Am 24. Oktober 1941 trat eine Polizeiverordnung in Kraft, die Deutschen öffentliche Sympathiebekundungen für Juden unter Androhung von drei Monaten Haft im Konzentrationslager untersagte. «Wer mit ihm noch privaten Umgang pflegt, gehört zu ihm und muss gleich wie ein Jude gewertet und behandelt werden», warnte Goebbels in seinem Artikel in *Das Reich* am 16. November. Nachdem er diese scharfe Trennlinie gezogen hatte, mahnte er seine Leser, die «gedankenlos rührseligen Argumente einiger zurückgebliebener Judenfreunde» zu überwinden: «Wenn Herr Bramsig oder Frau Knöterich beim Anblick einer alten Frau, die den Judenstern trägt, eine Regung von Mitleid empfindet, dann mögen sie gefälligst auch nicht vergessen, dass (...) der Sohn ihres entfernten Onkels als Kriegstreiber unter dem Namen Baruch oder Morgenthau hinter Mr. Roosevelt steht, um ihn in den Krieg zu hetzen.» In diesem Tenor wütete Goebbels in seinem gefeierten Artikel «Die Juden sind schuld!» weiter bis hin zu der nüchternen Feststellung, dass sich nun Hitlers «Prophezeiung» über die Vernichtung der Juden erfülle.²⁰

Goebbels war nicht der einzige führende Nationalsozialist, der nahezu unverblümt äusserte, dass ihre Politik das Ziel verfolgte, die Juden zu töten. Zwei Tage später platzte Alfred Rosenberg in einer Besprechung in seinem neugeschaffenen «Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete» in Hinblick auf die Juden heraus: «(...) diese Frage kann nur gelöst werden in einer biologischen Ausmerzung des gesamten Judentums in Europa (...) Das ist die Aufgabe, die das Schicksal uns gestellt hat.» Hitler wiederholte seine «Prophezeiung» 1942 in nicht weniger als vier Reden, wobei er nun den unmissverständlichen Begriff «Ausrottung» verwendete. Der *Völkische Beobachter*

Patt

folgte der Stimme seines Herrn und verkündete am 27. Februar 1942 gellend: «Der Jude wird ausgerottet werden!» Andere führende NS-Funktionäre wie der Gauleiter von München, Adolf Wagner, und der Leiter der Deutschen Arbeitsfront, Robert Ley, schlossen sich an. Während die Deutschen Anfang 1942 die existentielle Krise an der Ostfront durchmachten, hallte die rhetorische Landschaft von solchen Drohungen wider.²¹

Kompromisslose Verfechter einer harten ideologischen Linie wie der Leiter der Partei-Kanzlei Martin Bormann waren der Ansicht, man müsse dem deutschen Volk klarmachen, dass es sich in einem weltweiten völkermörderischen Konflikt befand, der nur mit seinem Sieg oder seiner Vernichtung enden könne. Aber trotz der Flut antisemitischer Propaganda machte die Deportation der Juden keine Schlagzeilen, und die deutschen Medien veröffentlichten keine Einzelheiten über Bestimmungsort und Schicksal der Deportierten oder den Zweck ihrer «Evakuierung». Daher baten die Gau- und Kreisleiter um Richtlinien, wie sie mit Fragen in Bezug auf «sehr scharfe Massnahmen» gegen die Juden umgehen sollten. Bormann ermunterte sie in seiner Stellungnahme, die Gerüchte nicht zu bestreiten, sondern offensiv darauf zu antworten und das Vorgehen zu rechtfertigen: «Es liegt in der Natur der Sache, dass diese teilweise schwierigen Probleme im Interesse der endgültigen Sicherung unseres Volkes nur mit rücksichtsloser Härte gelöst werden können.» Und da «die nun mal ins Rollen gekommene Angelegenheit nach Bereinigung drängt, muss das Gesamtproblem noch von der heutigen Generation gelöst werden».²²

Es gab vieles zu erklären, denn in dieser Phase erreichten die Deportationen ein gesamteuropäisches Ausmass, und man verzichtete auf jeglichen Vorwand, nach dem die Juden lediglich «umgesiedelt» würden. Ab dem 11. Mai 1942 führten 17 Transporte nach Minsk nicht mehr in das dortige Ghetto, sondern zu dem Gut Maly Trostinez, wo man die Deportierten erschoss oder in Lastwagen vergaste. Ab Juni wurden Transporte aus Theresienstadt, Berlin und Wien direkt in ein Vernichtungslager bei Sobibor geleitet. Gleichzeitig weitete das NS-Regime die Deportationen aus: Im März verliessen die ersten Deportationszüge die Slowakei, wobei Arbeitsfähige zur Zwangsarbeit aussortiert wurden. Im Juni brachten Züge slowakische Juden ohne Umweg in das Vernichtungslager Sobibor und einen Monat später nach Auschwitz. Von März bis Juli waren bereits sechs Transporte mit Juden aus Frankreich in Auschwitz eingetroffen.

Vom 19. Juli bis zum 7. August wurden weitere 125'000 Juden aus Belgien, den Niederlanden und Frankreich dorthin verschleppt. Die mit Abstand umfangreichsten Operationen fanden jedoch im Osten statt: In einer zweimonatigen «Aktion» schaffte das NS-Regime ab dem 22. Juli 300'000 Warschauer Juden nach Treblinka und zerstörte damit Europas grösste jüdische Gemeinde. In Teilen der Ukraine wurden die Razzien der Einsatzgruppen ununterbrochen fortgesetzt, bis alle jüdischen Dörfer und Gemeinden vernichtet waren. Im Sommer 1942 wurden auch die restlichen jüdischen Ghettos in den deutsch besetzten sowjetischen Gebieten ausgelöscht.²³

Mit 1,9 Millionen war die Zahl der jüdischen Opfer aus der Sowjetunion – ganz zu schweigen von den 2,7 Millionen aus Polen – erheblich höher als die der aus Grossdeutschland deportierten Juden: 78'000 aus dem Protektorat Böhmen und Mähren, 65'000 aus Österreich und 165'000 aus dem Altreich. Sie stellte auch die Zahl der deportierten Juden aus den besetzten Gebieten Westeuropas weit in den Schatten: 76'000 aus Frankreich, 102'000 aus den Niederlanden, 28'000 aus Belgien, 1'200 aus Luxemburg, 758 aus Norwegen und 116 aus Dänemark. Aber gerade die Massendeportationen aus Westeuropa machten deutlich, dass es sich um ein zentral gelenktes, gesamteuropäisches Programm und nicht nur um ein extremes Vorgehen gegen Partisanen an der Ostfront handelte. An den Transporten in die Todeslager waren zu viele verschiedene Stellen beteiligt, als dass man sie jemals hätte geheim halten können. Ob nun Soldaten die Erschiessungen beobachteten, Eisenbahner den Betrieb der Deportationszüge regelten oder örtliche Beamte dafür sorgten, dass Bewohner vor der Deportation ihre Wohnungsschlüssel übergaben: Auch wenn sich alle diese Menschen hinter der Pflichterfüllung in ihrer jeweiligen Funktion versteckten, speisten sie zugleich ihr bruchstückhaftes Wissen in den allgemeinen Informationsfluss ein.²⁴

Im Laufe des Jahres 1942 ging Goebbels zu einem neuen, subtileren Umgang mit der öffentlichen Meinung über. Statt die im Herbst 1941 begonnene antisemitische Hetzkampagne weiter zu schüren, betrieb der Propagandaminister nun verbale Deeskalation. Er bemühte sich nach Kräften, Berichte über spezifische Massnahmen innerhalb des Reiches zu unterdrücken, und riet dem Gauleiter von Wien, Baldur von Schirach, dringend ab, in einer Rede auf dem Europäischen Jugendkongress die Deportation der Wiener Ju-

Patt

den zu feiern, da eine solche Äusserung genügen würde, «uns die ganze internationale Pressemeute (...) auf den Hals zu hetzen». In diesen Monaten, in denen die Deportation und Ermordung der Juden ihren Höhepunkt erreichte, brachten die wichtigsten NS-Blätter wie der *Völkische Beobachter* und *Der Angriff* nicht mehr als einen oder zwei antisemitische Artikel pro Woche. Die Wochenschau berichtete nur wenig über Juden, und die kurzen Dokumentarfilme, die vor dem Hauptfilm gezeigt wurden, thematisierten diese gar nicht. Wieso waren die Nationalsozialisten so darauf bedacht, Einzelheiten unter der Decke zu halten? Hatte doch das Parteiorgan so lange in seinen Schlagzeilen verkündet: «Der Jude wird ausgerottet werden!»²⁵

Das augenfälligste Motiv, das Goebbels gegenüber Baldur von Schirach freimütig zugab, war, dass die Alliierten alle konkreten Fakten in ihrer Propaganda aufgreifen und gegen Deutschland ausschlachten würden, was tatsächlich der Fall war. Es gab allerdings noch einen anderen Grund. Im Laufe des Jahres 1942 probierte das Regime zwei verschiedene Wege aus, die öffentliche Meinung in Deutschland zu beeinflussen. Die unmittelbare, pädagogische Methode von Ermahnung und Überzeugung sollte das deutsche Volk bewegen, sich geschlossen hinter den Nationalsozialismus zu stellen. Diesen Weg, den Goebbels selbst in seinem Artikel «Der Jude ist schuld!» im November 1941 eingeschlagen hatte, verfolgten Hitler und Göring 1942 in ihren Reden sowie Martin Bormann in seinen Anweisungen für Parteifunktionäre weiter, ebenso Hans Frank ausserhalb des Reichsgebietes in seiner offiziellen Tageszeitung für das Generalgouvernement, die detaillierte Berichte über die Durchführung der Deportationen im gesamten deutsch besetzten Europa veröffentlichte.

Aber neben solchen direkten Appellen entwickelte Goebbels noch eine zweite, diskretere und subtilere Form des Nachrichtenmanagements. Statt die Leser zu überzeugen, die «Ausrottung» der Juden als politische und rassische Notwendigkeit zu unterstützen, arbeitete die deutsche Presse mit Anspielungen auf das, was die Bevölkerung ohnehin schon wusste, und förderte damit das Gefühl eines klammheimlichen Einverständnisses. So berichtete sie 1942 über die «Lösung der Judenfrage» durch Deutschlands rumänische, bulgarische, kroatische und slowakische Verbündete, über die Verpflichtung von Juden zur Zwangsarbeit, über die Ghettos und im Fall der Slowakei sogar über die Deportation der dort lebenden Juden. Journalisten erörterten, ob die «Judenfrage» in der Slowakei «vollständig gelöst» sei, oder kommentierten die Forderung, hinsichtlich der «Zigeunerfrage» in Südosteuropa auf die-

selbe Art zu verfahren. Mit unvollständigen und häufig vagen Anspielungen knüpfte die Presse an das an, was durch Gerüchte oder vom Hörensagen bereits bekannt war, vermied jedoch klare Aussagen. Goebbels experimentierte hier mit einer neuen Taktik, mit der er moralische Bedenken ausräumte, indem er stillschweigend ein heimliches Einverständnis unterstellte – und damit die Vorbehalte teilweise mundtot machte. Statt durch eine explizite Propagandakampagne öffentliche Unterstützung für das Vorgehen des NS-Regimes einzuwerben, wie er ursprünglich gehofft hatte, liess er das Wissen um die durchgeführten Massnahmen ins öffentliche Bewusstsein durchsickern und förderte so ein Gefühl der Komplizenschaft.²⁶

Das Ergebnis lässt sich wohl am besten als «Schweigespirale» beschreiben. Diesen Begriff prägte die berühmteste westdeutsche Meinungsforscherin der Nachkriegszeit, Elisabeth Noelle-Neumann, wesentlich später, nämlich 1974. Obwohl sie über die Nachkriegsdemokratie schrieb, war sie doch zutiefst geprägt von ihrer eigenen Anfangszeit als junge Journalistin, die 1941 und 1942 für Goebbels' Wochenzeitung *Das Reich* Beiträge über die Macht der jüdischen Presse in den USA verfasst hatte. Ein Element ihrer Theorien, das sich auf die nationalsozialistische Diktatur übertragen lässt, ist der Aspekt, dass die öffentliche Meinung privaten, vopolitischen Zwängen unterworfen ist. Laut Noelle-Neumann bringt Angst vor Isolation und gesellschaftlichen Sanktionen den Einzelnen, der sich mit seiner Meinung in der Minderheit fühlt, tendenziell zum Schweigen und lässt damit die potentielle Minderheitsfraktion noch weiter schrumpfen; zugleich stärkt und stabilisiert die Verbreitung der «Mehrheitsmeinung» durch die Massenmedien deren moralische Stellung. Noelle-Neumanns Argumentation beleuchtet zudem eine wesentliche Schnittstelle zwischen dem öffentlichen und dem privaten Bereich der Gesellschaft, da der Konformitätsdruck grossenteils privat in Gruppen Gleichgesinnter ausgeübt wird. Durch Angst vor Blamage und sogar Demütigung bewirken die meinungsbildenden Beziehungen in der Familie und am Arbeitsplatz stillschweigende Veränderungen der moralischen Einstellungen. Anders als der Begriff des «Mitläufers», der den Schwerpunkt auf Konformität mit der breiten Öffentlichkeit legt, richtete Noelle-Neumann die Aufmerksamkeit auf die psychologische Bedeutung des privaten Drucks, der beim Einzelnen Isolationsangst schürt.²⁷

Die Geschichte Karl Dürkefeldens veranschaulicht exemplarisch, wie ein

Patt

allgemeines moralisches Problem sich zu einer privaten Familienangelegenheit entwickelte und dann unter Schweigen begraben wurde. Der vierzigjährige Dürkefälden wurde als Techniker in einer Maschinenfabrik in Celle für «unabkömmlich» erklärt und vom Kriegsdienst freigestellt. Er stammte aus einer traditionell sozialdemokratischen Arbeiterfamilie, hatte in den zwanziger Jahren die Abendschule besucht, war während der Weltwirtschaftskrise lange arbeitslos gewesen und hatte in den dreissiger Jahren schliesslich eine Familie gegründet und eine feste Anstellung in einem Rüstungsbetrieb gefunden. Im Sommer 1942 stellte seine Firma in der Erwartung, dass die Deutschen bald die sowjetischen Ölfelder erobern würden, Gerät für Ölbohrungen her. Dürkefälden hörte regelmässig BBC, und als er Thomas Mann in einer Übertragung der «Stimme Amerikas» über die Vergasung von 400 niederländischen Juden reden hörte, kam er zu dem Schluss, dass Hitlers öffentliche Drohungen nicht bloss leeres Gerede waren. Sein Schwager Walter Kassler hatte von der Ostfront geschrieben, dass es in Kiew keine Juden mehr gebe. Als Walter im Juni 1942 Heimaturlaub bekam, unterhielt Karl sich mit ihm über die Massenerschiessungen, die sein Schwager gesehen hatte, und über die Vergasung französischer Juden, über die er von einem anderen Soldaten gehört hatte. In seinem Tagebuch vermerkte Dürkefälden: «Wir können uns freuen, dass wir nicht Juden sind», betonte Walter mehrmals.» Als er merkte, dass Karl schockiert war, versuchte Walter zu erklären: «Früher habe ich es nicht begriffen, jetzt weiss ich es, es geht um Sein oder Nichtsein.» Kassler hatte also Hitlers endlos wiederholtes Mantra übernommen, dass die Deutschen vor der apokalyptischen Wahl stünden, ihre eigene Existenz zu sichern oder unterzugehen. Als Karl einwandte: «Aber das ist doch Mord», tat Walter es wieder mit einer Antwort ab, die er unmittelbar aus den Medien übernommen hatte: «Gewiss hat man es soweit getrieben, dass die andern es mit uns so machen, falls wir den Krieg verlieren sollten.» Karl Dürkefälden war klar, dass er es dabei bewenden lassen musste. Hätte er seinem Schwager widersprochen, hätte er einen offenen Bruch innerhalb der Familie riskiert. Schlimmstenfalls hätte das mit einer Denunziation bei der Gestapo enden können, aber wahrscheinlicher hätte es zu familiären Spannungen und zu seiner Ausgrenzung geführt.

Die in den Massenmedien verbreitete Meinung setzte sich also nicht etwa durch, weil Karl sie glaubte, sondern weil er Walter das letzte Wort überlas-

sen musste. Die zahlreichen Schritte, mit denen die Nationalsozialisten zuerst die Arbeiterbewegung durch Terror zerschlugen und dann das Selbstverständnis der Arbeiter mit Konsumversprechen, sicheren Arbeitsplätzen, Nationalstolz und rassischer Besonderheit zu verändern versucht hatten, hatten schon ihre Spuren hinterlassen, bevor der Krieg die Wahrnehmung von «wir» und «sie» in den Gesprächen am Küchentisch prägte. Karl Dürckfeldens sozialdemokratische Werte waren aus der Mode gekommen, und seine humanitäre Sicht wirkte peinlich: Er gehörte mittlerweile zu einer bedrängten Minderheit, die nicht durch Gestapo oder Parteifunktionäre zum Schweigen gebracht wurde, sondern durch den Konformitätsdruck innerhalb der eigenen Familie.²⁸

Diese Variante der Schweigespirale funktionierte im privaten Bereich, weil die Medien es vermieden, eine weitreichende, offene Diskussion über die Vorgänge anzustossen. Zugleich lieferten sie jedoch eine Reihe rhetorischer Rechtfertigungen für die Vernichtung der Juden und tröpfchenweise Anspielungen, die es der Bevölkerung ermöglichten, Goebbels' und Hitlers abstrakte Drohungen mit spezifischen Details der Massenerschießungen zu verknüpfen, die im privaten Bereich kursierten. So entstand ein Gefühl des «Wissens, ohne zu wissen», das keinerlei öffentliche Festlegung, Bestätigung oder moralische Verantwortung verlangte und so lange fortbestehen konnte, wie niemand die künstlich geschaffene Grenze dessen überschritt, was gesagt werden durfte und was nicht. Die Institution, die noch in der stärksten Position war, sich dazu zu äussern, war die katholische Kirche. Im September 1941, einen Monat nachdem Bischof Galen von der Kanzel der Lamberti-Kirche in Münster die Tötung von Psychiatriepatienten scharf verurteilt hatte, lobte ihn der Verfasser eines anonymen Briefs für seine mutige Haltung. Der Schreiber erinnerte Galen, was derzeit selbst mit zutiefst patriotischen Juden wie ihm geschah, die nun den gelben Stern tragen mussten, und schloss: «Nur der aberwitzige Wunsch, die irre Hoffnung, dass uns irgendwo ein Helfer ersteht, treibt mich zu diesem Brief. Gott segne Sie!» Eine Antwort ist nicht überliefert. Galen äusserte sich weder öffentlich noch privat zur Judenverfolgung. Vielmehr stellte er in seinen Predigten deutsche Katholiken weiterhin als wahre Patrioten dar, die das Vaterland gegen die bolschewistische Bedrohung verteidigten.²⁹

Es lag keineswegs daran, dass Galen und die anderen Bischöfe nicht Bescheid gewusst hätten. Margarete Sommer, die in Berlin ein Hilfswerk unter

Patt

den Auspizien von Bischof Preysing leitete, sammelte Informationen über das, was mit Katholiken jüdischer Abstammung nach ihrer Deportation in die baltischen Länder geschehen war, und reichte sie weiter. Zudem erhielt sie vertrauliche Auskünfte von Hans Globke, einem hochrangigen Beamten im Innenministerium. Nachdem sie mit dem Osnabrücker Bischof Berning gesprochen hatte, notierte dieser am 5. Februar 1942: «Es besteht wohl der Plan, die Juden ganz auszurotten.» Erst zwei Wochen zuvor hatte Heydrich auf der streng geheimen Wannseekonferenz hochrangige Verwaltungsbeamte über die bevorstehende Ermordung von elf Millionen europäischen Juden informiert. Die Bischöfe Berning und Preysing brauchten jedoch weitere 18 Monate, bis sie auf eine Petition der katholischen Bischöfe gegen «die in ihrer Form allen Menschenrechten Hohn sprechenden Evakuierungen der Nichtarier» drängten. Aber die Fuldaer Bischofskonferenz lehnte den Vorschlag im August 1943 ab. Für viele war es damals ohnehin schon zu spät: Zu diesem Zeitpunkt waren die meisten Juden bereits ermordet worden. Kardinal Bertram, als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz eine der einflussreichsten Persönlichkeiten der katholischen Kirche in Deutschland, weigerte sich, Margarete Sommer weiter persönlich zu empfangen, und verlangte, sie solle ihm ihre Lageberichte nicht mehr mündlich, sondern nur noch schriftlich unterbreiten und sie zur Bestätigung ihrer Echtheit von Preysing gegenzeichnen lassen. Solche schriftlichen Berichte konnte sie ihm jedoch nicht geben, weil die beiden Unterzeichnenden sich damit der Gestapo ausgeliefert hätten, was dem Kardinal durchaus klar gewesen sein muss. Wenn Bertram nicht wusste, was mit den Juden geschah, so lag es daran, dass er sich alle Mühe gab, es nicht zu erfahren.³⁰ Eine der grossen hypothetischen Fragen, über die Historiker bis heute diskutieren, betrifft die Spekulation, ob eine konzertierte Aktion der christlichen Kirchen der Ermordung der Juden ein Ende hätte setzen können, wie die öffentlichen Proteste katholischer Bischöfe im August 1941 zur Einstellung der Tötungsaktionen gegen Patienten in psychiatrischen Anstalten geführt hatten. Warum sie es vorzogen, im Fall der Juden untätig zu bleiben, war und ist Gegenstand zahlreicher historischer Mutmassungen und moralischer Verurteilungen. Aber der Vergleich hinkt. Als die Ermordung von Psychatriepatienten im August 1942 wiederaufgenommen wurde, protestierten die Bischöfe nicht, obwohl sie davon wussten. Diesmal vermieden es die katholischen Bischöfe,

die Vorgänge öffentlich zu machen. Bei der Konfrontation 1941 war es ihnen um den Angriff des NS-Regimes auf ihre Ordensgemeinschaften und Klöster gegangen, und im Herbst hatten beide Seiten in diesem Streit einen Rückzieher gemacht. Während der Fuldaer Bischofskonferenz im August 1942 erklärte ein Informant aus dem Klerus der Gestapo: «Allgemein sei man mit den im verflossenen Jahre erreichten kirchlichen Erfolgen sehr zufrieden gewesen. Herausgestellt habe man, dass die Massnahmen des Staates gegen die Kirche seltener geworden seien und dass die Beschlagnahme bzw. Aufhebung von Klöstern und anderen kirchlichen Grundstücken gänzlich aufgehört habe.»

Die deutschen katholischen Bischöfe schwiegen nicht nur zum Schicksal der Juden, sondern hatten bereits einen unheilvollen Präzedenzfall geschaffen, als sie 1939 keinen Protest gegen die Massenerschiessungen in Polen erhoben hatten. Zu den Opfern hatten damals nicht nur Lehrer, Beamte, Pfadfinderinnen und Juden gehört, sondern auch katholische Priester. Auch wenn NS-Ideologen in der katholischen Kirche eine internationale Verschwörung wittern mochten, war sich der deutsche Klerus seiner nationalen Identität durchaus bewusst. Nach dem Rückzug der Wehrmacht vor Moskau stand für die deutsche katholische Kirche der Ernst der Kriegslage ausser Zweifel. Statt mit den Nationalsozialisten um die geistige Führung der Nation zu wetteifern, verlegte sie sich nun widerstrebend auf eine heikle, konfliktreiche Zusammenarbeit mit der NSDAP, um alle Deutschen hinter der drängenden Aufgabe der Landesverteidigung zu sammeln.³¹

So blieben die Katholiken im Lande sich selbst überlassen und schlugen unterschiedliche Richtungen ein. Als die letzten älteren Juden sich im Juli 1942 auf dem Marktplatz im westfälischen Lemgo einfinden mussten, schauten ihre «arischen» Nachbarn beunruhigt zu. Laut dem örtlichen SD-Bericht kam es zu Diskussionen, ob es wirklich nötig sei, alte Leute, die ohnehin «zum Aussterben» verurteilt seien, in Lager zu bringen. Die Umstehenden waren gespalten in Kirchgänger – von denen einige warnten, das deutsche Volk fordere Gottes Strafe heraus – und linientreue Nationalsozialisten, die in diesem Fall offenbar in der Minderheit waren. Der Sicherheitsdienst räumte ein: «Selbst solche Volksgenossen, die bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit früher ihre nationalsozialistische Gesinnung herausgestellt hätten, hätten in dieser Hinsicht Partei für die Interessen der Juden

bzw. der kirchlich gebundenen Volksgenossen genommen» – vielleicht weil diese letzten Deportationen Menschen betrafen, die eher Mitleid als Furcht erregten. Aber Vorfälle wie in Lemgo waren eine Ausnahme. Im nahen Münster, wo Galen Bischof war, ging auch die letzte Deportation noch reibungslos vonstatten, und die älteren Juden gaben den Mitarbeitern des Sicherheitsdienstes für ihre Hilfe beim Tragen des Gepäcks angeblich sogar «hohe Trinkgelder». Auch in Köln gab es keine Proteste, hier drängten Laien und Klerus im Gegenteil auf eine Änderung der katholischen Trauungszeremonie, denn sie fanden die Formulierung im Brautseggen inzwischen «absurd»: «Die Frau sei ihrem Mann liebeswürdig wie Rebekka, klug wie Rachel, langlebig und treu wie Sara!»³²

Solange keine Institution im besetzten Europa die Deportation und Ermordung der Juden öffentlich verurteilte, liessen sich die Debatten in Deutschland weitgehend innerhalb der von den Medien gesetzten Grenzen halten. Vorerst funktionierte die «Schweigespирale» – was sich in Deutschland im weiteren Verlauf des Krieges jedoch ändern sollte. Das ist umso bemerkenswerter, als nicht klar ist, ob dieses Ergebnis sich auch hätte erreichen lassen, wenn Goebbels weiter die Vernichtung der Juden gepredigt hätte. In blossen Anspielungen auf das, was die meisten Zeitungsleser ohnehin wussten, sahen die NS-Medienlenker eine bessere Möglichkeit, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, als durch unablässige Propaganda. Zudem vermied Goebbels' neue Herangehensweise das Risiko, die moralische Kluft zwischen dem mörderischen rassistischen Pragmatismus des Nationalsozialismus und der in der deutschen Gesellschaft weiter verbreiteten christlichen Ethik, die vor unverhohlenem Mord zurückschreckte, offen zutage treten zu lassen. Diese Gratwanderung hing in hohem Masse vom Schweigen der Kirchen ab, also von den Institutionen, die nach dem NS-Regime den stärksten Einfluss in ganz Deutschland und im besetzten Europa besaßen.

Es gab jedoch einen stetigen Informationsfluss, den das NS-Regime nicht zu unterdrücken vermochte. Von Juni bis Dezember 1942, also in den Monaten, in denen der Völkermord seinen Höhepunkt erreichte, berichtete die BBC über die Deportation und Ermordung der Juden. Am 17. Dezember 1942 schilderte der britische Aussenminister Anthony Eden im Unterhaus die Räumung polnischer Ghettos und die Deportation von Juden aus allen Teilen des Kontinents, die «mit entsetzlichen Gräueln und Brutalität» erfolge. Der keineswegs philosemitisch eingestellte Eden wählte seine Worte sorgfältig

und erklärte, die deutsche Regierung «setzt nun Hitlers oft wiederholte Absicht um, das jüdische Volk in Europa zu vernichten». Er verlas eine gemeinsame Erklärung der Regierungen der zwölf alliierten Staaten – Belgien, Tschechoslowakei, Griechenland, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Polen, Vereinigte Staaten, Grossbritannien, UdSSR, Jugoslawien und des Französischen Nationalkomitees –, in der sie «diese bestialische Politik kaltblütiger Vernichtung» verurteilten und feierlich gelobten, «sicherzustellen, dass die für diese Verbrechen Verantwortlichen der Vergeltung nicht entkommen werden». Nachdem er geendet hatte, erhoben sich die Abgeordneten zu einer Schweigeminute. In dieser Woche berichtete die BBC in ihren deutschsprachigen Sendungen mehrmals täglich über die Ermordung der Juden.³³

Drei Tage vor Edens Erklärung im Unterhaus hatte Goebbels die Reaktion der Alliierten bereits mit einer gewissen Gelassenheit vorhergesehen und auf einer seiner geheimen Pressekonferenzen den Meinungsmachern erklärt: «Wir können nun auf diese Dinge nicht antworten; wenn die Juden sagen, wir hätten 2 1/2 Millionen Juden in Polen fusiliert oder nach dem Osten abgeschoben, so können wir natürlich nicht darauf antworten, dass es etwa nur 2,3 Millionen gewesen wären. Wir sind also nicht in der Lage, uns auf eine Auseinandersetzung – wenigstens vor der Weltöffentlichkeit nicht – einzulassen.» Mit Blick auf die Medienberichte in den neutralen Ländern wie auch an der Heimatfront verlangte Goebbels eine Ablenkung, eine deutsche Pressekampagne, die Gräueltaten der Alliierten in Indien, Iran und anderen Teilen der Welt ins Licht rückte. Darauf fand er jedoch nur ein relativ schwaches Echo. Den Medien fehlte neues Material, und das deutsche Publikum interessierte sich nicht genug für Geschichten aus der aussereuropäischen und kolonialen Welt. Aber die deutsche Propaganda war keineswegs ein völliger Fehlschlag. Mit ihrer Behauptung, die Alliierten führten den Krieg lediglich für die Juden, trafen sie in Grossbritannien einen empfindlichen Nerv. Als der Erzbischof von York, Dr. Cyril Garbett, in einer Neujahrsbotschaft so weit ging, zu einem «Kreuzzug» zur Rettung der Juden aufzurufen, wurde dies als Beleg für die Richtigkeit der deutschen Anschuldigung aufgefasst. Selbst in Grossbritannien wollte die Regierung sich nicht dem Vorwurf aussetzen, sie liesse sich von den Juden einspannen, und so reduzierte man die Berichterstattung über den Völkermord. Man bettete sie von nun an sorgfältig in Meldungen über deutsche Gräueltaten gegen andere Gruppen ein,

Patt

um unmissverständlich klar zu machen, dass Grossbritannien für die ganze Menschheit kämpfte. Karl Dürkefälden war bei Weitem nicht der Einzige, der die Nachrichten des britischen Rundfunks hörte, aber nicht viele seiner Landsleute waren bereit, sich an der moralischen Haltung des Feindsenders zu orientieren.³⁴

Ende 1942 gab es viele Quellen, die bestätigten, dass Juden europaweit ermordet wurden. Hunderttausende, vielleicht sogar Millionen Augenzeugen hatten die Erschiessungen von Juden in den besetzten Gebieten der Sowjetunion, der baltischen Staaten und Ostpolens beobachtet. Selbst die Namen der Vernichtungslager im besetzten Polen – Kulmhof, Belzec, Sobibor und Treblinka – und des neuen Lagers in Auschwitz in Oberschlesien sickerten allmählich durch. Aber die Kenntnisse darüber, was dort genau vorging, blieben bruchstückhaft.

In Pommern und in manchen besetzten Gebieten in Polen und der Sowjetunion waren Lastwagen auf den Landstrassen, die während der Fahrt Auspuffgase in den Laderaum leiteten, ein gewohnter Anblick. In Pommern hatte man sie bereits 1939 und 1940 eingesetzt, um Psychiatriepatienten zu töten. Ab Januar 1942 kamen sie in Kulmhof zum Einsatz, um die Juden aus Lodz zu ermorden. Allerdings bemühten sich die Zuständigen in diesem Fall sehr um Geheimhaltung. Der zum Lager umgewandelte Gutshof war von einem hohen Bretterzaun umgeben und wurde bewacht, und die Feldgendarmerie riegelte die Zufahrten in das Waldgebiet ab, in dem die Leichen der in Lastern Vergasten begraben wurden. Die Juden, die diese Aufgabe erledigen mussten, wurden ebenfalls getötet. Nur wenige Besucher erhielten Zutritt zu den stationären Gaskammern in Beizec, Sobibor und Treblinka. Einer von ihnen, der SS-Offizier und Desinfektionsexperte Kurt Gerstein, besuchte Belzec am 20. August 1942 und hinterliess einen Bericht darüber. Er beobachtete dort die Ankunft und Vergasung von Juden aus Lemberg. Da der Dieselmotor nicht ansprang, blieben die Opfer während der zweieinhalbstündigen Reparatur in der Gaskammer eingesperrt. Das eigentliche Vergasen dauerte weitere 32 Minuten. Gerstein sollte der Lagerleitung Ratschläge zur Desinfektion der Kleidung geben und hatte einen zeitweiligen Berater der SS mitgebracht, Professor Dr. Wilhelm Pfannenstiel, Leiter des Hygiene-Instituts an der Universität Marburg. Fasziniert von den Vorgängen, presste der Professor die Augen an das Guckfenster, bis es beschlug. Das

Weinen und Schluchzen der nackten Juden, die dichtgedrängt in der Kammer standen, klang für ihn «wie in der Synagoge». Am nächsten Tag besuchten die beiden Männer das erheblich grössere Lager Treblinka, wo Pfannenstiel ihren Gastgebern in einer Ansprache beim Essen gratulierte: «Euer Werk ist ein grosses Werk und eine sehr nützliche und notwendige Aufgabe.»³⁵

Auf der Rückfahrt nach Berlin teilte Gerstein im Nachtzug zufällig das Schlafwagenabteil mit dem Sekretär der schwedischen Gesandtschaft, Göran von Otter. Zutiefst verstört von seinen Erlebnissen, ging Gerstein das Risiko ein, Otter zu erzählen, was er wusste, und drängte ihn, dem Ausland davon zu berichten. Er zeigte ihm sogar seinen Ausweis und nannte ihm als gläubiger Protestant den liberalen Bischof von Berlin, Otto Dibelius, als Leumund. Sobald Gerstein wieder in der Hauptstadt war, unterrichtete er sowohl Dibelius als auch den katholischen Bischof Konrad Graf von Preysing. Ausserdem versuchte er, den Nuntius des Vatikans in Deutschland und die Schweizer Gesandtschaft zu informieren, aber alles vergebens. Der Bericht des schwedischen Gesandtschaftssekretärs verschwand umgehend in der bürokratischen Versenkung, und die zwei Bischöfe unternahmen nichts.³⁶

Kurt Gersteins Vater, ein pensionierter Richter, wollte ebenfalls nichts von den Vorgängen wissen. Da ihr Gespräch nicht zufriedenstellend verlief, griff Gerstein das Thema später in einem Brief an seinen Vater wieder auf. Am 5. März 1944 schrieb er ihm:

«Ich weiss nicht, was in Dir vorgeht, masse mir auch nicht im leisesten ein Recht an, dies wissen zu wollen. Aber wenn jemand im Leben beruflich dem Recht gedient hat, muss doch in den letzten Jahren einiges in ihm vorgegangen sein. Tief erschüttert hat mich Dein Wort, das Du mir in einem bitteren Augenblick meines Lebens zuriefst oder vielmehr schriebst (...): Harte Zeiten erfordern harte Mittel! – Nein, ein solches Wort reicht nicht aus, um Geschehenes vertretbar zu machen.»

In einer Umkehrung der Generationsrollen drängte der Sohn den Vater, moralisch Stellung zu beziehen, und mahnte: «Du wirst zu irgendeinem Zeitpunkt für Deine Zeit, für das Geschehen in ihr, mit geradestehen müssen. Wir würden uns auch nicht mehr verstehen und uns nichts mehr Wesentliches zu sagen haben, wenn ich Dir nicht sagen könnte und dürfte: Unterschätze diese Verantwortung und diese Rechenschaftspflichtung nicht.»

Patt

Da der Vater ungerührt blieb, versuchte der Sohn in einem weiteren Brief verzweifelt, zu ihm durchzudringen: «Wenn Du Dich recht umguckst, wirst Du (...) finden, dass dieser Riss durch viele ehemals enge Freundschaften und Familien hindurchgeht.» Kurt Gersteins Bemühen, moralisch Stellung zu beziehen, wurde wie bei Karl Dürkefäden von seiner eigenen Familie blockiert. So wie ihm erging es sicher auch anderen.³⁷

Nur wenige wussten aus eigener Anschauung, wie die Ermordung der Juden tatsächlich vor sich ging. In der Umgebung der Vernichtungslager und darüber hinaus sprach sich sehr bald herum, was dort geschah, auch wenn sich in wesentlichen Details Fehler in die Schilderungen einschlichen. Zehn Tage nach Pfannenstiels und Gersteins Besuch in Beizec wartete der Unteroffizier Wilhelm Comides am Bahnsteig des nahegelegenen Bahnhofs Rawa-Ruska in Galizien, als ein Zug mit 35 Viehwaggons voller Juden einfuhr. Ein Polizist erklärte ihm: «Das sind wahrscheinlich die letzten aus Lemberg. Das geht jetzt schon seit drei Wochen ununterbrochen so.» Im Zug teilte Comides das Abteil mit einem Bahnpolizisten und dessen Frau, die sich bereit erklärte, ihm im Vorbeifahren das Lager zu zeigen, in dem die Juden ermordet wurden. Nachdem sie eine Weile durch hohe Kiefernwälder gefahren waren, bemerkte er einen süßlichen Geruch. Als die Frau rief, «jetzt kommt es!» und anmerkte: «Die stinken ja schon!», korrigierte ihr Mann sie lachend: «Ach Quatsch, das ist ja das Gas.» Nach etwa 200 Metern «hatte sich der süßliche Geruch in einen scharfen Brandgeruch verwandelt. ‚Das ist vom Krematorium‘, sagte der Polizist.»³⁸

Am Bahnhof Rawa-Ruska, der nur 18 Kilometer von Beizec entfernt war, machten die meisten Züge auf ihrer Fahrt durch Polen halt. Als einige französische und belgische Kriegsgefangene in diesem Sommer zum Arbeitseinsatz dorthin geschickt wurden, erkundigten sie sich bei den deutschen Reservisten, die sie bewachten, wohin die Züge mit all den Juden führen. «In den Himmel», lautete die unverblümte Antwort. Zwei belgischen Gefangenen gelang im Frühjahr 1943 die Flucht nach Schweden. Dort sprachen sie mit einem britischen Agenten, der folgenden Bericht einreichte:

«Sie waren am meisten betroffen von der Vernichtung der Juden. Sie hatten beide Grausamkeiten beobachtet. Einer der Belgier hatte gesehen, wie Wagen mit Juden vollgestopft in einen Wald fahren und wenige Stunden später leer zurückkehrten.

Leichen jüdischer Kinder und Frauen lagen in Gräben und entlang der Eisenbahn. Sie fügten hinzu, dass sich die Deutschen rühmten, sie hätten Gaskammern konstruiert, in denen Juden systematisch getötet und dann begraben werden.»³⁹

Französische Kriegsgefangene, die bei Tarnopol in Ostgalizien jüdische Grabsteine abbauen mussten, um das Material für den Strassenbau zu verwenden, schilderten ihre Erlebnisse nach ihrer Rückkehr nach Deutschland. Einer erzählte einem deutschen Gewerkschafter, dem er vertraute, von den vollbesetzten Zügen, die leer zurückkehrten; zwei andere, die nach Schweden entkamen, informierten einen britischen Agenten. Einzelheiten über die Ermordung wussten sie nicht und berichteten, «manche sagten, dass sie [die Juden] massenhaft mit Starkstrom getötet wurden». Solche Mutmassungen waren durchaus nicht ungewöhnlich. Die Ankunft und das Entkleiden der Deportierten und das Begraben oder Verbrennen der Leichen fanden im Freien statt und konnten von Zeugen ausserhalb des Lagers beobachtet werden, nicht aber ihre Ermordung. Zygmunt Klukowski, ein gutinformierter Krankenhausdirektor in der nahegelegenen Stadt Szczebrzeszyn, hörte, dass bereits am 8. April 1942 in Beizec ausser «Giftgasen» auch «Strom» eingesetzt worden sei.⁴⁰

Überall kursierten Gerüchte über massenhafte Hinrichtungen durch Strom und erreichten auch das Warschauer Ghetto. Auf der «arischen» Seite der Stadt schrieb Oberleutnant Wilm Hosenfeld am 23. Juli, also am zweiten Tag der Deportationen aus Warschau, an seine Frau:

«Was man jetzt wieder tut, wie man die Juden tötet (...) jetzt soll das hiesige Ghetto mit einer halben Million Juden auch leergemacht werden. (...) Die Geschichte weiss ähnliches kaum zu berichten. Vielleicht haben sich die Urmenschen gegenseitig aufgefressen, aber dass man ein Volk, Männer, Frauen, Kinder, im 20. Jahrhundert einfach abschlachtet, ausgerechnet wir, die wir den Kreuzzug gegen den Bolschewismus führen, das ist eine so entsetzliche Blutschuld, dass man vor Scham in den Boden sinken möchte.»

Mit jedem Detail, das er erfuhr, wuchs seine Verzweiflung. Am 25. Juli hörte er, dass man die Juden in ein Lager bei Lublin brachte, wo sie in elektrischen Heizkammern bei lebendigem Leib verbrannt würden, um sich die Erschiesungen und das Ausheben und Zuschütten der Massengräber zu sparen.⁴¹

Patt

Solche Kenntnisse bedeuteten durchaus nicht, dass alle Bescheid wussten. Die Informationen verbreiteten sich jedoch über das Umfeld der Lager hinaus und erreichten weit mehr als nur die örtlichen deutschen Telefonistinnen und Bahnbeamten, die Zecher, die in Kneipen mit angetrunkenen SS-Leuten, die Dampf ablassen wollten, ins Gespräch kamen, und die deutschen Techniker und Ingenieure, die bei den I. G. Farben mit jüdischen Häftlingen aus Auschwitz zusammenarbeiteten. Es gab noch weitere Gerüchte – über Vergasungstunnel und Züge, in denen deportierte Juden über die Heizung vergast wurden –, die schon im November 1942 in einem Tagebuch in Hessen, im Juni 1942 in Frankfurt und Ende 1942 in den Aufzeichnungen eines Tagebuchschreibers aus Wien auftauchten. Ruth Andreas-Friedrich, die in Berlin lebte, erwähnte sie dreimal in ihrem Tagebuch.⁴²

Wie schon bei der Ermordung von Psychiatriepatienten 1940 und 1941 sprachen sich solche Informationen am schnellsten unter Menschen herum, die privilegierten Zugang zu Beteiligten hatten. Der ehemalige deutsche Botschafter in Rom, Ulrich von Hassell, der dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstand, erfuhr von den Einsatzgruppen in der Sowjetunion und später von den Gaskammern durch seine hochrangigen Kontakte in das Heer und in die Abwehr, wie Hans von Dohnanyi, Georg Thomas und Johannes Popitz. Selbst der SS-Obergruppenführer und Stellvertreter Himmlers im Stab des deutschen Militärbefehlshabers in Frankreich, Werner Best, hatte von den «Razzien» der Einsatzgruppen auf informellem Weg durch Kollegen erfahren, die aus dem Osten zurückversetzt wurden. In weniger einflussreichen Kreisen verbreiteten sich solche Kenntnisse am schnellsten unter den Deutschen, die nach wie vor einen nazifeindlichen Freundes- und Bekanntenkreis hatten. So vertraute die fünfzehnjährige Tochter von Berliner Sozialdemokraten ihrem Tagebuch am 31. August 1943 an: «Mutti erzählte neu-lich, die Juden seien in den Lagern zum grössten Teil umgebracht worden, aber ich kann es nicht glauben.»⁴³

Im Januar 1942 konnte Yakov Grojanowski, einer der Deportierten, die in Kulmhof Massengräber ausheben mussten, entkommen und sich zurück ins Warschauer Ghetto durchschlagen. Dort erfuhren Emanuel Ringelblum, der Leiter des geheimen jüdischen Archivs, und Yitzhak Zuckermann, ein zionistischer Jugendführer, von seiner Geschichte. Mindestens zwei Briefe mit ähnlichen Informationen erreichten Lodz. Aber die Warnungen sprachen

sich nicht allgemein herum. Im Ghetto von Lodz hatten die Menschen Anfang 1942 vor allem mit Hunger zu kämpfen, der den wahren Zweck der Deportation von 55'000 Ghettobewohnern überlagerte.⁴⁴

Deutsche mussten gar nicht erst von den Vernichtungslagern hören, um von der Ermordung der Juden zu wissen. Als der Wiener Anwalt Ludwig Haydn am 19. Dezember 1942 gerüchteweise erfuhr, dass die deportierten Juden in den Transportzügen über das Heizungssystem mit Gas ermordet wurden, wusste er bereits durch Schilderungen aus erster und zweiter Hand von Massenerschiessungen. Ende Juni hatte er im britischen Rundfunk die ersten Berichte über die Ermordung der Juden gehört. Aber schon damals hielt er in seinem Tagebuch fest: «Was die Massenmorde an Juden betrifft, so bestätigt der Bericht, was man hier ohnehin weiss.»⁴⁵

Dabei hatten nicht einmal die Verantwortlichen einen genauen Überblick über den jeweiligen Stand der Operationen. Da der Reichsführer-SS Himmler mit dem internen Zahlenmaterial des Reichssicherheitshauptamtes unzufrieden war, beauftragte er seinen Chefstatistiker Richard Korherr, zuverlässige Daten zu ermitteln, und schickte Hitler Anfang April 1943 eine gekürzte – und etwas beschönigend formulierte – Version seines Berichts. Nach Korherr's Schätzung waren bis Ende 1942 in den Vernichtungslagern 1,2 Millionen Juden und in den besetzten Gebieten der Sowjetunion 633'300 Juden ermordet worden – womit er damals die tatsächlichen Zahlen, die sich aus anderen Belegen herleiten lassen, beträchtlich unterschätzte. Korherr's Geheimbericht war nur der engsten Führungsspitze zugänglich, aber er deckte sich in seinen Schätzungen weitgehend mit den schon veröffentlichten Angaben der Alliierten. Andere konnten über das Ausmass der Ermordungen nur Mutmassungen anstellen: Ulrich von Hassell nahm im Mai 1943 an, dass 100'000 Juden vergast worden seien. Ruth Andreas-Friedrich hatte einen SS-Mann prahlen hören, dass in Auschwitz wöchentlich 2'000 Juden getötet würden, und schätzte, dass allein in diesem Lager jährlich 100'000 Juden ermordet würden. Im Juli 1944» als die 96 Juden, die auf der griechischen Insel Kos lebten, aufs Festland und von dort weiter nach Auschwitz deportiert wurden, war seit Langem klar, dass dies Teil einer Operation war, die alle Juden aus Europa beseitigen und vernichten sollte.⁴⁶

Patt

Als das Wissen um die Ermordung der Juden sich ausbreitete, warf es nicht automatisch die Frage nach der moralischen Verantwortung auf. Dazu hätte es einer öffentlichen Debatte bedurft. Nachdem Goebbels im Herbst 1941 gefordert hatte, «Volksgenossen» sollten die Kennzeichnung und Deportation der Juden aktiv unterstützen, war ihm klargeworden, dass eine öffentliche Thematisierung in den Medien Raum für Diskussionen und abweichende Meinungen bot. Als Reaktion darauf hatte er die gesamte antisemitische Kampagne zurückgefahren. Ganz ähnlich war er davor zurückgeschreckt, die Deutschen direkt mit der «Euthanasie-Aktion» zu konfrontieren, hatte alle schonungslosen Bestrebungen in dieser Richtung abgewehrt und sich stattdessen für eine «weichgespülte» Herangehensweise entschieden: Der Film «Ich klage an» hatte die Beihilfe zum Freitod einer unheilbar Kranken in den Mittelpunkt gerückt. Liebeneiners Film jedoch sollte eine landesweite Debatte steuern und die öffentliche Meinung auf die Säuberung psychiatrischer Kliniken und Pflegeheime in Deutschland einstimmen. Der neue Propaganda-Ansatz zur «Judenfrage» war dagegen deutlich zurückhaltender, liess Anspielungen und Gerüchte auf die öffentliche Meinung wirken und förderte damit eher Schweigen als Debatten. Und da auch die Kirchen schwiegen, blieb jede explizite moralische Auseinandersetzung über das Für und Wider der «Endlösung» aus.

In mancherlei Hinsicht ging Goebbels' Kalkül offenbar auf. Sowohl die öffentliche Kennzeichnung durch den gelben Stern als auch die Deportation der Juden waren nicht nur Massnahmen, um Juden zu schikanieren und aus Deutschland fortzuschaffen, sondern ebenso unwiderrufliche symbolische Akte, die die öffentliche Einstellung langsam, aber grundlegend veränderten. Im Herbst 1941 war es noch häufig vorgekommen, dass Deutsche in vollbesetzten Zügen und Strassenbahnen aufgestanden waren, um älteren Juden ihren Sitzplatz zu überlassen. Ein Jahr später war ein solches Verhalten selten geworden und galt als skandalös. Als eine junge Deutsche im Oktober 1942 in einer Stuttgarter Strassenbahn einer alten jüdischen Frau mit sichtlich geschwollenen Füßen ihren Sitzplatz anbot, zog sie damit die allgemeine Empörung auf sich. «Hinaus! Hinaus!», schrien die anderen Fahrgäste wütend im Chor. «Judenknecht! Würdelose Person!» Der Fahrer hielt an und warf die beiden Frauen hinaus. In Münster konstatierte der Journalist Paulheinz Wantzen eine härtere Einstellung der Bevölkerung gegenüber den Juden während der Winterkrise an der Ostfront 1941/1942.⁴⁷

Das öffentliche Schweigen hatte noch einen weiteren Effekt: Es erschwerte den Menschen auch, ihre moralischen Bedenken nur vor sich selbst einzugestehen. Der Solinger Lehrer August Töpferwien hörte erste Berichte über Massenerschiessungen polnischer Juden im Dezember 1939 und erneut im Mai 1940. Sechs Wochen nachdem er im Mai 1942 in die Verwaltung eines Kriegsgefangenenlagers in Weissrussland versetzt worden war, schilderte er in seinem Tagebuch Massenerschiessungen von Juden: «In unserem Dorf wurden 300 Juden erschossen. Beide Geschlechter, alle Alter. Die Leute mussten ihre Oberbekleidung ablegen (offenbar sollte sie verteilt werden unter die übrigen Bewohner des Dorfes) und wurden durch Pistolenschüsse umgelegt. Massengräber auf dem hiesigen Judenfriedhof.» Später wurde er in die Ukraine versetzt, wo ebenfalls Stätten von Massenmorden seinen Weg säumten, dennoch brauchte dieser nachdenkliche Studienrat weitere 17 Monate, bevor er sich eingestand, was alle diese Beobachtungen bedeuteten, als er in seinem Tagebuch notierte, dass die Juden «buchstäblich» ausgerottet würden. Auslöser dieser Überlegungen war ein Gespräch mit einem Bauern aus Ostpreussen, der ihm Einzelheiten zu den Morden in Litauen berichtet hatte. Offenbar brauchte August Töpferwien den Wortwechsel – und sei es auch nur in einem persönlichen Gespräch – als Anstoss, um das, was er bereits selbst beobachtet hatte, in einen grösseren Kontext einzuordnen. Damals verfolgte er diesen Gedanken jedoch nicht weiter; anscheinend konnte der protestantische Tagebuchschreiber, der in vielen Eintragungen ausführlich über den metaphysischen Sinn des Krieges nachdachte, es nicht ertragen, sich klarzumachen, was dieses Eingeständnis bedeutete.⁴⁸

Für nichtjüdische Deutsche und Einwohner der deutschen Besatzungsgebiete war die Deportation und Ermordung der Juden weder sonderlich geheim noch sonderlich wichtig. Für die im besetzten Europa festsitzenden Juden jedoch – die im Westen der Registrierungs- und Kennzeichnungspflicht unterlagen und zum Teil in Sammellagern wie dem französischen Drancy einsassen, während sie im Osten in Ghettos eingesperrt waren – rückte die Gefahr, Opfer dieser Massnahmen zu werden, in den Mittelpunkt ihres Lebens. Als Victor Klemperer und seine Frau sich an Jom Kippur 1942 von den letzten 26 «Alten» verabschiedeten, die am nächsten Tag im Haus der jüdischen Gemeinde in Dresden abgeholt werden sollten, bestand für ihn keinerlei Zweifel an der vorherrschenden Meinung: «Die Stimmung der gesamten Judenheit ist hier durchweg gleich:

Das Ende mit Schrecken steht vor der Tür. *Sie* [die Nationalsozialisten] gehn drauf, aber vielleicht, wahrscheinlich behalten sie Zeit, uns vorher zu vernichten.» Dieses Gefühl des bevorstehenden kollektiven und persönlichen Untergangs blieb bis zum Ende des Krieges bestimmend für Klemperers Reaktion auf sämtliche Nachrichten.⁴⁹

Zwischen den Reaktionen von Juden und nichtjüdischen Deutschen bestand eine wesentliche Asymmetrie: Bei den Juden prägte die bevorstehende Vernichtung ihre gesamte Sicht auf alle anderen Aspekte des Krieges, bei den übrigen Deutschen bildete der Krieg den Rahmen für ihre Wahrnehmung und Reaktion auf die Ermordung der Juden. Nicht das Wissen um die Ereignisse trennte sie, sondern ihre unterschiedlichen Deutungsmuster, die von einer erheblichen Asymmetrie sowohl der Machtverhältnisse als auch der Empathie geprägt waren.⁵⁰

Mit den Anspielungen der deutschen Medien auf das, was die meisten bereits wussten, kamen immer abstrusere Gerüchte auf. Im November 1942 erfuhr Himmler mit Entsetzen von der allen Ernstes von Rabbi Stephen Wise in Amerika vorgebrachten Behauptung, aus den Leichen der Juden würden Düngemittel und Seife hergestellt. Umgehend wies der Reichsführer-SS den Gestapo-Chef an, der Sache nachzugehen und sicherzustellen, dass mit den Leichen nichts anderes geschah, als sie zu vergraben oder zu verbrennen. Mittlerweile hatte sich dieses Gerücht, das Wise über seine Schweizer Rabbinerkollegen erreicht hatte, bereits fest etabliert. In Berlin kursierte der Witz: «Frage: Wer waren die drei grössten Chemiker der Weltgeschichte? Antwort: Jesus, Göring und Himmler – Jesus hat aus Wasser Wein gemacht, Göring aus Butter Kanonen und Himmler aus Juden Seife.» Jugendliche rissen nach dem Fussballspielen Witze darüber, wie viele Juden sie wohl beim Duschen mit einem Stück grüner Seife verbraucht hätten. Andere vermuteten, die Abkürzung RIF, die in die Kriegsseife geprägt war, stehe nicht etwa für die harmlos klingende «Reichsstelle für industrielle Fette», sondern bedeute: «Rein jüdisches Fett».⁵¹

Möglicherweise gingen die Seifengerüchte auf den Ersten Weltkrieg zurück, als die britische Propaganda behauptet hatte, in deutschen «Kadaverfabriken» würden gefallene Soldaten zu Glycerin und anderen Produkten verarbeitet. Wie bei den Gerüchten über Massenmorde durch Starkstrom in den Lagern, aus denen die leeren Züge zurückkehrten, vermittelte die Mischung aus falschen und zutreffenden Details weithin den Eindruck, dass ei-

ne beispiellose Operation von industriellen Ausmassen im Gange war. Vor allem makabre Witze boten eine Möglichkeit, die Ungeheuerlichkeit der Vorgänge anfänglich zu verarbeiten, ohne sie gänzlich als Tatsache zu akzeptieren. Mit flapsigen Bemerkungen konnten die Menschen versuchen, Fakten in den Bereich des Absurden zu rücken, ohne ihr tiefes Unbehagen völlig zu zerstreuen.

Die wenigen im Altreich verbliebenen Juden waren 1942 und 1943 isolierter denn je. Da sie bei der Arbeit von ihren «arischen» Kollegen getrennt waren, nur zu gesonderten Zeiten einkaufen durften und in «Judenhäuser» umziehen mussten, blieben kaum noch Orte übrig, an denen sich Juden und Nichtjuden begegnen konnten. Erna Becker Kohen, die zum Katholizismus konvertiert war, sah sich gezwungen, aus dem Kirchenchor auszutreten, weil andere Mitglieder nicht mehr mit ihr singen wollten. Selbst bei der Kommunion weigerten sich Gemeindemitglieder, neben einer Jüdin zu knien, und auch manche Priester mieden den Kontakt zu ihr. Nach der Einführung des gelben Sterns hatte Kardinal Bertram an Kardinal Faulhaber geschrieben, die Kirche habe sich um drängendere Probleme zu kümmern als um die jüdischen Konvertiten. So blieb es den einzelnen Bistümern überlassen, wie sie mit diesem Problem umgingen.⁵²

In den evangelischen Kirchen bekräftigten nur kleine Teile der Bekennenden Kirche das Recht ihrer jüdischen Konvertiten, ihren Glauben gemeinsam mit anderen Christen auszuüben. So verteidigte der württembergische Landesbischof Theophil Wurm die 1'100 jüdischen Christen seiner Landeskirche in mehreren vertraulichen Briefen an die nationalsozialistische Führung. Im November 1941 beschwerte er sich in einem Schreiben an Goebbels, die Massnahmen gegen «Nichtarier» würden «Roosevelt und seine Helfershelfer» nur freuen und ihnen in die Hände spielen. Vielleicht erinnerte Goebbels sich an Wurms halbherzigen Protest gegen die Tötung Kranker und Behinderter und hielt ihn daher für einen protestantischen Galen, denn er bemerkte: «Ich werfe seinen Brief in den Papierkorb.» Weiteren vertraulichen Schreiben Wurms erging es nicht besser. Schliesslich schickte der Leiter der Reichskanzlei Lammers ihm eine handschriftliche Verwarnung, in der er ihn aufforderte, «sich in Zukunft auf das Peinlichste in den durch Ihren Brief gezogenen Grenzen zu halten und Ausführungen zu Fragen der allgemeinen

Patt

Politik zu unterlassen». Wurm ordnete sich wieder unter. Es gab noch zwei weitere evangelische Bischöfe, die ihre Unabhängigkeit von den überzeugt nationalsozialistischen Deutschen Christen bewahrten, den bayerischen Landesbischof Meiser und den Bischof von Hannover, Marahrens. Aber keiner der beiden schloss sich Wurms Beispiel an. Sie scheuten zwar den rassistischen Antisemitismus der Nationalsozialisten, waren alle drei jedoch wie die meisten evangelischen Pastoren zutiefst konservativ und nationalistisch. Sie teilten eine antisemitische Grundhaltung, die Juden mit der «gottlosen» Weimarer Republik gleichsetzte und die nationalsozialistischen Massnahmen, den jüdischen Einfluss einzudämmen und jüdisches Eigentum zu «arisieren», für legitim hielt: Gegen die Deportation der Juden gab es daher von der Bekennenden Kirche keine Proteste.⁵³

Die Deutschen Christen am anderen Ende des protestantischen Spektrums beeilten sich zu beteuern, dass sie «jegliche Gemeinschaft mit Judenchristen aufgehoben» hatten und die Verfolgung der Juden voll und ganz unterstützten. Am 17. Dezember 1941 verlangten die evangelischen Landesbischöfe von Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Lübeck, Sachsen, Hessen-Nassau und Thüringen, die Juden «aus deutschen Landen auszuweisen», und bekräftigten erneut: «Rassejüdische Christen haben in ihr [der Kirche] keinen Raum und kein Recht.» Der Hamburger Bischof Franz Tügel, der 1931 in die NSDAP eingetreten und zum Gauredner avanciert war, begann zwar 1935, sich von den Deutschen Christen zu distanzieren, reagierte aber auf die Deportation der Juden im November 1941 mit der Mahnung an seine Leser:

«Ich habe zwar einmal in der Inflationszeit auf der Kanzel der Gnadenkirche gesagt, man sollte, um der brutalen Ausbeutung von Millionen sparsamer und arbeitstreuer deutscher Menschen ein schnelles Ende zu bereiten, die Bankhäuser schliessen und die jüdischen Devisenspekulanten aufhängen (...) Eine Verantwortung für die evangelischen Glieder der jüdischen Rasse habe ich nicht, denn die Getauften sind nur in ganz seltenen Fällen wirkliche Glieder der Gemeinde gewesen. Wenn sie heute mit in das Ghetto abwandern müssen, dann sollen sie dort Missionare werden.»

Zwei Tage vor Weihnachten 1941 bat die Deutsche Evangelische Kirchenkanzlei in einem Schreiben an alle Landeskirchen «die obersten Behörden, geeignete Vorkehrung zu treffen, dass die getauften Nichtarier dem kirchlichen Leben der deutschen Gemeinde fernbleiben».⁵⁴

Jochen Klepper stellte am Weihnachtstag 1941 in seiner Berliner Pfarrkirche in Nikolassee fest: «Heute war kein Jude mit dem Stern in der Weihnachtskirche.» Dank ihrer Ehe mit einem «Arier» musste seine Frau Johanna den gelben Stern nicht tragen, diese Ausnahme galt aber nicht für ihre Tochter Renate, die sie daher auch nicht begleitete. Während des Gottesdienstes packte Jochen und Johanna die «Angst, dass wir nicht zum Abendmahl gehen dürften». Klepper war zwei Monate zuvor nach Berlin zurückgekehrt, nachdem man ihn abrupt als «wehrunwürdig» aus der Wehrmacht entlassen hatte, weil er sich nicht von seiner jüdischen Frau trennen wollte. Im September 1939 war er noch überzeugt gewesen, dass Deutschland einen berechtigten Verteidigungskrieg führte, auch wenn er Befürchtungen für Johanna und Renate gehegt hatte. Da er sicher war, dass sich durch den Krieg die Judenverfolgung nur noch verschärfen würde, machte er sich bittere Vorwürfe, weil er seiner Frau und ihrer Tochter eine Emigration nach England ausgedreht hatte, solange sie noch möglich gewesen wäre. Mit Beginn der Deportationen bewahrheiteten sich seine schlimmsten Befürchtungen.⁵⁵

In einem verzweifelten Versuch, seine verbliebenen Beziehungen zur politischen Führungsschicht zu nutzen, schickte Klepper im März 1942 das letzte Exemplar seines Buches «In tormentis pinxit: Briefe und Bilder des Soldatenkönigs» an Innenminister Wilhelm Frick: ein passendes Geburtstagsgeschenk, das den Minister zugleich an sein Versprechen erinnern sollte, dass er Kleppers Stieftochter Renate bei der Ausreise aus Deutschland helfen würde, obwohl seit Oktober 1941 ein Emigrationsverbot für Juden bestand. Es dauerte Monate, bis Klepper Renate ein Einreisevisum in das neutrale Schweden beschaffen konnte. Als er es am 5. Dezember 1942 endlich bekam, setzte er sich umgehend mit der britischen Gesandtschaft in Stockholm in Verbindung, um in Erfahrung zu bringen, ob man Renate mit Unterstützung der Quäker zu ihrer Schwester Brigitte nach England bringen könnte. Ausserdem wandte er sich wegen der alles entscheidenden Ausreisegenehmigung abermals an Frick. Der Innenminister empfing ihn, erinnerte sich an sein Versprechen und signalisierte seine Hilfsbereitschaft. Noch in Kleppers Beisein setzte er alle Hebel in Bewegung, um die Genehmigungen vom Reichssicherheitshauptamt zu beschaffen. Zugleich besorgt und ermutigt, fragte Klepper ihn, ob er auch seiner Frau bei der Ausreise helfen könne. Sichtlich erregt ging Frick hin und her und erklärte dem Schriftsteller: «Ich

Patt

kann Ihre Frau nicht schützen. Ich kann keinen Juden schützen. Solche Dinge können sich ja der Sache nach nicht im Geheimen abspielen. Sie kommen zu den Ohren des Führers, und dann gibt es einen Mordskrach.» Vorerst sei Kleppers Frau durch die Ehe mit einem Arier noch geschützt, im Vertrauen warnte der Minister ihn jedoch: «Aber es sind Bestrebungen im Gange, die die Zwangsscheidung durchsetzen sollen. Und das bedeutet nach der Scheidung gleich die Deportation des jüdischen Teils.»⁵⁶

Frick konnte lediglich versprechen, seinen Einfluss beim Sicherheitsdienst geltend zu machen. So erhielt Klepper am folgenden Tag einen Termin bei Adolf Eichmann, dem Leiter der Abteilung für «Judenangelegenheiten», der ihn zu strengstem Stillschweigen verpflichtete und ihm sagte: «Ich habe noch nicht mein endgültiges Ja gesagt. Aber ich denke, die Sache wird klappen.» Als Klepper sich erneut wegen seiner Frau erkundigte, erklärte Eichmann kategorisch: «Eine gemeinsame Ausreise würde nämlich nicht gestattet.» Klepper sollte am folgenden Tag wiederkommen, um die Entscheidung in Renates Fall zu erfahren. Bei seiner zweiten Begegnung mit Eichmann am 10. Dezember erfuhr er, dass man Renates Ausreiseantrag abgelehnt hatte. Daraufhin beschlossen Jochen, Johanna und Renate: «Wir gehen heute Nacht gemeinsam in den Tod.» Sie stellten das Bild des segnenden Christus in die Küche, schlossen die Tür, öffneten die Klappe des Gasbackofens, legten sich auf den Boden und schauten sich und das Christusbild an, während die Schlaftabletten und das Gas ihre Wirkung taten.⁵⁷

Das NS-Regime sah von seinem Vorhaben einer Zwangsscheidung jüdisch-christlicher «Mischehen» ab – ein Schritt, der entscheidend für Victor Klemperers Überleben war. Aber weiterhin gab es Anzeichen bevorstehender Massnahmen. Im März 1943 wurden in Berlin 1'800 jüdische Männer, die mit «Arierinnen» verheiratet waren, bei einer Razzia abtransportiert. Ihre Frauen protestierten eine Woche lang vor dem Gebäude in der Berliner Rosenstrasse, in dem die Männer festgehalten wurden, und skandierten: «Gebt uns unsere Männer wieder!» – bis die Gestapo beschloss, sie freizulassen.⁵⁸

Weniger als zehn Prozent der 70'000 Juden, die zu Beginn der Deportationen noch in Berlin lebten, tauchten in Verstecke ab. Diejenigen, die der grossen Deportationswelle entgangen waren, klammerten sich an die Hoffnung, dass ein privilegierter Status und Ausnahmeregelungen sie schützen könnten. Diese Hoffnung wurde am 27. Februar 1943 zunichte gemacht, als

die 8'000 Juden, die noch in Berliner Rüstungsbetrieben arbeiteten, bei einer Razzia abgeholt wurden. Die einzige Überlebenschance bestand nun darin, in den Untergrund abzutauchen. Irma Simon bekam einen Tag vor Beginn der «Fabrikaktion» einen Hinweis und blieb mit ihrem Mann und ihrem neunzehnjährigen Sohn Fritz zu Hause, statt zur Arbeit bei Siemens zu gehen. Ihr Mann, ein Tierarzt, hatte sich Blausäureampullen besorgt, um Selbstmord zu begehen. Aber Irma Simon suchte verzweifelt nach einer Rettungsmöglichkeit und ging mit einem Koffer die Lehrter Strasse entlang. Gegen jede Wahrscheinlichkeit fand sie Hilfe bei einem Schuhmacher und seinem Bruder, einem Schmied. Die Kossmanns, zwei Arbeiter mittleren Alters, die mit den Kommunisten sympathisierten, nahmen die jüdische Familie auf und versteckten sie. Anfangs wohnte der Ehemann bei dem Schuhmacher und Irma mit Fritz bei dem Schmied. Da Fritz im wehrfähigen Alter war, gaben sie ihn als wehruntauglich aus. Als diese Fassade sich nur mehr schwer aufrechterhalten liess, musste er zu seiner Einheit «zurückkehren» – in Wirklichkeit versteckte er sich in Kossmanns finsterner, unbeheizter Schrebergartenlaube, wartete auf seinen Beschützer, der ihm Essen brachte und den Latrineneimer leerte, und bemühte sich, keine Aufmerksamkeit zu erregen. Zwei Jahre blieb er in diesem Versteck. Irma trug einen schwarzen Witwenschleier und gab sich als Kossmanns Verlobte aus – eine Tarnung, aus der sich im Laufe des Jahres 1943 tatsächlich eine Liebesbeziehung entwickelte. Gegen jede Wahrscheinlichkeit schafften es die Kossmanns, die drei Simons bis zum Kriegsende zu verstecken. Dafür streckten sie ihre eigenen spärlichen Essensrationen, und August arbeitete nebenher für Bauern der Umgebung, um die misstrauische Blockwartin mit Lebensmittelgeschenken zu bestechen.⁵⁹

Die 1'400 Berliner Juden, die in Verstecken überlebten, mussten nicht nur einmal, sondern immer wieder aufs Neue gerettet werden. Häufig wurden sie von Menschen unterstützt, die bereits heimliche Netzwerke unterhielten und Übung darin hatten, sich der Überwachung durch die Gestapo zu entziehen. Gerhard Beck, der als Sohn eines jüdisch-österreichischen Vaters und einer zum Judentum konvertierten Mutter in Berlin aufgewachsen war, wurde durch die Rosenstrassen-Protteste zunächst vor der Deportation bewahrt. Nach seiner Freilassung half er anderen Juden unterzutauchen und nutzte dazu die Netzwerke einer zionistischen Untergrundbewegung und seiner «arischen» homosexuellen Freunde. Da homosexuelle Beziehungen

Patt

unter Männern nach Paragraph 175 des Strafgesetzbuchs verboten waren, hatten sie langjährige Erfahrungen, ihren Umgang und ihr Sexualleben geheim zu halten, um gesellschaftlicher Diskriminierung, Homophobie und Strafverfolgung zu entgehen. Es war Gerhards jüdisches Netzwerk, das als Erstes zusammenbrach, als ein jüdischer Informant es Anfang 1945 an die Gestapo verriet.⁶⁰

Marianne Strauss tauchte in Essen in verschiedene Verstecke ab, nachdem ihre Familie im Oktober 1943 deportiert worden war. Ein kleiner sozialistischer Zirkel, der sich als «Der Bund – Gemeinschaft für sozialistisches Leben» bezeichnete, rettete sie, aber sie musste ständig von einer Wohnung in die andere wechseln, mit Zug und Strassenbahn kreuz und quer durch Deutschland fahren und zunächst zwischen Braunschweig und Göttingen, dann zwischen Wuppertal, Mühlheim, Essen, Burscheid und Remscheid pendeln. In den folgenden beiden Jahren legte sie 30 bis 40 Fahrten zurück, die jeweils ihre Überlebenskünste auf die Probe stellten. Da sie ausser einer gefälschten Ausweiskarte der Post keine amtlichen Papiere besass, musste sie ständig nach Kontrolleuren Ausschau halten. Wenn die Polizei Ausweiskontrollen durchführte, arbeitete sie sich unauffällig in dem vollbesetzten Wagen vor in der Hoffnung, an der nächsten Station aussteigen zu können, bevor die Kontrolleure sie erreicht hatten. Jeder, der sie aufnahm, musste zur Tarnung eine Geschichte erfinden, sie als Verwandte von ausserhalb oder als junge Mutter auf Besuch ausgeben, um zu erklären, dass sie nicht arbeitete – dazu musste eine andere Frau aus dem Bund ihr allerdings ein Kind ausleihen. Eine Kette mit so vielen Gliedern – selbst wenn sie aus engagierten Aktivisten bestand – konnte an jeder Stelle reissen, und die Wahrscheinlichkeit sprach gegen sie. Vor der Entdeckung durch die Gestapo schützten sie jedoch gerade die Aspekte ihres utopischen Sozialismus, die nicht auf Anhieb als politisch erkennbar waren. Die Bund-Mitglieder hatten für ihre Experimente mit gemeinschaftlichen Lebensformen einige Häuser gekauft, und viele von ihnen engagierten sich in modernen Tanzgruppen. Beide Tätigkeitsbereiche waren in den zwanziger Jahren aus der «Lebensreform-Bewegung» erwachsen und brachten die Gestapo zu der Überzeugung, dass es sich nicht um eine politische Gruppierung handelte. Als überzeugte Sozialisten und Gegner der Nationalsozialisten behandelten die Bund-Mitglieder Marianne nicht als jüdische, sondern als deutsche Frau. Zudem wünschten sie sich als sozialisti-

sche Revolutionäre Deutschlands Kriegsniederlage – eine politische Haltung, die sie von vielen anderen Helfern verfolgter Juden unterschied.⁶¹

Zu den vielen Einzelnen, die Juden zu verstecken halfen, gehörte schliesslich auch Wilm Hosenfeld. Bei seiner Ankunft in Polen im September 1939 hatte ihn die harte Behandlung der Bevölkerung durch die neuen deutschen Herren schockiert. Zunächst hatte er polnischen Katholiken geholfen. Als im Sommer 1942 die Liquidierung des Warschauer Ghettos begann, hörte Hosenfeld, dass Juden massenhaft durch Starkstrom getötet würden. Anfang September erfuhr er Genaueres: Er wusste nun, dass das Lager «Triplinka» hiess und die Juden dort vergast und anschliessend in Massengräbern verscharrt wurden. Zuerst fiel es ihm schwer zu glauben, dass Deutsche zu so etwas fähig wären, aber als die Informationen sich immer mehr erhärteten, empfand er tiefe Scham. Er las Thomas von Kempfen, den Mystiker des 15. Jahrhunderts, und fragte sich, ob Gott die Menschheit in die Irre gehen liess, um sie wieder zu seinem Gebot «Liebet einander» zurückzubringen.⁶²

Am 25. September 1942, vier Tage nachdem der letzte Transport nach Treblinka das Ghetto verlassen hatte, war Hosenfeld zu einem Abendessen eingeladen, an dem auch SS-Untersturmbannführer Dr. Gerhard Stabenow und seine Geliebte teilnahmen. Hosenfeld machte sich Gedanken über die Herkunft der teuren Kleidung der Dame und hatte den Eindruck, Stabenow fühle sich als «der Herr des Ghettos. Von den Juden spricht er so wie von Ameisen oder sonstigem Ungeziefer. Von der ‚Umsiedlung‘, das heisst, dem Massenmord, so wie von Vertilgung von Wanzen bei einer Entwesung in einem Haus.» Hosenfeld fragte sich: «Aber macht man sich nicht selbst mitschuldig an all dem? Warum esse ich an der reich gedeckten Tafel der Reichen, wo ringsum Armut ist und die Soldaten hungern? Warum schweigt man und protestiert nicht?» Während der grossen Deportationen aus dem Warschauer Ghetto war Hosenfeld vollumfänglich mit seiner Wehrmachtssportschule beschäftigt. Er organisierte eine Sportwoche mit 1'200 Wettkämpfern und Tausenden Zuschauern – ein grosser Erfolg für die Moral der Truppe – und verbrachte anschliessend einen wohlverdienten einwöchigen Sonderurlaub mit seiner Frau in Berlin.⁶³

Im Gegensatz zu den spärlichen Reihen der in Geheimhaltung erfahrenen Sozialisten versuchte Hosenfeld nicht, seine kritischen Überzeugungen vor anderen Offizieren zu verbergen. Obwohl er gegen Massenmorde war und

Patt

die Nationalsozialisten, denen er sich 1935 angeschlossen hatte, zunehmend mit ihren bolschewistischen Feinden gleichsetzte, sah er sich eindeutig weder als Verschwörer gegen ein diktatorisches Regime noch als Verräter an der deutschen Sache. Vielmehr sagte er sich, die nationalsozialistische Idee «wird nur ertragen, weil sie gegenwärtig von zwei Übeln das kleinere ist. Das grössere ist, den Krieg zu verlieren.» Nachdem er sich in mehreren Briefen an seinen Sohn Helmut, der inzwischen an der Ostfront eingesetzt war, einiges von der Seele geschrieben hatte, munterte er ihn auf: «Wenn man die Leistungen der deutschen Wehrmacht sich mal ansieht, wie sie vom Eismeer bis in die afrikanische Wüste dem Feind die Stirne bietet, dann kann man doch von Stolz erfüllt sein, zu diesem Volk zu gehören.» Wohl mit Blick auf das Vorgehen gegen die Juden schränkte er ein: «Man mag mit diesem oder jenem nicht einverstanden sein, aber die innige Verbundenheit mit dem Wesen des eigenen Volkes lässt einen die Mängel übersehen.»⁶⁴

Wilm Hosenfeld brauchte acht Monate, bevor er noch einen Schritt weiter ging und zwei Juden in der von ihm geleiteten Wehrmachtssportschule Zuflucht bot. In der Zwischenzeit hatten die deutschen Besatzungstruppen den Aufstand im Warschauer Ghetto niedergeschlagen, und die wenigen in der Stadt verbliebenen Juden lebten in Verstecken. Einer von ihnen, Leon Warm, war auf der Fahrt nach Treblinka aus einem Viehwaggon ausgebrochen, und Hosenfeld nahm ihn bereitwillig unter falscher Identität als polnischen Arbeiter auf. Für Wilm Hosenfeld als Erster-Weltkriegs-Veteran, katholischer Lehrer und zeitweiliger SA-Mann und NSDAP-Mitglied war es eine natürliche Reaktion, zwei Juden in Warschau zu verstecken, ein Handeln, das sein Gewissen letztlich von ihm verlangte. Aber es stand nicht in Widerspruch zu seinem Patriotismus und liess ihn schon gar nicht auf eine Kriegsniederlage Deutschlands hoffen, die allein Warms Überleben gewährleisten konnte.⁶⁵

Nur wenige Deutsche waren bereit, so weit zu gehen. Bei Ursula von Kardoff, der jungen Journalistin der *Deutschen Allgemeinen Zeitung*, begann die Unterstützung von Juden mit einer persönlichen Begegnung. An einem Novemberabend 1942 klingelte es an der Tür, und im Licht des Flures erkannte Kardorff, dass die beiden Besucher den gelben Stern trugen. Sie kamen aus Breslau und besaßen ein Gemälde ihres Vaters, eines bekannten Malers, das sie nun verkaufen mussten. «Wir geben ihnen erst einmal zu essen. Langsam tauen sie auf», schilderte Kardorff in ihrem Tagebuch. «Es ist

unbeschreiblich, was diese Menschen durchmachen. Sie wollen, kurz ehe sie abgeholt werden, untertauchen, den Stern entfernen und als Bombengeschädigte aus dem Rheinland ein Unterkommen finden.» Ihr Vater kaufte ihnen das Bild ab, aber die junge Journalistin hatte den Eindruck, «dass sie nicht nur die materielle Hilfe nötig haben, sondern auch einen gewissen Zuspruch». Gelegentliche Hilfe war eine Sache, zu mehr war Kardorff jedoch nicht bereit.⁶⁶

Als sie für ihren Bruder und für ihren Verlobten, die beide im Kaukasus eingesetzt waren, Weihnachtspäckchen packte, klebte sie als Überraschung in den Deckel der Zigarettenschachteln jeweils ein Foto von sich. So sehr sie vielleicht Juden helfen wollte zu überleben, sie wünschte sich keineswegs, dass Deutschland den Krieg verlor. Für das Feuilleton der Neujahrsausgabe ihrer Zeitung entwarf sie eine Bildseite zum Thema «Der deutsche Soldat auf der Wacht»: Die Aufnahmen zeigten Soldaten in unterschiedlichen Umgebungen, vom russischen Winter bis zur nordafrikanischen Sonne. In ihrem Tagebuch zog sie Bilanz über das zurückliegende Jahr und «die Ausrottung der Juden, gegen die die Masse der Bevölkerung allerdings gleichgültig bleibt» – während die Bombardierungen und die Lebensmittelrationen lebhaft diskutiert wurden.⁶⁷

Nach und nach gehörten Deportationen und Massenmorde an Juden der Vergangenheit an. Bis zum Sommer 1943 hatten Sonderkommandos die Leichen der in Treblinka, Sobibor und Belzec vergasteten Juden ausgegraben und verbrannt, und in den folgenden drei Monaten wurden diese drei Vernichtungslager abgerissen. Es blieb im Altreich auch nicht verborgen, dass die Massengräber in Galizien und der Ukraine geöffnet und die Leichen der Erschossenen verbrannt wurden. In den deutschen Städten und Gemeinden begannen die Verwaltungen, die auf makabre Weise überholten Schilder abzunehmen, die Juden den Zutritt zu öffentlichen Bibliotheken, Schwimmbädern und Parks verboten.⁶⁸

Durch ganz Europa

Aus der Winterkrise 1941/42 gingen die Achsenmächte mit Japan als neuem Bündnispartner und den Vereinigten Staaten als weiterem Gegner hervor. Das Verhältnis der wirtschaftlichen Ressourcen stand vier zu eins gegen Hitlers Reich. Dass Deutschland in einem Zermübungskrieg nicht auf einen Erfolg hoffen konnte, war die unabänderliche Lektion des Ersten Weltkriegs. Während die drei Heeresgruppen an der Ostfront versuchten, der Generaloffensive der Roten Armee standzuhalten, war der militärischen und politischen Führung des Dritten Reichs klar, dass ihre derzeitigen Verteidigungsanstrengungen keinen Weg aus ihrer strategischen Sackgasse boten: Bestenfalls konnten sie in dieser ersten militärischen Krise an der Ostfront ebenjenen Stellungskrieg erreichen, der sich mit der Zeit gegen sie wenden würde.¹

Anlass zu strategischem Optimismus gab es für Deutschland Anfang 1942 lediglich mit Blick auf seinen Bündnispartner Japan. Am 8. Dezember 1941, einen Tag nach der Bombardierung der US-Pazifikflotte in Pearl Harbor, griffen die Japaner Hongkong an. Am Weihnachtstag 1941 kapitulierte die Inselkolonie. Zu dieser Zeit erstürmten die japanischen Streitkräfte bereits Südostasien und krönten ihre Erfolgsserie am 14. Februar 1942 mit der Einnahme Singapurs. Als die deutsche Führung von diesen Siegen erfuhr, war ihr klar, dass die Vereinigten Staaten und Grossbritannien frühestens im Herbst 1942, wahrscheinlich aber erst 1943 zu einer Invasion in Westeuropa in der Lage wären. Welche langfristigen Risiken eine Ausweitung des Krieges auf Japan und die Vereinigten Staaten auch bergen mochte, sie verschaffte Deutschland in einem Krisenmoment kurzfristig entscheidende Zeit. Aus Hitlers Sicht waren die USA insgeheim bereits im September in den Krieg eingetreten, als Roosevelt der US Navy befohlen hatte, Atlantik-Konvois, die auf der Basis des Lend-Lease Act Militärhilfe (wie Flugzeugmo-

toren) und Lebensmittel nach Grossbritannien transportierten, gegen deutsche U-Boote zu schützen. Im November hatte der US-Präsident die Geltung dieses Militärhilfegesetzes auf die Sowjetunion ausgedehnt. Von dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor profitierte Deutschland insofern erheblich, als der pazifische Kriegsschauplatz nun amerikanische Ressourcen verschlingen würde, die somit nicht mehr in Europa zum Einsatz kommen konnten.²

Weniger klar ist, wieso Hitler es für nötig hielt, den Vereinigten Staaten am 11. Dezember den Krieg zu erklären. In Anbetracht der Tatsache, dass 75 Prozent der Amerikaner nach wie vor gegen einen Kriegseintritt in Europa waren, erleichterte er damit Roosevelt seine innenpolitische Aufgabe. Hitler empfand seine souveräne Entscheidung, nun die Initiative zu ergreifen, jedenfalls als grosse Genugtuung, nachdem die britische und die französische Regierung ihm am 3. September 1939 mit ihren Kriegserklärungen das Heft des Handelns aus der Hand genommen hatten. Dieses Eingeständnis, das er gegenüber Goebbels äusserte, war seltsam emotional, wenn man bedenkt, wie gut die Kriegserklärungen der Franzosen und Briten zu den Behauptungen der NS-Führung gepasst hatten, sie habe rein defensiv gehandelt. Die Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten war dennoch unnötig – eine Provokation, die alle bisherige Vorsicht in den Wind schlug: Es war keineswegs Zufall, dass Hitler gerade in den vorhergehenden Wochen, seit Anfang November 1941, die ersten Deportationen deutscher Juden anordnete, statt lediglich Massnahmen gegen die Juden in Europa anzudrohen, um ihre angebliche Kriegstreiberei in den USA einzudämmen. Es sollte keine Deeskalation, keine Verhandlungslösung geben. Wieder einmal standen die Vereinigten Staaten, Grossbritannien und Russland wie 1917 gemeinsam gegen Deutschland. Wenn Hitler es sich zum Ziel seiner politischen Karriere gesetzt hatte, den Ersten Weltkrieg erneut zu kämpfen und diesmal zu gewinnen, so hatte er nun seinen «Weltkrieg».

Die deutsche Führung musste in dieser Situation ihre Militärstrategie unbedingt überdenken. In den Sommerfeldzügen 1940 und 1941 war die scheinbare Unbesiegbarkeit ihrer qualitativ und quantitativ häufig unterlegenen Streitkräfte jeweils aus einem strategischen Überraschungsmoment erwachsen, das sich unmöglich wiederholen liess. Anfang 1942 war der Abteilung Fremde Heere Ost und dem Oberkommando des Heeres klar, dass sie die militärisch-industriellen Kapazitäten der Sowjetunion grob unterschätzt hatten und dass sie eine zweite Offensive im Osten nur würden führen kön-

Patt

nen, wenn sie ihre eigenen wirtschaftlichen und militärischen Ressourcen so umfassend mobilisierten, wie es sonst nur in einem Zermübungskrieg üblich war. In dieser Denkpause drängte auch die Marine auf eine Änderung der Strategie: Demnach sollten die Linien an der Ostfront nur noch gehalten werden und der Löwenanteil der Ressourcen in einen weltweiten Luft- und Seekrieg fließen, um gemeinsam mit Japan die britisch-amerikanische Vormachtstellung im Mittelmeer, im Roten Meer, auf dem Indischen Ozean und auf dem Atlantik zu brechen. Während Hitler sich auf diese strategischen Entscheidungen konzentrierte, bemühten sich andere deutsche Führungskräfte, die für eine erneute Offensive notwendigen Arbeitskräfte und Nahrungsmittel sowie Kohle- und Stahllieferungen aufzutreiben.³

Mit der Eroberung der hochindustrialisierten westeuropäischen Länder besass Deutschland eine reale Chance, sich aus seiner unterlegenen Vorkriegslage zu befreien und zu einer militärisch-industriellen Supermacht aufzusteigen. Abgesehen von den Vereinigten Staaten litten alle kriegführenden Mächte unter stark begrenzten Ressourcen. In Deutschland waren die Vorräte erschöpft, und wegen kurzfristiger Engpässe mussten Ressourcen hin- und hergeschoben werden. Facharbeiter wechselten zwischen Kriegsdienst und Fabrik: Die meisten der im Unternehmen Barbarossa eingesetzten Waffen hatten Männer hergestellt, die man nach dem Sieg über Frankreich aus der Wehrmacht entlassen hatte, nur um sie ein Jahr später wieder einzuziehen. Ende 1941 hätten sie eigentlich wieder in ihre Fabriken zurückkehren sollen, um Waffen für die See- und Luftschlacht gegen Grossbritannien herzustellen, die für 1942 geplant war. Stattdessen zogen sie sich an der Ostfront Erfrierungen zu. Nur durch einen massiven Zustrom von Arbeitskräften liess sich die Kriegsproduktion in der Heimat drastisch steigern.⁴

Bei den materiellen Ressourcen sah es ähnlich aus. Auf den Feldzügen im Sommer 1940 und 1941 hatten die vorrückenden Panzerkolonnen praktisch die gesamten Treibstoffvorräte verbraucht und ihre Reserven eingesetzt, um die Chance auf einen entscheidenden Sieg zu nutzen. Die Blockade durch die britische Marine sorgte in Europa weiterhin dafür, dass wichtige militärische Rohstoffe wie Erdöl und Kautschuk sowie Nahrungsmittel chronisch knapp waren. Die Deutschen konnten zwar synthetischen Kautschuk und Kraftstoffe aus pflanzlichen Rohstoffen herstellen, doch diese Ersatzstoffe

waren teuer. So herrschte bei den Panzern, Truppentransportern, Lastwagen und Flugzeugen der Wehrmacht, die fast ausschliesslich auf die begrenzten Lieferungen aus Rumänien angewiesen waren, ständig erheblicher Treibstoffmangel. An dieser Situation hätte nur die Eroberung der kaukasischen Ölfelder etwas ändern können – weshalb sie 1942 wieder zu einem wesentlichen militärischen Ziel wurde.⁵

Während des Krieges blieb Kohle in Europa die Hauptenergiequelle. Auf dem Papier war Deutschland bei der Kohleversorgung zwar autark, aber von Anfang an hatte der Mangel an Lokomotiven und Waggonen für Verteilungsprobleme gesorgt. Wie schon im ersten Kriegswinter fehlten auch im Winter und Frühjahr 1942 Schienenfahrzeuge für den Transport von militärischem Nachschub; selbst die Deportationen von Juden mussten eingeschränkt werden. Die allgemeine Knappheit bei Kohle und Stahl – Grundlage der Industrie- und Rüstungsproduktion – wurde noch durch den Umstand verschärft, dass Betriebe Vorräte horteten, um eigene Produktionsausfälle auf ein Minimum zu reduzieren. Diese an den eigenen, lokalen Bedürfnissen orientierte Reaktion verschärfte jedoch das allgemeine Problem. Gleichzeitig sank die Förderleistung der französischen und belgischen Zechen immer weiter, was die Steigerung der Industrieproduktion drosselte. Der Hauptgrund für diesen Rückgang der Produktivität war Hunger. Am 9. und 10. Mai 1941 kam es in den belgischen Zechen und Stahlwerken zu Lohnstreiks, die zugleich symbolisch an den ersten Jahrestag der deutschen Besatzung erinnern sollten. Um einer Zunahme kommunistischer Einflüsse vorzubeugen, handelten die belgischen Arbeitgeber mit den Gewerkschaften eine achtprozentige Lohnerhöhung aus. Sie weigerten sich überdies, den deutschen Militärbehörden Listen militanter Arbeiter auszuhändigen.⁶ Trotz der Lohnerhöhungen blieb in den französischen und belgischen Kohlebergwerken Hunger das vorherrschende Problem: Die französischen Betriebskomitees und belgischen Betriebsräte verwandten so viel Energie auf die Schaffung von Werkskantinen und die Verteilung von Sonderzuteilungen, dass sie den Spitznamen «Kartoffelkomitees» erhielten.⁷

In allen besetzten Ländern Westeuropas gab es Gerangel zwischen der dortigen deutschen Militär- und der Zivilverwaltung, die sich wiederum mit den Ansprüchen der Gestapo und des SS-Sicherheitsdienstes auseinandersetzen mussten, ganz zu schweigen von übergeordneten Reichsbehörden. Dazu gehörten Görings Amt für den Vierjahresplan, Albert Speers Ministerium für

Patt

Bewaffung und Munition, Fritz Sauckels Rekrutierungsstelle für den Arbeitseinsatz und das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft, dem nominell der alte NS-Ideologe Walter Darré vorstand, dessen Kompetenzen aber nach und nach Staatssekretär Herbert Backe übernahm. Bestrebungen, eine paneuropäische Wirtschaft aufzubauen, waren 1942 zudem von der Frage geprägt, ob man Arbeitskräfte und Kapital nach Deutschland holen oder neue Werke im besetzten Europa bauen sollte, etwa in den französischen Atlantikhäfen oder im ehemals polnischen Teil Oberschlesiens. Bei allen Entscheidungen war jedoch das Problem der Nahrungsversorgung ein bestimmender Faktor.⁸

Die Politik der Nahrungsmittelverteilung war nie konsequent den deutschen wirtschaftlichen oder militärischen Zielen untergeordnet. Wäre das der Fall gewesen, dann hätten französische und belgische Bergleute vielleicht genug zu essen bekommen, um ihre Förderleistung zu erhöhen. Tatsächlich gingen die Deutschen nach einem ideologischen Schema vor: Ihre höheren Rationen stellten während des Krieges ihr grundlegendstes und dauerhaftestes nationales Privileg dar. Die Versorgung mit Nahrungsmitteln fiel in die Zuständigkeit des Ministeriums für Ernährung und Landwirtschaft, wo Herbert Backe mit seinem Beharren auf einer strikten Auslegung der völkischen Grundsätze des Regimes Karriere machte. In seinen Planungen für das Unternehmen Barbarossa war er von der Schätzung ausgegangen, dass 20 bis 30 Millionen Slawen verhungern müssten, um die deutschen Truppen ernähren zu können. Anfang 1942 stellten deutsche Verwaltungsbeamte verwundert fest, dass im vorangegangenen Herbst und Winter weniger sowjetische Zivilisten als erwartet gestorben waren. Der zweite Schock war, dass die Nahrungsvorräte in Deutschland bedrohlich geschrumpft waren, weil man zuversichtlich mit einem kurzen Krieg gerechnet hatte. Umgehend entwickelte Backe einen zweiten «Hungerplan» für den Osten und setzte für alle besetzten Gebiete in West- und Osteuropa Lieferquoten für Nahrungsmittel fest.⁹

In einer Sitzung am 6. August 1942 übernahm Hermann Göring gegenüber führenden Verwaltungskräften der besetzten Gebiete, die Backes Pläne zur Requirierung von Nahrungsmitteln umzusetzen hatten, persönlich die Verantwortung und legte ihnen seine Argumente mit brutaler Offenheit dar:

«Ich habe hier Berichte zu liegen, darüber, was Sie zu liefern gedenken (...) Es ist mir gleichgültig, ob Sie sagen, dass Ihre Leute wegen Hungers Umfallen. Mögen sie das tun, solange nur ein Deutscher nicht wegen Hungers umfällt. Wenn Sie erlebt hätten, wie hier die Gauleiter [einen Tag zuvor] gesprochen haben, dann würden Sie meinen masslosen Zorn verstehen, dass wir so unerhörte Gebiete durch die Tapferkeit unserer Truppen erobert haben und unser Volk heute wirklich fast auf die elenden Sätze des ersten Weltkriegs abgesunken ist. (...) Mich interessieren in den besetzten Gebieten überhaupt nur die Menschen, die für die Rüstung und die Ernährung arbeiten. Sie müssen soviel kriegen, dass sie gerade noch ihre Arbeit tun können.»¹⁰

Um die rhetorische Wirkung zu erhöhen, erinnerte er die Verwaltungskräfte, die sich Sorgen über die sozialen Folgen einer verordneten Hungersnot für die Mehrheit der ihnen unterstellten Bevölkerung machten, dass die Vernichtung der Juden in ihren Gebieten einige Nahrungsmittel freisetzen würde. Deutschland bezog 1942 und 1943 über 20 Prozent des Getreides, 25 Prozent der Fette und annähernd 30 Prozent seines Fleisches aus den besetzten Gebieten in Europa. In diesem Zeitraum stiegen die Getreide-, Fleisch- und Fettlieferungen aus Frankreich und den besetzten sowjetischen Territorien auf mehr als das Doppelte an: von 3,5 Millionen auf 8,78 Millionen Tonnen. Im ukrainischen Bezirk Kiew kam es im Vorfeld der Ernte 1942 zur umfangreichsten Beschlagnahmung der gesamten Besatzungszeit: Im Juni wurden 38'470 Tonnen Getreide requiriert, im folgenden Monat 26'570 Tonnen und Anfang August schliesslich nur noch 7'960 Tonnen. Nach einer Inspektionsreise stellte der Beauftragte für Ernährung und Landwirtschaft im Reichskommissariat Ukraine zufrieden fest, dass die Bauern des Bezirks kein Getreide und nicht einmal mehr Saatgut hatten. Bei der Requirierung, die im Stil einer militärischen Operation erfolgte, durchsuchten überwiegend ukrainische Hilfspolizisten Häuser, Mühlen, Märkte, Gärten und Scheunen nach versteckten Vorräten. Ein Grossteil der französischen und ukrainischen Lieferungen floss unmittelbar an die im Lande stationierten deutschen Truppen. Das Generalgouvernement, das mittlerweile auf Ostpolen und die Westukraine ausgeweitet war, lieferte über die Hälfte des Roggens und der Kartoffeln und zwei Drittel des Hafers, die ins Deutsche Reich importiert wurden.¹¹

Zur selben Zeit stieg die Aushebung von Arbeitskräften drastisch an. Am 21. März 1942 ernannte Hitler seinen langjährigen Weggefährten Fritz Sau-

Patt

ckel, den Gauleiter von Thüringen, zum Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz. In den 18 Monaten von Anfang 1942 bis Juni 1943 holten Sauckels Rekrutierungskommissionen wöchentlich 34'000 ausländische Arbeitskräfte nach Deutschland und brachten damit zu den 3,5 Millionen, die bereits im Reichsgebiet waren, weitere 2,8 Millionen ins Land. Ihre Zahl sollte bis zum Sommer 1944 auf knapp acht Millionen «Fremdarbeiter» anwachsen. In den besetzten Gebieten Westeuropas lösten die Zwangsrekrutierungen heftige Zusammenstösse und wilde Streiks aus. Bei der Abfahrt von Zügen, die französische Zwangsarbeiter nach Deutschland brachten, sammelten sich Menschenmengen und sangen die *Marseillaise*, was gegen das im Krieg geltende Verbot nationaler Symbole versties. In Belgien halfen Gewerkschafter und Mitglieder der katholischen Jugendbewegung, Aufsässige zu verstecken, die sich nach einem Heimaturlaub weigerten, nach Deutschland zurückzukehren. Die Zahl der in Frankreich, Belgien und den Niederlanden rekrutierten Arbeiter, die nicht wieder nach Deutschland kamen, stieg auf nahezu ein Drittel. Die meisten waren gezwungen, sich unter der Hand Beschäftigung und Unterkunft zu suchen, häufig auf abgelegenen Bauernhöfen, wo sie wegen ihrer Abhängigkeit als fügsame Arbeitskräfte ausgenutzt wurden. Auf dem Höhepunkt der deutschen Macht waren nur relativ wenige von ihnen bereit, noch einen Schritt weiterzugehen und sich einer der kleinen Widerstandsgruppen anzuschliessen.¹²

Die überwiegende Mehrzahl der Zwangsarbeiter kam jedoch aus Osteuropa. Besonders gründlich wurden das polnische Generalgouvernement und die Ukraine auf Arbeitsfähige durchkämmt. Nach Sauckels Angaben holte man von April bis November 1942 aus den besetzten Gebieten der Sowjetunion 1'375'567 zivile Arbeitskräfte ins Deutsche Reich, weitere 291'756 aus dem polnischen Generalgouvernement und 38'369 aus dem Warthegau; dem standen 357'940 ausgehobene Arbeitskräfte aus den Niederlanden, Belgien und Frankreich (ohne Nordfrankreich) gegenüber. Im Osten mussten die Dorfältesten von den Deutschen festgesetzte Rekrutierungsquoten erfüllen – andernfalls wurde ihnen mit Exekution gedroht – und suchten bevorzugt Aussenseiter aus. In den überwiegend ukrainischen Dörfern in Westwolhynien waren dies häufig Polen, die grösste dort noch lebende ethnische Minderheit. Da die Dorfältesten unter Druck standen, den Deutschen nicht nur Arbeitskräfte, sondern gleichzeitig auch Getreide zu liefern, schickten

sie vor allem Einwohner, die nicht in der Landwirtschaft arbeiteten, und rekrutierten unverhältnismässig viele Jugendliche, die nicht in einem registrierten Arbeitsverhältnis standen. Über die Hälfte der 1942 nach Deutschland geschickten Arbeitskräfte waren Mädchen und junge Frauen zwischen zwölf und 22 Jahren.¹³

Diese Strategie deutscher Kolonialherrschaft war auf Dauer nicht tragfähig. Das Deutsche Reich hätte nicht über längere Zeit sowohl Nahrungsmittel als auch Arbeitskräfte aus seinen Ostkolonien abziehen können, wo Hunger und Sterblichkeit rapide anstiegen. Hier bestand durchaus eine Parallele zu Stalins Zwangskollektivierung und dem ersten Fünfjahresplan, die Anfang der dreissiger Jahre zu einer furchtbaren Hungersnot in der Ukraine geführt hatten: Für die sowjetischen Planungsstäbe spielte es keine Rolle, ob ukrainische Bauern verhungerten und ihre landwirtschaftlichen Erträge drastisch sanken, solange sie ihre Quoten ablieferten. Aber selbst Stalin hatte erkennen müssen, dass eine solche Politik unhaltbar war, und so hatte er in die Mechanisierung der Landwirtschaft investieren müssen, um den Ertragsrückgang aufzuhalten. Solche Korrekturen nahmen die Deutschen nicht vor, auch wenn es zwischen den diversen beteiligten Militär- und Zivilverwaltungsbehörden zu heftigen Diskussionen kam.¹⁴

Daher waren die deutschen Ostgebiete zu einer wirtschaftlichen Abwärts Spirale verdammt, die sich durch die ungehemmte Brutalität der Kolonialherrschaft noch beschleunigte. Bereits im Herbst 1942 war es ihnen unmöglich, aus der neuen Ernte die geforderten Mengen landwirtschaftlicher Erzeugnisse ins Deutsche Reich zu liefern. Postprüfstellen und Sicherheitsdienst verzeichneten die Auswirkungen auf dem Land: «Es ist Erntezeit, aber wir sind ohne Brot», schrieb eine Ukrainerin ihren Verwandten, die in Deutschland arbeiteten. «Die Knaben sammeln Halme, und wir mahlen das auf einer Handmühle, um etwas Brot zu schaffen. So leben wir bis zu dieser Stunde und wissen nicht, was noch wird.» In nahezu jedem Haushalt gab es eine Destille, und der Alkoholkonsum stieg sprunghaft an. Getreide, aus dem die Bauern Alkohol gebrannt hatten, liess sich zumindest nicht mehr beschlagnahmen. «Sie trinken ‚aus einem Anlass‘ und ‚ohne Grund‘», berichtete eine wolhynische Zeitung. «Früher gab es eine Schenke für das ganze Dorf. Jetzt gibt es in jeder dritten Hütte eine Schenke.»¹⁵

Vor allem Dörfer in unfruchtbareren Gegenden wie Polesien konnten ihre

Patt

Lieferquoten nicht erfüllen, und so begann ein neuer grausamer Krieg gegen die dortige Zivilbevölkerung. Am 2. September 1942 fielen deutsche und ukrainische Polizeikräfte in das Dorf Kaminka östlich von Brest-Litowsk ein, massakrierten sämtliche Einwohner und brannten alle Häuser nieder, als Warnung an den gesamten Bezirk, was sie erwartete, wenn die Bauern ihre Quoten nicht erfüllten oder verdächtigt wurden, Partisanen zu unterstützen. Drei Wochen später war das Dorf Kortelisy bei Ratne an der Reihe. Der Bezirkskommissar von Kowel erklärte den Bauern, da bekannt sei, dass sie Freischärler beherbergten, habe er Befehl, sie lebendig in ihren Häusern zu verbrennen, aber er werde sie stattdessen nur erschiessen lassen. Keiner der fast 2'900 hingerichteten Dorfbewohner stand im Verdacht, selbst ein Partisan zu sein: Ihre Erschiessung diene der Abschreckung. In den folgenden zwei Jahren wurde diese Strategie der Befriedung durch Terror auf ganz Ost- und Südosteuropa ausgeweitet, und die Zahl der niedergebrannten Dörfer stieg exponentiell an. Diese Art der deutschen «Partisanenbekämpfung» mit massiven kollektiven Vergeltungsmassnahmen, die an verschiedenen lokalen Ausgangspunkten begann, erstreckte sich schliesslich auf weite Teile Weissrusslands, auf Griechenland, Ostpolen, Serbien und später auch Italien. Da es in Westeuropa nur vereinzelt zu solchen Aktionen kam, wurden zerstörte Dörfer wie Oradour-sur-Glane in Frankreich und Lidice in Böhmen und Mähren zu mahnenden Symbolen deutscher Brutalität, eben weil sie die Ausnahme blieben. In Weissrussland aber belief sich die Zahl der zerstörten Dörfer, deren Bevölkerung vollständig ausgelöscht wurde, zur Zeit der Befreiung auf über 600: Von den 10,6 Millionen Einwohnern Weissrusslands starben 2,2 Millionen unter deutscher Besatzung.¹⁶

Es dauerte lange, bis Bauern die Partisanen als Befreier und nicht mehr als zusätzliche Gefahr für ihr ohnehin bedrohtes Leben sehen konnten. 1942 waren die Widerstandskämpfer noch zu schwach und zu verstreut, um eine ernsthafte Bedrohung für die Deutschen darzustellen. Vielmehr bekämpften sich die rivalisierenden polnischen, jüdischen, ukrainischen und sowjetischen Partisanengruppen in den Wäldern gegenseitig und machten sich die Kontrolle über ihre jeweiligen Stützpunktgebiete und die Nahrungsvorräte in den umliegenden Dörfern streitig.

Der wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Zusammenbruch der Ukraine und das Abgleiten in einen Strudel der Gewalt zwischen den ver-

schiedenen Volksgruppen war eine unmittelbare Folge der ungezügelter deutschen Ausbeutung. In anderen Teilen Ost- und Südosteuropas kamen militärische, politische und wirtschaftliche Ursachen zwar in unterschiedlicher Gewichtung zum Tragen, aber eines hatten alle diese Regionen gemeinsam: den vollständigen Zusammenbruch der ursprünglichen staatlichen Strukturen. Denn in Weissrussland, Polen, Serbien und der Ukraine duldeten die Deutschen keine eigenständigen Landes- oder Kommunalverwaltungen, und die heimischen Ordnungskräfte, die zu blossen Hilfstruppen reduziert wurden, fielen schliesslich auseinander, da viele in den letzten Monaten der deutschen Besatzung zu den Partisanengruppen überliefen.¹⁷

Im Gegensatz zum Osten, wo die Deutschen eine unmittelbare Kolonialherrschaft errichteten, blieb in Frankreich der Staatsapparat erhalten. Hier lag die Durchführung der gesamten Nahrungsrequirierung in der Zuständigkeit französischer Behörden, sogar in Regionen wie der Bretagne und an der Loire, die seit Beginn der Besatzung der deutschen Militärverwaltung unterstellt waren. Dieser Prozess erforderte auf allen Hierarchieebenen ständige Verhandlungen zwischen deutschen und französischen Stellen, von den Referatsleitern der Beschaffungämter bei der Zentralregierung in Vichy bis hinunter zu den Bürgermeistern einzelner Landgemeinden. Eines der grossen Probleme für das Versorgungssystem bestand in den illegalen Schlachtungen. Bereits in einem frühen Stadium der Besatzung wurde das Buttern und Schlachten auf französischen Bauernhöfen verboten. Damit wollte man grosse Schlachthöfe und Molkereien fördern, die besser zu kontrollieren waren. Die Bauern versuchten nach Kräften, diese Regelungen zu umgehen. Als die Vichy-Regierung im Herbst 1941 zur besseren Kontrolle der Landbevölkerung die Corporation paysanne gründete, wählten die Bauern in Maine-et-Loire prompt einen einfachen Landwirt und nicht den von der Vichy-Regierung gewünschten Beamten zum Vorsitzenden des neuen Bauernbundes. Selbstbewusste katholische Adelige, die fest in der Vichy-Elite verankert waren, hatten keine Bedenken, die Butterquote für ihre Gemeinden eigenmächtig zu senken, so wie es Comte Henri de Champagny für Somloire in Anjou tat, das nach seiner Anordnung statt 375 nur 50 Kilogramm Butter ablieferte. Bürgermeister mit weniger guten Beziehungen zogen sich auf das uralte Abwehrmittel der Landbevölkerung zurück: hartnäckiges Schweigen. Selbst die Bussgelder, die die Deutschen bei Nichterfüllung der Quoten von

Patt

den Gemeinden erhoben, wurden oft jahrelang – und relativ ungestraft – nicht bezahlt. Obwohl der französische Staatschef Marschall Pétain weiterhin persönlich sehr beliebt war, stellte die Landbevölkerung seine Vision einer konservativen «Solidarität und gegenseitigen Hilfe in nationalem Rahmen» in Frage, indem sie die Kooperation verweigerte.¹⁸

Während die deutschen Anforderungen an die Landbevölkerung in der Ukraine nach und nach die lokalen staatlichen Strukturen zerstörten und zu einem anarchischen Bürgerkrieg führten, bewirkten sie in Frankreich eine zwar weniger dramatische, aber immer noch beträchtliche Machtverschiebung weg vom Zentralstaat. Die örtlichen Grundbesitzer und die Geistlichen, die sich zum Schutz der Zivilbevölkerung schon 1940 den Invasoren als Geiseln angeboten hatten, bewahrten sie nun vor extremen wirtschaftlichen Forderungen. Im gesamten besetzten Westeuropa vollzog sich ein ähnliches Wechselspiel von behördlichem Zwang und kommunaler Verweigerung, in dem sich örtliche Honoratioren erneut als Hauptakteure hervortaten – das Land, *le pays*, siegte über das Vaterland, *la patrie*.¹⁹

In ganz Europa ging es der Landbevölkerung besser als den Städtern. Arbeiter in den Industriestädten an der Loire profitierten von der deutschen Nachfrage nach Rüstungsgütern und produzierten Funkgeräte für Schiffe, Zelte, Verdunkelungsstoffe, Tarnnetze, Torpedoboote und Zerstörer, Güterwaggons und Heinkel-111-Bomber, ganz zu schweigen von Grossprojekten wie U-Boot-Bunkern und Küstenbefestigungen des Atlantikwalls. Aber Vollbeschäftigung, gute Löhne und nominell bessere Rationen bewahrten sie nicht vor chronischer Mangelernährung und Hunger. Am schlimmsten war es in den Grossstädten. In Paris kam es am 31. Mai 1942 auf dem Markt in der Rue de Buci zu Unruhen, die zwei französische Polizisten das Leben kosteten. Anschliessend griffen die französische Polizei und die deutsche Militärverwaltung hart durch: Männliche Kommunisten, die an der Organisation der Proteste mitgewirkt hatten, wurden hingerichtet, weibliche Verdächtige ins Konzentrationslager Ravensbrück verbracht. Aber solche Proteste blieben Einzelfälle. Die zermürbende Realität war weiterhin vom Schlangestehen für offizielle Zuteilungen bestimmt, die zunehmend knapper wurden, da verfügbare Waren auf den Schwarzmarkt wanderten.²⁰

Pariser der Mittelschicht kehrten in Gegenden wie Chinon zurück, wohin

man sie 1940 evakuiert hatte, und gutbürgerliche Ausflügler, die auf mit zwei Körben behängten Fahrrädern unterwegs waren, gehörten auf dem Land bald zum gewohnten Strassenbild. Da es keine Kraftfahrzeuge gab, erlebte das Fahrrad eine Blütezeit. In nahezu jeder Stadt gab es mindestens einen Radfahrerverein. Zunehmend mussten sich Radler mit Alltagsproblemen herumschlagen wie der Frage, wo sie Ersatz für verschlissene Reifen und Schläuche auftreiben sollten, nachdem die britische Seeblockade den Kautschukimport unterbunden hatte. Eine verbreitete Lösung war, sie durch ein Stück Gartenschlauch zu ersetzen, was jedoch nur langsames Fahren erlaubte und eine extrem holperige Angelegenheit war.²¹

Unter diesen Prozessen wirtschaftlicher Zersplitterung und Regionalisierung verbarg sich eine tiefgreifende und grundlegende Kluft: nämlich zwischen Gegenden mit Nahrungsüberschüssen und solchen mit Nahrungsmangel, die zuweilen sogar innerhalb derselben Region zu finden waren. Auf europäischer Ebene produzierten die Niederlande und Dänemark Überschüsse, während Belgien, Norwegen und Griechenland in der Nahrungserzeugung Defizite aufwiesen. Der dänische Staat, der unter deutscher Aufsicht seine Verwaltung eigenständig regeln durfte, hatte eine Preis- und Rationierungspolitik entwickelt, die Bauern zur Steigerung der Schweinefleisch-, Rindfleisch- und Milcherzeugung und ihrer Exporte nach Deutschland ermunterte, ohne dem heimischen Konsum strenge Einschränkungen aufzuerlegen oder den Schwarzmarkt zu fördern. Diese unmittelbaren wirtschaftlichen Anreize zeitigten spektakuläre Ergebnisse: Dänemark mit seinen vier Millionen Einwohnern wurde für das Deutsche Reich zu einem immer wichtigeren Lieferanten, von dem es gut zehn bis zwölf Prozent seines Schweine- und Rindfleisches und seiner Butter bezog. Als die Lieferungen aus anderen Quellen drastisch zurückgingen, importierten deutsche Städte 1944 wohl bis zu einem Fünftel ihres Fleisches aus Dänemark. Die Niederlande mit ihrem technisch hochmodernen Agrarsektor blieben ebenfalls ein wichtiges Erzeugerland, auch wenn sie sich auf die Einschränkungen durch die britische Seeblockade einstellen mussten, die Tierfutter knapp werden liess. Daher waren niederländische Bauern zunehmend gezwungen, auf Ackerbau und Treibhauskultur umzustellen. Bis 1941 hatten sie so viele Viehherden geschlachtet, dass sie ausser grossen Mengen an Obst, Gemüse, Zucker und Kartoffeln sogar Tierfutter nach Deutschland exportieren konnten.²²

Patt

Dagegen waren Norwegen, Belgien und Griechenland auf umfangreiche Nahrungsimporte angewiesen. Da die Politik der Nationalsozialisten in den besetzten Gebieten von ihren Vorstellungen einer rassischen Rangordnung und von ihrer Einschätzung des wirtschaftlichen Nutzens bestimmt wurde und Norwegen als noch «arischer» galt als das Deutsche Reich, unterzogen die Deutschen das Land einer – nach ihren Massstäben – «Modellbesetzung». Dennoch stieg selbst hier die Kindersterblichkeit an, und im Sommer 1942 stellten deutsche Berichte fest, dass Norweger «in breitem Umfang unterernährt» waren. In Belgien waren die deutschen Nahrungsimporte zu keiner Zeit ausreichend und betrug lediglich 17 Prozent des Vorkriegsumfangs. Steigende Schwarzmarktpreise und stagnierende Löhne lösten daher eine Welle von Arbeiterunruhen aus.²³

Griechenland hatte vor dem Krieg ein Drittel seines Getreides aus Kanada, den Vereinigten Staaten und Australien importiert. Da die verfügbare Getreidemenge 1940/41 bei nur noch 40 Prozent des Vorkriegsniveaus lag, brach fünf Monate nach der deutschen Besetzung die erste Hungersnot in Europa aus. In Athen sank die tägliche Kalorienzufuhr auf 930 Kilokalorien, und im Laufe des folgenden Jahres starben in der Region Athen-Piräus 40'000 Menschen. Im Gegensatz zu Backes «Hungerplänen» für die Sowjetunion war die griechische Hungersnot nicht beabsichtigt, sondern erwuchs aus einer fatalen Kombination aus Käufen und Requirierungen für das Militär und der Tendenz der Grosshändler, Lebensmittel zu horten. Verschlimmert wurde die Not noch durch die Teilung des Landes in drei Besatzungszonen – eine italienische, eine deutsche und eine bulgarische –, die dazu führte, dass der Binnenhandel besonders aus den getreidereichen Regionen Thrakien und Ostmakedonien verboten war. Da von Athen täglich nur ein Zug nach Norden fuhr, konnten die Einwohner der Stadt auf ihren Hamsterfahrten nicht mehr als 300 bis 350 Tonnen Nahrungsmittel am Tag mit der Bahn heranschaffen. Der Zusammenbruch des Post- und Fernmeldewesens führte zudem zu einem raschen Verfall der volkswirtschaftlichen Integration. Die Verwaltungen der drei Besatzungszonen fühlten sich ebenso wenig bemüht, Griechenland zu helfen, wie Backes Beamte im Berliner Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft. Die Hungersnot wurde erst gelindert, als Grossbritannien sich zur Aufhebung der Seeblockade bereit erklärte und schwedische Schiffe unter Aufsicht des Internationalen Roten

Kreuzes kanadisches Getreide nach Griechenland bringen durften. Während Belgien und Norwegen eine reale wirtschaftliche und strategische Bedeutung besaßen und als «germanische» und «arische» Völker galten, reichte die Hellenenfreundlichkeit bei der Führungsspitze der deutschen Besatzungsmacht, die im Frühjahr ihr Hauptquartier in Athen aufschlug, nicht über die klassische Antike hinaus. Im Frühjahr 1942 fragten deutschsprachige Zeitungen in Griechenland, ob die griechische Stadtbevölkerung es überhaupt verdiene, am Leben gehalten zu werden, und ob man es sich leisten könne, Millionen von «Parasiten» und «nutzlosen Essern» zu ernähren – Formulierungen, die bis dahin im deutschen Sprachgebrauch für Juden vorbehalten geblieben waren.²⁴

Am 16. und 17. Juli 1942 führte die französische Polizei die erste grosse Razzia gegen Juden durch und nahm in Paris und Umgebung 13152 «staatenlose» Juden fest. Familien mit Kindern brachte man in die berühmte Radsporthalle Vélodrome d'Hiver. Dort hielt man 8160 von ihnen bis zu sechs Tage lang ohne ausreichende sanitäre Anlagen, Wasser und Nahrung in brütender Sommerhitze fest, bevor sie deportiert wurden.²⁵

Während die Juden im Vélodrome d'Hiver eingesperrt waren, verfolgte die französische Öffentlichkeit gebannt den Profiradspport. Zehn Tage zuvor, am Wochenende des 5. und 6. Juli 1942, waren Pariser in Scharen in das städtische Stadion von Vincennes geströmt. Dort hatten sie unter einem gigantischen Porträt ihres Staatsehfs Marschall Pétain, der sie von dem Plakat herab aufrief, sie sollten «Disziplin wahren», zugeschaut, wie der niederländische Meister van Vliet im Finale des Grand Prix de Paris gesiegt hatte. Am 16. Juli, dem ersten Tag der Verhaftungswelle, gewann ein Franzose die 14. Etappe der Spanienrundfahrt. Im Herbst 1942 fand anstelle der während der Besatzung ausgesetzten Tour de France eine kürzere Rundfahrt statt: der Circuit de France über 1650 Kilometer in sechs Etappen, an dem 69 Fahrer teilnahmen. Emile Idée und Marcel Kint traten bei den klassischen Eintagesrennen Paris-Roubais und Paris-Tours an, und französische Sportler führen weiterhin bei den Radrennen in Italien, Spanien und der Schweiz mit. Im September eröffnete das grosse Vélodrome d'Hiver seine Veranstaltungssaison mit einem Boxkampf, als ob nichts geschehen wäre.²⁶

Die Deportation der Juden aus Frankreich wurde bis März 1943 fortgesetzt: Züge brachten sie in Durchgangslager in Drancy, Compiègne und Pi-

Patt

thiviers und von dort weiter in die Vernichtungslager in Polen. Ihr Abtransport war von gespenstischem Schweigen umgeben, ganz im Gegensatz zur Rekrutierung französischer Zwangsarbeiter für Deutschland, die spontane Demonstrationen ausgelöst hatte. Nur in den Niederlanden und in Dänemark gab es mutige öffentliche Aktionen zur Unterstützung der Juden. So waren im Februar 1941 Hunderte jüdischer Männer in Amsterdam verhaftet worden, vorgeblich als Vergeltung für einen geringfügigen Angriff auf eine deutsche Polizeieinheit in der Eisdielen eines jüdischen Besitzers. Am 25. Februar hatten niederländische Kommunisten zu einem Generalstreik aufgerufen, den die Deutschen unter Einsatz von scharfer Munition und Handgranaten niedergeschlagen hatten. Zu weiteren Streiks kam es nicht, aber als in den Niederlanden die Deportation von Juden begann, legte die katholische Kirche öffentlich Protest ein: Am 26. Juli 1942 wurde in allen katholischen Kirchen ein offener Brief von Erzbischof de Jong aus Utrecht an Reichskommissar Arthur Seyss-Inquart zum Abtransport jüdischer Konvertiten verlesen. Daraufhin verhafteten die deutschen Besatzungskräfte umgehend einen Grossteil der zum Katholizismus konvertierten Juden. Weitere Proteste gab es nicht, und so verlief die Deportation der Juden am Ende reibungslos. Lautstarke Protestgesänge und «Oranje-boven»-Rufe begleiteten nur die Züge, die niederländische Zwangsarbeiter nach Deutschland brachten. In Dänemark war der Antisemitismus so unpopulär, dass die Deutschen bis zum Sommer 1943 gar nicht erst versuchten, die Juden zu deportieren, weil ihnen klar war, dass es das Ende der Kollaboration mit der dänischen konstitutionellen Monarchie zur Folge gehabt hätte. Als der Reichsbevollmächtigte die Deportation im September 1943 schliesslich doch anordnete, sickerte das Datum der geplanten Aktion durch, und die 7'000 dänischen Juden wurden bis auf 485 über die Meerengen nach Schweden geschmuggelt.²⁷

Solche Aktionen zur Unterstützung von Juden waren jedoch Ausnahmen vom Schweigen und der Passivität, die flächendeckend in ganz Europa herrschten. Überall ausser in Dänemark verschärfte die deutsche Besatzung den bereits vorhandenen Antisemitismus. So rangierte Solidarität mit Juden bei den übrigen Einwohnern der besetzten Gebiete im Allgemeinen an letzter Stelle, zumal sie vor allem bestrebt waren, deutsche Forderungen nach Arbeitskräften und Nahrungsmitteln abzuwehren und sich vor Geiselnahmen und Vergeltungsmassnahmen für «Terrorakte» zu schützen. Jede gesell-

schaftliche Institution in den betroffenen Ländern hatte ihre eigenen Grenzen, welche Massnahmen der Besatzungsmacht sie nicht widerspruchslos hinnehmen wollte. Für die katholische Kirche in Frankreich – deren Kardinalskollegium vorgeschlagen hatte, die Rechte von Juden einzuschränken, noch bevor die Vichy-Regierung entsprechende Initiativen ergriff – war diese Grenze am 1. Februar 1944 überschritten, als unverheiratete Frauen zur Zwangsarbeit in Deutschland eingezogen wurden. Die französische Bischofskonferenz verdamnte diesen «schwerwiegenden Angriff auf das Familienleben und die Zukunft unseres Landes, auf die Würde und das Moralempfinden der Frauen und ihre göttliche Bestimmung»: die Mutterschaft. Dieses Engagement der Kirche stand in krassem Gegensatz zu ihrer Untätigkeit bei der Deportation der Juden. Schweigen war unter deutscher Besatzung ebenso bezeichnend wie Protest: Es signalisierte, zu welchen Zuständen Menschen und Institutionen bereit waren, um das zu schützen, was für sie wirklich zählte.²⁸

Das Schicksal der Juden geriet jedoch keineswegs in Vergessenheit, nachdem sie fort waren. Hatten Nachbarn und Dorfbewohner in Teilen Polens und der Ukraine 1941 und 1942 noch scharenweise den Deportationen der Juden zugesehen und sich um ihre zurückgelassene Habe gerissen, so sahen sie deren Ermordung schon bald als Richtschnur für das, was auch der übrigen Bevölkerung möglicherweise drohte. Als SS-Einheiten im Herbst 1942 in den Bezirk Zamosc einfielen, um Polen von ihrem Land zu vertreiben und Dörfer zu «germanisieren», kamen umgehend Gerüchte auf, die Polen würden in die Gaskammern von Belzec oder Treblinka geschickt, in denen Monate zuvor die Juden des Bezirks getötet worden waren. Ähnliche Befürchtungen gab es in ukrainischen Städten. Nach der Besetzung Kiews im September 1941 hatten die Juden, die in der Schlucht von Babi Jar erschossen wurden, kaum Mitgefühl oder gar Hilfe erfahren. Doch im April 1942 gab es auch für die übrigen Einwohner kein Entrinnen mehr aus der Stadt, die durch die deutsche Blockade von allen Nahrungslieferungen abgeschnitten war. Eine Lehrerin fragte sich in ihrem Tagebuch: «Was kann man tun, wie soll man leben? Wahrscheinlich wollen sie uns langsam sterben lassen. Alle zu erschiessen ist offensichtlich zu unbequem.» Nach einem Jahr deutscher Besatzung hielt sie im Frühherbst fest, was ihre Landsleute in Kiew sagten: «Zuerst haben sie die Juden umgelegt, aber uns verhöhnen sie seit einem Jahr, tagtäglich bringen sie Dutzende von uns um, sie lassen uns langsam zugrunde gehen.»²⁹

Patt

Die Europakarten in deutschen Klassenzimmern waren zwar vom Atlantik bis zum Kaspischen Meer mit kleinen Hakenkreuzen gespickt, doch der chronische Nahrungsmangel im Reich dämpfte jegliche triumphalen Äusserungen. Am Ende des Winters 1941/42 konnten auch sämtliche Requirierungen von Nahrungsmitteln, die Backe für die besetzten Gebiete Europas plante, die Deutschen nicht mehr vor Entbehrungen bewahren. Am 6. April 1942 wurden die Rationen in sämtlichen Kategorien drastisch gekürzt. Solche Massnahmen hatte die nationalsozialistische Führung unbedingt verhindern wollen, da sie einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem «Steckrübenwinter» 1916/17 und dem «Dolchstoss» von November 1918 sah. Nur eine Woche später bestätigte der Sicherheitsdienst, dass dieser Schritt der Stimmung der deutschen Zivilbevölkerung tatsächlich den bislang schwersten Schlag während des Krieges versetzt hatte.

In grösseren Städten rufe die Versorgungslage «recht kritische und skeptische Ausblicke für die weitere Zukunft» hervor, warnte der Sicherheitsdienst. Obwohl im Vorfeld bereits wochenlang Gerüchte durchgesickert waren, hatten die Kürzungen eine beispiellose Schockwirkung. Treibstoff- und Heizmittelknappheit, Schulschliessungen und das Tragen mehrerer Kleidungsschichten übereinander, um sich im Haus warm zu halten – Erscheinungen, die die Bevölkerung im ersten Kriegswinter so stark beunruhigt hatten –, waren im Winter 1941/42 selbst für die Arztfamilie Paulus in Pforzheim bereits etwas völlig Alltägliches. Die Kürzung der Rationen stellte jedoch eine völlig andere Kategorie der Entbehrung dar.³⁰

Auf einen Schlag wurde die wöchentliche Brotration um 250 Gramm gesenkt, die durch Kartoffeln und andere Kohlenhydrate ersetzt werden sollten. Noch drastischer war die Kürzung bei Proteinen und Fetten: Für alle, die keine «Schwerarbeit» leisteten, reduzierte sich die wöchentliche Fleischration um 25 Prozent. «Normalverbraucher», zu denen Hausfrauen, Rentner und Büroangestellte gehörten, bekamen statt 400 nur noch 300 Gramm Fleisch in der Woche. Auch wenn die Medien sich alle Mühe gaben, die Unterschiede zum Ersten Weltkrieg positiv herauszustellen und zu betonen, dass die Rationen für Schwangere, stillende Mütter und Kinder nicht von den Kürzungen betroffen waren, beklagten sich Hausfrauen in ganz Deutschland lautstark, sie wüssten nicht mehr, wie sie ihre Kinder ernähren sollten.³¹

Obwohl die Lebensmittelrationen nie auf den katastrophal niedrigen Stand des «Steckrübenwinters» sanken und das Versorgungssystem in den meisten Regionen bis zum Kriegsende funktionierte, drängte sich vielen Deutschen der Vergleich mit dem vorigen Krieg auf. Schon nach kurzer Zeit warnte eine SD-Aussenstelle aus dem Ruhrgebiet: «In den Betrieben macht sich in verstärktem Masse jene Stimmung bemerkbar, die auffallend an die des Jahres 1918 erinnert.» Andernorts äusserten Arbeiter lautstark, die Kürzung der Rationen werde ihre Produktivität beeinträchtigen – eine klare Androhung von Bummelstreiks. Die strafrechtlich verfolgten Fälle von unentschuldigtem Fernbleiben von der Arbeit und anderen Verstössen gegen die Arbeitsdisziplin stiegen in der zweiten Jahreshälfte 1942 drastisch an. Da die Lebensmittelknappheit Frauen zwang, immer länger vor Geschäften Schlange zu stehen, beschwerten sich Arbeitgeber erbittert über die Unzuverlässigkeit ihrer deutschen Arbeitskräfte. Gutgemeinte Kampagnen wie der Aufruf des württembergischen Milch- und Fettwirtschaftsverbandes, Bucheckern für die Pflanzenölgewinnung zu sammeln, erinnerten die Bevölkerung ebenfalls an den Ersten Weltkrieg.³²

Da Kunden sich in bestimmten Lebensmittelgeschäften und Metzgereien registrieren lassen mussten, um ihre Rationen zu bekommen, konnten sie nicht einkaufen, wo sie gerade wollten. Vor allem in den Städten an Rhein und Ruhr bildeten sich schon morgens ab 5 oder 6 Uhr, nach einigen Berichten sogar schon ab 2 Uhr nachts, lange Schlangen. Gelegentlich reihten sich Polizisten, die die Wartenden beaufsichtigen sollten, selbst mit ein, um von knappen Waren wie Fisch etwas abzubekommen. Der NSDAP-Ortsgruppenleiter von Castrop-Rauxel warnte im August 1942: «Wenn der Verkauf von Gemüse usw. noch so weiter geht wie bisher, besteht die Gefahr, dass die Frauen sich eines Tages zu Unbesonnenheiten hinreissen lassen, die böse Folgen haben können.» Statt dem Beispiel der Lebensmittelunruhen in Paris zu folgen, machten Deutsche ihrer Unzufriedenheit Luft, indem sie in einer Kultur von gegenseitigem Neid und Beschwerden aufpassten, dass ihre Nachbarn nicht gegen die Bestimmungen verstiesßen.³³

Schon lange vor der Kürzung der Lebensmittelrationen hatte der Krieg jedoch einen faden Geschmack erhalten. In Deutschland wie auch in Grossbritannien verschwanden Fleisch, Milch, Eier, frisches Obst und Gemüse allmählich vom Speiseplan und wurden durch Brot und Kartoffeln ersetzt, die

Patt

schliesslich über 90 Prozent der täglichen Kalorienzufuhr abdeckten. In Grossbritannien sorgte der Wechsel von Weissbrot zu Vollkorn- und Weizenkeimbrot für eine erheblich bessere Ernährung. In Deutschland, wo das Brot traditionell wesentlich besser war, nahm die Qualität dagegen ab. Im April 1942 wurde beim Mahlen des Getreides praktisch keine Kleie mehr ausgesiebt, und der Anteil an Gersten-, Roggen- und Kartoffelmehl im Brotteig wurde erhöht. Da der grobe Teig erheblich mehr Wasser aufnahm, ermöglichte er weitere Einsparungen, ohne dass die Brotlaibe an Gewicht verloren. Schon bald klagten viele über Verdauungsprobleme, besonders im Süden, wo traditionell mehr Weissbrot als Roggenbrot gegessen wurde. Dass der Anteil der Fette, Proteine und Vitamine an der Ernährung in ständig steigendem Masse durch Stärke ersetzt wurde, hatte sowohl körperliche als auch psychische Auswirkungen. Nach Berechnungen von Gesundheitsexperten hatten Arbeiter in Industriestädten die Fettreserven des Körpers in den ersten Kriegsjahren aufgezehrt. Eine überwiegend auf Stärke basierende Ernährung, die den Verlust an Fetten und essentiellen Mineralstoffen nicht ausglich, konnte unmöglich über einen längeren Arbeitstag ein Sättigungsgefühl vermitteln. Bei der offiziellen «Vierfruchtkonfitüre» ergänzte man die verarbeiteten Obstabfälle durch immer höhere Anteile von Rhabarber, Kürbis und grünen Tomaten. Bei Milch, Butter und Margarine sank der vorgeschriebene minimale Fettgehalt stetig.³⁴

Das am besten verfügbare Grundnahrungsmittel waren Kartoffeln, die zentnerweise in Kellern eingelagert wurden und die Grundlage zahlreicher Gerichte von Suppen über Klösse bis hin zu Sossen bildeten. Für viele Rezepte brauchte man Kartoffelmehl. Dazu musste man Kartoffeln von Hand reiben, die Masse in einen Eimer geben, mit Wasser übergiessen, die Flüssigkeit oben abschöpfen und immer wieder mit frischem Wasser aufgiessen, bis sich schliesslich am Boden weisses Kartoffelmehl abgesetzt hatte, das man auf Löschpapier trocknete. Diese Arbeit konnte Tage dauern. Als Zucker immer schwieriger zu bekommen war, boten Städterinnen Bauern aus der Umgebung an, bei der Zuckerrübenenernte zu helfen, um einen kleinen Teil davon abzubekommen. Die zarten Herzblätter der Rüben liessen sich zubereiten wie Spinat, erinnerte sich eine junge Frau, und die Rüben wurden gründlich geschrubbt, fein geschnitten und stundenlang in einem grossen Kessel gekocht. Nach dem Abkühlen gewann man mit Hilfe einer Wäschepresse ei-

nen dünnen braunen Saft aus der Rübenmasse, der erneut stundenlang köcheln musste, bis ein süsser Zuckerrübensirup entstanden war. Die Nachfrage nach künstlichen Aromastoffen wie Vanillezucker, Zitronen- oder Rumaroma stieg, und Hausfrauen versuchten, durch neue Rezepte die Eintönigkeit der ewig gleichen Zutaten zu kaschieren und diese zu strecken. So machten sie «Frikadellen» und «falsche Koteletts» aus Kartoffeln, Linsen, Kohlrüben oder Weisskohl. Weil sie sich danach sehnten, Abwechslung in die langweilige Kriegskost zu bringen, waren sie geradezu besessen von Rezepten, träumten von Schlemmermahlen und schwelgten in Erinnerungen an verlorene «goldene Zeiten» des Überflusses.³⁵

Schon vor dem Krieg hatten Mütter an ihre Töchter Rezepte weitergegeben, wie sie Beeren und Obst zu süssen Konfitüren und Kompotts verarbeiten und Weisskohl, Möhren, Pilze und anderes Gemüse einkochen oder mit Essig oder Salz einlegen konnten. Nach Kriegsbeginn wurden Gemüsegärten wichtiger denn je, und viele Bergarbeiterfamilien hielten Ziegen oder Schweine. In den Städten wie auch auf dem Land besaßen viele Haushalte weiterhin Kaninchen und Hühner, obwohl die Futterknappheit ihre Zahl schrumpfen liess. Selbst ein Arzt wie Ernst Paulus hielt nun Hühner und bestellte einen Schrebergarten. Brennnesseln, die die Hitlerjugend lange für die Herstellung von Naturheilmitteln gesammelt hatte, tauchten nun auf Berliner Märkten als Gemüse auf. Familien gingen in den Wald und sammelten Löwenzahn für Salat, Eicheln für Kaffee-Ersatz und Kamille, Pfefferminz und Lindenblätter für Tees.³⁶

Der Schwarzmarkt nahm neue Formen an. Metzger und Lebensmittelhändler gaben an bevorzugte Kunden unter der Hand Waren ohne Lebensmittelmarken ab. Eine junge Frau, die in einer Apotheke arbeitete, tauschte schwarzen Tee und Zucker aus dem Bestand gegen Fleisch ein. Eine Angestellte der Stadtverwaltung, die für die Ausgabe von Lebensmittelkarten zuständig war, liess ihrer Mutter viele Marken zukommen, ohne je erwischt zu werden. Elisabeth Hanke, die in der Ausgabestelle für Lebensmittelkarten im Berliner Stadtteil Charlottenburg arbeitete, merkte schon bald, dass manche ihre jeweils für vier Wochen ausgegebenen Marken nicht in der vorgesehenen Frist abholten. Wenn sie Nachzüglern die Aushändigung der Karten verweigern wollte, musste sie die Genehmigung ihres Vorgesetzten einholen, nicht aber, wenn sie die Marken herausgab. Also behielt sie die nicht abgeholten Marken für sich. Als sie eines Abends nach der Arbeit mit Kol-

Patt

legen noch etwas trinken ging, lernte sie einen Beamten aus dem Reichsluftfahrtministerium kennen. Schon bald wurden die beiden Geschäftspartner und nach kurzer Zeit auch ein Liebespaar.³⁷

Als die Kriminalpolizei gegen den Schwarzhandel vorging, nahm sie sich jeden Berliner Bezirk vor und konzentrierte sich auf Cafés, Kneipen, Restaurants und Geschäfte, die für Schiebereien bekannt waren. Jedes Viertel bediente seine eigene soziale Klientel. Das vornehme Bürgertum bevorzugte den «besseren Westen», die Arbeiter ihre Kneipen im Wedding, in Neukölln und Spandau. Während viele Schieber ihre Tauschgeschäfte diskret auf den Toiletten abwickelten, verkauften Kellner unverhohlen Zigaretten an Gäste – dazu bedurfte es keiner Erklärungen, Heimlichkeiten oder Verhandlungen.³⁸

Nachdem sie sich wegen ihres Schwarzhandels mit ihrer Vermieterin zerstritten hatte, war Martha Rebbien am 1. April 1942 in eine neue Wohnung gezogen. Zwei Jahre später wurde die 55 Jahre alte Kellnerin schliesslich verhaftet. Sie belastete ohne Zögern ihre ehemalige Vermieterin und behauptete, diese habe ihr «Kaffee, Fleischkonserven und Schokolade» geliefert, die der Ehemann der Vermieterin, ein Gefangenaufseher, über seine Kontakte beschafft habe. Im Zuge weiterer Vernehmungen und Zeugenaussagen wurde ein informelles Schiebernetzwerk aufgedeckt, das gut 40 Tauschpartner umfasste. Die meisten arbeiteten in Lokalen, die – in einem Umkreis von einem Kilometer um den belebten Bahnhof Gesundbrunnen – mitten in einem Arbeiterviertel lagen. Rebbiens Tauschgeschäfte begannen gewöhnlich mit persönlichen Kontakten und Gesprächen, gefolgt von der Übergabe der Waren, die ohne fremde Zeugen in ihrer Wohnung stattfand – daher die Schlüsselrolle der Vermieterin. Trotz des ausgedehnten Netzwerks handelte es sich um kleinere Tauschgeschäfte, von denen jeder Einzelne jeweils nur einige wenige abwickelte. Nur bei einem von Rebbiens Kontaktleuten, einem Handelsreisenden, stellte sich heraus, dass er Schwarzhandel in grösserem Stil betrieb: Er operierte von einem Café in der Danziger Strasse aus und erweiterte Martha Rebbiens ursprüngliches Netz bewährter, vertrauenswürdiger Tauschpartner um 14 neue Kontakte.³⁹

Der immer noch recht begrenzte Berliner Schwarzmarkt übernahm die herkömmlichen halb öffentlichen, halb geheimen Praktiken von Prostituierten, die erste Kontakte immer an denselben Orten knüpften und Aussenstehende mit Hilfe ihrer lokalen Vertrauten unter die Lupe nahmen, bevor

sie ihre Kunden mit auf ihr Zimmer gehen liessen. Zwischen beiden Netzwerken gab es Überschneidungen, da das Sexgewerbe für die Beschaffung von Kosmetika, Kleidung, Haarpflegemitteln und bei der medizinischen Versorgung (vor allem bei Abtreibungen) auch auf den Schwarzmarkt angewiesen war.⁴⁰

Wie überall in den besetzten Gebieten Europas besorgten sich alle, die es konnten, Lebensmittel auf dem Land. Sonntags waren die Vorortzüge voller Passagiere, die Kinderspielzeug, Küchenutensilien, Mäntel, Schuhe und Herrenanzüge gegen Eier, Milch, Käse und vor allem Fleisch tauschen wollten – Nahrungsmittel, die in der Ernährung der Städter fehlten. In Städten wie Ulm und Stuttgart legten Hausfrauen sich einen Vorrat an nicht rationierten nützlichen Dingen zu wie Waschmittel und Einmachgläser, die sie auf Bauernhöfen tauschen konnten. Bereits im Sommer 1941 sorgten Städter in Schwaben für Weihnachten vor, indem sie Bauern im Saulgau bis zu 20 Mark für ein Gänseküken bezahlten und weitere 40 Mark, wenn es zu einer Mastgans herangewachsen war. Der Sicherheitsdienst, der diesen Tauschhandel im Auge behielt, berichtete aus Biberach, dass zehn Pfund Erdbeeren gegen ein Viertelpfund Bohnenkaffee getauscht wurden, französische Schuhe und Stoffe gegen Obst und Gemüse und Salatöl gegen Kirschen. Da so viele Städter zu ihnen kamen, bestand für die Bauern aus dem Stuttgarter Umland kaum noch eine Notwendigkeit, ihre Erzeugnisse auf den Märkten der Stadt zu verkaufen.⁴¹

Führte die Polizei in den deutschen Städten und in Zügen immerhin noch lückenhafte Kontrollen durch, so verzichtete sie auf dem Land fast vollständig darauf. Die Behörden verschlossen weitgehend die Augen vor dem bäuerlichen Tauschhandel und gingen bei der Durchsetzung des Gewirrs von Wirtschaftsregulierungen auf dem Land vorsichtig vor. Ein Faktor, der ihr Durchgreifen in engverbundenen Dorfgemeinschaften behinderte, war der Personalmangel. Für ganz Württemberg standen zu Beginn des Krieges nur 15 Gendarmen für Preiskontrollen zur Verfügung, und ihre Zahl nahm kontinuierlich ab, besonders nach 1941, als dringend Ersatzkräfte für die Ostfront benötigt wurden. Die Hilfspolizisten, die zum Frontdienst eingezogene Beamte ersetzten, konnten keine eingehenden Ermittlungen durchführen. Sie gaben eine wachsende Zahl von Fällen an die Staatsanwaltschaft weiter, deren Personal jedoch ebenso überlastet war. Mitte 1942 handelte es sich bei

Patt

den meisten Vergehen, die vor Sondergerichte kamen, um Verstöße gegen die Kriegswirtschaftsverordnung, vor allem um Schwarzschlachtungen. Polizei und Staatsanwaltschaft scheuten jedoch häufig vor Ermittlungen zurück oder machten beim Strafmass mildernde Umstände geltend und belassen es bei Verwarnungen und Ermahnungen.⁴²

Im November 1942 verhandelte das Stuttgarter Sondergericht in Rottweil einen Fall von Schwarzschlachtung. Angeklagt waren der Bürgermeister der Stadt, sein siebzehnjähriger Sohn, ein Polizeisekretär und der Ortsbauernführer, der praktischerweise zugleich der örtliche Fleischbeschauer war. Die vier Angeklagten wurden beschuldigt, gemeinschaftlich und fortgesetzt ein zu niedriges Gewicht bei Schlachtvieh, hauptsächlich Schweinen, angegeben zu haben. Dabei hatte der Fleischbeschauer einen verbreiteten Trick angewandt: Er hatte in die offiziellen Unterlagen das Gewicht der Schlachttiere zwar korrekt eingetragen – jedoch ohne den Kopf mitzurechnen. Anschließend hatten die Angeklagten den Kopf dem Schlachtgut wieder beigefügt und eine entsprechende Menge hochwertigen Fleisches abgezweigt. Die Schlachtung eines Schweins oder Kalbs auf einem Bauernhof liess sich praktisch nicht verheimlichen, da der Bauer und ein Schlachter einen ganzen Tag brauchten, um das Schlachtvieh, das gewöhnlich auf dem Hof im Freien aufgehängt wurde, zu zerlegen. Daher war es erheblich einfacher, ein zu niedriges Gewicht anzugeben, als die Schlachtung gar nicht anzumelden. Dem Stuttgarter Sondergericht wurden Beweise vorgelegt, dass bereits von November 1939 bis Oktober 1941 in 227 Fällen nahezu 3'000 Kilo Schweinefleisch unterschlagen worden waren. Der mitangeklagte Polizeisekretär hatte erst danach das Wiegen übernommen, und bis zu seiner Verhaftung im März 1942, also innerhalb von nur sechs Monaten, sollte er angeblich die Erfassung von 1170 Kilo Schweinefleisch unterschlagen haben. Der Bürgermeister, der von Amts wegen für die Protokollierung aller Schlachtungen zuständig war, hatte sich wissentlich an dieser Praxis beteiligt und seinen minderjährigen Sohn für die Schreibearbeit eingesetzt. Der Junge wurde freigesprochen, weil er lediglich die Anweisungen seines Vaters befolgt hatte. Die drei erwachsenen Angeklagten wurden verurteilt.

Hermann Cuhorst, der Präsident des Stuttgarter Sondergerichts, war ein gefürchteter Richter. Einige Tage vor diesem Prozess waren in Stuttgart mehrere wegen Kriegswirtschaftsverbrechen Verurteilte enthauptet worden, und einen Monat später wurde ein Sechzigjähriger wegen Schwarz-

schlachtens und anderen Betrugereien hingerichtet. Aber in dem Fall aus Rottweil verhängte Cuhorst relativ milde Haftstrafen: Zehn Monate für den Polizeisekretär, 18 Monate für den Ortsbauernführer und 24 Monate für den Bürgermeister, der von den dreien das höchste Amt bekleidet hatte. Im April 1942 hatte Hitler die Richterschaft in einer Reichstagsrede öffentlich als zu milde gerügt, was vielleicht teilweise die rücksichtslose Verhängung der Todesstrafe in einer Provinzhauptstadt wie Stuttgart erklärt. In einer Kleinstadt wie Rottweil erregte ein mildes Urteil dagegen weniger Aufmerksamkeit. Zudem wollte das Gericht sicher vermeiden, eine ganze ländliche Gemeinde gegen sich aufzubringen, indem es deren kommunale Führungsspitze hinrichtete. Der Richter führte in seiner Urteilsbegründung an, keiner der Angeklagten habe mit einer eingebürgerten falschen Praxis brechen wollen, um Konflikten und Streit mit den Bauern ihrer Gemeinde aus dem Weg zu gehen. In einer kleinen Gemeinschaft, in der jeder jeden kenne und die meisten miteinander verwandt oder verschwägert seien, hätten sie sich offenkundig in einer schwierigen Lage befunden, ihren Amtspflichten im Fall eines Interessenkonflikts nachzukommen.⁴³

Eine solche Behutsamkeit in der Durchsetzung gesetzlicher Vorschriften und eine solche Milde bei der Verhängung der ansonsten drakonischen Strafen waren in ländlichen Gegenden Württembergs durchaus nichts Ungewöhnliches. Die Dorfgemeinschaften im Südwesten Deutschlands mit ihren über Generationen gewachsenen komplexen Verwandtschaftsbeziehungen und Heiraten innerhalb des Ortes waren besonders schwer zugänglich. Mit dem Zugeständnis, lokale Parteifunktionäre und Amtsinhaber seien in erster Linie Mitglieder ihrer Gemeinde, räumten die Richter ein, dass das Regime Gefahr lief, auf dem Land jeglichen Einfluss zu verlieren, wenn es nicht mildernde Umstände als Rechtfertigung für ein mildes Urteil gelten lasse. Es war einfacher, sich mit diesen Gemeinden, die lange als eigentliche Basis der nationalsozialistischen «Blut-und-Boden»-Politik gefeiert wurden, zu arrangieren, als sie zu bekämpfen.⁴⁴

Die Tatsache, dass Bauern ihre Lieferquoten erfüllen konnten und dennoch genügend Überschüsse für den Schwarzhandel – oder den grauen Markt – hatten, lässt vermuten, dass der Sicherheitsdienst zu Recht vertrat, man solle den Bauern mehr Anreize bieten, die Erträge zu steigern. Schliesslich erwies sich dieses Modell in Dänemark als erfolgreich. Das Reichsmini-

sterium für Ernährung und Landwirtschaft lehnte diese Strategie jedoch ab und sah die Festsetzung der Preise und Lieferquoten als probates Mittel, um einer exorbitanten Inflation und Hungersnöten in den Städten, wie Deutschland sie im Ersten Weltkrieg erlebt hatte, vorzubeugen. Indem Polizei und Gerichte jedoch auf dem Land einen weitverbreiteten, wenn auch mit relativ kleinen Mengen agierenden Schwarzhandel duldeten, akzeptierten sie stillschweigend die Entstehung einer begrenzten Schattenwirtschaft, deren höhere Preise einen Anreiz boten, die Erträge zu steigern, nachdem die offiziellen Lieferquoten erfüllt waren. In der Praxis konnte das Regime von dieser Entwicklung profitieren, ohne die wachsende Kluft zwischen Rhetorik und Realität zugeben zu müssen.⁴⁵

Alle, die im Nahrungssektor und in der Verwaltung des Rationierungssystems arbeiteten, waren in der besten Position, es zu unterlaufen. Das galt nicht nur in einem schwäbischen Dorf, sondern im gesamten besetzten Europa. Beim Schwarzhandel grossen Stils lassen sich die Wege zwar erheblich schwerer nachvollziehen als bei Tauschgeschäften innerhalb eines Dorfes oder eines Stadtviertels, aber gelegentlich wird seine Funktionsweise in Umrissen erkennbar. In Warschau verbot eine deutsche Verordnung bereits ab dem 23. Januar 1940 das Backen und den Verkauf von Weissbrot, dennoch lag es weiterhin in Geschäften und an Marktständen offen aus, wo auch Deutsche es kauften. Die Speditionen, die täglich Weizenmehl lieferten, bezogen den Treibstoff für ihre Lastwagen aus den von Deutschen kontrollierten Beständen. Die entsprechenden Genehmigungen kauften sie von der Militär- und Zivilverwaltung. Als wichtiger Eisenbahnknotenpunkt war Warschau auch ein Anlaufpunkt für deutsche Soldaten, die Urlaub von der Ostfront hatten, und besass daher einen florierenden Schwarzmarkt – ein wahres Eldorado des Konsums. Nicht selten spiegelte die verfügbare Warenpalette die paneuropäischen Ausmasse der Geschäfte wider, die mit deutscher Hilfe abgewickelt wurden. Kurz vor Weihnachten 1942 tauchte auf den Warschauer Märkten plötzlich in grossen Mengen Geflügel auf, das man höchstwahrscheinlich von den Lieferungen an Deutschland abgezweigt hatte. Und 1943 sickerte durch, dass massenweise Hering verkauft wurde, den angeblich die Wehrmacht von Norwegen ins Land gebracht hatte. Gelegentlich konnte man auch von den Waren selbst auf die Ausmasse des Schwarzhandels schliessen. So wurde im Mai 1943 eine ganze Lieferung

Schildkröten auf dem Weg von Griechenland oder Bulgarien nach Deutschland in Warschau abgeladen. Obwohl sie nicht zur traditionellen polnischen Küche gehörten, wurden sie in der ganzen Stadt auf Strassen und Märkten verkauft. Wochenlang sah man entwischte Schildkröten hinter Säulen hervorkriechen oder mühsam Stufen erklimmen.⁴⁶

Deutsche Verwaltungsbeamte, SS-Leute und einfache Soldaten hatten ihre Eroberungen 1940 und 1941 gefeiert, indem sie Bestände an Waren aufgekauft hatten, die im Altreich schwer zu bekommen waren. Ein junges Mädchen war tief beeindruckt von den Luxusgütern, unter deren Gewicht der heimische Tisch ächzte, als ihr Vater aus Paris zurückkam: Mandeln, Birnen, Zimt, Leberwurst, Karotten und Fleisch. Ausserdem hatte er noch Briefpapier, Kleiderstoffe, Handschuhe, Gürtel, Waschpulver, Schuhe, Seife und Wäschestoff mitgebracht. Während das Mädchen über die Fülle staunte, überlegte es: «Das ist jetzt so Sitte in Deutschland geworden. Wo die Männer sind, da kaufen sie. Entweder in Holland, Belgien, Frankreich, Griechenland, Balkan, Norwegen usw.» Bei den ausgehungerten Parisern hiessen die deutschen Soldaten, die sie in Scharen am Gare de l'Est unter dem Gewicht ihres Gepäcks wanken sahen, nur «Doryphores», Kartoffelkäfer.⁴⁷

In der Ukraine erwarben sie sich den Spitznamen «Osthyänen». Hier begann die Plünderung mit der Verteilung des jüdischen Eigentums. Werkzeug und einfache Möbelstücke gingen häufig an Einheimische, alles von grösserem Wert wurde beschlagnahmt. Erich von dem Bach-Zelewski, Höherer SS- und Polizeiführer Russland-Mitte, schickte über den persönlichen Stab des Reichsführers SS 10'000 Paar Kindersocken und 2'000 Paar Kinderhandschuhe als Weihnachtsgeschenk an Familien von SS-Leuten. Eine Delegation italienischer Faschisten war bei einem Rundgang durch das Opernhaus in Minsk gleichermassen beeindruckt wie erschrocken über die Stapel geplünderter Kleider und anderer Habseligkeiten, die sich mannshoch türmten. Aus den Berichten deutscher Postprüfstellen geht hervor, wie deutsche Familien die im Osten verfügbaren Ressourcen nutzten: Ein Briefschreiber drängte seinen Grossvater, seine neuen Stiefel in die Ukraine zu schicken, wo er sie gegen acht Liter Öl eintauschen könne, für die er in der Heimat wiederum einen neuen Mantel für sich bekäme. Ukrainer tauschten auch Eier, Speck, Schinken, Hühner, Erbsen, Butter, Zucker, Mehl, Nudeln, Kekse, Wurst, Graupen und persische Lammfelle gegen Salz, Streichhölzer, Feuersteine,

Patt

Hefe, alte Kleidung, Hausrat, Damenunterwäsche, Handtaschen, Reibeisen, Gurkenhobel, Strumpfhalter, Sacharin, Hautcrème, Nagellack, Backpulver, Lippenstifte, Zahnbürsten und Natron. Streichhölzer wurden für sechs Reichsmark gehandelt, gebrauchte Anzüge für 600 Reichsmark. Für ein Pfund Salz bekam man ein Huhn, für zehn Pfund ein Schaf, und offenbar war es durchaus nichts Ungewöhnliches, dass eine Familie im Reich den Empfang von 2'000 bis 3'000 Eiern bestätigte. Deutsche Frauen schickten ihren gesamten billigen Talmischmuck und überschüssigen Hausrat in die Ukraine, und Männer drängten ihre Familien, «Verwandte und Bekannte abzuklappern», um solche Tauschobjekte zu sammeln.⁴⁸

In einer Parodie der nationalsozialistischen Heldensprache stellte ein Briefschreiber fest: «Jedenfalls wird auf diesem Gebiet wirklich Überdimensionales geleistet.» Seiner Ansicht nach füllten die Deutschen damit die Lücken, die die Massenmorde an den Juden hinterlassen hatten: «Tausch- und Schleichhandel stehen in höchster Blüte, und was früher die Juden machten, wird in entschieden vollkommenerer Form heute von ‚Ariern‘ betrieben.» Eine solche Einsicht und moralische Verurteilung waren eine Seltenheit, denn im Grossen und Ganzen blieben Begriffe wie «Schieber» und «Schwarzhändler» auf den Schwarzmarkt in Deutschland beschränkt. Für ähnliche Geschäfte in den besetzten Gebieten Europas gab es weder eine abfällige noch überhaupt eine eigene Bezeichnung. Im Westen herrschte zumindest in den ersten Kriegsjahren noch eine gewisse peinlich berührte Selbsterkenntnis, die der Münsteraner Journalist Paulheinz Wantzen 1941 in einem Witz entdeckte: «In Belgien sind zwei Engländer in deutschen Offiziersuniformen als Spione verhaftet worden. Den Deutschen waren sie gar nicht aufgefallen, den Belgiern aber sofort: Sie hatten keine Koffer bei sich!» Dagegen war der Osten zur Plünderung freigegeben: Moralbegriffe und die gegenseitige Kontrolle, ob Deutsche sie einhielten, galten erst, sobald die Waren in Deutschland zirkulierten.⁴⁹

Selbst als die Deutschen sich ihrer Abhängigkeit von den eroberten Gebieten zunehmend bewusst wurden, waren sie von ihrer neuen Mission, ein Weltreich aufzubauen, wesentlich weniger begeistert als von den materiellen Vorteilen, die sie mit sich brachte. So bemühten sich die Medien 1942, die Idee eines «Grossraums» populär zu machen. Im Mai erklärte Hitler den Reichs- und Gauleitern in einer Ansprache hinter verschlossenen Türen,

«unser Kolonialgebiet aber liege im Osten» und werde Kohle, Getreide und Öl liefern. Das Reich werde eine neue, massiv befestigte Grenze errichten, bis zu der die deutsche Bevölkerung sich in den kommenden zwei bis drei Generationen ausbreiten und eine Grösse von 250 Millionen erreichen könne. Öffentlich legte Hitler den Schwerpunkt in der Regel stärker auf Deutschlands Verteidigungskrieg, sprach aber noch im selben Monat in einer Rede vor 10'000 Offiziersanwärtern im Berliner Sportpalast von der Eroberung von «Lebensraum» im Osten und von den Rohstoffen, die er liefern würde.⁵⁰

Neben der Deportation der Juden beschäftigte Heinrich Himmler sich mit dem Vorhaben, landwirtschaftliche Kolonien zu schaffen und mit Wehrbauern zu besiedeln. Diese Ideen führte er in einer Reihe von Entwürfen für den «Generalplan Ost» aus, der für eine ganze Generation ehrgeiziger und talentierter Demographen, Ökonomen und Historiker einen geistigen Rahmen bot, auf den sie rekurrierten. In Bezug auf Polen hatte die Behauptung, die Deutschen seien dazu bestimmt, den Osten zu beherrschen, in der Heimat bereitwillige Zustimmung gefunden. Viele junge Frauen, von Kindergärtnerinnen bis hin zu Studentinnen, meldeten sich freiwillig, um ihren Beitrag zur «Germanisierung» des «Warthelandes» oder 1942 bis 1944 des Distrikts Zamosc zu leisten. Dabei mussten sie sich freilich mit den Ressourcen begnügen, die sie vor Ort auftreiben konnten, wobei sie oft auf ehemals jüdischen Besitz Zugriff hatten. Eine BDM-Führerin, die im Distrikt Lublin geeignete Räume für einen Kindergarten suchte, liess eine jüdische Frau aus ihrem Haus vertreiben. Nachdem es sich als zu klein für diesen Zweck erwiesen hatte, sorgte sie dafür, dass ein leerstehendes Haus jüdischer Besitzer in Plazow abgetragen und in Freifeld wieder aufgebaut wurde.⁵¹

Im Juni 1942 traf Ema Petri mit ihrem dreijährigen Sohn in Lemberg ein. Sie hatte ihren Bauernhof verlassen, um mit ihrem Mann, der bei der SS war, das ausserhalb der Stadt gelegene Landgut eines polnischen Adligen zu übernehmen. Im Gegensatz zu dem bescheidenen Gehöft ihrer Familie in Thüringen wirkte dieser Gutshof mit den wuchtigen weissen Pfeilern seines Vorbaus und den weitläufigen Wiesen eher wie der Wohnsitz eines Grossgrundbesitzers. Getreu dem Rat, dass die Deutschen sich körperlich gegenüber den Einheimischen durchsetzen sollten, erlebte Ema bereits zwei Tage nach ihrer Ankunft, wie ihr Mann seine Arbeiter schlug. Schon bald tat sie

Patt

es ihm nach. Wenn sie den SS- und Polizei-Kollegen ihres Mannes auf dem Balkon des Gutshauses mit Blick auf die Gärten Kaffee und Kuchen servierte, wandte sich das Gespräch unweigerlich den Massenerschiessungen von Juden zu. Im Sommer 1943 sah sie während der Rückfahrt vom Einkaufen in Lemberg eine Schar halbnackter Kinder am Strassenrand kauern. Sie liess das Pferdewerk anhalten, beruhigte die sechs verängstigten Kinder und nahm sie mit auf den Gutshof. Dort gab sie ihnen zu essen und wartete auf die Rückkehr ihres Mannes. Da er nicht erschien, nahm sie die Angelegenheit selbst in die Hand. Erna steckte eine alte Pistole aus dem Ersten Weltkrieg ein, die ihr Vater ihr zum Abschied geschenkt hatte, und führte die Kinder in den Wald an eine Mulde, wo man, wie sie wusste, schon andere Juden erschossen und begraben hatte. Sie wies die Kinder an, sich am Rand der Mulde aufzustellen, und tötete sie nacheinander mit einem Genickschuss. Nachdem sie die ersten beiden erschossen hatte, fingen die anderen an zu weinen. «Dabei weinten sie nicht laut sondern haben gewimmert», erinnerte sie sich später.⁵²

In den besetzten sowjetischen Gebieten waren begeisterte Siedler wie die Petris in der Minderheit: Trotz des fruchtbaren Ackerbodens strömten Deutsche nicht in Scharen auf die Krim oder in die Ukraine. Die tiefsitzende kulturelle Angst, die als stärkste Rechtfertigung für den «Präventivkrieg» gegen die Sowjetunion gedient hatte, erschwerte es zugleich, Deutsche zur Ansiedlung in dieser Region zu bewegen. In den ersten beiden Kriegsjahren hatten die Nationalsozialisten erfolgreich die Vorstellung verbreitet, die deutsche Gesellschaft müsse eine Volksgemeinschaft bilden. Auch wenn sich mit diesem Begriff recht unterschiedliche Vorstellungen verbanden, geriet er nun in Widerspruch zu Behauptungen, die Deutschen seien dazu bestimmt, einen nichtdeutschen «Grossraum» zu beherrschen. Diese neue Mission wurde regelmässig als «Imperialismus» abgetan, ein negativ besetzter Begriff, der Bilder von Burenfrauen und -kindern in britischen Konzentrationslagern heraufbeschwor, wie sie in dem Film «Ohm Krüger» zu sehen waren, und daran erinnerte, wie deutsche Kinder unter der bis 1919 fortgesetzten britischen Blockade massenhaft gehungert hatten. Sicher gab es eine gewisse nostalgische Sehnsucht nach den ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika, aber die raue Welt, die es im Osten zu erobern und zu besiedeln galt, war etwas völlig anderes. Bald durchkämmten Himmlers SS-Umsiedlungskommissionen

Waisenhäuser in Polen, der Ukraine und Weissrussland nach Kindern mit ausreichend «arischem» Aussehen, die sie «germanisieren» konnten. Da den Deutschen nun zu viel «Lebensraum» zur Verfügung stand, wies Himmler die Hüter der Rassenreinheit an, ihre Kriterien zu verwässern und jeden «Tropfen guten Blutes» aus dem rassischen «Mischmasch» der Ostvölker «herauszudestillieren».⁵³

Noch aus anderen Gründen war die Idee eines nationalsozialistischen Weltreichs nicht sonderlich populär. Mittlerweile gab es in Deutschland eine Fülle von Ausländern. Da die nationalsozialistische Propaganda zur «Rassenreinheit» weitgehend auf einem enggefassten Verständnis nationaler oder sogar lokaler Identität beruhte, war der Zustrom von Ausländern bestenfalls als unabdingbare, wenn auch unangenehme Kriegsnotwendigkeit zu tolerieren. Gleichzeitig wurde die Schuld an vielen Missständen im Inland auf Störungen geschoben, die durch Ausländer entstanden, wobei man geflissentlich vergass, dass man sie zwangsweise geholt hatte. In einem Sonderbericht zum Schwarzhandel von Franzosen und Italienern behauptete der Sicherheitsdienst, sie brächten Uhren und Schmuck, ganz zu schweigen von Lebensmitteln und Wein ins Land und verkauften Makkaroni und Südfrüchte, die sie in Päckchen aus ihrer Heimat bekämen. Auf diese Weise hätten einige italienische Arbeiter angeblich grosse Summen auf ihren deutschen Bankkonten angehäuft. Ihr Hauptvergehen war also, dass sie sich benahmten wie die Deutschen. Das war freilich eine Verkehrung der tatsächlichen Machtverhältnisse zwischen Deutschen und Fremdarbeitern, mit der man die Franzosen und Italiener als Verführer darstellte, die unschuldige «Volksgenossen» in ihre finsternen Machenschaften hineinzogen. Diese Verdrehung der Wirklichkeit deckte sich mit dem noch weiter verbreiteten Vorurteil, Ausländer seien die Schuldigen im Fall sexueller Kontakte, obwohl diese häufig von Deutschen ausgingen.⁵⁴

Viele französische Kriegsgefangene hatten in Deutschland Zivilkleidung oder Arbeitskleidung bekommen und strömten in Scharen in Cafés, Kinos und Wirtshäuser. Bei Innsbruck sonnten sie sich auf der Terrasse des Berghotels in Liegestühlen. Obwohl die Propaganda Volksgenossen ermahnte, Abstand zu den Ausländern in ihrer Mitte zu halten, entwickelten sie schon bald ein immer komplexeres Geflecht von Beziehungen zu ihnen, die je nach Situation von Zweckdenken, Ausbeutung oder intimen Kontakten geprägt waren.⁵⁵

Ende 1944 verhaftete die Gestapo einen französischen Arbeiter namens

Patt

André, nachdem sie einen seiner Briefe an seine deutsche Geliebte abgefangen hatte. Darin schmiedete er eifrig Pläne für ihr Wiedersehen an Weihnachten und versprach ihr: «Ich küsse deine Brüste tausendmal, wir werden 69 machen.» Obwohl André sich als ziviler Arbeiter in Deutschland aufhielt und solche Beziehungen eigentlich nicht verboten waren, lieferte die Tatsache, dass seine Geliebte verheiratet war, der Polizei einen Vorwand, sich einzuschalten. Die Ermittlungen ergaben, dass ihre heimliche Liebesgeschichte knapp zwei Jahre zuvor, Anfang 1943 mit sonntäglichen Verabredungen begonnen hatte. Wie sich herausstellte, hatte er damals zu den Millionen französischen Kriegsgefangenen gehört, die man nach dem Waffenstillstand 1940 zum Arbeitseinsatz nach Deutschland gebracht hatte. Die lasche Bewachung hatte es ihm nicht schwergemacht zu entweichen, zumal seine Geliebte ihm Zivilkleidung gegeben hatte. Das war an sich nichts Ungewöhnliches – so machten es vermutlich etwa 200'000 französische Kriegsgefangene. André war jedoch so verliebt in sie, dass er unmittelbar nach seiner Ankunft in Frankreich beschloss, nach Deutschland zurückzukehren. Damit gehörte er einer relativ kleinen Minderheit an, die sich tatsächlich freiwillig zum Arbeitseinsatz im Altreich meldete – und er muss wohl zu den ganz wenigen gehört haben, die es nicht aus wirtschaftlichen Gründen, sondern aus Liebe taten.⁵⁶

Beziehungen zwischen Deutschen und zivilen französischen Arbeitskräften waren zwar nach dem komplizierten Gewirr staatlicher und militärischer Vorschriften erlaubt, nicht aber solche zwischen deutschen Frauen und französischen Kriegsgefangenen. Kurz nach der Kapitulation Frankreichs hatte das Reichssicherheitshauptamt unter Heydrich angeordnet, «dass gemäss Befehl des Führers kriegsgefangene Franzosen, Engländer und Belgier beim Geschlechtsverkehr mit deutschen Frauen und Mädchen genauso mit dem Tode zu bestrafen sind wie polnische Kriegsgefangene». Die Wehrmacht ignorierte Heydrichs Anordnung jedoch und hielt sich stattdessen an die Genfer Konvention, nach der Vertreter des französischen Militärs an den Verhandlungen der deutschen Militärgerichte teilnehmen durften und vor allem über das Urteil unterrichtet werden mussten. Die Militärrichter wandten in solchen Fällen Artikel 92 des Militärstrafrechts an, der sich auf Insubordination bezog, und verhängten in der Regel eine dreijährige Haftstrafe. Wenn die Richter glaubten, die Frau habe den Mann «verführt»,

konnte das Urteil milder ausfallen; war die Frau jedoch mit einem Soldaten verheiratet, wie in Andrés Fall, verhängten die Militärgerichte gewöhnlich eine schwerere Strafe und überstellten den Gefangenen in das harte Stamm-lager Graudenz. Schätzungsweise 7'000 bis 9'000 Häftlinge wurden in diese Festung geschickt, wo schwere Arbeit, schlechte Ernährung, Kälte und mangelhafte Hygiene ihren Tribut forderten. Trotz des belastenden Liebesbriefes bestritt André eine sexuelle Beziehung, wurde aber zu drei Jahren Festungshaft verurteilt. Wie die deutsche Polizei mit seiner Geliebten verfuhr, ist nicht bekannt. Dabei dürfte wie in ähnlichen Fällen die Haltung ihres Ehemanns eine grosse Rolle gespielt haben.⁵⁷

In dem Bestreben, sexuelles Fehlverhalten aufzudecken und zu bestrafen, führte die Gestapo eingehende und zeitraubende Ermittlungen und Zeugenvernehmungen in Verfahren durch, die häufig mit Anzeigen von Nachbarn begannen und manchmal mit dem Ergebnis endeten, dass es sich lediglich um üble Nachrede und Klatsch handelte. Eine dieser Untersuchungen betraf französische Arbeiter, die in einem Essener Mietshaus in einer Wohnung nach der anderen die Bombenschäden beseitigt hatten, und nach langwierigen Nachforschungen kam der Gestapo-Beamte zu dem Schluss: «Allem Anschein nach handelt es sich im vorliegenden Falle auch um einen Haus-tratsch, hervorgerufen durch die nicht gleichzeitige Herstellung der Wohnungen.» Als die britischen Bombenangriffe 1942 zunahmen, wurden solche Handwerkertrupps von Stadt zu Stadt geschickt, um Fensterscheiben zu ersetzen und Dächer zu reparieren. In vielen Anzeigen, die bei der Gestapo eingingen, ging es um kleinere Geschenke wie Brötchen, Tee, Sauerkraut, zuweilen ein Kleidungsstück oder auch nur um heisses Wasser, um Kaffee zu kochen. Die französische Reparaturkolonne profitierte in diesem Fall von einer in Deutschland während des Krieges verbreiteten Sitte, nach der deutsche Handwerker es vorzogen, sich teilweise in Sachleistungen bezahlen zu lassen.⁵⁸

In vielen Städten erregten auch französische und belgische Arbeiterinnen die Aufmerksamkeit der Behörden. So klagte die Staatsanwaltschaft in Stuttgart, sie benähmen sich rüde und beleidigend gegenüber BDM-Mädeln und verbrächten viel Zeit in Cafés, Bars und Kinos. In Ulm wurde konstatiert, es gebe «regen Verkehr», und in Rettingen empörte sich ein Beamter, dass deutsche Soldaten aus der örtlichen Kaserne am helllichten Tag mit französischen Frauen «knutschten». Der NS-Ortsgruppenführer appellierte eindringlich an deutsche Männer, ihr «Rassenbewusstsein» und ihre Ehre zu

Patt

bewahren. Als die Polizei herausfand, dass vier Jugendliche sich regelmässig mit mehreren Französisinnen in einer Hütte ausserhalb von Stuttgart getroffen hatten, konnte sie nur gegen drei von ihnen vorgehen, die unter 18 waren und sich nicht an die für Jugendliche geltende Ausgangssperre gehalten hatten. Dem Ältesten konnten sie zum grössten Bedauern der Staatsanwaltschaft nichts zur Last legen, weil er bereits über 18 war und Geschlechtsverkehr mit ausländischen Arbeiterinnen nicht strafbar war, selbst wenn sie aus einem feindlichen Staat kamen und obwohl solche Beziehungen ein erhebliches öffentliches Ärgernis darstellten.⁵⁹

Bei Frauen aus dem Osten sah es anders aus. Kurz nach der Einnahme von Nowotscherkassk durch die Deutschen im Juni 1942 erschien ein örtlicher Beamter bei den Michajlovas, um ihre Tochter Antonina zu registrieren. Schon bald kam er wieder und holte die Siebzehnjährige ab: Ihr blieben nur einige Minuten, um ein paar Sachen zu packen und sich von ihrer Familie zu verabschieden, dann musste sie mit anderen Mädchen in der Hochsommerhitze zu Fuss nach Rostow am Don gehen, begleitet von einheimischen Aufsehern und bewaffneten Deutschen mit Schäferhunden. Am Bahnhof verfrachtete man sie in einen schmutzigen Güterwaggon – «so wurden nur (...) Schweine transportiert» – und brachte sie nach Polen. Dort mussten Antonina und die anderen Mädchen sich für die übliche «Desinfektion» ausziehen und duschen, während die Männer herumgingen und lachten. Ähnliches erzählte auch Maria Kuznezova von der Ankunft ihres Transports in München. Nachdem man sie gezwungen hatte zu duschen, mussten sie sich auf einen Tisch setzen und sich rasieren lassen. «Wir waren jung, wissen Sie, unschuldig, und überall gingen Männer um uns herum, wissen Sie, wir schrieten und heulten. Aber es half nichts.»⁶⁰

Beide Mädchen mussten in Karlsdorf bei Graz in der Steiermark in einem metallverarbeitenden Zulieferbetrieb für die Rüstungsindustrie arbeiten. Die Lapp-FinzeAG war ein mittelgrosses Unternehmen mit 820 Beschäftigten, unter denen sich 89 «Ostarbeiter» und britische Kriegsgefangene, 80 Kroaten und 15 französische Zivilarbeiter befanden. Die Gruppen waren nach Nationalität getrennt untergebracht, manche in der Stadt, andere in Baracken auf dem Firmengelände. Nur die drei Baracken der Ostarbeiter waren mit Sta-

cheldraht eingezäunt, den das Unternehmen herstellte. Im Sommer, als sie ankamen, wirkten die Unterkünfte zwar spartanisch, aber sauber und noch einigermaßen wohnlich mit ihren Etagenbetten aus Holz und strohgefüllten Matratzen und Kissen. Nach Wintereinbruch sah es jedoch anders aus. Der kleine, mit Holz befeuerte Ofen, der in jeder Baracke stand, gab viel zu wenig Wärme ab, besonders abends, wenn sie sich schlafen legten. Da die eingezäunten Baracken gleich gegenüber vom Haus des Lagerkommandanten standen, hatte dieser ihr Kommen und Gehen ständig im Blick.

Während des Arbeitstages unterstanden die Arbeiterinnen der Aufsicht und Willkür der Vorarbeiter und Werkmeister, die sie in der Schmiede zu einem hohen Arbeitstempo zwangen, obwohl die jungen Frauen für diese Tätigkeit nicht kräftig genug waren und weder Sicherheitsbrillen noch geeignete Schutzkleidung wie Handschuhe bekommen hatten. Einige waren jedoch anständig, wie der Werkmeister von Ekaterina Bereznova, der als Kriegsgefangener im Ersten Weltkrieg genug Russisch gelernt hatte, um sich mit ihnen zu verständigen. Er gab ihnen auch Brot. Das Unternehmen hielt sich an die gängige Praxis, die Leistung der ausländischen Arbeitskräfte genau zu kontrollieren, und belohnte die fleissigsten mit dem Privileg, das Abzeichen «OST» nicht auf der Brust, sondern am linken Oberarm zu tragen. Den meisten Frauen entging dieser subtile Unterschied, da die Kennzeichnung sie in beiden Fällen als Ostarbeiterin weitgehend vom Leben in der Kleinstadt und ihrem wichtigsten Freizeitangebot, dem Kino, ausgrenzte. Wichtiger waren die informellen Beziehungen. Viele der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen halfen auf den Bauernhöfen der Umgebung aus und erhielten dafür Essen und Kleidung. Manche der Mädchen nähten sich Badeanzüge, schwammen im Sommer im Kanal und liessen sich sogar in ihrer Freizeit fotografieren, die sie auf den Wiesen und Feldern rund um die Fabrik verbrachten. Für ihre Tanzveranstaltungen nähten sie sich trachtenähnliche Kleider und sangen russische Lieder, bei denen ein Kroat sie auf der Mandoline begleitete. Mindestens acht Paare liessen sich im Lager vom Lagerführer inoffiziell trauen.⁶¹

Da die jungen Frauen häufig als angelernte Arbeiterinnen in der Rüstungsindustrie eingesetzt wurden, stellten sie für die älteren deutschen Facharbeiter, die sie beaufsichtigen und anlemen sollten, keine Bedrohung dar. Ein ehemaliger Arbeiter bei Krupp in Essen schilderte die heimliche gegenseitige Hilfe, die aus dieser Situation erwuchs: «Jetzt steht'n Fräser an'er Maschine,

Patt

der kriegte jetzt ne Frau dabei gestellt, die soll er anlemen, die soll ihn nachher ersetzen, er soll Soldat werden, ja, meinen Sie, der macht dann so schnell? Der sagt: ‚Ich bin doch nicht, säg’ mir doch nich den Ast ab’, und die Frauen hatten auch kein Interesse daran». Der Sicherheitsdienst erwähnte ebenfalls «die in Einzelfällen bekannt gewordene Aufforderung deutscher Gefolgschaftsmitglieder an russische Arbeitskräfte, mit ihrer Leistung zurückzuhalten (um ihre eigenen Reserven nicht erkennbar werden zu lassen)».⁶²

In den benachbarten Kohlebergwerken des Ruhrgebiets waren überwiegend sowjetische Kriegsgefangene eingesetzt – erschöpfte, ausgemergelte Männer aus den riesigen, von Fleckfieber heimgesuchten Lagern. Die ukrainischen Zivilarbeiter, die man aus Kriwoi Rog geholt hatte, waren fleissige, disziplinierte und kräftige Bergleute, dagegen waren die sowjetischen Kriegsgefangenen gar nicht in der körperlichen Verfassung, mit Keilhauen und Bergeisen Kohle abzubauen. Die Zechen waren berüchtigt für ihre unmenschlichen Arbeitsbedingungen, und so waren zwei Drittel der Arbeiter, die aus Belgien und Nordfrankreich in Zechen im Ruhrgebiet geschickt wurden, bis März 1942 wieder in ihre Heimat zurückgekehrt. Jeder deutsche Bergmann besass absolute Macht über die vier bis fünf sowjetischen Kriegsgefangenen, die ihm unterstellt waren: Er kontrollierte ihre Brotration und führte Buch über ihre Leistung. Die Stellung deutscher Bergarbeiter, eine Berufsgruppe, die ohnehin schon weitestgehend vom Kriegsdienst ausgenommen war, fügte sich hier nahtlos in die Interessen der Zechenbetreiber und der nationalsozialistischen Hierarchie ein. Robert Ley, der Chef der Deutschen Arbeitsfront, erklärte im Oktober 1942 bei einer Besprechung mit Arbeitgebern des Ruhrbergbaus, es sei Aufgabe der deutschen Arbeiter, «wenn ein Russenschwein geprügelt werden soll». Paul Pleiger, der Vorsitzende der Reichsvereinigung Kohle, merkte aalglatt an: «Unter Tage ist es dunkel und Berlin ist weit vom Streb.»⁶³

So gab es auch an der Heimatfront ein Massensterben von «Ostarbeitern»: Mindestens 170'000 sowjetische und 130'000 polnische Zivilarbeiter kamen während ihres Arbeitseinsatzes in Deutschland zu Tode. Dabei zählten die Behörden nicht einmal diejenigen mit, die auf der Fahrt ins Reichsgebiet oder zurück ums Leben kamen oder bei der Arbeit bereits schwerkrank waren und nur noch in ihre Heimat zurückgeschickt wurden, um dort zu sterben. Auf diese Weise wurden Hunderttausende Todesopfer gar nicht erfasst.

Im Juni 1942 breitete sich unter sowjetischen Zivilarbeitern Fleckfieber aus. Wie die AEG-Kabelwerke in Berlin einen Monat später meldeten, waren «die dort beschäftigten Russinnen manchmal so schwach, dass sie vor Hunger umfielen». In diesem Sommer schickten Frankfurter Betriebe bis zur Hälfte der ihnen zugewiesenen Arbeitskräfte «wegen Krankheit, aber auch wegen völliger Erschöpfung» zurück. Ein anderer offizieller Bericht von September schilderte, wie ein Zug mit neuangeworbenen Ostarbeitern in Berlin einem Rücktransport «Untauglicher» begegnete, was «angesichts der Toten in dem Rückkehrerzug zu einer Katastrophe hätte führen können. Wie in diesem Zug Frauen Kinder geboren haben, die während der Fahrt aus dem Fenster geworfen wurden, während in dem gleichen Wagenraum tuberkulöse und geschlechtskranke Personen fuhren, wie hier Sterbende in Güterwagen ohne Stroh lagen und schliesslich einer der Toten auf der Bahnböschung landete, so dürfte es auch mit den anderen Rücktransporten bestellt gewesen sein.»⁶⁴ Noch grauenvoller sah die Statistik auf den untersten Stufen der Zwangsarbeiterhierarchie aus: Von annähernd zwei Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen, die in Deutschland zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden, starben eine Million.

Mit dem massenhaften Einsatz ausländischer Arbeiter stieg auch die Zahl der Häftlinge in Konzentrationslagern exponentiell an, da die KZ-Haft zum wichtigsten Druckmittel für Fremdarbeiter wurde. Der ursprüngliche Kern aus deutschen politischen Gefangenen – gewöhnlich ehemalige kommunistische Funktionäre – und deutschen Kriminellen, unter denen eine starke Rivalität bestand, stieg nun über diese Flut nichtdeutscher Häftlinge auf. Die Deutschen wetteiferten miteinander um die privilegierten Positionen der «Kapos» und «Prominenten» in den Konzentrationslagern. Sie besaßen Weisungsbefugnisse gegenüber den «Ostarbeitern» und polnischen Arbeitern, die zu flüchten versucht hatten oder die man wegen Vergehen wie Aufsässigkeit oder Insubordination der Gestapo gemeldet hatte. Unter den deutschen Häftlingen gab es allerdings zwei Gruppen, die im Lager eine besonders geringe Lebenserwartung hatten: Homosexuelle und Kleinkriminelle.

Ab 1942 wurde auch dieses stark angewachsene Arbeitskräftereservoir zur Rüstungsproduktion herangezogen. Die Konzentrationslager Auschwitz und Monowitz stellten nicht nur den riesigen Chemiefabriken der I.G. Farben,

Patt

sondern Betrieben in ganz Oberschlesien Arbeitskräfte zur Verfügung. Die Heinkel Flugzeugwerke bekamen Arbeiter aus dem Konzentrationslager Oranienburg nördlich von Berlin, BMW aus Dachau, Siemens aus Ravensbrück, Steyr-Daimler-Puch aus Mauthausen und Daimler-Benz aus Sachsenhausen. Beim Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen nahm die Rüstungsindustrie, die für die Luftwaffe produzierte, 1942 und 1943 eine Spitzenstellung ein, wobei BMW, Heinkel und Messerschmitt das Tempo vorgaben. Von den 1,65 Millionen KZ-Häftlingen, die in Deutschland zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden, starben mindestens 800'000; weitere 300'000 Häftlinge wurden bewusst zu Tode geschunden, weil sie als Juden zur «Vernichtung durch Arbeit» vorgesehen waren. Nimmt man die sowjetischen Kriegsgefangenen und die sowjetischen und polnischen Zivilarbeiter hinzu, so mussten sich nach der Winterkrise 1941/42 selbst nach den offiziellen – und daher konservativen – Zahlen mindestens 2,4 Millionen Zwangsarbeiter in Deutschland buchstäblich zu Tode arbeiten.⁶⁵

Da die KZ-Häftlinge bei ihrem Arbeitseinsatz ständiger «Selektion» und körperlicher Anstrengung ausgesetzt waren und nur Hungerrationen bekamen, waren sie für die Firmen, die sie nutzten, «kein Betriebsbestand, sondern ein stetiger Fluss», wie ein Wirtschaftshistoriker es nannte. Während der Versorgungskrise, die sich durch nahezu das ganze Jahr 1942 hinzog, galt das für alle Zwangsarbeiter aus dem Osten, ob sie nun Kriegsgefangene oder zivile «Freiwillige» waren. In dem Bestreben, den Verschleiss an Arbeitskräften zu rationalisieren und die Auswahl der Arbeiter, die überleben würden, wirtschaftlicher zu gestalten, entwickelte der Vorsitzende der Reichsvereinigung Kohle in Oberschlesien, Günther Falkenhahn, ein System der «Leistungsernährung» für «Ostarbeiter», die in seinen Pless'schen Bergwerken arbeiteten: Er kürzte Arbeitern, die unter der Leistungsnorm blieben, die Ration und gab solchen, die sie übererfüllten, Zulagen, ohne jedoch die Nachfrage nach neuen Arbeitskräften als Ersatz für die Verstorbenen zu reduzieren. Als sich diese kannibalistische Variante des Sozialdarwinismus in ganz Schlesien ausbreitete, fand sie Albert Speers begeisterte Unterstützung und wurde nach und nach zur gängigen Praxis in der deutschen Rüstungsindustrie.⁶⁶

In dem Masse, wie die Hungerrationen ihren Tribut forderten, verlangten selbst führende Wirtschaftsvertreter mit unzweifelhaften nationalsozialistischen Referenzen eine bessere Ernährung – natürlich aus völlig «unsentimentalen» Gründen, vor allem zur Steigerung der Produktivität.

Im Februar 1942 räumte Heydrichs Reichssicherheitshauptamt, das im Allgemeinen für die härteste und dogmatischste Umsetzung rassistischer Prinzipien eintrat, ein: «Alle deutschen Stellen stimmen darin überein, dass mit derzeitigen Verpflegungssätzen auch die in gutem Stand ankommenden sowjetrussischen Arbeitskräfte bald entkräftet werden und nicht mehr voll einsetzbar sind.» Den ganzen März hindurch gab es frühzeitige Warnungen, die von anderen Stellen bis hinauf zu Hitler bekräftigt wurden, dass die «Russen» eine ausreichende Verpflegung bekommen müssten, um überhaupt arbeiten zu können. Als am 6. April jedoch die allgemeinen Rationen für Deutsche gekürzt wurden, kursierten unter «Volksgenossen» umgehend neid erfüllte Gerüchte, ausländische Arbeitskräfte bekämen «erheblich höhere Zuteilungen» – diese Gerüchte hielten sich auch noch, als die Rationen der Fremdarbeiter ebenfalls gekürzt wurden: Nichts durfte das Rassengefälle untergraben. Ungeachtet aller wirtschaftlichen Erfordernisse verlangte das Ethos der «Volksgemeinschaft», dass die Verpflegung der ausländischen Arbeiter nicht spürbar verbessert wurde, bevor man nicht die Kürzung der Rationen für Deutsche rückgängig gemacht hatte.⁶⁷

Ein weiteres Gebot der nationalen Solidarität im Krieg war schwieriger umzusetzen: gleiche Lastenverteilung unter Deutschen. Kurz vor der Kürzung der Rationen im April 1942 hatte Goebbels in einem Artikel in *Das Reich* erklärt, «dass die Lasten, die der Krieg uns aufgebürdet, gerecht verteilt werden» müssten. Wer sich nicht an diesen Grundsatz halte, «gefährdet damit nicht nur unsere Versorgung, er gibt auch den anständigen Volksgenossen (...) ein schlechtes Beispiel und erschüttert damit auf Dauer ihr Gerechtigkeitsgefühl und ihren Glauben an die Lauterkeit und Sauberkeit des öffentlichen Lebens». Eine Regierung, die nicht rücksichtslos gegen Verletzungen dieser Prinzipien vorgehe, «verdiente nicht mehr eine Regierung des Volkes zu heißen» – damit lieferte er einen Massstab, an dem sich die Führungsspitze messen lassen musste. Hitler und Goebbels mochten mit ihren massvollen Essgewohnheiten über jeden Verdacht erhaben sein – Goebbels' Diener sammelte vor einem Abendessen auf einem Silbertablett Lebensmittelmarken von den Gästen ein –, aber der Volksmund wusste auf die Frage: «Wann wird der Krieg zu Ende sein?» zu antworten: «Wenn Göring in Goebbels' Hose passt». Geschichten über die Privilegien der nationalsozialisti-

Patt

schen Elite verbreiteten auch die britische Rundfunkpropaganda und deren Schwarzsender «Gustav Siegfried i». Angesichts der Flut von Gerüchten ermahnte Bormann die Gauleiter, persönlich mit gutem Beispiel voranzugehen und einen bescheidenen Lebensstil im Rahmen der für die Volksgemeinschaft geltenden Normen zu führen, besonders wenn es um die Lebensmittelrationierung gehe.⁶⁸

In dieser Phase suchte ein grösserer Skandal die Führungsschicht heim wie ein Schreckgespenst. Es begann damit, dass August Nöthling, ein Delikatesenhändler im wohlhabenden Berliner Vorort Steglitz, für eine beträchtliche Menge seiner verkauften Waren keine Lebensmittelmarken seiner Kunden vorlegen konnte. Am 23. Juli 1942 erhielt er einen Bussgeldbescheid über 5'000 Mark, den Höchstbetrag, den das Haupternährungsamt verhängen konnte. Nöthling beantragte die gerichtliche Überprüfung dieser Entscheidung mit der Begründung, dass die Veröffentlichung des Bussgeldbescheids nicht nur ihm, sondern auch seinen Kunden schaden würde, zu denen «bedeutende Männer von Partei, Wehrmacht, Staat und Diplomatie» gehörten. Tatsächlich belieferte er praktisch die gesamte politische und militärische Elite mit Wild, Schinken, Wurst, erlesenen Weinen, Süssigkeiten, Honig, Cognac und Zucker, ohne Lebensmittelmarken zu verlangen. Auf seiner Kundenliste standen Innenminister Wilhelm Frick, Aussenminister Joachim von Ribbentrop, Erziehungsminister Bernhard Rust, Landwirtschaftsminister Walther Darré, Reichsarbeitsführer Konstantin Hierl, Hitlers Chef der Reichskanzlei Hans Lammers, Wirtschaftsminister Walther Funk, Reichs- sendeleiter Eugen Hadamovsky, die Polizeipräsidenten von Leipzig und Berlin sowie eine Reihe von Staatssekretären und Ministerialdirektoren. Ein weiterer Kunde, der Berliner Amtsgerichtspräsident Gardiewski, war so hilfsbereit, Nöthlings Eingabe an sein eigenes Gericht aufzusetzen. Die Wehrmacht war ebenfalls vertreten: das Heer durch die Generalfeldmarschälle Brauchitsch und Keitel, die Marine durch Grossadmiral Raeder und Admiral Kurt Fricke und die Luftwaffe durch Generaloberst Hans Jeschonnek und General Wilhelm Haehnel.⁶⁹

Goebbels, über dessen sexuelle Abenteuer sich die Bevölkerung ständig lustig machte, war zutiefst schockiert und trug die Angelegenheit Hitler vor. Auch der Führer war hinreichend entsetzt und verlangte, dass alle Beteiligten sich dazu äussern und eine Änderung ihres Verhaltens versprechen sollten. Er beauftragte den relativ unbedeutenden Justizminister Otto Thierack,

die Angelegenheit zu untersuchen. Wie so oft enthüllten die Ausreden, mit denen die nationalsozialistische Elite sich aus ihrem Verrat an den Idealen der Volksgemeinschaft herauswand, mehr über den moralischen Kompass des Regimes als der eigentliche Skandal. Landwirtschafts- und Ernährungsminister Walther Darré, der einmal sogar gegenüber Nöthling «persönlich seinen Unwillen zum Ausdruck gebracht [hatte], dass er ihn nicht mehr genügend versorge», stritt alles ab und behauptete, er habe sich «peinlich genau» an die – von seinem eigenen Ministerium erarbeiteten – Vorschriften gehalten. Andere wie Aussenminister Ribbentrop tobten und beteuerten ihre Unschuld. Hans Lammers versteckte sich hinter der Ahnungslosigkeit seiner Frau: Sie habe nicht gewusst, dass das gelieferte Wild rationiert gewesen sei. Die meisten mussten zwar die Tatsachen zugeben, versuchten jedoch, ihre Verantwortung herunterzuspielen. Sie selbst oder aber ihre Ehefrauen und ihr Personal hätten die Vorschriften nicht gekannt. Der Stabschef der SA Viktor Lutze behauptete, er habe die Lebensmittel «für Päckchen an verwundete SA-Männer verwandt». Nur Grossadmiral Raeder gab an, er übernehme «die volle Verantwortung», bestritt dann aber, von den Einkäufen seiner Frau gewusst zu haben, und führte an, dass auch sie keine Schuld träfe, da sie diese Lebensmittel bei ihren Besuchen im Marinelazarett an Verwundete und in Päckchen an Frontsoldaten verschenkt habe. Goebbels vermerkte, dass die Betroffenen «zum grossen Teil nur pampige Antworten gegeben» hätten, um die Verantwortung für ihre Verstösse gegen den Moralcode des Regimes abzuwälzen. Um einen Skandal zu vermeiden, ordnete Hitler an, nichts weiter zu unternehmen. Nachdem Nöthling von seinen Beschützern im Stich gelassen wurde, beging er im Gefängnis Selbstmord.⁷⁰

Unterdessen konnten die in Deutschland klaffenden Versorgungslücken im Herbst 1942 mit den erzwungenen Getreidelieferungen aus der europäischen Ernte gestopft werden. Am Sonntag, dem 4. Oktober 1942, gab Hermann Göring die Rücknahme der im April vorgenommenen Kürzungen und die Rückkehr zu den vollen Rationen für Deutsche bekannt. Für Fremdarbeiter wurden die Zuteilungen, gestaffelt nach einer komplexen, den Volksgenossen nachgeordneten Hierarchie, ebenfalls angehoben, um lebensfähigere Arbeitskräfte zu gewährleisten. Nur die Rationen für die wenigen noch in Deutschland lebenden Juden wurden erneut gekürzt – was im Grunde nur noch ein symbolischer Akt war.

Patt

In einer Rede – passenderweise – zum «Erntedankfest», die im Rundfunk übertragen wurde, versicherte Göring dem deutschen Volk, dass «wir unsere gesamten Truppen aus den besetzten Gebieten ernähren» – «ein kleiner Fauxpas», fand Goebbels und wies die Medien an, ihn in ihren Auslandsberichten nicht zu erwähnen. Das heimische Publikum wusste sicher, was Göring meinte. Anschliessend liess er sich ausführlich darüber aus, dass dieser Krieg in erster Linie gegen die Juden geführt werde. Wie ein besorgter Vater hämmerte er seinen Zuhörern ein, was ihnen im Fall einer Niederlage bevorstehen würde: «Deutsches Volk, du musst wissen: Wird der Krieg verloren, dann bist du vernichtet. (...) Dieser Krieg ist nicht der zweite Weltkrieg, dieser Krieg ist der grosse Rassenkrieg. Ob hier der Germane und Arier steht oder ob der Jude die Welt beherrscht, darum geht es letzten Endes und darum kämpfen wir draussen.»⁷¹

Görings Emdedankrede fand in Deutschland überwältigenden Anklang, den der Sicherheitsdienst in dem Kommentar treffend zusammengefasst sah: «Göring sprach zum Herzen und zum Magen.» Mit seiner Rede stellte er den Kontakt der Führung zur Bevölkerung wieder her, und das zu einem Zeitpunkt, als Propagandakampagnen fehlschlugen, die deutsche Arbeiter zur «Leistungssteigerung» und zu freiwilligen sportlichen Aktivitäten nach der Arbeit ermahnten. Hatte den ganzen Sommer hindurch in der Zivilbevölkerung eine gedrückte Stimmung geherrscht, so verbesserte sie sich im Frühherbst 1942 wieder und sollte auch in den folgenden Monaten zuversichtlich und optimistisch bleiben. Auch wenn die meisten Deutschen weiterhin meinten, einen Verteidigungskrieg zu führen, hatten sie sich im Laufe dieses Jahres doch auf den veränderten Charakter dieses Konflikts eingestellt und gelernt, sich in den besetzten Gebieten Europas die Ressourcen für einen erheblich längeren und grundlegenden Kampf zu beschaffen. Zwangsläufig brachte diese Umstellung aber auch ein halbwegs artikuliertes, für viele beunruhigendes Bewusstsein mit sich, dass ihr Krieg einen imperialistischen und völkermörderischen Charakter angenommen hatte.⁷²

— oMoskau
lingrad

Dur Angriff auf Sta-

Unternehmen «Blau», 28.6.1942-

Smolensk



deutscher Vormarsch 1942
 GZD vom 28. Juni bis 7. Juli

vom 7. Juli bis 22. Juli

vom 22. Juli bis 1. August

vom 1. August bis 18. Novem-

TÜRKEI

Rückeroberung durch sowjetische
 Streitkräfte ab dem 19.11.1942

---- Frontverlauf 13.12.1942

---- Frontverlauf 31.12.1942

---- Frontverlauf 18.1.1943

IRAN

0 100 200 300 km

An die Toten schreiben

Anfang April 1942 plante Generalstabschef Halder die letzten Details für eine neue Offensive in der Sowjetunion. Die Vorschläge der Marine, gemeinsam mit Japan einen «Krieg der Kontinente» gegen Briten und Amerikaner zu führen, waren zugunsten eines Landkriegs des Heeres gegen die Sowjetunion abgelehnt worden. Einige Wochen später erklärte Hitler den Reichs- und Gauleitern, sobald «die Sache im Osten» erledigt sei, «ist praktisch der Krieg für uns gewonnen. Dann sind wir in der Lage, einen grosszügigen Piratenkrieg gegen die angelsächsischen Mächte zu führen, den sie auf Dauer nicht aushalten werden.» Hitler war immer noch überzeugt, dass Grossbritannien Friedensverhandlungen aufheben müsste, sobald die Sowjetunion geschlagen wäre. Und ohne ihren britischen Verbündeten könnten die Vereinigten Staaten den europäischen Kontinent nicht mehr erreichen. Die deutsche Führung hatte zu hoch gepokert, um jetzt nicht weiterzuspielen.¹

Nach ihrer letzten katastrophalen Fehleinschätzung der sowjetischen Kampfkraft hatte die Abteilung Fremde Heere Ost des Generalstabes des Heeres eine völlige Neubewertung vorgenommen. Doch auch diesmal unterschätzte sie die sowjetische Bewaffnung, Truppenstärke und Reserven erheblich und ging von der Annahme aus, dass der Hauptgegner der Wehrmacht sich von den Verlusten des Winters nicht erholen würde. Zum Glück für sie war der sowjetische Geheimdienst ebenso schlecht, und so bereitete sich die Rote Armee darauf vor, dass die Heeresgruppe Mitte einen erneuten Angriff auf Moskau führen würde. Stattdessen konzentrierten die Deutschen ihre gesamten Anstrengungen jedoch auf die Heeresgruppe Süd und die Eroberung der kaukasischen Ölfelder. «Wenn ich das Öl von Maikop und Grosny nicht bekomme, dann muss ich diesen Krieg liquidieren», gab Hitler gegenüber General Paulus, dem Oberbefehlshaber der 6. Armee, zu. 1941

hatten die preussischen Generäle, die fleissig Clausewitz gelesen hatten, die Rote Armee in einer entscheidenden Vernichtungsschlacht um Moskau schlagen wollen, während Hitlers Interesse mehr der Eroberung der ukrainischen Kornkammer und der Ölquellen gegolten hatte. Doch nun, im Frühjahr 1942, herrschte Einigkeit: Wenn die Deutschen die sowjetische Wirtschaft von ihrer lebenswichtigen Energieversorgung abschneiden würden, wäre die Rote Armee zu einer letzten grossen Schlacht gezwungen, die Wehrmacht würde die Ressourcen erobern, die das Deutsche Reich brauchte, und könnte den Krieg im Osten gewinnen.²

Halders Operationsplan für den «Fall Blau» sah vor, an der Schwarzmeerküste in Richtung Kaukasus vorzurücken. Als erste Ziele waren die Eroberungen Sewastopols und der Halbinsel Kertsch anvisiert, um jeglichen Angriff auf die deutschen Linien von Süden zu vereiteln. Den Schwerpunkt auf die Heeresgruppe Süd zu legen war nicht nur eine Frage der militärischen Absichten, sondern entsprang schlichter Notwendigkeit. Ende März waren 95 Prozent der deutschen Divisionen noch nicht für eine Offensive einsatzfähig. Anfang Mai fehlten an der Ostfront 625'000 Mann, und 90 Prozent der Fahrzeuge, die die Wehrmacht in den vorangegangenen neun Monaten verloren hatte, waren immer noch nicht ersetzt. Den grössten Teil der Ressourcen hatte die Heeresgruppe Süd erhalten: Von ihren 68 Divisionen waren 17 teilweise und die überwiegende Mehrheit – insgesamt 48 – vollständig wiederhergestellt. Hatten bei der Offensive im Juni 1941 alle drei Heeresgruppen auf breiter Front angegriffen, so sollten die Heeresgruppen Nord und Mitte bei diesem Feldzug lediglich Materialverluste auffangen und ihre Stellungen halten.³

Als man ihre wertvollen Panzer nach Süden beorderte, war dem jungen Infanteristen Wilhelm Abel am nördlichen Ende der Ostfront klar, dass ein Sturm auf Leningrad ausgeschlossen war. Seiner Schwester in Westfalen konnte er jedoch schreiben, dass sie noch genügend Artillerie und Luftunterstützung hatten, um die Stadt unablässig zu bombardieren. Er überlegte, ob der Russlandfeldzug wohl rechtzeitig beendet wäre, um noch in diesem Jahr England zu erobern und Vergeltung für die ständigen Luftangriffe zu üben. Vorerst gingen er und seine Kameraden in der Maisonette am Ladogasee mit Handgranaten auf Fischfang.⁴

Helmut Paulus war Tausende Kilometer entfernt am ukrainischen Fluss Mius an einem der südlichsten Abschnitte der Ostfront stationiert und ge-

Patt

hörte mit zu den Letzten, die von der deutschen Offensive erfuhren. Am 1. Juli 1942 hörten seine Schwester und seine Mutter die Sondermeldungen im Rundfunk, dass die lange erwartete Sommeroffensive begonnen habe und Sewastopol gefallen sei. Unterdessen machte Helmut sich Sorgen über die Zustände in Pforzheim: Er hatte gelesen, dass Kartoffeln erstmals rationiert wurden, hatte von einem Kameraden nach dessen Rückkehr aus dem Heimaturlaub von der Stimmung und dem Leben zu Hause gehört und fragte sich, ob es richtig war, dass seine Mutter ihm ihre Schokoladenration schickte. Wie alle Veteranen seiner Einheit war er wütend, dass sie schon wieder ein Übungsmanöver hatten absolvieren müssen. Die Mengen wertvoller Artilleriegranaten, die dabei verschwendet wurden, ganz zu schweigen von den versehentlich Verwundeten, waren für ihn unfassbar. In ihrer Einheit hatte es einen Unfall gegeben, weil einer der neuen Rekruten seine Handgranate zu kurz geworfen hatte. Ein Kamerad hatte dazu die passende Philosophie geliefert: «Wenn es einen vorne nicht trifft, schiessen sie einem hinten in den A..., aber hin sein muss man auf alle Fälle.»⁵

Die erste Juliwoche ging dahin, in der Heimat berichteten die Rundfunknachrichten über die GROSSOFFENSIVE, die nordöstlich seiner Stellung stattfand, aber im Mius-Abschnitt lief alles weiter wie zuvor. Die Übungen wurden um lange Fussmärsche ergänzt, und gelegentlich griff ein sowjetischer Doppeldecker sie im Tiefflug an. Als die Männer sich die Filmkomödie «Die lustigen Vagabunden» anschauten, fiel Helmut auf, wie sehr sie sich verändert hatten: «Das Lachen ist ja bei uns selten geworden. Aber heute freuten sich doch alle wie Kinder. Wenn man bedenkt, dass ziemlich jeder von ihnen mindestens zehn Russen auf dem Gewissen hat, so wundert man sich doch ein wenig über diese Ausgelassenheit.»⁶

Am 11. Juli 1942 kam schliesslich der Marschbefehl. In brütender Hitze waten die Männer durch den Mius, wobei ihnen das Wasser in die Stiefel schwappte, und rückten in ein Dorf vor, das die Sowjets bereits evakuiert hatten. Sowjetische Deserteure verrieten den deutschen Pionieren, wo die Minenfelder lagen. Einige hundert Meter hinter dem Dorf geriet Helmut's Kompanie plötzlich in Gewehr- und Maschinengewehrfeuer und musste sich eingraben. Zitternd verbrachten sie die Nacht in ihren nassen Kleidern, den durchgeschwitzten Hemden und den von der Flussquerung noch triefenden Hosen. Artillerie und Granatwerfer verstärkten das sowjetische Feuer. Sie

hatten die falsche Richtung eingeschlagen und mussten den grössten Teil der Kompanie im Laufe der Nacht zurückziehen. Helmut gehörte zu den 24 Männern, die zurückblieben, um die Stellung zu halten. Am nächsten Tag hockten sie in ihren Erdlöchern, von drei Seiten umzingelt, ohne Verbindung zu ihren rückwärtigen Linien. Am Ende des zweiten Tages hatten sie seit 48 Stunden nichts gegessen und mussten ständig Männer mit Kochgeschirr auf einen halbstündigen Weg schicken, um Brachwasser zu holen.

Gerade als die Ablösung für ihre Einheit kam, hörte Helmut das Pfeifen einer Granate. Instinktiv sprang er aus seinem Graben. Das Geschoss landete zehn Meter hinter ihm. «Einem Kamerad, der hinter mir sprang, riss es beide Beine weg, während mir nichts passierte», schrieb er nach Hause. Nachdem sie eine Nacht lang aufgegebene sowjetische Bunker nach Nahrung durchsucht hatten, erbettelten sie sich am nächsten Tag auf ihrem Fussmarsch Brot und Zwieback von Gebirgsjägern und schöpften im Vorbeigehen Wasser aus Bächen. An diesem Abend holten sie endlich ihren Versorgungstrupp und die Feldküche ein. Warmes Essen gab es nicht, aber zumindest Brot, Butter, Kaffee und eine Tafel Schokolade für jeden. Als Helmut sich in den Schatten eines Wäldchens legte, um nach Hause zu schreiben, hörte er zum ersten Mal die massiven deutschen Bombardements. In das Donnern der Artillerie mischte sich in Wellen das Kreischen der Stukas, die zu Hunderten auf die im Winter gebauten sowjetischen Betonbunker niederstiessen. «Bisher war bei uns immer die feindliche Luftwaffe und Artillerie in erdrückender Übermacht. Ein unbeschreibliches Gefühl für jeden von uns ist dieses Trommelfeuer», schrieb er am Vorabend ihres eigenen Angriffs.⁷

Anstatt ins Gefecht geschickt zu werden, wurde Helmut's Kompanie jedoch unvermittelt abgezogen, in Lastwagen verfrachtet und wieder über den Mius gebracht. Um der sengenden Julisonne zu entgehen, marschierten Helmut Paulus und seine Kompanie überwiegend nachts weiter südwärts Richtung Rostow. Er verlor seinen Metalllöffel und musste seine Familie bitten, ihm Ersatz zu schicken, da er sich nicht wie die Einheimischen mit Holzlöffeln begnügen wollte – «die für das Maul eines Krokodils bestimmt zu sein scheinen und mit denen kein gebildeter Mitteleuropäer essen kann». Die Nachricht vom Fall der Stadt Krasnyi Luch – die sie den ganzen Winter und das Frühjahr hindurch vor Augen gehabt hatten – bestätigte ihm: «Damit gab

Patt

der Russe seine ganze Befestigungslinie auf.» Aus dem Erscheinungsbild der Dörfer, durch die sie kamen, schloss er, dass sie etwa einen Tag hinter der abziehenden Roten Armee waren und allmählich aufholten. Angeführt von einem Pionierzug, der Minenfelder aufspürte, mussten sie mit den Gewehren im Anschlag vorrücken. Ihr Maschinengewehr liessen sie zusammengebaut, so schwer und hinderlich es bei einem 40-Kilometer-Marsch auch war. Eine zerstörte Brücke setzten sie notdürftig mit Türen und Fensterläden instand, die sie aus den benachbarten Häusern rissen, und zogen weiter.⁸

Die Sommerhitze, die geringen Verluste und der schnelle Vormarsch über die Steppe sorgten für gleichbleibend gute Stimmung. Am 26. Juli erreichte die Kompanie Rostow am Don. Als Helmut im Morgengrauen durch die Stadt fuhr, wunderte er sich, dass am Bahnhof unzählige zurückgelassene Lokomotiven und Waggons standen. Mit einer grossen Fähre überquerten sie den Don und marschierten den Rest der Nacht weiter, wobei sie häufig durch die Sumpfgebiete waten mussten, die östlich des grossen Flusses lagen. Als sie schliesslich in einem Dorf auf Widerstand stiessen, erledigten die Stukas den grössten Teil der Arbeit und ersparten ihnen den Nahkampf.⁹

Sie schliefen in den sowjetischen Schützengraben, rückten am nächsten Morgen um 7.30 Uhr wieder aus und drangen gefechtsbereit weitere 20 Kilometer über die Steppe vor. Die Soldaten der sowjetischen Nachhut, die sie trafen, hoben nur die Hände und ergaben sich. Sobald die Deutschen die sumpfige Don-Niederung hinter sich gelassen hatten, kamen sie zügiger voran. Erfreut sah Helmut, wie ihre eigenen Panzer auf dem festen Terrain vorbeizogen und sich an die Spitze setzten. Nachdem die Rote Armee endlich von dem «Haltebefehl» befreit war, der ihre Manövriefähigkeit 1941 lahmgelegt hatte, warteten die sowjetischen Truppen nicht ab, bis sie eingekreist waren, sondern traten überstürzt mit den Lastwagen, die sie aus den USA als ihrem neuen Verbündeten bekommen hatten, den Rückzug an. Die deutschen Infanteristen mussten bei der Verfolgung ihres motorisierten Gegners immer längere Strecken zurücklegen, meist zu Fuss, da die wenigen deutschen Lastwagen nur sparsam zum Einsatz kamen. «Vollkommen erschöpft und überanstrengt, die Augen brennend vor Schlaf, die Nerven total überreizt, kamen wir mitten in der Nacht an», schrieb Helmut nach einem solchen Marsch. «Eigene Artillerie war leider kaum vorhanden, da sie bei diesem Vormarschtempo nicht mitkam. So waren wir Infanteristen, wie schon

so oft, auf uns selbst angewiesen.» Gemeinsam mit einer Nachbarkompanie kämpften sie sich langsam in ein Dorf vor, wobei einige von ihnen verwundet wurden, sie aber auch viele Gefangene machten. «Als alles vorbei war, konnten wir sogar in der Ortschaft Eier, Milch, Butter und ein prima Weissbrot organisieren, was nach den Strapazen der beiden letzten Tage wunderbar schmeckte.» Die Gefangenen brachten ihnen grosse Erleichterung, da sie einige umgehend zum Schleppen der schweren Munitionskisten heranzogen.¹⁰

Immer häufiger wurden nun sowjetische Kriegsgefangene bei den deutschen Frontdivisionen eingesetzt – eine bezeichnende Veränderung, die sich im ersten Halbjahr 1942 vollzog. Das rückwärtige Heeresgebiet hatte nicht mehr wie 1941 Massen von Kriegsgefangenen zu bewältigen, da die Rote Armee Kesselschlachten vermied, indem sie sich immer weiter nach Osten zurückzog. Damit änderte sich der Charakter der Durchgangslager für Kriegsgefangene (Dulags): Aus Todesstätten, in denen Gefangene massenhaft verhungerten – wie dem Lager, das Konrad Jarausch mitverwaltet hatte, bis er der Fleckfieberepidemie erlag –, wurden Orte, an denen Gefangene gesichtet und «Hilfswillige» – oder in der gängigen Abkürzung «Hiwis» – rekrutiert wurden. Als der Solinger Studienrat August Töpferwien im Mai 1942 in Weissrussland eintraf, hatten die Deutschen bereits begonnen, Kriegsgefangene als Hilfskräfte und sogar in einigen Kampfeinheiten einzuspannen. Obwohl Hitler solche Massnahmen ausdrücklich verboten hatte, nahm die Zahl der «Russen» in Wehrmachtsuniform im Frühjahr und Sommer 1942 stetig zu. Die meisten dieser «Hiwis» wollten einfach nur den von Hunger und Seuchen geplagten Lagern entkommen und dienten als Offiziersbur-schen, Sanitäter, Köche, Dolmetscher, Lastwagenfahrer oder Pferdekutscher. Es war die einfachste und praktischste Art, den chronischen Personal-mangel der Wehrmacht auszugleichen. Als die 134. Infanteriedivision sich nach ihrem katastrophalen Rückzug an die deutschen Linien in den Dezember-Schneestürmen zu konsolidieren versuchte, setzte sie ehemalige Rotarmisten sogar in der kämpfenden Truppe ein. Im Februar und Juni 1942 bekräftigte Hitler erneut sein Verbot, «Osttruppen» zu rekrutieren, aber ohne Erfolg. Da der Wehrmacht deutsche Soldaten zum Ausgleich ihrer Verluste fehlten, gab das Oberkommando des Heeres Richtlinien heraus, wonach in jeder Division entgegen den Anweisungen ihres Oberbefehlshabers 10 bis

15 Prozent der Truppenstärke aus sowjetischen «Freiwilligen» bestehen durften. Als diese Männer bei der Partisanenbekämpfung im rückwärtigen Frontgebiet ihren Wert im Einsatz gegen ihre früheren Kameraden der Roten Armee unter Beweis stellten, begann die Heeresgruppe Mitte, ganze Kampfeinheiten unter der Führung deutscher Offiziere aufzubauen. Am 18. August gab Hitler nach und unterschrieb eine Weisung, die offiziell die Existenz der «landeseigenen Verbände» anerkannte und Besoldung, Ränge, Uniformen und ihr Verhältnis zu deutschem Personal regelte. Am Ende des Jahres bestand die 134. Infanteriedivision annähernd zur Hälfte aus «russischen Freiwilligen». Um jede Verknüpfung mit russisch-nationalistischen Traditionen zu vermeiden, erhielten diese neuen Einheiten keine historischen, sondern geographische Namen wie «Dnjepr», «Pripet» und «Beresina».¹¹

Besonders in den baltischen Staaten und in der Westukraine hatten viele die Deutschen als Befreier begrüßt und waren bereit, gegen den Bolschewismus zu kämpfen. Es stellte sich jedoch weiterhin das Problem, welche Ziele sie eigentlich verfolgten. So hatte die Organisation Ukrainischer Nationalisten Unterstützung von den Deutschen erhalten, und die Führer ihrer beiden rivalisierenden Flügel, Andrij Melnyk und Stepan Bandera, pflegten enge Kontakte zu ihren deutschen Förderern bei der militärischen Abwehr und der Gestapo. Nach der Besetzung der Ukraine strebten beide in Konkurrenz zueinander einen unabhängigen ukrainischen Staat an, und die Deutschen unterstützten weiterhin die Aktivitäten beider Flügel, lehnten aber Forderungen nach Unabhängigkeit ab und inhaftierten zeitweise ihre Führer. Praktisch blieb die Ukraine politisch ebenso gespalten wie vor 1939. In der ehemaligen Sowjetrepublik setzte Erich Koch, der Gauleiter von Ostpreussen und Reichskommissar der Ukraine, sein eigenes rassistisches Regime durch und nutzte jede Gelegenheit, Einheimische öffentlich prügeln und hinrichten zu lassen. In der ehemals westukrainischen Region Galizien, deren Bevölkerung in der deutschen Besatzung eine Chance sah, sich sowohl von polnischer wie auch von sowjetischer Herrschaft zu befreien, war dagegen eine liberalere Kultur und Politik an der Tagesordnung. Galizien wurde als eigenständiger Distrikt mit der Hauptstadt Lemberg in Hans Franks Generalgouvernement eingegliedert, es gab ukrainisch-nationalistische Publikationen und man pflegte insgesamt eine entsprechende Kultur. Im Juli 1941 hatte die SS umgehend begonnen, ukrainische Hilfspolizeibataillone aufzu-

stellen, die eine wesentliche Rolle bei der Ermordung der Juden, der Partisanenbekämpfung und der Blockade von Grossstädten zur Umsetzung von Backes «Hungerplan» spielten. Im Sommer 1942 wuchs die Zahl dieser galizischen Polizeibataillone beträchtlich an.

In diesem Stadium des Krieges liessen die Deutschen nirgendwo mehr Freiraum für eine Politik, die slawischen Nationalismus potentiell hätte fördern können. Obwohl Wehrmachtsskommandeure wie auch Rosenbergs Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete auf ein etwas milderes Besatzungsregime drängten, konnte Erich Koch seine brutale Willkürherrschaft mit Zwangsarbeit, Requirierungen von Nahrungsmitteln und vor allem erniedrigenden öffentlichen Bestrafungen durch Peitsche und Galgen fortsetzen. Dabei wusste Koch, dass er auf die Unterstützung von Göring, Bormann und Hitler zählen konnte. Im benachbarten Weissrussland schlug der Generalkommissar für Weissruthenien einen Mittelweg ein. Im Juli 1942 lehnte er Forderungen ab, die Mehrzahl der Siebzehn- bis Einundzwanzigjährigen als zu «100% kommunistisch verseucht» zu erschiessen, und rekrutierte sie stattdessen als Lehrlinge für die Industrie oder als «freiwillige» Hilfskräfte für SS und Flakeinheiten. Aber solche Nischen positiven Engagements waren winzig im Vergleich zum Ausmass der deutschen Vergeltungsmassnahmen an der Zivilbevölkerung. Zudem kollidierten sie ständig mit tiefverwurzelten deutschen Befürchtungen, dass ein Wiederaufleben des slawischen oder russischen Nationalismus automatisch ihre Pläne untergraben würde, diese Gebiete nach dem Sieg über den Bolschewismus dauerhaft mit deutschen Kolonisten zu besiedeln.¹²

Wesentlich schneller und reibungsloser ging die Aushebung von «Ostlegionen», wie sie genannt wurden, in nichtslawischen, besonders in islamischen Gebieten vonstatten. Im November 1941 genehmigte Hitler die Schaffung einer «turkestanischen Legion», und Ende Februar 1942 arbeiteten das Oberkommando der Wehrmacht und Rosenbergs Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete zusammen, um vier separate Legionen mit Turkestanern, Muslimen aus dem Kaukasus, Georgiern und Armeniern aufzubauen. Im Sommer folgten zwei weitere Legionen für Nordkaukasier und Wolgatataren. Hier überschneit sich der Wunsch, alle nichtslawischen Volksgruppen in den besetzten sowjetischen Gebieten und später auch auf dem Balkan hinter sich zu scharen, mit der panislamischen Begeisterung der

Patt

SS und des Auswärtigen Amtes. Das AA hatte bereits im Ersten Weltkrieg Erfahrungen damit gesammelt, im Nahen Osten Widerstand gegen die Briten und Franzosen zu schüren. Nun wurden 500'000 Mann für die neuen «Ost-legionen» rekrutiert.¹³

Als die Soldaten der Heeresgruppe Süd im Herbst auf die Krim vordrangen, wurden sie von den 225'000 Tataren freudig begrüßt. Die Sowjets hatten die Moscheen und Medresen dieser sunnitischen Volksgruppe entweiht und zerstört. Allein 1943 wurden unter deutscher Besatzung 150 Moscheen und weitere 100 provisorische Gebetshäuser renoviert und eröffnet. Obwohl die Deutschen auf der Krim die Wiedereinsetzung eines Muftis, der einen Fokus für politische Forderungen hätte bieten können, nicht erlaubten, half der dortige Ulema ihnen, Rekruten für Milizen anzuwerben, die Mansteins 11. Armee angeschlossen waren. Bei einer Konferenz des Tatarenkomitees in Simferopol Anfang 1942 bekräftigte einer der Mullahs, ihre Religion und ihr Glaube verpflichteten sie, «an diesem für sie heiligen Kampf an der Seite der Deutschen teilzunehmen». Am Ende der Versammlung erhoben sich alle Tataren und beteten für «die Erreichung eines schnellen Sieges und des gemeinsamen Zieles sowie für ein langes Leben des Führers Adolf Hitler». Bis März schlossen sich 20'000 Muslime den Milizen an.¹⁴

Die Deutschen waren beeindruckt von der Disziplin und Kampfkraft der Tataren- und Turk-Legionen, die sich schon bald einen Namen in der Partisanenbekämpfung machten. Im Frühjahr zeigte ein Bericht der Feldpostprüfstelle, dass diese Männer vom Glauben an «Allah und Adolf Effendi» geleitet waren. Ein Rekrut schrieb: «Ich kämpfe für die Befreiung der Tataren und der Islam-Religion vom Bolschewistenjoch.» Ein anderer schwärmte nach der Einnahme des sowjetischen Marinestützpunkts Kertsch im Frühjahr 1942: «Wir haben (...) die rote russische Armee zerschlagen, so dass sie sich nicht mehr erholen kann. Das Wort des Siegers ist mit uns. (...) Allah hat uns auch Adolf Effendi gegeben, deshalb werden wir immer Sieger bleiben.»¹⁵

Die Wehrmacht garantierte ihren muslimischen Einheiten das Recht auf Religionsausübung und mahnte deutsche Soldaten, diese Kameraden bei ihren täglichen Gebeten nicht neugierig anzustarren und schon gar nicht zu fotografieren. Hohe Feiertage wie Ramadan und Opferfest wurden respektiert und die Verpflegung dieser Truppen mit Schweinefleisch verboten. Schwieriger war es, das rituelle Schlachten von Vieh wieder zu erlauben, da die Nationalsozialisten im April 1933 in aller Eile ein «Tierschutzgesetz» ver-

abschiedet hatten, um die koscheren Fleischereien in Deutschland schliessen zu können. Aber die Wehrmacht erliess für ihre muslimischen Einheiten die nötigen Richtlinien. Diesen Regelungen schloss sich die SS an, die eine eigene bosnisch-muslimische Division aufgestellt hatte. Eine Umfrage, die im Oktober 1942 unter Rekruten durchgeführt wurde, ergab, dass sie durchweg prosaische Gründe hatten, sich freiwillig zu melden: nämlich den deutschen Kriegsgefangenenlagern zu entkommen oder der Zwangsarbeit zu entgehen. Unter den positiven Gründen für den Kampfeinsatz rangierte besonders auf dem Balkan der Schutz der eigenen Familie vor Partisanenüberfällen an erster Stelle. Für Wehrmacht und SS waren dagegen die Grundwerte zentral, die der Nationalsozialismus und der Islam ihrer Ansicht nach gemeinsam hatten: den Gehorsam gegenüber dem Führer, den Glauben an die Familie und die Verpflichtung zu einem heiligen Krieg gegen den «jüdisch-englisch-bolschewistischen Feind». Heinrich Himmler gab sogar eine wissenschaftliche Studie in Auftrag, um herauszufinden, ob Hitler auf eine Stufe mit dem Propheten gestellt werden könne – der Führer musste sich jedoch damit begnügen, «als der im Koran vorhergesagte wiedergekehrte Isa (Jesus), der nach Art des Ritters Georg den am Ende der Welt erscheinenden Riesen und Jundkönig Dadjdjal besiegt», dargestellt zu werden.¹⁶

Die grösste Veränderung vollzog sich im relativ kleinen militärischen Teil der SS, der 1941 an der Front keine Rolle gespielt hatte. Die Waffen-SS, die Anfang 1942 lediglich 170'000 Mann stark war, suchte jenseits der Reichsgrenzen nach Rekruten, die nicht zur Wehrmacht eingezogen wurden. In diesen Bemühungen unterstützte sie die äusserst erfolgreiche Zeitschrift *Signal*, die zwar von der Wehrmacht herausgegeben wurde, sich aber in einer Auflage von 2,5 Millionen vorwiegend an eine westeuropäische Leserschaft richtete.

Dank der geschickten Kulturpolitik des deutschen Botschafters Otto Abetz konnten in Paris Jean Cocteau, Henri Matisse, Pablo Picasso, Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre ihre Arbeit fortsetzen, wobei deutsche Offiziere zu den Premieren von Sartre-Stücken erschienen. Mit einer Kulturpropaganda, die einen begrenzten Pluralismus zuließ – und Künstler von linksorientierten Vichy-Gegnern über erklärte Faschisten bis hin zu extremen Antisemiten wie Drieu la Rochelle und Céline erreichte –, bemühten sich die Deutschen nach Kräften zu beweisen, dass sie die westeuropäische

Patt

Kultur gegen die Barbarei des Ostens verteidigten. Vor allem versuchten sie, Volkshelden der besetzten Länder einzubinden: So betonten sie in Frankreich das anglophobe Vermächtnis von Jeanne d'Arc, gaben in den Niederlanden Briefmarken heraus, die statt der im Exil lebenden Königin den Kopf Rembrandts zeigten, und drehten 1942 einen aufwendig produzierten Spielfilm über den berühmten Maler. Eine solche pluralistisch angehauchte Kulturpropaganda mag die Unterstützung für Widerstandsbewegungen gedämpft haben, die in diesem Stadium ohnehin noch sehr klein war. Es erwies sich jedoch als schwierig, Niederländer, Belgier, Franzosen und Norweger als Freiwillige für Divisionen der Waffen-SS zu gewinnen. Wesentlich einfacher war es, Volksdeutsche in Rumänien und Ungarn, Ukrainer in Galizien und Muslime in Bosnien zu rekrutieren.¹⁷

In dem Masse, wie die SS ihren Anspruch auf «rassische» Exklusivität aufgab, musste sie ihre deutschen Mitglieder auf die neuen Gegebenheiten umstellen. Sie sollten sich jedoch sehr schnell damit arrangieren. Nachdem Hunderte muslimische Kriegsgefangene hingerichtet worden waren, wies Reinhard Heydrich im September 1941 in einer Weisung an alle SS-Einsatzgruppen eindringlich daraufhin, dass ein «durchaus jüdisches Aussehen» und «die Beschneidung allein noch nicht ohne Weiteres den Beweis einer jüdischen Abstammung» lieferten. Als Otto Ohlendorfs Einsatzgruppe D ihre Massenmorde auf die Krim ausdehnte, löschte sie die aschkenasischen, turksprachigen Krimtschaken aus, verschonte aber auf ausdrückliche Anweisung aus Berlin die turkstämmigen Karäer, die vor Jahrhunderten zum Judentum konvertiert waren. Einige hundert von ihnen wurden sogar für die Freiwilligenverbände der Krimtataren rekrutiert.¹⁸

Solche feinen Unterschiede machten die deutschen Soldaten, die eher verwirrt waren über das religiöse und sprachliche Vielvölkergemisch in ihren Streitkräften, bei den «Asiaten» in ihren Reihen häufig nicht. So wurde in Warschau am letzten Wagen eines deutschen Zugs ein Schild gesichtet mit der Aufschrift: «Für Polen, Juden und Legionäre». Trotz aller Propagandabemühungen um eine tolerantere und offenere Haltung gegenüber den neuen Verbündeten blieben deutsche Soldaten weitgehend bei ihren völkisch-rassistischen Vorurteilen. Im Juni 1942 hörte Fritz Probst gutgelaunt das Heulen deutscher Stukas, die im Zuge der Sommeroffensive Stellungen der Roten Armee angriffen. Den Familienvater aus Thüringen überlief im-

mer noch ein Schauer beim Anblick der sowjetischen Kriegsgefangenen, an denen die deutsche Kolonne vorbeikam. «Ihr müsstet mal die Gefangenen Asiaten und dgl. sehen, wenn die in unser Vaterland gekommen wären, dann hätte es ein grosses Morden gegeben, denn das sind keine Menschen und auch keine harmlosen Tiere, es sind Bestien.» Fritz Probst wiederholte hier Ausdrücke und Vergleiche, die er seit Kriegsbeginn aufgesaugt hatte, und er konnte sich an das neue Bild nicht gewöhnen. Die Winterkrise 1941/42 hatte die deutschen Truppen zu einer kollektiven Einstellung geführt, nach der das Erhängen von Zivilisten, das Niederbrennen von Dörfern, die Vertreibung der Einwohner in die Steppe und die Beschlagnahmung ihrer letzten Vorräte und Winterkleider eine natürliche Reaktion auf eine überwältigende Bedrohung war. Dieser psychische Wandel im Ostheer erwies sich als unumkehrbar: In entscheidenden Momenten liessen sich die Kernelemente dieser erlernten Haltung wieder abrufen und setzten alle komplexen persönlichen Beziehungen ausser Kraft, die sich zwischen den Besatzungskräften und der Bevölkerung der besetzten Gebiete entwickelt hatten.¹⁹

Nach sechs Monaten an der Ostfront nahm Eugen Altrogge sich die anspruchsvolle Aufgabe vor, «das Wesen des russischen Volkes» in seinen Zeichnungen einzufangen. Seinem Freund Hans Albring schrieb er: «So sehr setzen wir Gardinen und Kultur, Holzfussboden und Kultur, saubere Fingernägel und Kultur ineins und ahnen meist nichts von der starken Primitivität, seelischen Einfachheit, einfältigen Kraft und furchtbaren Gewalt dieses Volkes.» Um diese exotische Schlichtheit in seinen Bildern einzufangen, versuchte Altrogge, sich in seinen Zeichnungen «in neuen Geleisen» zu bewegen: «Sie sind weniger abstrakt, sind aber einfacher.» Die beiden jungen Katholiken suchten nach einer tiefen, religiösen Reinheit, die durch die moderne kommerzielle Kultur im Westen ihrer Ansicht nach zerstört worden war. Als Albrings Einheit sich Stalingrad näherte, begann er Ikonen zu bewundern – und zu sammeln. Beide Männer fühlten sich zu der körperlichen Schönheit russischer Frauen hingezogen und versuchten, deren innere Dimensionen in ihren Zeichnungen zu erfassen. Doch trotz seiner religiösen und künstlerischen Empfindsamkeit unterschied Hans Albring sich nicht wesentlich von Fritz Probst, wenn er an seinen Freund schrieb: «An der gleichen Stelle, die nun wieder in Feindesland ist, seit Januar, begingen die entmenschten Horden später ein ungeheures Verbrechen und mordeten hilflose

Patt

Verwundete, die beim Geschehen dieser dunklen Stunden nicht mehr zurückgeschafft werden konnten. Von dem alten heiligen Russland Ljesskows blieb nicht viel mehr als die Krone aus Dornen und eine glühende Hoffnung, in deren Nähe man spürt, wie das eigene Herz sich dahin beugt. Die Fratze des Teufels ist unerträglich über diesem Land.»²⁰

Selbst solche reflektierten Briefschreiber wie Albring und Altrogge hatten aufgehört, darüber nachzudenken, wie «hart» die Ostfront sie gemacht hatte. Es hatte keinen Sinn, ihre eigene Veränderung ständig neu zu durchleben. Stattdessen wandten sie den Blick lieber auf die emotionalen Konstanten: Heimat, Familie und die deutsche Kultur, in der sie aufgewachsen waren. Während ihres Vormarschs durch die Steppe erwähnten alle drei Abiturienten – Altrogge, Albring und Helmut Paulus – in ihren Briefen, dass sie Goethe, Hölderlin und Ernst Jüngers kürzlich erschienenen Tagebuch des ersten Kriegsjahres, «Gärten und Strassen», lasen. Diese jungen Männer stammten aus unterschiedlichen Teilen Deutschlands, gehörten unterschiedlichen christlichen Konfessionen an und bekleideten unterschiedliche Ränge in der Wehrmacht, gemeinsam war ihnen jedoch eine tiefe Verbundenheit zur literarischen Bildung, die sie durch ihre Familien und ihre Erziehung erfahren hatten. Verloren in der weiten, fremden «Wüste» der Steppe, fanden sie Zuflucht bei den Klassikern.²¹

Vielen Männern erschien die Ostfront als notwendige Prüfung, als grauenvolle Qual, in der die einzige Hoffnung aus Spekulationen darüber erwuchs, wann es enden würde. Fritz Probst, ein raubeiniges Parteimitglied und ein strenger Vater, neigte nicht dazu, viel über sich nachzudenken. Er war sich jedoch schmerzlich bewusst, was ihm entging. Sein Jüngster, Manfred, der sich im ersten Kriegsjahr noch nachts ins Bett seiner Mutter gekuschelt hatte, wurde 1942 eingeschult. Jedes neue Jahr seines Kriegsdienstes brachte einen Kalender voller verpasster Geburtstage mit sich. Zum Geburtstag seiner Tochter Gundula am 6. Januar gestand Probst: «(...) ich denke an solche Tage immer mit Schrecken, denn man sieht doch an den Kindern, dass man älter wird und das nicht allein, sie werden grösser und ich kann die kurze Zeit der Kindheit nicht miterleben. Wenn dann der Krieg mal vorüber ist, sind unsere Kinder gross.» Seit seinem letzten Heimaturlaub war ein Jahr vergangen.²²

Zu Hause wirkte sich seine Abwesenheit offenbar vor allem auf seinen Ältesten, Karl-Heinz, aus. Probst hielt seiner Frau Hildegard vor, sie hätte ihn früher an die Kandare nehmen sollen, und regelmässig schrieb er mah-

nende Briefe an seinen Sohn. Bereits 1940 hatte er den Zwölfjährigen recht oberlehrerhaft an sein «Ehrenwort» erinnert und ihm erklärt, «wenn du gehorsam bist, wird dir Mutti nie eine Bitte abschlagen». Zwei Jahre später schrieb er dem Vierzehnjährigen eine wahre Schimpftirade: «Wenn Oma schon schreibt, du seist ein Flegel, dann muss es ja schlecht mit dir bestellt sein.» Er erinnerte seinen Sohn an seine Verpflichtungen gegenüber den Eltern, die ihm eine Schulbildung über die üblichen Volksschuljahre hinaus finanzierten: «Bist du dir nicht bewusst, dass du als vierzehnjähriger Junge schon etwas mehr Anstand haben musst und denkst du nicht daran, dass wir dir ein Opfer bringen indem wir dich länger zur Schule gehen lassen? Willst du da nicht ein wenig dankbar sein deinen Angehörigen gegenüber?» Ausserdem führte er seinem Sohn vor Augen, dass er moralisch in der Schuld seiner Eltern stünde: «Schäme dich, dein Vater ist weit weg von dir und hilft mit, dir, Euch, eine bessere Zukunft zu bereiten, damit Ihr es später nicht selbst müsst und könnt Euch anderen Aufgaben widmen und du siehst dies alles nicht ein. Ich kann nur nochmals sagen, schäm dich.»²³

Bei Fritz Probst war die Verzweiflung über die wachsende Kluft und seine schwindende väterliche Autorität deutlich zu spüren. Eine Woche später bedauerte er in einem Brief, dass er die Konfirmation seines Ältesten verpassen würde, und tröstete sich mit dem Foto, das Hildegard ihm von den drei Kindern geschickt hatte. Am Schluss des Briefes mahnte er seine Frau: «Man muss sich aber immer wieder zusammenreissen und darf nicht weich werden, denn sonst ist man verloren, nur wer hart ist, auch gegen sich selbst, besteht das Leben. Und das wollen wir sein, hart und fest und immer wieder hoffen, dass wir uns bald wiedersehen.» Hier bildete charakterliche «Härte» die Klammer, die sowohl die Gefahren an der Front als auch die Belastungen zu Hause in ein gemeinsames familiäres Streben einband. Drei Monate später sprach Fritz sich und seiner Frau erneut Mut zu: «Wir müssen noch härter sein, dürfen den Mut nicht verlieren, können nur hoffen und immer wieder hoffen bis einst mal der Tag kommt, an dem unsere Sehnsucht in Erfüllung geht.» Bei dem Versuch, die privaten, familiären Konflikte zu lösen, griff Fritz Probst immer wieder auf öffentliche Tugenden zurück, auf «Pflicht», «Härte», «Entschlossenheit» und «Opfer». Auch wenn er seiner Frau über den Feldzug nicht viel schreiben durfte, statteten seine Briefe diese Gemeinplätze mit seiner Autorität und der Authentizität der Front aus.²⁴

Patt

Solche Sorgen hatte der zwanzigjährige Helmut Paulus nicht. Erstaunlicherweise erreichten ihn die Briefe und Päckchen aus der Heimat auch während des Vormarschs, und dank der Bemühungen seines Vaters konnte Helmut das Sturmabzeichen ersetzen, das sein Feldwebel verloren hatte. Der Mann war begeistert. Als seine Kompanie sich dem Kaukasus näherte, traf genügend Briefpapier für mehrere Monate ein. Mit dem Zucker, den seine Mutter ihm geschickt hatte, süßten er und seine Kameraden Kirschen und Maulbeeren, die sie in den Dörfern pflückten. Der Zitronenextrakt half ihm während der Fussmärsche, seinen Durst zu stillen. Seinen Nietzsche-Band versteckte er in einer Munitionskiste und verschlang die Kritik zur Aufführung von Goethes «Faust» mit Gustaf Gründgens, die in *Das Reich* erschien. Als er sich nach den Gerüchten über die vielen Klagen an der Heimatfront erkundigte, verteidigte seine Mutter die Ehre der Daheimgebliebenen und schrieb ihm, die Leute kämen zurecht und fänden sich mit der knappen Versorgung und dem Warten ab: «So stehen die Frauen in langen Schlangen vor den Läden, und es fällt kein Wort.»²⁵

Anders als 1941 waren seine Eltern nun besser informiert und konnten Helmut's Vormarsch beinahe in Echtzeit verfolgen. Seine Mutter sagte praktisch auf den Tag genau voraus, wann er die Don-Sümpfe erreichen würde. Sein Vater drängte ihn immer noch, sich freiwillig für eine Offizierslaufbahn zu melden, hatte aber im Gegensatz zum Vorjahr inzwischen gelernt, sein Nein zu akzeptieren. Helmut sah sich volkstümlicher als «Frontschwein» und nicht in «Friedenszeiten» als Exerzierplatzsoldat. Allmählich freundete er sich jedoch mit dem Gedanken an, in die Fusstapfen seiner Familie zu treten und Arzt zu werden, auch wenn er dafür seinen Traum aufgeben musste, Chemie zu studieren. Die durch den Krieg verlorene Zeit liess ihn mit wachsender Ungeduld darauf brennen, einen Beruf zu ergreifen und eine Familie zu gründen. «Vielleicht bringt es der Krieg mit seiner Härte und Unrecht mit sich, dass ich mich nach einem ruhigen und geregelten Leben direkt sehne. Das alles kann mir aber die Chemie erst nach langen Jahren bieten. Da ich nach dem Studium vor dem Nichts stehen würde und erst in mühseliger, jahrelanger Arbeit mir eine Existenz verschaffen müsste.» Seine Schwester Elfriede hatte sich ebenfalls entschlossen, Medizin zu studieren. Seine Mutter schrieb ihm, dass viele junge Männer versuchten, sich für ein Studium vom Kriegsdienst beurlauben zu lassen. Helmut war jedoch klar, dass er als

Infanterist kaum Aussicht auf eine Beurlaubung hatte: Noch immer gab es zu wenig Ersatzkräfte. Die einzige Möglichkeit wäre, die Versetzung in eine Sanitätseinheit zu beantragen und sich auf dem Dienstweg für ein Medizinstudium zu bewerben. Das könnte jedoch nach seiner Schätzung mindestens zwei weitere Jahre erfordern, und er konnte sich nicht vorstellen, dass der Krieg so lange dauern würde.²⁶

Hans Albring hatte ebenfalls vor, eine Beurlaubung für ein Studium zu beantragen. Er wollte Geschichte, Philosophie und deutsche Literatur studieren. Statt seinen Militärdienst als «verlorene Zeit» zu sehen, nutzte er die ruhigen Nachtstunden im Funkwagen, in denen das Funkgerät abgeschaltet war, um das Johannesevangelium neu zu übersetzen. Zudem arbeitete er seine Skizzen zu Illustrationen für seine Übersetzung aus, die er zu veröffentlichen hoffte. Er fing an, die Gesichter und vor allem die Hände seiner Kameraden zu zeichnen. Sein Freund Eugen Altrogge wollte nicht zurückstehen und begann, an Text und Illustrationen für ein «Stundenbuch» zu arbeiten, sobald er sich von einer Schussverletzung am Oberschenkel erholt hatte und an die Front zurückgekehrt war. Mittlerweile hatte er jedoch erfahren, dass sämtliche Studienurlaube für Soldaten an der Ostfront ausgesetzt waren, und er machte sich Sorgen um Hans' Verfassung, nachdem dessen «Hoffungs- und Traumgebäude zusammengebrochen» waren.²⁷

Im Kaukasus eroberte Generalfeldmarschall Wilhelm Lists Heeresgruppe A am 9. August 1942 die ersten Ölfelder in Maikop, allerdings erst, nachdem die Förderanlagen zerstört worden waren. Da die Truppen innerhalb von zwei Wochen 480 Kilometer zurückgelegt hatten, waren die deutschen Versorgungslinien so in die Länge gezogen, dass der Treibstoff mit Kamelkarawanen herangeschafft werden musste. Helmut Paulus' Einheit beteiligte sich am 12. August an der Einnahme von Krasnodar, die den Deutschen den Zugang zu den östlichen Schwarzmeerbäfen auf der Halbinsel Taman und damit die Möglichkeit eröffnete, die deutschen und rumänischen Truppen im Kaukasus per Schiff von den rumänischen Häfen aus mit Nachschub zu versorgen.²⁸

In der zweiten Augushälfte hatte Helmut Paulus' Infanterieeinheit die scheinbar endlose Eintönigkeit der Steppe bereits weit hinter sich gelassen. Als sie die Ausläufer des Kaukasus erreichten, fühlte Helmut sich an die badische Heimat erinnert. Am 20. August fand er während eines Artilleriege-

Patt

fechts genügend Musse, die Schönheit der Umgebung wahrzunehmen: «Wenn ich hinüberschaue zu den Russen, könnte ich fast meinen, bei uns zu Hause zu sein. So sehr ähnelt die Gegend dem beginnenden Schwarzwald. Ringsum Berge mit Eichenwäldern bewachsen bieten dem Auge nach der endlosen Ebene der Ukraine endlich die willkommene Abwechslung.» An diesem Nachmittag bot ein tscherkessischer Förster an, sie auf Waldwegen hinter die sowjetischen Linien zu führen. Während die Kompanie an diesem Abend auf einem Berg halt machte, wurde Helmut's Zug ins Tal hinuntergeschickt, um die Militärstrasse auszuspähen, die sie zu den Hochgebirgspässen und durch die Berge in den ölfreien Süden führen würde. Die ganze Nacht lagen sie im Gebüsch am Strassenrand auf der Lauer und sahen Lastwagen, Artillerie, Marschkolonnen und Tross der Roten Armee vorbeiziehen. Bei Tagesanbruch kehrten sie jedoch nicht zu ihrer Einheit zurück, sondern eröffneten das Feuer. Die Sowjets erholten sich schnell von ihrer Überraschung darüber, dass sie so weit hinter ihrer Front angegriffen wurden, umgingen den kleinen deutschen Spähtrupp seitlich durch den Wald und stellten ihn an einem Bach im Tal. Helmut wurde gleich von einem der ersten Schüsse getroffen.²⁹ «Zuerst wusste ich nicht, ob ich überhaupt verwundet war», schrieb er nach Hause. «Ich sah wohl das Loch in der Hose. Aber es kam kein Blut. Bald sah ich dann, wie die Unterhose sich rötete, und da wusste ich, was los war.» Sofort kam ein Sanitäter, schnitt sein Hosenbein auf und bandagierte die Wunde, so dass Helmut in die Schlucht zurückhumpeln konnte, wo der Arzt seine Sanitätsstation aufgeschlagen hatte. Die Kugel hatte seinen Oberschenkel sauber durchschlagen, ohne die Arterie oder den Knochen zu treffen, und eine fünf Zentimeter lange Fleischwunde hinterlassen. Allmählich ging dem Bataillon die Munition aus, es wurde zurückgedrängt, war von drei Seiten umstellt und stand mit dem Rücken an einem Steilhang. Dieser Berg rettete sie. Am nächsten Morgen erreichte eine Kolonne deutscher Fahrer und Hilfskräfte, die sich die ganze Nacht abgerackert hatten, um Munition und Verpflegung über die Bergstrassen heranzuschaffen, den belagerten Trupp. Sie halfen, die Verwundeten fortzubringen. Als Helmut aus eigener Kraft davonhumpelte, lockerte sich der Verband, und die Unterhose, die verschwitzt, blutverkrustet und seit Wochen nicht gewaschen war, scheuerte über die Wunde. Nach etwa zwei Kilometern erreichten sie schliesslich die Wagen, und Helmut kletterte erleichtert hinauf.³⁰

An die Toten schreiben

Als Helmut während der Rückfahrt hilflos auf dem Karren lag, der immer wieder gefährlich nah an den Rand der steilen Bergstrasse rutschte, musste er an einen Waldweg südlich von Pforzheim denken, auf dem seine Schwester Irmgard einmal als Kleinkind in ihrem Kinderwagen beinahe in den Abgrund gestürzt wäre. Die einzige Bremsvorrichtung an dem Karren, der die Verwundeten transportierte, war eine Kette, die das Hinterrad blockierte. Endlich erreichten sie den Talgrund und konnten in deutsche Sanitätsfahrzeuge umgeladen werden, begleitet von einem Abschiedsgruss der Stalinorgeln, die ihre Salven von jeweils 36 Raketen abfeuerten. Eine Stunde später befand sich Helmut auf dem Hauptverbandsplatz und bekam eine Tetanuspritze, bevor man ihn in das Lazarett in der kaukasischen Stadt Krasnodar brachte.

Das Lazarett in der ehemaligen Kaserne der Roten Armee war spartanisch, aber angenehm, die Verpflegung einfach, aber reichlich, und die anderen Verwundeten waren fast ausnahmslos ebenfalls Infanteristen, viele sogar aus Helmuts Kompanie. Jemand hatte ein Radiogerät in die Kantine gestellt, und dort sassen Helmut und die anderen Verwundeten bei leichter Musik, unterhielten sich, assen Äpfel und schrieben Briefe nach Hause. Vierzehn Tage später erreichte die Nachricht von der Verwundung seine Familie – in nur der Hälfte der Zeit, die Feldpostbriefe noch 1941 gebraucht hatten, da man mittlerweile einen speziellen Luftpostdienst für die Ostfront eingerichtet hatte. Umgehend erkundigte Dr. Arnold Paulus sich nach Namen und Dienstgrad sämtlicher Ärzte, um zu sehen, ob er einen von ihnen kannte. Zudem hoffte er, dass der recht freundliche Chefarzt Helmut den Wechsel von der Infanterie ins Sanitätskorps und damit auch die Heimkehr zum Studium erleichtern könnte. Sobald er die Urkunde über Helmuts Verwundenabzeichen erhalten hatte, liess er es sich in Pforzheim aushändigen und schickte es seinem Sohn.³¹

Helmut war stolz auf seine Teilnahme am Infanterieangriff, mit dem Krasnodar erobert worden war, ärgerte sich jedoch über die Herablassung der Etappe gegenüber einfachen Landsern wie ihm. Er erinnerte sich an einen Besuch in einer Etappenstadt im vorangegangenen Winter, wo er gesehen hatte, «wie Offiziere und Soldaten mit russischen Mädchen Arm in Arm spazieren gingen. Hier in Krasnodar soll es sogar ein Tanzlokal geben. Hoffentlich wird dieses Lokal bald geschlossen.» Als es ihm schliesslich langweilig wurde, ging er ohne Krücken mit einem oder zwei Kameraden auf den

Patt

Markt. Sie verschlangen Äpfel und Trauben und bummelten fasziniert von der farbenfrohen, halb orientalischen Atmosphäre durch die Strassen. Seiner Schwester Irmgard schickte er für ihr Kriegsalbum einige russische Broschüren, die er im Lazarett gefunden hatte. Zu ihrem Geburtstag trieb er auf dem Markt eine bestickte Haube auf, mit der sie die Mädchen in Pforzheim beeindruckten konnte. Im Theater von Krasnodar erschienen die an sich schäbigen Kostüme durch die spärliche Beleuchtung in einem «mystischen Halbdunkel»: «Das Publikum bestand zum grössten Teil aus Russen, die als echte Proletarier sich in einem Theater nicht benehmen konnten, sondern sich laut unterhielten, vespernten, rauchten und so weiter.» Das Kino bot eine weitere willkommene Abwechslung. Und obwohl die Gefechtsszenen in der Wochenschau unter der «Unmöglichkeit von solchen wahrheitsgetreuen Aufnahmen» litten, war Helmut doch beeindruckt von der Darstellung des Vormarschs der Infanterie: «Diese Aufnahmen waren ziemlich wahrheitsgetreu (...) Jedenfalls sah es sehr wenig soldatisch aus, da von einer geordneten Marschordnung überhaupt keine Rede sein kann. Jeder lief eben so, wie er am besten vorankam, ohne, wie man immer liest, ein frohes Soldatenlied zu singen (was wir überhaupt während dem ganzen Krieg noch nie getan haben). Es waren eben richtige Aufnahmen einer Infanteriekompanie, die schon vierzig bis fünfzig Kilometer marschiert ist.»³²

Um diese Zeit hatte sich auch Eugen Altrogge von einer Fleischwunde an seinem linken Oberschenkel erholt. Er war erleichtert, dass er nur leicht verwundet war, und begeistert von dem Rückflug über das Asowsche Meer in einem Sanitätstransportflugzeug, einer Junkers 52, die von deutschen Soldaten liebevoll «Tante Ju» genannt wurde. Eugen stand der Kinoberichterstattung kritischer gegenüber: «Der ernsthafte Kriegsmaler freilich ist heute abgelöst durch den Reporter, den Bildreporter, den PK [Kameramann der Propagandakompanie] – Pressezeichner. Mein Gott – was lügen diese Herren zusammen! Ja, wie unwahr ist selbst die Wochenschau, die ich letzthin nach langer Zeit mal wieder sah. Worin liegt diese Unwahrheit – sieht man nicht das objektive Foto?» Eugen hatte den Eindruck, dass diese Bilder die seelische und körperliche Erschöpfung und die Anspannung im Gefecht einfach nicht wiedergeben konnten. Er räumte ein: «Ich fühle mich nicht zum Kriegsmaler berufen», er habe aber ein Bild gezeichnet, das er als «richtig» empfinde: «Einmal, nach einem Stosstrupp, zeichnete ich einen Uffz., wie er im Bunker

auf einer Kante sass, ohne Hemd (ja ohne Uniform!), den Mund offen, einen Finger verbunden, nichts tuend.» Andere Bilder hatten sich ihm eingebrennt, obwohl er sie nicht festgehalten hatte – «zwei Soldaten lagen schlafend nebeneinander auf dem Bauch, wie Tote, oder wie Deckungsuchende», oder «jene ‚Fhisslandschaft‘ am Don, bei Rostow: die zerstreuten Reste und grauenvollen Überreste eines geflüchteten Heeres, aufgedunsene Pferde ohne Zahl, die mit ihren hochgestreckten Hufen zum Himmel schriean (...) die aufgedunsenen zerstückelten Leichen der Russen. Wie hat doch jedes Bild seine Gesetze!», stellte er fest, musste aber zögernd eingestehen: «Man kann sie nicht sagen – sie sind da.»³³

Seine Kameraden hatten Helmut Paulus als «kugelsicher» bezeichnet, weil er es ohne einen einzigen Kratzer von Rumänien im vorigen Sommer über den Winterkrieg bis an den Kaukasus geschafft hatte. Jetzt wunderten sie sich, dass ihn das Glück verlassen hatte und er auf den Verbandsplatz humpelte. Hans Albring dagegen war es treu geblieben, er war nach wie vor unversehr. «Das nenne ich nicht mehr ‚Glück‘», schrieb er an Eugen, «da kann man sich nichts ‚einbilden‘, sondern weiss aus der Situation heraus die Vorsehung am Werke, die bislang Nachsehen mit mir übte.» Am Tag zuvor war ein Leutnant getötet worden, den er gemocht hatte. «Ob er an die Vorsehung glaubte?», fragte sich Albring und versprach, für den Mann zu beten.³⁴

Zu Beginn des Ostfeldzugs im vorangegangenen Sommer hatte Albring kaum Worte gefunden, als er die Erschiessung von Juden und Kriegsgefangenen miterlebt und über den Sinn des Todes nachgedacht hatte. Wenn er nun über den Tod von Kameraden grübelte, war er auch gezwungen, sich die Gefahr für sein eigenes Leben klarzumachen. Viele Soldaten hatten ausreichend starke psychische Abwehrmechanismen gegen den Schock entwickelt, wenn sie tödlichen Treffern nur knapp entronnen waren, wie Helmut Paulus es im Juli erlebt hatte. Die Gleichheit im Schützengraben und die brüderliche Verbundenheit verlangten, tote Kameraden mit grösstem Respekt zu behandeln: Selbst in den schlimmsten Phasen des Rückzugs vor Moskau im Winter 1941/42 hatten Robert R.s Kameraden seine Leiche mitgeschleppt, solange es nur ging, und ihren Wunsch, nach Westen zu flüchten, unterdrückt, um ihn anständig zu begraben. Anschliessend hatten sie neben ihrem eigenen Gepäck seine Tagebücher mitgenommen. Viele hätten Wilhelm Abels Gefühle geteilt, der seine Beteiligung an einem Angriff, bei

Patt

dem sie Handgranaten in 18 sowjetische Bunker geworfen und die Insassen verbrannt und in die Luft gesprengt hatten, mit den Worten kommentierte: «Somit haben wir uns wieder einmal etwas an unseren Toten [gemeint ist: für unsere Toten] rächen können». Die Verbundenheit mit den toten Kameraden stellte auch einen Grund dar, um weiterzukämpfen. Als Fritz Farnbachers Freund Peter Siegert am 20. November 1941 schwer verwundet wurde, musste Farnbacher an ihre Mütter denken, während er seinen sterbenden Freund in einer letzten mütterlichen Geste in den Armen wiegte.³⁵

So ausgeprägt der Mythos von Ehre und Kameradschaft auch sein mochte, war die Wehrmacht doch wie alle Massenarmeen eine Ansammlung von Zivilisten in Uniform: Selbst junge Männer wie Helmut Paulus, Eugen Altrogge und Hans Albring, die sofort nach dem Abitur zur Wehrmacht gekommen waren, fingen nun an, Entscheidungen über ihre Zukunft zu treffen. Ihre unzähligen Bindungen an die Heimat verliehen einem Krieg Sinn, dessen Ende alle herbeisehten. Wenn Albring und Altrogge sich nach zwei Kriegsjahren ihr Wiedersehen ausmalten, stellten sie sich vor, durch das katholisch geprägte Gelsenkirchen-Buer zu schlendern, wo sie aufgewachsen waren, und sich ein Mozart- oder Haydn-Konzert anzuhören.³⁶

Erst am 10. September 1942 nahmen die Deutschen den sowjetischen Marinestützpunkt Noworossisk am Ostufer des Schwarzen Meeres ein. Der Sieg war jedoch unvollständig: Noch immer hielt die sowjetische 47. Armee die Höhen südlich des Hafens und die wichtigen Küstenstrassen, und so blieb der auf dem Seeweg aus Rumänien kommende Nachschub gefährdet. Das eigentliche Ziel war die Hauptstadt von Aserbaidschan, Baku, jenseits des Kaukasus am Südostufer des Kaspischen Meeres. Wenn List mit seinen Armeen auch nur die geringste Aussicht haben wollte, Baku oder zumindest die Ölquellen von Grosny zu erreichen, brauchte er massiven Nachschub an Material und Truppen. Stattdessen musste die Heeresgruppe A einen Grossteil ihrer Panzer und ihre gesamten Flugabwehrkanonen zur Unterstützung der 6. Armee abstellen und Ende September zugeben, dass ihr eigener Vormarsch nicht vorankam. Wenn sie schon nicht an das Erdöl gelangten, konnten sie zumindest zu verhindern versuchen, dass die andere Seite es nutzte. Am 10. und 12. Oktober setzte das 4. Fliegerkorps die Raffinerien in Grosny in Brand und richtete grosse Zerstörungen an. Zehn Prozent des sowjetischen Öls stammten aus Maikop und Grosny, 80 Prozent aus Baku, das je-

doch am äussersten Rand der Reichweite deutscher Bomber lag und weit jenseits der Reichweite ihrer Kampfflugzeuge. Für einen Angriff auf die Stadt hätte das 4. Fliegerkorps, das nicht einmal mehr über 200 einsatzbereite Bomber verfügte, ohne Schutz eine Direktroute fliegen müssen, zu einem Zeitpunkt, da die sowjetische Luftwaffe ihre Präsenz beträchtlich erhöht hatte. Nach dem aussergewöhnlich schnellen Vormarsch von Rostow nach Krasnodar war die Kaukasusoffensive zum Stillstand gekommen. Als bayerische Gebirgsjäger am 23. August ihre Standarte auf dem Westgipfel des Elbrus aufpflanzten, war Hitler wütend über diese nutzlose Anstrengung.³⁷

Nachdem das Hauptziel der Offensive gescheitert war, sah Franz Halder den Zeitpunkt gekommen, als Generalstabschef zurückzutreten. Für Hitler fand der eigentlich wichtige, symbolträchtige Kampf jedoch weit nördlich der Ölquellen statt. Die deutsche 6. Armee hatte den Auftrag erhalten, den Vorstoss in den Kaukasus mit einem Angriff auf Stalingrad zu unterstützen. Diese Industriestadt, die im russischen Bürgerkrieg eine wichtige Rolle gespielt hatte, lag an der letzten Westschleife der Wolga, bevor diese ins Kaspische Meer mündete. Erst nach vierwöchigen Kämpfen gelang es der 6. Armee am 23. August, den Don zu überqueren. Da keine weiteren natürlichen Hindernisse ihnen den Weg versperrten, legten die deutschen Panzer die Strecke von der Ostschleife des Don zur Westschleife der Wolga noch am selben Tag zurück und erreichten die nördlichen Vororte Stalingrads. In den folgenden drei Tagen bombardierte Richthofens Luftflotte 4 die Stadt und tötete zahlreiche sowjetische Zivilisten.³⁸

Am 30. August näherte sich Fritz Probst Stalingrad von Nordwesten. Aufgeregt schrieb er Hildegard: «(...) das ist die Gegend um Stalingrad und ich glaube ich verrate kein Geheimnis» – was er freilich tat –, «wenn ich Euch schreibe, dass um diese Stadt heiss gekämpft wird. Vom Norden und Süden sind sie ja am Stadtrand aber vom Westen noch weit davon. Das wird dann wieder ein kleiner Kessel, und wenn der ‚ausgeschlachtet‘ ist, dann ist hier Ruhe.» Er konnte gar nicht abwarten, dass alles zu Ende ging, und war durchdrungen von dem Gedanken: «Es geht alles vorüber und einst wird es auch für uns wieder besser werden, natürlich werden wir alt dabei und die schönsten Jahre gehen ungenutzt an uns vorüber.» Am 12. September drangen die Deutschen in die Stadt vor und begannen, sie Haus um Haus zu erkämpfen.³⁹

Patt

Fritz Probst entdeckte in diesen Wochen eine völlig neue Seite an sich. Der barsche Tischler mit seinem linkischen, gestelzten Schreibstil fand in seinen Briefen zu einer neuen Intimität. «Hätte ich dich hier, würde ich dich küssen bis ins unendliche», schrieb er seiner Frau Hildegard. Die Rose, die sie ihm geschickt hatte, «sagt mir wieder einmal alles, alles was zwischen uns ist, ich kann dir leider nicht durch rote Rosen meine Liebe zu dir bekunden, denn so etwas gibt es hier nicht, aber in Zeilen kann ich dies tun». Für ihr Wiedersehen – vielleicht schon nach Kriegsende – versprach er ihr: «Dann, wenn ich dich erst mal wieder in meinen Armen habe und deinen Mund zum Küssen finde, wird alles vergessen sein und ich weiss es jetzt schon, wir sind dann die glücklichsten Menschen-Kinder.» Bis dahin konnte er nur hoffen, dass Hildegard von ihm träumte, denn «Träume sind ja das Einzige was uns vorläufig zusammen bringt». Er gestand: «Manchen süßen Traum habe ich ja auch schon gehabt, aber du hast ja recht, die Enttäuschung ist dann beim Erwachen zu gross.»⁴⁰

Als das Paar endlich Worte fand, um die mit dem deutschen Vormarsch stetig wachsende Distanz zwischen ihnen zu überbrücken, hatte Fritz Probst den Eindruck, dass Lale Andersens neuer Schlager *Es geht alles vorüber* seine Gefühle am besten zu Ausdruck brachte:⁴¹

Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, auf jeden Dezember folgt wieder ein Mai. Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, doch zwei, die sich lieben, die bleiben sich treu.⁴²

Die Verheissung des Refrains, von Andersen mit melodischer, sanft schmeichelnder Stimme gesungen, sollte in diesem Herbst und Winter bei vielen anderen Briefschreibern an der Stalingradfront ihren Widerhall finden. Voller Bedauern stellte Fritz Probst fest, dass Hildegard und er mittlerweile seit 20 Monaten voneinander getrennt waren, versuchte aber, sie aufzumuntern: «Also Kopf hoch, kleine tapfere Soldatenfrau, nach diesem Herbst muss ein neuer Frühling kommen.» Er hatte keine Ahnung, dass er schon einige Wochen später unvermittelt Heimaturlaub bekommen sollte.⁴³

Als die Rote Armee nachts immer mehr Verstärkung vom Ostufer über die Wolga brachte, sah es so aus, als ob die Bolschewisten beschlossen hätten, in der nach ihrem Führer benannten Stadt letzten Widerstand zu leisten – was den Deutschen durchaus passend erschien. In seiner Rede zur Eröffnung der

alljährlichen Sammlung für das Kriegswinterhilfswerk kündigte Hitler am 30. September im Berliner Sportpalast den nächsten Schritt nach der Sperrung der Wolga als wichtiger Verkehrsader an: «Jetzt ist es insbesondere die Inbesitznahme von Stalingrad selbst, die abgeschlossen werden wird – wodurch dieser Riegel vertieft und verstärkt wird. Und sie können der Überzeugung sein, dass uns kein Mensch von dieser Stelle mehr wegbringen wird!» Er erklärte: «In meinen Augen haben wir im Jahre 1942 die schicksalhafteste Prüfung unseres Volkes schon hinter uns. Es war dies der Winter 1941/42. Ich darf wohl sagen, dass in diesem Winter das deutsche Volk und insonderheit seine Wehrmacht von der Vorsehung gewogen worden sind. Schlimmeres kann und wird nicht mehr kommen.»⁴⁴

Vorerst sah es aus, als seien die Deutschen unschlagbar, und es schien, als ob die sowjetischen Truppen, die nachts über die Wolga gebracht wurden, den unausweichlichen Verlust der Stadt lediglich hinauszögern würden. Nach seinem Heimaturlaub im thüringischen Görmar kehrte Fritz Probst Anfang November zu seinem Baubataillon zurück, wurde prompt krank und musste in einem Feldlazarett gesund gepflegt werden. An der Stalingradfront erwarteten ihn lediglich «die langen und langweiligen Winterabende und da werde ich zurückdenken an die schönen Stunden, du weisst ja welche ich da hauptsächlich meine». Mehr zu sagen traute er sich nicht, falls seine Mutter den Brief vor Hildegard öffnen sollte. Stattdessen ermunterte er sie, ihm von diesen Dingen zu schreiben: «Du kannst mir doch so viel davon schreiben, denn deine Briefe lese nur ich und es wäre doch herrlich, wenn du mir davon etwas schreiben würdest.»⁴⁵

Nur die grossen Entfernungen, die die deutschen Truppen zurückgelegt hatten, und ihre überdehnten Nachschublinien deuteten auf ihre Anfälligkeit hin. Und genau hier setzte die sowjetische Gegenoffensive an. Am 19. November griff die Rote Armee die Nordflanke der Stalingradfront an und am folgenden Tag auch die Südflanke. Ihr Ziel war es, die von rumänischen und italienischen Truppen gehaltenen Linien westlich in der Nähe des Don zu durchbrechen und damit den grössten Teil der 6. Armee zu isolieren. Als Funker gehörte Wilhelm Moldenhauer mit zu den Ersten, die davon erfuhren, achtete aber sorgfältig darauf, nicht gegen die Vorschriften zu verstossen, als er seiner Frau am 20. November kryptisch schrieb: «Nun ist es schon

Patt

anders gekommen, als wir es uns ausgerechnet hatten.» Bis zum 22. November hatten die Millionen Mann starken sowjetischen Truppen die weit überdehnten Linien der Achsenmächte durchbrochen. Im Osten waren nun die rumänische 4. Armee und die deutsche 6. Armee in einem weiten Niemandsland am Wolgaknie in und um Stalingrad vom Rest der Heeresgruppe B im Westen abgeschnitten. Gleichzeitig begann die Rote Armee eine zweite Offensive, um die Landbrücke zu Lists Heeresgruppe A im Kaukasus einzunehmen: Diesen Angriff konnten die Deutschen abwehren.⁴⁶

Die Wehrmacht glaubte, das alles schon erlebt zu haben: Bei der Rschew-Wjasma-Gegenoffensive hatte die Rote Armee im Januar 1942 ein 100'000 Mann starkes Armeekorps bei Demjansk eingekesselt. Vier Monate lang hatten die Deutschen ihre eingeschlossenen Divisionen auf dem Luftweg versorgt und dabei fünf sowjetische Armeen gebunden, bis es deutschen Truppen in einem Entsatzangriff gelungen war, die Einkesselung zu durchbrechen. Gegen die Empfehlung seines Stabes versprach Göring umgehend, die Luftwaffe werde eine Luftbrücke nach Stalingrad schaffen. In der Überzeugung, dass sich das Risiko auszahlen würde, befahl Hitler, den Kessel von Stalingrad zu einer «Festung» auszubauen, und lehnte wie im vorangegangenen Winter alle Forderungen nach Rückzug ab.⁴⁷

Das Versprechen, eine Luftbrücke einzurichten, hatte grosse Wirkung und beruhigte Soldatenfamilien, die bereits von dem Luftpostdienst beeindrückt waren, den die Feldpost während der Sommeroffensive eigens eingerichtet hatte. Über diese Luftbrücke sollte nicht nur Nachschub in den Kessel gebracht, sondern auch gewährleistet werden, dass Verwundete ausgeflogen würden. Anfang Januar traf Liselotte Purper auf dem Fliegerhorst in Lemberg ein, wo sie fotografieren wollte, wie Verwundete aus einer Ju 52 ausgeladen wurden. Um ihnen die Strapaze zu ersparen, sie mehrfach in das Flugzeug und wieder hinaus zu hieven, liess Liselotte an ihrer Stelle Sanitäter bandagieren, die sich dann auf die Tragen legen mussten. Nachdem ein Dutzend Männer das Flugzeug gewendet hatten, war das Licht endlich günstig für ihre Aufnahmen, die ihres Erachtens gut gelangen.⁴⁸

Die Versorgung der deutschen Truppen im Kessel von Demjansk hatte den Einsatz der gesamten Luftflotte 1 erfordert. Acht Monate später die 290'000 Mann zu versorgen, die in Stalingrad eingeschlossen waren, überstieg schliesslich die Kapazitäten der Luftwaffe. Hatte der Nachschubbedarf in

Demjansk bei täglich etwa 265 Tonnen gelegen, so brauchte die 6. Armee schätzungsweise mindestens 680 Tonnen am Tag.

Da die Luftwaffe über erheblich längere Distanzen operieren musste und sich einer wesentlich besser organisierten sowjetischen Luftwaffe gegenüber sah, hatte sie bereits schwere Verluste erlitten. Eine Luftbrücke würde ihre Zermürbung nur noch beschleunigen. Erhard Milch, der dynamische Generalluftzeugmeister, übernahm selbst das Kommando, aber auch er fand keine Möglichkeit, mehr als 100 Tonnen pro Tag nach Stalingrad zu schaffen.

Mit dem offensichtlichen Scheitern der Luftbrücke wurde es noch drängender, die Landverbindung wiederherzustellen. Wenn die 6. Armee abgeschnitten blieb, konnte sie nicht verhindern, dass die sowjetischen Truppen die Verbindung zwischen den beiden deutschen Heeresgruppen unterbrächen und auch die Heeresgruppe A im Kaukasus isolierten. Am 12. Dezember unternahm Manstein einen Gegenangriff von Westen, der den Gegner überraschte. In den ersten beiden Tagen konnte er rasche Fortschritte erzielen und sich der eingeschlossenen 6. Armee bis auf 50 Kilometer nähern. Sein Vorstoss liess die Sowjets auch ihre Bestrebungen einstellen, die Heeresgruppe A im Kaukasus abzuschneiden. Doch trotz Mansteins Drängen weigerte sich der Oberbefehlshaber der 6. Armee, Friedrich Paulus, seinen Truppen einen gleichzeitigen Ausbruchversuch nach Westen zu befehlen. Mangel an Treibstoff, Granaten und einsatzfähigen Fahrzeugen, heftige Schneestürme und Hitlers direkte Weisung, nicht den Rückzug anzutreten, bewogen Paulus, alle gegenteiligen Empfehlungen zu ignorieren und abzuwarten.

Die Zermürbung machte sich in den verschiedenen Teilen der 6. Armee unterschiedlich schnell bemerkbar. Obwohl Wilhelm Moldenhauers Funkwagen unbeheizt blieb, um Treibstoff zu sparen, zog er sich immer noch dorthin zurück, wenn er Nachrichten hören und der Enge ihres Unterstands entkommen wollte, der mit vier mal zweieinhalb Metern für sieben Mann so beengt war, dass sie nur abwechselnd schlafen konnten. Der einzige Vorteil war, dass jeder nachts nur eine Stunde Wache halten musste. Im dunklen Unterstand seine Stiefel an- oder auszuziehen war ein wahres Kunststück, schrieb Moldenhauer. Der Ton seiner Briefe blieb den ganzen Dezember hindurch erstaunlich gelassen. Vor allem beschäftigten ihn der Mangel an Urlaub und die ausbleibende Post. Aber allein schon aus den Schilderungen sei-

Patt

ner improvisierten Mahlzeiten hätte seine Familie seine Notlage herauslesen können: Die Männer tauschten Tabak gegen Pferdeknochen ein, um Suppe zu kochen, und verarbeiteten getrockneten Weisskohl und Herz und Lunge eines Pferdes zu einer wahren Delikatesse.⁴⁹

Nachdem Fritz Probst und seine Kameraden des Baubataillons schon vier Wochen isoliert in diesem «Dreck» gegessen hatten, schrieb er am 17. Dezember nach Hause, er sei durchgefroren, hungrig, aber gesund. Die Rationen seien auf 200 Gramm Brot am Tag und eine Suppe zu Mittag reduziert worden. Post komme gar nicht mehr zu ihnen durch, aber sie hätten gehört, dass eine Einsatztruppe die Einkreisung durchbrochen habe. Fünf Tage später war die Lage unverändert. Ein Bombensplitter hatte einen seiner Kameraden getötet. Seit fünf Wochen hatten die Männer ihre Wäsche nicht mehr durchgespült und sich seit vier Wochen nicht mehr rasiert oder gewaschen, «wir haben alle Zentimeter lange Bärte, aber die Hoffnung und den Mut verliert keiner, wir alle wissen, der Sieg ist unser», schrieb er seiner Frau.⁵⁰

Als Fritz Probst hörte, dass Einsatz unterwegs sei, war die Chance bereits vertan. Mansteins Truppe wurde in ihrem Vorstoss von der sowjetischen 2. Gardarmee blockiert. Als ein zweiter sowjetischer Zangenangriff am 16. Dezember den Frontabschnitt der 130'000 Mann starken italienischen 8. Armee durchbrach, drohte Mansteins Truppe ebenfalls eingeschlossen zu werden. Ihm blieb nichts anderes übrig, als die 6. Panzerdivision zur Rettung der versprengten Reste der italienischen Armee einzusetzen und seinen Truppen am Heiligen Abend den Rückzug zu befehlen. Weiterhin war der Luftweg also die einzige Verbindung zur 6. Armee, aber noch am selben Tag gelang es einem sowjetischen Panzerkorps, den vorgeschobenen deutschen Luftwaffenstützpunkt Tazinskaja einzunehmen. Es zerstörte 56 Transportflugzeuge und den dortigen Flugplatz.⁵¹

An diesem Abend lauschten die Radiohörer in der Heimat einer besonderen Ringfunksendung, die 30 Übertragungsstationen unter anderem von einem Flugzeug und aus einem U-Boot zusammenschaltete. Von Nordafrika bis zum Eismeer meldeten sich die Frontstationen mit denselben Formeln: «Ich rufe noch einmal Stalingrad!»; «Hier ist Stalingrad! Hier ist die Front an der Wolga!» Wie früher im Wunschkonzert wurden private Grüsse übermittelt, und am Ende der Sendung sangen alle Stationen zusammen *Stille Nacht*,

Heilige Nacht und die dritte Strophe von Luthers grossartigem Kirchenlied *Ein feste Burg ist unser Gott*: «Und wenn die Welt voll Teufel wär / Und wollt uns gar verschlingen, / So fürchten wir uns nicht so sehr, / Es soll uns doch gelingen.» Bei der Schilderung der erbitterten Kämpfe in der «Wolgadon-Region» fiel nicht ein einziges Mal das Wort «Kessel». ⁵²

Am Weihnachtstag schrieb Fritz Probst seiner Frau in Görmar erneut und rief ihr in Erinnerung: «(...) wenn man in der lieben Heimat auch nicht im Überfluss leben kann und viele Wünsche nicht erfüllt werden konnten, so hat man doch wenigstens eine warme Stube, ferner einen Weihnachtsbaum und man ist bei der Familie. Dass Ihr dies alles so habt und dass dies alles noch so ist verdankt Ihr nur unserem lieben Führer. Dass dies so bleibt, dafür stehen wir hier.» Wilhelm Moldenhauer brachte der Heilige Abend eine besondere Überraschung: zwei Säcke Post mit fünf Briefen und einem Päckchen von seiner Frau, die ihm Leberwurst, eingemachte Kirschen und eine Taschenlampenbatterie schickte. Ihr Unterstand beherbergte nun neun Männer, aber sie hatten ihn weiter ausgegraben und Autositze hineingestellt. An die Wände hatten sie einen Teppich und Zeitungsfotos schöner Frauen gehängt und sich aus einer Flasche, Silberpapier und altem Tarnmaterial einen «Baum» gebastelt. Die Dekoration bestand aus Zigarettenpapier. Eine Sonderzuteilung Brot und Bohnenkaffee hatte die von Läusen geplagten Männer in Stimmung gebracht, Weihnachtslieder zu singen. Am 30. Dezember zitierte auch Moldenhauer Lale Andersens Schlager: «Auf jeden Dezember folgt wieder ein Mai. Mit Humor und gutem Mut werden wir auch diese Zeit hinter uns bringen.» Fünf Tage später, am 4. Januar 1943, konnte Moldenhauer trotz schwerer Luftangriffe und Artilleriebeschuss von Westen immer noch einen optimistischen Ton anschlagen: «Aber Dank unserer guten Führung können wir guter Zuversicht sein. Wir wollen hoffen, dass die grosse Offensive des Russen für uns ein grosser Erfolg wird. Das hoffe ich nicht nur, sondern ich bin sogar fest davon überzeugt, dass es so kommen wird.» Es sollte sein letzter Brief sein. ⁵³

Ursula von Kardorffs 23 Jahre alter Bruder schrieb ihr am 23. Januar: «Wie in der berühmten Kleist'schen Anekdote, wo in dem preussischen Husaren 1806 ein Soldatentum geschildert wird, das unabhängig von dem Misserfolg des Ganzen seinen Glanz behält, so will ich nach dem besten Können stets meine eigene Kraft einsetzen, ohne nach dem möglichen Ausgang zu fragen.»

Patt

Als dieser Brief bei Ursula in Berlin eintraf, war seine Division gerade erst im Wehrmachtbericht lobend erwähnt worden. «Man weiss, was das heisst», vermerkte Kardorff in ihrem Tagebuch. Die junge Frau fragte sich, wo sie geistig Zuflucht suchen sollte, «bei Bach? Hölderlin? Kleist?», und kam zu dem Schluss, sich die Haltung ihres Bruders anzueignen, «daran muss man sich halten, illusionslos und pflichtgetreu. Sehr schwer.»⁵⁴

Die Rote Armee nutzte ihren Vorteil und drängte die Deutschen und Ungarn bis an den Don zurück. Am 25. Januar war die Stadt Woronesch – die deutsche Truppen zu Beginn der «Operation Blau» Anfang Juli erobert hatten – wieder in sowjetischer Hand. Beim Rückzug aus der Stadt nach Westen wurde Leutnant Eugen Altrogge am rechten Arm verwundet. Einen Monat vorher hatte er Hans Albring seine letzten Zeichnungen geschildert: Auf einer klammerte sich der Tod an die Schultern eines kranken Soldaten. Ein Unteroffizier schrieb Altrogges Familie später, man habe Eugen nach seiner Verwundung zum Hauptverbandsplatz gebracht und dann mit dem Flugzeug nach Westen ausgeflogen, was möglicherweise nur eine Vermutung war. Da niemand wusste, wo Eugen Altrogge im Chaos des Winterrückzugs geblieben war, gehörte er zur wachsenden Zahl der Männer, die als verschollen geführt wurden.⁵⁵

Aus Stalingrad drangen nur noch spärliche Nachrichten in die Heimat durch, als die sowjetischen Truppen den Kreis um die Stadt immer enger zogen. Am 10. Januar 1943 vermerkte der Wehrmachtbericht lediglich «örtliche Stosstruppentätigkeit». Vier Tage später wichen die knappen Frontberichte neuen, alarmierenden Meldungen von «heldenhaften, schweren Kämpfen im Raum Stalingrad». Sofort stellte der SS-Sicherheitsdienst zunehmende Besorgnis bei der Bevölkerung fest, und Goebbels veröffentlichte in *Das Reich* einen Artikel mit der Überschrift «Totaler Krieg», in dem er die Heldenhaftigkeit und Opferbereitschaft der 6. Armee lobte, die sowjetische Truppen band und die deutschen Armeen im Kaukasus schützte. Der Wechsel im Ton war durchaus kein Zufall. Nachdem der Propagandaminister akzeptiert hatte, dass eine Niederlage in Stalingrad unausweichlich war, überzeugte er Hitler, ihn den Boden für ein «Heldenepos», wie er es nannte, bereiten zu lassen.⁵⁶

Samstag, der 30. Januar 1943, war der zehnte Jahrestag des nationalsozialistischen Regimes. Hauptereignis war eine Rede Hermann Görings, dessen Ansprache zum Erntedankfest im vorigen Oktober einen so starken Eindruck gemacht hatte. Die Rede vor zahlreichen Militärs war für 11 Uhr an-

gesetzt und sollte über alle Rundfunksender im Inland wie auch in den besetzten Gebieten und an der Front übertragen werden, musste aber verschoben werden, weil sechs RAF-Mosquito-Bomber zum ersten Luftangriff auf Berlin bei Tageslicht auftauchten. Als Göring endlich seine Ansprache hielt, war es eine Grabrede auf die 6. Armee in Stalingrad. Ihre Soldaten würden sich nicht nur zu den Helden der deutschen Geschichte – von den legendären Nibelungen und Ostgoten bis hin zu den jungen Freiwilligen von Langermark 1914 – gesellen, sondern auch zu Leonidas und seinen 300 Spartiaten, die den «kleinen Engpass» der Thermopylen gegen die persischen Horden gehalten hatten. «(...) und noch in tausend Jahren wird jeder Deutsche mit heiligem Schauer von diesem Kampf in Ehrfurcht sprechen und sich erinnern, dass dort trotz allem Deutschlands Sieg entschieden worden ist», erklärte Göring und setzte den Heldenmut der 6. Armee mit dem der Spartiaten vor «zweieinhalbtausend Jahren» gleich: «Auch damals war es ein Ansturm von Horden, der sich hier am nordischen Menschen brach.»⁵⁷

Görings Rede markierte den Höhepunkt des nationalsozialistischen Kults um den Heldentod – eine Tradition, die sie übernommen, aber sicher nicht erfunden hatten. Die Thermopylen sprachen gebildete Deutsche zutiefst an, die mit der Dichtung Friedrich Schillers und Theodor Körners, des Soldaten und Dichters der «Befreiungskriege» gegen Napoleon, aufgewachsen waren. Der Reichsmarschall sagte voraus: «Und es wird einmal heissen: Kommst Du nach Deutschland, so berichte, Du habest uns in Stalingrad liegen gesehen, wie das Gesetz, das heisst das Gesetz der Sicherheit unseres Volkes es befohlen hat» – ein Versprechen, das sich bewusst an Schillers Version des klassischen Epigramms des Simonides orientierte, das den literarischen Kern des Thermopylenmythos bildet: «Wanderer, kommst du nach Sparta, verkünde dorten, du habest uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.» Hölderlin und Nietzsche hatten geglaubt, dass die Deutschen von den Griechen abstammten. Nun erklärte Göring die Spartiaten zu «nordischen Menschen».⁵⁸

Da junge Rekruten damit aufgewachsen waren, die Gefallenen des Ersten Weltkriegs zu ehren, war ihnen klar, was von ihnen erwartet wurde. Ein Obergefreiter der Heeresgruppe Mitte schrieb am 24. Januar 1943 nach Hause: «Hier geht es um Leben oder Sterben. Russland ist unser Schicksal – so oder so! Der Kampf hat eine Härte und Unerbittlichkeit erreicht, dass alle Worte schweigen müssen. Keiner von euch hat das Recht, lebend nach Hau-

Patt

se zu kommen!' Dieser Spruch wird uns Soldaten oft wiederholt, und wir wissen, dass er ernstgemeint ist. Wir sind auf alles vorbereitet.»⁵⁹ In Kroatien zollte ein Leutnant im Stab des Grenadier-Regiments 721 Görings Rede Beifall: «Noch nie ist in diesem Krieg ein derartiger Heldenkampf gekämpft worden. Aus diesem wütenden Kessel wird nun niemand mehr seine Heimat sehen!! Es ist wohl wahr, dass wir diesen unvergänglichen Stalingradkämpfern überhaupt nicht gleichkommen.» Zu dieser Zeit war seine Infanteriedivision an der bis dahin umfangreichsten Fahndungsaktion des Krieges beteiligt, der «Operation Weiss», bei der deutsche, kroatische und italienische Truppen mit gut 90'000 Mann Dörfer in Bihac und Umgebung niederbrannten. Dabei überlegte er, dass es nicht um den Einzelnen, sondern um das Ganze gehe, in diesem Bewusstsein «können wir zum Siege kommen». Das höchste Opfer der Stalingradkämpfer machte dem jungen Heinrich Böll seine eigenen Schwächen peinlich bewusst und liess ihn an seine Schwester schreiben: «Ich komme mir recht erbärmlich vor mit meinem ewig kranken Körper und meiner schwachen Seele und schäme mich wirklich, dass ich morgen wegen einiger Kopf- und Augenschmerzen für mehrere Tage ins Lazarett ziehe.»⁶⁰

Peter Stölten, der gerade in Eisenach mit den neuen Panzertypen vertraut gemacht wurde und junge Soldaten daran ausbildete, konnte das heldenhafte Ereignis nur mit Attilas Niederlage auf den Katalaunischen Feldern vergleichen, einer Schlacht, in der «germanische» Stämme gemeinsam mit römischen Legionen gekämpft hatten, um die «asiatischen» Hunnen aufzuhalten. Er fürchtete jedoch, dass die eigentliche Bedeutung Stalingrads «in blutiges Dunkel» versinken und ihr geistiger Ausdruck verlorengehen könnte. «Ich glaube, wir werden es in einer ruhigen, ordnenden Zeit als grössten Verlust empfinden, dass aus diesen letzten Tagen kein Brief in eine Familie gekommen ist. Hier im ständigen Angesicht des Todes musste eine wahre Stellungnahme zu unserer Zeit gefunden werden, von der aus eine ideelle Wertung derselben möglich wäre.» Noch während die Schlacht um Stalingrad tobte, beauftragte Goebbels den Hauptberichtersteller der Propagandakompanie bei der 6. Armee, Heinz Schröter, Auszüge aus Soldatenbriefen zusammenzustellen, um genau dieses geistige Bedürfnis zu befriedigen.⁶¹

Zu dem Zeitpunkt, als Göring seine Rede hielt, sah es für die nationalsozialistische Führung so aus, als ob die Ereignisse an der Front so ablaufen

könnten, wie sie es geplant hatte. Am 29. Januar 1943 hatte General Paulus Hitler telegraphisch Glückwünsche zum Jahrestag seines Regierungsantritts geschickt und ihm versichert: «Noch weht die Hakenkreuzfahne über Stalingrad. Unser Kampf möge den lebenden und kommenden Generationen ein Beispiel dafür sein, auch in der hoffnungslosesten Lage nie zu kapitulieren, dann wird Deutschland siegen.» Nach fester Überzeugung der Nationalsozialisten hatte ein verantwortungsbewusster Kommandeur den Freitod zu wählen, wenn eine Niederlage unausweichlich war, und um völlig sicherzugehen, beförderte Hitler Paulus zum Feldmarschall, in dem Wissen, dass kein deutscher Feldmarschall jemals kapituliert hatte. Als Paulus diesen Schritt als Erster tat, zog er sich Hitlers bleibende Verachtung zu. Der deutsche Rundfunk bemühte sich nach Kräften, dem Ende einen anderen Anstrich zu geben, und meldete lediglich, der Südflügel der 6. Armee sei nach zwei Monaten heldenhafter Verteidigung vom überlegenen Feind im Kampf überwältigt worden. Am 30. Januar vermittelte der Rundfunk die Meldung, dass die letzte deutsche Stellung bei den Traktorwerken gefallen war, in kompromisslosen Bildern: Während der heroischen Gefechte habe jeder Mann bis hinauf zum General in vorderster Reihe mit aufgepflanztem Bajonett gekämpft.⁶²

Am 3. Februar meldete der deutsche Rundfunk schliesslich, begleitet von Trauermärschen, dass der Kampf um Stalingrad zu Ende war. «Das Opfer der Armee war nicht umsonst. Als Bollwerk der historischen europäischen Mission hat sie viele Wochen hindurch den Ansturm von sechs sowjetischen Armeen gebrochen. (...) Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften fochten Schulter an Schulter bis zur letzten Patrone. Sie starben, damit Deutschland lebe.» Dieser Meldung folgten gedämpfte Trommelwirbel, drei Strophen des Soldatenliedes *Ich halt' einen Kameraden*, die deutsche, rumänische und kroatische Nationalhymne und drei Schweigeminuten, wie sonst nach grossen Siegen üblich. Es wurde eine dreitägige Staatstrauer angeordnet, während der sämtliche Theater, Kinos und Variétés im Reichsgebiet geschlossen blieben. Goebbels hatte einen Wehrmachtbericht verlangt, der dem Vergleich mit den Proklamationen Cäsars, Friedrichs des Grossen und Napoleons standhielt und die Deutschen über Jahrhunderte hinweg im Innersten bewegen sollte.⁶³

Während der dreitägigen Staatstrauer liessen die katholischen Bischöfe in allen Kirchen ihres Bistums Messen für die Gefallenen lesen.

Kardinal Frings, der Erzbischof von Köln, betete noch intensiver zur Jungfrau Maria. Bischof Galen aus Münster, bis vor Kurzem noch ein Dorn im Fleisch des Regimes, schrieb in einem Hirtenbrief: «Voll inniger Liebe gedenken wir unserer Soldaten in der Ferne, die den Ansturm der Feinde, den gewaltsamen Einbruch des gottlosen Bolschewismus von unserer Heimat fernhalten.» Unter Berufung auf Thomas von Aquin erklärte er, «der Soldatentod in treuer Pflichterfüllung» stehe «an Wert und Würde ganz nahe dem Martertod für den Glauben». ⁶⁴

Das von Goebbels und Göring sorgfältig inszenierte «Heldenlied» geriet jedoch zu einem beispiellosen PR-Desaster. Es hatte keinerlei emotionale Vorbereitung auf eine Niederlage solchen Ausmasses gegeben. Da viele Männer aus Nürnberg in der 6. Armee dienten, brach sich dort der Schmerz öffentlich Bahn. Weinende, wütende Menschenmengen rissen Verkäufern die Zeitungen aus der Hand und wandten sich erstmals gegen den Führer: «Drei Monate lang hat Hitler uns belogen», schimpften sie in Erinnerung an seine stolze Behauptung vom 8. November, Stalingrad sei praktisch schon erobert. In ganz Deutschland reagierte die Bevölkerung umso schockierter, verärgerter und wütender, als bis kurz zuvor noch optimistische Berichte in Umlauf gebracht worden waren. Die Vorstellung, dass es bei der Schlacht um Stalingrad lediglich um Prestige gegangen sei, mag für viele das ganze Ausmass dieser strategischen Niederlage überdeckt haben, liess den Tod einer ganzen Armee jedoch als leichtfertig erscheinen. Andere hatten wie im Januar des Vorjahres den Eindruck, dass der Krieg eine ausgesprochen schlechte Wendung für die Deutschen genommen habe. Goebbels erkannte, dass der Mythos, der idealistische junge Männer mit höherer Schulbildung ansprechen mochte, nicht für das ganze Volk Zugkraft besass: In seinem Tagebuch gestand er sich ein, dass er «untragbar für das deutsche Volk» war, und legte das geplante Projekt, ein «Heldenlied» mit sorgfältig ausgewählten «letzten Briefen» zu veröffentlichen, auf Eis. Stalingrad war die erste und letzte Niederlage, die das nationalsozialistische Regime auf diese Weise zum Mythos hochstilisierte. Als einige Monate später eine Viertelmillion deutscher Soldaten in Tunis kapitulierte, war die Berichterstattung zurückhaltend und nüchtern; das Gleiche galt für die weitaus schlimmeren Niederlagen, die noch kommen sollten. Als Hitler zum Heldengedenktag am 21. März zum deutschen Volk sprach, erwähnte er Stalingrad mit keinem Wort. ⁶⁵

Goebbels erkannte, dass er die Lebenden zum Schulterschluss bewegen musste. Seit Anfang 1943 hatte er seine Propagandabestrebungen überdacht und den wichtigsten Medienmitarbeitern bei seiner Ministerkonferenz Anfang Januar erklärt:

«Die Propaganda habe seit Kriegsbeginn folgende fehlerhafte Entwicklung genommen:

1. Kriegsjahr: Wir haben gesiegt.
2. Kriegsjahr: Wir werden siegen.
3. Kriegsjahr: Wir müssen siegen.
4. Kriegsjahr: Wir können nicht besiegt werden.»⁶⁶

Hauptziel dieser Kritik konnte nur Goebbels selbst sein. Als er überlegte, was das deutsche Volk am besten motivieren könnte, beschloss er erstmals, das Gespenst einer drohenden Niederlage einzusetzen – eine Taktik, die ein britischer Beobachter treffend «Kraft durch Furcht» nannte. Aber Goebbels wusste, dass Furcht allein das Volk nicht zusammenschweissen konnte.

Am 18. Februar sprach er vor einem handverlesenen Publikum im Berliner Sportpalast. Wieder einmal wurde die Rede landesweit von sämtlichen Rundfunksendern übertragen. Diesmal hatten die Anspielungen auf die griechische Antike jedoch nichts mit den Thermopylen zu tun. «Wir wissen jetzt, was wir zu tun haben», versicherte er dem Publikum. «Das deutsche Volk will eine spartanische Lebensführung für *alle*, für hoch und niedrig und arm und reich.» Goebbels setzte grosse Hoffnungen auf diese Rede, die er für eine seiner Glanzleistungen hielt. Sie gipfelte in zehn Fragen, und jede verwandelte das aus treuen Parteianhängern bestehende Publikum in einen antiken Chor, der seine Zustimmung herausbrüllte und stellvertretend für das ganze deutsche Volk stand. Als er zur zehnten Frage kam, tobte der Saal: «Wollt Ihr, dass, wie das nationalsozialistische Parteiprogramm das vorschreibt, gerade im Kriege *gleiche Rechte* und *gleiche Pflichten* vorherrschen (Rufe: ‚Ja!’), dass die Heimat die schwersten Belastungen des Krieges *solidarisch* auf ihre Schultern nimmt und dass sie für *hoch* und *niedrig* und *arm* und *reich* in *gleicher Weise* verteilt werden?» Damit erklärte er den «totalen Krieg». Am Ende griff Goebbels die Zeilen des Soldatendichters Theodor Körner auf: «Nun, Volk, steh auf – und Sturm, brich los!» Unter lautem Jubel sang das Publikum die Nationalhymne und das *Horst-Wessel-Lied*.⁶⁷

Patt

Goebbels war von der unmittelbaren Resonanz sehr angetan und hatte das Gefühl, noch nie eine so gute Rede gehalten zu haben. Die Reaktionen, die der Sicherheitsdienst sammelte, waren jedoch weniger ermutigend. Viele hatten den Eindruck, die frenetische Begeisterung des Publikums habe allzu inszeniert gewirkt, um echt zu sein; manche warfen die Frage auf, warum die Regierung diese Massnahmen nicht schon längst ergriffen habe; andere zweifelten, ob die Rede überhaupt etwas bewirkt habe. In den folgenden Wochen musste Goebbels zugeben, dass sich nur wenig verändert hatte. Er hatte gehofft, Hitler bei dieser Gelegenheit überreden zu können, dass dieser ihm mehr Befugnisse gegenüber anderen Behörden einräumen würde, um die Heimatfront zu mobilisieren. Aber die Leitung der deutschen Kriegsanstrengungen wurde nicht radikal umstrukturiert. Hitler war nicht zu Eingriffen in das Familienleben bereit. So blieb die Evakuierung von Kindern aus bombengefährdeten Gebieten freiwillig – sehr zur Verärgerung der Stellen, die den Zivilschutz zu koordinieren versuchten. In der Führungsspitze fanden jedoch weiterhin stillschweigend Machtverschiebungen statt. Hitler war wütend über das Versagen der Luftwaffe im Osten wie im Westen und wollte tagelang Görings Namen in seiner Gegenwart nicht erwähnt wissen. Da er aber immer darauf bedacht war, nach aussen hin Geschlossenheit zu demonstrieren, erklärte er nachdrücklich, Göring sei «unentbehrlich für die höchste Führung des Reiches». Es kam also nicht zu einem grossen Regierungsumbau, stattdessen wuchs der Einfluss mancher Schlüsselfiguren sporadisch weit über ihren Amtsbereich hinaus: So reichte Albert Speers Macht über die Kriegswirtschaft, die Heinrich Himmlers über den Polizeiapparat und die Martin Bormanns über die Partei hinaus. Ihre Rivalen – Hans Lammers, Fritz Sauckel, Robert Ley, Joachim von Ribbentrop und Alfred Rosenberg – verloren in diesem zermürbenden Konkurrenzkampf um die Macht über Komitees, Behörden und Zugang zu Hitler nach und nach an Boden.⁶⁸

Goebbels gelang es nicht, sich zum «Generalbevollmächtigten für den totalen Krieg» ernennen zu lassen. Im Januar übertrug Hitler ihm jedoch den Vorsitz des interministeriellen Luftkriegsschäden-Ausschusses, der es ihm ermöglichte, anderen Gauleitern in Luftschutzangelegenheiten Weisungen zu erteilen. Mit dieser neuen, praktischen Ausrichtung der Kriegsanstrengungen gab Goebbels seine «höflichen Appelle» zu vorbildlichem Verhalten in der Heimat auf und erklärte am 9. April 1943, wichtig sei nicht, dass die

Bevölkerung guter Stimmung sei, sondern dass sie Haltung bewahre. Im vierten Kriegsjahr denke jeder anders über den Krieg als am Anfang. Äusserungen von Patriotismus und Begeisterung seien fehl am Platz. Das deutsche Volk tue lediglich seine Pflicht, das sei alles.⁶⁹

Politische Propaganda und breite Unterhaltung entwickelten sich zunehmend in entgegengesetzte Richtungen: Die eine wurde in der Masse härter und finsterner, wie Goebbels die Gefahr einer Niederlage hervorhob, die andere wurde leichter und oberflächlicher. Zu der Zeit, als Goebbels seine Rede zum «totalen Krieg» hielt, liefen in Berliner Kinos vor allem drei Filme, darunter die beiden Liebesfilme «Zwei glückliche Menschen» und «Hab mich lieb». Die nationalsozialistische Führung hoffte, dass die Bevölkerung im besten Fall ihre privaten Zukunftsträume weiterhin bis nach einem deutschen Sieg aufschieben würde, wie der Film «Wunschkonzert» es in den ersten Kriegsjahren gefördert hatte. Der Spielfilm «Die grosse Liebe» von 1942 gab der Geschichte einer romantischen, aber aufgeschobenen Liebe eine aktuelle Wendung, indem er den Helden an die Ostfront schickte, und wurde zum grössten Kinoerfolg der NS-Zeit. Das lag wohl vor allem an den Liedern der schwedischen Schauspielerin Zarah Leander, die mit ihrer tiefen Altstimme und ihrer androgynen Ausstrahlung die Rolle der Femme fatale übernahm. Einer ihrer erfolgreichsten Schlager – bei dem Leander das Publikum einlud, mit ihr zu singen: *Davon geht die Welt nicht unter* – erfreute sich auch nach Stalingrad bleibender Beliebtheit. Das Lied vermittelte in unbekümmertem, anzüglichem Varietéstil das Gefühl, gemeinsam in einem Boot zu sitzen, und sprach die Menschen nachhaltig an. Der Sicherheitsdienst meldete damals, dass Frauen in Berlin dazu übergingen, als modische Provokation Hosen zu tragen.⁷⁰

Stalingrad war eine grosse Niederlage. Zum zweiten Mal hatte Hitler sich zu der Erklärung hinreissen lassen, dass eine Entscheidungsschlacht so gut wie gewonnen sei. Militärisch war jedoch die Schlacht um Moskau 1941 der entscheidendere Wendepunkt: Hätte die Wehrmacht Moskau damals erobert, wäre es für die Rote Armee schwierig geworden, weiterzukämpfen. Dagegen hätte die Sowjetunion den Krieg durchaus fortsetzen können, selbst wenn sie Stalingrad aufgeben hätte. Symbolisch freilich schadete Stalingrad Hitlers Ruf mehr: Im Dezember 1941 hatte er persönlich den Oberbefehl des Heeres von Brauchitsch übernommen und Anerkennung gefunden,

weil er mit seinem «Haltebefehl» einen panischen Rückzug verhindert hatte. Ein Jahr später liess eben seine Funktion als Oberster Befehlshaber der Wehrmacht viele Deutsche erstmals am militärischen Können ihres Führers zweifeln. Verschlimmert wurde die Lage noch durch Hitlers Weigerung, Goebbels' Rat zu folgen und die Kämpfe um Stalingrad in den entscheidenden Monaten von Oktober bis Dezember 1942 durch die Medien düsterer und zurückhaltender darstellen zu lassen. Auch der grandiose Versuch, das «Opfer» der 6. Armee als «heldenhaften Kampf» darzustellen, war fehlgeschlagen, und so ordnete Hitler im Februar an, sämtliche militärischen Vorträge und Kommentare über die Schlacht einzustellen, bis er eine offizielle Version genehmigt habe. Als das Afrikakorps im Mai 1943 in Tunis kapitulierte, gab es eine Presseanweisung, dass in den Kommentaren unter keinen Umständen auf Stalingrad hingewiesen werden dürfe. Im Juni 1943 besass Goebbels schon wieder genug Selbstsicherheit, um in einem seiner Leitartikel in *Das Reich*, der auch im Rundfunk verlesen wurde, unbekümmert zu erklären, man könne von keiner Regierung verlangen, dass sie «die Zukunft genau und zutreffend voraussagt». So habe 1939 niemand vorausgesehen, dass der Krieg so lange dauern sollte und die deutschen Truppen sich bis an so weit entfernte Fronten vorkämpfen würden. Abschliessend argumentierte er: «Gewollte und auch unbewusste und unfreiwillige Irrtümer finden ihre Sanktionierung allein durch den Sieg. Wenn eine Führung nur diesen im Auge behält, dann hat sie, wie jeder Einzelmensch, (...) das souveräne Recht, auch gelegentlich einen Fehler zu machen.» Auf dieses Argument konnte eine Diktatur unter der Führung eines selbsternannten «Propheten» sich nicht allzu oft berufen. Am 3. Februar 1944 wurde der Jahrestag der heldenhaften Schlacht – von der Göring vorausgesagt hatte, «noch in tausend Jahren wird jeder Deutsche in heiligem Schauer von diesem Kampf in Ehrfurcht sprechen» – stillschweigend übergangen.⁷¹

Es war nicht mehr klar, wann oder wie die deutsche Eroberung der Sowjetunion erreichbar wäre. Die Bevölkerung stellte sich stattdessen auf einen endlosen Stellungskrieg ein. Goebbels' Aufruf zum «totalen Krieg» mochte wirkungslos verpuffen, das lag jedoch daran, dass die Deutschen 1943 ebenso wie 1942 bereits eine bewährte «Durchhaltungssprache» benutzten, die sie schon durch die Schrecken und Härten des vorigen Krieges gebracht hatte. Der Volksmund holte schnell auf, wie die Witze zeigen, die der Münsteraner Journalist Wantzen aufschnappte:

An die Toten schreiben

«Im Jahre 1999 unterhalten sich zwei Panzergrenadiere am Kuban-Brückenkopf. Der eine hat in einem Buch das Wort ‚Frieden‘ gelesen und möchte nun wissen, was das bedeutet. Keiner im Bunker weiss es und man beschliesst deswegen, den Spiess zu befragen. Der weiss es auch nicht und fragt den Oberleutnant und Kompaniechef. ‚Frieden?‘, meint der kopfschüttelnd, ‚Frieden? Ich war zwar auf einem Gymnasium, aber das Wort kenne ich auch nicht/ Am nächsten Tag ist er rückwärts beim Bataillon und fragt den Kommandeur. Der weiss es auch nicht, hat aber ein Konversationslexikon neueren Datums und da finden sie schliesslich: ‚Frieden, menschenunwürdiger Zustand, wurde 1939 abgeschafft/»⁷²

In einer wesentlichen Hinsicht hinterliess der fehlgeschlagene Versuch, Stalingrad mit einem Mythos zu umgeben, ein bleibendes schmerzliches Vermächtnis. Der Wehrmachtbericht vom 3. Februar hatte eine entscheidende Lüge enthalten: «Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften fochten Schulter an Schulter bis zur letzten Patrone.» Innerhalb einer Woche kursierten Gerüchte, dass deutsche Kommandeure, einschliesslich Generalfeldmarschall Paulus, und viele ihrer Männer sich ergeben hätten und in sowjetische Gefangenschaft gegangen seien. Unter Berufung auf die Tatsache, dass die Sowjetunion vor Ausbruch des Krieges nicht die Genfer Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen unterzeichnet hatte, erklärte die Wehrmacht, sie habe keine Informationen, die sich durch neutrale Dritte erhärten liessen, und legte fest, alle in Stalingrad verlorenen Soldaten sollten als «vermisst» eingestuft werden.⁷³

Nicht die Toten von Stalingrad «lebten fort», sondern die Vermissten. Hildegard Probst hatte keine Nachricht von ihrem Mann. Fritz hatte ihr Weihnachten und erneut am Neujahrstag geschrieben und ihr versichert, dass sie zurechtkämen, auch wenn sie kein Holz hätten, um ihren Unterstand zu heizen: «(...) einmal muss ja der Tag kommen an dem wir frei sind und es uns dann auch wieder besser geht». Ihre Briefe und Päckchen an ihn waren als unzustellbar zurückgekommen. Am 1. April hatte sie vier Briefe und sechs 100 Gramm schwere Päckchen zurückbekommen, die sie ihm per Luftpost geschickt hatte. Ebenso ging es allen Familien der Männer aus seiner Kompanie: Deren letzte Briefe stammten von Anfang Januar. In der Hoffnung, dass Verwandte von Fritz' Kameraden etwas gehört hätten, schrieb Hilde-

Patt

gard an den Kameradschaftsdienst des Grossdeutschen Rundfunks und hörte einen Monat später, wie der Name ihres Mannes im Radio verlesen wurde. Am 29. Mai liess sie ihn beim örtlichen Roten Kreuz registrieren, erhielt jedoch nur die Mitteilung, dass er als «vermisst» galt.⁷⁴

Es sprach sich herum, dass die deutsche Botschaft in Ankara unter der Leitung des ehemaligen Reichskanzlers Franz von Papen einen jungen Unteroffizier im Auftrag von dessen Mutter, die über gute Beziehungen verfügte, ausfindig gemacht habe. Manche baten den türkischen Roten Halbmond um Hilfe bei der Suche nach Angehörigen. Dagegen bemühte sich die Wehrmachtauskunftsstelle nach Kräften, Mitteilungen zu blockieren und unter der Decke zu halten, dass 113'000 deutsche und rumänische Soldaten in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten waren. Das Oberkommando der Wehrmacht ordnete sogar an, die wenigen Säcke mit Feldpostbriefen, die noch gelagert waren, nicht auszuliefern, um die Inszenierung vom letzten heroischen Widerstand nicht zunichtezumachen.⁷⁵

Das Informationsvakuum liess sich jedoch nicht aufrechterhalten. Radio Moskau verbreitete bereits die Zahl von «91'000 Gefangenen», vermerkte ein Mitarbeiter der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes am 2. Februar 1943 in seinem Tagebuch und sagte voraus: «Nicht alle werden der Versuchung widerstehen können, sich diese Information aus dem feindlichen Rundfunk zu besorgen. (...) In den Augen des einfachen Mannes ist gefangen nicht gleichbedeutend mit tot, selbst dann nicht, wenn wie so oft erzählt wird, dass die Russen jeden Gefangenen umbringen.» Der Sicherheitsdienst war ganz seiner Meinung und verfolgte, wie die über Deutschland abgeworfenen sowjetischen Propaganda-Flugblätter und Informationen aufgenommen wurden, die Deutsche nur aus Sendungen von Radio Moskau erfahren haben konnten. Lokale und landesweite SD-Berichte bestätigten, dass in dieser Zeit das «Schwarz hören» zunahm und sowohl Radio Moskau als auch die BBC Namen deutscher Gefangener verlasen. In Stuttgart drohte Gauleiter Murr allen, die Feindsender hörten und damit die Abwehrkräfte des deutschen Volkes schwächten, erbarmungslose Verfolgung und Bestrafung an. Der örtliche Sicherheitsdienst sah die Dinge jedoch nicht so dramatisch, sondern hielt diese Praxis lediglich für eine normale Reaktion auf den Informationsmangel.⁷⁶

Die Gestapo bemühte sich wie üblich, im Umgang mit solchen Fällen zu

differenzieren und sich nicht nur ein Bild über das Vergehen, sondern auch über den Charakter des Täters zu machen. Im März 1943 begann eine Frau, an Familien deutscher Soldaten zu schreiben, deren Namen und Adressen auf einem sowjetischen Flugblatt standen, das ihr Sohn im Heimaturlaub mitgebracht hatte. Sie wollte ihnen lediglich mitteilen, dass ihr Sohn oder Ehemann noch lebte und «wohlauf» war. Schliesslich wurde die Gestapo auf sie aufmerksam, stellte aber in Vernehmungen fest, dass sie im Ersten Weltkrieg zwei Brüder und im Vorjahr ihren jüngsten Sohn verloren hatte und sie den Betroffenen lediglich helfen wollte, weil es ihr leidtat, dass sie nichts über den Verbleib ihrer Angehörigen wussten. Statt sie wegen «Defätismus» oder «Verbreitung von Feindpropaganda» zu verurteilen, liess die Gestapo sie wegen ihres beeindruckenden Engagements in NS-Massenorganisationen mit einer Verwarnung davonkommen.

Schlechter erging es Fritz M., den die Gestapo im Mai 1943 verhaftete. Er hatte 46 Briefe an Familien von Männern geschrieben, deren Namen Radio Moskau verlesen hatte, und ihnen mitgeteilt, dass die angeblich vermissten deutschen Soldaten in Gefangenschaft und wohlauf seien. Das wurde ihm als «kommunistische Propaganda» ausgelegt, weil es die allgemeine Annahme in Zweifel zog, dass deutsche Soldaten in russischer Gefangenschaft schlecht behandelt würden. Fritz war zudem ehemaliges SPD-Mitglied. In Anbetracht der Tatsache, dass sein Vergehen mit der Todesstrafe geahndet werden konnte, hatte er noch Glück, mit einer zweijährigen Haftstrafe davonzukommen – ein sicheres Zeichen, dass die Polizei in solchen Fällen noch nicht bis zum Äussersten gehen wollte. Offensichtlich verstand er sein Handeln nicht als Ausdruck heimlichen Widerstands: Während manche Verfasser solcher Briefe mit «+++», «Eine Volksgenossin» oder «+++ (Leider kann ich nicht anders)» unterzeichneten, hatte er seinen Namen und seine Anschrift angegeben. Bezeichnend war auch, dass keiner der Empfänger ihn denunziert hatte – wofür die Gestapo dann eine Erklärung von ihnen verlangte.⁷⁷

Trotz aller Bemühungen, Briefe und Postkarten von Deutschen in sowjetischer Kriegsgefangenschaft abzufangen, kamen einige Schreiben über Adressen in neutralen Ländern oder aufgrund der Unzulänglichkeit der Behörden durch. So liess die Briefprüfstelle in Wien im April 1943 einen Brief an Gisela Heitz passieren, die Frau des hochrangigen Offiziers der 6. Armee, Generaloberst Walter Heitz. Schon bald machte der Inhalt dieses Briefes die

Patt

Runde in Familien anderer hoher Offiziere, die wie Gisela Heitz unter anderem an das Oberkommando der Wehrmacht schrieben, um in Erfahrung zu bringen, wie sie mit ihren Angehörigen in Verbindung treten könnten. Die Wehrmachtauskunftsstelle bemühte sich, die Erwartungen so weit zu dämpfen, wie sie nur konnte, und erklärte, aufgrund der durchweg ablehnenden Haltung der Sowjetunion gebe es keinerlei Übereinkunft über Kontakte mit deutschen Kriegsgefangenen dort. Bald erwuchs aus der Heitz-Geschichte ein Mythos, dieser hartgesottene General fungiere als Verbindungsmann zu den Vermissten und Kriegsgefangenen im Osten. Diese Gerüchte hielten sich bis in den Sommer 1944 und lebten unter dem Eindruck neuer Kämpfe und Niederlagen an der Ostfront eher auf, als zu verstummen. Schliesslich sah sich das Oberkommando des Heeres zu dem ungewöhnlichen Schritt veranlasst, sie zu dementieren.⁷⁸

Nachdem Luise Stieber monatelang darauf gewartet hatte, etwas über ihren vermissten Mann zu erfahren, blieben ihr als einziger Trost die Tagebuchgespräche mit dem Vermissten und die Gedichte, die sie ihm nachts schrieb:

Ich sitze so einsam im Stübchen
Des Nachts beim Lampenschein
Nebenan im Bett unser Bübchen
Ruft im Traum den Namen Dein. (...)
Ich glaube, verzagen zu müssen,
Da nehm ich Dein Bild zur Hand.
Dann rief ich die Kinder die beiden,
Ich sah sie weinen um Dich.
Da wusst ich, in allem Leiden
Sind sie ein Trost für mich.
Drum will ich tapfer und unverzagt
Auf meinem Posten stehen,
Denn ich weiss sicher, es kommt der Tag
Da wir uns wiedersehen.⁷⁹

Nach Ansicht mancher Historiker machten solche endgültigen Verluste die überwältigende Kollektiverfahrung des Zweiten Weltkriegs in Deutschland aus und brachten viele dazu, sich vom NS-Regime zu distanzieren. In solche Reaktionen lässt sich jedoch schwerlich Defätismus oder politischer Widerstand hineinlesen. Der Kummer war privat, und so beteuerte Luise Stieber

An die Toten schreiben

Anfang Februar 1944 immer noch: «Drum will ich tapfer und unverzagt / Auf meinem Posten stehen». Sie tröstete sich mit Zarah Leanders Liedzeilen aus dem Film «Die grosse Liebe»: «Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehen (...) und ich weiss, dass wir uns Wiedersehen.» Zwölf Tage später gestand sie ihrem Mann in ihrem Tagebuch: «Aber ohne einen Gruss, ohne ein Wort von Dir ist alles so unsagbar schwer. Ich komme mir ganz verwaist vor.» Vorübergehend vergass sie sogar ihre halbwüchsige Tochter, als sie hinzufügte: «Nun habe ich niemanden mehr, der zu mir gehört». ⁸⁰

Nach drei Monaten vergeblichen angespannten Wartens suchte Hildegard Probst Anfang April 1943 ein Ventil, nahm das gebundene Notizbuch, das ihre Kinder ihr zu Weihnachten geschenkt hatten, und fing an, ihrem Mann zu schreiben: «Ich will eine Art Tagebuch daraus machen, als Ersatz für die Briefe, die ich dir nun nicht mehr schreiben kann. Ich will Dir darin erzählen, was ich sonst in meinen Briefen geschrieben hätte, und so soll es gewissermassen eine Brücke sein zu der Zeit, wenn Du einst wieder bei uns bist. Denn dass Du einst wieder kommst, daran glaube ich noch immer fest.» Sie versuchte ihm von den wichtigsten Neuigkeiten aus dem mittelalterlichen Städtchen Mühlhausen in Thüringen zu erzählen: von Geschäften und Betrieben, die wegen Goebbels' Mobilisierung für den «totalen Krieg» geschlossen waren, von Gefallenen, für die es teils nur Todesanzeigen in der Zeitung gab, teils aber auch grosse Beerdigungen – «sehr ergreifend» –, zu denen die ganze Gemeinde und eine Abordnung Soldaten erschien, die Salutschüsse am leeren Sarg abfeuerten. Für die Familien der Vermissten konnte es keinen solchen Abschluss geben. ⁸¹

Aber die Zeit blieb nicht stehen. An Pfingsten schrieb Hildegard: «Die Kinder leben unbekümmert ihren Tag und wissen nichts von meinem Leid. Und wenn sie mal Tränen sehen, dann wollen sie mich trösten, dass Papa wiederkommt.» Ihr Ältester, Karl-Heinz, übernahm viel Verantwortung, auch wenn sein Vater immer befürchtet hatte, er drücke sich davor: Er bewarb sich um eine Lehrstelle bei den Junkers-Werken in Dessau. Einen Monat später, Mitte Juli, bekam Hildegard zu ihrer Verwunderung immer noch Briefe zurück, die sie ihrem Mann vor Weihnachten 1942 geschrieben hatte. An Fritz' Geburtstag, dem 17. August, schmückte sie sein Foto wie üblich mit Rosen und dachte voller Neid an die Familien der Soldaten im Afrikakorps:

Patt

Die 250'000 Männer, die sich im Mai in Tunesien den Amerikanern ergeben hatten, hatten alle nach Hause schreiben dürfen.⁸²

Viele andere Ehefrauen und Mütter lebten wie Hildegard ihr Leben weiter, schickten ihre Kinder in die Schule, schrieben den Familien anderer Männer, die als vermisst galten, und schickten Kettenbriefe weiter. Geburtstage, Hochzeitstage, Jahrestage der Einberufung und des letzten Heimaturlaubs kamen und gingen; die kleinen Geschenke und von der Front heimgeschickten Fotos blieben an gut sichtbarer Stelle stehen. Während die Tischlerwerkzeuge ihres Mannes in der Werkstatt verstaubten, war Hildegard Probst nicht die Einzige, die das Gefühl hatte, ihren vermissten Mann nur erreichen zu können, indem sie für ihn Tagebuch führte. Es war ein Kummer ohne Trauer. Sie hingen in der Schwebe: ohne öffentliche Anerkennung, ohne Trost durch ihre Umgebung und ohne Hinterbliebenenrente.

TEIL V

DER KRIEG ERREICHT DIE HEIMAT

Bomben und Vergeltung

Am 15. Februar 1943 fand erstmals eine Zeremonie statt, mit der die Kriegsmobilisierung in Deutschland eine neue Dimension erhielt: Die sechzehn- und siebzehnjährigen Gymnasiasten wurden als Luftwaffen- und Marinehelfer vereidigt. Viele tauschten begeistert ihre Hitlerjugendkluft gegen eine echte Uniform und legten ihren Treueid auf den Führer ab. Es sei ein «entscheidender Tag» gewesen, erinnerte sich ein Kölner Schüler, und er habe ihn mit «einem stolzen Gefühl» erfüllt, «da ich weiss, dass auch ich jetzt teilnehmen kann am Schutze der Heimat». Zu diesen ersten zum Kriegsdienst herangezogenen Schülerjahrgängen gehörten auch Hans-Dietrich Genscher aus dem sächsischen Reideburg, Günter Grass aus Danzig und der Seminarist Joseph Ratzinger aus dem bayerischen Traunstein. An den Flakstellungen waren so viele Jungen eingesetzt, dass man diese Altersgruppe häufig als Flakhelfer-Generation bezeichnet, obwohl nicht die Mehrheit der Jugendlichen, sondern überwiegend Gymnasiasten betroffen waren. Bis Ende des Krieges wurden auch die Jahrgänge 1929 und 1930 zu diesen Hilfsdiensten herangezogen, unter anderem Jürgen Habermas und Helmut Kohl.¹

Der sechzehnjährige Hamburger Schüler und Lehrersohn Klaus Seidel kam als Helfer an die Flakbatterie im Stadtpark. In Berlin wurden Hans Joachim M. und seine Klassenkameraden den Stellungen auf dem Flugplatz zugeteilt. Während die Jungen ihre neugewonnene Freiheit und Verantwortung genossen, beklagten sich ihre Eltern über den spärlichen Kontakt und die seltenen Besuche zu Hause. Die Presse versicherte ihnen, sie könnten unbesorgt sein, niemand würde ihren Söhnen Aufgaben abverlangen, die ihre Kräfte überstiegen, und im Vergleich zu den Lehrlingen in der Industrie seien die Jungen noch relativ privilegiert. Neben der militärischen Ausbildung durch Luftwaffen- und Marinepersonal und den ideologischen Schu-

Der Krieg erreicht die Heimat

lungen der Hitlerjugend sollten die Jungen ihren Schulunterricht mit gestrafftem Stundenplan fortsetzen. Nach einem Elternabend an einem Gymnasium in Köln-Mühlheim schrieb ein Vater wütend seinem älteren Sohn an die Front: «Persönlich finde ich die Sache unerhört. Hunderte und Tausende von kräftigen jungen Männern, so wie mein Kollege P., laufen hier noch rum und drücken sich. Dafür nimmt man dann gerade aus den Windeln entlassene Kinder.» Sein Ältester war anderer Ansicht: Er mahnte seinen Vater, «nach Ablegen jeglichen Pathos» sei es so, «dass nicht nur die Söhne heutzutage ihre Pflicht zu tun haben, indem sie Soldat werden, sondern auch die Eltern, indem sie nämlich ihre Söhne vorbehaltlos und auch ihrerseits im Gefühl selbstverständlicher Pflichterfüllung dorthin entlassen, wo sie gebraucht werden.»²

Hans Joachim M. und seine Klassenkameraden halfen den älteren Reservisten und russischen Hilfskräften, die riesigen Suchscheinwerfer und Radargeräte der Berliner Flakbatterien zu bedienen. Am Geburtstag des Führers, dem 20. April, wurde Hans Joachims Stellung getroffen und ein Soldat getötet, der aber nicht zu seiner Gruppe gehörte. In der benachbarten Flakstellung hatten die Jungen nicht so viel Glück: Sieben von ihnen starben an diesem Tag. In Essen erlebte Rolf Dieter Koch die ersten Angriffe schon früher. Am 5. März um 20.45 Uhr heulten die Luftschuttsirenen. Um Punkt 21 Uhr warf der erste Mosquito-Jagdbomber seine roten Leuchtmarkierungen über den Krupp-Werken im Süden der Stadt ab. In kurzen Abständen folgten bis 21.36 Uhr sieben Mosquitos, 17 Lancaster- und fünf Halifax-Bomber, die dem äusseren roten Markierungsring einen inneren Ring aus grünen «Christbäumen» hinzufügten. In drei Wellen folgten 89 Halifax-, 52 Stirling-, 131 Wellington- und schliesslich 140 Lancaster-Bomber in dichter Formation. Bis 21.40 Uhr hatten sie 524,4 Tonnen Brandbomben und 490,4 Tonnen Sprengbomben abgeworfen und befanden sich bereits auf dem Rückflug. Am Ende dieser Nacht war Rolf Dieter Koch so erschöpft, dass er seine Erlebnisse nur noch im Telegrammstil aufzeichnen konnte: «Starke Einflüge. Erster Einsatz am Plantisch. Spreng- und Brandbomben in der Stellung. Umwertung kaputt, unsere Baracke abgebrannt. Löschen. Schlafen.» Durch die Bomben wurden in dieser Nacht 457 Menschen getötet, weitere 1'400 verwundet, 50'000 Menschen verloren ihre Wohnung, 3'016 Häuser wurden völlig zerstört und 2'050 stark beschädigt. Eine Woche später kamen die Bomber wieder, töteten 648 Menschen und machten weitere 40'000 obdachlos.

Noch tagelang hatte Carola Reissner, die sich 1940 noch über die britischen Bombardierungen lustig gemacht hatte, die Detonationen dieses Luftangriffs in den Ohren.³

Mit den Luftangriffen auf Essen leitete das britische Bomberkommando eine völlig neue Phase des Luftkriegs ein: die «Schlacht um das Ruhrgebiet». Essen war als Hauptsitz des Krupp'schen Rüstungsimperiums ein vorrangiges Ziel der zahlreichen massiven Angriffe auf Industrieanlagen. Allerdings hatten die Navigationsgeräte 1942 noch zu ungenau gearbeitet, um konkrete Ziele auszumachen, und selbst wenn eine aufgerissene Wolkendecke den Piloten freie Sicht ermöglichte, war eine Identifizierung der Krupp'schen Fabrikanlagen in dem riesigen Ballungsraum des Ruhrgebiets schwierig gewesen. Die massiven Flakstellungen hatten den Briten zudem schwere Verluste zugefügt. Mit den Angriffen im März 1943 verschob sich jedoch die Bilanz zugunsten der Angreifer, da eine Reihe bahnbrechender technischer Neuerungen ihre Navigation und Treffsicherheit erheblich verbessert hatten. Nun suchten die Bomber ihre Route nach Essen mit Hilfe des neuen Funknavigationssystems «Oboe» (Observer bombing over enemy). Dabei vermied es das Bomberkommando, ein Ziel direkt anzufliegen, und lockte die Nachtjäger der deutschen Luftwaffe stattdessen durch Finten zu Scheinzielen. Das fiel ihr nicht schwer, da es an der Nordseeküste und in Westdeutschland zahlreiche Angriffsziele gab, die in Reichweite der britischen Bomber lagen. Bereits 1942 hatte die RAF die Pathfinder Force eingerichtet, eine Formation von Fliegern, die Zielmarkierungen für die Bomberpiloten setzen sollte. Ab Februar 1943 wurden deren Flugzeuge nach und nach mit HzS-Radargeräten ausgerüstet, mit deren Hilfe die Besatzungen erkennen konnten, ob die Maschine über bebautes oder unbebautes Gelände flog. Doch auch diese Systeme waren fehleranfällig, weshalb beispielsweise die bei Niedrigwasser auf dem Radarbild sichtbaren Sandbänke in der Elbe von den Navigatoren mit Teilen des Hamburger Hafens verwechselt wurden: Daher warfen die Bomber ihre Bombenfracht 20 Kilometer flussabwärts vom Stadtzentrum ab. In der Nacht vom 5. auf den 6. März richtete der Luftangriff auf Essen jedoch mehr Zerstörungen an als die vorherigen, weil es den schnellen Mosquitos und den Pathfinder-Lancasters gelang, das Stadtzentrum mit Leuchtsignalen genau zu markieren. Zum ersten Mal im bisherigen Luftkrieg der Royal Air Force schafften es 153 Bomber – annähernd die Hälfte des angreifenden Ver-

Der Krieg erreicht die Heimat

bandes –, ihre Bomben in einem Fünf-Kilometer-Radius um das Zielgebiet abzuwerfen. In den folgenden vier Monaten wurden die meisten Städte an Rhein und Ruhr wiederholt mit ähnlicher Präzision bombardiert. Bereits nach einer Woche waren erneut die Krupp-Werke in Essen an der Reihe – ein Angriffsmuster, das die RAF in den folgenden Monaten beibehalten sollte.⁴

Selbst in Städten wie Essen, wo man in Erwartung von Luftangriffen ab 1940 riesige Stahlbetonbunker gebaut hatte, musste die Bevölkerung zum grössten Teil in den Kellern der Mietshäuser Schutz suchen. Bei dem ersten Luftangriff am 5. März sassen ein Arzt und seine Frau zusammen in ihrem Keller in Essen-West in einem Liegestuhl, als die Wucht einer Detonation Türen und Fenster eindrückte. Die Frau reagierte nicht mehr auf ihren Mann, der beruhigend auf sie einredete, sondern starrte nur noch vor sich hin und schickte bei jeder Bombe, die heulend in der Nähe niederging, ein Stossgebet gen Himmel. Der Arzt presste sie fest an sich und spürte, wie sie am ganzen Körper zitterte. Schon bald fingen auch seine Beine an, unkontrollierbar zu zucken, und er entwickelte eine neurotische Störung. Er wurde schliesslich an Dr. Friedrich Panse, einen Experten für Kriegsneurosen in Bonn, überwiesen.⁵ Kleine Kinder erlebten in den Kellern jedes von einer Detonation erzeugte Beben und die nachfolgenden Druckwellen besonders eindringlich. Sie lernten, auf die unterschiedlichen Geräusche zu lauschen, und erkannten Sprengbomben an ihrem «Hui! Wum!» und Brandbomben an dem «dumpfen Knall». Ein Kind schilderte, dass es beim «Klack, Klack, Klack» der leichten Brandbomben an eine «saftige Ohrfeige» erinnert wurde. Die Furcht der Erwachsenen in ihrer Umgebung übertrug sich auch auf die Kinder. Ein Junge beschrieb rückblickend: «Dann ging's ab in den Bunker, wo die Menschen in allen Ecken und Winkeln hockten. Bei jeder Bombe, die fiel, ertönten die Vater Unser lauter.»⁶

Der Luftangriff am 5. März zerstörte die acht Essener Not-Suppenküchen. Da nur noch drei kleine Suppenküchen einsatzbereit waren, schaffte die NS-Volkswohlfahrt umgehend aus Nachbarstädten mobile Grossküchen heran, die durchschnittlich 73'000 warme Mahlzeiten am Tag ausgeben konnten. Örtliche Wehrmachteinheiten stellten 60 Feldküchen zur Verfügung, die diese Tageskapazität um weitere 25'000 Liter erhöhten. Carola Reissner fand: «(...) es ist wirklich bewunderungswürdig, mit welcher heldenhafter Ausdauer und ohne Meckerei hier alles getragen wird.»⁷

Die Vorbereitungen zu den Luftangriffen auf Essen hatten bereits im Vorjahr begonnen, als die Royal Air Force in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1942 ihren ersten «Tausend-Bomber-Angriff» auf Köln geflogen hatte – eine demonstrative Aktion, bei der der Oberbefehlshaber des Bomberkommandos Arthur Harris sogar Schulungsflugzeuge eingesetzt hatte, um dem britischen Luftfahrtministerium zu zeigen, was die Bomberflotte leisten könnte, wenn sie nur die nötigen Ressourcen erhielte. Hinterher schrieb eine örtliche Tageszeitung, allen sei, «als sie die heimgesuchte Stadt besichtigten, klar [geworden], dass sie von ihrem Köln am Tag zuvor Abschied genommen hatten». Im Gegensatz zu Essen, das im dichtbesiedelten Ruhrgebiet schwer auszumachen war, konnte man Köln aus der Luft leicht erkennen. Mit den hoch aufragenden Zwillingstürmen des Doms gleich neben dem Bahnhof und vor allem dem breiten Silberstreif des Rheins diente die Stadt den Bombern als eindeutige Landmarke auf ihrer Flugroute. Selbst wenn Köln nicht ihr Ziel war, flogen sie oft bis dort den Rhein entlang und dann weiter nach Osten zu den Industriezentren des Ruhrgebiets oder nach Süden zu entfernteren Orten wie Nürnberg. Ende Februar 1943 beklagte sich eine junge Kölnerin, seit Tagen «macht uns der Engländer verrückt! Jeden Tag 3, 4, 5 und mehrmals Alarm, dabei jeden Abend.» Am 28. Februar zählte Heinz Pettenberg den 500. Alarm seit Kriegsbeginn und gestand: «Wir sind bleiern müde.» Viele schliefen ein, sobald sie sich hinsetzten, sei es in der Strassenbahn, im Wartezimmer eines Arztes oder in einer Behörde. Auf den öffentlichen Plätzen der Stadt waren hässlich triste Baracken als Notunterkünfte für die Ausgebombten errichtet worden. Rosalie Schüttler bemerkte viele verbreiterte Geschäfte, Frauen, die Lastwagen und Strassenbahnen fuhren, und auf dem Neumarkt riesige Berge aus Schutt, der von zwei Baggern abgetragen und auf Strassenbahnwagen geladen wurde – und trotzdem wurden die Halden nicht kleiner. Die Stadt leerte sich zunehmend: Die Einwohnerzahl sank von 770'000 auf 520'000, da viele in den umliegenden Kleinstädten und Dörfern Schutz und unbeschädigte Unterkünfte suchten. Die Nahverkehrszüge konnten den Ansturm von einer Viertelmillion zusätzlichen Fahrgästen, die täglich zur Arbeit oder zur Schule pendelten, kaum bewältigen. Noch bevor die Briten ihre «Ruhrschlacht» begannen, beschrieb der Schweizer Konsul in Köln, Franz-Rudolf von Weiss, die Stimmung der Bevölkerung als «weit unter Null».⁸

Der Krieg erreicht die Heimat

Als die britischen Luftangriffe im Frühjahr 1943 noch zunahmen, konnte Rosalie Schüttler Nacht für Nacht von ihrer Wohnung in Rath-Heumar aus «das grausame Spiel über dem Ruhrgebiet» beobachten. Nach den Angriffen auf die Möhne- und die Edertalsperre am 16./17. Mai hörte sie, dass «ungeheure Wassermassen» freigesetzt worden seien und «ganze Dörfer vernichtet und viele Menschenopfer gefordert» hätten. Über die Zahl der Todesopfer konnte sie nur Spekulationen anstellen: Die Zeitungen meldeten 370 bis 400 Opfer, Gerüchte sprachen jedoch von 12'000. Bei dem Luftangriff auf Dortmund in der Nacht des 24. Mai waren die Detonationen der Bomben und Flakgranaten bis ins knapp hundert Kilometer entfernte Köln zu hören, und am Horizont sah man zunächst die Leuchtsignale am Himmel und später den Feuerschein der ausser Kontrolle geratenen Brände. Die Bevölkerung war «ausserordentlich beeindruckt», wie der Schweizer Konsul anmerkte, nicht zuletzt weil die Menschen der Ansicht waren, dass die Engländer eine weitere Regel «fairer Kriegführung» gebrochen hatten: Denn nach dem Angriff auf die Staumauer der Möhnetalsperre seien die Luftschutzkeller in Dortmund überschwemmt und könnten nicht benutzt werden.⁹

Als der erste Jahrestag des Tausend-Bomber-Angriffs näherrückte, lagen die Kölner wach und warteten voller Angst auf den «grossen Schlag». Diesmal traf es jedoch Wuppertal. Am Sonntag, dem 30. Mai, notierte der dreizehnjährige Lothar Castner in den frühen Morgenstunden in seinem Tagebuch: «Mitten in der Nacht, es ist 12 Uhr, ertönt die Sirene. Das ist nichts Neues, man legt sich auf die andere Seite und schläft weiter.» Wie alle anderen dachte er: «Wuppertal finden die Tommies ja doch nicht. Wir liegen im Tal und nachts liegt dichter Nebel über der Stadt.» Zum Glück stand sein Vater auf und weckte die ganze Familie. Sie liefen in den Keller, als die ersten Bomben fielen. Seine Mutter hatte ihre Trainingsanzüge mitgebracht, in der Eile aber den Koffer mit sämtlichen wichtigen Unterlagen vergessen. Sobald es sicher genug war, sich nach draussen zu wagen, half Lothar seinen Nachbarn, die bereits eine Kette gebildet hatten und Eimer von einem zum anderen weiterreichten, um die Brände zu löschen. Da die Wasserleitung getroffen war, funktionierten die Hydranten nicht. «Der ganze Horizont ist blutrot», schrieb Lothar später an diesem Morgen. Insgesamt 719 Flugzeugen, meist viermotorigen Bombern, war es gelungen, ihre Bombenfracht konzentriert am Ostende der langgestreckten Stadt im engen Tal der Wupper abzu-

werfen und die Altstadt von Bannen in Brand zu setzen, womit über 80 Prozent der Gebäude zerstört wurden. An den folgenden beiden Tagen hatte Lothar Castner keine Zeit, Tagebuch zu schreiben. Gemeinsam mit den anderen Hitlerjungen seines Fähnleins half er Ausgebombten, ihre Habe zu bergen, und machte sich als Melder nützlich.¹⁰

Als zwei SA-Männer in Barmen eine Frau zu trösten versuchten, die weinend vor den Trümmern ihres Hauses stand, unter denen ihr Sohn, ihre Schwiegertochter und ihr zweijähriger Enkel verschüttet waren, schrie sie die beiden an: «Die braunen Kadetten sind schuld am Krieg. Sie sollten besser an die Front gegangen sein und dafür gesorgt haben, dass die Engländer nicht nach hier kommen können.» Barmen hatte der Angriff völlig unvorbereitet getroffen. Innerhalb eines Tages sprach sich bis zu Rosalie Schüttler herum, dass Menschen Feuer gefangen hätten und «brennend und vor der Hitze flüchtend in die Wupper gesprungen» seien. Allein in dieser Nacht wurden 3'400 Menschen getötet, mit Abstand die grösste Zahl von Todesopfern, die es bis dahin bei einem einzigen Luftangriff gegeben hatte. Für die britische Bomberflotte war Wuppertal ein untergeordnetes Ziel, bei dem es ihr vor allem darum ging, die Deutschen zu einer breiteren Streuung ihrer Flakstellungen zu zwingen, weg von den gut verteidigten Industriezentren des Ruhrgebiets.¹¹

Angesichts der ständigen Appelle der Behörden, alle, die nicht in Köln arbeiteten, sollten die Stadt verlassen, kam Rosalie Schüttler zu dem Schluss, dass die Regierung beschlossen habe, «das Rheinland zu opfern». Es herrschte gespenstische Ruhe. Zwölf Tage lang schwiegen die Sirenen, und es kursierten seltsame Gerüchte. Es war von einem «Geheimabkommen» zwischen den Regierungen die Rede und von einem Flugblatt der Alliierten, auf dem die emigrierten Juden versprochen: «Köln werden wir jetzt schonen, denn wir wollen dort noch einmal wohnen.» Solche Kollektivphantasien trugen dazu bei, wirkmächtige Verknüpfungen zwischen der Verfolgung der Juden und den Bombardements der Alliierten herzustellen. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni heulten erneut die Sirenen; aber diesmal flogen die Bomber weiter, und schon bald war der Himmel im Norden über Düsseldorf «von Feuersbrünsten hell erleuchtet». Am 15. Juni teilte der Schweizer Konsul seinen Vorgesetzten mit: «Wir leben hier alle wie auf einem Pulverfass und man glaubt in Köln allgemein, dass der nächste Grossangriff uns gelten wird.» Die

Der Krieg erreicht die Heimat

Menschen versuchten verzweifelt, einen Platz in den Stahlbetonbunkern zu ergattern. Gerüchte über Giftgasangriffe mehrten sich – ein untrügliches Zeichen für die schlechter werdende Stimmung.¹²

Als die Meldungen über die Luftangriffe auf Westdeutschland sich verbreiteten, wurden die SD-Stimmungsberichte so düster, dass Goebbels Himmler darauf ansprach. Er versuchte ihn – vergeblich – zu überreden, die SD-Berichte vom Propagandaministerium prüfen zu lassen, bevor sie an die nationalsozialistische Führungsspitze verteilt wurden. Zumindest gelang es Goebbels, die Zahl der Regierungsvertreter, die Zugang zu dieser begehrten Nachrichtenquelle hatten, drastisch zu reduzieren. Im Ruhrgebiet machte derweil ein Witz die Runde, der das Publikum, das bei Goebbels' Rede zum «totalen Krieg» im Februar gejubelt hatte, aufs Korn nahm:

Lieber Tommy fliege weiter, wir sind alle Bergarbeiter.

Fliege weiter nach Berlin, die haben alle «ja» geschrien.¹³

Diese Stimmung entsprang keineswegs einer grundsätzlichen Feindseligkeit. Als Goebbels in diesem Frühjahr Dortmund und Essen besuchte und in vollbesetzten Hallen den Arbeitern der Rüstungsindustrie «Vergeltung» für die Luftangriffe versprach, jubelten sie ihm zu. Die Menschen wollten einfach nur von den quälenden Luftangriffen erlöst werden: In optimistischen Momenten stellten sich viele vor, es den Briten mit Zins und Zinseszins heimzuzahlen, in pessimistischeren Augenblicken wünschten sie sich bloss, dass die tödlichen Ladungen anderswo niedergehen würden. Anfang März nahmen die Kölner die Meldung, dass Berlin den bis dahin schwersten Luftangriff des Krieges erlebt habe, «mit Erleichterung und sogar Freude» auf, stellte der Schweizer Konsul fest.¹⁴

Als Vorsitzender des interministeriellen Luftkriegsschäden-Ausschusses spielte Goebbels eine wichtige Rolle bei der Organisation der Zivilverteidigung, auch wenn Hitler ihn nicht zum «Generalbevollmächtigten für den totalen Krieg» ernannt hatte. Der Ausschuss hatte die Aufgabe, mobile Werkstätten und Küchen, Hausrat und Möbel, Kleidung und Nahrungsmittel in die bombardierten Städte zu bringen, und konnte für die «Notversorgung» bürokratische Hemmnisse aus dem Weg räumen und Vorräte aus dem

Bomben und Vergeltung

Wehrmachtbestand requirieren. Am 5. Juni 1943, auf dem Höhepunkt dieser Luftangriffe, hielt Goebbels erneut eine Rede im Berliner Sportpalast, in der er den Engländern massive Vergeltung androhte: «Es [das britische Volk] wird die Rechnung *bezahlen* müssen, die hier seine verantwortlichen Männer im Auftrage ihrer jüdischen Einpeitscher und Hetzer durch ihre Blutschuld aufmachen!» In der Presse war bereits von ausserordentlich schlagkräftigen neuen Waffen die Rede, und für den Rest des Krieges sollte das von Goebbels gegebene Versprechen eine zentrale Rolle bei der Instrumentalisierung deutscher Hoffnungen spielen: *«Eines Tages kommt die Stunde der Vergeltung!»*¹⁵

Vier Wochen nach dem verheerenden Luftangriff auf Barmen wurde auch das Elberfelder Ende Wuppertals getroffen. Unter Rüstungsarbeitern in Zella-Mehlis im Thüringer Wald kursierte ein Gedicht, das den lauten Forderungen nach Vergeltung ihre eigene Stimme hinzufügte:

Vergeltung:

Es kommt der Tag, wo das Verbrechen
von Wuppertal sich bitter rächt
und Ihr auf Euren Länderflächen
im Eisenhagel niederbrecht.

Ihr Mörder trugt viel Schmerzen
in diese Stadt und Feuersnot,
sogar das Kind am Mutterherzen
schlugt Ihr samt Greis und Vater tot.

Das peitscht uns auf, Euch nun zu hassen
mit wildester Verbissenheit,
weil Ihr mit allen Judenrassen
das Schandmal von der Wupper seid.

Die Toten rufen, sie zu rächen,
und wir stehn fest zu unserem Wort
und bauen Waffen, die einst sprechen
die harte Antwort auf den Mord.¹⁶

Vergeblich mahnten katholische Bischöfe zur Mässigung. Am 10. Juni 1943 betonte Kardinal Frings, der Erzbischof von Köln, in einem Hirtenbrief, «dass die ungeheueren Kriegsnoté eine Folge der Sünden der Menschen, eine Strafe für ihren weitgehenden Abfall von Gott und seinen Geboten sind». Bi-

Der Krieg erreicht die Heimat

schof Galen äusserte sich, wie üblich, unverblümter und geisselte in einer Predigt am 4. Juli im Wallfahrtsort Telgte Vergeltung als unmoralisch: «(...) ich muss das einmal öffentlich aussprechen: die Hass- und Vergeltungsrufe, von denen die deutsche Presse wiederholt, kann und will ich mir nicht, dürft auch ihr euch nicht zu eigen machen!» Diese Forderung sei «unchristlich, sie ist überdies undeutsch, weil unwürdig, weil unedel, weil unritterlich!» Er warf die Frage auf, ob denn «der von Christus ausdrücklich abgelehnte Satz des alten jüdischen Gesetzes: ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘, für Deutsche überhaupt gelten dürfe. Obwohl er die nationalsozialistische «Vergeltung» als «jüdische» Reaktion brandmarkte, hatte Galen ebenso grosse Mühe wie die anderen Bischöfe, den Gläubigen seine altmodische, «ritterliche» Version der christlichen Botschaft zu vermitteln. Schuld an den Bombardierungen und am Krieg war seiner Ansicht nach die säkulare Moderne, die den göttlichen Wahrheiten den Rücken gekehrt hatte. Auf die Frage: «Wie kann Gott das zulassen?», antwortete er mit der Gegenfrage: «In welchem Lande wird noch allgemein Gottes Oberherrschaft anerkannt und ihm die Ehre erwiesen, die ihm gebührt?» Mit denselben Argumenten hatten die katholischen Bischöfe, die durchweg Nationalisten waren, auch im vorangegangenen Krieg Reue und Busse gefordert in der Hoffnung, dass der Tod so vieler junger Männer auf dem Schlachtfeld zur Wiederauferstehung einer christlichen Gemeinschaft in Deutschland führen würde.¹⁷

Die katholischen Bischöfe waren allesamt eine Generation älter als die nationalsozialistische politische Führungsschicht in Deutschland und davon geprägt, gegen die liberale Säkularisierung zu kämpfen. Ihre Version eines ultrakonservativen katholischen Nationalismus entsprach der aktuellen Generation nicht mehr und war immer weniger mit dem Krieg vereinbar. Die Risse, die 1942 in den Reihen des unteren Klerus zutage getreten waren, wurden immer tiefer und drohten zu einer Spaltung zwischen dem jüngeren, aktivistischeren Flügel der Kirche und ihren alternden Vorgesetzten zu führen. So gab es in der Aachener Pfarre St. Fronleichnam zwei Kapläne, die völlig entgegengesetzte Ansichten vertraten. Kaplan Sparbrodt folgte der bischöflichen Linie und fragte seine Firmlinge nach dem Tausend-Bomber-Angriff auf Köln: «Und was nutzt das Hasspredigen?» Gestapo-Informanten berichteten, Sparbrodt missbrauche die Beichte, um bei Soldaten Zweifel zu säen, indem er ihnen bohrende Fragen stellte wie: «Darf man für einen reli-

gionslosen Staat Kriegsdienste leisten?» Dagegen predigte Kaplan Hilmer Rache an den «Verbrechern vom Kanal» für den Luftangriff auf Köln. In derselben Kirche begrüßte er die Pfarrgemeinde mit dem Hitlergruss und erklärte, «man müsse die Fluchpsalmen wieder hervorholen und Feuer auf die Insel vom Himmel herabrufen, deren Bewohner solcher Grausamkeiten fähig waren». Er ermahnte sie, «hart zu werden wie Diamant und treu zu sein wie eine Mutter, fremdländischen Gerüchten nicht zu glauben, selbst in den Geschäften zu schweigen und keine Unruhe zu verbreiten und an den Tag zu glauben, der alles rächen würde». Im Juni 1943 mahnte er unverhohlen, dass «das Schweigen der kirchlichen Kreise wegen der Zerstörung der Kirchen unheimlich sei», und drängte sogar, man müsse «auch den Schein meiden, als ob den deutschen Katholiken, insbesondere aber dem führenden Klerus diese Barbarei gleichgültig sei». Ausnahmsweise konnten die Gestapo-Beobachter ihm nur Beifall zollen, als sie berichteten, dass Hilmers Predigt «bei den Kirchenbesuchern viel Widerhall» fand.¹⁸

Obwohl die Kluft in anderen Pfarreien weniger offensichtlich war als in St. Fronleichnam, war sie für die Gestapo doch erkennbar. Manche Priester wollten die Rechte der Kirche nachdrücklicher verteidigt wissen, andere verlangten eine engagiertere Unterstützung der deutschen Kriegsanstrengungen. In einigen Kirchen verlasen die Pfarrer nicht einmal die Hirtenbriefe ihres Bischofs. In dem Bemühen, eine innere Spaltung zu vermeiden, ermunterte Kardinal Frings Katholiken im April 1943» weiterhin in der NSDAP und ihren Massenorganisationen aktiv zu bleiben, um der Kirche auf diesem Weg einen Platz in der Gesellschaft zu sichern. Nach den Konfrontationen zwischen Partei und Kirche Mitte 1941 wurde diese Kompromissbereitschaft von Laien und Klerus weithin begrüßt.¹⁹

Es gab Geistliche wie Dr. Nattermann, den einflussreichen Generalsekretär des Internationalen Kolpingwerks, der eine stolze, aus dem 19. Jahrhundert stammende Tradition sozialer und karitativer Arbeit repräsentierte und nun auf ein klareres Engagement für die «Volksgemeinschaft» im Rahmen einer Art «Reformkatholizismus» drängte. Als Verfechter einer völkischen Erneuerung des Katholizismus fand dieser Flügel der Kirche im Juni 1942 Unterstützung auf einer Dekanatskonferenz in Aachen-Berensberg. Aber weiter kam diese Reformwelle nicht. Während das protestantische Selbst-

Der Krieg erreicht die Heimat

verständnis häufig auf Gemeindeebene festgelegt wurde, wobei sich die Gläubigen den Vorstellungen ihres Pfarrers anschlossen und die Bischöfe nur relativ wenig Einfluss hatten, konnte die katholische Kirche durch ihre hierarchische Ordnung vergleichsweise einfach die Reformvorhaben der jüngeren Generation bremsen.²⁰

Der Preis für die Aufrechterhaltung der bischöflichen Autorität war jedoch eine allmähliche Erosion des Einflusses der katholischen Kirche, als der ehemals so beeindruckende Zusammenhalt der katholischen Mitte unter dem Druck des Krieges bröckelte. Jüngere Geistliche wie auch Laien begehrten auf, weil sie nicht begreifen konnten, warum die Erzbischöfe von Köln und Paderborn sich im Februar 1943 in ihren Hirtenbriefen mit der Unmoral ausserehelichen Geschlechtsverkehrs befassten, also mit einem Thema, das im Vergleich zu den Luftangriffen geradezu trivial erschien. Die alternden Prälaten mit ihrem Studium aristotelischer Semantik bedienten sich offenbar einer allzu abstrakten Sprache, ihre Duldsamkeitslehre war zu passiv ausgerichtet und basierte auf einer zu aristokratischen und konservativen Sicht des christlichen Deutschlands. So beklagten sich Katholiken in Aachen über die gute Wohn- und Einkommenssituation der Geistlichen und deren Befreiung von Kriegsarbeit. Auch der Hirtenbrief des folgenden Monats, vom März 1943, fand bei den Gläubigen wenig Anklang: «Wenn die [Bischöfe] so müde würden wie wir, dann hätten sie keine Zeit, um über Moral zu predigen», so lautete eine Reaktion; eine andere war: «Da sieht man, wie fremd die Herren Bischöfe dem Leben gegenüberstehen, dass sie für solchen Mist noch Zeit haben.» Die kritische Einstellung der Bischöfe zu einer Vergeltung an den Briten liess ihren Einfluss zusätzlich schwinden. Örtliche Gestapo-Berichte meldeten: «Das Volk hasst den Feind wegen seiner Terror-Methoden, der Klerus verteidigt ihn, und nach wie vor ist England sein Ideal.» Besonders erbittert waren die Bombengeschädigten in Essen. In den folgenden Monaten nahm die Ablehnung gegenüber der kirchlichen Haltung weiter zu und wuchs sich zu einem landesweiten Phänomen aus.²¹

Niemand wusste, wie oder wann die Vergeltung erfolgen würde. Bald machten Gerüchte und Spekulationen den Mangel an gesicherten Informationen über die neuen Waffen wett: Es war von Raketen mit ungeheurer Schlagkraft die Rede und von einer Kanone mit 16 Meter langem Lauf, die an der Kanalküste aufgestellt werden sollte und halb London zerstören wür-

de. Auch nach dem Jahrestag des Tausend-Bomber-Angriffs stieg die Spannung in Köln weiter an. Am 22. Juni 1943 berichtete der Schweizer Konsul, die Hoffnung auf eine «geheimnisvolle Waffe» sei in Köln «Trumpf» und helfe, die Angst zu verdrängen, dass man auf einem «Pulverfass» sitze. In der folgenden Nacht wurde Mühlheim so schwer getroffen, dass nicht einmal Radfahrer sich einen Weg in die Stadt oder aus ihr hinaus bahnen konnten.²² Und dann folgte in der Nacht vom 28. auf den 29. Juni 1943, einen Monat später als erwartet, der Luftangriff auf Köln.

Tausende strömten zu den Sammelstellen in den Schulen der Stadt, retteten sich aus einstürzenden Häusern und liefen durch dichte Rauchschwaden, sprühende Funken und Ascheregen, verursacht von den ausser Kontrolle geratenen Bränden. In Immendorf suchte der Schulchronist nach Worten: Man müsse «schon die Flüchtlinge mit den durch Phosphordämpfe gequollenen oder gar erblindeten Augen gesehen haben, um überhaupt eine Vorstellung zu haben von den Schrecknissen der Nacht». Anders als bei dem Tausend-Bomber-Angriff im Vorjahr folgten diesem Bombardement zwei weitere: In den drei Nächten vom 28./29. Juni, 3./4. Juli und 8./9. Juli 1943 fielen mehr Bomben auf Köln als bis dahin im gesamten Krieg. Die erste Angriffswelle traf die Innenstadt, besonders Ehrenfeld und Nippes, die zweite die rechtsrheinischen Stadtteile und die dritte die Randbezirke im Nord- und Südwesten. Hatte 1942 die unglaubliche Menge der Bomber die Kölner überwältigt, so war es nun die erschreckend hohe Zahl der Todesopfer.²³

Am Tag nach dem ersten Luftangriff schätzte der Schweizer Konsul, der über gute Beziehungen verfügte, die Zahl der Todesopfer auf mindestens 25'000. Einen Tag später korrigierte er seine Angabe dank einer «höchstoffiziellen» Quelle auf 28'000. Nachdem die Polizei ihre Zählung durchgeführt hatte, wurden diese ersten Schätzungen schliesslich reduziert auf 4'500 Tote und 10'000 Verletzte durch den ersten Luftangriff und weitere 1'100 Tote durch die beiden folgenden Angriffe. Es war durchaus nicht verwunderlich, dass selbst gutunterrichtete Kreise die Zahl der Todesopfer zunächst um das Fünffache zu hoch schätzten: Sie orientierten sich am Ausmass der Zerstörungen. Annähernd zwei Drittel der Einwohner Kölns – 350'000 bis 400'000 Menschen – verloren ihre Wohnung. Anneliese Hastenplug, die am Tag vor dem ersten Angriff ihren 20. Geburtstag gefeiert hatte, schrieb ihrem Verlobten Adi nach Frankreich: «Wie es hier aussieht? Ich sage nur, der 31. Mai

Der Krieg erreicht die Heimat

vorigen Jahres war ein Kinderspiel dagegen.» In der Innenstadt war kein einziges Haus unbeschädigt geblieben. Theater und Kinos waren verschwunden. Ihre Schwester Adele war «ganz fertig», weil sie so viele Leichen auf den Strassen gesehen hatte. «Jetzt kann sie abends keinen Schritt mehr alleine tun vor Angst», schrieb Anneliese.²⁴

In Scharen flüchteten Menschen aus der Stadt und nahmen alles mit, was sie auf Karren, Fahrräder und Handwagen laden konnten: Möbel, Koffer, Bettzeug, Kochtöpfe. Als die Fluchtwelle nach dem zweiten Luftangriff einsetzte, mussten viele im Wald kampieren. Anna Schmitz, die in Dünnwald zwischen Köln und Leverkusen wohnte, kam es vor wie «eine reine Völkerwanderung». Wie Anneliese Hastenplug erfuhr, schwankten die Behörden, ob sie die Evakuierungsbestrebungen unterstützen oder die Polizei anweisen sollten, alle, die in Köln arbeiteten, am Verlassen der Stadt zu hindern.²⁵

Örtliche Parteiführer waren befugt, alle Massnahmen zu ergreifen, die sie für notwendig hielten. Hitlerjugend, BDM und NS-Volkswohlfahrt richteten Suppenküchen und Notunterkünfte ein, versuchten das Chaos zu verwalten, halfen Bombengeschädigten, ihre Habe zu bergen, und unterstützten die Rettungsdienste. Häftlinge aus dem Konzentrationslager, das die SS 1942 auf dem Messegelände eingerichtet hatte, wurden für die gefährlichsten Aufgaben eingesetzt und mussten Waren aus zerbombten Kaufhäusern bergen oder Blindgänger ausgraben. Vor dem Abriss einsturzgefährdeter Häuser sammelten sie wiederverwendbare Fliesen, Metallrohre, Armaturen und Balken ein. Vier Tage nach dem dritten Luftangriff waren annähernd tausend Lagerhäftlinge im Arbeitseinsatz, und weitere wurden aus Buchenwald herangeschafft. In ihrer gestreiften Häftlingskleidung arbeiteten sie unter der Aufsicht bewaffneter Polizisten und SS-Leute und gehörten in den folgenden drei Monaten zum Strassenbild. Sie gruben die Leichen der 4'500 Opfer aus den Trümmern aus und legten sie in Särge, die sie in der KZ-Tischlerei gezimmert hatten.²⁶

Am 8. Juli fand auf sechs Friedhöfen gleichzeitig die feierliche Beisetzung der Toten statt. Vertreter der Stadtverwaltung, der Hilfsdienste, der Wehrmacht und der Partei standen an den Massengräbern, die KZ-Häftlinge ausgehoben hatten. Der *Westdeutsche Beobachter* gab mit seinen Schlagzeilen den Ton vor: «Die Herzen stark! Der Kampf fordert uns weiter», und: «Aus ihren Opfern wird die leuchtende Zukunft». Indem die Zeitung den militäri-

schen Opferbegriff auf Zivilisten anwandte, brach sie ein Tabu. Bereits 1942 hatte Bormanns Partei-Kanzlei alle Parteiorganisationen vor einem «Missbrauch des Begriffes ‚Opfer« gewarnt: «Es ist nicht erwünscht, dass die Bezeichnung Opfer für die durch den Krieg bedingten Leistungen der Heimat gebraucht wird. (...) Opfer und zwar in einem gültigen Sinne des Wortes bringt allein der Frontsoldat.» Der Opferbegriff – in seiner doppelten Bedeutung, unfreiwillig Opfer zu werden und sich aktiv zu opfern – stand im Zentrum des nationalistischen wie auch des nationalsozialistischen Kults um Deutschlands gefallene Soldaten. Im Frühjahr 1943 liess er sich jedoch nicht mehr auf die Gefallenen beschränken. Nun wurden auch Zivilisten für ihren Einsatz in der Luftverteidigung und in der Rüstungsindustrie mit Verdienstmedaillen ausgezeichnet und zivile Tote mit quasimilitärischen Ehren beigesetzt.²⁷

Der Eindruck, den die Massenbeerdigung vorübergehend hinterlassen haben mochte, wurde bereits in der folgenden Nacht ausgelöscht. Der dritte Luftangriff auf Köln war zwar mit Abstand der schwächste, hatte aber die am stärksten demoralisierende Wirkung. Der Sicherheitsdienst stellte fest: «Die Bevölkerung hatte sich gerade von den Schrecken der beiden ersten Angriffe erholt, die ersten Aufräumarbeiten waren beendet, die Versorgung der Bevölkerung wieder in Gang gebracht, (...) als durch den dritten Angriff diese beginnende Normalisierung des Lebens wieder völlig über den Haufen geworfen wurde.» Kreisleiter Alfons Schaller rief seine Mitbürger auf, sich am 10. Juli auf dem Heumarkt einzufinden, um «inmitten der Ruinen unserer geschändeten Stadt die Verbundenheit der Lebenden mit den Toten» zu bekunden. Das Läuten der verbliebenen Kirchenglocken und Salutschüsse der Flakbatterien verkündeten den Beginn einer Schweigeminute, die in der ganzen Stadt eingehalten wurde. Auf dem Heumarkt erwartete die Versammelten eine Rede des Gauleiters Grohé: «Widerstandskraft», «fanatischer Kampfeswille», «nur den Gehirnen der von Natur her minderwertigsten aller Geschöpfe entsprungen (...), nämlich den Juden», «das Ende des Judentums» – die altbewährten, abgedroschenen Phrasen hallten über den Platz und verloren sich trotz ihres bravourösen Stakkatos in den Schuttbergen.²⁸

Unweigerlich gab es Kritik sowohl an der nationalsozialistischen Führung wegen der Mängel bei der Zivilverteidigung als auch an der offiziellen Pro-

Der Krieg erreicht die Heimat

paganda, weil sie im übrigen Deutschland nicht über die Not der Kölner Bevölkerung berichtete. Goebbels, dessen antiklerikale Haltung allgemein bekannt war, warf man Heuchelei vor, weil er so viel Aufhebens um die Schäden am Kölner Dom machte. Aber die eigentliche Botschaft, Widerstandskraft zu beweisen, war nicht durchweg unpopulär und fand gelegentlich Wiederhall in privaten Briefen und Tagebüchern. Bernd Dünnwald versuchte, seinem Sohn Günter an der Front die Zerstörungen in der Stadt zu beschreiben. Von seiner Wohnung aus konnte er über die ausgebrannten Häuser hinweg bis zum Rathaus sehen. In den Rathausruinen sah er die unversehrte mittelalterliche Skulptur des «Kölsche Boor», des Kölner Bauern mit Schwert, Schild, Dreschflegel und Stadtschlüsseln stehen. Zutiefst ergriffen von der Symbolik dieses Bildes beteuerte er seinem Sohn zwei Wochen später in einem Brief: «Wir halten die Wacht!» – in Anlehnung an das alte nationalistische Lied *Die Wacht am Rhein*. Dünnwald, der kein Nationalsozialist, sondern ein katholischer Konservativer und Veteran des Ersten Weltkriegs war, bekräftigte, von Lokalpatriotismus durchdrungen: «Gerade jetzt, wo die Lumpen in ihrem feigen Zerstörungswahn der Colonia ihre unzähligen Kleinodien u. stillen Schmuckstücke geschändet und vernichtet haben.» Trotz aller Zerstörungen treibe viele «das Heimweh zurück in den Schatten der Domtürme», die nach wie vor stünden und angesichts des begangenen Verbrechens «mahndend in ewige Ferne» wiesen. Auch als Räumtrupps baufällige Gebäude sprengten und die Detonationen die Stadt erschütterten, wollte Dünnwald sich nicht unterkriegen lassen, sondern schwor, auszuhalten und zu kämpfen: «Es kommt der Tag!»²⁹

Nachdem den physischen Erschütterungen der psychische Schock gefolgt war, fanden sich nur wenige zu einer so unnachgiebigen Haltung bereit. Der Schweizer Konsul Franz-Rudolf von Weiss sah in der Nähe der Suppenküchen Obdachlose teilnahmslos auf ihren Koffern sitzen und beobachtete in der Bevölkerung «tiefe Apathie, allgemeine Gleichgültigkeit und den Wunsch nach Frieden». Auch er war ausgebombt und zog nach Bad Godesberg. Die junge, gerade erst geschiedene Christa Lehmacher schrieb ihrem Bruder an die Front, dass sie und ihre Mutter alles verloren hätten; sie habe ein Kleid vom Kriegsschädenamt bekommen, das auch die Kosten für ihre Notunterkunft im nahe des Doms gelegenen Hotel Excelsior übernehme. Beim kleinsten Geräusch oder wenn ihr Mörtelstückchen auf den Kopf rie-

selten, zuckte sie zusammen. Nach dem ersten Luftangriff hatte sie alle Kraft in die Instandsetzung der Wohnung gesteckt. Nun wollte sie nur noch nach den wenigen Habseligkeiten suchen, die sie im Keller verstaut hatte, war aber besorgt, dass die restlichen Mauern einstürzen könnten. Daher bemühte sie sich vor allem darum, dass ihre Mutter und ihre dreijährige Tochter nach Füssen in Bayern evakuiert wurden.³⁰

Christa blieb in Köln und schrieb ihrem Bruder ohne Rücksicht auf eine mögliche Briefzensur: «Am besten sagt man hier nicht mehr Heil Hitler!, sonst kannst Du unter Umständen damit rechnen, eine Ohrfeige zu bekommen.» Christas nüchternes, aber hartnäckiges «Durchhalten» hatte wenig mit der patriotisch-verklärten Opferbereitschaft zu tun, die Goebbels zu wecken hoffte. Immer wieder aktualisierte sie ihr Testament und schickte ihrer Familie Abschriften, damit ihre Tochter im Falle ihres Todes versorgt wäre; sie arbeitete weiter und brachte es in der Firma bis zur Geschäftsführerin. In Christa Lehmanns Krieg beschränkte sich der Optimismus auf den seltenen Luxus, sich mit ihrer Schwester bei einem ausgedehnten heissen Bad zu entspannen, wobei sie ihre Bücher, Kaffeetassen und Likörgläser auf einem wackeligen Brett abstellten, das sie über die Badewanne gelegt hatten.³¹

In den Städten an Rhein und Ruhr redeten die Menschen immer noch von der massiven Vergeltung, die Goebbels versprochen hatte, wenn auch nicht mehr mit so grosser Hoffnung und Erwartung wie im Mai und Juni. Zumindest in Köln glaubten sie nicht mehr, dass solche Massnahmen sie retten könnten. Der Gauleiter von Westfalen-Nord, Alfred Meyer, mochte weiterhin bei öffentlichen Trauerfeiern an Massengräbern Vergeltung heraufbeschwören, aber Ende Juni und Anfang Juli erreichte die Sorge darüber, ob der versprochene Gegenschlag rechtzeitig kommen würde, in Städten wie Dortmund, Bochum und Hagen ein solches Ausmass, dass der Sicherheitsdienst finster von einem «*Nervenkrieg* der deutschen Propaganda gegen die eigene Bevölkerung» sprach. Sensibel wie immer für die Stimmungsschwankungen in der Bevölkerung mahnte Goebbels die Propagandisten zu grösserer Zurückhaltung.³²

In dem Ringen der nationalsozialistischen Führung und der Kirchen um die Deutung der Bombenangriffe wurden manche Begriffe zu selbstverständlichen Schlagworten, während andere umstritten blieben. Wenn Goebbels

Der Krieg erreicht die Heimat

die britischen Bombardements als «Terrorangriffe» bezeichnete, konnte sich jeder mit diesem Ausdruck identifizieren: Er spiegelte die erklärten Ziele der Alliierten wider – die Widerstandskraft der Deutschen zu brechen – und entsprach dem Gefühl extremer Hilflosigkeit, das viele Menschen verspürten, wenn sie betend und zitternd in feuchten Kellern sassen, während ihre Wohnblocks über ihnen schwankten, bröckelten oder brannten. So wie die katholischen Bischöfe gegen die Besessenheit von Rachegedanken wenig ausrichteten, bemühte sich die Partei ihrerseits vergeblich darum, Furcht und Hilflosigkeit in kollektiven Kampfegeist zu verwandeln. Beerdigungsrituale und militärische Auszeichnungen waren kein ausreichendes Mittel. Zudem konnten – und wollten – die Nationalsozialisten Zivilisten nicht zu Kombattanten machen oder von der tiefstzitzenden Überzeugung abrücken, dass diese Art der Kriegführung gegen die Zivilbevölkerung eine ethische Grenze überschritt. Alle Diskussionen von 1940 darüber, wer als Erster Zivilisten bombardiert habe, gehörten der Vergangenheit an. Die drängende Frage lautete nun, ob Deutschland imstande war, darauf zu reagieren. Spitze Zungen witzelten Anfang Juli: «Zarah Leander wurde ins Führerhauptquartier verpflichtet, sie muss dem Führer vorsingen: ‚Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehm.‘»³³

Für das Regime, das sich auf das Recht des Stärkeren berief, liessen die «Terrorangriffe» das Schreckgespenst deutscher Schwäche und Demoralisierung erstehen. Da Goebbels darauf bedacht war, den wahren Tribut an zivilen Menschenleben in der Öffentlichkeit nicht einmal annähernd zu benennen, berichteten die Medien lediglich über die Zerstörung von Kulturdenkmälern, listeten sorgfältig die Zahl der entweihten und zerstörten Kirchen auf und schilderten detailliert die Schäden am Kölner Dom. Solche Berichte passten gut zur nationalsozialistischen Botschaft, Deutschland verteidige die Kultur und das Erbe Europas gegen die Barbarei der Alliierten. In den bombardierten Städten empfanden manche die grosse Aufmerksamkeit für Kulturdenkmäler jedoch als «Bagatellisierung der schweren Schäden in Wohnvierteln, vor allem aber der Menschenopfer». Statt den Rest des Landes über den Kölner Dom zu informieren, sollte man lieber einen Eindruck vom Alltag in den bombardierten Städten vermitteln, merkte der Sicherheitsdienst im Juli an: «Die Notwendigkeit, infolge des Ausfalls der öffentlichen Verkehrsmittel über Schutthalden und durch Staubwolken zu den Arbeitsstät-

ten zu gehen, die Unmöglichkeit, sich richtig zu waschen oder zu Hause zu kochen, weil Wasser, Gas und Strom fehlen, der Wert, den auf einmal ein geretteter Löffel oder Teller bedeute (.. J)». ³⁴ Während ihrer Flucht vor den Zerstörungen richteten viele ihre Angst und Wut gegen die Nationalsozialisten. So bemerkte ein aufmerksamer Handwerksmeister aus Hamm in einem überfüllten Zug, der für die Fahrt von Köln nach Frankfurt zwei Tage brauchte, eine grobe Kreidezeichnung an der Wand des Abteils: «Ein Galgen, an dem ein Hakenkreuz hängt. Alle sehen es, aber keiner wischt es aus.» ³⁵

Ausserhalb der bombardierten Regionen war die sprunghafte Zunahme der alliierten Luftangriffe aus den Medienberichten nicht ersichtlich: Nachdem Presse und Rundfunk die sehr begrenzten Bombardements 1940 und 1941 aufgebauscht hatten, um den deutschen Luftkrieg gegen Grossbritannien moralisch zu untermauern, spielten sie das enorme Ausmass nun herunter. Evakuierte aus Rheinland und Ruhrgebiet stiessen auf eine Mischung aus Mitleid und Ungläubigkeit, wenn sie anderen Deutschen zu vermitteln versuchten, was sie durchgemacht hatten. Manche fragten sich allmählich, ob die Bombardements regionale Charakterschwächen aufgedeckt hätten. So schrieb ein Unteroffizier in seine Heimatstadt Bremen: «Ich war auch im rhein.-westfälischen Industriegebiet, da ist die Stimmung der Bevölkerung schon beängstigend tief gesunken. Das habe ich in Norddeutschland, in Bremen nicht feststellen können. Ich glaube die Norddeutschen können auch mehr vertragen als alle anderen.» Die Kehrseite der Appelle, die dazu aufriefen, «starke Herzen» und «Nerven» zu zeigen, bestand darin, dass Misstrauen und Zwietracht gesät wurde zwischen den Deutschen, die «durchhalten» konnten, und solchen, die es nicht konnten. ³⁶

Die Menschen, die das beispiellose Ausmass des Luftkriegs erlebt hatten, entwickelten oft einen gewissen Stolz auf das, was sie durchgemacht hatten, und waren strikt dagegen, dass der Begriff «Terrorangriff» verwässert wurde, indem man ihn auf weniger schwere Bombardierungen anwandte. Als die Medien im Mai 1943 die Angriffe auf die Möhne- und Edertalsperre, die zum Bruch beider Staudämme geführt hatten, automatisch als «Terrorangriffe» bezeichneten, war Goebbels überrascht über den Sturm der Entrüstung und das Unverständnis gegenüber dieser Berichterstattung. ³⁷ Ende Mai meldeten die Gauleiter nach Berlin, die Bevölkerung «ist der Meinung, dass zu kriegs-

Der Krieg erreicht die Heimat

wichtigen Zielen selbstverständlich Talsperren, Schleusen u.a. Anlagen gehören». Obwohl Spekulationen über bis zu 30'000 Tote durch die nachfolgenden Überschwemmungen kursierten, lehnten Einwohner des Ruhrgebiets es ab, die «Talsperrenangriffe» als «jüdischen Terror» zu bezeichnen. Um die Gerüchte zum Schweigen zu bringen, wurde schliesslich eine «Abschlusszahl» von 1579 Todesopfern veröffentlicht, unter denen sich 1026 Fremdarbeiter befanden. Nach Ansicht der Gauleiter bezog sich die Kritik der Bevölkerung jedoch auf einen anderen wichtigen Aspekt: «Die Zerstörung der Talsperren ist ein ausserordentlicher Erfolg der Engländer und die Umfälschung des berechtigten Angriffs auf eine kriegswichtige Anlage in einen reinen Terrorangriff wird nicht verstanden».³⁸

Mit ihrer differenzierten Kritik an der Berichterstattung zeigte die Bevölkerung zudem, dass sie Goebbels' Propaganda ernst nahm. Bei den Medienberichten über die Talsperrenangriffe fanden die meisten angeblich «die Heraushebung eines Juden durchaus unverständlich». «Jüdischer Terror» bedeutete mindestens Flächenbombardements auf Städte, bei denen deutsche Frauen und Kinder verbrannten, durch Gase vergiftet und verstümmelt wurden. Diesen Begriff verbanden sie mit Gewalt, die sich über alle ethischen Grenzen hinwegsetzte, mit Angriffen auf Wuppertal, Dortmund und Köln, nicht aber mit spektakulär präzisen Luftschlägen gegen Staudämme: So zerstörerisch deren Wirkung auch sein mochte, verfolgten sie doch einen eindeutigen und begrenzten militärisch-strategischen Zweck und entsprachen einfach nicht den Vorstellungen, die sich die Bevölkerung von «jüdischem Terror» machte.³⁹

Das Gerede vom «jüdischen» Charakter der Terrorangriffe durchbrach die Schweigespirale, die durchgängig die europaweite Deportation und Ermordung der Juden 1942 umgeben hatte. Goebbels war in seiner Rede zum «totalen Krieg» im Februar 1943 ein vielsagender Versprecher unterlaufen: «Das Ziel des Bolschewismus ist die Weltrevolution der *Juden!* (...) Deutschland jedenfalls hat nicht die Absicht, sich dieser jüdischen Bedrohung zu beugen, sondern vielmehr die, ihr *rechtzeitig*, wenn nötig unter *vollkommener* und *radikalster Ausrott-*, *-Schaltung* des Judentums, entgegenzutreten!» In den gedruckten Versionen wurde dieser Versprecher umgehend ausgebügelt, aber Millionen Deutsche hatten dieses halbe Eingeständnis der Ermordung der Juden in der Rundfunkübertragung der Rede gehört. Sie hatten auch gehört, wie das Publikum im Sportpalast Beifall geklatscht, «Juden raus!» geru-

fen und gelacht hatte, als Goebbels sich korrigiert hatte. Vielleicht war dieser Versprecher nicht ganz unbeabsichtigt passiert. Jedenfalls markierte er den Beginn einer Phase der Propaganda, die den antibolschewistischen und antijüdischen Charakter des Krieges mit neuem Nachdruck in den Mittelpunkt rückte und ihn als Kampf auf Leben und Tod für Deutschland und die deutsche – wie auch europäische – Kultur darstellte.⁴⁰

Ende Februar 1943 stiess eine Einheit der Geheimen Feldpolizei im Wald bei Katyn, einer Kleinstadt westlich von Smolensk, auf ein Massengrab. Da der Boden stark gefroren war, konnten weitere Ermittlungen erst nach Einsetzen des Tauwetters durchgeführt werden. Die Heeresgruppe Mitte zog umgehend ihren rechtsmedizinischen Experten hinzu, Professor Gerhard Buhtz von der Universität Breslau. Buhtz, der sein Fachwissen mit Autopsien an KZ-Häftlingen aus Buchenwald erweitert hatte, begann am 29. März mit der Untersuchung der exhumierten Leichen. Es handelte sich um polnische Offiziere, die die Sowjets nach der Invasion in Ostpolen 1939 deportiert und erschossen hatten.

Einige Tage später erfuhr Goebbels durch einen Propagandamitarbeiter, der in Berlin zu Besuch war, von dem Fund und bat Hitler sofort um die Genehmigung, die Nachricht bestmöglich auszuschlachten. In dem Bestreben, die Alliierten zu spalten, erlaubte Goebbels umgehend, dass eine Delegation ausländischer Korrespondenten aus Berlin und eine polnische Delegation aus Warschau und Krakau nach Katyn fuhren, um selbst zu sehen, dass es sich nicht um eine Machenschaft der Deutschen handelte. Am 13. April meldete der deutsche Rundfunk, dass man in einem 28 Meter langen und 16 Meter breiten Massengrab die Leichen von 10'000 polnischen Offizieren gefunden habe. Sie trügen noch ihre Uniformen, seien von der sowjetischen Geheimen Staatspolizei ermordet worden, und «alle hatten am Hinterkopf Wunden, die von Pistolenschüssen herrühren. Die Identifikation der Leichen wird keine Schwierigkeiten bereiten, weil sie infolge der Bodenbeschaffenheit mumifiziert sind und die Russen ihnen die Personalausweise gelassen haben.» Weitere polnische und internationale Delegationen folgten, vor allem eine internationale Medizinerkommission, die unter Buhtz' Leitung einen glaubwürdigen forensischen Bericht erstellte.⁴¹

Goebbels sagte voraus, dass der Fund sensationelles Propagandamaterial liefern würde: «Wir werden einige Wochen davon leben können.»

Der Krieg erreicht die Heimat

Ähnliche Berichte hatte es bereits 1941 gegeben, etwa über die NKWD-Massaker in den drei Lemberger Gefängnissen, die Deutsche eine Zeitlang beschäftigt hatten. Damals waren sie aber schon bald von den Meldungen über den triumphalen Vormarsch der Wehrmacht verdrängt worden. Im Frühjahr 1943 gab es zwar keine solchen Ablenkungen, wohl aber andere Aspekte, die zu bedenken waren. Anfangs hatte Goebbels vor, die Angelegenheit im Inland herunterzuspielen, um in den Familien deutscher Soldaten, die sich in sowjetischer Kriegsgefangenschaft befanden, keine weiteren Ängste zu schüren. Als er die Aufnahmen der exhumierten Leichen sah, änderte er seine Meinung und beschloss, dem deutschen Publikum davon zu berichten – und die Bilder zu zeigen. Sieben Wochen lang – bis Anfang Juni – machte die Geschichte Schlagzeilen und gipfelte in dem achtminütigen Film «Im Wald von Katyn». Zu ergreifender Trauermusik zeigte dieser die Exhumierung der Leichen aus dem Massengrab und ihre Identifizierung. Rechtsmediziner erläuterten Einschuss- und Austrittslöcher der «Genickschüsse», die als Markenzeichen des NKWD galten. Vor allem aber unterstrich der Film die Menschlichkeit der Opfer. Aus den Uniformtaschen wurden Fotos gezogen und vor die Kamera gehalten: Sie zeigten die winkenden Ehefrauen und strahlenden Kinder der Offiziere. Nicht nur die Auslandspresse, sondern auch polnische Soldaten in Uniform und – für ein deutsches Publikum völlig unpassend – mit Stahlhelm wurden bei der Besichtigung der Stätte präsentiert, an der ihre Kameraden «von Stalins Henkern liquidiert» worden waren. Der Film endete damit, dass ein polnischer Bischof, untermalt von anschwellenden Celloklängen, die Massengräber segnete.⁴²

Die zentrale Botschaft wurde den Deutschen von Anfang an einfach und ungeschminkt vermittelt: «Der Massenmord von Katyn: Das Werk jüdischer Schlächter» lautete die Schlagzeile im *Völkischen Beobachter*. Die Tatsache, dass 700 bis 900 der polnischen Offiziere Juden waren, wurde selbstverständlich unterschlagen. Im Laufe der Kampagne trat immer deutlicher zutage, nach welchem Schema die «Verteidigung» der Deutschen gegen angebliche jüdische Pläne, sie zu vernichten, erfolgen sollte. Am Ende eines langen Artikels, der Anfang Mai unter dem Titel «Der Krieg und die Juden» in *Das Reich* erschien, erinnerte Goebbels seine Leser:

Der deutsche Kreuzzug 1941/42

18 Rotarmistinnen in deutscher Kriegsgefangenschaft, August 1941. Viele von ihnen wurden als «Flintenweiber» exekutiert.



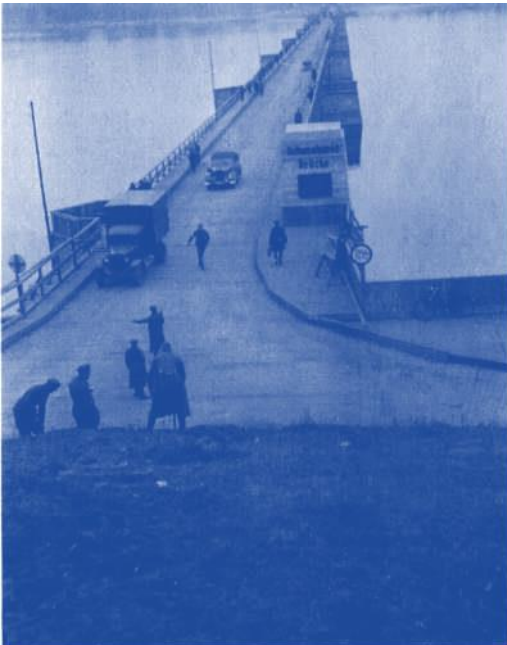
19 Sowjetische Kriegsgefangene in Mauthausen, 1941



Deutsche Ansichten



21 Fritz Probst, Baubataillon: eine zerstörte Dnjepr-Brücke in Kiew, 1941.



22 Fritz Probst: eine neu errichtete Dnjepr-Brücke,



23 Liselotte Purper, Fotojournalistin: Deutsche schlendern durch die Ruinen von Kiew, 1942.



24 Exekutions-Schaulustige: Soldaten in Orel, Winter 1941/42.



25 Ernst Guicking: Winterrückzug 1941/42, tote sowjetische Soldaten und ein verendetes Pferd.



26 Wilhelm Moldenhauer: Sommeroffensive 1942.

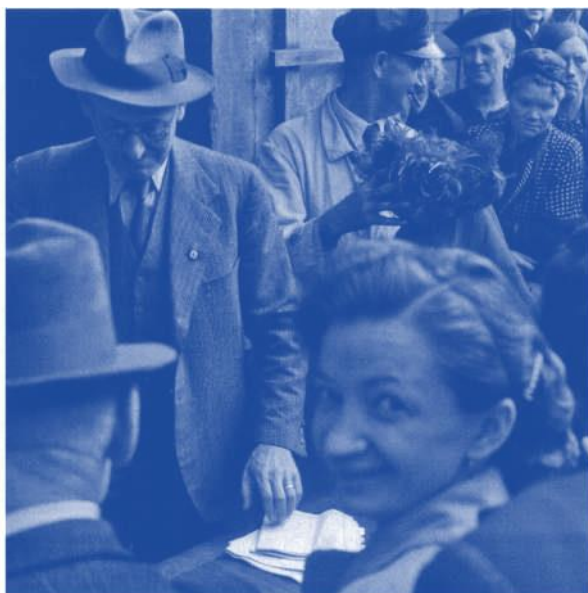
Deportation von Juden aus Deutschland



27 Deportation von Juden aus Kitzingen, 24. März 1942.



28 Untergetaucht:
Postausweiskarte von
Marianne Strauss.



29 Deutsche ersteigern jüdisches Eigentum
bei einer Auktion in Hanau.

Inszenierte Ankunft Verwundeter aus Stalingrad, Januar 1943.



30 Liselotte Purper bereitet ihre Fotoaufnahmen auf dem Flughafen Lemberg vor.



31 Liselotte Purper:
Ein als verwundeter
Soldat zurechtgemachter
Sanitäter wird aus einer
Ju 52 ausgeladen.

Die Moral verbessern



32 Liselotte Purper: Angehörige einer Flakbesetzung spielen in ihrer Freizeit ein Duett im Bunker des Anhalter Bahnhofs, Berlin.



33 Schlängestehen für Kinokarten, Berlin.



34 Zarah Leander singt in dem Film «Die grosse Liebe» (1942): «Davon geht die Welt nicht unter».



35 Kriegshochzeit: Liselotte Purper und Kurt Orgel, September 1943.

«Kein prophetisches Wort des Führers bewahrheitet sich mit einer so unheimlichen Sicherheit und Zwangsläufigkeit wie das, wenn das Judentum es fertig bringen werde, einen zweiten Weltkrieg zu provozieren, dieser nicht zur Vernichtung der arischen Menschheit, sondern zur Auslöschung der jüdischen Rasse führen werde. Dieser Prozess ist von einer weltgeschichtlichen Bedeutung, und da er vermutlich unabdingbare Folgen mit sich ziehen wird, hat er auch seine Zeit nötig. Aber aufzuhalten ist er nicht mehr.»

Das sage er «ohne jedes Ressentiment», wie er seinen Lesern erklärte, und auch nicht, «um naive Rachpläne zu spinnen», sondern weil es sich «um ein Weltproblem erster Ordnung» handele, bei dem «sentimentale Erwägungen keinen Platz» hätten. Als die Juden «gegen das deutsche Volk den Plan einer totalen Vernichtung fassten, unterschrieben sie damit ihr eigenes Todesurteil», schloss er. «Auch hier wird die Weltgeschichte ein Weltgericht sein.»⁴³

Katyn lieferte das Kernstück einer erneuten antisemitischen Propagandakampagne, die neben älteren Themen wie der angeblichen jüdischen Kriegstreiberei auch neuere umfasste, etwa das Schicksal, das Deutschland erwartete, falls die Juden jemals Rache üben sollten. Journalisten unterstellten ihrer Leserschaft konkreteres Wissen über das, was mit den Juden geschehen war, als sie es bis 1942 getan hatten. So brachte die badische Gauzeitung *Der Führer* einen Kommentar des bekannten Journalisten und zeitweiligen Universitätsprofessors Johann von Leers, in dem er auf eine verbreitete Kritik einging: «Ja, aber die Methoden? Wer Methode sagt, hat immer Unrecht. Es kommt auf das Ergebnis an. Das Ergebnis für den Arzt muss die restlose Ausschaltung der Cholera sein, das Ergebnis für unser Volk die restlose Ausschaltung der Juden sein. (...) Es geht zwischen uns und den Juden darum, wer wen überlebt.» Victor Klemperer fiel Leers' nachdrückliches Beharren auf, wie etwa in der Aussage: «Wenn die Juden siegen, wird unser ganzes Volk so niedergemetzelt wie die polnischen Offiziere im Walde von Katyn.» Der Literaturwissenschaftler schrieb sich Auszüge aus Leers' Aufsatz auf und machte sich Notizen für seine geplante Studie zur «Sprache des Dritten Reichs»: «Stilistisch ist jeder Satz, jede Wendung dieses Vortrags wesentlich. Die erheuchelte Objektivität, die Besessenheit, die Volkstümlichkeit, das Auf-einen-Nenner-Bringen».⁴⁴ Leers' Ausführungen waren keine Ausnahme. Die angesehene Berliner *Deutsche Allgemeine Zeitung* nannte am 29. Mai in einem Leitartikel die «Proklamation des feindlichen Vernich-

Der Krieg erreicht die Heimat

tungswillens» als Grund, «weshalb vor allem auch unsere antisemitische Kampagne so konsequent durchgeführt wird». Vier Tage später brachte sie den Beitrag eines Reporters, der in einer SS-Einheit im Osten eingesetzt war und erklärte, es sei «noch nicht die Zeit, die Berichte aufzuschlagen, die grundlegend über den Einsatz der Sicherheitspolizei und des SD sprechen. Vieles würde sicherlich nie gesagt werden, da es nicht immer ratsam sei, die Strategie aufzudecken». Im Mai und Juni 1943 gab es in den deutschen Medien eine Fülle von Anspielungen auf die «Endlösung», von Erörterungen, ob man die «Zigeunerfrage» in Südosteuropa auf die gleiche Weise angehen sollte wie «die Judenfrage gelöst» wurde, bis hin zu Kommentaren über die unvollständigen Massnahmen der Slowaken gegen die dortige jüdische Bevölkerung. An die Stelle des unbehaglichen Schweigens von 1942 war eine halbwegs unverhohlene Bestätigung kollektiver Komplizenschaft getreten.

Hitler war begeistert von dieser Kampagne. Er hielt seinem Propagandaminister einen langen Vortrag über die «Protokolle der Weisen von Zion» – an deren Echtheit Goebbels bis dahin gewisse Zweifel gehegt hatte – und verglich die Juden ausgiebig mit Kartoffelkäfern. Dieser neueste Vergleich in einer langen Liste von Parasitenmetaphern fand schon bald den Weg vom privaten Kreis am Esstisch des Führers in europaweite Rundfunksendungen, als Goebbels am 5. Juni im Sportpalast den Briten Vergeltung für die Luftangriffe versprach: «Wie der Kartoffelkäfer die Kartoffelfelder zerstört – ja, zerstören *muss*, so zerstört der Jude die Staaten und Völker! Dagegen gibt es nur ein Mittel, nämlich: *radikale Beseitigung der Gefahr!*» Wieder liess er keinen Zweifel daran, was das bedeutete: «Die gänzliche Ausschaltung des Judentums aus Europa ist keine *Frage der Moral*, sondern eine *Frage der Sicherheit der Staaten!*»⁴⁵

Zur Freude der nationalsozialistischen Führung sorgte Katyn tatsächlich für Spannungen unter den Alliierten. General Sikorskis polnische Exilregierung in London unterstützte deutsche Forderungen, das Internationale Rote Kreuz solle das Massaker untersuchen, und zog den Wahrheitsgehalt der von der amtlichen sowjetischen Nachrichtenagentur verbreiteten Erklärung in Zweifel, die eine sowjetische Schuld zurückwies. Als Reaktion darauf brach Stalin die diplomatischen Beziehungen zur polnischen Exilregierung in London ab. Das alliierte Bündnis zerbrach jedoch nicht. Welche Zweifel Churchill und Roosevelt im Stillen auch haben mochten, sie verhinderten

die Einbeziehung des Internationalen Roten Kreuzes in die Untersuchung des Massakers, widerstanden zugleich aber auch sowjetischem Druck, der polnischen Exilregierung die Anerkennung selber zu entziehen. Das Massaker von Katyn brachte die westlichen Alliierten dennoch nachhaltig in Verlegenheit, weil es ihre Behauptung, für die gesamte Menschheit zu kämpfen, in Frage stellte. Auf internationaler Ebene war Goebbels mit seinem Eintreten für die Menschenrechte der Polen also ein Propagandacoup gelungen.⁴⁶

Die deutsche Bevölkerung fand das alles jedoch äusserst verwirrend. Plötzlich sollten sie Mitleid mit dem «polnischen Abschaum» haben, der bei Kriegsbeginn Volksdeutsche massakriert hatte. Diese neuentdeckte Solidarität fand nur Anklang «in intellektuellen und konfessionell orientierten Kreisen», die sich schuldig fühlten, «weil deutscherseits in viel grösserem Umfang Polen und Juden beseitigt worden sind», berichtete der Sicherheitsdienst. Einfacher war es, an der im Herbst 1939 gefassten Meinung festzuhalten, dass die Polen bekämen, was sie verdient hätten, weil sie «60'000 Volksgenossen» ermordet hätten. Der Sicherheitsdienst merkte weiterhin an: «So sieht ein grosser Teil der Bevölkerung in der Beseitigung der polnischen Offiziere (...) eben die radikale Aus- [löschung] eines gefährlichen Gegners, wie es im Krieg nun einmal [nicht] zu vermeiden ist. Man könne auf dieselbe Linie die Bombenangriffe der Engländer und Amerikaner auf die deutschen [Städte] und letzten Endes auch unseren eigenen Verteidigungskampf gegen das Judentum setzen.»⁴⁷

Am 25. Juli kurz vor 1 Uhr nachts eröffnete Klaus Seidels Flakstellung im Hamburger Stadtpark das Feuer. In Nord-Süd-Richtung flogen 704 britische Bomber über die Stadt und warfen 1'346 Tonnen Sprengbomben und 938 Tonnen Brandbomben ab, während 54 schwere und 26 leichte Flakbatterien, unterstützt von 24 Scheinwerfern, über 50'000 Schuss in den Nachthimmel feuerten. Im Laufe des achtundfünfzigminütigen Luftangriffs schossen sie zwei Flugzeuge ab. In dieser Nacht hatte die britische Bomberflotte erstmals «Window» eingesetzt: ein Verfahren, bei dem sie eine Kaskade kurzer Stan-niolstreifen abwarf, um die Radargeräte zur Steuerung der Suchscheinwerfer und Kanonen zu täuschen. Um 3 Uhr wurde der sechzehnjährige Klaus Seidel für die Löscharbeiten an der brennenden Stadthalle angefordert. In aller Eile zog der junge Luftwaffenhelfer «Pyjama, Trainingsanzug, Stahlhelm und

Der Krieg erreicht die Heimat

Stiefel» an und versuchte, Gegenstände aus dem Gebäude zu holen und mit einem Schlauch das Feuer zu löschen. Zum Glück hatte ein anderer Junge Klaus zum Spass mit Wasser bespritzt, was ihn nun vor den Funken herabfallender Balken schützte. Nach eineinhalb Stunden kehrten sie zu ihrer Flakstellung zurück, wo Klaus sich bis 6 Uhr als Melder betätigte. Nach drei Stunden Schlaf erschien er wieder zum Dienst und bereitete die Geschütze im Stadtpark vor.⁴⁸

Der nächste Luftangriff erfolgte wesentlich früher: Um 16.30 Uhr tauchten 90 amerikanische Flying-Fortress-Bomber über Hamburg auf. Weitere 54 folgten am 26. Juli um die Mittagszeit. An diesem Tag schrieben Ingeborg Heys Eltern nach Wehlen an der Elbe, wohin man die junge Lehrerin mit ihren Schülern evakuiert hatte, dass sie gesund und wohlauf seien. Am nächsten Tag schrieben sie erneut und schilderten, dass die Luftschutzsirenen ständig in einer verwirrenden Abfolge von Signalen heulten – «Alarm, Entwarnung, Alarm, Entwarnung». Obwohl Menschen in Scharen die Stadt verliessen, beschlossen sie, dem Rat der Behörden zu folgen und zu bleiben. Völlig erschöpft von den vergangenen drei Tagen und Nächten, baten sie Inge und ihre Freunde, ihnen die Daumen zu drücken. Nachdem das britische Bomberkommando zwei Nächte lang nur sechs schnell fliegende Mosquitos geschickt hatte, kamen in der Nacht vom 27. auf den 28. Juli 722 Bomber. Sie flogen von Ost nach West und bombardierten Stadtteile, die bis dahin praktisch unbeschadet davongekommen waren. In Rothenburgsort, Hammerbrook, Borgfelde, Hohenfelde und Hamm fachten ungünstige Witterungsverhältnisse und die grosse Hitze der Brände einen Feuersturm beispiellosen Ausmasses an. Gegenstände wie Menschen verschwanden spurlos. Bäume mit einem Stammdurchmesser von bis zu einem Meter stürzten um. Alle, die in ihren Kellern oder in Luftschutzbunkern blieben, drohten an Kohlenmonoxid zu ersticken oder an der Gluthitze zu sterben. Flüchtende blieben meist unter der Erdoberfläche und brachen durch Türen und Mauern in andere Keller durch, wenn die Gebäude über ihnen Feuer fingen. Wer sich auf die Strasse zu retten versuchte, lief Gefahr, von Trümmern einstürzender Häuserfronten erschlagen zu werden. Viele sprangen in Kanäle, um Funken zu löschen, die sich in ihren Haaren und Kleidern verfangen hatten. Unter den 18474 Menschen, die in dieser Nacht getötet wurden, waren auch Ingeborg Heys Eltern.⁴⁹

Am nächsten Tag schrieb Klaus Seidel seiner Mutter und riet ihr davon ab, aus ihrem Sommerurlaub in Darmstadt zurückzukommen. Obwohl er ihr berichten konnte, dass die Flak sich diesmal als effektiver erwiesen hatte, musste er ihr sagen, dass Hamburg grossflächige Zerstörungen erlitten hatte. An diesem Tag revidierte der Gauleiter von Hamburg, Karl Kaufmann, seine frühere Empfehlung, in der Stadt zu bleiben, und gab Anweisung, alle verfügbaren Mittel für die Evakuierung einzusetzen. Der Stadtpark füllte sich mit Menschen, die ausgebombt waren und auf die Evakuierung warteten, und Klaus Seidel beobachtete, wie Lastwagen grosse Mengen Brot für sie einfach auf den Boden kippten. Es war gängige Praxis, in bombardierten Gebieten Sonderrationen an Nahrungsmitteln und andere Versorgungsgüter ohne Marken auszugeben, um die Moral zu stärken. Seidel war jedoch schockiert, wie die Flüchtlinge mit den Sonderzuteilungen umgingen, obwohl sie doch an die knappe Versorgung im Krieg gewöhnt waren: Er fand halbvolle Fleischdosen, die sie einfach in die Büsche geworfen hatten, und Pflaumen, die haufenweise auf dem Boden verrotteten.⁵⁰

In der Nacht vom 29. auf den 30. Juli kamen die britischen Bomber massiert zurück. Klaus schrieb ohne Kerzenlicht im Schein der «Brandwolke» an seine Mutter. Erst am 31. Juli hatte er lange genug dienstfrei, um nach der Wohnung seiner Mutter zu sehen und ihre Wertsachen in den Keller zu bringen. Klaus gestand, dass er nicht begriff, wieso ihre Nachbarn fortwollten: Mit kühler Logik argumentierte er, dass ihr Haus doch durch eine Feuerschneise geschützt sei, nachdem die umstehenden Gebäude zerstört seien.⁵¹

Als die britischen Bomber in einer letzten Angriffswelle am 3. August 1943 um 2.55 Uhr ihre Fracht abwarfen, lag die zweitgrösste Stadt des Reiches bereits in Trümmern. Die Hälfte der Gebäude war im Laufe der vorangegangenen Woche zerstört worden, und 900'000 Einwohner waren geflüchtet. Am 1. August hatte Gauleiter Karl Kaufmann von Menschen gesprochen, die «in ihrer Kopflosigkeit wie das Vieh in die Flammen gelaufen» waren. Er machte selbst auf Goebbels einen «gebrochenen Eindruck». Sogar in den Behörden war Panik ausgebrochen, und die Staatsanwaltschaft hatte 2'000 Strafgefangene und Untersuchungshäftlinge freigelassen, darunter 50 Mitglieder einer kommunistischen Untergrundgruppe. Es waren Geschichten über «Parteibonzen» in Umlauf, die für Flüchtlinge bestimmte Transport-

Der Krieg erreicht die Heimat

möglichkeiten missbrauchten, um ihre Möbel und sonstige Habe aus der Stadt zu bringen. Als aufgebrachte Bürger Parteifunktionäre beschimpften und sogar deren Abzeichen abrissen, griff die Polizei nicht ein, sondern ging «bewusst vorsichtig» vor, wie Hamburgs Höherer SS- und Polizeiführer gegenüber Himmler erklärte.⁵²

Gauleiter Kaufmann, sein Stellvertreter Georg Ahrens und Bürgermeister Krogmann erlangten schnell ihre Fassung wieder und improvisierten die Evakuierung und die Aufräumarbeiten mit dem ihnen eigenen Pragmatismus. Die Hamburger Behörden setzten alle verfügbaren Kräfte – Soldaten, Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge – ein, um die Brände zu löschen, die Strassen von Trümmern zu räumen und die wichtigsten Versorgungsleitungen instand zu setzen. Kiel, Lübeck und Bremen schickten Feuerlöschzüge und das ländliche Umland Mitarbeiter der Freiwilligen Feuerwehr. Seit über sechs Monaten war bereits klar gewesen, dass die vom Reichsluftschutzbund empfohlenen Massnahmen zum «Selbstschutz» – Eimer mit Sand auf dem Treppenabsatz, Menschenketten, die von Hydranten an der Strasse Wassereimer weiterreichen – bei massiven Luftangriffen nicht ausreichen konnten. Aber als Massenorganisation mit insgesamt 22 Millionen Freiwilligen stellte der Reichsluftschutzbund ein wichtiges Reservoir an Einsatzkräften dar, neben Hitlerjugend, SA, NS-Volkswohlfahrt und NS-Frauenschaft. Diese richteten Sammelstellen ein, organisierten Notunterkünfte für Ausgebombte, versorgten verwaiste Kinder und evakuierten Flüchtlinge. Am 10. August nahmen einige Hamburger Strassenbahnlinien den Betrieb wieder auf. Am 15. August war die Wasserversorgung wiederhergestellt, Anfang September wurden die Industrie und die meisten Stadtteile wieder mit Gas beliefert, und bis Mitte September hatten alle noch vorhandenen bewohnbaren Häuser wieder Strom.⁵³

Sonderbrigaden von KZ-Häftlingen, meist Zwangsarbeiter, die mit ihren Arbeitgebern aneinandergeraten waren, mussten die unangenehmsten Arbeiten erledigen. Der siebzehnjährige Pawel Wassiljewitsch Pawlenko wurde aus dem Konzentrationslager Neuengamme nach Wilhelmshaven geschickt, um Bomben zu entschärfen. Sein Räumtrupp legte jeweils einen Blindgänger rundum frei und loste dann aus, wer den Zünder herausschrauben musste. Nach dem Feuersturm wurde Pawlenko mit einem Häftlingstrupp zu Räumarbeiten in der vier Quadratkilometer grossen «Todeszone» eingesetzt, die Rothenburgsort, Hammerbrook und Hamm-Süd um-

fasste. Auf den Strassen lagen viele Leichen, oft in Gruppen von 25 bis 30, die von einer Feuerwalze getötet worden waren. Manche, die der Hitze erlegen waren, wiesen kaum Verletzungen oder Verbrennungen auf, andere waren bis zur Unkenntlichkeit verkohlt. Bis zum 10. September hatte man 26'409 Leichen geborgen, vor allem auf Strassen und Plätzen. Die schwierigste und gefährlichste Arbeit war es, die Keller zu öffnen, in denen Menschen Schutz gesucht hatten. Dort waren die meisten an einer Kohlenmonoxidvergiftung gestorben, da das Feuer den Sauerstoff verzehrt hatte. Pawlenko erinnerte sich: «Du kommst in einen Keller und dort sitzt alles voller Vertrockneter. Bei solchen Temperaturen schmilzt das ganze Fett aus dem Menschen heraus und es bleiben nur Haut und Knochen.» An anderen Stellen fanden Arbeiter puppenähnliche Leichen, die auf weniger als die Hälfte ihrer früheren Grösse geschrumpft, aber noch gut erkennbar waren – ein Phänomen, das man auf die gleichmässige Dehydrierung sämtlicher innerer Organe durch die glühende Hitze in den Kellern zurückführt.⁵⁴

Dem Höheren SS- und Polizeiführer von Hamburg, Georg Henning Graf von Bassewitz-Behr, erschien Hamburg in diesen Tagen wie ein modernes Pompeji oder Herculaneum. Der evangelische Landesbischof von Hamburg, Franz Tügel, griff in seinem Hirtenbrief auf die Bibel zurück: «Manche haben sich an Bilder der alten Bibel erinnern lassen, wenn die Sommersonne buchstäblich durch Feuer- und Schwefelwolken verfinstert wurde und ein Orkan die durch die Gluthitze nach oben getriebene Luft mit dem Zustrom kühlerer Schichten der Atmosphäre ersetzte.» Pastor Paul Kreye dachte in einem Rundschreiben an seine erschütterte Pfarrgemeinde in Hamburg-Hamm über Sodom und Gomorrha nach: «,Mir kommt die Geschichte von Lots Weib nicht aus dem Sinn', schrieb mir jemand von Ihnen. ,Der Herr liess Feuer und Schwefel regnen vom Himmel und kehrte die Städte um. Und er sprach zu Lot: Errette deine Seele und siehe nicht hinter dich, auf dass du nicht umkommst.' Und sein Weib sah hinter sich und ward zur Salzsäule. – Nicht rückwärts schauen, sondern aufwärts.» Kreye und Tügel konnten nicht ahnen, dass Harris, der Oberbefehlshaber des RAF Bomber Command, in seinem Hang zu biblischen Codenamen die Luftangriffe auf Hamburg «Operation Gomorrha» genannt hatte.⁵⁵

Die Behörden errichteten rund um die «Todeszone» eine Mauer und verboten Unbefugten den Zutritt, aber Teile des verwüsteten Gebiets waren von

Der Krieg erreicht die Heimat

der einspurigen Bahnlinie aus zu sehen, auf der ab dem 15. August wieder Züge durch die Trümmer von Hammerbrook und Rothenburgsort zum Hauptbahnhof verkehrten. Gerüchte wussten von 100'000 bis 350'000 Toten zu berichten. Die tatsächliche Zahl von 34'000 bis 38'000 Todesopfern übertraf immer noch weit die Zahl der Menschen, die bis dahin in diesem Krieg ihr Leben durch Luftangriffe verloren hatten. Viele Soldaten, die Sonderurlaub bekamen, um nach Familienangehörigen zu suchen, fanden «nur noch geringe Knochenreste», stellte der Hamburger Polizeipräsident Hans Kehrl fest. Überlebende, die unter den zerstückelten Leichen in den provisorischen Leichenhallen nach Angehörigen suchten, konnten sie oft nur durch Zufall anhand eines Eherings an einem abgetrennten Arm oder einer Taschenuhr an einem Torso identifizieren. Klaus Seidel brauchte zwei Wochen, bis er in Erfahrung gebracht hatte, dass seine Grosseltern überlebt hatten.⁵⁶

Die Evakuierung war noch in Gang, als Teile der Bevölkerung schon in die Stadt zurückkehrten. Mitte August stieg die Einwohnerzahl von 600'000 auf 800'000. Ende November lebten bereits wieder über eine Million Menschen in Hamburg, was für akute Wohnungsnot sorgte. Die dichtbesiedelten Arbeiterviertel, die dem Feuersturm zum Opfer gefallen waren, liessen sich nicht wiederaufbauen, und selbst die eilig betriebene Produktion vorgefertigter Holzbaracken mit jeweils zwei Zimmern blieb erbärmlich weit hinter dem Versprechen von September zurück, in ganz Deutschland jährlich eine Million neuer Wohnungen zu bauen. Bis Juni 1944 waren lediglich 35'000 Wohnungen fertiggestellt, weitere 23'000 befanden sich im Bau. So waren viele gezwungen, sich provisorische Unterkünfte in den halbzerstörten Häusern herzurichten, ein Zustand, den sie «Kellerhausen» nannten. Andere niesteten sich dauerhaft in den Stadtbunkern oder an ihrem Arbeitsplatz ein. Mehr als die Hälfte Hamburgs stand noch, darunter auch grosse Teile der besseren Wohnviertel jenseits der Innenstadt. Die Weigerung der Wohlhabenderen, ihre Privilegien aufzugeben, löste bei Arbeitern grosse Erbitterung aus. Selbst Wehrmacht- und SS-Offiziere mussten erst an Ehre und Kameradschaft erinnert werden, um ihre Familien dazu anzuhalten, die ausgebombten Ehefrauen und Kinder ihrer eigenen Kameraden aufzunehmen.⁵⁷

Da die Wiederaufnahme der Produktion klar im Vordergrund stand, konnten die Hamburger Werften sich in diesem Jahr mit der höchsten Zahl fertiggestellter U-Boote brüsten. Anscheinend spielte es kaum eine Rolle,

dass der «Kampf um den Atlantik» vorbei war und man alle U-Boote an ihre Marinestützpunkte zurückbeordert hatte. Gauleiter Kaufmann übertrug den Wiederaufbau der Industrie führenden Hamburger Wirtschaftsvertretern wie Rudolf Blohm, dessen berühmte Schiffswerft auch Tausende KZ-Häftlinge aus Neuengamme beschäftigte. Blohm requirierte Schulgebäude als Unterkünfte, machte aus dem Museum für Hamburger Stadtgeschichte ein Kaufhaus und richtete eine Stadthalle für Tanzveranstaltungen, Konzerte und Filmvorführungen ein. Vor allem waren nun Arbeitgeber zuständig für die Zuteilung von Unterkünften und die Verteilung von Nahrungsmitteln, Hausrat und Möbeln an ihre Beschäftigten. Die Arbeitsmoral blieb jedoch schlecht, und so mussten selbst die neuen Wirtschaftsführer einräumen: «Die Menschen besitzen nichts mehr, und sie wollen zuerst wieder etwas anschaffen.»⁵⁸

Die Wiederverwendung jüdischen Besitzes spielte bei der Nothilfe ebenfalls eine erhebliche Rolle. Bei der Deportation der Juden aus Frankreich, Belgien, den Niederlanden und Luxemburg 1942/43 hatten die Besatzungskräfte deren Möbel im Zuge der «Aktion-M» (Möbelaktion) unter der Leitung der Dienststelle West des Ostministeriums und der SS beschlagnahmt und verteilt. Von Bamberg bis Frankfurt am Main berichteten die Behörden von Forderungen der Bevölkerung, die Lagerhäuser mit jüdischem Besitz zu öffnen, um Ausgebombten zu helfen. Die Legenden über den Reichtum der Juden brachten viele zu der Ansicht, «diese Möbel genügten, um alle Bombengeschädigten hinlänglich auszustatten»; wenn man sie weiter einlagere, bestünde die Gefahr, dass der gesamte Bestand den Bomben zum Opfer falle. Bis 1944 wurden 18665 Waggons mit Möbeln und Hausrat aus jüdischem Besitz in besonders bombengeschädigte Städte gebracht, davon 2'699 nach Hamburg. Häufig zeigten sich die Empfänger jedoch nicht dankbar, sondern unzufrieden mit den Möbeln, die sie jetzt bekamen. Laut Meldungen aus Münster und Frankfurt an der Oder, die Ende September in Berlin eintrafen, war «die Bevölkerung *über die aus den besetzten Gebieten eingeführten alten Möbel*, insbesondere die Judenmöbel, sehr enttäuscht». Die Stücke stammten entweder aus grossen Villen und passten nicht in kleine Wohnungen, oder sie waren voller Ungeziefer, wiesen Transportschäden auf, und andere waren schlicht zu alt und schäbig, um sie Deutschen zuzumuten: Offenbar waren also die Juden entweder zu reich gewesen oder zu arm.⁵⁹

Der Krieg erreicht die Heimat

Im ganzen Reich schlug enttäuschte Habgier bald in Neid und Wut um. Aus einer Giesserei in Kitzingen meldete der SS-Sicherheitsdienst Vorwürfe gegen Parteigenossen: «Das Gemeine von unseren führenden Persönlichkeiten ist, dass sie, nachdem sie die Juden ausgerottet haben, sich in deren Häusern breitmachen und ihren Arsch in die jüdischen Betten legen. Man weiss es ja, wie sie die kostbaren Teppiche, Möbel und das Silber bei Nacht und Nebel aus den jüdischen Wohnungen geschleppt haben.» In Hitlers Wahlheimat Linz musste der Ortsgruppenleiter einen Kondolenzbesuch überstürzt abbrechen, weil er mit wüsten Beschimpfungen überschüttet wurde: Als Grund für seinen Zorn gab der Mann nicht etwa den Tod seines Sohnes an, sondern «den Einspruch der Partei beim geplanten Verkaufe eines Judenhauses an seine Schwester», die das Haus daraufhin nicht bekommen hatte. Diejenigen, die sich benachteiligt fühlten, ärgerten sich darüber, doch auf der anderen Seite beschlichen die Menschen, die bekamen, was sie wollten, diffuse Schuldgefühle. Viele sagten sich, falls die Juden den Krieg gewinnen sollten, würden sie ihre Häuser, Wohnungen und Möbel wieder einfordern.⁶⁰

Am 6. August 1943 löste Goebbels in Berlin Panik aus, als er zu einer umgehenden Teilevakuierung der Hauptstadt aufrief. Statt wie üblich kaltblütig-heldenhafte Standhaftigkeit und «starke Herzen» zu predigen, verschreckten die Zeitungen ihre Leser mit Warnungen, Berlin drohe das gleiche Schicksal wie Hamburg. Nach diesem Aufruf «gab es Akte der Hysterie, Flucht, Panik. Konkret: sämtliche Krankenhäuser und Privatkliniken wurden mit Schwerst-Patienten, Personal, Ärzten aus Berlin evakuiert», vermerkte der Schriftsteller und Lektor Hermann Kasack. Sämtliche Berliner Schulen wurden geschlossen, Firmenfilialen und Behörden ausgelagert. Während ein Sonderzug nach dem anderen Berlin verliess, verteilten Zurückbleibende wie Kasack Kleidung, Kochgeschirr und Bettzeug auf die Wohnungen von Freunden und Verwandten, um das Verlustrisiko zu streuen. Viele verbrachten die Nächte in Vororten, selbst wenn sie in den Bahnhöfen an den Endstationen der U-Bahnlinien schlafen mussten. In der Bilanz kam Kasack zu dem Schluss: «Ergo: die noch organisierte Panik.» Regionen, die schon mit Flüchtlingen von Rhein und Ruhr und aus Hamburg überschwemmt waren, mussten nun weitere Evakuierte aus Grossstädten wie Berlin und München

aufnehmen, die bis dahin von schweren Luftangriffen überwiegend verschont geblieben waren.

Berlinerinnen erzählten in Frankfurt am Main, man habe vorsorglich Kalkgruben für Massengräber ausgehoben. Bald kamen Gerüchte in Umlauf, man habe Soldaten aus Frankfurt in die Hauptstadt verlegt, damit sie bei erwarteten Unruhen eingreifen könnten. Im ganzen Reich glaubten viele, genau das sei in Hamburg bereits geschehen. Aus so weit auseinanderliegenden Orten wie Innsbruck, Königsberg, Weimar, Würzburg, Braunschweig und Berlin wurden Gerüchte gemeldet, die Alliierten hätten der deutschen Regierung ein Ultimatum gestellt, bis zum 15. August zurückzutreten, sonst würden sie Berlin, Leipzig, München und andere Grossstädte ebenso «ausradieren» wie Hamburg. Dieses Wort erinnerte viele Deutsche an Hitlers Drohung gegen Grossbritannien vom September 1940. Solche Gerüchte enthielten durchaus ein Körnchen Wahrheit: Ende August warfen die Alliierten Flugblätter ab, in denen sie anderen Städten das gleiche Schicksal wie Hamburg androhten und die Heldenparolen des nationalsozialistischen Regimes aufgriffen: «Die Wahl heisst: Kapitulation – oder Vernichtung. Tunis – oder Stalingrad. Palermo – oder Hamburg. Leben oder Tod.»⁶¹

Am 22. Juli 1943 hatte Palermo sich den Alliierten kampflos ergeben, und drei Tage später – während des ersten Luftangriffs auf Hamburg – war Mussolini gemäss einem Beschluss des Faschistischen Grossrats abgesetzt und verhaftet worden. Wie kaum anders zu erwarten, brachen italienische Arbeiter in deutschen Städten in «Freudentränen» aus und feierten die ganze Nacht hindurch. Der Sicherheitsdienst berichtete: «Selbst von Faschisten werde erklärt, dass der Duce auf politischem Gebiet zwar viel geleistet, in militärischer Hinsicht aber versagt hätte.» In Breslau und anderen Städten tranken und sangen französische Kriegsgefangene bis tief in die Nacht und weigerten sich am nächsten Tag, zur Arbeit zu gehen. In Warschau schrieben polnische Widerstandskämpfer die Parole «Oktober» an Hauswände, um die Deutschen zu warnen, dass die Novemberrevolution von 1918 diesmal einen Monat früher erfolgen werde. Auch Deutsche verfolgten gespannt die Ereignisse in Italien und die Berichte über den folgenschweren Regimewechsel ihres engsten Verbündeten. Viele nahmen eine kleine Rundfunkmeldung über ein Verbot der faschistischen Partei Italiens interessiert zum Anlass für Spekulationen wie: «Wenn der Faschismus nach 20jähriger Macht

Der Krieg erreicht die Heimat

an einem Tag beseitigt wird, könnte der Nationalsozialismus nach lojähriger Herrschaft einmal noch rascher beseitigt werden.»⁶²

Für den SS-Sicherheitsdienst, der instruiert war, eine Wiederholung der Revolution von 1918 zu verhindern, war es eine besorgniserregende Entwicklung, dass er im Laufe des Augusts 1943 zunehmend über kritische Äusserungen der Bevölkerung berichten musste. Als der Göttinger Bürgermeister in Hannover in einen aus Hamburg kommenden Zug stieg, spotteten Flüchtlinge über sein goldenes Parteiabzeichen und drohten ihm leise, mit ihm werde noch abgerechnet. Eine Frau hielt ihm ihren Ärmel unter die Nase, damit er den Rauchgestank riechen konnte. Parteifunktionäre wurden so häufig beschimpft und bedroht, besonders in kürzlich bombardierten Städten, dass viele im Spätsommer 1943 darauf verzichteten, in der Öffentlichkeit Uniform oder Parteiabzeichen zu tragen. Eine Flut neuer Witze mokierte sich über diese Furcht, so auch ein Scherz über eine fingierte Kleinanzeige: «Tausche goldenes Ehrenzeichen gegen Siebenmeilenstiefel.» Lisa de Boor in Marburg war begeistert: «Überall in den Strassen, in den Geschäften, auf dem Bahnhof sprechen jetzt die Menschen miteinander, sagen, dass es ‚so‘ nicht weitergehen könne.» Selbst unter Deutschen in Warschau verspürte Wilm Hosenfeld die unterschwellige Hoffnung auf einen Regimewechsel nach italienischem Vorbild: Wenn eine Militärdiktatur die Nationalsozialisten ablösen würde, wie in Italien, könnten die neuen Machthaber einen Sonderfrieden mit Grossbritannien und den Vereinigten Staaten aushandeln. Die geheimen Lageberichte, die der Sicherheitsdienst wöchentlich zur «Stimmungslage» der Bevölkerung erstellte, zeigten, dass die Hoffnung auf eine Militärdiktatur an Zugkraft gewann: Viele sahen darin den «besten» oder sogar «letzten Ausweg» für Deutschland, einen «Separatfrieden» mit den alliierten Westmächten zu schliessen. Die Tatsache, dass der neueingesetzte Ministerpräsident Marschall Badoglio bereits eine Fortsetzung des Krieges angekündigt und das Bündnis mit Deutschland bestätigt hatte, dämmte die in der Bevölkerung verbreitete Befürchtung ein, dass die Gefahr eines italienischen «Verrats» bestünde. Aus Braunschweig berichtete der Sicherheitsdienst von zwei Frauen, die sich auf dem Wochenmarkt lautstark über das Ausbleiben der versprochenen Vergeltung für die britischen Luftangriffe auf deutsche Städte beklagten. Einige Bahnarbeiter, die in der Nähe standen,

schalteten sich ein und riefen: «Es gibt schon ein Mittel dagegen, unsere Regierung muss weg. Wir müssen eine neue Regierung haben!»⁶³

Als die Bevölkerung die Lektionen zehnjähriger Unterdrückung durch die Gestapo achselzuckend derartig abtat und öffentlich unerhörte Äusserungen machte, geriet ihre politische Führung ins Wanken. Albert Speer, der im Schatten der Krise vor Moskau das Rüstungsministerium übernommen hatte und angesichts der Niederlage bei Stalingrad unerschütterlich geblieben war, warnte Hitler nun, die Rüstungsproduktion würde «völlig zum Erliegen» kommen, wenn sechs weitere Städte in diesem Ausmass bombardiert würden. Hans Jeschonnek, der Generalstabschef der Luftwaffe, fand, dass der Feuersturm von Hamburg «selbst Stalingrad in den Schatten stellte». Mitte August, nach dem Präzisionsangriff auf die Heeresversuchsanstalt Peenemünde, das deutsche Zentrum für Raketenentwicklung, beging er Selbstmord. Am 6. August gestand Goebbels: «Luftkrieg ist das Damoklesschwert, das über unseren Häuptern hängt.» Seit den Luftangriffen auf Hamburg hatte er den Eindruck: «Mir scheint, dass ein guter Teil des ganzen Kontinents von einer direkt panikartigen Furcht vor der englischen Luftwaffe ergriffen ist.» Ausnahmsweise hielt sich die nationalsozialistische Führung zurück: Entgegen allen Gerüchten über die Niederschlagung von Unruhen wartete Himmeler die weitere Entwicklung angespannt ab.⁶⁴

Aber Deutschland war nicht Italien. Trotz Kriegsmüdigkeit und Hoffnungen auf einen Sonderfrieden im Westen war in der deutschen Bevölkerung nicht die Rede von einer Beendigung des Krieges im Osten. Die Krise trieb sie vielmehr dazu, ihre schlimmsten Befürchtungen offen auszusprechen. So erlangte die Verknüpfung der alliierten Bombardements mit der Ermordung der Juden, die erstmals im Frühjahr in der Öffentlichkeit aufgetaucht war, nun zentrale Bedeutung. Nachdem der Kaufmann Lothar de la Camp, der als Dolmetscher in der Nachrichtenabteilung des Oberkommandos der Marine arbeitete, aus Hamburg nach Berlin zurückgekehrt war, schrieb er am 15. August 1943 einen Rundbrief an seine Geschwister, Freunde und Bekannten. Darin schilderte er, was er über den Feuersturm von Hamburg wusste, schätzte die Zahl der Toten auf 200'000 bis 240'000 und gab dann wieder, was die Bevölkerung über die Luftangriffe sagte:

Der Krieg erreicht die Heimat

«Bei aller Wut gegen die Engländer und Amerikaner über die Art ihrer unmenschlichen Kriegsführung muss man ganz objektiv feststellen, dass das einfache Volk, der Mittelstand und die übrigen Kreise von sich aus wiederholt Äusserungen unter vier Augen und selbst auch in grösseren Kreise machten, die die Angriffe als Vergeltung gegen die Behandlung der Juden durch uns bezeichneten.»

Als Evakuierte aus Nord- und Westdeutschland Berichte über die Schrecken, die sie durchgemacht hatten, in den unbeschädigten Süden und Osten des Landes mitbrachten, führten die Menschen die «Terrorangriffe» durchgängig auf «jüdische Vergeltung» zurück. Dieser Reaktion hatte die nationalsozialistische Propaganda den Weg geebnet, indem sie hartnäckig behauptet hatte, hinter den Bombardements stecke die jüdische Lobby in London und Washington und ihr Bestreben, das deutsche Volk auszulöschen. Die Argumentation der Bevölkerung hatte jedoch einen anderen Tenor: Demnach hatte das, was die Deutschen den Juden angetan hatten, diese erst veranlasst, ihre Macht zur Bombardierung deutscher Städte zu nutzen. Häufig wurde dieses Gefühl akuter Wehrlosigkeit mit lokalen Bezügen verknüpft. So liessen die Erzählungen der evakuierten Frankfurter die Einwohner im unterfränkischen Bad Brückenau in «pessimistische Stimmung und zunehmend fatalistische Gleichgültigkeit» verfallen und brachten sie zu der Ansicht, «dass Terrorangriffe besonders auf Frankfurt xfache Vergeltung für Judenaktion 1938 seien». Unter dem Eindruck des Feuersturms von Hamburg fragten sich die Ochsenfurter, ob als Nächstes wohl das benachbarte Würzburg an die Reihe kommen würde. Manche mutmassten, die Stadt werde verschont, weil dort «keine Synagogen gebrannt haben», andere warnten, «dass nunmehr auch die Flieger nach Würzburg kämen, da vor kurzer Zeit der letzte Jude Würzburg verlassen habe». Zur Untermauerung ihrer Warnung führten sie an: «Dieser habe vor seinem Abtransport erklärt, dass nun auch Würzburg Luftangriffe bekommen werde.»⁶⁵

Die Hilflosigkeit, die sich in solchen Gerüchten widerspiegelte, war weit von dem Hass und der Widerstandskraft entfernt, die Goebbels mit seiner antisemitischen Kampagne hatte mobilisieren wollen. In den Städten äusserte sich diese Stimmungslage in Mythen, die die Treffgenauigkeit der Alliierten erheblich übertrieben. Obwohl die britische Bomberflotte damals noch grosse Schwierigkeiten hatte, ihre Fracht innerhalb des vorgesehenen Fünf-Kilometer-Radius ihres Zielgebiets abzuwerfen, glaubten Berliner, dass

sie gezielt bestimmte Strassen und Viertel bombardierten, um sie zu bestrafen. Diesem Gefühl völliger Wehrlosigkeit entsprangen auch die Gerüchte über Äusserungen, die einzelne Juden vor ihrer Deportation angeblich gemacht hatten, oder über einzelne Städte, die ihre Synagogen niedergebrannt beziehungsweise verschont hatten.

Immer wieder brachten Deutsche die Bombardements mit dem Novemberpogrom von 1938 in Zusammenhang – eine Verknüpfung, die angesichts der Fülle von Gerüchten über die Massenmorde an Juden im Osten seltsam erscheinen mag. Die antisemitische Aktion 1938 war jedoch – weil danach die meisten Juden, die im Land geblieben waren, in Grossstädte gezogen waren – die letzte gewesen, die viele in ganz Deutschland als Augenzeugen oder aktiv Beteiligte erlebt hatten, weshalb sie am stärksten in Erinnerung geblieben war. Als schicksalhafte Verknüpfung zwischen der Verfolgung der Juden und dem Luftkrieg sah man auch den Umstand, dass mancherorts – so in Wetzlar, Braunschweig, Solingen, Frankfurt am Main, Berlin, Siegen, Köln, Emden und Hamburg – die Behörden auf den Grundstücken, auf denen bis November 1938 Synagogen gestanden hatten, massive Luftschutzbunker hatten bauen lassen. In Köln und Aachen interpretierte die Bevölkerung die Zerstörung von Kirchen durch die Bombardierungen als göttliche Strafe für die niedergebrannten Synagogen. Ein Informant aus Kirchenkreisen fasste diese Ansichten für die Gestapo so zusammen: «Ja, das ist verdient, denn ‚sie‘ haben ja auch die Synagogen niedergemacht, alles rächt sich auf Erden.»⁶⁶ Viele sahen also das Pogrom 1938 als Beginn des deutschen Kampfes gegen die Juden, der eine Kette eskalierender wechselseitiger Vergeltung in Gang gesetzt habe. Bis zum Spätsommer und Herbst 1943 hatten sich solche bis dahin seltenen Eingeständnisse deutscher Verantwortung und Schuld bis in Regionen ausgebreitet, die selber noch gar keine Luftangriffe erlebt hatten.⁶⁷

Anfang Juni 1943 hatte Goebbels die städtische Bevölkerung mit dem Versprechen, Vergeltung an Grossbritannien zu üben, hinter sich geschart. Nach dem Feuersturm von Hamburg war jedoch klar, dass die Macht zur «Vergeltung» in den Händen der Juden und der Alliierten lag. Dieses verheerende militärische Versagen liess die Hoffnung, die einen Monat zuvor noch allgemein in einen deutschen Gegenschlag gesetzt wurde, in Furcht vor «jüdischer Vergeltung» umschlagen. Als die Menschen in ganz Deutschland dar-

Der Krieg erreicht die Heimat

über sprachen, offenbarten sie unbeabsichtigt etwas, was bis dahin weitgehend unausgesprochen geblieben war: ihr Wissen, dass die abstrakten Phrasen in der Presse und im Rundfunk von der Ausrottung der Juden eine bereits erfolgte Tatsache beschrieben. Als die Deportationen 1941 und 1942 ihren Höhepunkt erreicht hatten, als viele bei Auktionen in Hamburg und anderen Städten Möbel und Hausrat aus jüdischem Besitz ersteigert hatten, als zahlreiche Augenzeugen von Massenerschiessungen und Massengräbern im Osten berichtet hatten – also zu einem Zeitpunkt, als eine breite Missstimmung oder sogar Opposition in Deutschland noch vielen Juden das Leben hätte retten können –, da hatten die Menschen noch anders über den Völkermord geredet, der damals in vollem Gang war: bruchstückhaft, hinter verschlossenen Türen, gerüchteweise und nur bezogen auf einzelne Tötungsaktionen. Im Herbst 1943 war alles das bereits Vergangenheit: Die Formulierung «was wir den Juden angetan haben» enthielt das öffentliche Eingeständnis dessen, was noch ein, zwei Jahre zuvor verschwiegen worden war.

Die öffentlichen Äusserungen, die der nationalsozialistischen Führung im Sommer 1943 gemeldet wurden, waren keine unmittelbaren Kommentare zur «Endlösung». Die «gegen die Juden durchgeführten Massnahmen», wie die Verfasser der Berichte sie euphemistisch nannten, waren bereits geschehen und liessen sich nicht rückgängig machen. Im Kern fürchteten sich die Menschen davor, dass die Alliierten mit ihren Bombardements Rache üben und Deutschland vielleicht sogar vernichten wollten, wie Goebbels sie öfter gewarnt hatte. Nach wie vor sorgten sie sich in erster Linie um sich selbst, nicht etwa um die Juden. Die Deutschen mochten Schuldgefühle und Reue äussern, doch dieses Schuldeingeständnis blieb untrennbar mit einem überwältigenden Gefühl verquickt, selbst wehrlose Opfer zu sein.

Das Bestreben der Bevölkerung, die Bombardierung deutscher Städte und die Ermordung der Juden buchstäblich wie auch moralisch gleichzusetzen, wurde dadurch erleichtert, dass im einen wie im anderen Fall keine belastbaren Zahlen über die Todesopfer veröffentlicht wurden. Die von der SS im April 1943 erhobenen Daten über die Zahl der getöteten Juden waren streng geheim; dennoch war sich die Bevölkerung bewusst, dass in Deutschland nur noch sehr wenige Juden lebten. Andererseits gaben die Behörden auch die offiziellen Zahlen zu den Todesopfern der Luftangriffe nicht bekannt und

veröffentlichten keine Fotos der Getöteten, aus Sorge, die Moral der Zivilbevölkerung könne zusammenbrechen. Dieses Vakuum füllten Gerüchte, die zwangsläufig die Zahl der eigenen Opfer übertrieben. Nach inoffiziellen Schätzungen gutinformierter Augenzeugen, die über einschlägige Beziehungen verfügten, betrug die Zahl der Todesopfer durch Luftangriffe in Dortmund 15'000; in Düsseldorf 17'000; bei den Talsperrenangriffen 12'000 bis 30'000; in Wuppertal 27'000; in Köln 28'000; und in Hamburg 100'000 bis 350'000. In allen diesen Fällen lagen die polizeilich ermittelten Zahlen erheblich niedriger, wurden aber nicht veröffentlicht. In diesem Informationsvakuum verbreiteten sich die viel zu hohen Zahlen weithin und bestärkten die Menschen in ihrer Überzeugung, dass alle bis dahin geltenden ethischen Grenzen der Kriegführung jetzt von allen Seiten überschritten worden waren.⁶⁸

Goebbels fand keine Antwort auf die Flut öffentlicher Kritik. Die Bombardements in wechselnden Varianten als jüdischen Terror, Rache oder Vergeltung hinzustellen, war nicht das Problem. Das war ein Grundmotiv seiner Propagandabotschaften. Problematisch war jedoch der Nachsatz, den diese Darstellung nahelegte: «Wenn wir die Juden doch bloss nicht so schlecht behandelt hätten» – in diesem Gefühl schwang ein Wunsch mit, der sich unmöglich erfüllen liess. Mit ihrem Verlangen, eine unumkehrbare Eskalation rückgängig zu machen, fanden sich die Deutschen in genau dem Dilemma wieder, in das Goebbels sie hatte bringen wollen. «Vor allem in der Judenfrage sind wir ja so festgelegt, dass es für uns gar kein Entrinnen mehr gibt. Und das ist auch gut so», hatte Goebbels sich im März getröstet. «Eine Bewegung und ein Volk, die die Brücken hinter sich abgebrochen haben, kämpfen erfahrungsgemäss viel vorbehaltloser als die, die noch eine Rückzugsmöglichkeit besitzen.» Allem Anschein nach ging sein Kalkül jedoch nicht auf. Die Berichte des Sicherheitsdienstes, dass in der Bevölkerung der Wunsch nach einem Separatfrieden und einem Regierungswechsel bestehe und Reue über die Ermordung der Juden herrsche, zeugten durchweg von Rückzugsbestrebungen.⁶⁹

Seit dem Frühjahr hatten Goebbels und Hitler in der Propaganda ihre tiefsten Überzeugungen vertreten und den Medien erlaubt, immer offener über den Kampf gegen die Juden zu sprechen, auch wenn Goebbels sorgfältig darauf geachtet hatte, dass keine allzu genauen Einzelheiten geschildert wurden. In der deutschen Gesellschaft zeitigte die Ermordung der Juden jedoch

Der Krieg erreicht die Heimat

nicht die Wirkung, die Goebbels sich vorgestellt hatte, als er davon sprach, die Brücken hinter sich abzubrechen. Sie wurde nicht zum Vorboten einer neuen Zielstrebigkeit, die das Volk zum «totalen Krieg» anspornte: Die Gespräche auf den Märkten zeugten vielmehr von Endzeitstimmung, dem Gefühl, dass die Niederlage unmittelbar bevorstünde, und von Krise. Selbst unter den Briefschreibern, die Goebbels ihre Hinweise und Ratschläge für eine verbesserte Propaganda anvertrauten, kritisierten Mitte August etwa zehn Prozent die antisemitische Kampagne: Manche führten an, die Menschen hätten wirklich andere Sorgen, andere fanden, die Deutschen würden nun für das bestraft, was sie den Juden angetan hätten.⁷⁰

Diese wachsende öffentliche Kritik am Regime nach dem Feuersturm von Hamburg deutete auf eine tiefe Krise hin, die sich nicht nur auf die Kriegspolitik der nationalsozialistischen Führung bezog, sondern auch auf die von ihr selbst gesetzten Kriterien ihrer Legitimation. Goebbels hatte bewusst mit dem Wissen der Deutschen um den Völkermord an den Juden gespielt und eine Komplizenschaft nach dem Motto «Wissen, ohne etwas zu wissen» gefördert. Es gelang ihm zwar, den «jüdischen Feind» im Alltagsverständnis fest zu verankern, doch er konnte nicht steuern, wie die Menschen diesen Begriff auslegten. Goebbels konnte weder bestätigen noch dementieren, was mit den Juden geschehen war, und ebenso wenig konnte er dem Wunsch nachkommen, ihre Ermordung ungeschehen zu machen. Ihm blieb nur zu hoffen, dass diese Welle deprimierender Äusserungen sich legen würde.⁷¹

Den ganzen August 1943 hindurch befand sich das nationalsozialistische Regime auf dem Rückzug. Die Gestapo schritt nicht ein, sie verzichtete darauf, Leute aufgrund von Äusserungen zu verhaften, selbst wenn diese einen Regierungswechsel forderten. Doch Anfang September begann die Propaganda- und Polizeimaschinerie endlich zu reagieren. Am 3. September 1943 mahnte die Gauzeitung für Baden, *Der Führer*: «Es wird gesagt, wenn das nationalsozialistische Deutschland nicht die Judenfrage so radikal gelöst hätte, dann würde uns heute das internationale Weltjudentum nicht bekämpfen.» So etwas könne nur ein «seniler Schwachkopf» glauben, spottete die Zeitung und wies darauf hin, dass die Juden beide Weltkriege angezettelt hätten, wobei der zweite «aber nur die Fortsetzung des ersten» sei.⁷² Das war eine riskante Taktik, die eine halböffentliche Debatte über die «Endlösung»

hätte sanktionieren können. Am 26. September schaltete sich jedoch Goebbels mit einem Artikel in *Das Reich* ein, in dem er das Schweigen über gewisse Fragen zur Tugend erklärte: «Schweigen ist ein hohes Gebot der Kriegführung. Nur wenige wissen um die Geheimnisse des Krieges», legte er seinen gut eine Million Lesern dar. «Diese stellen Waffen im Lebenskampfe unseres Volkes dar und dürfen deshalb unter keinen Umständen vor dem Feinde preisgegeben werden. Es ist also denkbar unfair und abträglich für das allgemeine Wohl, die Regierung durch Verbreitung von Gerüchten dazu zwingen zu wollen, über eine kriegswichtige oder gar kriegsentscheidende Frage öffentliche Erklärungen abzugeben, die dem Feinde nützen und damit dem eigenen Volke grössten Schaden zufügen.»⁷³

Der neue Reichsinnenminister und Reichsführer-SS, Heinrich Himmler, drohte Anfang Oktober im Rundfunk, Defätisten müssten als Strafe für ihre Vergehen und als Warnung an andere sterben. Es folgte eine Fülle exemplarischer Urteile, die veranschaulichten, was er meinte. So wurde eine Frau in München zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, weil sie abfällige Bemerkungen über Hitler gemacht und eine Nachbarin gefragt hatte, ob sie denn meine, dass niemand ausländische Sender höre. Man habe jüdische Frauen und Kinder in Wagen geladen, aus der Stadt gefahren und mit Gas getötet. Ein Buchhalter aus Brackwede wurde vom Sondergericht Bielefeld verurteilt, weil er angeblich gesagt hatte: «Mit den Juden das räche sich jetzt. Er habe von Frontsoldaten gehört, dass die Juden zu Tausenden hingemordet seien.» Am 6. Oktober 1943 erklärte Himmler bei einer Tagung der Reichs- und Gauleiter in Posen mit beispielloser Offenheit seinen Umgang mit dem «Problem des Defätismus», dem er mit wenigen exemplarischen Hinrichtungen beizukommen versuchte: «Wir werden nie jeden Meckerer erfassen und wollen ihn auch gar nicht erfassen (...) Wer erfasst wird, der muss dann büssen und sühnen – das ist ja eigentlich der Sinn jeden Gesetzes –, um damit durch seinen Tod auch Tausenden von anderen Lehre und Warnung zu sein, damit sie in ihrer Unvernunft nicht dasselbe tun.» Die kleine, selektive Terrorwelle gegen Einzelne, denen die Verbreitung «defätistischer Gerüchte» vorgeworfen wurde, wie der Sicherheitsdienst sie aus ganz Deutschland meldete, sollte die wiederhergestellten Grenzen der öffentlichen Meinungsäußerung verdeutlichen. In derselben Posener Rede gab Himmler die erste explizite Erklärung zur «Ausrottung» der Juden ab. Auch wenn sie für die Reichs- und Gauleiter inhaltlich nichts Neues enthalten haben dürfte, war

Der Krieg erreicht die Heimat

es doch bemerkenswert, dass sie nun offiziell von diesen Vorgängen erfuhren und zur Geheimhaltung verpflichtet wurden. Himmler erklärte ihnen: «Ich glaube, es ist besser, wir – wir insgesamt – haben das für unser Volk getragen, haben die Verantwortung auf uns genommen (die Verantwortung für eine Tat, nicht für eine Idee) und nehmen dann das Geheimnis mit in unser Grab.»⁷⁴

Das Regime konnte vom deutschen Volk zwar verlangen zu schweigen, aber es konnte nichts dagegen tun, dass in ganz Deutschland über die Ermordung der Juden gesprochen wurde. Das offene «Geheimnis» liess sich nicht wiederherstellen. Andererseits gingen die vielen Regimekritiker der Augusttage nicht zu praktischem Handeln über: Die «Meckerei», wie Himmler es nannte, reichte zu keiner Zeit über leeres Gerede von einem Regierungswechsel und einem Separatfrieden hinaus. Im Herbst 1943 vermerkte der Schweizer Konsul in Köln: «Zur Behandlung der Judenfrage sickert immer mehr durch, dass die evakuierten Juden restlos umgebracht worden sind.» Je weiter dieses Wissen ins allgemeine Bewusstsein vordrang, umso stärker schürte es die schlimmsten Befürchtungen über den völkermörderischen Charakter des Krieges, aber einen Aufruhr, öffentliche Proteste oder Ähnliches gab es nicht.

In erster Linie wollten die Deutschen eine Lösung für den Krieg im Westen, damit sie den Krieg im Osten gewinnen könnten. Die Krise im August 1943 erreichte bis dahin nicht gekannte Ausmasse, erwies sich aber letztlich nur als kurzes Intermezzo. Den Abschluss der Krise brachten die Ereignisse in Italien. Marschall Badoglios vorübergehende Popularität in Deutschland im August 1943 erwuchs aus wiederauflebenden Friedenshoffnungen. Die mit seinem Namen verknüpften Assoziationen schlugen jedoch dauerhaft um, als am 8. September 1943 bekannt wurde, dass er einen Waffenstillstand mit den Alliierten unterzeichnet hatte. Viele Deutsche hätten das zwar ebenfalls gern getan, empfanden dieses Vorgehen bei ihrem engsten Verbündeten jedoch als reinen «Verrat». Die schnelle, entschlossene Reaktion der Wehrmacht, die mit 20 Divisionen Italien besetzte und die Frontlinie bis Salerno ausdehnte, verlieh der Kampfmentalität in der Heimat beträchtlichen Auftrieb.⁷⁵

Die blitzschnelle militärische Aktion beendete die Krise im Inland, weil sie zeigte, dass Deutschland nicht so wehrlos war, wie es noch einen Monat zuvor gewirkt hatte. Ebenfalls sehr schnell wurden eine Million italienische Soldaten von ihren früheren deutschen Verbündeten «interniert» und

Bomben und Vergeltung

710'000 von ihnen nach Deutschland gebracht. Dort fanden sie sich auf der untersten Stufe der Zwangsarbeiterhierarchie wieder: Die Deutschen verweigerten ihnen genauso wie den gefangenen Rotarmisten den Status von Kriegsgefangenen nach der Genfer Konvention und liessen ihnen dieselbe grauenvolle Behandlung angedeihen. Zugleich war ein neues deutsches Schimpfwort für Verräter entstanden: «Badoglios». Indem die Deutschen die Italiener beschimpften und alten Vorurteilen freien Lauf liessen, bestraften sie ihre ehemaligen Verbündeten freilich in erster Linie für ihre eigenen enttäuschten Friedenshoffnungen.⁷⁶

Bombardierung und Evakuierung (bis 30. Sept. 1944)





«Durchhalten»

Der Totensonntag, ein lutherischer Gedenktag, den Preussen nach Beendigung der Napoleonischen Kriege eingeführt hatte, fiel auf den 21. November 1943. In Hamburg bot er annähernd vier Monate nach den verheerenden Luftangriffen die erste Gelegenheit zu kollektivem Gedenken, und der Pastor von St. Petri lud alle Pfarreien der Stadt zu einem Gemeinschaftsgottesdienst ein, der die «zerstörten Gemeinden» mit den verschonten zusammenbringen sollte. Die St. Petri-Kirche mit ihren bronzenen Türziehern in Löwenkopfform aus dem 14. Jahrhundert hatte die Luftangriffe relativ unbeschadet überstanden, was angesichts ihrer zentralen Lage zwischen Alster und Zollkanal erstaunlich war. Nur 91 Kirchgänger folgten der Einladung.¹

Trotz der religiösen Bedeutung dieses Tages konnten die Kirchen nicht mit der Veranstaltung der NSDAP mithalten, die zur gleichen Zeit vor dem ausgebrannten Rathaus auf dem Adolf-Hitler-Platz stattfand. Gauleiter Karl Kaufmann leitete die Trauer- und Gedenkfeier, die Säkulares und Sakrales, Partei und Stadt in einer geschickten Inszenierung verband. Vor einer riesigen Menschenmenge standen Vertreter des Staates und der Stadt, der Partei und aller ihrer Organisationen sowie aller drei Waffengattungen der Wehrmacht in dichtgeschlossenen Reihen mit gesenkten Standarten da, während in der gesamten Stadt die Fahnen auf Halbmast wehten. Zu Beginn wurde mit tiefer Stimme das Lied *Unsterblichkeit* des nationalsozialistischen Dichters Gerhard Schumann vorgetragen:

Geburt will Tod, und Sterben meint Gebären.

Ihr dürft nun trauern, doch verzweifelt nicht.

Als Kaufmann ans Rednerpult trat, wurden alle Standarten auf dem Platz aufgestellt und die Fahnen auf Vollmast gehisst. Damit verlagerte sich der Schwerpunkt vom Gedenken zur Widerstandskraft. Der Gauleiter ver-

sprach, dass die Hamburger sich weiterhin sämtlichen Kriegsanforderungen gewachsen zeigen würden. Mit einem Anklang an die religiöse Liturgie erklärte er, sie hätten in diesen Julinächten «die grosse Stunde der Bewährung» bestanden, versprach den Wiederaufbau der Stadt und erinnerte seine Zuhörer daran, dass der grosse Brand 1842 weite Teile Hamburgs – darunter auch das Rathaus und die St. Petri-Kirche – schon einmal zerstört hatte.

«Die Stadt hat eine schwere, aber auch verpflichtende Geschichte hinter sich, sie hat in Krieg, Zerstörungen, Kampf und Not viele Opfer gebracht, sie ist immer in schönerer Schönheit und grösserer Grösse wiederauferstanden. Auch diese Trümmer hier ringsum und die Toten sind eine immerwährende Verpflichtung für unseren Einsatz.»

Anschliessend strömten die Menschen zu Tausenden zur offiziellen Kranzniederlegung auf den Friedhof Ohlsdorf. Dort hatte der Stadtarchitekt Konstanty Gutschow für die 34'000 Bombenopfer ein gigantisches Massengrab in Kreuzform geschaffen – in Nord-Süd-Richtung mass es 280 Meter und in Ost-West-Richtung 240 Meter. Um dem Ausbruch von Seuchen in der Sommerhitze vorzubeugen, hatte man es in aller Eile ausgehoben und die Leichen lastwagenweise dorthin geschafft. Gegen den schlechten Geschmack im Mund, den der Gestank der verwesenden Leichen hinterliess, hatten die Arbeiter Alkohol und Zigaretten bekommen. Nach den Berichten eines Verwaltungsbeamten wirkte Rum am besten. Die Bestattungstrupps bestanden in Hamburg wie in anderen Städten überwiegend aus Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen. Nachdem sie ihre Arbeit abgeschlossen hatten, wurden auf dem Massengrab in regelmässigen Abständen grosse Eichentafeln mit den Namen der zerstörten Stadtteile aufgestellt: Hammerbrook, Rothenburgsort, Hamm, Barmbeck. Für diese Gestaltung mussten die zahlreichen Kreuze und Altäre mit Namen und Fotos der Verstorbenen abgebaut werden, die Angehörige auf eigene Faust dort errichtet hatten. Über die Identifikation mit dem eigenen Stadtviertel sollte jedoch die individuelle Trauer in bereits bewährter Weise zur kollektiven Erfahrung einer Opfergemeinschaft erhoben werden.

Bei dieser kollektiven Gedenkveranstaltung spielte die Zeit eine wesentliche Rolle. Seine «Thermopylen-Rede» hatte Göring gehalten, noch während die letzten Reste der 6. Armee in Stalingrad gerade kapitulierten. Da-

Der Krieg erreicht die Heimat

mals hatte er eine Öffentlichkeit, die auf ein solches militärisches Desaster – den Verlust einer ganzen Armee – emotional nicht vorbereitet war, zutiefst schockiert. Göring und Goebbels hatten die Trauer- und Gedenkrituale zu Stalingrad ohne zeitlichen Abstand begehen wollen, um diesen gemeinsamen Moment zu einem Kollektivereignis von Heldenmut umzumünzen. Doch das Ausmass der Krise nach dem Feuersturm von Hamburg erzwang eine monatelange Verzögerung, die Zeit liess, den ersten Schock abklingen zu lassen. So war es den Hinterbliebenen möglich, die gemeinsame Trauer anzunehmen, die die örtliche Parteiführung in Hamburg nun der gesamten Stadt anbot. Zudem wandten sich die Hamburger Funktionäre mit dem Versprechen auf Wiederaufbau, Widerstandskraft und Wiedergeburt von dem überzogenen Märtyrermythos um Stalingrad ab. Am 25. Juli 1944, dem ersten Jahrestag der Luftangriffe, pilgerten Hamburger erneut in Scharen auf den Friedhof Ohlsdorf, und seither von Jahr zu Jahr, wobei der Erfolg dieses Rituals sich auch darin zeigt, dass seine nationalsozialistischen Ursprünge nach und nach in Vergessenheit gerieten.²

Die gigantische Grabstätte in Hamburg blieb ungewöhnlich. Denn Massengräber waren äusserst unbeliebt: Sie erschienen den Menschen beschämend wie Armengräber, und die Angehörigen erhielten keinen persönlichen Grabstein, an dem sie trauern konnten. In Berlin und anderen Städten wurden Bombenopfer weiterhin in Einzelgräbern bestattet – was gleichermassen auf familiären Druck wie auf das Taktgefühl der Behörden zurückging. Zur Identifikation wurden die Leichen «respektvoll» in riesigen Hallen aufgebahrt, anschliessend konnten die Familien ihre Angehörigen durch private Bestattungsunternehmen beerdigen lassen. Ein Erlass hatte im Juli 1943 das Recht bestätigt, einen Sarg eigener Wahl zu besorgen. Anonyme Gräber waren Opfern vorbehalten, die aus der untersten Schicht der Rassenhierarchie stammten: So wurden 122 «Ostarbeiter» in einem Massengrab auf dem Friedhof in Berlin-Wilmersdorf beigesetzt. Es war eine der ästhetischen Herausforderungen bei der Gestaltung der Grabstätte in Hamburg-Ohlsdorf, die Schmach des Massengrabs vergessen zu machen.³

Am Totensonntag 1943 war es der NSDAP in Hamburg gelungen, die Kirche an den Rand zu drängen, worauf sie grossen Wert gelegt hatte. Obwohl Parteiführer auf ihrem Recht bestanden, Familien die Nachricht, dass ein Angehöriger im Krieg gefallen war, persönlich zu überbringen, suchten diese

weiterhin kirchlichen Beistand in ihrer Pfarrei.⁴ Einen Monat nachdem Gertrud L. die Nachricht vom Tod ihres Mannes erhalten hatte, hielt der Pfarrer, der das Paar acht Jahre zuvor in ebendieser Kirche getraut hatte, den Trauergottesdienst für ihn ab. Er stellte offen die Glaubensfrage: «Man muss sich fragen, gibt es einen Herrgott, der es zulässt, dass einer so jungen Frau der liebende Mann genommen wird und vier Kinder den Vater verlieren?» Wo eine andere Witwe vielleicht gezweifelt hätte, fand Gertrud Trost in seiner Antwort: «Gott legt uns nicht mehr auf, als wir tragen können.» Es war Mai, und die Kirche war mit Lorbeerbäumchen geschmückt. Beim Hinausgehen defilierte die Gemeinde vorbei an einer Gewehrpyramide mit einem einzelnen Stahlhelm als Symbol für den Gefallenen und seine abwesenden Kameraden.

Pfarrer und Priester konnten aus einem Repertoire von Texten und Gebeten schöpfen, die sich bereits während der Kriege im Vorfeld der Reichsgründung und während des Ersten Weltkriegs bewährt hatten. Sie griffen häufig die Bibelstelle bei Matthäus 5,4 auf: «Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.» Eine der überlieferten Predigten schloss mit einem zeitgenössischen Soldatengebet:

Alle, die gefallen in Meer und Land,
sind gefallen in deine Hand.
Alle, die kämpfen im weiten Feld,
sind auf deine Gnade gestellt.
Alle, die weinen in dunkler Nacht,
sind von deiner Gnade bewacht.
Amen.⁵

In ihrem Wettbewerb um die Trauernden ihrer Gemeinde machten die NSDAP und die Kirchen wechselseitig Anleihen beieinander. So berichtete der Sicherheitsdienst, dass bei kirchlichen Trauerfeiern für Gefallene in der Regel ein Scheinsarg aufgestellt und «mit Fahnentuch, Stahlhelm und zwei gekreuzten Seitengewehren oder bei Offizieren mit zwei Degen geschmückt» werde. Zudem predigten auch die Kirchen patriotische Standhaftigkeit: Es gebe kein Entrinnen vor Tod und Trauer, denn: «Unser Volk steht in einem Krieg (...) auf Leben und Tod.» Im Rheinland fiel katholischen Geistlichen nach und nach auf, dass zu den Trauer- und Gedenkgottesdiensten mehr Gläubige in die Kirche kamen als an hohen Feiertagen wie dem Karfreitag. Die Bischöfe befürchteten, dass dieser grosse Andrang mehr über

Der Krieg erreicht die Heimat

das Bedürfnis der Katholiken nach kollektivem Gedenken besagte als über ihre Religiosität.⁶

In den ersten Wochen nach den Luftangriffen auf Hamburg stieg die Zahl der protestantischen Kirchgänger in der Stadt sprunghaft an. Erstmals nach langer Zeit kamen wieder «Hoheitssträger in Uniform» in die Kirche, und selbst die gegenüber der Religion «sonst verschlossenen Hamburger Arbeiter» suchten das Gespräch mit Pfarrern. Die Kirchen erklärten die Bombardements als gottgesandte Prüfung. So sagte Pastor Heinrich Zacharias-Langhans seiner Gemeinde in Fuhlsbüttel: «Unsere Vaterstadt im Sterben. Sollen wir die Royal Air Force anklagen? (...) Aber was hat das für Sinn? Hier ist mehr als der Engländer. (...) Die Hand!! Die Hand, nicht des Feindes. Nein, seine Hand! (...) Und alles Hadern versteht die Stunde nicht. Denn hier (...) am Ende im Dunkel seiner unerklärlichen Führung sind wir gefragt von Gott nach dem Ende unserer Gottlosigkeiten. Nach unserem innersten Zurück zu ihm.» Der Appell der evangelischen Kirchen, zu bereuen, unterschied sich kaum von den Hirtenbriefen, die katholische Bischöfe an die Gläubigen im Rheinland und Ruhrgebiet richteten. Sowohl Katholiken als auch Lutheraner machten für das Leid des Luftkriegs weniger den Feind als vielmehr gottlosen Materialismus und anmassende Weltlichkeit verantwortlich. Beide Konfessionen riefen das deutsche Volk auf, zu Gott zurückzukehren.⁷

Diese Botschaft war nicht sonderlich gut geeignet für den Umgang mit der Bevölkerung der bombardierten Städte. Während die Toten auf den Schlachtfeldern weit entfernt und Briefe leicht zu zensieren waren – die letzten Augenblicke im Leben von Soldaten wurden darin zu pietähaften Schilderungen von Männern, die ihre sterbenden Kameraden in den Armen hielten –, liess sich die Realität der Bombenopfer nicht so leicht ausblenden oder sakralisieren. Zu viele hatten verstreute Gliedmassen auf den Strassen gesehen oder verkohlte, halbnackte Leichen in den improvisierten Leichenhallen identifiziert. Es gab weder sprachliche Formen noch Rituale, die angemessen zum Ausdruck brachten, was die Bevölkerung der nordwestdeutschen Städte durchgemacht hatte. Wem sollte die triste Botschaft religiöser Reue Trost bringen? Sie vermochte die Empörung der Menschen nicht zu kanalisieren und verhies keinen Schutz. So gingen in Hamburg die Besucherzahlen evangelischer Kirchen sehr schnell wieder zurück. Nach den drei massiven Luftangriffen auf Köln Ende Juni und Anfang Juli 1943 berief Kardinal Frings ein

Treffen katholischer Geistlicher ein. Ein Gestapo-Informant berichtete: «Im Klerus ist allgemein die Ansicht, dass mit der Bombardierung ein Wiederaufleben des religiösen Gedankens nicht zusammengeht. Die Menschen – in ihrem letzten bedroht – werden animalisch, kehren zu den Urinstinkten zurück.» Theologen und Kirchenobere aller christlichen Konfessionen hatten wie im Ersten Weltkrieg auf die «spirituelle Wiedergeburt» des Volkes gehofft, fürchteten aber, den Triumph des «Materialismus» zu erleben.⁸

Auch weiterhin sorgten Partei und Kirchen für öffentliche Gedenkrituale, mussten aber feststellen, dass diese ihre moralische Autorität nicht stärkten. Im Herbst 1943 kam es regelmässig vor, dass Katholiken während der Predigt die Kirche verliessen oder dass Bürger auf der Strasse aufgebracht auf uniformierte Parteifunktionäre losgingen.⁹ Die Legitimität des deutschen Krieges wurde zwar nicht grundlegend in Frage gestellt, aber es vollzog sich ein Wandel, der ebenso folgenschwer war wie die Wellen politischen Hoffens und Bangens, die das Land erfassten. Weder die Kirchen noch die NSDAP konnten eine sinnvolle Deutung des Massensterbens liefern. So löste die Krise von 1943 eine persönliche Sinnsuche aus.

In der Nacht vom 22. auf den 23. November 1943 brannte das Regierungsviertel der deutschen Hauptstadt. Im Gegensatz zu den schweren Luftangriffen Ende August und Anfang September erfolgte dieser konzentriert auf die Berliner Innenstadt, die von dem grössten Teil der 1'132 Tonnen Sprengbomben und 1'331 Tonnen Brandbomben getroffen wurde. Der starke, eisige Wind drohte die Brände zu einem wahren Inferno anzufachen. Als die Sirenen Entwarnung gaben, bemerkte eine junge Frau, die südlich vom Tiergarten in der Nähe des Epizentrums der Angriffe wohnte: «Auf drei Seiten glühte der Himmel blutrot.» Da jemand sie warnte, dass die Gefahr eines Feuersturms einige Stunden nach dem Angriff am grössten sei, liefen sie und ihr Vater ins Haus und füllten jeden verfügbaren Behälter mit Wasser. Als der Rauch dichter und die Luft in den Strassen heisser wurde, kletterte ihr Vater, ein unerschütterlicher russischer Adelige und Emigrant, auf das Dach, um das Feuer zu beobachten. Seine Tochter legte sich trotz des Sturms in den frühen Morgenstunden schliesslich schlafen, fand aber: «(...) das Getöse draussen glich dem eines Zuges, der durch einen Tunnel braust.» Kurze

Der Krieg erreicht die Heimat

Zeit später kamen erneut britische Flugzeuge und warfen Flugblätter mit der Drohung ab, Berlin zu «hamburgisieren».¹⁰

Das Berliner Arbeiterviertel Wedding, nördlich vom Tiergarten, wurde schwer getroffen. Die Handelslehranstalt Berlin-Wedding bot den stummen, nahezu apathischen Opfern Unterkunft und Verpflegung – eine «Flut des Elends», wie ein Lehrer sagte. Eine Rot-Kreuz-Schwester führte eine junge Frau herein, die ein Kleinkind fest an sich presste und mit ausdrucksloser Miene vor sich hin starrte. Immer wieder fragte sie: «Meine Schwester, wo ist meine Schwester?» Man brachte die verängstigten Pferde eines benachbarten Fuhrunternehmens auf den Schulhof, wo Mädchen vom Luftschutzdienst sie beruhigten. Vier Kühe standen stoisch an der Seite und kauten wieder. Als der Strom der Obdachlosen nicht abbriss, füllte sich das Schulgebäude schliesslich vom Keller bis zum Dach. Eine Frau, die man bewusstlos dorthin gebracht hatte, kam zu sich und konnte ihr Kind nicht finden. Ein Räumtrupp traf leichenblass und völlig erschöpft ein. Als Lastwagen Brot, Butter und Wurst brachten, schmierten freiwillige Helferinnen in der Aula Butterbrote, um sie zu verteilen. Männer verstaute die Habseligkeiten der Obdachlosen in der Turnhalle.¹¹

Die Fotojournalistin Liselotte Purper gehörte zu den Ausgebombten: «Furchtbarste Nacht! Wir haben alles verloren ausser dem Leben, das Dir ja das Wertvollste ist», schrieb sie ihrem Mann am nächsten Tag an die Front nach Leningrad und bat ihn eindringlich: «Wenn Du kannst – ich brauche Dich grenzenlos!!»¹² Liselotte hatte Glück gehabt, dass sie in den Luftangriff geraten war, als sie gerade am Anhalter Bahnhof ihren Koffer mit Wertsachen bei der Gepäckaufbewahrung abholen wollte. Wieder einmal habe ihr Glücksstern sie beschützt, schrieb sie. Sie war sofort in den vierstöckigen Betonbunker des Bahnhofs gegangen und hatte den Angriff dort abgewartet. Da hinterher die Gebäude der Umgebung in Flammen standen und die Bahnlinien gesperrt waren, blieb ihr nichts anderes übrig, als ihren Koffer wieder bei der Gepäckaufbewahrung abzugeben und sich durch die teils blockierten Strassen nach Schöneberg durchzuschlagen. Sie und ihre Begleiterin hielten sich Taschentücher vors Gesicht, bahnten sich in den dunklen Strassen einen Weg durch Glasscherben und suchten hinter stehengebliebenen Strassenbahnen, Krankenwagen und Litfasssäulen Schutz vor Rauch, Sand und Mörtelstaub, den der auffrischende Wind ihnen entgegenblies. In der Nähe des Nollendorfplatzes wurde der Sturm so stark, dass die beiden Frauen kaum

noch dagegen ankamen. Sie schlüpfen in einem Hauseingang unter, setzten sich im Flur auf umgedrehte Eimer und erhielten von Bekannten, die dort wohnten, völlig überraschend jede eine Tasse Tee. Sobald sich der Wind beim Morgengrauen legte, gingen sie weiter in die Martin-Luther-Strasse, wo Liselottes Eltern wohnten.

Als sie an die Ecke kamen, sah sie entsetzt: «Mein Gott! Jetzt sehe ich! Ausgebrannt, total ausgebrannt!» Andere Häuser standen noch in Brand. Auf der Strasse lagen Balken verstreut, und leere Fensterhöhlungen gähnten in den Backsteinfassaden, die jederzeit umzukippen drohten. Eine Sprengbombe hatte die Schule gegenüber getroffen. Mitten auf der Strasse begegnete Liselotte der Hauswartin ihrer Eltern und war erleichtert, als sie von ihr erfuhr, dass die beiden dem Haus lebend entkommen waren. Später fand sie ihre Eltern, die auf die Trümmer ihres Heims starteten und überschlugen, was sie alles verloren hatten. Kurts sämtliche Briefe und Kriegstagebücher waren verbrannt. Liselottes berufliches Fotoarchiv mit 6'000 Aufnahmen, die Negative ihrer Hochzeitsbilder, die erst vor zwei Monaten entstanden waren – alle zerstört, ebenso wie ihre Bücher, Bilder, Reiseandenken, ihre Sammlerausgabe des «Faust»: «Mein Radio, Grammophon und Platten, die schöne Lampe, ach alles, alles, woran mein Herz hing.» Am schlimmsten war der Verlust ihrer Geige: «Um meine Geige trauere ich wie um einen Freund.» Noch Monate später träumte Liselotte – abwechselnd mit wiederkehrenden Albträumen, in denen sie im Freien von Luftangriffen überrascht wurde und Gebäude in Flammen aufgehen sah – von ihrem Instrument.¹³

Kurt Orgel, der als Adjutant bei einem Artillerieregiment an der Belagerung Leningrads teilnahm, hatte die Bombardierung Berlins mit wachsender Unruhe verfolgt. Erst nach drei Wochen bangen Wartens trafen die beiden Briefe ein, in denen Liselotte ihm von den Angriffen berichtete. Er war froh, dass sie solches Glück gehabt hatte. Alles, was sie verloren habe, lasse sich ersetzen: «Meine Briefe – ich schicke Dir neue – so viel Du willst! (...) Unsere Hochzeitsbilder – wir haben Abzüge genug! Unsere Hochzeitsreise in Bildern – wir werden eine neue, noch schönere machen (...) Bücher, Bilder, Radio, Lampe – alles ist zu ersetzen und wird ersetzt – durch uns zwei. Wir fangen ja erst an! Und unsere Erinnerungen kann uns keiner nehmen, auch ohne Andenken nicht!» Anders sei es für ihre Eltern, die so viel mehr verloren hätten, fügte er pflichtschuldig hinzu.¹⁴

Der Krieg erreicht die Heimat

Städte wie Stettin, Magdeburg und Leipzig schickten Wehrmachteinheiten und Feuerwehrrupps nach Berlin, aber das Stadtzentrum war so zerstört, dass diese kaum durchkamen. Die Brände waren gerade erst gelöscht, als die Bomber in der folgenden Nacht wiederkehrten. Zwischen dem 22. und dem 26. November starben in der Hauptstadt 3'758 Menschen durch die Luftangriffe, 574 galten als vermisst, und nahezu eine halbe Million wurde obdachlos. Für die riesige Zahl der Ausgebombten, die keine Bleibe hatten, errichteten die Behörden Baracken und Behelfsunterkünfte im Vorort- und Grüngürtel der Stadt.¹⁵

Als Ursula von Kardorff am 23. November zur Arbeit in der Feuilletonredaktion der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* erschien, stellte sie fest: «Berlin ist so gross, dass viele Kollegen von dem Angriff überhaupt nichts gemerkt haben.» Ihr Haus hatte die Bombardierungen überstanden, es gab jedoch weder Gas noch Strom und fliessendes Wasser oder eine Möglichkeit, das Klappern der leeren Fensterflügel abzustellen. Wenn mit Einbruch der Nacht die «Gespensterstunde» begann, flüchtete sie sich zu Freunden nach Potsdam, wo sie Sicherheit und ein sauberes Bett mit weissen Laken fand. Am 29. Januar 1944 wurde die Wohnung ihres Vaters getroffen. Als die Bücherregale im Wohnzimmer Feuer fingen, kamen gerade rechtzeitig zwei Freunde und halfen, Bettzeug, Bücher und Kissen zum Fenster hinauszuerwerfen. Dann schleppten sie alles, was sie nur konnten, die Treppe hinunter, über die verkohlten Balken hinweg, die vom Dach heruntergefallen waren. In Wäschekörben retteten sie Geschirr, Silber und Porzellan, während die blaugrünen Phosphorflammen schon an den Fensterrahmen züngelten. Als sie nicht mehr in die Wohnung hinaufkonnten, halfen sie den Nachbarn, schwere Möbel hinauszuschaffen, und reichten die restlichen Schnapsflaschen herum. So feierten sie im ersten Stock eine improvisierte Party im Schutz von Regenschirmen gegen das Löschwasser, das durch die Decke rieselte. Im Morgengrauen wuschen sie sich im Nieselregen, der sich mit dem Rauch vermischte, an einer Pumpe an der Strasse. Dort trafen sie eine ausgemergelte Frau, die Kardorff und ihre Freunde fragte: «Und wann kommt die Vergeltung? Wenn wir tot sind, wa?»¹⁶

Vier Tage Ruhe auf dem Land brachten Ursula von Kardorff wieder auf die Beine: «Ich fühle eine wilde Vitalität, gemischt mit Trotz, in mir wachsen, das Gegenteil von Resignation.» Sie vermutete: «Die Katastrophen, die Nazis wie Antinazis gleichermassen treffen, schweissen das Volk zusam-

men.» Und die Sonderrationen Zigaretten, Bohnenkaffee und Fleisch, die es nach jedem Angriff gab, halfen der Bevölkerung ebenfalls, das alles zu ertragen. So kam sie zu dem Schluss: «Aber wenn die Engländer glauben, die Moral zu untergraben, so geht diese Rechnung nicht auf.» Nach knapp einer Woche war Kardorff wieder in Berlin und bezog eine kleine, aber hübsche Erdgeschosswohnung neben dem Auswärtigen Amt, die sie durch ihre Beziehungen zu Adelskreisen bekommen hatte. Auch die Redaktion ihrer Zeitung war umgezogen, da deren Räume bei diesem Luftangriff ebenfalls zerstört worden waren, aber das Blatt erschien weiterhin täglich.¹⁷

Auch Liselotte Purper ergatterte durch Beziehungen zwei helle Zimmer in dem ruhigen Landhaus in der Altmark, in dem sie und Kurt im September geheiratet hatten und das Verwandten gehörte. Das Haus aus dem 18. Jahrhundert mit seiner eleganten Fassade, umgeben von einer Parklandschaft mit Fischteich und gewundenen Wegen, bot die geeignete Umgebung, um wieder zu Kräften zu kommen. Als sie sich dort einrichtete, betete Liselotte, dass sie «hart» werden möge und die «neuen Waffen» bald kommen würden. Da Kurt als Ehemann einer Ausgebombten Sonderurlaub erhielt, konnte das Paar Weihnachten und Neujahr zusammen verbringen.¹⁸

Drei Wochen nach Kurts Rückkehr zur Heeresgruppe Nord keimten bei Liselotte Hoffnungen auf ein Baby und sie fing an, über Namen nachzudenken. Bei einem Einkaufsbummel mit ihrer engen Freundin Hada (Margot Monnier) in Prag fiel ihr die «ausserordentliche Fruchtbarkeit der tschechischen Frauen» unangenehm auf: Selbst die Neunzehn- und Zwanzigjährigen waren offenbar alle schwanger – «wie die Karnickel». Es kam ihr vor wie der Albtraum eines Eugenikers, und entsprechend griff Liselotte auf abgedroschene nationalistische Phrasen zurück, als sie ihrem Mann schrieb: «Uns gehen die Besten des Volkes verloren, ohne dass Nachkommenschaft da ist oder nur vereinzelt und im Osten vermehren sich die Minderwertigen zu Dutzenden.» Sie gestand ihrem Mann, dass sie sich nicht sicher sei, ob sie wirklich Kinder haben wollte oder ob diese nicht ihre perfekte Beziehung stören würden.

Die attraktive Dreissigjährige war eine erfolgreiche Fotojournalistin und amüsierte sich mit Freunden, die über hervorragende Beziehungen verfügten, und doch war sie im Grunde einsam.¹⁹ Zum Ausgleich nahm sie mit ihrer Freundin Hada einen Nachtzug nach Wien, stieg mit ihr im vornehmsten

Der Krieg erreicht die Heimat

Hotel ab, das sie finden konnten, und genoss den Aufenthalt: «Hier in Wien sein zu dürfen ist wieder ein Geschenk. Überall ist es warm und überall ist alles ganz – keine Trümmer, keine Ruinen. Keine ständige Bombendrohung.» Ende Februar arbeitete sie an einer Fotoserie über Soldaten, die sich in Tirol von Verwundungen erholten. In Sonne und Schnee bleichte ihr Haar aus, ihr Teint bräunte sich, ihre blauen Augen strahlten wieder entspannt, und Liselottes einzige Sorge war, wie die Menschen bei ihrer Rückkehr nach Berlin auf ihr Aussehen reagieren würden. Auf der Suche nach neuen Möbeln als Ersatz für ihre verlorene Einrichtung fuhr sie trotz Fliegeralarm eigens nach Braunschweig, um in derselben Werkstatt, die Göring und Hitler belieferte, eine Tischlampe zu kaufen. Liselotte war begeistert über ihren Coup.²⁰

Das RAF-Bomberkommando setzte die «Schlacht um Berlin» bis zum 24. März 1944 fort und flog insgesamt 16 schwere und 17 kleinere Angriffe auf die Stadt. Es waren die massivsten und längsten Bombenangriffe, die auf dem europäischen Kriegsschauplatz auf ein einzelnes Ziel geflogen wurden. Aber Berlin überlebte. Trotz der ausgedehnten Brände, die Ende November Teile der Stadt zerstörten, kam es dort nicht zu einem Feuersturm wie in Hamburg oder Kassel, das am 22. Oktober 1943 grossflächig zerstört wurde. In Berlin bestanden viele Gebäude aus Stahl und Backstein, es gab in den meisten Vierteln nur wenige enge Gassen mit Fachwerkhäusern, und die breiten Boulevards dienten als Brandschneisen. Zudem lag die Stadt am Rande des Radius, über den die Bomberflotte verfügte, schon ausserhalb der Reichweite des landgestützten Navigationssystems «Oboe». Die Radargeräte an Bord der Pathfinder-Maschinen arbeiteten oft nicht präzise genug, um die Stadt zu finden, und unerwartet starke Winde brachten die Bomber vom Kurs ab. Am 16. Dezember 1943 wurden die Innenstadt sowie Charlottenburg, Kreuzberg und Wilmersdorf zwar erneut von Bomben getroffen, aber in den Nächten vom 2. auf den 3. und vom 23. auf den 24. Dezember verfehlten viele britische Flugzeuge Berlin, während einige andere lediglich die südlichen Vororte bombardierten. Bei den Angriffen in den ersten beiden Januarnächten erlitt die britische Bomberflotte erhebliche Verluste, da deutsche Jagdflugzeuge sie bis nach Berlin verfolgten. In der Nacht vom 20. auf den 21. Januar 1944 konnten die britischen Flugzeuge die Hauptstadt gar nicht ausfindig machen. Die Bewölkung war in diesem Winter so dicht, dass es in den fünf

Monaten der «Luftschlacht um Berlin» nur zweimal Aufklärungsflugzeugen gelang, Luftaufnahmen von den Bombenschäden zu machen. So führte die Bombardierung Berlins nicht zu einer einzigen grossen Katastrophe, sondern geriet zu einem Zermürbungskrieg, in dem beide Seiten versuchten, die Verluste der gegnerischen Flugzeuge einzuschätzen – und beide spekulierten, wie lange die Moral der Bevölkerung noch standhalten würde.²¹

Als die Luftangriffe andauerten und die Tonnage der abgeworfenen Bomben stieg, nahmen zwar die Sachschäden zu, aber die Zahl der Toten und Verletzten sank paradoxerweise. Am Abend des 15. Februar 1944 erreichten über 800 Bomber Berlin und warfen ihre Fracht in einem weiten Bogen ab, der von den Arbeitervierteln Wedding und Pankow im Norden bis ins grüne Zehlendorf im Südwesten reichte. Diesmal starben 169 Menschen, also weit weniger als bei den erheblich leichteren Angriffen im August und September 1943, die 1'500 Todesopfer gefordert hatten. Mittlerweile hatten die Berliner ständig im Blick, wo und wann sie Schutz suchen mussten. Besuchern fiel die neuerdings von Humor, Vitalität und Trotz geprägte Stimmung in der Stadt auf. Liselotte Purper kam im Februar wieder nach Berlin, zum ersten Mal seit sie im November ausgebombt worden war. Das Haus in Schöneberg, in dem sie gewohnt hatte, war so zerstört, dass sie es kaum wieder erkannte: Die gesamte Front und der Eingang waren verschwunden. Als sie über Schuttberge und Bretter kletterte, traf sie im Keller einen Nachbarn in Monteuranzug, der die Habe seiner Familie zu bergen versuchte: «Ein schwarzes Käppchen auf dem grauen Haar. Bestaubt und heruntergekommen, aber mit einer Haltung wie ein Frontsoldat. Und so ist es ja auch in Berlin. Das ist Frontleben, wenn von Leben noch zu reden ist», schrieb sie an Kurt. «Wir sind doch noch Jahrzehnte geschlagen, auch wenn wir siegen.»²²

Als der Kampf um die Lufthoheit über Deutschland weiterging, missachteten Milch und Speer Hitlers Anweisungen, sich auf die Produktion von Bombern zu konzentrieren, und lenkten im Stillen Ressourcen in die Luftverteidigung und die Jagdgeschwader der Luftwaffe. So erreichte die Herstellung einmotoriger Jagdflugzeuge in der zweiten Jahreshälfte 1943 mit 851 Maschinen pro Monat ihren Höhepunkt. Bis zu einem Drittel der deutschen Optik- und die Hälfte der Elektroindustrie arbeiteten für die Verteidigung der Heimatfront, da jede Seite bestrebt war, der anderen bei Innova-

Der Krieg erreicht die Heimat

tionen im Radarkrieg zuvorzukommen. Bis Ende 1943 hatte die Flakartillerie 7'000 Suchscheinwerfer und 55'000 Geschütze aufgestellt und erhielt drei Viertel der 8,8-cm-Kanonen, die sich an der Ostfront einen beeindruckenden Ruf als Panzerbrecher erworben hatten. In den Flakstellungen waren die Mehrzahl des 1,8 Millionen Mann starken Luftwaffenpersonals und 400'000 Flakhelfer eingesetzt, unter denen sich 80'000 Schüler und 60'000 Kriegsgefangene befanden. Jedes der schweren Geschütze wurde von einer gemischten Mannschaft bedient: Sowjetische Kriegsgefangene holten die Granaten, Jungen fungierten als Richtschützen und Soldaten als Geschützführer. Die Flugabwehr verbrauchte zwölf Prozent der gesamten deutschen Munitionsproduktion, doppelt so viel wie die Feldgeschütze der Wehrmacht, obwohl die Erfolgsquote relativ gering war: Durchschnittlich kam auf 16'000 Artillerieladungen ein abgeschossenes Flugzeug. Aber sie vermittelte der Zivilbevölkerung ein Gefühl höherer Sicherheit.²³

Ende März 1944 war das britische Bomberkommando gezwungen, die «Luftschlacht um Berlin» aufzugeben, da es zunehmende Verluste durch die deutsche Luftabwehr erlitt. Harris hatte relativ genau eingeschätzt, was er für diese Operation brauchen würde. Die Royal Air Force flog 14'562 Einsätze, während Harris 15'000 verlangt hatte. Er hatte vorausgesagt, dass die Luftschlacht die Briten 400 bis 500 Flugzeuge kosten würde: Tatsächlich wurden 496 Bomber abgeschossen und weitere 95 stürzten auf dem Rückflug nach England ab.²⁴ Im Februar und März 1944 erlitt das britische Bomberkommando bei einzelnen Angriffen auf Leipzig und Berlin über neun Prozent Verluste; einige Tage nach dem Angriff auf Berlin vom 24. März stiegen sie bei einem Angriff auf Nürnberg auf 11,8 Prozent. Diese Statistiken bedeuteten für die Flugzeugbesatzungen, dass sie nur geringe Chancen hatten, ihre Einsätze zu überleben. An Berlin zeigte sich das Scheitern der Strategie, Deutschland allein mit strategischen Bombardements besiegen zu wollen.

Diese Wende war für die Deutschen nicht auf Anhieb ersichtlich, weil sie mit der Wiederaufnahme der amerikanischen Bombardements zusammenfiel, die die US Army Air Force im Herbst eingestellt hatte. Die Liberator- und Flying-Fortress-Bomber flogen nun in Begleitung von Mustang-Langstreckenjägern, die deutsche Jagdgeschwader im deutschen Luftraum angreifen konnten. Auch wenn die Amerikaner Berlin im März 1944 bombardierten, blieb ihr Hauptziel die Zerschlagung der Luftwaffe durch Angriffe auf

Flugzeugfabriken, Fliegerhorste und Produktionsanlagen für synthetische Kraftstoffe. Als sich im Frühjahr 1944 die Ausrichtung des Luftkrieges änderte, waren viele Deutsche beruhigt, dass die nächtlichen Angriffe auf die Städte endlich aufhörten.²⁵

Zu diesem Zeitpunkt entschloss sich die Journalistin Margret Boveri, ihre gute Anstellung bei der deutschen Botschaft in Madrid aufzugeben und in die Reichshauptstadt zurückzukehren. Entgegen dem Rat ihrer Familie, einschliesslich ihrer amerikanischen Mutter, und ihrer Freunde wollte sie «in Berlin bleiben und das deutsche Bombenleben richtig kennenlernen» und begann, für *Das Reich* zu schreiben. Im April widmete Goebbels einen seiner Artikel in dieser Wochenzeitung dem «unzerstörbaren Lebensrhythmus» und dem «durch nichts zu brechenden Lebenswillen unserer grossstädtischen Bevölkerung». Damit gab er ein Motiv vor, das der Chefredakteur der Zeitung, Margret Boveri und andere weiter ausführten, als sie die Standhaftigkeit der Hauptstadt feierten.²⁶

Strategische Bombardements verfolgten immer ein grosses psychologisches und politisches Ziel: Defätismus zu verbreiten und den Zusammenbruch des Regimes herbeizuführen. Rückblickend wirken Harris' übertrieben zuversichtliche Behauptungen, Deutschland würde bis zum 1. April 1944 kapitulieren, anmassend. Dafür gab es jedoch einen Präzedenzfall: Das britische Bomberkommando hatte im Herbst 1942 mit Luftangriffen auf die norditalienischen Industriestädte Genua, Turin und Mailand begonnen und damit bis zum Frühjahr 1943 erreicht, dass es dort zu massenhafter Flucht, gewaltsamen Unruhen, spontanen Demonstrationen gegen die Präfekten und die faschistische Partei und zu Forderungen nach politischen Rechten kam. Im August 1943 sah es so aus, als ob die Bombardierungen Hamburgs in Deutschland eine ähnliche Wirkung haben könnten, als die Menschen offen darüber sprachen, es den Italienern nachzutun und ein Militärregime einzuführen. Aber weiter gingen die Parallelen nicht: Das Gerede und vereinzelte symbolische Angriffe auf Parteiführer mündeten nicht in kollektives Handeln.

Was war in Deutschland anders als in Italien? Während des Krieges starben in Italien schätzungsweise 50'000 bis 60'000 Menschen durch Luftangriffe – eine Zahl, die mit den Todesopfern in Grossbritannien und Frankreich vergleichbar war. Bis September 1944 kosteten die Bombardierungen in Deutschland an die 200'000 Zivilisten das Leben. Der Unterschied zwischen Deutschland und Italien bestand weniger in der absoluten Zahl der

Der Krieg erreicht die Heimat

Bombenopfer als vielmehr in der gesellschaftlichen Auswirkung der Bombardierungen. Die Luftverteidigung der italienischen Städte war mangelhaft: Es gab nur wenige Luftschutzbunker, kaum Flakartillerie und nahezu keine Jagdgeschwader. Durch ihr Fehlen fühlte die Bevölkerung sich völlig schutzlos. Da der faschistische Staat weder eine angemessene Verteidigung noch Evakuierungsmassnahmen organisierte, konnte die Bevölkerung Unterkunft, Verpflegung und Schutz nur in der Grossfamilie, auf dem Schwarzmarkt und bei der Kirche suchen.²⁷

Im nationalsozialistischen Deutschland kam es 1943/44 nicht zu einer solchen Implosion. Die deutschen Städte wurden nicht nur besser verteidigt und versorgt, sondern zogen dank der effizienten Zusammenarbeit von staatlichen und kommunalen Behörden, Partei und Wehrmacht – trotz aller Unzulänglichkeiten und Rivalitäten, die aus Überschneidungen ihrer Zuständigkeitsbereiche erwachsen – Millionen Deutsche zur Mitwirkung bei der Zivilverteidigung und den Massenevakuierungen heran: ein Triumph der Organisation und Massenmobilisierung. In besonders hohem Masse wurden junge deutsche Frauen dienstverpflichtet. Ausser den 400'000 Rot-Kreuzhelferinnen gab es noch 500'000 Wehrmachthelferinnen. Die meisten von ihnen – 300'000 – waren Luftwaffenhelferinnen, die überwiegend an der Heimatfront eingesetzt wurden. Etwas älter waren die Frauen im Reichsluftschutzbund. In Aschaffenburg waren dies überwiegend verheiratete Frauen zwischen 25 und 30 Jahren, die keiner Erwerbsarbeit nachgingen. Trotz der patriarchalischen Wertvorstellungen der Nationalsozialisten fielen jungen Frauen immer mehr aktive Aufgaben zu, weil zu wenige Männer da waren, um sämtliche höheren Posten in der Luftverteidigung zu besetzen. So stellten Frauen in Trier alle und in Füssen zwei Drittel der hauptamtlichen Luftschutzkräfte. Manche Frauen entzogen sich diesem Dienst unter Verweis auf ihr Alter, ihren schlechten Gesundheitszustand oder die Versorgung kleiner Kinder oder gebrechlicher Angehöriger. Andere genossen ihre neue Verantwortung. Eine junge Rot-Kreuz-Schwesternhelferin, die 21 Menschen aus einem eingestürzten Keller gerettet hatte, erinnerte sich, wie stolz ihre Einheit war, als ihr im Sommer 1942 das Kriegsverdienstkreuz verliehen wurde: Sie war die erste Rot-Kreuz-Schwesternhelferin in Nürnberg, die diese Auszeichnung erhielt. Mit ihren militärisch anmutenden Overalls, Stahlhelmen und Koppelschlössern und ihren von Pflicht, Gehorsam und Opferbereitschaft geprägten Normen gehörten diese Frauen buchstäblich zum Volk un-

ter Waffen. Die Gesamtzahl dieser überwiegend unbezahlten Freiwilligen belief sich 1944 auf 620'000.²⁸

Seit 1942 mussten Frontsoldaten sich an Rundfunksprecherinnen gewöhnen, die sie als «Kameraden» ansprachen. «So lassen wir uns auch gern von Mädchen mit zärtlichem Flüstersopran (Weichsel) oder anderen Jungfrauen anreden. Aber sagen Sie doch selbst: ist es nicht zumindest lächerlich, wenn so ein (hoffentlich!) gut-gewachsenes, zierliches Ding uns olle Rabauken mit ‚Kameraden‘ anredet», beschwerte sich ein Soldat. Bis Ende 1943 war die klare Trennlinie zwischen den Männern «da draussen» und den Frauen und Kindern «zu Hause» in vielen deutschen Städten zusammengebrochen. Das «Zuhause» war kein Ort selbstverständlicher Sicherheit mehr. Frauen und Jugendliche hatten sich in «heldenhafte Verteidiger» verwandelt, die es zu mobilisieren und zu militarisieren galt.²⁹

In Leipzig untersuchte ein junger Psychiater seine Patienten 1944 in Hinblick auf die Frage, ob die Bombardements zu einem Anstieg der «psychischen und nervösen Reaktionen der Zivilbevölkerung im Kriege» geführt hätten. So schilderte ein fünfzigjähriger Kaufmann, dass bei ihm eine Woche, nachdem er seine Mutter aus den Flammen gerettet und dabei durch die Detonation einer Bombe das Bewusstsein verloren hatte, Sprachstörungen aufgetreten seien: «Es ist wie wenn ein Kloss im Halse sässe, besonders die Worte, die mit einem Vokal anfangen, kriege ich nicht heraus, muss mit Gewalt pressen, sonst wäre ich ganz stumm.» Seitdem reagierte er auf Luftschutzsirenen sofort mit «Blutdrang zum Kopf, Herzstechen, Zittern». Dr. Feudell hatte Verständnis für seine Patienten, stellte jedoch fest, dass sie tendenziell bereits vor dem Krieg nervös und labil gewesen seien. Er vertrat die Ansicht: «Das Moment des subjektiven Leidens muss vor den Forderungen der Gemeinschaft zurücktreten.» In seiner Untersuchung kam er zu dem Schluss, dass der «Schwung der völkischen Gesinnung» geholfen habe, die psychischen Ressourcen des Volkes zu mobilisieren, und es tatsächlich weniger «Hysteriker» gebe als im Ersten Weltkrieg – der als gängiger Bezugspunkt diene, um zu bestimmen, wann «Hysterie» zu Defätismus und Revolution führen würde. Zudem folgerte Feudell, dass Gerüchte, besonders die «unverantwortliche Weitergabe von Gräueltgeschichten und übertriebenen Zahlen», gefährlicher seien als die tatsächlichen Ereignisse, die Menschen durchgemacht hätten. Daher empfahl er, Patienten sollten ihre Erlebnisse

Der Krieg erreicht die Heimat

unterdrücken und Schweigen bewahren, statt darüber zu reden und anderen Angst einzujagen. Eine Studie, die zur gleichen Zeit in Erlangen durchgeführt wurde, kam zu dem noch optimistischeren Ergebnis, dass Deutsche über erstaunliche Widerstandskraft verfügten und die Bombardements zu keinen neuartigen oder spezifischen Erkrankungen geführt hätten: Vielmehr würden die Folgen der Schreckenserlebnisse bei Gesunden bald wieder abklingen.³⁰

Bis September 1943 hatten 800'000 Berliner die Stadt verlassen. In den folgenden Monaten bis März 1944 wurden weitere 400'000 evakuiert, und die Einwohnerzahl der Hauptstadt sank von vier auf 2,8 Millionen. Bis Ende 1944 hatte man landesweit über sechs Millionen Deutsche aus bombengefährdeten Gebieten evakuiert. Viele beschlossen unmittelbar nach Luftangriffen fortzugehen, selbst wenn ihre Häuser nicht zerbombt waren. Während man von Männern erwartete, dass sie nach dem Entwarnungssignal bei Lösch-, Bergungs- und Rettungseinsätzen halfen, begaben sich viele Frauen sofort in die örtlichen Sammelstellen. Dort sorgten städtische Beamte und Freiwillige der NS-Volkswohlfahrt für die Erstversorgung von Verletzten, heiße Getränke, Butterbrote und Feldbetten, und Bombengeschädigte konnten bei den Notdienststellen der Behörden ihre Verluste anmelden und Entschädigung beantragen. Diese Stellen nahmen auch auf, wer die Stadt verlassen wollte. In Anbetracht der akuten Wohnungsnot unterstützten die NSDAP und der Reichsluftschutzbund den Exodus. Evakuierungswillige brauchten eine «Abreisebescheinigung», die nur ausgestellt wurde, wenn die Antragsteller nicht durch einen Arbeitsvertrag gebunden waren. Ohne diese Genehmigung konnten sie sich an ihrem neuen Wohnort nicht anmelden und keine Lebensmittelkarten erhalten. Auf diese Formalität wurde nur in wenigen Fällen verzichtet, wenn das System vollständig zusammenbrach: Dass dies nur selten vorkam – nach dem Feuersturm von Hamburg im Juli 1943 und nach den Luftangriffen auf Nürnberg im August –, ist an sich schon ein Beleg für die erstaunliche Effizienz dieser dezentralisierten Organisation von Zivilschutz und Evakuierungen. Unter den Evakuierten befand sich nur ein kleiner Prozentsatz von Männern, was kaum überraschend ist: In München waren unter den 200'000 Evakuierten nur zehn Prozent Männer und in Schweinfurt fünf Prozent. Diese männlichen Evakuierten waren nahezu mit Sicherheit Rentner oder Behinderte. Auch wenn die Evakuierung hauptsächlich Kinder und Frauen betraf, teilte sie die Frauen doch in zwei Grup-

pen: in solche, die einer Erwerbsarbeit nachgingen, und solche, die es nicht taten oder ihren Arbeitgeber ausnahmsweise überreden konnten, sie gehen zu lassen.³¹

Die überwiegende Mehrheit der Evakuierten – 78 Prozent – wurde von den NS-Massenorganisationen in Sicherheit gebracht. Das galt auch für Menschen, die sich mit Hilfe von Verwandten selbst eine Unterkunft suchen konnten. Frauen erlebten die Unterstützung durch die NS-Volkswohlfahrt häufig als positiv. So erzählte eine Frau aus Karlsruhe unmittelbar nach dem Krieg: «Alles wurde geregelt und bezahlt. Man gab uns eine Bescheinigung und sagte uns, wohin und wann wir fahren sollten. Wir wurden bei einer Frau einquartiert, die einen grossen Bauernhof hatte.» Die Schwiegertochter einer Schneiderin aus Münster hatte ähnlich positive Erinnerungen an ihre Evakuierung – «alles wurde von der NSV geregelt», erinnerte sie sich 1945.³² Seit den ersten Evakuierungen aus dem Saarland im Herbst 1939 hatte die NS-Volkswohlfahrt viel Wert darauf gelegt, dass ihre Helferinnen an Bahnhöfen heisse Getränke und Butterbrote ausgaben. Wenn die Züge mit Evakuierten eintrafen, erhielten diese Freiwilligen Verstärkung durch die Helferinnen von der NS-Frauenschaft und dem Bund Deutscher Mädel, die Gepäck trugen, Kinder betreuten und Übernachtungsmöglichkeiten organisierten.

In Zeiten akuten Andrangs wie im Sommer 1943 waren sowohl die Reichsbahn als auch die freiwilligen Helferinnen vollkommen überlastet. Der Sicherheitsdienst schilderte die Geschichte einer Hamburgerin, die mit ihren drei Kindern geflüchtet war. Als sie in den Süden kam, konnte sie nicht einmal trockene Windeln für ihren einjährigen Sohn auftreiben. In Linz musste sie mit den Kindern im Bahnhof auf dem Boden schlafen. Ihre Kinder waren, wenig überraschend, erkrankt. Nun bat sie ihren Mann, ihr Geld für die Heimreise zu schicken, und versicherte ihm, im Keller ihres ausgebombten Hauses würde es ihnen «tausendmal besser als hier» gehen. Vor allem aber drängte sie ihn: «Verhindere, wo Du kannst, dass die armen Menschen in Gegenden fahren, wo der tiefste Frieden ist. (...) Kein Mensch hat hier Verständnis in der Ostmark. Ich wünschte, dass die hier einmal Bomben bekämen.»³³ So sollte es eigentlich nicht ablaufen. Allein die Tatsache, dass der Sicherheitsdienst diese Begebenheit an die höchsten Regierungsstellen so detailliert meldete, zeugte von der Entschlossenheit des Regimes, dafür zu sorgen, dass solche Fälle die Ausnahme blieben.

Der Krieg erreicht die Heimat

Im Sommer 1943 erhielten die nationalsozialistischen Evakuierungsmassnahmen Unterstützung von einer Seite, von der sie am wenigsten zu erwarten war: von der katholischen Kirche. Anfangs hatte sie erbitterten Widerstand gegen die Kinderlandverschickung geleistet, da sie die von der Hitlerjugend geleiteten Heime für gigantische antireligiöse Indoktrinierungsanstalten hielt. Das Misstrauen des Klerus war zwar nicht geschwunden, aber angesichts der Flächenbombardements gab dieser seinen Widerstand auf. Ende Juli 1943 lobte der Vorsitzende des Diözesan-Caritasverbandes für das Erzbistum Köln und das Bistum Aachen die Arbeit der NS-Volkswohlfahrt. Diese neu gewonnene Unterstützung durch die katholische Kirche trug dazu bei, dass die nächste Evakuierungsphase zu einer wahren Massenwanderung geriet. Anders als bei früheren Evakuierungen im Rahmen der Kinderlandverschickung waren die Aufenthalte nicht mehr auf sechs Monate begrenzt, sondern auf unbestimmte Dauer ausgelegt. Ohne das Prinzip der Freiwilligkeit und der Zustimmung der Eltern als Voraussetzung aufzugeben, gingen örtliche Parteiführer und Schulbehörden nun dazu über, ganze Schulen zu schliessen und nach den Sommerferien die Schüler zusammen mit ihren Lehrern zu evakuieren.³⁴

Im September 1943 wurden die Schülerinnen des Pestalozzi-Lyzeums in Berlin-Rummelsburg geschlossen ins Wartheland gebracht und in Schloss Streben untergebracht, der Residenz eines polnischen Grafen. Alles war improvisiert, und anfangs mussten die Mädchen auf Strohlagern schlafen und wurden von Flöhen gebissen, bis man für sie Etagenbetten aus Holz aufgestellt hatte. Bald lebten sie sich in ihrem «Lager» ein, das vom Direktor der Schule gemeinsam mit der BDM-Führerin geleitet wurde, die ihnen vor dem Einschlafen im flackernden Licht von Petroleumlampen Geistergeschichten vorlas. Der Direktor trug nun ständig SS-Uniform, war gelassen und machte sich nie die Mühe, die Briefe zu kontrollieren, die seine Schülerinnen nach Hause schrieben, oder zu verhindern, dass sie im grandiosen Treppenhaus das Treppengeländer hinunterrutschten.³⁵

Die nach Geschlechtern getrennten KLV-Lager boten den Jugendlichen mit ihrer Internatsatmosphäre und der spannenden Gruppendynamik eine Geborgenheit, die sie vor der sozialen Realität in der Heimat weitgehend bewahrte. Fern von ihren Heimatstädten und deren urbaner Kultur, häufig sogar ausserhalb des Altreichs, entwickelte diese Altersgruppe der damals

Zehn- bis Vierzehnjährigen eine Weitsicht, die – wie die Kirche befürchtet hatte – von den Parolen und der Propaganda der Hitlerjugend durchdrungen war. Friedrich Heiden führte in seinem KLV-Lager im rumänisch-ungarischen Distrikt Bistritz an der Donau Tagebuch. Er war fasziniert vom Völkergemisch des Dorfes mit seinem ungarischen Laden, den ärmlichen runden Lehmhütten der Rumänen und Roma am Ortsrand und den grosszügigen bäuerlichen Anwesen der Siebenbürger Sachsen, die sich im Ortszentrum um die evangelische Kirche und das Pfarrhaus gruppieren. Meist waren die Jungen mit organisierten Aktivitäten – vor allem Sport, Kriegsspielen und Wandern – beschäftigt, die ihre «Kameradschaft» fördern sollten. Die langen Tage am Fuss der Ostkarpaten hatten etwas von den Sommerlagern, die die Hitlerjugend in der Vorkriegszeit organisiert hatte. Mit ihrem Drill und ihrer Rangordnung, kenntlich gemacht durch die unterschiedlichen Farben der Schulterklappen und Litzen an den Uniformen, sollten HJ und BDM die Jungen und Mädchen auf ihren Einsatz beim Arbeitsdienst oder als Flakhelfer vorbereiten. In Werner Krolls Lager im ungarischen Dürrbach/Dispe wurden die Jungen ermuntert, sich mit Weidenruten zu duellieren, als der Schulleiter vorübergehend verreist war. Der HJ-Führer erklärte, das sei «charakterbildend». Ein Junge, den Werner bei einem Duell besiegt hatte, warf ein paar Tage später am Haus eines Juden die Fensterscheiben ein. Noch am selben Abend machte sich die ganze Gruppe mit 30 Jungen zu diesem Haus auf und bewarf es mit 80 bis 90 Steinen, wie Werner schätzte. Bestraft wurden sie nicht.³⁶

In Anbetracht der Tatsache, dass sich die Richtung der Bevölkerungswanderung, die im vorangegangenen Jahrhundert vom Land in die Städte geführt hatte, nun vollständig umkehrte, wurden die ehemals unbeliebten ländlichen Regionen in Ost- und Süddeutschland nun liebevoll «Reichsluftschuttkeller» genannt. Die Massenevakuierungen halfen, die akute Wohnungsnot in den bombardierten deutschen Grossstädten zu lindern, verlagerten sie jedoch in die Kleinstädte und auf das Land. Eine Erhebung der NS-Volkswohlfahrt kam Anfang 1943 zu dem Ergebnis, dass die meisten Pensionen, Hotels und Klöster in sicheren Regionen des Reiches bereits voll besetzt waren. Im September 1943 trafen 1241 Evakuierte aus Bochum, Hagen, Berlin, Stettin und anderen Städten in Rügenwalde ein, einer Stadt mit 8'000 Einwohnern

Der Krieg erreicht die Heimat

an der hinterpommerschen Ostseeküste. In dem Masse, wie die Zahl der Evakuierten stieg, sank die Bereitschaft der Einheimischen, sie aufzunehmen, und Bürgermeister und Parteiführer – häufig ein und dieselbe Person – mussten immer stärkeren Druck ausüben, um Unterkünfte für sie zu finden.³⁷

Als der zwölfjährige Erwin Ebeling mit einer ganzen Gruppe in Lübow bei Stargard in Pommern eintraf, brachte man die Frauen, Kinder und Jugendlichen in ein Gasthaus und «versteigerte» sie an die Bauern des Ortes. Die meisten wollten eine Frau mit nur einem Kind, die sich bei ihnen auf dem Hof am besten nützlich machen konnte. Da Erwin und zehn andere Jungen keine andere Bleibe hatten, mussten sie auf Stroh in der Hütte des Schweinehirten schlafen, bis sich Gastfamilien für sie fanden. In Naugard wollte niemand im August 1943 die dreizehnjährige Gisela Vedder und ihre Schwester aufnehmen. Schliesslich gab der Bürgermeister ihnen ein Bett in seiner Küche, in der er auch seine Amtsgeschäfte erledigte. Wenn er abends dort mit Besuchern sass und trank, versteckten die Mädchen sich unter der Bettdecke. Da sie niemanden bewegen konnten, sich für sie einzusetzen, beschlossen sie, nach Hause zurückzukehren. Auf dem staubigen Weg zum Bahnhof schleppten sie in brütender Hitze ihren Holzkoffer hinter sich her. Im Bezirk Bayreuth mussten sich zwei Frauen und ein Kind eine winzige Kammer teilen und waren empört, dass sie nirgendwo eine warme Mahlzeit bekommen konnten. Entrüstet kehrten sie nach Hamburg zurück.³⁸

Die Massenevakuierungen mochten einen organisatorischen Triumph dargestellt haben, aber sie waren kein Sieg der «Volksgemeinschaft». Im Gegenteil: Gerade die Evakuierungserfahrung eröffnete völlig neue Konfliktfelder innerhalb der deutschen Gesellschaft. Immer wieder entzündeten sich Streitereien an der Weigerung, Küchen und Waschküchen mit Evakuierten zu teilen, und örtliche Parteifunktionäre mussten vermittelnd eingreifen. Um solche Konflikte zu entschärfen, richteten die NS-Frauenschaft und die NS-Volkswohlfahrt Nähstuben, Gemeinschaftsküchen und Waschküchen ein.³⁹ Es hätte jedoch erheblich mehr gebraucht, eine Verbundenheit zwischen Evakuierten und ihren Gastfamilien herzustellen. In Pommern bezeichneten Einheimische die evakuierten Mütter als «Bombenweiber» und die Jungen und Mädchen als «Splitterkinder» und schoben ihnen regelmässig die Schuld an sämtlichen Raufereien in die Schuhe. In Bayern riefen sie den Mädchen traditionelle Beschimpfungen wie «Saupreussen» hinterher, wenn

die in ihren Jungmädeluniformen über Land zogen. Evakuierte Frauen wurden beschuldigt, ihre Kinder zu vernachlässigen und es mit einheimischen Männern zu treiben – ein Motiv, das schon bald Eingang in die Berichte des Sicherheitsdienstes und der katholischen Kirche fand, zwei Organisationen, die sich in ihrer gegenseitigen Abneigung ebenso einig waren wie in der Überzeugung, dass «lockere Frauen» die öffentliche Ordnung und die Moral des Volkes untergruben. Diese Anschuldigung hatte sich bereits bei einer anderen Gruppe alleinstehender Frauen – den Soldatenfrauen – gut eingespielt und war schnell bei der Hand, um unwillkommene Eindringlinge auszugrenzen. In Schwaben beschwerten sich Bäuerinnen, die evakuierten Frauen würden nicht genug bei Hausarbeiten wie dem Waschen und Flickern helfen, ganz zu schweigen von der Feldarbeit, selbst wenn alle Hände bei der Ernte gebraucht würden. Nach ihrem Eindruck erwarteten die faulen Städterinnen offenbar, dass man sie von vom und hinten bedienen sollte, wie im Hotel. Umgekehrt fanden die Arbeiterfrauen aus Essen, Düsseldorf und Hamburg die Bäuerinnen «primitiv» und «doof», weil sie so viel arbeiteten, und sie beklagten sich, dass es weder Cafés noch Friseure und Kinos gab. In Rheinland-Pfalz fand eine junge Frau, die mit ihrer kleinen Tochter aus Bremen evakuiert worden war, die Unfreundlichkeit der Bauernfamilien auf dem Dorf ebenso unerträglich wie ihre feuchtkalten Häuser. Einsam und voller Heimweh schrieb sie ihrer Schwiegermutter: «Und die Bauern sind auch nicht für Besuch, auf einigen Höfen haben sie einfach die Tür vor der Nase zugeschlagen.»⁴⁰

Kirchenvertreter und Parteifunktionäre waren überfordert damit, die sozialen Spannungen zu mildern, die aus den Massenevakuierungen erwachsen. Katholische Priester, die im Herbst 1943 Frauen und Kinder aus dem Rheinland im württembergischen Oberland besuchten, berichteten, dass sie ihre Zeit überwiegend damit verbrachten, «Schwierigkeiten, Bitterkeiten, Lieblosigkeiten und Verständnislosigkeiten auf beiden Seiten auszuräumen».⁴¹ Die meisten katholischen Priester aus dem Rheinland waren ältere Männer, die es körperlich anstrengend fanden, mit dem Fahrrad die Runde über die Dörfer zu ihren verstreuten Pfarrkindern zu machen. In Sachsen waren Priester besorgt, weil Frauen es vorzogen, mit dem Zug nach Dresden und Pirna zu fahren, um ins Kino oder zum Friseur zu gehen.⁴²

Evakuierte aus Barmen, die es in die Hochburg der Deutschen Christen nach Thüringen verschlagen hatte, begrüßten die Ankunft ihres evangeli-

Der Krieg erreicht die Heimat

schen Pfarrers Johannes Mehrhoff, der 400 seiner Gemeindemitglieder an 17 verschiedenen Orten besuchte. Von der Heimat aus hielt er sie über Neuigkeiten auf dem Laufenden, gab Adressen anderer Evakuierter weiter und vermittelte Kontakte zwischen Bekannten, die man in verschiedene Regionen evakuiert hatte. Viele Frauen schrieben ihm, um sich bei ihm zu bedanken. Manche, die tief in den pietistischen Traditionen Wuppertals verwurzelt waren, nutzten die Gelegenheit, um ihre eigene religiöse Sinnsuche in einer fremden Umgebung mit einer anderen protestantischen Ausrichtung zu schildern. Andere schrieben ihm: «Wir freuen uns jedes Mal, wenn ein Gruss von Ihnen und unserer geliebten Heimatgemeinde ankommt.» Eine junge Mutter, die mit ihren beiden kleinen Kindern evakuiert war, bekannte: «Dann wird es uns wieder anders ums Herz, wenn man weiss, auch in der Heimat wird unserer gedacht. Sonst könnte man oft verzagen, aber diese Gewissheit gibt uns immer wieder neuen Mut.» Für die katholischen Priester war es erheblich schwieriger, sich in Thüringen um ihre verstreuten Gemeindemitglieder aus dem Rheinland zu kümmern. Manchmal wurden sie von Polizei und örtlichen Parteifunktionären, die gegenüber den «Pfaffen» die gleichen Animositäten hegten wie die übrige Bevölkerung, festgenommen und verwarnt.⁴³

Jenseits der Stadt-Land- und Nord-Süd-Gegensätze – mit allen damit einhergehenden kulturellen Gräben, die aus den Unterschieden der Dialekte, der Regionalküche, der Religiosität und des Kleidergeschmacks erwachsen – entwickelten die Konflikte zwischen den Evakuierten und ihren Wirtsleuten schnell eine sozioökonomische Dimension. Die Evakuierten beschwerten sich, dass örtliche Händler sich oft weigerten, ihnen Waren zu verkaufen. Dabei begriffen sie nicht, dass sie das Gleichgewicht auf dem Land störten, wo es zwar viele Nahrungsmittel, aber wenig Bargeld gab. Bäuerinnen mit fünf Kindern mussten mit 45 bis 60 Mark im Monat auskommen, während die verheiratete kinderlose Frau eines Büroangestellten 150 bis 180 Mark ausgeben konnte.⁴⁴

Diese ungleiche Kaufkraft erwuchs grossenteils aus dem komplizierten System von Beihilfen und Unterhaltszahlungen, das die Reichsregierung entwickelt und erstmals 1939 bei den aus dem Saargebiet Evakuierten angewendet hatte. So führte der NS-Staat einen sogenannten «Räumungsfamilienunterhalt» ein, um die zusätzlichen Kosten aufzufangen, die Familien durch die Evakuierung entstanden: Reise- und Transportkosten, Ersatz von Möbeln

und Hausrat, Verdienstausschlag durch die Evakuierung, zusätzliche Aufwendungen für eine doppelte Haushaltsführung, wenn der Ehemann weiter in der Heimatstadt wohnte. Alle diese Kosten konnten bei der Berechnung der finanziellen Ansprüche geltend gemacht werden. Da die NS-Führung daran interessiert war, dass die Evakuierungen reibungslos vonstattengingen, gab es staatliche Zuschüsse, wenn Evakuierte auswärts essen gehen oder in den Heimatort fahren mussten, um ihre dort zurückgelassene Habe sicher einzulagern. Viele auswärts Untergebrachte nutzten dies und führen auch ohne Not in ihre Heimatstadt, sei es um Freunde und Verwandte wiederzusehen oder um sich ein Bild von der Lage zu machen. Diese zusätzlichen Fahrten führten dazu, dass die ohnehin schon stark beanspruchten Zugverbindungen bald vollends überlastet waren.⁴⁵

Die umfangreichen staatlichen Beihilfen kurbelten die Wirtschaft in den Aufnahmegauen wieder an und boten Einheimischen Anreize für die Aufnahme von Evakuierten. Die Höhe der Mieten und die Entgelte für die Benutzung von Kochgelegenheiten, Heizung und Bettzeug wurden allerdings amtlich festgesetzt.⁴⁶ Man wollte, dass alle Mitglieder der «Volksgemeinschaft» die harten Folgen des Bombenkriegs gut überstanden, und der Staat regelte den Räumungsfamilienunterhalt in nicht weniger als 39 Erlassen und Durchführungsbestimmungen. Die Berechnung war so kompliziert, dass die Stadtverwaltungen Musterberechnungen erstellten, in denen bereits angegeben war, welche Ansprüche sich etwa für eine Mutter mit vier Kindern ergaben, je nachdem, ob der Vater Wehrdienst leistete, in seinem Beruf als unabhkömmlich eingestuft oder aber verstorben war. Kleinere Diskrepanzen bei den Zahlungsansprüchen führten zu Neid und Sticheleien, obwohl die ausgezahlten Beträge in der Regel annähernd so hoch waren wie das Einkommen des Ernährers in Friedenszeiten, gelegentlich sogar höher.⁴⁷

Das Einkommen des männlichen Ernährers diente als Massstab, weil man so die soziale Vorkriegsordnung aufrechterhalten konnte. Die umfangreichen Staatsausgaben für Familien sollten Härten vermeiden, ohne bestehende Einkommens-, Klassen- und Rangunterschiede aufzuheben. Die Sozialleistungen waren weder egalitär noch auf den Einzelnen oder auf bestimmte gesellschaftliche Gruppen bezogen. Indem die nationalsozialistische Politik die Idee spontaner Solidarität innerhalb der Bevölkerung stillschwei-

Der Krieg erreicht die Heimat

gend aufgab und stattdessen auf die staatliche Versorgung Bedürftiger zurückgriff, rückte sie die Familie in den Mittelpunkt des Wohlfahrtssystems.⁴⁸

Der Schutz der Familie war auch der Hauptgrund dafür, dass die Evakuierungen freiwillig erfolgen sollten. Die Behörden mussten daher die Eltern überzeugen, damit sie der Evakuierung ihrer Kinder zustimmten. Parteifunktionäre stellten schon bald fest, dass Informationsveranstaltungen für die Eltern am erfolgreichsten waren, wenn ein erfahrener Lehrer oder Schulleiter sie leitete, der bereits ihren Respekt genoss. Doch trotz aller Bemühungen gaben längst nicht alle Eltern ihre Zustimmung, und so mussten örtliche Parteifunktionäre und Schulbehörden nicht selten Druck ausüben, um eine Einwilligung zu erhalten. Als im Frühherbst 1943 die Schulen geschlossen und aufs Land evakuiert wurden, warnte man widerspenstige Eltern, dass sie gesetzlich verpflichtet seien, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Viele Familien beugten sich und brachten ihre Kinder aufs Land, andere liessen ihre Kinder Schulen besuchen, die von der Stadt aus gut erreichbar waren, so dass die Kinder dorthin pendeln konnten. Aus Berlin – wo Goebbels Gauleiter war – führen einige Kinder täglich bis nach Oranienburg zur Schule oder wurden in Pflegefamilien in Nachbarorten wie Nauen untergebracht, womit die dauerhafte Evakuierung vermieden wurde.⁴⁹

Eltern zögerten nicht, ihre Rechte geltend zu machen. So protestierten 300 Frauen am 11. Oktober 1943 vehement vor der Stadtverwaltung von Witten. Um zu verhindern, dass ein Teil der Evakuierten zurückkehrte, hatte der Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar für Westfalen-Süd, Albert Hoffmann, die Ausgabe von Lebensmittelkarten für alle Rückkehrer gesperrt, die keine schwerwiegenden Gründe vorbringen konnten. Die Demonstrantinnen verlangten, dass man ihnen die Lebensmittelkarten für sie und ihre Kinder aushändigte, und bestanden nachdrücklich auf der Rechtmässigkeit ihrer Ansprüche. Sie verglichen die hinterhältigen Versuche der Gaubehörden, das Elternrecht zu umgehen, mit bolschewistischem Terror: «Sollen uns doch gleich lieber nach Russland schicken, Maschinengewehr auf uns halten, und fertig.» Als die angeforderten Polizisten eintrafen, weigerten sie sich einzuschreiten, «da die Forderung der Frauen *zu Recht bestünde und die Nichtaushändigung der Lebensmittelkarten an zurückgekehrte Volksgenossen keineswegs auf gesetzlicher Grundlage beruhe*». Ähnliche Szenen spielten sich in den städtischen Ernährungsämtern in Hamm,

Bochum und Lünen ab. Die protestierenden Mütter brachten ihre Säuglinge und Kleinkinder mit. Einige Bergleute stellten sich ebenfalls ein und drohten, nicht wieder zur Arbeit zu gehen, bevor sie die Lebensmittelkarten erhalten hätten. Die Behörden mussten nachgeben, da nun einmal niemand gezwungen werden konnte, sich evakuieren zu lassen.⁵⁰

Die An- oder Abwesenheit ihrer Ehemänner hatte erheblichen Einfluss darauf, ob Frauen sich evakuieren liessen oder nicht. Nach dem Feuersturm von Hamburg drängten Frontsoldaten darauf, dass ihre Frauen und Kinder die Stadt verliessen, während bei den meisten der zurückkehrenden Frauen der Ehemann in Hamburg arbeitete und sie bei sich haben wollte. Es gab aber auch Frauen, die kriegswichtige Arbeit leisteten, und diese konnten gar nicht fortgehen, selbst wenn sie es wollten. In München reichten berufstätige Mütter Petitionen ein und forderten für sich die gleiche Freiheit, die Stadt zu verlassen, wie nicht berufstätige Frauen sie besaßen. Andere machten sich einfach davon, was den chronischen Arbeitskräftemangel in der Kriegsindustrie nur noch verschärfte. Im August 1944 verlangte der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz, Fritz Sauckel, man solle Kinder und Kleinkinder evakuieren, um diese «Träger der deutschen Zukunft» zu schützen, aber Mütter, deren Kinder älter seien als ein Jahr dürften nur evakuiert werden, wenn der Arbeitgeber es genehmige. Offiziell hielt Goebbels zwar an den Vorschriften fest, wonach die Behörden Frauen ohne gültige Abreisebescheinigung die Zuteilung von Lebensmittelkarten und Unterkünten verweigern konnten. Doch offensichtlich war ihm nicht an Auseinandersetzungen mit Müttern gelegen, die ihre kleinen Kinder in die Evakuierung begleitet hatten, denn in der Praxis kam diese Vorschrift nicht zur Anwendung. Um das Gesicht zu wahren, schlug er vor, sie stattdessen am Evakuierungsort zum Arbeitseinsatz zu verpflichten.⁵¹

Als Ausgleich für die fehlenden Hausfrauen in den sich leerenden Städten wies die NS-Frauenschaft ihre Ortsgruppen an, die zurückgebliebenen Strohwitwer mit warmen Mahlzeiten zu versorgen und Haushaltshilfen für sie zu organisieren. In der Presse wurden einfache Rezepte für Männer und praktische Tipps zum Nähen und Flickern veröffentlicht. In allen Städten des Reiches gab es grossen Zulauf zu Werkskantinen, die in den ersten Kriegsjahren bei den auf ihre Familien bedachten Industriearbeitern zunächst äusserst unbeliebt gewesen waren. Allmählich entwickelte sich der Arbeits-

Der Krieg erreicht die Heimat

platz, an dem es warme Mahlzeiten und die Gesellschaft der Kollegen gab, zu einem Ersatz für das verwaiste Zuhause.⁵²

Anfang 1944 wurde das gesamte Evakuierungskonzept grundlegend überdacht. Goebbels und sein interministerieller Luftkriegsschäden-Ausschuss hatten ein Jahr zuvor in ihrer Planung das Reich in «Entsende- und Aufnahmegau» untergliedert. Diese Einteilung hatte sich jedoch als unhaltbar erwiesen, weil die «Aufnahmegau» von einer Evakuierungswelle nach der anderen überschwemmt wurden. Nun versuchte Goebbels, das Ausmass und die Distanz der Evakuierungen einzuschränken, und begrenzte sie auf besonders gefährdete Städte. Ohnehin hatte sich gezeigt, dass viele sich nach Kräften bemühten, in ihrer Heimatstadt oder der näheren Umgebung zu bleiben. In Ludwigshafen waren nach schweren Luftangriffen die Sonderzüge und angemieteten Busse tagelang leer geblieben, da die Einwohner sich Ausweichquartiere in der Stadt gesucht hatten – in Schulen, Kellern von Privathäusern und öffentlichen Gebäuden oder in den Bunkern –, um in den nachfolgenden Tagen ihre Habe bergen zu können. Nach den Luftangriffen auf Köln im Juni und Juli 1943 berichtete Gauleiter Josef Grohé, dass die meisten der 300'000 Einwohner, die die Stadt verlassen hatten, im näheren Umland untergekommen seien und viele sich an die Hoffnung klammerten, in Köln eine Bleibe zu finden – da sie «sich lieber einen Kellerraum wohnlich machen oder in ein Schrebergartenhäuschen ziehen», als wegzugehen. Ebenso erlaubte Grohé Evakuierten aus dem Gau Düsseldorf, in Köln zu bleiben, statt sie wie geplant weiter nach Thüringen, Kärnten und Württemberg zu schicken.⁵³

Bis zum Winter 1943/44 entwickelten sich solche lokalen Ad-hoc-Massnahmen zur Grundlage eines veränderten Evakuierungskonzepts: Nun wurde die Reichsbahn ermuntert, Pendler im Nahverkehr zu transportieren und für eine Anbindung an örtliche Bus- und Strassenbahnlinien zu sorgen. Obwohl die Reichsbahn ohnehin schon überlastet war, da sie Soldaten, Kriegsmaterial, Evakuierte, Zwangsarbeiter, Lebensmittel und deportierte Juden durch ganz Europa transportieren musste, stellte sich die Leitung auf eine weitere Runde von Planungen und Improvisationen ein. Für den Nahverkehr rüstete man Viehwaggons zu Behelfspersonenwagen um, Baureihe MCi-43 genannt, die mit Holzbänken, Licht und Ofenheizung ausgestattet waren.⁵⁴ Die Pendler boten schon bald neuen Anlass zu Neid und Streitigkeiten. Hatten Evakuierte, die aus dem Umland weiterhin zur Arbeit in die

Stadt kamen, Anspruch auf die Sonderzuteilungen für die Einwohner der bombardierten Grossstädte? In Mannheim bestanden sie je nach Verfügbarkeit beispielsweise aus einer Flasche Wein, 50 Gramm Bohnenkaffee, Zigaretten, einem halben Pfund Kalbfleisch oder einem Pfund Apfelsinen. Die Frage wurde bis zur Reichskanzlei hinaufgereicht, die sie schliesslich abschlägig beschied. Selbstverständlich nahmen es einige eifrige Bürger auf sich, Nachbarn anzuzeigen, die sie verdächtigten, unrechtmässig Sonderzuteilungen zu beanspruchen.⁵⁵

Ein solcher Mangel an gewachsener Solidarität stellte nicht nur das nationalsozialistische Ideal der «Volksgemeinschaft» in Frage. Er lässt auch Zweifel an den Denkmodellen von Historikern aufkommen, und zwar sowohl an solchen, die das NS-Regime als «Konsensdiktatur» definieren, als auch an solchen, die es durch zunehmenden Defätismus und gesellschaftliche Opposition gekennzeichnet sehen. Trotz aller Unterschiede kranken beide Konzepte am selben Problem: Sie unterstellen, die deutsche Gesellschaft sei im Ganzen entweder für oder gegen das Regime gewesen. Aber der kollektive Protest der Bergarbeiterfrauen in Witten, die um ihre Lebensmittelkarten kämpften, war eine Ausnahme. Und sie hatten in der sicheren Erwartung demonstriert, dass der Staat ihre Rechte anerkennen würde – was er auch tat. Die meisten sozialen Konflikte der Kriegszeit richteten sich nicht gegen den Staat. In der Regel wollten die Menschen sogar, dass die Behörden einschritten, um andere Gruppen von «Volksgenossen», denen sie Fehlverhalten vorwarfen, entschieden in die Schranken zu weisen. Als der Andrang auf die deutschen Bunker wuchs, stellten Beschäftigte in kriegswichtigen Bereichen das Prinzip in Frage, dass Mütter mit Kindern vorrangig Zutritt hatten. Sie wiesen in Eingaben daraufhin, dass sie keine andere Wahl hätten, als in der gefährdeten Stadt zu bleiben, während Frauen mit Kindern sich schon längst durch Evakuierung in Sicherheit hätten bringen sollen. Görings «ritterliche» Regelung zugunsten von Frauen und Kindern blieb freilich in Kraft. Auf anderen Gebieten waren ähnliche Konfliktlinien erkennbar. Die steigende Nachfrage nach Kinokarten führte zu Klagen über Schwarzhandel mit Eintrittskarten, über das Schlangestehen und darüber, dass zu wenig Plätze für Soldaten auf Heimaturlaub reserviert waren. Da jede Bevölkerungsgruppe sich bei den Behörden über die Ungerechtigkeiten beschwerte, de-

Der Krieg erreicht die Heimat

nen sie sich ausgesetzt fühlte, kommentierte der *Film-Kurier*, es mangle nicht an Versuchen, jedem Volksgenossen zu seinem Recht zu verhelfen.⁵⁶

Mit ihren Petitionen, Beschwerden und gelegentlichen Denunziationen zogen Deutsche den Staat in ihre Konflikte untereinander hinein und erwarteten von ihm eine «gerechte» Lösung. Dieses Verhaltensmuster verlieh dem Begriff «Volksgemeinschaft» eine gewisse Legitimität, allerdings verstand das Volk ihn nicht als Antrieb für die gewünschte spontane Solidarität, die das Wort «Gemeinschaft» postulierte, sondern als Mittel, um soziale Konflikte zu regeln und Ansprüche zu begründen. Solche Ansprüche konnten nur die Volksgenossen anmelden, nicht aber Juden, Polen und andere Ausländer. Einerseits zeugten die zunehmend erbitterten Beschwerden und kleinlichen Konflikte von einer bedrängten Bevölkerung, die sich kaum je als «völkische Gemeinschaft» fühlte. Andererseits konnte jeder Volksgenosse für die eigenen Interessen plädieren, indem er sie in der Sprache der «Volksgemeinschaft» formulierte. Damit wurde das paternalistische Verständnis, dass «Vater Staat» für jeden einzelnen Volksgenossen Sorge, gerade in einer Phase des Krieges untermauert, in der die vollmundigen Behauptungen der Propagandisten hohl klangen. Das hieß jedoch nicht, dass die deutsche Gesellschaft «atomisiert» gewesen wäre: Dem wirkte schon die Artikulation der sozialen Konflikte entgegen. Familien, Religionsgemeinschaften, berufliche Beziehungen und Freundeskreise funktionierten weiterhin, ebenso wie die Nachbarschaft im Mietshaus, Stadtviertel oder Dorf. In dem Masse, wie die Erwartungen an spontane «Volkssolidarität» enttäuscht wurden, besannen die Menschen sich stärker auf die unmittelbaren Alltagsgemeinschaften, auf die sie sich stützen konnten.

Auf nationaler Ebene hielten Massenorganisationen wie der Reichsluftschutzbund, die NS-Volkswohlfahrt, die Kirchen und die NSDAP die deutsche Gesellschaft nach wie vor zusammen. Dabei hatten sie allerdings mehr und mehr mit den neuen gesellschaftlichen Konflikten zu kämpfen, die aus Bombardierungen, Obdachlosigkeit und Evakuierungen erwuchsen. Diese Erfahrungen und die gleichzeitige Fürsorge führten zu einer zwiespältigen Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus und seinen Repräsentanten. Hitler, der sich nicht mehr so oft in der Öffentlichkeit zeigte, erschien zu fern, um Einfluss auf das Alltagsleben zu nehmen. Goebbels, dessen amourose Abenteuer und verlogene Propaganda einerseits Stoff für zahlreiche Witze lieferten, fand andererseits weithin Anerkennung, weil er jede Nacht

unmittelbar nach der Entwarnung die bombardierten Viertel Berlins besuchte und die Bevölkerung hinter sich scharte. Lokale Führungskräfte wurden nach ihrem Auftreten beurteilt. Häufig lieferten hier Geschichten über Korruption, exorbitanten Luxus oder rüdes Benehmen Stoff für deftige Witze über die «Bonzen». Sich selbst aber hielten die meisten Deutschen für «kleine Leute». Die Herrschaftsstrukturen des nationalsozialistischen Regimes waren unter den Deutschen jedoch überwiegend akzeptiert und erschienen ihnen als normal – bis hin zu den Aussenlagern für KZ-Häftlinge, die bei Räumarbeiten nach Bombenangriffen eingesetzt wurden. Der Parteistaat mit all seinen örtlichen Ausprägungen blieb weiterhin eine vorrangige Quelle von Rechten, Ansprüchen und Rassenprivilegien, ganz gleich, ob sie von Freiwilligen der NS-Volkswohlfahrt oder den städtischen Ernährungsämtern verwaltet wurden. Bestrebungen, etwas zu ändern, richteten sich vornehmlich darauf, die eigene Lage zu verbessern, indem man höhere Rationen beanspruchte – oder die Frau ausfindig machte, die im Kaufhaus über die wenigen gelieferten Wintermäntel zu bestimmen hatte.

Die Bevölkerung düstete nach unpolitischer Unterhaltung. Bei wichtigen rituellen Gelegenheiten, wie Gedenkfeiern für Bombenopfer, oder bei jährlich wiederkehrenden Ereignissen, wie dem Heldengedenktag oder Hitlers Neujahrsansprache, mochten die Menschen den Blick auf die Partei, den Führer oder die Kirchen richten. Doch davon abgesehen hatten sie jahrelang versucht, die Kriegsbelastungen im Privaten zu meistern, und das mit unpolitischen Mitteln. Das erste Rundfunkprogramm, das ein Massenpublikum angesprochen hatte, war das Wunschkonzert der Wehrmacht gewesen. Am 31. Dezember 1939 hatten die Wiener Philharmoniker ihr erstes Silvesterkonzert mit Johann-Strauss-Walzen gegeben und die Einnahmen dem nationalsozialistischen Winterhilfswerk gespendet. Das Konzert der Wiener Philharmoniker unter der Leitung ihres langjährigen Dirigenten Clemens Krauss war ein solcher Erfolg gewesen, dass man es im folgenden Jahr auf den Neujahrstag verlegt und im ganzen Reich übertragen hatte.⁵⁷

Als der Kampf um die Moral der deutschen Bevölkerung 1944 in seine entscheidende Phase eintrat, suchten die Menschen noch intensiver nach persönlicher, privater Erfüllung. Bei einem Besuch in der Hauptstadt stellte die

Der Krieg erreicht die Heimat

Marburger Schriftstellerin Lisa de Boor im April 1944 erstaunt fest, dass die noch nicht zerstörten Kinos am Kurfürstendamm bereits um 11.30 Uhr geöffnet hatten und voll besetzt waren. Schon im Winter 1943/44 war der Film «Der weisse Traum» in die Kinos gekommen, ein eskapistischer Musikfilm über eine Eisrevue mit dem Erfolgsschlager: «Kauf dir einen bunten Luftballon,/Nimm ihn fest in deine Hand,/ Stell dir vor, er fliegt mit dir davon/In ein fernes Märchenland.» Im Herbst 1943 war selbst die Wochenschau vor Filmberichten von der Front zurückgeschreckt und hatte Berichte über «Friedensmässiges» vorgezogen, wie der Sicherheitsdienst es nannte, also über Sport, Nebensächliches und Zeitgeschehen.⁵⁸

Goebbels war immer schon bereit gewesen, enorme Summen für Theaterinszenierungen aufzuwenden, um die Schauspielhäuser zu erhalten. 1942/43 unterstützte er sie mit 45 Millionen Reichsmark – annähernd hundertmal so viel wie zehn Jahre zuvor. Dieser Betrag, den die Gaue und Städte aufstocken sollten, machte ein Viertel des gesamten Etats aus, den Goebbels zur Verfügung hatte. Es war mehr, als er für die eigentliche politische Propaganda ausgab, und doppelt so viel, wie er in Filme steckte – denn während die Filmindustrie profitabel arbeitete, hätten die Theater ohne Subventionen schliessen müssen. Das Regime forderte zwar, das Theater für die breite Masse zu öffnen, duldet aber zugleich, dass es fest im Griff der Bildungsbürger blieb, die traditionell ihre Abonnements Jahr für Jahr verlängerten. An der Höhe der Zuwendungen, die an die Theater flossen, lässt sich ablesen, wie ernst das nationalsozialistische Regime den Begriff der «deutschen Kultur» nahm und welch grossen Wert es auf die Zufriedenheit der Bildungsschichten legte, die sie verkörperten. Die meisten der 300 Theaterensembles des Reiches spielten ganzjährig zwei bis drei Aufführungen am Tag. Um dieses Programm aufrechtzuerhalten, musste durchschnittlich alle 14 Tage eine Premiere stattfinden – mit 13'000 Neuinszenierungen, die in den Kriegsjahren im gesamten Reichsgebiet gezeigt wurden, wurde dieser Schnitt auch erreicht. Ein renommiertes Haus wie das Wiener Burgtheater brachte in der Spielzeit 1943/44 ein Dutzend neue Produktionen auf die Bühne. Im Februar 1944 eröffnete in der oberschlesischen Industriestadt Gleiwitz zum letzten Mal ein neues Theater im Dritten Reich.⁵⁹

Zwei Drittel der Berliner Theater hatten Ende 1943 erhebliche Bombenschäden erlitten, wurden aber umgehend instandgesetzt. Mitte 1944 hatten

17 ihren normalen Spielbetrieb wieder aufgenommen, weitere fünf befanden sich im Wiederaufbau. Beim Komödienhaus gab man die Instandsetzung schliesslich auf, nachdem es im Januar 1944 zum vierten Mal von Bomben getroffen worden war. Improvisation war an der Tagesordnung. Als das Schillertheater irreparable Schäden erlitt, verlegte man die Aufführungen in die riesige Kantine und brachte Goethes «Faust» in Starbesetzung. Goebbels, der von den staatlichen Theatern in seinem Gau ausführliche Monatsberichte verlangte, schlug im Sommer zusätzliche Nachtvorstellungen bei Vollmond vor, weil die Zuschauer dann in der verdunkelten Stadt leichter den Heimweg durch die von Schutt übersäten Strassen finden könnten. Einige Schauspieler am Deutschen Theater schliefen im Bahnhof Friedrichstrasse und waren froh, einen beheizten Schlafplatz in der Nähe zu haben.

Nie gab es denkwürdigere Aufführungen. Mitten im Winter 1943 standen Berliner bereits am Samstagnachmittag vor Gustaf Gründgens' Preussischem Staatstheater Schlange und lösten sich die Nacht hindurch wechselseitig ab, um am Sonntagmorgen zur Stelle zu sein, wenn die Kasse um zehn Uhr öffnete. Im April 1944 überredete Goebbels berühmte Schauspieler, von Wien nach Berlin zu kommen, um «Das Wintermärchen» von Shakespeare zu spielen. Ursula von Kardorff schaffte es, sich die Aufführung anzusehen, obwohl es nur Stunden vorher einen schweren amerikanischen Luftangriff gegeben hatte. Auf ihrem Weg durch die Stadt hatte sie über Trümmer klettern müssen, «an blutenden Menschen mit grünlichen Gesichtern vorbei», vermerkte sie abends in ihrem Tagebuch. Aber es hatte sich gelohnt: «Ich hatte das Gefühl, aus meinem Dasein mit einem Kran in ein Traumland gehoben zu werden.» Solche Hochgefühle verbanden Schauspieler und Publikum und vermittelten eine Eindringlichkeit, die Theaterintendanten, Kritiker und nationalsozialistische Propagandisten lange ersehnt hatten. Shakespeare-Stücke waren in Berlin ebenso begehrt wie in London, da in den Pausen zwischen den Luftangriffen die Suche nach tieferem Sinn gleichermassen wichtig war wie kurze Momente des Durchatmens.⁶⁰

Theaterstücke boten auch die Möglichkeit, abweichende Meinungen zum Ausdruck zu bringen. Bei den Aufführungen von Goethes «Faust» am Preussischen Staatstheater in Berlin stand das Publikum auf und applaudierte demonstrativ, sobald Gustaf Gründgens in der Rolle des Mephisto erklärte: «Vom Rechte, das mit uns geboren ist, / Von dem ist leider! nie die Frage.»

Der Krieg erreicht die Heimat

Wenn in Schillers «Don Carlos» der Marquis von Posa König Philipp II. von Spanien die Tyrannei der Inquisition vorwarf und politische und religiöse Freiheit forderte, sprang das Publikum meistens begeistert auf, so dass Intendanten schliesslich davor zurückscheuten, das Stück auf den Spielplan zu setzen. Im Wiener Burgtheater, das – trotz aller Anstrengungen von Goebels in Berlin – nach wie vor die renommierteste Bühne im Reichsgebiet blieb, nahm der Widerspruch stärker separatistische Züge an. Franz Grillparzers «König Ottokars Glück und Ende», ein Stück über das tragische Ende des letzten Königs von Böhmen, bot konservativen Wienern Gelegenheit zu stehenden Ovationen bei Ottokar von Horneks patriotischem Lob auf Österreich. Noch lauter jubelte das Publikum, wenn der erste österreichische Kaiser, Rudolf von Habsburg, schwor: «Dass Recht soll herrschen und Gerechtigkeit im deutschen Land». Der SS-Sicherheitsdienst verzeichnete solche Äusserungen als «Demonstrationen» durch «verschiedene reaktionäre Elemente». ⁶¹

Mit alledem kam das Regime mühelos zurecht. So schmähte ein erboster HJ-Führer aus Bremen in einem Brief an Rainer Schlösser, Goebels' Reichsdramaturgen und Präsidenten der Reichstheaterkammer, das Schauspielhaus der Stadt als Brutstätte reaktionären Gedankenguts. Darauf erklärte ihm Schlösser persönlich, Theater mit ausgesprochen liberaler Atmosphäre seien wichtig, weil sie ein bestimmtes Publikum ansprächen und gewährleisteten, dass es letztlich unter Kontrolle bleibe. Goebels und Schlösser mochten das Repertoire kritisieren, das ihre bevorzugten Intendanten auswählten (besonders in Berlin), aber im Grossen und Ganzen liessen sie die Intendanten ihre Häuser so führen, wie sie es für richtig hielten. ⁶²

In dem Wunsch nach einem unzensurierten Theater und selbst in stehenden Ovationen für eine traditionelle Schiller-Aufführung äusserte sich nicht unbedingt politischer Protest, sondern eher die Wiederentdeckung eines bestimmten nationalen Selbstverständnisses: des «unpolitischen Deutschen», der zutiefst nationalistisch war, aber eher in einem grundsätzlichen, weniger in einem parteipolitischen Sinn. Dieses Selbstverständnis hatte dem Bildungsbürgertum im Ersten Weltkrieg gute Dienste geleistet. ⁶³ Zwei Schriftsteller, die sowohl in der Heimat als auch an der Front viel gelesen wurden und bei denen deutsche Bildungsbürger immer wieder Inspiration suchten, waren der zeitgenössische Autor Ernst Jünger, der auch während des Krieges

weiter veröffentlichte, und der romantische Dichter Friedrich Hölderlin, der in den 1780er Jahren zusammen mit Hegel und Schelling studiert hatte und sich Anfang der 1790er Jahre von Goethe und Schiller hatte beeinflussen lassen.

Im 19. Jahrhundert war Hölderlin, dessen Werke damals weitgehend unveröffentlicht geblieben waren, weitaus weniger bekannt gewesen als seine Zeitgenossen Joseph von Eichendorff oder Theodor Körner. Beide waren streitbarer und feierten die Heldenhaftigkeit der «Befreiungskriege» gegen Napoleon, während Hölderlin elegischer und lyrischer war. Aber eben das Mystische und schwer Fassbare seiner Werke sprach den Dichter Stefan George an, der den Hölderlinkult vor dem Ersten Weltkrieg initiierte. Einer von Georges Schülern, Norbert von Hellingrath, war als Herausgeber an einer Ausgabe unveröffentlichter Werke Hölderlins beteiligt, an der er auch nach dem Kriegsbeginn 1914 weiterarbeitete. Hellingrath war der Ansicht, dass Hölderlins Werke «immer nur ganz wenigen ihr Geheimnis anvertrauen, ja den meisten ganz schweigen, Nicht-Deutschen wohl nie zugänglich sind». Er fiel bei Verdun, aber über den George-Kreis, der ein hellenistisches, aristokratisches «geheimen Deutschland» verehrte, fand seine Hölderlin-Deutung Eingang ins öffentliche Bewusstsein. Als die drei gutaussehenden Brüder Stauffenberg – Berthold, Alexander und Claus – sich in den zwanziger Jahren dem George-Kreis anschlossen, wurden sie sofort als Nachfahren des Stauferkaisers Friedrich II. willkommen geheißen – über den ein anderes Mitglied des Zirkels, der Historiker Ernst Kantorowicz, gerade eine Biographie schrieb. Der Kult um ein «geheimen», «anderes Deutschland» fand Verbreitung. Der junge Offizier Ernst Jünger, der im Ersten Weltkrieg und danach in einem Freikorps gedient hatte, etablierte diesen Kult als literarischen Prüfstein der gegen die Weimarer Republik eingestellten nationalistischen Rechten und schuf damit ein Vermächtnis, das einen bleibenden – und zutiefst persönlichen – Reiz ausübte.⁶⁴

Zu Hölderlins 100. Todestag – im Juni 1943 – wurde sein Werk in ganz Deutschland gefeiert, besonders in Tübingen, wo er die letzten 36 Jahre seines Lebens verbracht hatte. Der scharfzüngige Student Hellmuth Günther Dahms schimpfte in einem Brief an einen Freund, die nationalsozialistischen Epigonen seien bestrebt, den Dichter in den haarsträubenden offiziellen Vorträgen bei den Tübinger Hölderlin-Feiern für sich zu reklamieren und «Hölderlin zum ersten SS-Mann» zu ernennen. «Wahrhaft erhebend» fand er dagegen das Konzert zum Abschluss der Feierlichkeiten, besonders dessen

Der Krieg erreicht die Heimat

Höhepunkt: die Brahmsvertonung von *Hyperions Schicksalslied*. Die beiden ersten Strophen besangen die Harmonie der Götterwelt: «Schicksallos, wie der schlafende/ Säugling, atmen die Himmlischen», abgeschieden von den Sterblichen unten auf Erden. Deren Schicksal schildert die letzte Strophe:

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn.
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahr lang ins Ungewisse hinab.

Die letzten Worte – «ins Ungewisse hinab» – wiederholte Brahms in seiner Vertonung viermal.⁶⁵ Nach dieser Feier schrieb Dahms: «Ich bin mir im Stillen darüber klar geworden, dass die Wirkung dieser Stunde wohl darauf beruht, dass so gar nichts Gegenwärtiges mitzureden hatte, sondern das einst gültig Gestaltete mehr sagen konnte, als alles dumme Geschwätz unserer Tage, das, moralisch betrachtet, Hölderlins Todestag mit Katyn auf einer Ebene betrachtet.» Das war ein seltsam misstönender Vergleich – der den lyrischen Dichter neben die Massengräber der vom NKWD erschossenen polnischen Offiziere stellte. Für Dahms' Freund war der kurze Hinweis auf Katyn – das in den vorangegangenen sieben Wochen Schlagzeilen gemacht hatte – wahrscheinlich auf Anhieb nachvollziehbar, so seltsam es von heute aus gesehen auch erscheinen mag. Während Hölderlin für die Kultur stand, für die diese jungen Männer kämpften, repräsentierte Katyn die überwältigende Gefahr der «jüdischbolschewistischen Vernichtung», der Deutschland sich gegenüber sah. Dahms musste kein Nationalsozialist sein, um an diese Gefahr zu glauben: Was er verübelte, war nicht die Vereinnahmung der Werte des Bildungsbürgertums, sondern nur der krude Versuch, Hölderlin zum Nationalsozialisten zu machen.⁶⁶

In Marburg verwendete die Schriftstellerin Lisa de Boor ein Zitat aus Hölderlins *Schicksalslied*, um ihre Reaktion auf die Nachricht von den Luftangriffen auf Wuppertal zusammenzufassen: «Wie schrecklich aber geht bei

uns in Deutschland der Weg in den Abgrund. „Ins Ungewisse hinab« Sie wünschte zwar die Niederlage des nationalsozialistischen Regimes, das sie verabscheute. Doch sie fürchtete zugleich die Folgen für Deutschland und griff auf Hölderlin zurück, weil er das Grunddilemma zum Ausdruck brachte, am Rande des Abgrunds zu leben, sich in die Tiefe gezogen zu fühlen und doch dem Sog des Schicksals moralisch zu widerstehen. Als Ursula von Kardorff erfuhr, dass ein guter Freund – und geheimer Regimekritiker – im Krieg gefallen war, fiel ihr ein, dass sie ihm einst einen Band mit Hölderlin-Gedichten geschenkt hatte, in den sie als Widmung geschrieben hatte: «Ihr alle kennt die wilde Schwermut, die uns bei der Erinnerung an Zeiten des Glücks ergreift. Wie unwiderruflich sind sie doch dahin, und unbarmherziger sind wir von ihnen getrennt als durch alle Entfernungen.» Die Zeilen stammten nicht von ihr, sondern aus Ernst Jüngers «Marmorklippen», einem Buch, das Lisa de Boor ebenfalls gelesen hatte, wenn auch mit einer Mischung aus Abscheu und Bewunderung.⁶⁷

Im Dezember 1943 wurde Lisa de Boors Tochter Monika zusammen mit anderen Ärzten in Hamburg verhaftet, die der Gruppe «Candidates of Humanity» angehörten. Wolf und Lisa de Boor setzten alle Hebel in Bewegung, um Monika zu besuchen, ihr zu schreiben und einen guten nationalsozialistischen Anwalt zu finden, der sie im Prozess verteidigen würde. Unterdessen sass Lisa für ein Porträt Modell und besuchte in Marburg Schubert-, Beethoven- und Chopin-Konzerte. Sie freute sich, als ein junger Offizier ihr schrieb, ihr verspielter Artikel in der *Neuen Schau* habe ihm an der Ostfront mehr bedeutet als alle Propagandaparolen, die man ihnen zugerufen habe. Das «Mysterium Millionen deutscher Toter, mit deren Leibern nun die russische Erde durchwest wird», bewegte sie und weckte in ihr den alten «Wunsch, Balladen zu dichten». Die Ruinen von Kassel und anderen deutschen Städten sah sie als Vorboten auf «eine neue Christgeburt», und sie war überzeugt: «Prüfungen müssen durchgemacht werden.» Als sie im Januar 1944 Ernst Jüngers Essay «Der Arbeiter» las, fragte sie sich: «Weiss dieser Autor etwas von den dämonischen, übersinnlichen Wesenheiten, die sich der Menschheit bemächtigen, wenn sie nicht den Christusimpuls in sich aufnimmt, sondern ihn verneint?»

Der junge Generalstabsoffizier Claus von Stauffenberg wandte sich 1942 allmählich von Hitler ab, den er bis dahin verehrt hatte. Die geistige Stärke zum Widerstand gegen Hitler bezog er aus denselben dichterischen Quellen,

Der Krieg erreicht die Heimat

die vorher seine Opposition gegen die Weimarer Republik genährt hatten: Pindar, Dante, Hölderlin und Stefan George. Zur gleichen Zeit liess sich die Studentin Sophie Scholl in München von Hölderlin inspirieren, als sie ihrem Freund Fritz Hartnagel in einem langen Brief darlegte, warum sie gegen die Nationalsozialisten Widerstand leisten müsse. Sie verglich den Dichter mit dem Boxer Max Schmeling und kam zu dem Schluss, dass dieser körperlich stärker sein mochte, aber Hölderlin ihm dennoch überlegen sei: «Ja, wir glauben auch an den Sieg des Stärkeren, aber der Stärkeren im Geiste. Und dass dieser Sieg vielleicht von einer anderen als unserer beschränkten (so schön sie ist, klein ist sie doch) Welt mächtig wird, nein, dies wird er hier schon, aber strahlend hell von allen gesehen wird, das macht ihn nicht weniger erstrebenswert.» Weiterhin verbreitete sie die Flugblätter der Weissen Rose, die Deutsche zum friedlichen Widerstand gegen die nationalsozialistische Herrschaft aufriefen, bis sie und die anderen Mitglieder der Gruppe am 18. Februar 1943 verhaftet wurden. Vier Tage später wurden sie hingerichtet.⁶⁸

Aber nicht jeder Leser wurde von Hölderlin oder Jünger zum Widerstand gegen die Nationalsozialisten inspiriert. Helmut Paulus hatte auf dem Vormarsch durch die Ukraine die Werke beider Autoren bei sich. Im Winter 1943/44 setzte sich ein anderer junger Infanterist mit diesen Schriftstellern auseinander, als er seine Tagebuchaufzeichnungen zu einem Manuskript mit Kriegserinnerungen ausarbeitete. Der damals dreiundzwanzigjährige Willy Reese, ein Bankangestellter aus Duisburg, hatte bereits vier Einsätze an der Ostfront hinter sich und einen fünften vor sich. Der nicht praktizierende Katholik, der nationalsozialistische Aufmärsche verabscheut und den Drill bei der Hitlerjugend gemieden hatte, war 1941 mit der Erwartung in den Krieg gezogen, dass seine eigene «Feuertaufe» dem gleichen würde, was Jünger in seinen Erfolgsbüchern über die Erfahrung des Ersten Weltkriegs geschrieben hatte. Mit seinem Essay «Der Kampf als inneres Erlebnis» hatte Jünger 1922 einen Lobgesang auf die erotische Spannung pulsierenden Blutes und die «rauschende Orgie» des Tötens verfasst: «Der Anblick des Gegners bringt neben letztem Grauen auch Erlösung von schwerem, unerträglichem Druck. Das ist die Wollust des Blutes, die über dem Kriege hängt wie ein rotes Sturmsegel über schwarzer Galeere, an grenzenlosem Schwung nur der Liebe verwandt.»⁶⁹ Reese wartete angstvoll und gespannt zugleich auf das erste rauschhafte Infanteriegefecht an der sowjetischen Front, aber die Wirk-

lichkeit war ihm nicht «erschütternd und mitreissend genug, und doch grinsten uns überall das Grauen an».

Mit jedem seiner Fronteinsätze, die jeweils mit Krankheit oder Verwundung und darauffolgender Genesung in Deutschland endeten, veränderte sich Reeses Sicht des Krieges. Nachdem er im Winter 1941 seine «russische Passion» überlebt hatte, beschloss er bei seiner Rückkehr an die Ostfront im Sommer 1942, sich eine härtere, zynischere Jünger-Version zum Vorbild zu nehmen. Als er auf der Zugfahrt nach Osten die riesigen Mengen an Waffen und Munition sah, die an die Front transportiert wurden, begriff er erstmals das Ausmass dieses Krieges. Diese Erkenntnis brachte ihn wieder zu Jüngers schonungslosem Essay «Der Arbeiter» von 1932 zurück. Darin hatte Jünger sich gegen die in der Weimarer Republik verbreitete Mode gewandt, die Industriegesellschaft unter dem marxistischen Begriff der Entfremdung zu sehen, und hatte die bereitwillige Unterwerfung von Arbeiter-Soldaten unter die totale Mobilmachung des Maschinenzeitalters gefeiert. Reese fiel es nicht schwer, diese Schilderung auf den Truppenaufmarsch zu übertragen, den er nun im Osten beobachtete. Er und seine Kameraden identifizierten sich mit Jünger und verhielten sich entsprechend: Sie bezeichneten sich als «heroische Nihilisten», schwangen Reden über Kreuzzüge und trugen rote Rosen in ihren Knopflöchern.⁷⁰

Im folgenden Winter war von diesem Draufgängertum nichts mehr übrig. «Nicht nur ungewaschen, unrasiert, verlaust und krank, auch seelisch verkommen, nichts als eine Summe von Blut, Eingeweiden und Knochen», so schilderte Reese die Soldaten. «Unsere Kameradschaft entstand aus zwingender Abhängigkeit voneinander, (...) unser Humor wurde aus Schadenfreude, Galgenhumor, Satyre, Zoten, Bissigkeit, Wutgelächter und einem Spiel mit Toten, verspritzten Gehirnen, Läusen, Eiter und Exkrementen geboren, dem seelischen Nichts.» Als «entmenschte Karikaturen» und «stumpfsinnige Wesen» vegetierten Reese und seine Kameraden dahin. Schliesslich hatte er den Zustand erreicht, den so viele Soldaten an der Ostfront als «rau» und «hart» beschrieben. Aber selbst in dieser bissigen Selbstbeschreibung schwang noch etwas Lyrisches mit – und eine Spur Selbstmitleid.⁷¹

In der Welt, die Jünger beschrieben hatte, fühlte Reese sich verklärt, lebendiger und mehr zu Hause, als er es sich je vorgestellt hatte. «In der Materialschlacht bewies das Leben sich kräftiger in einer wilden Daseinslust. Der

Der Krieg erreicht die Heimat

Krieg führte uns in einen traumhaften Bereich, und mancher, der friedlichen Herzens war» – vermutlich meinte er sich selbst – , «spürte eine geheime Sehnsucht nach dem Furchtbaren in Dulden und Tat. Der Urmensch in uns wurde wach. Instinkt ersetzte Geist und Gefühl, und eine transzendente Vitalität nahm uns auf.»⁷²

Die Kugel eines Heckenschützen, die ihn verletzte, brachte Reese ein zweites Mal zurück nach Deutschland. Dort quälten ihn Albträume: «Immer wieder erlebte ich die Schrecken des Winterkriegs, hörte wieder das Heulen der Granaten und das Schreien der Verwundeten, sah Soldaten stürmen und sterben und mich wie einen Fremden in meinem Schicksal am Rande des Niemandslands.» Dennoch meldete er sich im Sommer 1943 freiwillig wieder an die Ostfront. Das Einzige, woran er noch glaubte, war die seelische Wanderung, die der Krieg ihm ermöglichte: «Ich wollte das Feuer durch Feuer besiegen, den Krieg durch den Krieg.» Daher war die Rückkehr an die Front für ihn «ein wahnsinniges Mittel zu einer inneren Heimkehr».⁷³

Zu dieser Zeit war Reese schon längst über Jüngers autoritäre Werte und eng begrenzte Empathie hinausgewachsen. Er war entsetzt und voller Schuldgefühle ob des Krieges, den sie führten. Bereits 1942 hatte er eines der ungewöhnlichsten deutschen Gedichte geschrieben, die während des Krieges entstanden. Dazu wählte er einen leichten, melodischen Rhythmus, der in krassem Gegensatz zur brutalen Offenheit der Worte stand:

Die Juden ermordet, als brüllende Horde nach Russland marschiert, die Menschen geknebelt, im Blute gesäbelt, vom Clowne geführt, sind wir die Gesandten des allwärts Bekannten und waten in Blut.⁷⁴

Nachdem Reese so lange überlebt hatte, hatte er endlich – zögernd – gefunden, wofür er kämpfte. In einem völlig unzensurierten Glaubensbekenntnis legte er in einem Brief nach Hause einen Patriotismus dar, der sich gegen die Nationalsozialisten richtete:

«Darum will ich doch noch für Deutschland leben und kämpfen, für das geistige, heimliche Deutschland, das erst nach der Niederlage, nach dem Ende der Hitlerzeit, wieder existieren darf und Deutschland den Platz in der Welt verschaffen wird, der ihm gebührt. Wenn ich kämpfe, so um mein Leben, falle ich, so, weil mein Schicksal es wollte, und für das zukünftige, freie geistige Deutschland will ich mich auch opfern – aber niemals für das Dritte Reich.»

Er wusste jedoch nicht, wie er seinen Kampf für das «freie geistige Deutschland» mit der «Maske des lachenden Soldaten» in Wehrmachtuniform vereinbaren sollte, der gemeinsam mit seinen Kameraden Dörfer niederbrannte und russische Frauen vergewaltigte. Als Reese sein Manuskript im Februar 1944 beendete, um zu einem fünften Einsatz an die Ostfront zurückzukehren, schloss er mit einer weiteren Bekräftigung seiner Vitalität: «Der Krieg ging weiter. Ich wanderte wieder hinaus. Ich liebte das Leben.»⁷⁵

Der Reiz, den Ernst Jüngers existentialistisches Epos und Hölderlins klassisches «Schicksal» für Bildungsbürger besaßen, beruhte teils auf der Tatsache, dass sie die Frage nach Verantwortung und Ursachen vermieden: Sie machten den Krieg zu einer Elementargewalt, zu einer Naturkatastrophe, die sich menschlicher Moral und Macht entzog. Lisa de Boor, Ursula von Kardorff und Willy Reese verstanden sich als Nazigegner. Im Gegensatz zu den Geschwistern Scholl oder den Stauffenberg-Brüdern gelangten sie jedoch nicht zu der Einstellung, den Krieg als «nationalsozialistischen Krieg» zu sehen oder selbst eine politische Entscheidung treffen zu müssen. Sie konnten Deutschland keine Niederlage wünschen, selbst dann nicht, als ihr Gefühl völliger Wehrlosigkeit wuchs.

Unter dem Eindruck der Krise nach dem Feuersturm von Hamburg fühlten sich viele Deutsche genötigt, über ihre eigene Schuld an der Ermordung der Juden zu sprechen. Dabei handelte es sich jedoch um eine politische Einschätzung, die auf einem externen Schock und auf Endzeitstimmung beruhte. Zeitlose Antworten, die etwas mit ihren «inneren» moralischen Gewissheiten zu tun hatten, suchten gebildete Deutsche in ihrem literarischen und musikalischen Kanon. Sie rückten nicht von ihrer Deutung ab, den Konflikt als von aussen aufgezwungenen «jüdischen Krieg» zu verstehen, sondern nuancierten sie lediglich. Die Ermordung der Juden war mittlerweile

Der Krieg erreicht die Heimat

eine feststehende, irreversible Tatsache, die man akzeptieren und begreifen oder, wenn möglich, verdrängen musste.

Victor Klemperer, der zum Arbeitseinsatz am Fliessband in einer Dresdner Kartonagenfabrik verpflichtet worden war, lernte, seine konservativen Ängste und bürgerliche Verachtung gegenüber den Arbeitern zu überwinden, und er stellte fest, dass viele seiner neuen «arischen» Arbeiterkollegen kritischer, weniger nationalsozialistisch und ihm gegenüber grosszügiger waren als seine früheren Akademikerkollegen. Der Meister, ein alter Gewerkschafter, drückte Klemperer im März 1944 sein Mitgefühl aus, dass er seine Professorenstelle verloren hatte, nur weil er Jude war. Eine Woche später griff derselbe Mann auf das Klischee jüdischer «Milliardäre» zurück, als er hilflos nach einem Grund für die letzten sinnlosen Bombardements der Amerikaner auf Hamburg suchte. Für Menschen wie ihn bot die abstrakte Vorstellung einer ausländischen «jüdischen Plutokratie» eine Erklärung, die über seine persönlichen Sympathien für einzelne deutsche Juden hinausging. Die heftigen Luftangriffe auf die Zivilbevölkerung, die «Terrorangriffe», ergaben nur einen Sinn, wenn dahinter die Verschwörung eines Feindes stand, der von unversöhnlichem Hass auf die Deutschen und Deutschland erfüllt war.⁷⁶

Im Frühjahr 1944 schwang in den Verknüpfungen der Luftangriffe mit der Ermordung der Juden ein anderer Unterton mit als im vorangegangenen Herbst. Der Schock und die Panik nach dem Feuersturm von Hamburg waren verebbt, ebenso wie der Wunsch, die Spirale der Eskalation umzukehren – als ob sich die Ermordung der Juden irgendwie ungeschehen machen liesse, um die Bombardements zu beenden. Nach zwölf Monaten anhaltender Flächenbombardements deutscher Städte waren sie zu einer feststehenden Tatsache geworden, und die «jüdische» Verantwortung für die Bombardements wurde selbstverständlich vorausgesetzt. Statt sich selbst die Schuld zu geben, machten manche Vorschläge, wie sich die Schraube weiter anziehen liesse. Nachdem die Wehrmacht die ungarische Hauptstadt Budapest besetzt hatte, löste die Ghettoisierung der Juden im Mai 1944 zahlreiche Kommentare aus – sie befassten sich jedoch nicht mit den Auswirkungen dieser Massnahme für die Juden, sondern nur damit, was sie für Deutsche bedeutete. Arbeiter in Würzburg begrüßten die Meldung, dass in Budapest Juden in unmittelbarer Nachbarschaft von Fabrikanlagen untergebracht wurden, mit Äusserungen wie: «Die Ungarn machen uns noch etwas vor; die haben die Sache

richtig erfasst.» Es gab Forderungen, Juden auch in deutschen Städten als menschliche Schutzschilder einzusetzen. Von Mai bis Juni 1944 erreichten Goebbels zahlreiche Briefe mit Ratschlägen wie diesem: «(...) der amerikanischen und britischen Regierung [sic] ist mitzuteilen, dass für jeden Terrorangriff, bei dem Zivilpersonen getötet werden, die zehnfache Anzahl Juden und Jüdinnen und deren Kinder erschossen werden.» Einige Briefschreiber argumentierten ausdrücklich, solche Massnahmen müssten bei Briten und Amerikanern die Wirkung erzielen, die man mit «neuen Waffen» und «Vergeltung» bislang nicht erreicht habe. So verlangte Irma J. von Goebbels: «Im Sinne aller deutschen Frauen u. Mütter u. der hier im Reich lebenden Familien fordern wir (...) sollen u. müssen für jeden deutschen Menschen 20 Juden, ganz gleich von wo sie hergeholt werden, in diesem Ort erhängt werden, in dem unsere wehrlosen u. kostbaren deutschen Menschen von den Terrorfliegern feige u. bestialisch gemordet worden sind.» Dabei gestand sie auch ihr eigenes Gefühl der Hilflosigkeit ein: «(...) weil uns gar keine andere Waffe zur Verfügung steht.» Darin war die pessimistische Einschätzung der deutschen Luftverteidigung spürbar, aber auch eine wachsende Bereitschaft standzuhalten.⁷⁷

Hyperions Schicksalslied oder Jünger zu lesen bot den Deutschen einen Blick in den Abgrund und einen Rückzug in Träumereien, einen sicheren Hort, in dem sie – vorübergehend – ihren eigenen moralischen Vorbehalten nachgeben und sie verarbeiten konnten. Da dieser literarische Kanon den Krieg hinter einem Schleier lyrischer Abstraktionen verbarg, half er «unpolitischen Deutschen», sich neu zu erfinden. Sie wollten sich von nationalsozialistischen Propagandisten keine Predigten halten lassen, verschlossen sich zugleich aber der Erkenntnis, dass der Krieg sie vor unmittelbare moralische und politische Entscheidungen stellen könnte, und suchten nun in ihrem kulturellen Erbe Hilfe und Trost, um die Belastungen dieses Krieges weiter zu ertragen.

Gezählte Tage

Ende Mai 1944 beherrschte das Dritte Reich Europa immer noch vom arktischen Nordnorwegen bis südlich von Rom und von den Häfen am Ärmelkanal bis ans Schwarze Meer. Mit Weisung Nr. 51 hatte Hitler am 3. November 1943 angeordnet, die Ostfront sich selbst zu überlassen, während frische Truppen und neue Waffenlieferungen an die Westfront gehen sollten. Seit der Gegenoffensive vom Kursker Bogen im Sommer 1943 hatte die Rote Armee die Initiative behalten, diesmal hatte jedoch das gesamte Ostheer den Rückzug angetreten, noch bevor es zurückgedrängt wurde. So hatten die Deutschen weite Teile der Ukraine aufgegeben, um sich hinter den Dnjepr als natürliches Hindernis zurückzuziehen. Hitler und seine Generäle hofften, die Rote Armee an dieser neuen, befestigten «Panther-Stellung» aufhalten zu können, während wertvolle Panzer- und Kampfdivisionen nach Westen verlegt wurden, um die in Italien gelandeten Alliierten zurückzudrängen und die Küsten Griechenlands und Frankreichs zu verteidigen. Die Dnjepr-Linie sollte die letzte grosse Barriere gegen den Bolschewismus sein, hatte Hitler seinen Generälen im September 1943 erklärt. Der Rückzug hatte am 15. September begonnen.

Die abziehenden deutschen Truppen setzten auf ganzer Frontlinie alles in Brand und verwendeten kostbare Zeit und Munition darauf, so viel wie möglich zu zerstören. Zu ihnen gehörte auch Willy Reese. «Ich breche unter dieser Schuld zusammen», bekannte er, entsetzt über diese Politik der «verbrannten Erde», die weitaus verheerender war als das, was die Deutschen bei ihrem ersten Zurückweichen 1941/42 angerichtet hatten. Er sah zu, wie Dörfer und Städte zu einer «entvölkerten, rauchenden, brennenden, trümmerbedeckten Wüste» wurden. Gleichzeitig fand er jedoch: «Auch die Zerstörung schuf zauberhafte Bilder, und so nannte ich mit meiner alten Lust am Paradoxen den Krieg ein ästhetisches Problem.» Der Rückzug artete zur

Orgie aus, bei der er und seine Kameraden Lebensmittel aus Dörfern plünderten, deutsche Lagerhäuser nach Alkohol, Tabak und neuen Uniformen durchstöberten, «groteske Reden über Krieg und Frieden» schwangen, melancholisch wurden und einander ihr Heimweh und ihren Liebeskummer eingestanden. In den Lastwagen, die sie nach Gomel brachten, tranken und tanzten sie, und als sie auf eine Gefangene stiessen, liessen sie sie nackt für sie tanzen, schmierten ihr die Brüste mit Stiefelfett ein und «machten sie so betrunken wie wir selber waren», schilderte Reese.¹

Den ganzen Herbst und Winter 1943/44 hindurch konnte Gotthard Heinrich die neuen Verteidigungsstellungen am Dnjepr halten, da er seine spärlichen Truppen bei der Abwehr der massiven Frontalangriffe auf das Zentrum der deutschen Linien erstaunlich geschickt einsetzte. Diese Erfahrung verleitete die Heeresführung zu dem Glauben, dass die scheinbar unerschöpflichen Reserven der Sowjets endlich zur Neige gingen und deren Generäle überdies wenig gelernt hätten. Noch immer hielt die Wehrmacht ihre Stellungen jenseits von Witebsk, Mogilew und Pinsk und damit weite Teile Weissrusslands und der Ukraine, und man bereitete sich auf den unvermeidlichen Angriff vor, der erfolgen würde, sobald der sumpfige Boden im kommenden Sommer getrocknet wäre. «Im Osten lässt die Grösse des Raumes äussersten Falles einen Bodenverlust auch grösseren Ausmasses zu, ohne den deutschen Lebensnerv tödlich zu treffen», hatte Hitler in seiner Weisung Nr. 51 eingeräumt. Im Westen konnten sie sich einen solchen Bodenverlust keinesfalls leisten.²

Einige Spitzenverbände der deutschen Panzertruppen standen gefechtsbereit in Frankreich. Unter Einsatz von gewaltigen Mengen an Stahl, Beton und Arbeitskräften befestigten die Deutschen die französische und belgische Westküste, und Rommel und Rundstedt, die deutschen Oberbefehlshaber an der Westfront, inspizierten vor laufenden Kameras die Anlagen. Wie ein Mantra wiederholten Wochenschau, Rundfunk und Presse, der Atlantikwall sei «uneinnehmbar» – dasselbe behaupteten einige Wiener Spassvögel von ihrem Ersatzkaffee –, und nach und nach überzeugte das Bild von der «Festung Europa», deren Seebastionen sie vor den britischen und amerikanischen «Luft- und Seepiraten» schützten, sogar skeptische deutsche Beobachter. Allein der ausserordentlich gute Ruf Rommels und Rundstedts – die beide keine Nationalsozialisten waren – weckte Vertrauen.³

Der Krieg erreicht die Heimat

Im relativ ruhigen Frühjahr 1944 waren die Luftangriffe erstmals seit über einem Jahr nicht mehr das zentrale Gesprächsthema. Stattdessen rückten Klagen über den jahreszeitlich bedingten Mangel an Kartoffeln und frischem Gemüse in den Mittelpunkt, was von einer entspannteren Stimmung zeugte. Ein noch wichtigeres Thema jedoch war die erwartete Invasion im Westen, deren Zeitpunkt und Ort die Alliierten bestimmen würden. Es herrschten grosse Hoffnungen, dass deren Truppen, wenn man sie ins Meer zurückdrängen könnte, wahrscheinlich nicht imstande wären, im selben Jahr eine erneute Landung zu versuchen oder dass es ihnen gar überhaupt nicht mehr gelingen würde. Mit einer Invasion der Alliierten verknüpften die Deutschen also die Aussicht, die Initiative wieder an sich zu reissen und das Blatt gegen ihre Gegner zu wenden: Wenn sie die Briten und Amerikaner auf den europäischen Kontinent «locken» könnten, würden sie diese auf demselben Boden wie 1940 die Franzosen und Briten entscheidend schlagen. Das wäre eine angemessene Antwort auf die Zerstörung deutscher Städte. Die grösste Sorge im Frühjahr 1944 war, dass die Alliierten den Köder nicht schlucken und lieber den sichereren Weg wählen würden, ihren langwierigen Zermürbungskrieg fortzusetzen. Hinter dem gespannten Optimismus, mit dem Deutsche die bevorstehende Konfrontation an der Kanalküste erwarteten, verbarg sich ein beklemmender Pessimismus, was die Fähigkeit des Reiches anging, einem Luftkrieg auf Dauer standzuhalten.⁴

In der Heimat hatten neue Sorgen die Umsturzbefürchtungen des SS-Sicherheitsdienstes verdrängt: Sexuelle Umtriebe beunruhigten den SD so stark, dass er im April 1944 einen Sonderbericht mit der Überschrift «Unmoralisches Verhalten deutscher Frauen» erstellte. Nach Ansicht der Autoren im Reichssicherheitshauptamt erwuchs das Problem aus «der langen Dauer des Krieges» und der Tatsache, «dass ein grosser Teil der Frauen und Mädchen in immer stärkerem Masse dazu neige, sich geschlechtlich auszuleben». Führend seien offenbar Soldatenfrauen, die sich in stadtbekanntem Lokalen mit Männern trafen. Unverheiratete junge Frauen und Mädchen folgten ihrem Beispiel: Der Sicherheitsdienst wies auf steigende Zahlen von Schwangerschaften und Geschlechtskrankheiten bei Vierzehn- bis Achtzehnjährigen hin. Das waren klassische Gründe, Mädchen in Erziehungsanstalten zu schicken, und wie der SD bestätigte, griffen die Jugendämter in manchen Städten tatsächlich zu dieser Massnahme. Zudem war der Sicherheitsdienst

beunruhigt, weil deutsche Frauen sich mit ausländischen Männern einliessen – eine Schande für die Volksehre, selbst wenn dabei keine Rassengesetze verletzt wurden. Seine Sorge galt auch den vernachlässigten Kindern, die verwahrlosen könnten, wenn ihre Mütter sich in beengten Kellerwohnungen hinter spärlichem Sichtschutz, der oft nur aus einem Schirm bestand, mit wechselnden deutschen Männern vergnügten. Ein Thema waren auch die Auswirkungen auf die Kampfmoral der Soldaten, wenn sie von der Untreue ihrer Ehefrauen erführen.⁵

Andere Eindrücke bestätigten dieses Bild. So suchte einer der Männer in Kurt Orgels Einheit seinen Rat, nachdem er von seiner Frau einen niederschmetternden Brief erhalten hatte: «(...) es ist Urlaubssperre. Wer weiss wann Du kommen kannst? Vielleicht erst nach dem Kriege. Ich brauche nicht auf Dich zu warten. Ich hätte an jeder Hand vier, wenn ich wollte. Ich habe es satt, ich will es jetzt auch! Ich will jetzt endlich ein paar stramme Jungens haben. Weiter wüsste ich im Augenblick nichts zu schreiben!» Kurt riet dem Soldaten, er solle seiner Frau den Laufpass geben, und erklärte Liselotte Purper: «Was wir von ihm verlangen müssen, kann er von seiner Frau erwarten» – nämlich Treue und Standhaftigkeit. Orgel musste jedoch einräumen, dass allein schon das Wort «Kriegsehen» zynisches Grinsen und zweideutige Anspielungen hervorrief, weil so viele von ihnen zerbrachen. Was machte ihre Beziehung so anders, fragte er Liselotte. Waren andere Paare vielleicht zu jung, «um die wahre, tiefe Liebe von dem Strohfeder eines Sinnesrausches zu unterscheiden»? Oder hatten sie einfach zu wenig Zeit gehabt, sich richtig kennenzulernen? Er wagte jedoch nicht zu fragen, welche Auswirkungen der Krieg auf ihre eigene Beziehung hatte. Erst kurz zuvor hatte Liselotte sich beklagt, weil sie seit sechs Jahren «wie eine Nonne» lebte.⁶ Ihr war aufgefallen, dass so gut wie niemand sich nach ihrem Mann erkundigte. Selbst ein Ehering war 1944 in Deutschland kein eindeutiges Merkmal mehr. «Vielleicht haben die meisten schlechte Erfahrungen und fragen ,lieber nicht«, überlegte sie. Tod und Untreue hatten alles komplizierter gemacht.⁷

Deutschlands Moralhüter beim Sicherheitsdienst und in der katholischen Kirche waren sich in ihrer sittenstrengen Beurteilung der sexuellen Missstände bei den Frauen in der Heimat weitgehend einig. Der SD drängte darauf, Soldatenfrauen bei Fehlverhalten den Familienunterhalt zu streichen,

Der Krieg erreicht die Heimat

und appellierte an das Ehrgefühl der Soldaten, das ihnen verbiete, mit der Frau eines Kameraden zu schlafen. Zudem forderte er das Propagandaministerium auf, Presse, Funk und Film durch den Verzicht auf «erotische» Schlagertexte zu «enterotisieren». Im Grossen und Ganzen waren jedoch sowohl die nationalsozialistischen als auch die katholischen Sittenwächter ratlos und wussten nicht, wie sie wieder für Zucht und Ordnung sorgen sollten. Von dieser Frustration einmal abgesehen, beschrieben sie allerdings Anfang 1944 eigentlich eine Gesellschaft, die es nach wie vor schaffte, die Belastungen und Spannungen des totalen Krieges zu bewältigen. Ihre Grundstrukturen waren weitgehend intakt, und die Erwartungen und Wünsche für die Nachkriegszukunft blieben bescheiden: Sie drehten sich überwiegend um Heim, Familie und Beruf im lokalen Umfeld, in das die Männer von der Front eines Tages zurückkehren würden.⁸

Der Sicherheitsdienst schilderte schliesslich ein weiteres Problem, das teils aus der in Deutschland gepflegten Sitte der «Liebesgaben» erwuchs: Junge Mädchen wurden offiziell ermuntert, unbekannten, unverheirateten jungen Soldaten Briefe zu schreiben und Päckchen zu schicken. «Liebes unbekanntes Fräulein Giesela! Sie werden sicher ganz erstaunt sein, von einem unbekanntem Soldaten Post zu erhalten u. sich den Kopf darüber zerbrechen wie [ich] zu Ihrer Adresse komme», schrieb Heinz im Oktober 1943.⁹ Der junge U-Boot-Matrose war im nördlichen Eismeer in Norwegen stationiert. Giesela lebte bei ihren Eltern in Berlin. Im Laufe ihrer vierjährigen Korrespondenz trafen die beiden sich offenbar nur ein einziges Mal, als Heinz im Juni 1944 endlich Urlaub bekam. Die übrige Zeit warteten sie ungeduldig aufeinander, überlegten, wann sie sich wiedersehen könnten, und schickten sich gegenseitig Fotos. Ihr Bild hängte er in seiner Kojen auf, dem einzigen Ort, der ihm etwas Privatsphäre bot, «so dass ich dich immer sehen kann, jeden Tag wenn ich aufsteh u. abends wenn ich schlafen geh muss ich Dich ansehen u. da denk ich immer, wird Gisel jetzt auch an mich denken».¹⁰

Kurt Orgel und Liselotte Purper schrieben sich weiter Liebesbriefe, die immer erotischer wurden, je frustrierender sie die Trennung empfanden. Sie versicherten sich gegenseitig ihrer Liebe, versprachen, aufeinander zu warten und ihr «eigentliches» Leben aufzuschieben, und retteten sich in Träume und Phantasien. So träumte Kurt Anfang Mai 1944, er ginge nachts auf der Strasse in Krumke entlang, in der Liselotte wohnte, als sie und Hada im Bei-

wagen eines Motorrads vorbeikamen. Er umarmte beide, noch bevor sie aussteigen konnten. «Daran magst du erkennen, wie gross mein Liebedürfnis ist!», schrieb er ihr, versicherte ihr aber sofort, dass er sie wesentlich attraktiver fand als Hada, die er noch nicht kennengelernt hatte. Liselotte antwortete ihm auf diesen Brief, dass sie «halbnackt auf dem Balkon in der Sonne» sässe, und schrieb ihm belustigt: «Man muss gar nicht Sigmund Freud heissen, um sich so allerlei Beweggründe des Träumens zusammen zu reimen.» Dann erzählte sie ihm einen ihrer Träume: «Ich habe heute Nacht tollere Dinge geträumt, als nur im Beiwagen eines Motorrades sitzen und freundlich winken. (...) Ich bitte um Verzeihung aber heute Nacht, riss mich ein anderer Mann in seine Arme und erstickte mich mit Küssen, dabei brachte ich es aber immerhin fertig mich dagegen sanft zu wehren, indem ich sagte, dass ich verheiratet wäre! (Ich hab's nicht vergessen!)» Nachdem Hada und Liselotte eine Nacht hindurch gemeinsam an einem Fotoartikel gearbeitet hatten, schrieben beide an Kurt und malten sich aus, sein Foto an der Wand könne sie beobachten: Liselotte wärmte ihre langen nackten Beine am Kachelofen, und Hada zog sich zum Schlafengehen aus – «und Du guckst in keinerlei ehemännisch zu. Das nächste Mal, wärst Du herumzudrehen oder die neugierigen Augen mit einem Tuch zu verhängen», schrieb Liselotte.¹¹

Andere experimentierten mit unterschiedlichen Ausdrucksformen. Reinhard wurde 1926 in Bremen geboren und hatte als Heranwachsender seinen Vater verloren, der 1941 im Krieg gefallen war. Zwei Jahre später wurde Reinhard selbst zur Wehrmacht eingezogen, zum Funker ausgebildet und im relativ ruhigen Ungarn stationiert. Er unterhielt einen regelmässigen Briefwechsel mit sechs jungen Frauen, die alle voneinander wussten, ihm aber dennoch Liebesbriefe schrieben. Sie erzählten ihm von ihren «vielen Verehrern», ihren Enttäuschungen und Flirts und malten sich aus, wie «schneidig» er aussah. «Ich möchte Dich zu gern mal in Uniform sehen», umschmeichelte Eva ihn. Ina stellte sich Reinhard im Stahlhelm «niedlich» vor. Sie zitierten Liebeslieder aus Filmen. So musste Hannelore, eine Schwesternschülerin aus Königsberg, an ihn denken, wenn sie im Radio den Schlager hörte: «Mädel, ich komm' bald wieder (...), und ist der Feind geschlagen, dann bleib ich immer bei Dir!» Sie empfand den Krieg selbst noch 1944 weniger als Gefahr denn als Abenteuer – das ihnen allen mehr persönliche Freiheit gebracht

Der Krieg erreicht die Heimat

hatte. Selbst die Jüngste dieser sechs, die sechzehnjährige Ina, die noch bei den Eltern wohnte, war berufstätig und machte eine Bürolehre. Alle sechs rauchten – auch wenn sie die Zurechtweisung durch Reinhard kleinlaut hin nahmen – und trafen eigene Entscheidungen. Instinktiv wies Hannelore die Avancen eines französischen Kriegsgefangenen zurück: Obwohl er Offizier war, hielt sie es offenbar für ihre Pflicht, die Ehre deutscher Frauen zu verteidigen, auch wenn sie es nicht ausdrücklich sagte.

Reinhard und seine Verehrerinnen benutzten keine politischen Parolen und mahnten sich auch nicht «durchzuhalten», wie ältere Paare wie die Guickings oder Kurt Orgel und Liselotte Purper es taten. Sie erwähnten auch seltener ihre Friedenssehnsucht. Ihr Streben nach einem Privatleben mag in seiner Gleichgültigkeit gegenüber offiziellen Botschaften zwar «unpolitisch» gewesen sein, war aber eindeutig nicht gegen den Krieg gerichtet. Die Brief-freunde akzeptierten ihre praktischen und moralischen Pflichten und orientierten sich in ihrem Selbstverständnis an der eingängigen «weichen» Propaganda, die in Spielfilmen und Schlagern eine Mischung aus Erotik und Belohnungsaufschub bis zum Kriegsende verbreiteten. Sie waren alle im Krieg herangewachsen und empfanden ihn als normalen, beinahe natürlichen Zustand: Im Frühjahr 1944 eröffnete er ihnen die Freiheit, jung zu sein. Ihr Spiel mit Promiskuität hätte ihre Eltern schockiert – hatte aber kaum Ähnlichkeit mit dem Schreckgespenst des Sittenverfalls, das der Sicherheitsdienst heraufbeschwor.¹²

Am Samstag, dem 5. Februar 1944, traf die Post auf dem kleinen Fliegerhorst in Aschersleben ein, einer Kleinstadt am Nordostrand des Harzes, die in Hans H.s Augen sterbensöde war. Der Dreiundzwanzigjährige kletterte auf sein Etagenbett, um die Briefe, die er erhalten hatte, in aller Ruhe zu lesen. Als er fertig war, fing er noch einmal von vorn an. Dann zog er seinen Mantel an und ging in der fahlen Wintersonne eine Stunde durch den Wald bis zu einem kleinen Bahnhof, wo er in einen Zug stieg, der ihn in die nächstgelegene Stadt brachte. Hans vermied sorgfältig, sich in Gespräche verwickeln zu lassen, um ungestört seinen Träumereien nachzuhängen, und suchte sich ein ruhiges Café, in dem er über die Briefe seiner Freundin nachdenken konnte. Er sah genau vor sich, wie sie vor Morgengrauen aufstand und zum Bahnhof Michelbeuern fuhr, wo sie am Fahrkartenschalter arbeitete und ihre Briefe vor Hans' Vater verstecken musste, der dort Bahnhofsvorsteher war. «Wenn ich halt nur das innere Auge hätte, das mir Eindrücke

vermittelt, da würde ich den ganzen Tag nur Schönes sehen», versicherte er ihr. Der Sohn des Bahnbeamten aus einem Dorf nördlich von Wien besass die Gabe, sich nicht nur in seiner lebhaften Phantasie in Marias Nähe zu versetzen und sich vorzustellen, wie er ihr beim Fahrkartenverkauf half, sondern auch, ihr diese Träumereien in seinen Briefen auszumalen.¹³

Hans musste sein ganzes Können aufbieten, um seiner Freundin den Hof zu machen. Keiner war sich des anderen sicher. Wie die meisten frisch Verliebten zementierten sie ihre Beziehung, indem sie von Anfang an gemeinsame Erinnerungen sammelten: Am 16. Januar waren zwei Wochen seit ihrem ersten Kuss vergangen, am 23. Juli waren es bereits 29 Wochen. Im Januar hatte Hans ernstlich befürchtet, dass er Maria nicht so viel bedeutete wie sie ihm: Ihre späteren Küsse hatte sie ihm freizügig geschenkt, aber bei diesem ersten Mal hatte er sie einfach gepackt und nicht mehr losgelassen. Sie hatte ihn zwar nicht weggestossen, aber aus seinen halbherzigen Entschuldigungen war ersichtlich, dass sie auch nicht darauf eingegangen war. Es gab noch ein Problem: nämlich ihre Beziehung vor seinem Vater, ihrem Vorgesetzten, geheim zu halten. Vor seiner Mutter und seiner Schwester liess sie sich jedoch nicht verbergen, und so hatte Maria Anfang Juli den Eindruck, dass seine Eltern sie seltsam anschauten und «zweideutige Anspielungen» machten.¹⁴

Da sie nur wenige Tage zusammen verbracht hatten – heimlich in Michelbeuren, wo Hans' Familie im ersten Stock des Bahnhofsgebäudes wohnte –, lebte ihre Beziehung von den tausend Küssen, die sie sich per Post schickten. Die Lieder, die sonntagnachmittags im Radio gespielt wurden, munterten Hans auf, und er hoffte, dass Maria Zarah Leanders Schlager gehört hatte: *Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehn*. Er machte sich Gedanken über seinen Ruf als Hallodri des Dorfes und versicherte Maria, dass der Militärdienst ihn zum Besseren verändert habe. Maria, die zwei Jahre jünger war als er, hatte ebenfalls ihre Verehrer gehabt. Hans gestand, dass ihn allein schon die Möglichkeit, jemand, der sich vor dem Kriegsdienst drücke und zu Hause sei, könne sie ihm ausspannen, quälte. Es komme ihm vor «wie Diebstahl unter Ausnutzung der Verdunklung», und er schwor Maria, «den bring ich um, den leg ich um wie einen Russen». Obwohl Maria die Postmeisterin des Ortes im Verdacht hatte, dass sie Hans' Briefe heimlich über Wasserdampf öffnete und aus reiner Bosheit zurückhielt, gelang es ihr irgendwie, sich den neugierigen Blicken auf dem österreichischen Dorf zu entziehen.

Der Krieg erreicht die Heimat

Im Alter gestand sie, dass sie damals noch mit neun weiteren jungen Männern im Briefwechsel gestanden hatte. In einer Zeit, in der keiner von ihnen eine gesicherte Zukunft hatte, war das durchaus nicht so ungewöhnlich, wie Reinhardts sechs Brieffreundinnen belegen.¹⁵

Nach seinen Einsätzen in Russland und Italien, wo seine 2. Fallschirmjägerdivision sich im September 1943 an der Einnahme Roms beteiligt hatte, empfand Hans das Leben auf dem Fliegerhorst Aschersleben als langweilig. Den Musikgeschmack seiner Kameraden verabscheute er. Zudem waren die jungen Kriegsveteranen nicht gerade begeistert, dass sie niedere Räumarbeiten ausführen mussten, bei denen sie zivilen Ingenieuren unterstellt waren.¹⁶ Ende Mai 1944 wurden sie auf einen Fliegerhorst bei Köln verlegt, wo Hans Sonnenbäder nahm und von der stoischen Haltung der Bevölkerung tief beeindruckt war. Er erzählte Maria, dass die Luftangriffe auf Wien, die sie aus der Ferne beobachtet hatte, nicht schlimmer waren als die Bombardements, die Rheinländer in den vergangenen drei Jahren Nacht für Nacht über sich hatten ergehen lassen. Kaum eine Woche, nachdem er und seine Kameraden am Rhein eingetroffen waren, wurde ihre Division nach Frankreich verlegt.¹⁷

Im Mai 1944 machte Peter Stölten Station in Paris, schlenderte von den Champs-Élysées zum Montmartre, sah sich Notre Dame und die Moulin de la Galette an, ass Hummer, trank Burgunder und anschliessend richtigen Bohnenkaffee. Er gehörte der Panzer-Lehr-Division an, die nach ihrem Einsatz bei der Besetzung Ungarns gerade wieder in den Westen zurückgekehrt war. Der Transport der Männer und ihrer Ausrüstung hatte 70 Züge erfordert. Der junge Berliner, der Maler werden wollte, war begeistert vom Pariser Schick und der «eleganten Welt», die aus deutschen Städten schon lange verschwunden war. Ohne sich sonderlich um die Sirenen zu kümmern, die immer wieder Fliegeralarm verkündeten, durchstreiften Stölten und sein Freund Hermann 15 Stunden lang die französische Hauptstadt, bevor sie schliesslich ins Bett fielen. Noch im Einschlafen sagten sie den bezaubernden Namen dieser Stadt vor sich hin, «wie Soldaten auf dem Schlachtfeld in vaterländischen Filmen noch einmal den Namen der Geliebten murmeln».¹⁸

Peter Stölten war annähernd zwei Jahre jünger als Willy Reese, der sich zur gleichen Zeit ebenfalls wieder auf dem Weg an die Front befand. Seine Einheit verliess das Dorf Jurkowastjeno, wo er einige ruhige Monate ver-

bracht und das Bett mit einer jungen Russin geteilt hatte. «Der Abschied von Jurkowastjenu war allen Beteiligten schwer», schrieb er seinem Onkel am nächsten Tag. «Am Abend vorher lag ich bei Klara im Bett und tröstete sie, bis sie bekümmert einschlief, aber als ich ihr gestern Morgen den Abschiedskuss gab, weinte sie doch (...), der Vater wünschte mir Glück und die Mutter segnete mich – solche Menschen, und das sollen Feinde sein? Niemals.» Willy Reese war auf dem Weg nach Witebsk, also an den Frontabschnitt, den er seit Langem am liebsten gemieden hätte.¹⁹

Stölten und Reese hatten ihren Wehrdienst zur gleichen Zeit angetreten, nämlich 1941 an der Ostfront. Nachdem Stölten als Kradmelder einer Panzerdivision zweimal wegen einer Furunkulose im Lazarett gelegen hatte, gelang es ihm, zu einem Offiziersanwärter-Lehrgang zugelassen zu werden. Dort brachte er es innerhalb kurzer Zeit zunächst zum Unteroffizier und dann zum Leutnant. Im Laufe des Jahres 1943 wurde er in der Handhabung des «Goliath» ausgebildet: Anders als der Name vermuten lässt, handelte es sich dabei um einen kleinen, mit Sprengstoff beladenen Funklenkpanzer, der gegen befestigte Stellungen eingesetzt werden sollte. Eine weitere Ausbildung am meistgeschätzten schweren Panzer, dem Panzerkampfwagen Tiger, verschaffte Peter Stölten Zugang zu den Spitzenverbänden der deutschen Panzertruppen, obwohl er keine Kampferfahrung besass. Er kam zur Panzerkompanie 316 der Panzer-Lehr-Division, die auf den Einsatz des Goliaths und des Tigers spezialisiert war. Von Paris aus wurden Stölten und seine Kameraden in das Département Eure-et-Loire verlegt, wo die Division zur Panzerreserve der Heeresgruppe B unter Rommel gehörte. Inmitten alter Mühlen, Châteaux und blühender Bäume überkamen Stölten nostalgische Gefühle und der Drang, seine Skizzenbücher hervorzuholen und sich in der Landschaft niederzulassen.²⁰

Am 5. Juni 1944 herrschte über dem Ärmelkanal so stürmisches Wetter, dass die Deutschen ihre Luft- und Seeaufklärungsflugzeuge nicht starten liesen. Da sie keine Möglichkeiten mehr besaßen, das Wetter auf dem Atlantik zu beobachten, wussten sie nicht, dass der Sturm vorübergehend abflauen würde. So entstand ein Zeitfenster, das in dieser Nacht die riesigen bereitstehenden Konvois der Alliierten nutzten, um unter dem Schutz von sechs Schlachtschiffen, 23 Kreuzern und 80 Zerstörern zu landen. Da ihnen die 58 Wehrmacht-Divisionen zahlenmässig und an Feuerkraft überlegen waren,

Der Krieg erreicht die Heimat

kam es bei der Landung auf Überraschung, Schnelligkeit und Konzentration der Kräfte an, damit die Küste erobert werden konnte.²¹

Zwei Tage nach Beginn der Invasion steckte Peter Stölten mitten in der Schlacht um Caen gegen die britische 2. Armee. Die Panzer-Lehr-Division, die vor Bayeux Einheiten der britischen 7. Panzerdivision gegenüberstand, war dem Beschuss von den Schiffen auf See, der Feldartillerie und der massiven Bomberflotte ausgesetzt, die der Landung der Briten und Amerikaner Deckung gab. Am 10. Juni schrieb Stölten seinen Eltern, dass Flieger mit ihren Bordkanonen seine wenigen Habseligkeiten völlig zerfetzt hätten und er mit seinen Bartstopkeln einem Räuberhauptmann ähnelte: «Die Verantwortung ist ungeheuer. Aber überall eiserne Ruhe.» Obwohl er seit drei Jahren im Kriegsdienst war, erlebte er dort seine erste regelrechte Schlacht, und gute Nerven unter Feuer galten immer noch als Gewähr, dass die Front gehalten würde. Westlich von ihnen freilich war die 352. Infanteriedivision unter dem Angriff zusammengebrochen. Die Briten hatten die Bresche in den deutschen Linien genutzt, um über eine Flanke in ihren rückwärtigen Raum vorzudringen, und hatten vorübergehend das Dorf Villers-Bocage eingenommen, wurden aber von einer SS-Kompanie mit schweren Panzern wieder zurückgedrängt. Die deutschen Linien hielten, wenn auch nur knapp.²²

Am 20. Juni 1944 schrieb Stölten nach Hause: «Wir sind alle sehr ernst, immer schon. Aber eine solche Ruhe wie bei uns gibt es eben nur an der Westfront. Mit Nerven habe ich bei kaum jemand zu schaffen.» Im selben Brief schilderte er, dass er am Tag zuvor bei einem fehlgeschlagenen Gegenangriff mit seinem Panzer in einen Graben gekippt war, so dass dessen Kanone steil nach unten gezeigt hatte. Hilflos hatte er auch zusehen müssen, wie seine beiden engsten Freunde in ihren Panzern verbrannt waren. Fünf Tage vorher hatte er seinen Eltern bereits geschrieben, dass ein weiterer guter Freund «neben mir abgeschossen worden» war.²³

Am 26. Juni eroberte das amerikanische 7. Corps den stark zerstörten und vorerst unbrauchbaren Hafen von Cherbourg. Aber Caen, eines der vorrangigen Ziele der Landungsgruppen, versperrte den Alliierten weiterhin den Ausbruch von der Halbinsel Cotentin. Die Stadt bot den Deutschen eine Verteidigungsstellung, mit der sie den Caen-Kanal, die Orne und einen Verkehrsknotenpunkt kontrollierten und den Alliierten den Zugang zu flachen, weniger bewaldeten Gebieten blockierten, in denen sie Fliegerhorste

hätten errichten können. Am 2. Juli erfuhr Peter Stölten, dass seine Division von diesem Frontabschnitt abgezogen und zur Verstärkung der Kräfte, die Saint-Lô gegen die Amerikaner verteidigten, nach Westen verlegt werden sollte. In einem Brief an seine Eltern beklagte er die Kampfunterbrechung, schwelgte in seiner Freibeuterrolle und erklärte in einem Satz, der eines Ernst Jünger würdig gewesen wäre: «Ein Leben ohne spannende Eindrücke ist uns Unbürgerlichen unerträglich geworden.»²⁴

Erst am 18. Juli gelang es den Briten, die Deutschen aus Caen zu verdrängen, und einen Tag später eroberten die Amerikaner Saint-Lô von der Panzer-Lehr-Division. Die hohen Hecken und Feldgehölze dieser Bocage-Landschaft nahmen beiden Seiten die Sicht und schränkten sie in ihrer Manövrierfähigkeit ein. Zu dieser Zeit befand sich Peter Stölten schon nicht mehr an der Front: Anfang Juli hatte er erfahren, dass seine Kompanie abgezogen und der neu aufgestellten Panzer-Abteilung 302 zugeordnet werden sollte. Da er fest entschlossen war, bei seinen Kameraden zu bleiben und die Westfront heroisch bis zum Ende zu verteidigen, wehrte er sich vehement gegen diesen Beschluss und sprang auf ein Motorrad, um seinen Regimentskommandeur zur Rücknahme dieser Entscheidung zu bewegen, die nach seiner Einschätzung der «sinnlos dümmste und erschütterndste Befehl seines Lebens» war. Es gelang ihm nicht. Als Stölten wütend zurückfuhr, hatte er einen Unfall. «Der Sohn ist im Lazarett, leider nicht verwundet (...), sondern verunglückt», schrieb er traurig und lakonisch aus dem Lazarett in Le Mans nach Hause.²⁵

Nach dem Verkehrsunfall stand Stölten unter Schock und musste nicht nur den möglichen Verlust seines linken Auges, sondern auch ein Kriegsgerechtsverfahren fürchten, weil er entgegen den Vorschriften als Offizier allein Motorrad gefahren war. In der ersten Woche lag er in Le Mans im Bett und dachte «alle Möglichkeiten von Bau über Gefängnis bis zur Degradierung» durch. Ihm war jedoch klar, dass der Unfall ihn vor dem nahezu sicheren Tod an der Front bewahrt hatte. Als sein Oberst die Anschuldigungen gegen ihn in den Papierkorb wandern liess, konnte er sich nicht darüber freuen. Seiner Verlobten Dorothee Ehrensberger schilderte er, wie er und die anderen jungen Offiziere, die zusammen ihre Ausbildung absolviert hatten, zu Beginn der Invasion ihre militärische Lage eingeschätzt und nüchtern festgestellt hatten, «dass keiner von uns seinen Kopf hier aus der Schlinge ziehen würde und unser Leben nun zu Ende sei. (...) Und nachdem

Der Krieg erreicht die Heimat

von diesen Leutnanten keiner mehr lebt und die Tiger vermisst sind, weiss ich, dass mich nur mein Unfall (...) vor dem Erwarteten rettete.» Zudem machte ihm die erzwungene Kampfpause sehr zu schaffen: Dorothee vertraute er an, dass er die Kameradschaft, die Anspannung und das Vergessen in den Gefechten brauchte.²⁶

Während Stölten im Lazarett lag, wurden die Reste seiner stolzen Division nach und nach von der überwältigenden Übermacht der Alliierten aufgerieben, die sie mit 140'000 Mann angriffen. Am 25. Juli bombardierten 2'000 britische und amerikanische Flugzeuge die deutschen Stellungen und lieferten damit die bis dahin verheerendste Demonstration ihrer Luftmacht auf dem Schlachtfeld. Die Panzer-Lehr-Division lag direkt auf ihrem Weg. Als ihre Überreste am 5. August schliesslich die Weisung erhielten, sich zur Erholung und Instandsetzung nach Alençon zurückzuziehen, existierte sie praktisch schon nicht mehr: Nur 20 einsatzbereite Panzer kehrten aus der Normandie zurück. Nachdem die deutsche 7. Armee die amerikanischen und britischen Truppen sechs Wochen lang auf der Halbinsel Cotentin festgehalten hatte, war sie nun im Falaise-Kessel nahezu vollständig eingeschlossen.

Peter Stöltens Augenlicht wurde gerettet, und als er sich nach der Entlassung aus dem Lazarett in Le Mans in einem Hotel in Verdun erholte, stürzte er in eine Depression, fühlte sich schuldig gegenüber seinen Kameraden und wusste nicht mehr, wofür er eigentlich kämpfte. Am 24. Juli gestand er Dorothee, die Welt erscheine ihm «kaum noch interessant, nur noch traurig und von einer nicht zu beschreibenden Mischung von Stumpfsinn und Spannung» geprägt. Zwei Tage später schrieb er ihr, er hoffe, sie werde ihn vergessen: «Denn ich müsste mich schämen, wo ich wochenlang so wirklich nichts bin, innerlich vor allem alles andere als eine Kraft. (...) es ist so armselig, was ich Dir geben kann.»²⁷

Erleichterung fand er nicht in seinem angestrebten Metier, dem Zeichnen oder Malen, sondern im Schreiben. Fieberhaft schrieb er bis tief in die Nacht nicht etwa ein Tagebuch oder Memoiren, sondern ein fiktives «Gespräch» zwischen drei jungen Soldaten und zwei jungen Frauen. Zwei der Männer benannte er nach seinen gefallenen Freunden Theo und Karl, und eine der jungen Frauen stattete er mit der faszinierenden Lebensfreude seiner Freundin Dorothee aus. Diese Charaktere liess er sein eigenes Dilemma diskutieren. Die besten Äusserungen legte er Karl in den Mund, der behauptet, es

gebe weder Gott noch einen Sinn in einem Krieg, in dem Männer in ihren Tod kröchen wie die Fliegen unter eine gigantische Fliegenklatsche. Theo vertritt die entgegengesetzte, religiöse Haltung und unterstreicht, die Menschen stünden staunend vor dem Mysterium des Göttlichen: «Meine Wege sind nicht eure Wege, denn so hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch sind meine Gedanken über euren Gedanken/ Alles, was wir finden und sagen, trägt den Stempel der Beschränkung, ist vom Menschen her gesagt. Das heilige Staunen aber ist der erste Schritt über die schmerzlich empfundene Grenze des Menschen: das Unendliche erkennen zu wollen – aber nur das Endliche erkennen zu können.»²⁸ In der Figur der Angelika sinnierte Stölten über Dorothee: «Denke dich als eine Blume, die blüht, reift und aussät, welkt und zur Erde zurückfällt.» Wenig überraschend ist es denn auch Angelikas Liebe zum Leben, die diese drei jungen Männer wieder auf den richtigen Weg führt und den stillsten von ihnen, Michael, zu einem leidenschaftlichen Plädoyer für die verändernde Kraft der menschlichen Liebe veranlasst. Allein die Liebe könne über die physischen und tödlichen Beschränkungen des menschlichen Körpers hinausreichen: «Die Liebe! Sie ist die Sehnsucht nach einer Vereinigung mit dem Besseren und der Wille zum Verschmelzen mit dem Schönen. In diesem Gefühl und Willen wollen wir die Welt überwinden lernen wie Empedokles.»²⁹

Dorothee gegenüber gab Stölten zu, sich seine literarische Aufgabe, dem Krieg Sinn zu verleihen, «leicht gemacht zu haben, indem ich das letzte, Wichtigste, Hölderlin (nicht der Bibel) überliess und mich damit mit gewissen Prozenten versicherte». Während Stölten sich von Hölderlins Drama «Empedokles» inspirieren liess, nahm er dessen «Hyperion» als Massstab, nach dem er in der Normandie zu leben versucht hatte: «Du bist nun auf der Probe, und es muss sich zeigen, wer du bist.»³⁰ Nachdem seine Division aufgerieben war und seine engsten Freunde gefallen waren, wusste Stölten, dass die Alliierten eine technische Überlegenheit besaßen, gegen die sich die Deutschen keine Siegchancen erhoffen konnten. An Dorothee schrieb er: «(...) und auf Dauer siegt das Material.»³¹ Er erkannte, dass der Krieg sich tiefgreifend verändert hatte und keine Ähnlichkeit mehr mit dem Abenteuer besaß, von dem er – und sein gesamter Abiturientenjahrgang – 1939/40 befürchtet hatte, es zu verpassen. Aber in einer entscheidenden Hinsicht blieb er unverändert. Seine Erziehung war geprägt von den patriotischen Tugen-

Der Krieg erreicht die Heimat

den «Hingabe», «Tapferkeit», «Einsatzbereitschaft», «Opfermut» und «Treue» – und diese Tugenden hatten weiterhin Bestand.³²

Hölderlin, der im Geiste des deutschen Pietismus erzogen worden war und Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts in Tübingen Theologie studiert hatte, hatte seinen Glauben verloren. Das galt auch für Willy Reese und Peter Stölten, die sich von der katholischen und evangelischen Kirche ihrer Kindheit abgewandt hatten. Das machte sie jedoch nicht zu Materialisten oder Nihilisten, auch wenn Reese mit Jünger liebäugelte. «Denn man muss wissen, dass es eins nicht gibt: Das Nichts!», schrieb Stölten in seinem dramatischen Dialog. Diese spätromantischen «Wanderer» blieben auf ihre eigene spirituelle Reise fixiert.³³

Am 19. Juni, als Stölten in den Schlachten um die Normandie steckte, legten weissrussische Sowjetpartisanen über 10'000 Sprengladungen an Bahngleisen westlich von Minsk. Sie kamen auch in den folgenden vier Nächten und richteten schwere Schäden an den Bahnlinien an, die an die deutsche Front zwischen Witebsk und Orscha, Polotsk und Maladsetschna sowie nach Minsk, Brest und Pinsk führten. Obwohl die rückwärtigen deutschen Truppen zahlreiche Angriffe abwehrten, wurden mehr als tausend Bahnhöfe abgeschnitten, so dass die Deutschen weder Verstärkung noch Nachschub an die Front bringen konnten. Das behinderte Seitwärtsbewegungen der Truppen an der Front ebenso wie den Rückzug.

Die 150 sowjetischen Partisanenbrigaden in Weissrussland waren mit über 140'000 Mann die stärksten Widerstandstruppen in den deutsch besetzten Gebieten Europas und hatten grossangelegte Aktionen überstanden, bei denen man sie in den Wäldern aufzuspüren versuchte. In dem brutalen Kampf um die Kontrolle über den rückwärtigen Raum hatte die deutsche 9. Armee ganze Regionen geräumt, zu «Todeszonen» erklärt und die erwachsene Bevölkerung in mobile «Arbeitslager» gezwungen. Die Kinder hatte die Wehrmacht als Geiseln in eigene «Kinderlager» gebracht, um zu verhindern, dass die Eltern fortliefen oder sich den Partisanen anschlossen. Als die deutsche Besatzung immer mörderischere Formen annahm und in erzwungene Blutspenden von Kindern für Verwundete gipfelte, liefen selbst örtliche weissrussische Kollaborateure und Polizeieinheiten zu den Partisanen über.

Auch militärisch forderten die deutschen Methoden ihren Preis: Da die überlasteten deutschen Truppen immer mehr Kräfte für die «Befriedung» des rückwärtigen Raums einsetzten, fehlten ihnen Reserven, die sie kurzfristig gegen einen sowjetischen Angriff hätten heranziehen können.

In der Nacht vom 21. auf den 22. Juni 1944 begann die sowjetische Luftwaffe, das rückwärtige deutsche Frontgebiet relativ unangefochten zu bombardieren. Am dritten Jahrestag der deutschen Invasion drangen sowjetische Aufklärungsbataillone bei Morgengrauen durch die deutschen Linien vor. Die Wehrmachtführung erwartete einen erneuten Angriff der Roten Armee dort, wo bereits die Offensiven im Winter und Frühjahr 1944 erfolgreich gewesen waren: entweder im Norden, wo die Belagerung Leningrads aufgehoben worden war und die Rote Armee am 10. Juni eine Offensive gegen die Finnen begonnen hatte, oder im Süden, wo sie die deutschen Armeen von der Krim und weit über den Dnjepr hinaus zurückgedrängt hatte, so dass diese nun keine natürliche Barriere mehr zu ihrem Schutz hatten. Wie zur Bestätigung der deutschen Erwartungen waren im Süden weiterhin die stärksten sowjetischen Panzertruppen konzentriert. Der Hauptangriff erfolgte jedoch in einem Abschnitt, in dem die Deutschen am wenigsten damit rechneten: gegen die Heeresgruppe Mitte, die sich im Herbst 1943 so wirkungsvoll verteidigt hatte.

Diesmal setzten die sowjetischen Befehlshaber nicht massenhaft Soldaten gegen die deutschen Geschütze ein, wie sie es zuvor getan hatten. Denn dabei hatten sie zu viele Männer verloren, und die sowjetischen Generäle hatten nun doch einige wichtige taktische Lektionen von der Wehrmacht gelernt. Sie bahnten sich ihren Weg durch die deutschen Minenfelder mit Panzern, die eigens für diesen Zweck umgerüstet worden waren und die Minen mit Pflügen zur Detonation brachten. Die Infanterie operierte unter dem Schutz und mit Unterstützung von Panzern, Selbstfahrhaubitzen, Artillerie und Bombern, die einen geschlossenen Verband bildeten. Genau diese Taktik hatte die Wehrmacht 1941 erfolgreich eingesetzt, aber mittlerweile waren die Sowjets ihr an Panzern und Feuerkraft weit überlegen. Nachts setzten sie die Angriffe im Licht von Scheinwerfern und Leuchtgeschossen fort.³⁴

Auch strategisch hatten die Sowjets Grundlegendes dazugelehrt. Die Hauptangriffspunkte waren sorgfältig ausgewählt und für das deutsche Oberkommando völlig überraschend. Bei Bobruisk nutzte Rokossowski, der

Der Krieg erreicht die Heimat

Kommandeur der 1. Weissrussischen Front, Holzbrücken und Dammwege, um die Deutschen durch die angeblich unüberwindbaren Pripjet-Sümpfe von der Flanke anzugreifen und hinter ihre Linien vorzudringen. Gleichzeitig durchbrach die sowjetische 3. Armee weiter nördlich die deutsche Front. Zum ersten Mal setzte die Rote Armee hier einen klassischen deutschen «Zangenangriff» ein, der im Ergebnis zur Zerschlagung der deutschen 9. Armee führte. Sie wurde in einem Kessel um Bobruisk eingeschlossen und kämpfte bald nur noch um die in Trümmern liegende Stadt. Als diese am 29. Juni 1944 fiel, beschrieb der Journalist und Schriftsteller Wassili Grossman seine Eindrücke:

«Die Truppen schreiten über die Leichen von Deutschen. Hunderte, tausende Tote! Sie liegen mitten auf der Strasse, in Gräben, unter Kiefern, im zertrampelten grünen Roggen. Es gibt Stellen, wo die Fahrzeuge über Leichen fahren müssen, weil sie dicht an dicht liegen. (...) Hier hat der Kessel des Todes gebrodelt, hier ist Vergeltung geübt worden.»³⁵

Unter Artilleriefire und Bombardierungen starben in diesem engen Kessel 50'000 Deutsche, weitere 20'000 wurden gefangengenommen. Nur 12'000 deutsche Soldaten konnten nach Westen entkommen, wobei sie nahezu sämtliche Waffen zurückliessen.

Der Durchbruch nördlich bei Witebsk und Orscha verlief nicht minder erfolgreich. Am Abend des 24. Juni 1944 überquerten sowjetische Truppen die Düna. Bis zum 27. Juni waren beide Städte gefallen, und die sowjetischen Kommandeure konnten mit weiteren mechanisierten Armeen durch die riesige Bresche vorrücken, die sie in die deutschen Linien geschlagen hatten. Als sie zügig nach Westen auf Minsk vordrangen und die Flussquerungen über die Swislatsch sicherten, umgingen sie den Hauptteil der deutschen 4. Armee – der Stolz der Heeresgruppe Mitte –, die östlich der Stadt in eine Reihe von Gefechten verwickelt wurde. Bis zum 4. Juli war sie ebenso massiv eingekesselt, wie sie es drei Jahre zuvor mit den sowjetischen Truppen in Weissrussland gemacht hatte. Und ebenso wie Stalin 1941 die Notlage der Roten Armee mit seinen wiederholten «Haltebefehlen» verschlimmert hatte, gab auch Hitler am 27. Juni erneut eine Weisung, die Front zu halten, und untersagte, Bobruisk, Witebsk, Orscha, Mogilew und Minsk aufzugeben, bis es zu spät war und der grösste Teil der deutschen Truppen sich nicht mehr in Sicherheit bringen konnte. Selbst wenn Hitler sich flexibler gezeigt hätte

– und nicht die Fehleinschätzung begangen hätte, seine Armeen in einer ähnlichen Lage zu sehen wie beim Rückzug vor Moskau im Dezember 1941 – , ist fraglich, ob die Heeresgruppe Mitte hätte gerettet werden können. Zwischen dem 22. Juni und dem 4. Juli 1944 verlor sie 25 Divisionen mit über 300'000 Mann. In den folgenden Wochen sollte sie mindestens weitere 100'000 Soldaten verlieren – im Vergleich dazu nahmen sich die Verluste von Stalingrad geradezu geringfügig aus, denn die Zahl der deutschen Todesopfer stieg erstmals über 5'000 pro Kampftag. Willy Reese geriet im Frontabschnitt Witebsk in diesen Ansturm und gehörte zu den zahlreichen Soldaten, die offiziell zunächst als «vermisst» geführt wurden. Letzten Endes zählte man sie zu den 740'821 deutschen Soldaten, die in der zweiten Jahreshälfte 1944 an der Ostfront starben.³⁶

Da die Deutschen nicht über Reserven verfügten, konnten sie nicht verhindern, dass die Sowjets ihren Durchbruch rasch erweiterten. Von Minsk aus drängten Rokossowskis Streitkräfte auf den wenigen Hauptstrassen durch Weissrussland südwestlich Richtung Baranowitschi und nordwestlich in die baltischen Staaten vor. Am 13. Juli befreite die Rote Armee Wilna und drohte die Heeresgruppe Nord an der Ostseeküste zu isolieren. Am selben Tag startete Konew seine lange erwartete Offensive gegen die beiden deutschen Heeresgruppen im Süden, drängte sie nach Ungarn und Rumänien zurück und setzte seine gesamten Panzerarmeen in Marsch Richtung Westen nach Lemberg, Lublin und an die Weichsel.

Am 17. Juli 1944 mussten 57'000 deutsche Kriegsgefangene als beispiellose Demonstration der sowjetischen Triumphe und als Verhöhnung der rassistischen Überheblichkeit der Deutschen in einer Parade durch Moskau ziehen. Viele Einheiten der Roten Armee metzelten in diesem Sommer ihre deutschen Gefangenen nieder, noch bevor sie registriert werden konnten. Eine junge Rotarmistin erinnerte sich später, wie sie die Männer ihrer Einheit beobachtete, als sie ihre deutschen Gefangenen mit Bajonetten niederstachen. «Ich wartete», erinnerte sie sich. «Ich wartete auf den Moment, in dem ihnen vor Schmerz die Augen platzten ... Die Augäpfel ... Was wissen Sie schon davon? Sie haben meine Mutter und meine kleinen Schwestern auf einem Scheiterhaufen verbrannt, mitten im Dorf. .,»³⁷

Am 27. Juli 1944 wurde Lemberg schliesslich befreit. In den folgenden drei Tagen rückte die 47. Armee unter Radziewsky von Südosten in Richtung Warschau vor. In einem letzten Flankenangriff schickte der General sein 8.

Der Krieg erreicht die Heimat

Gardepanzerkorps und sein 3. Panzerkorps von Nordosten an die Stadt heran. Beide Korps erreichten Wotomin am 30. Juli, gerieten dort aber in deutsche Gegenangriffe. Warschau lag nur noch 15 Kilometer entfernt, nachdem die sowjetischen Truppen aber in fünf Wochen einen Vormarsch von 300 Kilometern zurückgelegt hatten – von Dnjepr und Düna bis an die Weichsel –, waren sie erschöpft und ihren Nachschublinien weit voraus.

Am 1. August begannen polnische Untergrundarmeen einen Aufstand in Warschau, der die deutsche Garnison unvorbereitet traf. Den leichtbewaffneten Aufständischen, die nachmittags um vier Uhr angriffen, gelang es jedoch nicht, Schlüsselpositionen zu erobern. Ihre Lage wurde noch durch den Umstand verschlimmert, dass der Zeitpunkt militärisch ungünstig gewählt war. Nur eine Stunde, nachdem General Bor-Komorowski, der Oberbefehlshaber der polnischen Heimatarmee, den Befehl zum Aufstand gegeben hatte, erfuhr er, dass die bei Wolomin gesichteten sowjetischen Panzer den Warschauer Praga-Bezirk am Ostufer der Weichsel vorerst nicht befreien würden. Diesen Stadtteil sollte die Rote Armee erst am 13./14. September einnehmen. Von ihren Brückenköpfen an der Weichsel bei Sandomierz und Magnuszew konnten die sowjetischen Truppen Warschau umgehen, statt sich auf einen verlustreichen Kampf einzulassen, um die Deutschen aus dieser Stadt zu vertreiben – die ihnen keine erkennbaren Vorteile gebracht hätte.³⁸

Auch politisch hatte Bör-Komorowski sich verrechnet, als er ohne Unterstützung der polnischen Exilregierung in London handelte. Der Aufstand sollte die polnische Heimatarmee als bewaffnete Befreier statt als passive Zuschauer einer sowjetischen Eroberung präsentieren. Die Sowjets hatten jedoch schon deutlich gemacht, dass sie keine unabhängigen, nichtkommunistischen Truppen dulden würden, als sie am 22. Juli in Lublin patrouillierende Einheiten der Heimatarmee umgehend festgenommen hatten. Da sie nach den Enthüllungen der Massenmorde von Katyn sämtliche Beziehungen zur polnischen Exilregierung in London abgebrochen hatten, waren sie nun nicht mehr bereit, diese als rechtmässige Vertretung anzuerkennen, und hatten ihre eigene Marionettenregierung eingesetzt: das Polnische Komitee der Nationalen Befreiung. Somit bestand keinerlei Aussicht, dass die Sowjets Vertreter der Londoner Exilregierung in Warschau dulden würden. Ob die Rote Armee militärisch imstande gewesen wäre, in den ersten Wochen des

Aufstandes mit grösserem Nachdruck einzugreifen, ist eine rein hypothetische Frage. Da sich der Aufstand bis in den September hinzog, hätte sie das sicher tun können. Stattdessen nahmen die Sowjets schliesslich den Praga-Bezirk ein, besetzten Stellungen am Ostufer der Weichsel und warteten ab, während Stalin nach Kräften die britischen und amerikanischen Bemühungen blockierte, die Polen aus der Luft mit Hilfsgütern zu unterstützen.

Wilm Hosenfeld, der den grössten Teil des Krieges in der polnischen Hauptstadt verbracht hatte, sah sich plötzlich in den Stab des Stadtkommandanten versetzt und erlebte erstmals seit September 1939 einen aktiven Fronteinsatz. Am 4. August 1944 schrieb er nach Hause: «Bisher habe ich die Schrecken des Krieges nicht zu sehen bekommen. Deswegen haben mich die Ereignisse dieser Tage erschüttert.» Zwei Tage später schilderte er seiner Familie, dass er mit hartnäckigen Kämpfen der Polen rechnete: «Selbst Einsatz von Panzern und schweres Luftbombardement auf Widerstandsteile der Aufständischen scheinen keinen grossen Eindruck zu machen. Strassenzüge werden planmässig abgebrannt, die Zivilbevölkerung flüchtet irgendwohin, Aufständische besetzen die Trümmer und schiessen weiter. Was sich auf der Strasse sehen lässt, wird erschossen.»³⁹

Zu Hosenfelds Aufgaben als Nachrichtoffizier der Wehrmacht gehörte die Vernehmung festgenommener Polen. Allerdings machten die Deutschen in der ersten Woche keine Gefangenen. Am 8. August vermerkte Hosenfeld in seinem Tagebuch, wie die Deutschen bei der Rückeroberung der Stadt die Zivilisten aus den Kellern trieben: «Gestern wurden nur die Männer, tags zuvor auch Frauen und Kinder getötet.» Im Warschauer Bezirk Wola erschoss die Dirlwanger-Brigade – eine SS-Sondereinheit aus Berufsverbrechern, Wilderern und SS-Männern auf Bewährung – sämtliche Zivilisten, die sie fand, von Krankenhauspatienten bis hin zu Kleinkindern. Sie war für 30'000 bis 40'000 Todesopfer verantwortlich. Als Hosenfeld von der Kommandantur aus die «langen Züge von Zivilisten» in die westlichen Vororte der Stadt ziehen sah, vermerkte er: «wo die Zivilisten sortiert werden sollen. Es soll Befehl von Himmler sein, alle Männer umzubringen. Aussage eines Polizeioberleutnants.»⁴⁰

Zum ersten Mal zensierte Hosenfeld sich selbst bei dem, was er seiner Frau und seinen Töchtern schrieb, und ersparte ihnen manches Detail, als er versuchte, ihnen einen wahrheitsgetreuen Gesamteindruck zu vermitteln: «Von

Der Krieg erreicht die Heimat

Stunde zu Stunde sinkt die Stadt durch Feuersbrünste und Bomben mehr in Trümmer. Systematisch müssen die Strassenzüge abgebrannt werden. Man muss seine Augen und sein Herz verschliessen. Mitleidlos wird die Bevölkerung vernichtet.» Um eine moralische Abwägung bemüht, fugte er hinzu: «Zahlreiche deutsche Städte liegen ja auch in Trümmern!» Das alles erinnerte ihn an die «Sündflut», die der «stolze, überhebliche, gottvergessene Mensch» heraufbeschworen hatte. Aber der Dienst und ein Glas Rotwein zu jeder Mahlzeit – wobei er vorher nie Alkohol getrunken hatte – halfen ihm vorerst, die Belastungen auszuhalten: «Mag kommen, was kommen mag. Ich bin guten Muts.» Mittlerweile waren die Kämpfe in eine Sackgasse geraten, und keine Seite erwies sich als stark genug, die andere zu vertreiben. Während die meisten Offiziere in Hosenfelds Umgebung glaubten, dass sie den Aufstand niederschlagen und die Rote Armee an der Weichsel aufhalten könnten, war er überzeugt, dass die Sowjets die geschwächten deutschen Linien schon bald überrennen würden. Daher nutzte er die Gelegenheit, einem Offizier, der in die Heimat fuhr, seine wertvolle Taschenuhr mitzugeben, damit er sie Annemarie Hosenfeld schicken konnte.⁴¹

Am 21. August erreichte Peter Stöltens Panzer-Abteilung 302 die Vororte Warschaus. Für einen jungen Mann, der gerade erst seinen «Willen zum Verschmelzen mit dem Schönen» bekundet hatte, war diese Versetzung aus der Normandie an die Ostfront nicht unbedingt günstig. Unmittelbar nach seinem Eintreffen schrieb er an Dorothee: «Die Kämpfe sollen äusserst schwer sein – kaum vorstellbar. Morgen werden wir sehen.»⁴² Nur wenige Tage nach seiner Ankunft wurde Stölten erneut verwundet, als die Sprengladung eines Goliath-Funklenkpanzers in der Nähe seines Kommandofahrzeugs detonierte und sechs seiner Männer tötete. Einige Tage später kam es zu einem ähnlichen Zwischenfall, der zwei weitere Männer das Leben kostete. «Diesmal wurden die 10 Zentner Sprengstoff vom Feind in Brand geschossen und gingen wieder 3 m entfernt von meinem Wagen hoch», schrieb Stölten nach Hause:

«In keinem Punkt kann ich für schuldig erklärt werden – was in der Überstürzung freilich anfangs allgemein geschieht. Doch dies ist auch gleich. Wer ein solches Pech hat, ist verflucht – es ist so gut wie schuldig sein, so verflucht zu sein vom Geschick. Man liest es aus jeder Miene. Diesmal habe ich nicht stundenlang mit verbundenen Augen nach der Riesendetonation, in der man mittendrin ist, zwischen den stöhnenden Verwundeten gelegen.»⁴³

Diesen plötzlichen Vertrauensverlust empfand Stölten besonders eindringlich, als er eifrig Beileidsbriefe an die Eltern der getöteten Männer schrieb.

Die Grausamkeit und Gewalt der Häuserkämpfe übertraf alles, was Peter bis dahin erlebt hatte, wie er Dorothee am 26. August schrieb, sogar die Bombardements auf deutsche Städte. Seinem Vater gestand er ein, dass er über die Einzelheiten «des Krieges in Warschau, einem Heldenkampf der Polen, nur satirisch berichten kann und einer Frau überhaupt nicht». Das meinte er durchaus ernst. Wieder einmal wandte er sich dem Schreiben zu, um seine moralische Krise dramatisch zu verarbeiten. Inmitten der Kämpfe, Verluste und Ängste dieser ersten Tage in Warschau fand er irgendwie Zeit, ein sechzehnteiliges Werk zu schreiben, das er «Satire – Kampf im Dschungel» nannte. Er schickte es seinem Vater, bat ihn aber, es nicht seiner Mutter zu zeigen, ganz nach der Regel, Frauen Einzelheiten zu ersparen, die er zutiefst verstörend fand.⁴⁴

Stöltens «Satire» hätte kaum weniger Ähnlichkeit mit dem elegischen «Gespräch» haben können, das er erst fünf Wochen zuvor geschrieben hatte. Die Protagonisten, ein bunt zusammengewürfelter Haufen, reichen von ehemaligen deutschen Infanteristen, von denen kaum einer völlig unversehrt ist, über deutsche Polizeieinheiten, die sich nebenbei damit beschäftigen, «die letzten nicht ganz ausgekohlten Fassaden noch einmal anzustecken», bis hin zu «Kosaken und Hiwis», die «an ihren Armen klappernde Armbänder und Uhren wie am Halse einer Giraffenfrau» tragen. Plünderungen sind an der Tagesordnung: «In Bettbezügen schleppen Soldaten aller Nationen Gegenstände des täglichen Lebens.» Der Kaminski-Brigade sollte man besser nicht in die Quere kommen, «wenn sie Weiber vergewaltigen, ihnen die Brüste abschneiden oder wenn sie sie noch komplett aus dem Fenster werfen».

Nach Stalingrad war Bronislaw Kaminskis Hilfspolizeitruppe zu einer «Brigade» von 10'000 bis 12'000 «Freiwilligen» angewachsen, die man überwiegend unter sowjetischen Kriegsgefangenen in den deutschen Lagern rekrutiert und mit erbeuteten sowjetischen Panzern und Artilleriegeschützen ausgestattet hatte. Im Juni 1944 hatte man diese Hilfstruppe in die Waffen-SS eingegliedert. Auf ähnliche Weise waren auch die «Ostlegionen» gewachsen, da die Deutschen den erbitterten, brutalen Kampf gegen Partisanen zunehmend ausländischen Kämpfern überlassen hatten. So waren im April

Der Krieg erreicht die Heimat

1943 die 1. Kosakendivision und im Januar 1944 die 20. Estnische SS-Freiwilligen-Division entstanden, die im Mai 1944 in 20. Waffen-Grenadier-Division umbenannt wurde. Bei Kriegsende kam annähernd die Hälfte aller Angehörigen der Waffen-SS, über 500'000 Mann, nicht aus dem Deutschen Reich. Viele – aber keineswegs alle – der in Warschau begangenen Gräueltaten wurden solchen undisziplinierten Einheiten zugeschrieben.⁴⁵

Wie Stölten ganz richtig beschrieb, eroberten die Deutschen Warschau zurück, weil sie «Stukas, einen Panzerzug, Flak, Pak, Mörser, Werfer» einsetzten, vor allem aber mit Hilfe der «Überläufer, die die Eingänge zu den überall vorhandenen unterirdischen Teilen verraten. Da wird dann ein Wasserrohr gesprengt und alles ersäuft.» Oder sie warfen Molotow-Cocktails hinein und liessen «die Leiber in Explosionen aufquellen». Stölten orientierte sich in seiner Schilderung an der makabren, expressionistischen Lyrik Gottfried Benns, aber seine «Satire» brach unter der Last seines eigenen Schocks zusammen. Von Entsetzen und Scham erfüllt, konnte er die Leichtigkeit und ironische Distanz nicht beibehalten, mit der er begonnen hatte, und liess jegliche Selbstzensur fallen, als er erstmals beschrieb, wie die Kämpfe tatsächlich abliefen: «Die [polnischen Kämpfer, die] sich ergeben, werden erschossen – Banditen! Genickschuss, – die nächsten drauflegen – Genickschuss!» Wie Hosenfeld wurde auch Stölten Zeuge, wie man Zivilisten nach Geschlecht trennte, bevor man sie abführte, und deutete weitere Gräueltaten an, die an ihnen begangen wurden: «Mancher hat da noch manches gesehen – doch dies geht uns nichts mehr an – GOTT SEI DANK!!!»⁴⁶

Obwohl er nicht wollte, dass Dorothee, seine Mutter oder seine Schwester seine Satire lasen, schrieb er seiner Verlobten nach fünfwöchigen Kämpfen in der verwüsteten Stadt am 28. September: «Männerleichen ist man gewohnt, gehören längst in die natürliche Ordnung. Aber wenn man aus den Resten zerrissener Frauen noch einstige blühende Reize erkennt, ein völlig anderes, liebevoll harmloses Leben, weit mehr noch, wenn man Kinder, deren Unschuld meine heftigste Liebe noch im Dunkelsten gilt ohne Ansehen der Sprache, ... Du wirst so schon sehn – und sagen, ich hatte davon nicht schreiben sollen und dürfen.» Da er über den Verstoss gegen seine selbstauferlegten Normen stolperte, kritisierte er die Männer, «die ihren und überhaupt Frauen die Lektüre von Kriegsbüchern verboten», und hielt dagegen, «dass Ihr auch ein offenes Auge und ein Wissen der Gefahr braucht» – und

unterstellte damit, dass andere in Berlin ähnliche Gräueltaten begehen könnten, wie die Deutschen sie in Warschau verübten. Als er die gängigen Vorstellungen über Männer- und Frauenrollen in diesem Krieg in Frage stellte, fiel ihm erstmals auf, dass solche vorgegebenen Normen ihre Geltung dem «männlich-heldischen Nimbus» verdankten, in dem er aufgewachsen war – und an den er in vielfältiger Hinsicht nach wie vor glaubte.⁴⁷

Für Wilm Hosenfeld waren die polnischen Aufständischen ebenso wie nach der offiziellen Darstellung «Banditen», die die Zivilbevölkerung zwingen, sie zu decken. Überzeugter noch als Stölten behauptete er, die Wehrmacht habe in Warschau ihre Ehre bewahrt – die schlimmsten Gräueltaten hätten die russischen «Freiwilligen» der Kaminski-Brigade sowie die SS- und Polizeieinheiten begangen. Aber nachdem Hosenfeld gesehen hatte, wie deutsche Artillerie eine grosse Kirche in Brand geschossen hatte, berichtete er schockiert, dass sich darin noch 1'500 Menschen befunden hätten. Auch die brutale Behandlung weiblicher Gefangener machte ihm zu schaffen. Am 27. August wurden ihm drei junge Studentinnen zum Verhör gebracht, weil sie Flugblätter und Kartenmaterial ausgetragen hatten. Seiner Frau und seinen Töchtern schrieb er, er hoffe verhindern zu können, dass sie erschossen würden. Da er aus den Gefangenen nichts herausbekommen konnte, schloss er: «Ich bin nicht der Mensch, solche Untersuchungen zu führen, wenigstens nicht mit der Herzlosigkeit, die hier am Platze wäre und meist angewendet wird.» Bei allen Festgenommenen fand er ein Muttergottesbild oder ein Medaillon, wie er seltsam berührt vermerkte.⁴⁸

Stölten erhielt eine kurze Ruhepause, als sein Vorgesetzter, der im zivilen Leben Innenarchitekt war, ihn losschickte, um unter den besten Wohnungen der Warschauer Innenstadt ein Quartier auszusuchen, das er mit «Plastiken, Couches, Gobelins etc.» wohnlich gestaltete. «Bald wird alles verbrannt sein», schrieb er Dorothee. In seiner vorübergehenden Bleibe versuchte er, eine Atmosphäre zu schaffen wie bei seinen Eltern im grünen Berlin-Zehlendorf, und «richtete ein Wohnzimmer etwas im Stil unseres Esszimmers ein». Er kramte in der Plattensammlung und tanzte allein in seinem Zimmer Foxtrott, Tango, Walzer und Polka, nur begleitet von den dunklen Schatten, die eine anderthalb Meter hohe Bienenwachskerze warf. Auch Beethoven war ihm eine Hilfe: Von der Egmont-Ouvertüre war Stölten so bewegt, dass er Dorothee schrieb: «Statt aller nationalsozialistischer Reden

Der Krieg erreicht die Heimat

sollte man uns Egmont hören lassen, es ist der Kraftquell.» In Kampfpausen gingen er und sein Vorgesetzter durch die halbzerstörten Wohnungen, in denen ihre Stiefel auf Glasscherben knirschten und die Luft von beissendem Mörtelstaub erfüllt war, und schauten sich die aussergewöhnlichen Kunstwerke an, die zum Teil überraschend unbeschadet geblieben waren. Mehr als einmal hoben sie Fotos eines «reizenden blondgelockten Kindes auf» und sagten wie aus einem Munde: «Hoffentlich ist dem nichts passiert.» Als Stölten achtlos Kunstdrucke aus einem kunstgeschichtlichen Buch herausriss in der Hoffnung, einen kleinen Teil des Warschauer Kulturerbes vor den Flammen retten zu können, gelangte er zu der Überzeugung, dass diese Stadt eine Kultur besass, mit der «Deutschland freilich nicht mit» konnte. Diese Erkenntnis kehrte alle Ansichten um, die man Deutschen über Polen vermittelt hatte.⁴⁹

Nachdem General Rokossowskis Truppen das Ostufer der Weichsel mit dem Praga-Bezirk eingenommen hatten, schickte er in der Nacht vom 14. auf den 15. September polnische Freiwilligeneinheiten über den Fluss, wo sie von den Deutschen niedergemäht wurden – an dieser Aktion war auch Peter Stölten beteiligt. Ohne weitere sowjetische Unterstützung und ohne schwere Waffen hatten die restlichen Aufständischen, die nur wenige Gewehre und kaum Munition und Verpflegung besaßen, keine Chance. Am 27. September fiel der Mokotów-Bezirk, drei Tage später auch der Bezirk Żoliborz. Nach hektischen Verhandlungen, in denen sich die polnischen Truppen im Stadtzentrum um Zugeständnisse der Deutschen bei der Behandlung ihrer Kämpfer und der Zivilisten bemühten, kapitulierten sie schliesslich am 2. Oktober. Noch am selben Abend wurden die Kämpfe eingestellt.⁵⁰

Sowohl Hosenfeld als auch Stölten erlebten die polnische Kapitulation. Als Hosenfeld «die endlosen Kolonnen der gefangenen Aufständischen» sah, wunderte er sich über ihre «stolze Haltung»: «Alles junge Leute, nur die Offiziere waren in meinem Alter etwa, aber auch nicht viele. (...) Zehnjährige Knaben trugen stolz ihre Käppi; sie hatten als Melder Dienst getan, und es war ihnen eine Ehre, mit den Männern in die Gefangenschaft zu marschieren. Hinter jedem Zug von etwa 60 Mann kamen die jungen Mädchen und Frauen. (...) Sie sangen patriotische Lieder und keiner war anzusehen, was sie Furchtbares mitgemacht hatten.» Während des sechzigtägigen Aufstands hatte Hosenfeld sich durchgängig an die offizielle Sprachregelung gehalten,

die Aufständischen «Banditen» genannt, die jungen weiblichen Gefangenen, die er retten wollte, als irregeleitet beschrieben und jegliche Unterstützung durch die Zivilbevölkerung als erzwungen dargestellt. Nachdem die deutsche Führung sie nun als reguläre Streitkraft anerkannt und ihnen den Kriegsgefangenenstatus zugesichert hatte, hatte er den Eindruck, seine Bewunderung freimütig äussern zu dürfen: «Was nationaler Geist ist, und in welcher echter, spontaner Form er sich äussern kann, wenn ein Volk einen fünfjährigen unverdienten Leidensweg gegangen ist, das könnte man hier erleben.»⁵¹

Stölten war nicht minder beeindruckt von den Polen, die auf dem Weg in die Gefangenschaft «unbeugsamen Nationalstolz» demonstrierten, und fand, dass sie ihre militärischen Ehren vollauf verdient hätten: «Immerhin kämpften sie, Gott seis geklagt, besser als wir.» Nachdem er selbst 42 Tage in Warschau gekämpft hatte, hatte Stölten das Gefühl, Zeuge eines Ereignisses zu werden, das «die Wirkung jeden Theaters, d.h. jeder grossen Tragödie in den Schatten stellt». Was ihn ebenso wie Hosenfeld veranlasste, sich mit den Polen zu identifizieren, war die Tatsache, dass sie die Werte, an die er glaubte, in reinerer, aufopferungsvollerer Form an den Tag legten: «Wir sind noch nicht das Volk, das Haltung und Nationalismus, Opfermut und Kraft verkörpert.» Die Erkenntnis, dass ein besiegtes Volk dennoch zu heldenhaftem Widerstand fähig war, liess ihn erstmals die deutsche Besatzung von der anderen Seite aus betrachten: «Unter der deutschen Verwaltung möchte ich auch nicht gelebt haben», schrieb er. Hatte er auf den Schlachtfeldern der Normandie erlebt, dass das «Material» der Alliierten den deutschen «Geist» besiegt hatte, so hatte hier das deutsche «Material» den polnischen «Geist» niedergeworfen. Da er in der festen Überzeugung gelebt hatte, dass nationale Entschlossenheit und unerschütterlicher Glaube über materielle Widrigkeiten triumphieren würden, konnte er diese offensichtliche Lektion nicht akzeptieren: «Kann man die Geschichte gerecht nennen?», fragte er Dorothee in einem vorübergehenden Rückgriff auf ein Mysterium, das er einige Monate zuvor in Le Mans noch rundweg abgelehnt hatte: «Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken.»⁵²

Während Stöltens Einheit zur Verteidigung der Dörfer Ostpreussens abkommandiert wurde, kehrte Wilm Hosenfeld ins Zentrum von Warschau zurück, das sein früheres Garnisonsregiment nun in eine «Festung» verwandeln sollte. Zur gleichen Zeit setzten Wehrmacht und SS den Führerbefehl um und machten Warschau dem Erdboden gleich. Die gesamte Zivilbevöl-

Der Krieg erreicht die Heimat

kerung wurde zwangsevakuiert. Hosenfelds erste Aufgabe war, eine Delegation von Journalisten aus Deutschland und dem neutralen Ausland durch die Ruinen zu führen. Es waren Kleinigkeiten, die ihm das Ausmass der Zerstörungen verdeutlichten, beispielsweise im Theater: «Die herrlichen Kostüme, die Orchesternoten zu Bergen getürmt, zertreten, verschmutzt.» Als er in den Briefen an seine Frau Annemarie über die Verwüstungen grübelte, fragte er: «In der Heimat ist es nicht anders. Wie mag jetzt Aachen aussehen?»⁵³

Hosenfeld hatte Mühe, intakte Gebäude für Quartiere und für Büros des neuen Hauptquartiers seines Regiments zu finden. Als er sich am 17. November 1944 in einem Haus an der Niepodleglosci-Allee umsah, stiess er auf einen ausgemergelten Juden, der in der Küche nach etwas Essbarem suchte – und nachdem er ihn Chopin hatte spielen hören, half er ihm, sich auf dem Dachboden zu verstecken. In dieser Nacht lag Hosenfeld wach und stellte sich vor, mit seinen toten Kameraden zu sprechen. «Es ist etwas ungemein tröstliches, sich mit ihnen zu unterhalten», schrieb er seiner Frau. «Ich fühle mich so ganz lebendig eingeschlossen in diese Gemeinschaft. Und dahinein, in diesen Kreis eingeschlossen, sehe ich meine Lieben daheim, Dich und die Kinder. Ich sehe die schlafenden kleinen, die müden Jungen, das grosse Mädchen und Dich mit grossen wachen Augen in die Nacht sinnend und zu mir herkommend.» Er war sorgsam bedacht, nichts von dem versteckten Juden zu erwähnen, falls seine Briefe von Zensoren geöffnet werden sollten. Schon vorher hatte Hosenfeld Juden in der Wehrmacht-Sportschule Unterschlupf gewährt, die er vor dem Aufstand geleitet hatte. Bei dem Mann, den er nun versteckte, handelte es sich um den bekannten Pianisten Wladyslaw Szpilman, den er in den folgenden Wochen regelmässig mit Nahrungsmitteln versorgte, während der Kommandanturstab die unteren Etagen des Gebäudes nutzte. Mittlerweile erlangte Wilm Hosenfeld seine Zuversicht zurück und hatte zum ersten Mal seit dem Aufstand den Eindruck, dass die Deutschen die Sowjets an der Weichsel aufhalten könnten.⁵⁴

Mit dem Flächenbombardement auf Peter Stöltens Panzer-Lehr-Division bei Saint-Lô am 25. Juli 1944 begann der amerikanische Durchbruch von der Halbinsel Cotentin in der Normandie. Nach dreitägigen Kämpfen konnten die weit auseinandergesogenen deutschen Divisionen die Lücken in ihren Linien nicht mehr schliessen. In der Normandie fehlte es der Wehrmacht

ebenso wie bei dem sowjetischen Durchbruch in Weissrussland an ausreichenden mobilen Reserven, um zu verhindern, dass die Amerikaner enormen Druck entwickeln konnten. Am 30. Juli 1944 fiel Avranches, einen Tag später nahmen die Panzerdivisionen von Pattons 3. Armee die Brücke bei Pontaubault ein und stiessen in die Bretagne vor.⁵⁵

Am 7. August begann das 7. Corps der US-Streitkräfte mit der Belagerung von Brest, das mit seinem Hafen und den U-Boot-Bunkern ein wichtiger Stützpunkt der Deutschen war. Hans H. gehörte zu den 40'000 deutschen Soldaten, die die Stadt verteidigten. Mit nach wie vor entschlossener Kampfmoral schrieb der junge österreichische Fallschirmjäger seiner Maria, die an ihrem Fahrkartenschalter im Bahnhof Michelbeuern sass: «Nun versucht uns der Tommy durch Bomben und Artillerie nieder zu machen. Aber das kümmert uns wenig, da sitzen wir tief unter der Erde.» Zu essen und zu trinken hatten sie genug – obwohl Hans bei dem Gewaltmarsch durch die Bretagne seinen Rucksack eingebüsst hatte. Dabei hatte er Maria Kunderas sämtliche Briefe, sein Rasierzeug und sechs Paar Socken verloren. Daher war er froh, als er in Brest acht Briefe von ihr bekam. In seinem Antwortbrief versprach er ihr: «(...) ich lass den Mut nicht sinken. Glück hab ich gehabt, Du bist ja mein Glücksbringer. Und Du wirst mir, das weiss ich, auch weiterhin Glück bringen.» Ein U-Boot nahm seinen Brief aus Brest mit. Es sollte sein letzter sein. Brest hielt weitere sechs Wochen stand, und als die Stadt am 19. September 1944 fiel, stand nahezu kein Stein mehr auf dem anderen.⁵⁶

Am 15. August landete die 7. US-Armee unter Major-General Alexander Patch an der Mittelmeerküste zwischen Marseille und Toulon. Die besten deutschen Truppen waren in der Heeresgruppe B im Norden konzentriert, während in Südwestfrankreich die schlecht ausgerüsteten Divisionen der Heeresgruppe G unter Johannes Blaskowitz stationiert waren. Hitler willigte sofort ein, dass sie sich, wenn möglich, nach Osten in Richtung Elsass-Lothringen zurückziehen sollten, weil sie sonst in den Zangengriff von Pattons und Patchs Armeen zu geraten drohten.

Nachdem es einen Tag lang immer wieder Alarm und unerklärliche Verzögerungen gegeben hatte, fuhr Ernst Guicking am 17. August 1944 mit einem der letzten Lastwagen los, die das Feldlazarett 1089 der 19. Armee transportierten. Die Brücke in Avignon war so stark beschädigt, dass er gezwungen war, die Hälfte seiner Fracht zurückzulassen, um das Gewicht zu redu-

Der Krieg erreicht die Heimat

zieren, und ein zweites Mal nach Orange zu fahren. Überall kursierten Gerüchte über Landungen von Fallschirmjägern, und ständig bestand die Gefahr von Luftangriffen. Am 18. August steckte er mitten auf einer Brücke fest, als sie bombardiert wurde. Er sass im Fahrerhaus und sah die Bomben ins Wasser fallen. Auf der Strasse nach Valence musste die Kolonne mit verwundeten Deutschen anhalten und Angriffe von «Terroristen» abwehren, wie Ernst die Widerstandskämpfer des Maquis in seinem Tagebuch nannte. Selbst während dieser überstürzten Flucht vor einer überwältigenden amerikanischen Übermacht durch Gebiet, das in den Händen des französischen Widerstands war, verliess Ernst Guicking seine charakteristische Zuversicht nicht. Nachdem er seine ersten amerikanischen Gefangenen gesehen und erfahren hatte, dass sie aus Grenoble gekommen waren, um den Deutschen den Rückzug an die Rhone abzuschneiden, schrieb er optimistisch: «Die können nur mit Artillerie in das Tal schiessen. Die Infanterie ist zu feige zum offenen Kampf.»⁵⁷

Im Norden sass die deutsche 7. Armee nun in einem Gebiet um den Ort Falaise fest: Von drei Seiten umfasst, blieb den besten deutschen Truppenverbänden im Westen nur ein schmaler Korridor zwischen Falaise und Argentan, um nach Osten zu entkommen, bevor sie vollständig eingeschlossen wären. Hitler ersetzte Kluge als Oberbefehlshaber West durch Walter Model – den «Feuerwehrmann», der an der Ostfront gerade erst die neuen Verteidigungslinien an der Weichsel stabilisiert hatte – und erteilte schliesslich die Genehmigung zum Rückzug. Nahezu die Hälfte der deutschen Truppen – gut 40'000 bis 50'000 Mann – entkam durch den Korridor, bevor Briten und Kanadier die letzte Lücke zum «Kessel von Falaise» schliessen konnten. Sie mussten nahezu alle Panzerfahrzeuge und schweren Waffen zurücklassen. Dabei wurden 10'000 bis 15'000 deutsche Soldaten getötet. Es war die erste Kesselschlacht der westlichen Alliierten, seit sie auf den europäischen Kontinent zurückgekehrt waren, und sie waren von dem Blutbad zutiefst beeindruckt. Als General Dwight D. Eisenhower, der Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte, zu Fuss das Schlachtfeld inspizierte, hatte er ganz ähnliche Erlebnisse wie Wassili Grossman in Bobruisk und schilderte: «Man ging stellenweise buchstäblich Hunderte von Metern weit nur auf abgestorbenem und verwesendem Fleisch.» Vier Tage später, am 25. August, war Paris befreit.⁵⁸

Im Süden versuchten die Amerikaner, den Deutschen den Rückzug nach Osten abzuschneiden. Blaskowitz hatte nur die 11. Panzerdivision zur Verfügung, die dem gesamten Rückzug der 1. und 19. Armee von Montélimar Deckung geben musste. Die Panzer hielten die Strasse lange genug offen, dass die meisten deutschen Truppen durchkamen. Am 27. August war Ernst Guicking in Lyon, brachte Verwundete ins Feldlazarett, ging Strassenkämpfen mit «Terroristen» aus dem Weg und barg Gerät aus dem Wrack eines beschossenen Sanitätsfahrzeugs. «Diese Schweine, also doch keine Rücksicht auf das Rote Kreuz genommen», notierte er, obwohl seine Tagebucheinträge belegten, dass solche Angriffe selten vorkamen. Täglich begleiteten «Jabos» – Jagdbomber – ihren Rückzug, meist flogen sie jedoch nur über sie hinweg. Irgendwie fand Guicking die Zeit, ein Päckchen mit Tabak und zwei Briefe nach Hause zu schicken, das Päckchen vertraute er einem Soldaten an, der in Heimaturlaub fuhr, die Briefe gab er mit der Feldpost auf, die zumindest in den grösseren Städten entlang der Rückzugsrouten noch funktionierte.⁵⁹

Am 3. September überquerte Ernst Guicking die Rhone und fuhr im Mondschein durch Dole – «schwer terroristenverseucht». Weiter ging es durch Besançon, Vesoul, Champagne und Épinal. Bei Remiremont erwies sich ein Kugellager an seinem Fahrzeug als defekt und musste durch einen erplünderten Achsschenkel ersetzt werden. Am 10. September trafen Patchs und Pattons Armeen zusammen, aber die deutsche 11. Panzerdivision deckte weiterhin den Rückzug. Am 13. September erreichte Guickings kleiner Konvoi auf einem Pass in den Westvogesen die französisch-deutsche Grenze, wo winkende Hitlerjungen sie begrüßten. Guicking und seine Kameraden winkten zurück. «Jetzt sind wir auf deutschem Boden», notierte er in seinem Tagebuch. «Ein scheussliches Gefühl.» Erschöpft und niedergeschlagen von ihrem Rückzug, aber erleichtert, entkommen zu sein, schliefen die Männer in ihren Fahrzeugen ein. Trotz aller Versuche der Alliierten, ihnen den Weg abzuschneiden, war Blaskowitz' Heeresgruppe der Rückzug in letzter Minute gelungen.⁶⁰

Im Norden schaffte es die Heeresgruppe B ebenfalls, sich zurückzuziehen. Ihre letzten Einheiten überquerten Ende August die Seine. Sie konnten jedoch den Fluss als natürliche Barriere ebenso wenig verteidigen wie die Franzosen und Briten, als sie im Juni 1940 versucht hatten, ihre Kräfte am anderen Ufer neu zu gruppieren. Am 3. September 1944 gaben die Deutschen Brüssel auf und einen Tag später den wichtigen Hafen von Antwer-

Der Krieg erreicht die Heimat

pen. Als ihre Streitkräfte in Richtung der deutschen Grenze zurückfielen, befahl das Oberkommando der Wehrmacht die umgehende Reaktivierung der belgischen Befestigungen am Albert-Kanal zwischen Antwerpen und Aachen und des Westwalls von Aachen über Trier bis Saarbrücken. Statt die «Festung Europa» vom Ärmelkanal bis ans Schwarze Meer zu verteidigen, hatten sich die deutschen Streitkräfte hinter die ehemalige Waffenstillstandslinie Gent-Mons-Sedan zurückgezogen, die sie am 11. November 1918 noch gehalten hatten.⁶¹

Als die alliierten Truppen von Antwerpen aus weiterstürmten, brach in den westlichen deutschen Grenzgebieten Panik aus. Plötzlich wurde die gesamte Westgrenze von Aachen bis Trier zur Front. Anfang September 1944 liessen die wöchentlichen Berichte an das Propagandaministerium erkennen, dass die Stimmung in der deutschen Bevölkerung einen neuen Tiefpunkt erreicht hatte. Pessimismus, «versteckte Kritik» an der Führung und defätistische Äusserungen nahmen zu. Tatsächlich war die Stimmungslage so schlecht, dass Goebbels die Meldungen über den ersten V-2-Angriff auf London lieber strich, um ihren propagandistischen Wert nicht verpuffen zu lassen. Gleichzeitig behaupteten die Berichterstatter gegenüber dem Propagandaministerium nach wie vor, die Bevölkerung «werde von sich aus die Flinte nicht ins Korn werfen» und die Versklavung riskieren. Sie wolle vielmehr wissen, ob man sie verteidigen könne. In Anbetracht der Tatsache, dass der erheblich stärkere Atlantikwall die Invasion der Alliierten im Juni nicht hatte verhindern können, fragten sich die Deutschen, was der Westwall jetzt noch nützen sollte. Für viele ging es nun darum, ob zuerst die Briten und Amerikaner oder die Sowjets ins Reich vordringen würden.⁶²

Am 11. September überquerten die ersten amerikanischen Truppen die deutsche Grenze südlich von Aachen. Zigtausende Deutsche waren bereits ostwärts geflüchtet, weg von der näherrückenden Front. An diesem Tag erteilte Hitler die Genehmigung, Aachen zu evakuieren, und so verliessen in den folgenden beiden Tagen weitere 25'000 Einwohner die Stadt. Jeglicher Anschein einer geordneten Evakuierung brach schnell zusammen, und am späten Abend schlossen sich örtliche Parteifunktionäre, Polizisten, Feuerwehrmänner und sogar Gestapo-Leute dem Exodus an, statt ihn zu leiten. Ähnliche Szenen spielten sich in Luxemburg und Trier ab. Bei einem Blitzbesuch in der Region stellte Albert Speer fest, dass Parteiführer die Wehrmacht für den katastrophalen Verlust Frankreichs verantwortlich machten

und sämtlichen Offizieren Verrat vorwarfen. In seinem Bericht an Hitler erwähnte Speer jedoch auch den auffallenden Unterschied zwischen den erschöpften Soldaten in ihren zerknautschten feldgrauen Uniformen und den Parteifunktionären, die in makellosen goldbetressten Uniformen einherstolzten.⁶³

In Aachen war es die Wehrmacht, die schliesslich die Ordnung wiederherstellte. Am 12. September traf die 116. Panzerdivision – eine ehemals stolze Truppe, die auf lediglich 600 Mann und zwölf einsatzfähige Panzer geschrumpft war und über keinerlei Artillerie mehr verfügte – gerade rechtzeitig ein, um die «wilde Evakuierung» zu stoppen. Sie schickte die Zigtausenden verbliebenen Zivilisten in Bunker, bis man sie geordnet aus der Stadt bringen konnte, räumte die Strassen und bereitete sich auf den Kampf gegen die amerikanische 3. Panzerdivision vor. Als sowohl Trier als auch Aachen am 13. September unter Artilleriebeschuss lagen, wurden dort immer noch eilig Schützengräben ausgehoben. Am folgenden Tag befahl Generalfeldmarschall Rundstedt, der wieder zum Oberbefehlshaber West ernannt worden war: «Der Westwall mit jeder seiner einzelnen Anlagen ist bis zur letzten Patrone und bis zur völligen Vernichtung zu halten.» Am 16. September dehnte Hitler diese Weisung zu einem Befehl an sämtliche Armeen im Westen aus: «Jeder Bunker, jeder Häuserblock in einer deutschen Stadt, jedes deutsche Dorf muss zu einer Festung werden, an der sich der Feind entweder verblutet oder die ihre Besatzung im Kampf Mann gegen Mann unter sich begräbt.»⁶⁴

TEIL VI

TOTALE NIEDERLAGE

Verschanzen

Ab Ende August und den ganzen September 1944 hindurch gruben die Deutschen sich buchstäblich ein. Hunderttausende Zivilisten wurden herangezogen, um Schützengräben auszuheben und Befestigungen zu bauen – eine massive Anstrengung, die unter der Leitung der Gauleiter in ihrer Funktion als Reichsverteidigungskommissare in Gang gesetzt wurde. Allein am Westwall arbeiteten bis zum 10. September etwa 211'000 Zivilisten, überwiegend Frauen, Jugendliche und Männer, die für den Kriegsdienst zu alt waren. Ausserdem kamen weitere 137 Einheiten der Hitlerjugend und des Reichsarbeitsdienstes zum Einsatz, zu dem sowohl junge Männer als auch Frauen verpflichtet waren. Im Osten rekrutierte man zusätzlich eine halbe Million Deutsche und Fremdarbeiter für Schanzarbeiten. Im September wurden im ganzen Reich die Theater geschlossen, so dass Schauspieler, Musiker und Bühnenarbeiter zum Kriegsdienst eingezogen werden konnten. Goebbels versuchte, einen Teil der Filmindustrie zu schützen, und Hitler erstellte eine eigene Liste herausragender Künstler, die von der Dienstverpflichtung ausgenommen werden sollten, dennoch wurden in Linz, der Wahlheimat des Führers, Schauspieler und Sänger zur SS eingezogen und zum Wachdienst im nahe gelegenen Konzentrationslager Mauthausen eingesetzt.¹

Hitler hatte aus der erbitterten sowjetischen Verteidigung Stalingrads Lehren gezogen und Mogilew, Bobruisk und Witebsk im März 1944 zu «festen Plätzen» erklärt und den Kommandanten befohlen: «Sie haben zu verhindern, dass der Feind diese operativ entscheidenden Plätze in Besitz nimmt. Sie haben sich einschliessen zu lassen und dadurch möglichst starke Feindkräfte zu binden. Sie haben dadurch mit die Voraussetzung für erfolgreiche Gegenoperationen zu schaffen.» Bei den verheerenden Niederlagen des Sommers waren alle drei Städte verlorengegangen, an der Westfront dagegen hatte dieses Konzept besser funktioniert. Die Eroberung Brests hatte

Totale Niederlage

die amerikanischen Truppen so viele Menschenleben gekostet – und den Hafen so stark zerstört –, dass die Deutschen die Atlantikhäfen Royan, La Rochelle, St.Nazaire und Lorient halten können. Als die Wehrmacht im Osten bis an die Weichsel zurückwich, wurden weitere 20 Städte in den deutschen Ostprovinzen und Polen zu Festungen erklärt. In Schlesien, Danzig, Westpreussen und dem Warthegau erledigten polnische Zwangsarbeiter einen Grossteil der Schanzarbeiten. In Ostpreussen existierten aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg noch umfangreiche Befestigungen, die jedoch überholt und, soweit möglich, neu ausgerüstet werden mussten. Hier beklagten sich die 200'000 Deutschen, die diese Aufgabe in aller Eile bewältigen mussten, bevor im Herbst Regenfälle einsetzten, über diese Fronarbeit. Die Kritik richtete sich vor allem gegen örtliche Parteiführer, die in makelloser Uniform auf den Baustellen erschienen und Befehle herausbrüllten, ohne selbst einen Spaten in die Hand zu nehmen. Schlechte Verpflegung, Unterbringung auf Strohmattressen in Scheunen und lange Arbeitszeiten forderten ihren Tribut, als deutsche Zivilisten eine milde Kostprobe von dem erhielten, was sie seit Jahren anderen abverlangt hatten. Der Arbeitseinsatz sorgte jedoch auch für ein erneuertes Gemeinschaftsgefühl, als Kellner und Studenten, Drucker und Professoren in Scharen aus Königsberg hinausgezogen, um zur Schaufel zu greifen. Bis zum Jahresende stieg ihre Zahl auf 1,5 Millionen.²

Sammlungen für das Winterhilfswerk, Sommerlager und Eintopfsonntage hatten Deutsche schon lange auf solche Anstrengungen vorbereitet, und die Kriegsjahre hatten die Gewöhnung an gemeinsame Opfer abgerundet. Irene Guicking schrieb ihrem Mann Ernst aus Lauterbach: «Ich möchte gern mit einem guten Beispiel voran gehen. Ich glaube bestimmt, ich würde die anderen beschämen, und der Erfolg wäre, dass sie vernünftiger denken und handeln würden.» Da sie aber für zwei kleine Kinder zu sorgen hatte, fragte sie sich: «Ich weiss also nicht, was ich tun soll, um im totalen Kriegseinsatz nicht beiseite zu stehen.» Durch den deutschen Rückzug aus Frankreich war ihr Mann zumindest nicht mehr der Versuchung durch elegante Französinen ausgesetzt. Auf der Karte in ihrem Atlas wirkten die Vogesen so nah, dass sie ihn mehrmals täglich aufblätterte und überlegte: «Es ist ja nur noch ein kleines Stück nach Osten und ihr werdet hinter der schützenden Grenze sein. Weissst Du, es muss ein komisches Gefühl sein, die Reichsgrenze in der Nähe zu wissen.»³

Es war eine Zeit aussergewöhnlicher Massnahmen. Goebbels sah sich Mitte Juli immer noch durch Hitlers Zögern behindert, in der Heimat Mobilisierungsmassnahmen für den «totalen Krieg» anzuordnen. Der Führer änderte seine Haltung jedoch, nachdem er am 20. Juli nur knapp einen Attentatsversuch überlebt hatte. Eine Bombe, die Oberst Claus Schenk von Stauffenberg in einer Besprechungsbaracke im Führerhauptquartier in Ostpreussen deponiert hatte, verletzte drei Offiziere und den Stenographen tödlich. Hitler erlitt wie die meisten der 24 Anwesenden Verletzungen des Trommelfells und Prellungen, entkam aber ansonsten unversehrt. Eine grundlegende Schwäche der Verschwörung bestand in der mangelnden Unterstützung aus Führungskreisen. In Italien hatte unter den Militärs im Juli 1943 der eindeutige Konsens bestanden, dass sie Mussolini absetzen mussten, dagegen hatte sich in der Wehrmacht eine solche Ansicht nicht herauskristallisiert. Die Verschwörer hatten zwar bei vielen hochrangigen Offizieren vorgeföhlt, kamen selbst aber überwiegend aus den mittleren Rängen.

Der führende Kopf war Generalmajor Henning von Tresckow, der seine Stellung im Generalstab der Heeresgruppe Mitte 1942/43 nutzte, um Männer wie Rudolf Christoph von Gersdorff, Carl-Hans von Hardenberg, Heinrich von Lehndorff-Steinort, Fabian von Schlabrendorff, Philipp und Georg von Boeselager und Berndt von Kleist dort in Schlüsselpositionen zu bringen. Diese jüngeren Offiziere, die durch ihre Adelsfamilien über weitreichende Beziehungen verfügten, wurden von hochrangigen Kommandeuren zugleich zurückgehalten und geduldet. Zu ihnen gehörten Bock, der Onkel von Tresckows Frau, sowie sein Nachfolger als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Generalfeldmarschall Günther von Kluge, der sich gegen ihren Plan aussprach, bei einem Besuch Hitlers im Hauptquartier Smolensk im März 1943 ein Attentat auf ihn zu verüben. In der Führungsspitze der Wehrmacht konnten die Verschwörer niemanden für ihr Vorhaben gewinnen ausser Erwin Rommel und dem Militärbefehlshaber in Frankreich, Carl-Heinrich von Stülpnagel. Noch offenkundiger war der Mangel an Unterstützung und Verständnis auf den unteren Ebenen der Befehlskette: So blieben die Verschwörer trotz ihrer guten Beziehungen immer eine isolierte Minderheit.⁴

Ihre Schwäche versuchten sie wettzumachen, indem sie einen Einsatzplan mit dem Decknamen «Walküre» für ihre Zwecke nutzten. Dieser Plan, den man erstellt hatte, um innere Unruhen wie einen Putschversuch oder einen

Totale Niederlage

Aufstand von Fremdarbeitern zu unterdrücken, sah vor, dass Militäreinheiten unter dem Kommando des Ersatzheeres automatisch den Befehl erhielten, Regierungsgebäude in der Hauptstadt zu umstellen. Es bedurfte jedoch nur eines einzigen loyalen Majors – Otto-Ernst Remer –, der die Berechtigung seines Einsatzes in Frage stellte, um diesen Plan in sich zusammenbrechen zu lassen. Als Remer Goebbels verhaften sollte, verband dieser ihn telefonisch mit Hitler, dessen Stimme er sofort erkannte. Der Major erhielt vom Führer den Befehl, die Verschwörung niederzuschlagen, zu deren Werkzeug er sich unwissentlich hatte machen lassen. Bis zum frühen Abend des 20. Juli 1944 wurden auch die übrigen Teile des Putschversuchs vereitelt: Die wichtigsten Beteiligten waren entweder tot, verhaftet oder versuchten hektisch, belastende Beweise zu vernichten. Remer und seine Leute erreichten das Gebäude des Allgemeinen Heeresamtes und des Befehlshabers des Ersatzheeres in der Bendlerstrasse gerade rechtzeitig, um das Erschiessungskommando zu stellen. Für Stauffenberg stand ausser Zweifel, dass seine Zeitgenossen kein Verständnis für das Vorhaben der Verschwörer aufbringen würden und jeder von ihnen in dem vollen Bewusstsein handelte, «dass er wohl als Verräter in die deutsche Geschichte eingehen wird».⁵

Um 18.30 Uhr brachte der Rundfunk eine kurze Meldung zu dem Putschversuch. Kurz nach Mitternacht war auf allen Sendern Hitlers Baritonstimme – bedächtig, wenn auch etwas atemlos – zu hören:

«Deutsche Volksgenossen und -genossinnen!

Ich weiss nicht, zum wievielten Male nunmehr ein Attentat auf mich geplant und zur Ausführung gekommen ist. Wenn ich heute zu Ihnen spreche, dann geschieht es aus zwei Gründen:

1. Damit Sie meine Stimme hören und wissen, dass ich selbst unverletzt und gesund bin.
2. Damit Sie aber auch das Nähere erfahren über ein Verbrechen, das in der deutschen Geschichte seinesgleichen sucht.

Eine ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer dummer Offiziere hat ein Komplott geschmiedet, um mich zu beseitigen und zugleich mit mir den Stab praktisch der deutschen Wehrmachtführung auszurotten. (...) Ich selbst bin völlig unverletzt bis auf ganz kleine Hautabschürfungen, Prellungen oder Verbrennungen. Ich fasse das als Bestätigung des Auftrages der Vor-schuhung auf, mein Lebensziel weiter zu verfolgen, so wie ich es bisher getan habe.»

Hitler versprach, dass die Täter «unbarmherzig ausgerottet werden». Seine sechsminütige Ansprache sowie die im Anschluss daran ausgestrahlten Erklärungen von Hermann Göring und dem Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Karl Dönitz, wurden am folgenden Tag immer wieder gesendet und wirkten wie ein Erdbeben.⁶

Peter Stöltens Vater in Berlin-Zehlendorf brachte sein Entsetzen in einem Brief an seinen Sohn kurz und bündig zum Ausdruck: «Wie kann man die Front so gefährden?» In seinem Tagebuch ging er ausführlicher auf die Attentäter ein: «Anscheinend sehen sie den Krieg für verloren an und wollen retten, was zu retten ist oder ihnen als rettbar erscheint. Aber das Ganze (...) kann in diesem Augenblick nur zum Bürgerkrieg und zur inneren Zerspaltung führen und es schafft eine neue Dolchstosslegende.» Für damalige Verhältnisse war das eine gemässigte Reaktion, aber Stölten war bei Weitem nicht der Einzige, der eine Niederlage oder gar einen Bürgerkrieg fürchtete. Laut Bericht des Sicherheitsdienstes aus Nürnberg waren selbst Menschen, die den Nationalsozialisten kritisch gegenüberstanden, überzeugt, «dass nur der Führer die Lage meistern kann und dass sein Tod das Chaos und den Bürgerkrieg zur Folge gehabt hätte». In überraschender Freimütigkeit wurde im Bericht ergänzt: «Aber selbst die Kreise, welche mit einer Militärdiktatur geliebäugelt haben, wurden durch die mehr als dilettantenhafte Vorbereitung und Ausführung des Putsches belehrt, dass Generale nicht geeignet sind, in schwerster Zeit das Ruder des Staatsschiffes zu ergreifen.» Das lockere Gerede über einen Regimewechsel, das es im Sommer 1943 gegeben hatte, war eindeutig vorbei. Auf den Strassen und in den Läden in Königsberg und Berlin brachen Frauen bei der Nachricht, dass Hitler überlebt hatte, angeblich in Freudentränen aus: «Gott sei Dank, dass der Führer lebt», war ein typischer Ausruf der Erleichterung.⁷

In aller Eile organisierten das Propagandaministerium und die Partei «spontane» Kundgebungen, um zu würdigen, dass Hitler durch «das Walten der Vorsehung» für das Volk gerettet worden war. Die Massenaufgebote und die überschwänglichen Dankesbezeugungen der Menschen waren anscheinend weitgehend echt. Selbst katholische Hochburgen wie Paderborn und Freiburg, wo die Partei bis dahin nur mit Mühe öffentliche Kundgebungen hatte organisieren können, verzeichneten eine beispiellose Beteiligung. Familienangehörige schrieben einander und drückten massenhaft ihre Erleichterung und Freude über Hitlers wundersames Entrinnen aus: Dazu hätte sie

Totale Niederlage

keine Militärzensur und kein Propagandist zwingen können. Die Alliierten, die den Erfolg ihrer Propaganda bei deutschen Kriegsgefangenen mit «wissenschaftlichen» Methoden erfassten, mussten – zu ihrer Verärgerung – feststellen, dass das Vertrauen in Hitlers Führung von 57 Prozent Mitte Juli auf 68 Prozent Anfang August stieg. In diesem Stadium beging das Regime jedoch nicht den Fehler, Vertrauen und Erleichterung mit Zuversicht in die militärische Lage Deutschlands zu verwechseln. Der Präsident des Oberlandesgerichts Nürnberg stellte in seinem Bericht fest: «Dass die *Stimmung* des Volkes sehr gedrückt ist, darf angesichts der Lage im Osten nicht Wunder nehmen.» Die Krise hatte jedoch auch eine aufrüttelnde Wirkung. Sämtliche Berichte betonten die Erwartung der Bevölkerung, dass «nun endlich» alle Hindernisse gegen eine umfassende Mobilisierung für den totalen Krieg aus dem Weg geräumt würden.⁸

Die Heeresgruppe Mitte, aus deren Reihen viele der Verschwörer kamen, hatte gerade erst in den grossen Kesselschlachten in Weissrussland die Hälfte ihrer Divisionen verloren. Ohne Zögern machte das Regime nun den Verrat dieser Offiziere für die Niederlagen verantwortlich. «Volksgenossen» äusseren sich nun voller Bewunderung über Stalins Säuberungsaktionen im Offizierskorps der Roten Armee von 1937/38; der Sicherheitsdienst berichtete von Kommentaren wie: «Stalin sei von allen führenden Männern der einzig klare Kopf, der Verrat von vornherein durch Ausrottung der tonangebenden, aber unzuverlässigen Elemente unmöglich gemacht habe.»⁹ Prompt verstärkte der ausgesprochen pöbelhafte Robert Ley solche Ressentiments in einem Artikel in der Zeitung der Deutschen Arbeitsfront, *Der Angriff*, in dem er gegen die Attentäter in Ausdrücken wütete, die er sonst nur für Juden verwendet hatte:

«Degeneriert bis in die Knochen, blaublütig bis zur Idiotie, bestechlich bis zur Widerwärtigkeit und feige wie alle gemeinen Kreaturen, das ist die Adelsclique, die der Jude gegen den Nationalsozialismus vorschickt, ihr die Bombe in die Hand drückt und sie zu Mördern und Verbrechern macht. (...) Dieses Geschmeiss muss man ausrotten, mit Stumpf und Stiel vernichten.»¹⁰

Leys Tirade blieb jedoch die Ausnahme, und Goebbels wies die Presse an, sorgfältig darauf zu achten, dass sie das Offizierskorps nicht als Ganzes angreife. Hitler hatte von einer «ganz kleinen Verbrecher- und Verschwörer-Clique» gesprochen – und es war tatsächlich nur ein kleiner Kreis, dem jeg-

liche Unterstützung durch tragfähige Teile des deutschen Staatsapparates fehlte. Viele der Verschwörer kamen zwar aus der Wehrmacht und dem Auswärtigen Amt, aber beide Institutionen standen während dieser Krise durchgängig treu hinter dem Regime.¹¹

Nach dem Attentat setzte Hitler nicht nur auf ausgesprochen nationalsozialistische Generäle wie Ferdinand Schörner, den neuen Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, sondern auch auf eher «unpolitische» Militärs wie den ehemaligen Kommandeur der Panzertruppe Heinz Guderian, den er am 21. Juli umgehend zu seinem neuen Generalstabschef des Heeres ernannte. Auch den alternden nationalistischen Konservativen Gerd von Rundstedt holte er in den aktiven Dienst zurück: Zunächst sollte er die Säuberung des Offizierskorps leiten, und ab September übernahm er wieder den Oberbefehl an der Westfront – den Hitler ihm Anfang Juli entzogen hatte, weil er dem Oberkommando der Wehrmacht erklärt hatte, die Invasion der Alliierten sei nicht aufzuhalten. Obwohl Hitler ein tiefes Misstrauen gegen Militärs im Allgemeinen und die Generalität im Besonderen hegte, verstand er doch, die Ergebenheit und Sachkunde dieser Männer zu nutzen. Selbst für Generaloberst Johannes Blaskowitz fand sich Verwendung, obwohl er 1940 als Wehrmachtbefehlshaber in Polen entlassen worden war, weil er mehrfach gegen die von der SS begangenen Gräueltaten protestiert hatte. Nach dem Attentat im Juli hatte Blaskowitz dem Führer versichert, seine Soldaten würden sich «nach diesem ruchlosen Verbrechen umso fester um ihn scharen». Nachdem er sich beim Rückzug aus Südfrankreich bewährt hatte, übertrug Hitler ihm das Kommando über die Heeresgruppe H in den Niederlanden. Da die Briten bereits in Belgien standen, war es wichtig zu verhindern, dass sie die Verteidigungslinien im Rheinland umgingen und durch die südlichen Niederlande nach Norddeutschland vordrängen. Blaskowitz sollte Hitlers Vertrauen voll und ganz rechtfertigen.¹²

Sobald Schörner den Oberbefehl über die 500'000 Mann starke Heeresgruppe Nord in Estland und Lettland übernommen hatte, gab er Befehle, die Hitlers apokalyptische Ansichten widerspiegelten, und bestand auf der absoluten Notwendigkeit, die «asiatische Flutwelle» des Bolschewismus aufzuhalten. Um den deutschen Rückzug zum Stillstand zu bringen, die Desertion lettischer Hilfskräfte zu unterbinden und durch Furcht für Gehorsam zu sorgen, verhängte er eine beispiellose Zahl von Todesurteilen wegen Feigheit, Defätismus und Fahnenflucht. Zum ersten Mal drohte deutschen Soldaten

Totale Niederlage

nicht nur die Erschiessung. Immer häufiger ordnete Schörner an, Verurteilte zu hängen und mit herabwürdigenden Schildern zu versehen, damit ihr Verbrechen für alle ersichtlich wäre – ein «unehrenhafter» Tod, der bis dahin nur Juden und Slawen vorbehalten gewesen war. Schörner war lediglich ein extremer Vertreter einer Tendenz, die in der Masse zunahm, wie Wehrmachtkommandeure gegen den Zusammenbruch ihrer Armeen ankämpften. Selbst der gläubige Protestant Blaskowitz griff zu drakonischen Massnahmen, um der Massenflucht Einhalt zu gebieten. Auch er liess in den folgenden Monaten immer mehr seiner Soldaten wegen Fahnenflucht erschliessen. Am 31. Oktober schlug Rundstedt vor, die Familien von Deserteuren in Konzentrationslager zu schicken und ihr Eigentum zu konfiszieren – ein Vorgehen, das man bis dahin nur gegen einige Familien der Juli-Verschwörer angewandt hatte; grösstenteils hatte man diese Frauen und Kinder aber nach einigen Wochen wieder freigelassen.¹³

Obwohl sich auch andere führende Generäle für das Prinzip der Sippenhaft einsetzten, wurde seine allgemeine Einführung letztlich von unerwarteter Seite vereitelt. Der SS-Sicherheitsdienst, der die Befugnisse besass, Familienangehörige zu inhaftieren, verweigerte die Mitwirkung an einem System kollektiver Bestrafung von Deutschen. Statt solche Massnahmen umgehend in der Heimat umzusetzen, zogen Gestapo und Sicherheitsdienst weiterhin Einzelfallentscheidungen vor, die sie aufgrund von Einschätzungen des «Charakters» trafen. So weigerte sich die Gestapo in Würzburg, gegen die Eltern eines Soldaten vorzugehen, der an der italienischen Front desertiert war, weil sie keinen Beleg für deren «anti-nationalsozialistische» Einstellung fanden. Nachdem sich die Ermittlungen neun Monate hingezogen hatten, stellte die Gestapo sie ein. Der Zwang erreichte zwar ein neues Niveau, aber das nationalsozialistische Regime war noch nicht bereit, in der Heimat die Methoden des unterschiedslosen Massenterrors einzusetzen, die es erstmals in den besetzten Gebieten Europas angewendet hatte.¹⁴

In anderer Hinsicht präsentierte sich die nationalsozialistische Führung nach dem Bombenanschlag mit einer radikaleren Zielstrebigkeit, weil ihre skrupellosesten und effizientesten Führungskräfte nun praktisch ein «Quadrupvirat» bildeten, eine Viererspitze. Da die Gauleiter immer mehr Verantwortung für die Verteidigung ihrer Gaue erhielten, wurde Martin Bormann, der den Parteiapparat unter sich hatte, zu einer Schlüsselfigur. Himm-

ler erhielt zusätzlich zum Reichsinnenministerium und der Leitung von Polizei und SS nun auch den Oberbefehl über das Ersatzheer und hatte damit ein nahezu vollständiges Monopol auf die internen Zwangsmittel des Reiches. Goebbels wurde endlich Reichsbevollmächtigter für den totalen Kriegseinsatz, eine Stellung, die er seit Anfang 1942 angestrebt hatte. Das vierte Mitglied dieses inneren Zirkels war Albert Speer, der Rüstungsminister, dessen Fähigkeiten, aus unzulänglichen Ressourcen das Beste herauszuholen, mehr denn je auf die Probe gestellt werden sollten. Da Hitler sich immer mehr darauf konzentrierte, seine Wehrmachtkommandeure bis ins Kleinste zu gängeln, mussten diese vier Männer – die alle in ihren Schlüsselstellungen dazu neigten, ihre Befugnisse in den Zuständigkeitsbereich der anderen auszudehnen – in rivalisierender Zusammenarbeit die Heimat verwalten.¹⁵

Im August rief der Reichsjugendführer Artur Axmann alle Jungen des Jahrgangs 1928 auf, sich freiwillig zur Wehrmacht zu melden. Ganze Kohorten von Hitlerjungen folgten dieser Aufforderung, und so meldeten sich innerhalb von sechs Wochen 70 Prozent dieser Altersgruppe freiwillig zum Wehrdienst. Auch wenn Eltern diese Mobilisierung mit Schrecken sehen mochten, versuchten nur wenige, ihre heranwachsenden Söhne daran zu hindern. In den ersten Kriegsjahren, besonders nach den Siegen im Westen, hatten Jugendliche die Wehrmeldeämter gestürmt, um sich freiwillig zu melden und ihren Beitrag für das Vaterland zu leisten. Bei vielen hielt dieses Gefühl eines patriotischen Abenteurers bis 1945 an. Am 25. September 1944 sorgte ein Führererlass für die Schaffung des Deutschen Volkssturms – eine neue Volksmiliz, deren Name eine populistische Mischung aus der romantischen Tradition der «Befreiungskriege» gegen Napoleon 1813 und dem traditionellen preussischen Landsturm darstellte. Militärstrategen, die in den zwanziger Jahren analysiert hatten, warum Deutschland 1918 keinen «Endkampf» zustande gebracht hatte, hatten eine solche «totale Mobilmachung» der Zivilbevölkerung befürwortet. Im Gegensatz zu Axmanns Aufruf an die Hitlerjugend erfolgte die Rekrutierung zum Volkssturm nicht freiwillig, und so drohten Eltern ab Ende 1944 Strafen, wenn sie ihre Söhne nicht dort anmeldeten. Aber solche Drohungen betrafen nur eine kleine Minderheit: Die meisten Hitlerjungen hatten sich zu dieser Zeit bereits freiwillig gemeldet. Da die Volkssturmpflicht für Jungen und Männer von 16 bis 60 Jahren galt, stand den Gauleitern, die für die Aufstellung der Verbände zuständig waren,

Totale Niederlage

ein letztes Aufgebot von bis zu sechs Millionen Mann zur Verfügung. Die potentiellen Reserven waren noch grösser: Hätte man jeden tauglichen männlichen Deutschen eingezogen, hätte der Volkssturm über 13,5 Millionen Mann verfügt – und damit über mehr als die Wehrmacht mit ihren 11,2 Millionen Offizieren und Soldaten.¹⁶

Der einberufene Volkssturm, der die im Sommer erlittenen Verluste der Wehrmacht ausgleichen sollte, war schlichtweg zu gross, um ihn auszurüsten. Allein der Wehrmacht fehlten im Oktober 1944 schon 714'000 Gewehre. Bei einem monatlichen Ausstoss von 186'000 Standard-Infanteriekarabinern konnte die deutsche Rüstungsproduktion mit den ehrgeizigen Zielen dieser «Volksaushebung» nicht Schritt halten. Bis Ende Januar 1945 konnte der Volkssturm lediglich 40'500 Gewehre und 2'900 Maschinengewehre aufreiben: ein Sammelsurium überwiegend ausländischer, veralteter Waffen, für die es, wenn überhaupt, kaum passende Munition gab, so dass die Rekruten wenig Gelegenheit hatten, mit scharfer Munition zu üben. Mühte man sich bei den Jugendlichen noch einigermaßen darum, aus ihnen Soldaten zu machen, und schickte sie in Ausbildungslager, so war das bei Männern mittleren Alters weit weniger der Fall. Sie wurden als Kanonenfutter verheizt und nur in Einzelfällen länger als zehn bis 14 Tage ausgebildet. Improvisation war an der Tagesordnung: Häufig wurden Flakbatterien mit ihren vier 20-mm-Geschützen für den Einsatz bei der Infanterie umgerüstet, Maschinengewehre aus Flugzeugen auf Dreibeine montiert und sogar Granaten mit Leuchtpistolen abgeschossen.¹⁷

Unter den Flakhelfern gab es bereits 10'000 weibliche Freiwillige aus der NS-Frauenschaft, die als Melderinnen arbeiteten und die Suchscheinwerfer und Radarleitsysteme der schweren Flakbatterien bedienten. Als die Jungen zur Ausbildung für den Volkssturm abgezogen wurden, übernahmen häufig Mädchen aus BDM und Arbeitsdienst deren Aufgaben an den Flakstellungen. Im Gegensatz zu den Wehrmachthelferinnen im Fernmeldedienst und in den Schreibstuben bekamen sie jedoch keine schicken Uniformen, sondern mussten die zu grossen Uniformen ihrer männlichen Vorgänger übernehmen. Mit den deutschen Frauen, die zur Verteidigung ihrer Flakstellungen Pistolen trugen, bröckelte der Mythos von den deutschen Männern, die «da draussen» ihre Frauen und Kinder «zu Hause» schützten, vollends. Noch 1941 hatte das heimische Publikum im «bolschewistischen Flintenweib» ei-

nen Verstoß gegen die Natur und eine Perversion der weiblichen Berufung zur Mütterlichkeit gesehen. Als nun deutsche Frauen diese Schwelle überschritten, erschien es kaum noch der Rede wert.¹⁸

Die Schaffung des Volkssturms war nur schwer mit nationalsozialistischen Massnahmen zum Schutz deutscher Kinder vereinbar: Welchen Sinn hatte es, sie aus den Städten zu evakuieren, nur um sie auf Fahrrädern mit Panzerfäusten am Lenker gegen Panzer auszuschicken? Da die Zukunft der Nation auf dem Spiel stand, wurden Kriegsdienst und Opferbereitschaft zu den alles überragenden Tugenden. Der neue Oberbefehlshaber des Ersatzheeres, Heinrich Himmler, erklärte den für die Rekrutierung Zuständigen, warum sie seine Entschlossenheit teilen sollten, «15jährige an die Front zu schicken»: «Es ist besser, es stirbt ein junger Jahrgang und das Volk wird gerettet, als dass ich den jungen Jahrgang schon und ein ganzes 80-90 Millionenvolk stirbt aus.» Hitler hatte in dem Führererlass zur Schaffung des Volkssturms vor den Absichten des Feindes gewarnt: «Sein letztes Ziel ist die Ausrottung des deutschen Menschen.» Nun wurde seine fixe Idee, «nie wieder darf und wird es in Deutschland einen November 1918 geben», auf die Probe gestellt.¹⁹

Unmittelbar nach der feierlichen Vereidigung der Mädchen und Jungen stellte sich jedoch das Problem, Uniformen und Ausrüstung für sie aufzutreiben. Im Rheinland erhielten der fünfzehnjährige Hugo Stehkämper und seine Kameraden schwarze SS-Uniformen aus der Vorkriegszeit, braune Mäntel der Organisation Todt, blaue Luftwaffenhelfer-Mützen und französische Stahlhelme. Im ganzen Land kramte man Uniformen für den Volkssturm aus den Kleiderkammern von Wehrmacht, Polizei, Reichsbahn, Zoll, Post, SA, NS-Kraftfahrkorps, Arbeitsdienst, SS, Hitlerjugend und Deutscher Arbeitsfront zusammen. Diese Suche war umso wichtiger, als die Befürchtung bestand, dass die Angehörigen des Volkssturms sonst ebenso als «irreguläre Kämpfer» oder «Freischärler» erschossen werden könnten, wie die Deutschen 1939 polnische Freiwillige hingerichtet hatten.²⁰

Das Regime erkannte zudem, dass die Wehrmacht von der Roten Armee etwas über ideologische Kontrolle lernen konnte, und erweiterte im Herbst 1944 in aller Eile das Netz ihrer – recht schwachen – Version der Politkommisare, der nationalsozialistischen Führungsoffiziere. Diese Freiwilligen übernahmen neben ihren normalen Dienstpflichten die Aufgabe, die Moral zu heben und die Truppen zu erziehen, besaßen aber keine Befugnisse, Be-

Totale Niederlage

fehle von Vorgesetzten aufzuheben. Einer dieser neuen Freiwilligen war August Töpferwien. Der Studienrat aus Solingen verabscheute zwar die anti-christliche Stossrichtung des Nationalsozialismus und war entsetzt über die Ermordung der Juden, sah aber wie viele evangelische Konservative im «Weltjudentum» einen der Feinde Deutschlands. Schon im Oktober 1939 hatte er Europa in drei Blöcke unterteilt – «die beiden westlichen Demokratien, die nationalsozialistische Mitte, der bolschewistische Osten» – und war zu dem Schluss gekommen, nur Deutschland besitze die Entschlossenheit, die europäische Kultur gegen die «asiatische Barbarei» zu verteidigen – und das zu einem Zeitpunkt, als Deutschland noch mit der Sowjetunion verbündet war. In der Ansicht, dass das «Weltjudentum» die westlichen Demokratien korrumpiert habe, nahm Töpferwien in seiner Analyse zwar Goebbels' spätere Propaganda vorweg, war aber durchaus kein Nationalsozialist. Seine Überzeugung erwuchs aus einem konservativen Nationalismus mit eigenen antiliberalen, antisemitischen und antisozialistischen Prinzipien. Zudem hatte Töpferwien mit vielen Wehrmachtkommandeuren, die wie er durchweg Erster-Weltkriegs-Veteranen waren, noch eine andere Grundhaltung gemeinsam: Er war fest entschlossen, eine Wiederholung des revolutionären Zusammenbruchs von 1918 zu verhindern. Als sich die deutschen Fronten im Oktober 1944 wieder stabilisierten, vermerkte er stolz in seinem Tagebuch: «Aber Gott sei Dank ist der Geist der Revolte weiter fern!» Im Laufe des Krieges hatte Töpferwien immer wieder Zweifel an Hitlers Führung gehegt, aber Anfang November gestand er sich ein: «Je deutlicher es wird, dass Hitler nicht der Gott ist, den die Menschen anbeteten, desto mehr fühle ich mich an ihn gebunden.» Während Töpferwien sich Sorgen über die Treue der Bevölkerung zur deutschen Sache machte, wurde ihm klar, dass für einen anderen Führer als Hitler kein Platz war: Er mochte zwar nicht der messianische Erlöser sein, aber kein anderer konnte Deutschland nun noch retten.²¹

Ein weiterer ungewöhnlicher Freiwilliger für die neuen Propagandaaufgaben in der Wehrmacht war Peter Stölten. Er sei nun «ein Jünger unseres Doktors» (Goebbels), witzelte er in einem Brief an seine Mutter. Bis Ende 1944 wuchs die Zahl der nationalsozialistischen Führungsoffiziere auf 47'000. Hauptaufgabe dieser «Teilzeit-Politkommissare» war, ihre Männer zu einem «unbändigen vernichtungswilligen und zum Hass» zu erziehen. Stölten war sicher, dass die Sowjets um jeden Preis aufgehalten werden mussten.

Obwohl er zunehmend überzeugt war, dass der Krieg verloren sei, verbot er sich, etwas zu tun, was dessen Ende beschleunigt hätte. Im Gegenteil: Er bewunderte die polnischen Aufständischen in Warschau, weil sie ein Vorbild an heldenhafter Aufopferung geliefert hatten. Seiner Verlobten Dorothee versicherte er: «Nachteilig ist dabei die angeborene Scheu vorm NS-Phrasendreschen. Alle Informationsblätter bleiben liegen und ich sauge aus den Fingern und zum Schluss ist es genau dasselbe» – vielleicht waren seine Ausführungen aber umso glaubwürdiger, weil sie nicht abgedroschen klangen, schliesslich kamen sie von einem Panzerkommandanten mit beeindruckender Fronterfahrung.²²

Stölten war nicht der Einzige, der die Polen als Vorbild nahm. Selbst Heinrich Himmler, der eifrig Hitlers Auftrag erfüllte, Warschau dem Erdboden gleichzumachen, liess sich nun auch von den polnischen «Untermenschen» inspirieren und erklärte vor führenden Partei-, Wehrmacht- und Wirtschaftsvertretern:

«Es lässt sich nichts so ausgezeichnet verteidigen wie eine Grossstadt oder ein Trümmerfeld. Hier müssen wir (...) das Land verteidigen. (...) Das Wort ‚bis zur letzten Kartusche und Patrone!‘ darf keine Redensart, sondern es muss eine Tatsache sein. Es muss heiliger Ernst sein, dass das für jede deutsche Stadt, die durch irgendein Unglück umgangen und belagert wird, von der Wehrmacht und vom Volkssturm vorgelebt wird.»²³

Dieses Bild war keineswegs übertrieben. In diesem Herbst waren deutsche Militärstrategen unter Guderians Leitung davon abgegangen, an der Ostfront durchgehende Befestigungslinien anzulegen wie die Stellungen am Dnjepr, die sie kürzlich aufgegeben hatten. Stattdessen setzten Pioniere nun ihre Zwangsarbeiter ein, um Städte wie Warschau, Königsberg, Breslau, Küstrin und Budapest zu Festungen auszubauen. Sie sollten «feste Plätze» werden, die den sowjetischen Vormarsch zum Stillstand bringen sollten, so wie Moskau und Stalingrad den der Wehrmacht aufgehalten hatten.²⁴

Im Oktober 1944 hielten die neuen Verteidigungslinien stand und blockierten wider alle pessimistischen Erwartungen sowohl den Vormarsch der Sowjets als auch den der westlichen Alliierten ins Reich. Für Pattons Truppen war es nicht leicht, zur Saar vorzustossen und den Anschluss zu Patchs Trup-

Totale Niederlage

pen im Elsass herzustellen, was teils an der starken Stellung der Wehrmacht in den Südvogesen lag. Zudem hatten die britischen und amerikanischen Streitkräfte mit ihrem logistischen Engpass zu kämpfen: Der gesamte Nachschub musste weiterhin auf dem Landweg aus der Normandie und Marseille herangeschafft werden. Den Hafen von Antwerpen hatten sie zwar am 4. September erobert, bevor die Deutschen die Anlagen zerstören konnten, aber die Wehrmacht kontrollierte die Zufahrt durch die Scheldemündung noch bis in den November hinein. Während die Alliierten sich darauf konzentrierten, den Zugang nach Antwerpen wieder zu öffnen und ihre Nachschublinien zu verkürzen, rüsteten die Deutschen den Westwall auf und zogen ihre Divisionen massiert an der Westfront zusammen.²⁵

An der Ostfront brach die Rote Armee Anfang Oktober plötzlich ihre Offensive Richtung Norden durch Sümpfe, über Flüsse und gegen die zähen Verteidigungslinien der Heeresgruppe Nord in den baltischen Staaten ab und wandte sich nach Westen. Als sowjetische Truppen erstmals die deutsche Vorkriegsgrenze überschritten, in den ostpreussischen Bezirk Gumbinnen vordrangen und Goldap und Nemmersdorf einnahmen, schnitten sie damit zugleich die 30 deutschen Divisionen im Memelland ab. Bunt zusammengewürfelte Einheiten des neugeschaffenen ostpreussischen Volkssturms schafften es, den russischen Vormarsch bei Treuburg, Gumbinnen und an der Angerapp aufzuhalten, bis mobile Reserven zu ihrer Unterstützung eintrafen. Mitte Oktober drohte die Wehrmacht die sowjetischen Truppen bei einer Gegenoffensive in Ostpreussen einzuschliessen und zwang sie zum Rückzug an die Grenze. Die sowjetische Sommeroffensive war 400 Kilometer von Berlin entfernt an der Weichsel und der Karpatenfront zum Stillstand gekommen.²⁶

Im Vergleich zu der Massenpanik, die im September in vielen Einheiten an der Westfront um sich gegriffen hatte, war die Wehrmacht einen Monat später ein völlig anderer Gegner. Alliierte Kommandeure waren schockiert über den verstärkten Widerstand ihres Feindes, den sie schon am Rande des Zusammenbruchs gewöhnt hatten. Im November berief Eisenhower einen Krisengipfel im Hauptquartier der alliierten Expeditionsstreitkräfte ein, um zu ergründen, wieso nichts den «Widerstandswillen der Wehrmacht» gebrochen hatte. Die Psychologen, die für die Vernehmung deutscher Kriegsgefangener und die Erhebung ihrer Ansichten zuständig waren, konnten es

sich nicht erklären. Bereits zu Beginn dieses Jahres, als die Alliierten sich in Italien langsam nach Norden vorgekämpft hatten, hatten sie ebenso verblüfft feststellen müssen, dass die Moral ihrer deutschen Kriegsgefangenen sich zu sehends gebessert hatte – ganz im Gegensatz zu ihren Vorhersagen und Hoffnungen. Die Frage, ob sie an die Existenz einer «Wunderwaffe» glaubten, hatten im Oktober 1943 nur 43 Prozent der Gefangenen bejaht, im Februar 1944 war ihr Anteil jedoch auf 58 Prozent gestiegen. Nach dem ersten Schock über die Landung der Alliierten in Süditalien hatte sich die Moral der Deutschen gefestigt. Nun erfuhr Eisenhower, dass mindestens die Hälfte der an der Westfront gefangenen deutschen Soldaten nach wie vor an ihrer «Treue zum Führer» festhielten und die Rote Armee zuversichtlich als verausgabte, besiegte Streitkraft bezeichneten.²⁷

Es schien klar, dass sich die in Italien beobachtete Entwicklung nun an der Westfront wiederholte. Ende August und Anfang September 1944 herrschte in der deutschen Infanterie bei den Mannschaften Niedergeschlagenheit, aber im unteren Offizierskorps war die Stimmung besser, ganz zu schweigen von Eliteeinheiten wie Fallschirmjägern und Waffen-SS. Doch schon bevor der deutsche Widerstand an der Front wieder stärker wurde, bekräftigten die meisten der befragten Kriegsgefangenen die unbedingte Notwendigkeit zur Verteidigung der Heimat und die Rechtmässigkeit der deutschen Sache. Das Bestehen der Alliierten auf Deutschlands «bedingungsloser Kapitulation» und der durchgesickerte Morgenthau-Plan, Deutschland jegliche Industrieproduktion unmöglich zu machen, spielten dabei eine gewisse Rolle; der wichtigste Faktor war jedoch nach wie vor die Angst vor einer Eroberung durch die Russen. Der im Exil lebende Schriftsteller Klaus Mann gehörte zu den deutschsprachigen Soldaten der US-Armee, die Kriegsgefangene an der italienischen Front verhörten. Ende 1944 fragte er seinen New Yorker Verleger: «Warum hören sie nicht endlich auf? Worauf warten sie, die Unglückseligen? Dies ist die Frage, die ich nicht nur Dir und mir, sondern auch jenen immer wieder stelle.» Andere westliche Experten waren ebenso ratlos. Henry Dicks, ein Veteran der britischen Tavistock Clinic und führender britischer Armeepsychiater, der Gespräche mit Hunderten deutschen Kriegsgefangenen geführt und das Standardwerk zur Analyse ihrer Ansichten verfasst hatte, griff nun zu dem recht vagen Konzept der «deutschen Fähigkeit, die Wirklichkeit zu verdrängen». Eines zogen jedoch weder Klaus Mann noch

Totale Niederlage

Henry Dicks in Betracht: Solange es im Westen keinen Separatfrieden gab, hielten die Deutschen eine Blockade der Briten und Amerikaner für unerlässlich, um die Russen im Osten aufhalten zu können.²⁸

Mitte Oktober 1944 konnten sich die Westalliierten nicht sicher sein, ob der verstärkte deutsche Widerstand nur vorübergehend war oder eine echte Wende im Kräfteverhältnis markierte. Heute wissen Militärgeschichtler, dass die Niederlagen des Sommers die Wehrmacht in ihrer Kampfkraft so stark geschwächt hatten, dass sie sich davon innerhalb einiger Monate nicht erholen konnte. In den drei Monaten von Juli bis Ende September erreichte die Zahl der gefallenen Soldaten einen Höchstwert von 5750 pro Tag. Dem Oberkommando des Heeres war teilweise klar, wie verheerend der Sommer für sie verlaufen war – Guderian hatte als Erster vorgeschlagen, in Ostpreussen einen Landsturm auszuheben. Trotz der erbitterten Kämpfe im Westen war es an der Ostfront zu den schlimmsten Verlusten gekommen: 1944 starben dort 1'233'000 deutsche Soldaten, annähernd die Hälfte aller deutschen Todesopfer im Osten seit Juni 1941.²⁹

In der Heimat war Goebbels als Reichsbevollmächtigter für den totalen Kriegseinsatz in erster Linie bestrebt, die Zivilwirtschaft in Hinblick auf Männer für den Kriegsdienst «durchzukämmen». Bis Ende September 1944 hatten weitere 500'000 Männer ihren Einberufungsbescheid erhalten, bis Dezember hatte sich ihre Zahl verdoppelt. Himmler nutzte seine neuen Befugnisse als Oberbefehlshaber des Ersatzheeres, um anzuordnen, dass alle Männer, die von ihren Einheiten getrennt worden waren, zum Ersatzheer zu versetzen waren – ganz gleich, ob sie der Wehrmacht, der Polizei, der Waffen-SS, der Organisation Todt oder dem Reichsarbeitsdienst angehörten. Unterdessen spürten Parteifunktionäre auf Orts-, Kreis- und Gau-Ebene eifrig «Versprengte» auf und schickten sie zu ihrer Einheit zurück: Bis Mitte September belief sich ihre Zahl auf 160'000 Mann. Keine dieser Massnahmen konnte die Verluste des Sommers aufwiegen, aber die Verstärkung sorgte zumindest für etwas Entlastung. Die Wehrmacht blieb weiterhin eine schlagkräftige Streitmacht, die durch immer drakonischere Disziplinarmaßnahmen und kampfgestählten Korpsgeist zusammengehalten wurde.³⁰

Goebbels, Himmler, Speer und Bormann bezogen ihre Machtbefugnisse als neues «Quadrumvirat» unmittelbar von Hitler, der sich weitgehend heraushielt und – wenn überhaupt – nur eingriff, um die gesellschaftlichen Auswir-

kungen ihrer totalen Mobilisierung abzumildern: So erkundigte sich der Führer, ob die bayerischen Nerven eine Kürzung der Bierration verkraften würden, und er fugte der von Goebbels erstellten «Gottbegnadeten-Liste» der Musiker und Schauspieler, die von der Einberufung ausgenommen werden sollten, Namen hinzu wie die Dirigenten Clemens Krauss und Herbert von Karajan, den Pianisten Walter Gieseking, die Schriftsteller Heinrich Zillich und Hans Grimm und den Schauspieler Heinrich George. Doch selbst in dieser Phase hing die Umsetzung von Massnahmen des «totalen Kriegseinsatzes» davon ab, dass weite Teile der Bevölkerung sich daran beteiligten und von ihrer Berechtigung überzeugt waren.

Obwohl das nationalsozialistische Regime es sich von Anfang an zum Ziel gesetzt hatte, den Wertvorstellungen und Treuepflichten seiner Bürger eine völlig neue Prägung zu geben, spielten in diesem Prozess weder Propaganda noch Hitlers Popularität die entscheidende Rolle. Der Glaube an Hitler hing in den dreissiger und selbst in den vierziger Jahren nicht davon ab, dessen radikalen Antisemitismus oder dessen Ansichten zum Krieg als geistiger Notwendigkeit einer grossen Nation zu teilen. Im Gegenteil, der Nationalsozialismus war am erfolgreichsten und populärsten, wenn er Frieden, Wohlstand und leichte Siege versprach. Es bedurfte der Flächenbombardierungen von 1943 und der militärischen Niederlagen von 1944, ehe Deutsche sich in grosser Zahl der apokalyptischen Sicht ihres Führers von «Sieg oder Vernichtung» anschlossen. Als der deutschen Bevölkerung im Herbst 1944 klar wurde, dass sie die Verteidigung ihres Landes sicherstellen musste, erreichte die Denunziation von Kollegen einen Höhepunkt, und die NSDAP erlebte eine kleine Beitrittswelle. Obwohl weiterhin viele Parteifunktionäre äusserst unbeliebt waren und vermehrt Kritik an der Führung laut wurde, spornten deren Schwierigkeiten bei der Verteidigung der Heimat die Menschen offenbar an, selbst mehr Initiative zu ergreifen. Es waren also weniger die Erfolge des Regimes als vielmehr seine Schwächen, durch die sich so viele Deutsche, die sich eben nicht als Nationalsozialisten verstanden, von der moralischen Brutalität seiner Grundwerte infizieren liessen.

Als die Notwendigkeit, Deutschland an den eigenen Grenzen zu verteidigen, mit unnachgiebiger Logik die Oberhand gewann, lag eine neue Blutrünstigkeit in der Luft. Am 14. Oktober 1944 nahm der Volkssturm in Duisburg einen «verdächtig wirkenden» russischen Kriegsgefangenen fest, der

Totale Niederlage

nach einem Luftangriff auf die Stadt in einem Räumtrupp arbeitete. Sie stellten ihn auf der Stelle an die Wand und erschossen ihn, nur weil ihnen jemand gesagt hatte, ein russischer Kriegsgefangener habe im Keller eines zerstörten Hauses in der Nähe eingemachtes Obst gegessen.³¹ Die drastische Zunahme der Gewalt ging Hand in Hand mit einem neuen Gefühl der Verwundbarkeit und Angst. In den langen Gängen am Berliner U-Bahnhof Friedrichstrasse war Ursula von Kardorff zugleich fasziniert und verängstigt von der polyglotten Welt der Fremdarbeiter, die sie in diesem «Berliner Schanghai» sah. Beim Anblick der jungen Männer mit grellbunten Halstüchern und langen Haaren, die in den grossen Brauhäusern lachten, sangen, tauschten und handelten, musste sie an die Gerüchte denken, die sie über deren geheime Waffenverstecke gehört hatte. «Zwölf Millionen Fremdarbeiter gibt es in Deutschland», überlegte sie, wobei sie ihre Anzahl allerdings um die Hälfte zu hoch einschätzte. «Eine Armee für sich. Manche nennen sie das Trojanische Pferd des heutigen Krieges.» Tatsächlich kursierten Gerüchte, dass man Fremdarbeiter bald in Konzentrationslager bringen wolle, um einen Aufstand zu verhindern.³²

Bei einer ihrer Fahrten von Krumke nach Berlin war Liselotte Purper angetan von der unbekümmerten Atmosphäre in der Stadt. «Berlin bleibt Berlin», schrieb sie Kurt.³³ Als treue Anhänger des NS-Regimes fühlten sich die beiden berechtigt, ihre Meinung zu äussern. Und Liselotte teilte Goebbels' Ansicht nicht, «dass wir unbedingt siegen werden, weil wir siegen müssen», wie sie Kurt gegenüber zugab. Sie vertrat eine positivere Haltung: «Dass wir nicht Schicksal erlehen, sondern Schicksal machen mit eigener Hand unter des Führers Wort: ‚Hilf Dir selber, dann hilft Dir Gott!« Auch Kurt war von einer Goebbels-Rede im November wenig beeindruckt; ihm waren Waffen wichtiger als Worte.³⁴

Aber Worte spielten nach wie vor eine wesentliche Rolle und liessen Deutsche an Deutungsmustern festhalten, von denen sie sich offenbar nicht ff eimachen konnten. Goebbels' neue Parole lautete: «Zeit gegen Raum» – ein Versprechen also, dass Deutschland sich mit den drastisch steigenden Kriegspferzahlen und den erbitterten Verteidigungskämpfen 1943 und 1944 Zeit verschafft habe, bis «neue Waffen» einsatzbereit wären. Am 30. August brachte der *Völkische Beobachter* einen Artikel des altgedienten Kriegskorrespondenten Joachim Fernau über «Das Geheimnis der letzten Kriegsphase». Darin zitierte er Winston Churchill, der angeblich gesagt ha-

be: «Wir müssen den Krieg bis zum Herbst beenden, sonst ...» Deutschland müsse nur bis dahin durchhalten. «Der Sieg ist wirklich ganz nah», versicherte Fernau seinen Lesern. In einigen Schulklassen wurde sein Artikel vorgelesen. Ursula Kardorff wunderte sich in Berlin, dass seine Enthüllung, Deutschland bereite den Einsatz einer «Wunderwaffe» vor, «grösstes Aufsehen» erregte. Als Victor Klemperer den Artikel in Dresden las, reagierte er mit seiner typischen Mischung aus Skepsis gegenüber dem Wahrheitsgehalt und Fragen nach dem Propagandawert dieser Meldung. In seinem geheimen Tagebuch notierte er: «Das ist das Tollste, was man sich bisher geleistet hat. Populär geheimnisvoll. (...) Immerhin: Mit der Parole ‚Zeit gegen Raum‘ und mit den geheimnisvollen Waffen hält man das Volk bei der Stange.» Aber selbst Klemperer war sich nicht sicher, was Tatsache und was Propaganda war: «Deutschland pokert. Blufft es, oder hat es wirklich noch Trümpfe?» Diese Frage stellten sich auch andere Deutsche den ganzen Spätsommer und Herbst hindurch.³⁵

Unterdessen verlangte die Heimat die entschlossene Verteidigung ihrer Grenzen. Als Kurt Orgels Einheit sich an der baltischen Küste zurückzog, konnten seine Männer sich nicht durchringen, das Vieh vor den Augen der lettischen Bauern zu erschiessen, obwohl ihnen klar war, dass ihr Mitgefühl der Roten Armee nützen würde. Liselotte antwortete prompt und unverblümt:

«Zorn kommt mich an! So kann ich Dir auch gleich zurufen: birg Dein weiches deutsches Herz unter äusserer Härte. Niemand auf der ganzen Welt schätzt oder achtet weiche Gemütsregungen ausser den Deutschen selbst! Denkt nur an die Grausamkeiten, denen Eure Heimat ausgeliefert ist, wenn ... denkt an die Brutalität, mit der wir vergewaltigt und hingemordet würden, denkt nur an das unbeschreibliche Elend, das der Luftterror allein schon über unser Land bringt. Nein, lasst die Bauern heulen, wenn Ihr das Vieh töten müsst, wer kümmert sich um unser Leid, das Ihr vermehrt – jawohl Ihr, die Ihr Euch echt deutschen Gemütsregungen überlasst. Nein, dem Feind schaden, wo Ihr könnt, dazu seid Ihr da, nicht um es ihm leichter zu machen im Kampf gegen Euch.»³⁶

Bis zum 24. Oktober hatten sich Kurt und der Rest der 18. Armee ins Memelland zurückgezogen. Ihm war vollauf bewusst, dass nicht mehr nur lettische Bauern zu leiden hatten: Jede Granate, die sie abfeuerten, traf nun ein

Totale Niederlage

deutsches Dorf oder einen deutschen Bauernhof. Für ihn war es die schwerste Bürde, die der Krieg ihnen auferlegte, wie er Liselotte schrieb. Trotz seiner Erfahrungen in den vorangegangenen drei Jahren, in denen sich sein Artilleriebataillon an der Bombardierung von Leningrad beteiligt hatte, erwähnte Kurt hier erstmals den menschlichen Tribut, den der Krieg forderte.

Peter Stölten kämpfte nun ebenfalls auf deutschem Boden. Auf dem Weg zu dem ostpreussischen Gutshof nördlich der Romintener Heide, auf dem er einquartiert war, musste er an den deutschen Flüchtlingstrecks vorbei. Er fuhr über zerquetschte Gänse, vorbei an einem nervösen Mädchen mit Pelzkappe, das sich ständig nach Tieffliegern umsah, vorbei an Kindern, die Pferdewagen lenkten, und an kilometerlangen muhenden Rinderherden. Ihm war klar, dass die in der Ferne brennenden Bauernhöfe Deutschen gehörten. Nach den Kämpfen in der Normandie und beim Warschauer Aufstand hatte Stölten versucht, seine eigene moralische Krise in literarischer Form auszudrücken und zu lösen. Als er in den Büchern stöberte, die Flüchtlinge zurückgelassen hatten, und die Werke seiner Lieblingsautoren – Lichtenberg, Oscar Wilde, Dostojewski, Hofmannsthal, Binding, Edgar Alan Poe und Hesse – durchblätterte, hatte er den Eindruck, dass sie ihm nichts mehr sagten. Stattdessen hatte er das deprimierende Gefühl: «Wieviel ärmer bin ich geworden.» Nicht einmal Rilke und Hölderlin sprachen ihn noch an. In der relativen Ruhe des ostpreussischen Gutshofs gab er sich seiner Erschöpfung hin. «Wenn Du wüsstest, wie müde alles ist», schrieb er Dorothee. Aber sobald der nächste Angriff kam, war Stölten wieder hellwach: «So erlebt man den Tag wieder intensiver, lebt heftiger und sieht in Pausen mehr Schönheit eines Morgens». Aber ein Teil von ihm beobachtete nun mit olympischer Distanz «Tod und Untergang, Massenmord Europas». Zunehmend versuchte Stölten, sich in einem Glauben zu üben, den er nach den Erfahrungen in der Normandie nicht aufgebracht hatte, und zu lernen, «dass alles Schicksal von Gott kommt und seiner Unentrinnbarkeit wegen zufrieden genommen werden will – und *doch* zu lieben, zu planen und zu bauen». Er akzeptierte zwar seine Rolle als Vaterlands Verteidiger, verknüpfte seine eigenen Zukunftshoffnungen aber ausschliesslich mit Dorothee. In einem seiner Träume wartete sie im Tunnelgang eines Berliner S-Bahnhofs auf ihn, «mir zugewandt, gross, gerade, schlank, in einem weisswollenen, senkrecht fallenden Mantel:

Dorothee. Die Haare etwas dunkler, überhaupt ein klarer Kontrast zwischen hell (Haut) und dunkel (Haar, Augen, Lippen) im Gesicht – ein schönes Bild».³⁷

Ein unverhoffter Urlaub brachte Stölten im Dezember ein Wiedersehen mit seiner Verlobten. Es war seltsam, wieder in seinem vertrauten Dachatelier in Zehlendorf zu sein, das seine Eltern so erhalten hatten, wie er es zurückgelassen hatte. Er wollte immer noch malen, allerdings war ihm mittlerweile der «Pinsel so fremd geworden wie einem Eskimo das Fischbesteck». Zudem war er sich schmerzlich bewusst, wie wenig sich seine künstlerischen Kenntnisse und Fähigkeiten im vorangegangenen Jahr weiterentwickelt hatten. Er hatte den Eindruck, «mein Ziel liegt nicht auf dem Weg, den ich seit Jahren zu gehen gezwungen bin». Das Wiedersehen mit Dorothee bestätigte ihm, dass das Leben lebenswert war, stürzte ihn zugleich aber in eine neue Krise, da er – zum ersten Mal – über seine Rückkehr ins zivile Leben nach dem Krieg nachdachte. Wie sollte er von Dorothee verlangen, mit ihm das Leben eines mittellosen Künstlers in einer Zukunft zu teilen, die ihm «dunkel und hoffnungsarm und voll unerhörter Armut» erschien. Erstmals zog Stölten offenbar eine Niederlage Deutschlands in Betracht. «Nach diesem Krieg kommt bald, vielleicht in 20 Jahren, ein nächster, der sich heute schon fern erkennen lässt», warnte er seine Verlobte in seinem ersten Brief nach diesem Urlaub in der Heimat. «In jedem Fall scheint mir das Leben dieser Generation durch Katastrophen bemessen.» Aber die bevorstehende Katastrophe vorauszusehen bedeutete keineswegs, dass er schon zur Kapitulation bereit gewesen wäre.³⁸

Nach der Wiederaufnahme der Bombardements auf deutsche Städte im Herbst 1944 griff Lisa de Boor auf die deutsche Kultur zurück, um daraus Kraft zu schöpfen. Als sie hörte, dass Goethes Geburtshaus zerstört worden war, tröstete sie sich, den Dichter könne man nur suchen und finden «im ‚Faust‘, im ‚Wilhelm Meisten, in ‚Dichtung und Wahrheit, im ‚West-Östlichen Divane, das alles kann nicht durch Terrorflieger zerstört werden, wenn man es als Substanz einmal geschmeckt hat und bewahrt und belebt». In ihrer seit 1939 gehegten Hoffnung auf eine baldige Kriegsniederlage und ein Ende der nationalsozialistischen Diktatur stützte sie sich auf ihren geistigen Lehrer Rudolf Steiner, der, ausgehend von einer esoterischen Auslegung der Schriften Goethes, die Anthroposophische Gesellschaft gegründet hatte. Trotz ihres humanitären Internationalismus hatten die Steiner-Zitate, die

Totale Niederlage

Lisa de Boor passend fand, auch starke deutschnationale Anklänge: «Es gehört zu den wunderbarsten Fügungen des Schicksals, dass der Deutsche stets dann, wenn ihm die Strömungen der Aussenwelt entschieden ungünstig waren, seine innere Kraft, die Gewalt seines Geistes am besten zur Entfaltung brachte.»³⁹ Wie in ihrer Bewunderung für Hölderlin und Ernst Jünger fand sie auch hier in den Worten eines Schriftstellers, der keinerlei Verbindung zum Nationalsozialismus hatte, ein gewisses patriotisches Selbstverständnis. Am 25. November 1944 beging sie den Totensonntag, indem sie endlich das lange geplante Gedicht zum Gedenken an die deutschen Kriegstoten schrieb:

Nun mehren sich im Reiche drüben
Die jungen, die geliebten Toten,
Sie fuhren still in schwarzen Booten
Und schauten ernst, gefasst nach hüben,
Wo unsre Ufer feurig lohten.

Sie gingen klaglos, stumm von hinnen.
Doch ihre Spur bleibt leuchtend stehen,
Und Worte – ihr Vermächtnis – wehen
Und weisen Liebende nach innen
Den Totendienst dort zu versehen.⁴⁰

Bis dahin war Marburg zwar noch nicht bombardiert worden, aber Lisa de Boor war klar, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis der Krieg auch sie einholen würde. Sie las noch einmal Thomas von Kempen und den letzten Brief eines Malers, der in Russland vermisst wurde. Praktisch denkend wie immer, trocknete sie Früchte und bereitete Betten für den stetigen Strom von Freunden vor, die aus dem Westen flüchteten. Als sie auf Nachrichten von ihrer Tochter wartete, die in Gestapo-Untersuchungshaft sass, und eine Mutter traf, deren Tochter beim Dienst an einer Flakbatterie umgekommen war, fragte Lisa sich: «Was hat die göttliche Welt mit dem deutschen Volk vor, dass sie ihm so schwere Prüfungen auferlegt?»⁴¹

Ganz ähnlich, wenn auch in schlichteren Worten, äusserte sich Irene Guicking in einem Brief an Ernst: «Und dieser Krieg stellt uns auf so eine harte Probe.» In ihrem Kummer über ihre Trennung fand sie Trost in dem Spruch: «Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ...» Tagsüber hatte sie mit ihren beiden Kleinkindern alle Hände voll zu tun, aber wenn sie allein im Bett lag, hatte sie Zeit, darüber zu grübeln, wie sehr sie ihn vermisste. Sie tröstete sich

mit Erinnerungen an die erste Zeit ihrer Bekanntschaft, konnte aber ihre Ängste nicht verbergen: «Ich habe Dich doch so lieb. Aber dann packen mich diese schmerzlichen Gedanken. Du bist ein Mann. Du hast mich so über alles lieb. Aber trotzdem, wie kannst Du mit Deinen gewissen Gefühlen zurechtkommen, die sich im Kopf regen? Ich darf nicht weiterdenken. Du bist halt ein Mann.» Dagegen schrieb sie Ernst in vergleichsweise leichtem Ton, dass ihre Wohnung in Giessen den Bomben zum Opfer gefallen war. Zu dieser Zeit war sie jedoch mit den Kindern schon lange zu ihren Eltern in das relativ sichere Lauterbach gezogen.⁴²

Am 4. und 5. November 1944 wurde August Töpferwiens Heimatstadt Solingen bombardiert; der zweite Luftangriff zerstörte die gesamte Innenstadt. Margarete schrieb ihrem Mann, dass von 6'000 Toten die Rede sei. Ihr Haus und die Möbel waren weitgehend verschont geblieben. Sie und ihr sechzehnjähriger Sohn Karl Christoph hatten es geschafft, sich mit Federbetten, Rucksäcken, Koffern und Taschen in überfüllten Nachtzügen und Wartesälen voller erschöpfter Soldaten und Zivilisten bis in das relativ sichere Niedersachsen durchzuschlagen. Nun war sie «dankbar, dass wir der Hölle des Westens den Rücken kehren durften», und fand es unbegreiflich, wie «die Menschen diese Nervenüberbelastung hier längere Zeit aushalten sollen (...) Vor jedem Mittagessen mussten wir fort in den Keller. – Und trotzdem geht das Leben weiter ...»⁴³

Wenn Liselotte Purper die Städte zählte, die durch Luftangriffe der Alliierten zerstört wurden – Strassburg, Freiburg, Wien, München, Nürnberg, Braunschweig, Stuttgart, «ganz zu schweigen von unserem Hamburg» –, packte sie ohnmächtige Wut über das «Weltverbrechertum»: «Ein solcher abgründtiefer Hass, ein solcher fanatischer Vernichtungswille war noch nicht in der Welt. Sie wissen nicht, was sie tun! Sie rasen! Einmal mögen sie vielleicht – wenn das Tuch der sinnlosen Wut vor ihnen sinkt, erschüttert sehen, was sie getan haben.» Nun schlug sie einen völlig anderen Ton an als in ihrem trotzigen Brief im September, in dem sie behauptet hatte: «Berlin bleibt Berlin!» Sie fragte: «Und wir? Wir sind wohl stolz, aber ohnmächtig. Wenn wir wieder Flügel bekommen werden, werden sie sich über den Trümmern schönster Kultur entfalten, die niemals wieder aufzubauen ist, in dem was sie war.»⁴⁴

Am Abend des 12. September 1944 kamen die britischen Bomber wieder nach Stuttgart. Innerhalb von 31 Minuten warfen sie 75 schwere Luftminen,

Totale Niederlage

4'300 Sprengbomben und 180'000 Brandbomben über der Altstadt ab und verwüsteten eine Fläche von fünf Quadratkilometern. Es war eine Wiederholung der Luftangriffe vom 29. Juli, die zahlreiche Dächer abgedeckt und ausgedehnte Brände in der Stadt verursacht hatten. Doch diesmal half die schwüle Spätsommerluft, in dem tiefen Talkessel einen Feuersturm zu entfachen. Wie in Rostock, Hamburg und Kassel starben auch hier viele in den Flammen. In mehreren Luftschutzkellern der Stadt wurde es sehr schnell übermässig heiss. Schätzungsweise 1'000 Menschen kamen zu Tode, viele erstickten, als Kohlenmonoxidgase in die Keller ihrer Wohnhäuser drangen, in denen sie Schutz gesucht hatten.⁴⁵

Nachdem die Deutschen Frankreich und Belgien hatten aufgeben müssen, waren ihre vorgeschobenen Jagdgeschwader-Stützpunkte in die Hand der Alliierten gefallen. Da auch die deutschen Flakbatterien und Warnsysteme entlang der Kanalküste verlorengegangen waren, konnten die britischen und amerikanischen Bomberflotten sich nun ungehindert Ziele aussuchen, die sie zuvor noch nicht angegriffen hatten, und ohne sonderliche Vorwarnung bombardieren. Strategisch gesehen, hatten die Luftangriffe auf das Ruhrgebiet, Hamburg und Berlin von März 1943 bis März 1944 die wichtigste Einzelphase des Bombenkriegs ausgemacht. Taktisch aber waren sie jetzt verheerender denn je. Der fortwährende Ausbau ihrer Bomberflotten ermöglichte es den Briten und Amerikanern, das Vierzehnfache der Bombenfracht zu transportieren und sie sechsmal so treffsicher wie 1941/42 abzuwerfen. Mehr als die Hälfte der Gesamttonnage an Bomben, die auf Deutschland abgeworfen wurden, ging in den letzten acht Kriegsmonaten nieder.⁴⁶

Sie forderten einen unvergleichlich höheren Todeszoll als die vorhergehende Phase des Luftkriegs. In Darmstadt entfachten die Bomben in der Nacht des 11. September einen Feuersturm, bei dem 8'494 Menschen ihr Leben verloren: In einer einzigen Nacht kam es dort zu mehr Bombenopfern als in der häufig bombardierten Stadt Essen während des gesamten Krieges. In Heilbronn wurden in der Nacht des 5. Dezember 5'092 Menschen getötet. Am 16. Dezember forderten Luftangriffe auf Marburg 4'000 Todesopfer. Über die Hälfte der durch den Luftkrieg getöteten deutschen Zivilisten starben nach August 1944: 223'406 von den schätzungsweise insgesamt 420'000 Bombenopfern während des gesamten Krieges.⁴⁷

Neben dem Ausmass der Feuerstürme sorgte bei diesen Luftangriffen auch das Überraschungsmoment für eine unverhältnismässig hohe Zahl ziviler

Todesopfer. Die Einwohner der Städte, die bis dahin am häufigsten bombardiert wurden – wie Essen, Düsseldorf, Köln, Kassel, Hamburg und Berlin –, hatten jahrelang einzuschätzen gelernt, wann es auf der Strasse gefährlich wurde und wo sie auf dem Weg zur Arbeit Schutz suchen konnten. In München, Augsburg, Stuttgart, Wien und Salzburg musste die Bevölkerung sich nun unter erheblich schlechteren Bedingungen wesentlich schneller umstellen. Städte, die erstmals Luftangriffen ausgesetzt waren, hatten weder die Zeit noch das Material, neue Bunker zu bauen. Als nun Regionen im Reich, die bis dahin als Evakuierungsgebiete gedient hatten, zu Angriffszielen der Alliierten wurden, erlebten Deutsche, dass sie nirgendwo mehr wirklich sicher waren.

Mit der Ausweitung des Luftkriegs kreisten Gerüchte über Deutschlands «neue Waffen» um das, was offensichtlich am dringendsten fehlte. In einem Bericht an das Propagandaministerium hiess es im November 1944: «Die Auffassung sei allgemein verbreitet, dass ohne Brechung der feindlichen Luftüberlegenheit eine Kriegswende nicht herbeigeführt werden könne. Aus diesem Grunde würde der Einsatz unserer neuen Jagdflugzeuge mit grössten Hoffnungen erwartet.» Solche Gerüchte waren keineswegs aus dem Nichts entstanden. Zu dieser Zeit absolvierte ein Jagdgeschwader gerade Übungsflüge mit dem neuen Messerschmitt-Jagdbomber ME 262, der mit Strahltriebwerken ausgestattet war. Von August bis November 1944 wurde er sogar gelegentlich bei Kampfeinsätzen erprobt, wegen chronischer Triebwerksausfälle jedoch erst im folgenden Jahr regulär in Dienst genommen. Ingenieure steckten ihr gesamtes Können in die Entwicklung neuer Düsenflugzeuge, zu denen unter anderem auch Alexander Lippischs raketenangetriebenes Flugzeug gehörte, das erste Modell, das über die bahnbrechenden Deltaflügel verfügte. Da Deutschland jedoch von Rohstofflieferungen aus der Türkei und Portugal – vor allem Chrom, Wolfram und Bauxit – abgeschnitten war, konnte es hochwertige Stahllegierungen und Aluminium nur noch aus Lagerbeständen produzieren. Anfang September flog die amerikanische Bomberflotte drei verheerende Angriffe auf Werke, die synthetische Kraftstoffe herstellten – die Lebensader der Luftwaffe –, und schufen damit die besten Voraussetzungen für eine endgültige Wende in der strategischen Kontrolle über den deutschen Luftraum. Da der Treibstoffmangel die verfügbaren Flugstunden einschränkte, wurden junge, unerfahrene Piloten mit geringen

Totale Niederlage

Überlebenschancen in den Kampf geschickt. In der zweiten Jahreshälfte 1944 verlor die Luftwaffe 20'200 Flugzeuge und war praktisch vernichtet.⁴⁸

In dieser aufgeheizten Atmosphäre, die gefährlich zwischen Hoffen und Hilflosigkeit schwankte, eröffnete Goebbels eine neue Propagandaoffensive gegen «bolschewistischen Terror». Die Bestandteile waren die gleichen wie bei der Berichterstattung über Katyn im April und Mai 1943, nur handelte es sich bei den Opfern diesmal nicht um polnische Offiziere, sondern um deutsche Zivilisten. Bei dem sowjetischen Einfall nach Ostpreussen hatten zwei Panzerbataillone den Weiler Nemmersdorf und seine Brücke eingenommen und vom 21. bis 23. Oktober 1944 gehalten, bis eine Gegenoffensive der Wehrmacht sie zurückgedrängt hatte. Die meisten der 637 Einwohner des Dorfes waren davongekommen, einige hatten die sowjetischen Truppen nach der Besetzung des Ortes durchgewunken. Manche der Besatzungskräfte hatten normale Beziehungen zu den Einheimischen aufgenommen – von ihnen dankbar Essen angenommen und sich radebrechend mit ihnen unterhalten –, andere hatten Deutsche geschlagen, ausgeraubt, vergewaltigt oder getötet. Als deutsche Truppen das Dorf zurückeroberten, sammelten Männer des Volkssturms die Leichen von 26 Zivilisten ein und legten sie in ein offenes Grab auf dem örtlichen Friedhof. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und am folgenden Tag traf Himmlers Leibarzt, Professor Dr. Karl Gebhardt, mit Abordnungen der Partei, der SS und der Polizei im Ort ein. Am 25. Oktober führte eine Einheit der Feldgendarmarie eigene Ermittlungen durch, fand aber keine weiteren Leichen. Die 13 Frauen, fünf Kinder und acht Männer wurden aus dem offenen Grab geholt und so auf den Boden gelegt, dass Mediziner sie fotografieren, identifizieren und untersuchen konnten. Sie stellten fest, dass es sich bei den Toten, bis auf den Bürgermeister, überwiegend um ältere Männer und Frauen handelte und sie durch Kopfschüsse getötet worden waren. Obwohl man nur bei einer der jüngeren Frauen Hinweise auf eine Vergewaltigung fand, liessen Aufnahmen der Fotografen etwas anderes vermuten, da sie die weiblichen Opfer – deren Leichen man bereits mindestens zweimal bewegt hatte – mit hochgezogenen Röcken und heruntergeschobenen Strümpfen aufnahmen. Gebhardt – der Präsident des Deutschen Roten Kreuzes war und zugleich Experimente an weiblichen KZ-Häftlingen durchführte – war durchaus zuzutrauen, dass er sie so herrichten liess, bevor die Fotografen eintrafen.⁴⁹

Es war ein Massaker, wie viele der deutschen Ermittler sie selbst auf sowjetischem Territorium begangen hatten. Einer der zahlreichen hochrangigen deutschen Besucher behauptete in seinem Tagebuch, Frauen und Kinder gesehen zu haben, die an Scheunentore genagelt gewesen seien. Obwohl die Feldgendarmarie keine Belege für solche Vorkommnisse dokumentierte, lieferten Geschichten über gekreuzigte Frauen und Kinder den Stoff für die Berichterstattung in den deutschen Medien. Die Journalisten, die darüber schrieben, verfügten über so wenige Detailinformationen, dass Goebbels sie drängte, sie zu erfinden und «dichterische Wahrheit» zu vermitteln. Zum ersten, aber nicht zum letzten Mal lieferte Ostpreussen Belege, die den ständigen Beschwörungen der sowjetischen Gefahr in deutschen Ohren Glaubwürdigkeit verliehen. Und wie bei Katyn wurde auch hier das normalerweise geltende Tabu aufgehoben, nach dem Bilder von Gräueln nicht gezeigt werden sollten, und sowohl Zeitungen als auch die Wochenschau veröffentlichten Aufnahmen der 26 Leichen. Der *Völkische Beobachter* brachte Fotos der ermordeten Kinder auf der Titelseite. So wurde Nemmersdorf zum Synonym für die Verbrechen «asiatischer Horden», die «jüdische Kommissare» aufgepeitscht hatten.⁵⁰

In Ostpreussen hinterliessen sowohl der sowjetische Einfall im Oktober als auch die erfolgreiche deutsche Gegenoffensive tiefe Spuren. Der Oberbefehlshaber der wiederhergestellten Heeresgruppe Mitte, Generaloberst Reinhardt, beschrieb seiner Frau «die Wut, de[n] Hass, der uns erfüllt, seit wir gesehen haben, wie in dem von uns südlich Gumbinnen wieder eroberten Gebiet die Bolschewiken gehaust haben». In anderen Gebieten des Reiches lösten die Berichte über die Vorfälle in Nemmersdorf gemischte Reaktionen aus. Ihr Wahrheitsgehalt wurde von so vielen angezweifelt, dass Goebbels sich in seinem Tagebuch eingestand: «Insbesondere hätten die Nachrichten von Nemmersdorf nur einen Teil der Bevölkerung überzeugt.» Zudem wurden Vorwürfe laut, die Partei habe Zivilisten nicht rechtzeitig aus diesem Gebiet evakuiert. Ausserdem fragten sich manche in weiter entfernten Regionen des Reiches, warum sie sich Sorgen machen sollten, nur weil die Russen «in Ostpreussen ein paar Menschen umgebracht haben».⁵¹

Für die Einwohner Stuttgarts im Südwesten Deutschlands war der Bezirk Gumbinnen denkbar weit entfernt, nämlich am anderen Ende des Reiches in seinen Vorkriegsgrenzen, und die traditionelle schwäbische Abneigung ge-

Totale Niederlage

gen alles Preussische hatte sich im Laufe des Krieges nur noch verstärkt. Zudem waren die Stuttgarter noch zutiefst verunsichert durch den Feuersturm vom 12. September und standen sämtlichen Propagandabotschaften äusserst skeptisch gegenüber. Das besonders pessimistische SD-Büro in Stuttgart berichtete, Volkes Stimme frage sich:

«Was bezweckt die Führung wohl mit der Veröffentlichung solcher Bilder wie die im NS-Kurier am Samstag? Sie müsste sich doch sagen, dass jeder denkende Mensch, wenn er diese Blutopfer sieht, sofort an die Greuelthaten denkt, die wir im Feindesland, ja sogar in Deutschland begangen haben. Haben wir nicht die Juden zu Tausenden hingeschlachtet? Erzählen nicht immer wieder Soldaten, Juden hätten in Polen ihre eigenen Gräber schaufeln müssen? Und wie haben wir es denn mit den Juden gemacht, die im Elsass im KZ [Natzweiler] waren? Die Juden sind doch auch Menschen. Damit haben wir den Feinden ja vorgemacht, was sie im Falle eines Sieges mit uns machen dürfen.»⁵²

Das klang ganz ähnlich wie die Äusserungen im Sommer und Herbst 1943, die Goebbels und Himmler mit einer Mischung aus Ermahnung und exemplarischer Bestrafung zum Verstummen gebracht hatten. Nun, in der nächsten Krise, tauchten sie wieder auf. Als das Regime defätistische Tendenzen erneut zu bekämpfen versuchte, um anhand von Nemmersdorf die Angst vor vernichtendem «jüdischem Terror» zu schüren, stiess es abermals auf eine Welle der Kritik an seinem eigenen Beitrag, den es zur Eskalation der Mordspirale geleistet hatte. In dieser angespannten Stimmung genügte ein Streit über Sitzplätze in einer Berliner S-Bahn, um einige Fahrgäste zu der Bemerkung zu veranlassen: «Man müsse doch menschlich bleiben, denn wir hätten doch schon genug Schuld auf uns geladen durch die Juden- und Polenbehandlung, die man uns noch heimzahlen werde.» Solche Momente, in denen Fremde öffentlich miteinander darüber diskutierten, wer für den «jüdischen Krieg» verantwortlich sei, markierten wiederkehrende Tiefpunkte der Kampfmoral an der Heimatfront. Im Gegensatz zu Katyn waren die 26 Leichen in Nemmersdorf allerdings keine so bedeutende Gräueltat, dass sie auch in der internationalen Öffentlichkeit Beachtung gefunden hätte. Deren Aufmerksamkeit richtete sich damals auf einen anderen Ort des Schreckens.⁵³

Am 24. Juli 1944 hatte die sowjetische 2. Panzerarmee 1'500 sowjetische

Bombenangriffe

36 Ausgebombte bergen ihre Habe aus zerstörten Häusern in Köln, 1943.



37 Der Feuersturm von Hamburg:
Überlebende im Reeperbahn-Bunker, Juli 1943.



38 Der Feuersturm von Hamburg:
KZ-Häftlinge sammeln die Leichen
der Todesopfer ein, August 1943.



39 Evakuierung: Abschied am Bahnhof Hagen, Juli 1943.



40 Mädchen aus Hagen
an der Ostseeküste.



41 Gedenkfeier für die Todesopfer des Feuersturms von Hamburg, 21. November 1943.



42 Flakhelferinnen reparieren einen Scheinwerfer.

Die Endphase



43 Flucht aus Ostpreussen über die Frische Nehrung, Januar/Februar 1945.



44 Todesmarsch nach Dachau: Tote KZ-Häftlinge in einem Zug, April 1945.

Niederlage und Befreiung



45 Jugendliche Soldaten ergeben sich bei Veckenburg.



46 Eva und Victor Klemperer vor ihrem Haus in Dölzchen, Sachsen (allerdings noch vor Kriegsende, vermutlich 1940).



47 Wladimir Gelfand, Leutnant der Roten Armee, mit einer Berliner Freundin.



48 Berliner beim Schwimmen nahe den Überresten des Zoo-Bunkers, 1945.



49 Schwarzmarkt in Berlin.



50 Suche nach vermissten Kindern.



51 Kellerwohnung für zwei Familien in Hamburg, Juli 1947.



52 Liselotte Purper: Rehabilitation eines Kriegsversehrten.

Kriegsgefangene aus einem Lager am Rand von Lublin befreit, in dem die flüchtenden SS-Wachen sie zurückgelassen hatten. Sie zeigten ihren Befreiern das Haus des Kommandanten, das Baustofflager, die Baracken der SS-Leute und der Gefangenen, die drei Gaskammern, das Krematorium und die Gräben für Massenerschießungen dahinter sowie Haufen von Kleidern, Schuhen und Menschenhaar. Majdanek hatte vorwiegend als Konzentrationslager für Polen und sowjetische Kriegsgefangene gedient, die in Lubliner Fabriken arbeiteten, war aber auch ein Vernichtungslager gewesen, in dem etwa 200'000 Polen, Slowaken, Juden, Roma und Rotarmisten getötet worden waren. Der sowjetische Vormarsch war so schnell erfolgt, dass der SS keine Zeit geblieben war, das Lager zu zerstören. Majdanek war das erste und – wie sich später zeigen sollte – das intakteste der Vernichtungslager, die befreit wurden. Die Sowjets erkannten sofort die Bedeutung ihrer Entdeckung. Sie luden ausländische Journalisten ein, die Fotos und Filmaufnahmen der Anlage weltweit verbreiteten. Ab Ende August warfen die Alliierten Flugblätter ab, die gewährleisten, dass Einzelheiten über die Gaskammern und Krematorien in Majdanek in Deutschland bekannt wurden.⁵⁴

Für die Soldaten der Roten Armee wurde Majdanek zum Sinnbild für den Umgang der Deutschen mit ihren Kameraden, das bestätigte, dass sie zwar Menschen vieler Nationalitäten ermordet, aber sowjetische Staatsbürger besonders ins Visier genommen hatten. Neben den Aufrufen von Ilja Ehrenburg und anderen Schriftstellern, sich an den Deutschen für die Verbrechen der Besatzungszeit zu rächen, brannten sich die Bilder aus Majdanek besonders tief ins Gedächtnis ein. Für Jurij Uspenskij, einen jungen Offizier beim sowjetischen 5. Artilleriekorps, reihte sich Majdanek in die Liste der Gräueltaten ein, die er bei der Befreiung der Dörfer in der Umgebung von Smolensk gesehen hatte. Als seine Einheit sich bis an die Grenze Ostpreussens vorkämpfte, fand er angesichts der Grausamkeiten, die seine Kameraden begingen – und die ihn entsetzten: «aber die deutsche Kaltblütigkeit in Majdanek ist hundertmal schlimmer gewesen».⁵⁵

In diesem Dezember schloss Ursula von Kardorff sich bei Freunden auf der Toilette ein und las im *Journal de Genève* einen ausführlichen Bericht über die Vergasung Tausender Frauen und Kinder in Auschwitz-Birkenau. Er beruhte auf eingehenden Schilderungen zweier slowakischer Häftlinge, denen im April die Flucht aus dem Lager gelungen war. Obwohl Kardorff

Totale Niederlage

bereits wusste, dass die Massenmorde an Juden eine Tatsache waren – wobei sie selbst einigen Juden geholfen hatte, in Berlin unterzutauchen –, waren die grausigen Details zu viel für sie. «Muss ich diesem entsetzlichen Bericht glauben?», fragte sie sich in ihrem Tagebuch. «Das kann einfach nicht möglich sein. So viehisch können selbst die brutalsten Fanatiker nicht sein.»⁵⁶

Bei vielen war Ungläubigkeit der erste Schritt, die begangenen Verbrechen anzuerkennen. Meldungen über Vernichtungslager, in denen die Opfer mit Elektroschocks oder Gas getötet wurden, ebten nicht etwa ab, sondern nahmen im Laufe des Jahres 1944 noch zu, verbreiteten sich im gesamten Reich und wurden sogar von alliierten Beobachtern bei deutschen Kriegsgefangenen in Italien verzeichnet. Neugier trieb die Menschen, über das Tabuthema zu sprechen, was tatsächlich an diesen geheimen Orten geschah. Sie erzählten einander von hohen Leichttürmen, vermutlich ohne sich klarzumachen, dass diese entstanden waren, als die Opfer im Dunkeln versucht hatten, in den Gaskammern den verbliebenen Sauerstoff unter der Decke zu erreichen. Gespräche, in denen selbst zutreffende Details falsch ausgelegt wurden, zeigten, wie intensiv- und einfallsreich – die Menschen sich bemühten, sich die bruchstückhaften Informationen zu einer stimmigen Geschichte zusammenzureimen. So lassen Gerüchte über massenhafte Tötungen durch Starkstrom erkennen, dass Berichte über die Vernichtungslager weithin – wenn auch partiell – Verbreitung fanden.⁵⁷

Nach wie vor setzten Deutsche die alliierten Luftangriffe mit der Ermordung der Juden gleich, sahen beides als Ursache ihrer eigenen Leiden und empfanden sich selbst immer mehr als Opfer. Man hätte erwarten können, dass die Bevölkerung sich im rauen Klima der polizeilichen Massnahmen nach dem fehlgeschlagenen Bombenattentat vom 20. Juli eine Selbstzensur auferlegt hätte. Ursula von Kardorff, die mit den Verschwörern sympathisierte, fürchtete eindeutig, verhaftet zu werden, und achtete sorgfältig darauf, was sie in der Öffentlichkeit sagte. Die Berichte der Wehrmacht und des SD aus Stuttgart und Berlin belegen jedoch, dass Menschen ohne solche konspirativen Verbindungen keinen sonderlichen Anstoss brauchten, um offen über die Ermordung der Juden zu reden. Ob Existenzängste sie dazu trieben oder ob sie lediglich in eine öffentliche Debatte gerieten, ausgelöst durch Medienberichte, die Massenhinrichtungsstätten mit «jüdischem Terror» ver-

knüpften, eines offenbart diese Reaktion sehr deutlich: Diese Gesellschaft war nicht – zumindest noch nicht – «atomisiert» und wurde keineswegs ausschliesslich durch diktatorischen Terror zur Fortsetzung des Krieges gezwungen. Viele Deutsche fühlten sich durchaus berechtigt, ihre Meinung zu äussern, und gingen wie selbstverständlich davon aus, dass ihre Regimetreue nicht in Zweifel gezogen würde, ganz gleich, welche Art (immer noch loyaler) Kritik sie auch äussern mochten.

Ausserdem gab es manche, die meinten, dem Regime mit Ratschlägen dienen zu können. Von Mitte November bis in den Dezember 1944 schrieben wohlmeinende Bürger dem Propagandaministerium ihre Vorschläge und legten sogar Entwürfe für Flugblätter bei, die man über den alliierten Truppen abwerfen sollte. So schlug der Leiter einer Ingenieurschule aus Kaiserslautern folgenden Flugblatttext vor:

«Engländer, Amerikaner, Russen hört auf unsere Stimme. Opfert Euer Leben nicht länger für die jüdischen Blutsauger, die Euch nur deshalb zur Schlachtbank treiben, damit sie herrlich und in Freuden leben und die ganze Welt beherrschen können. (...) Christen, sollen nie für Juden kämpfen (...) helft uns, die Vereinigten Staaten von Europa zu gründen, in denen es keine Juden mehr gibt.»

Im Propagandaministerium fand jemand das Schreiben bemerkenswert genug, um einige Schlüsselsätze zu unterstreichen. Der Text endete mit einer Variation der berühmten Parole von Marx: «Europäer aller Länder vereinigt Euch!» Statt wie im Mai und Juni 1944 kollektive Vergeltungsmassnahmen vorzuschlagen, glaubten die Briefschreiber nun, Deutschland müsse britische und amerikanische «Arbeiter und Soldaten» überzeugen, dass man sie hinterlistig zum Kampf gegen ihren natürlichen Verbündeten, Deutschland, missbrauche. Es stand jedoch durchaus zu befürchten, dass die Engländer diese Botschaft nicht verstehen würden, wie ein alter Hamburger Arzt bedauernd feststellte. Daher bedürfe jedes Flugblatt, das an sie gerichtet sei, der «Kunst, jemandem, der eine lange Leitung hat, etwas einzutrichern, was er schwer begreift», und selbst dann könne der Versuch noch fehlschlagen: «Wir Deutschen sind aber gewöhnt zu einem gebildeten Volke zu reden. (...) Diese Voraussetzungen treffen für das kümmerliche Niveau der englisch sprechenden Völker nicht zu. Daher kommen wir in Gefahr, bei ihnen an Him und Herz vorbeizureden.»⁵⁸

Totale Niederlage

Im ganzen Reich berichteten die Beobachter, die für den SS-Sicherheitsdienst, das Propagandaministerium, die Parteikanzlei und die Oberlandesgerichtspräsidenten die öffentliche Meinung im Auge behielten, über die Stimmungsumschwünge ihrer zunehmend beunruhigten «Volksgenossen». Manche, wie der SD in Stuttgart, waren durchgängig ausgesprochen pessimistisch und verzeichneten viel Kritik am Regime; einige andere wie ihre Freiburger Kollegen übten sich in überschwänglichem Optimismus. Im September erzwang die Wehrmacht von Goebbels die Erlaubnis, ihre eigene Propagandatätigkeit auszuweiten, um die öffentliche Meinung zu beobachten und zu steuern. Die Bereitschaft des Propagandaministers, diesen Eingriff in seinen Zuständigkeitsbereich zu dulden, war ein Eingeständnis, dass die Wehrmacht trotz des Attentats im Juli in der Öffentlichkeit immer noch ein höheres Ansehen genoss als die Partei. Auch weiterhin bestimmten militärische Entwicklungen die Stimmung der Zivilbevölkerung. Im Westen erholte sie sich nur langsam und zögernd von dem Rückzug aus Frankreich. In Orten, in denen Einwohner Anfang September unverhohlen alles für verloren erklärt hatten, hörten sie drei Wochen später immer noch keine Nachrichten, sondern fügten sich und «erfüllten gehorsam ihre Pflicht».

Am 15. Dezember berichtete Irene Guicking in einem Brief an Ernst erneut über die Bombardierung Giessens. Alle, die im Rathauskeller Schutz gesucht hätten, seien ums Leben gekommen. Irene hatte gehört, dass der Luftangriff 2'500 Todesopfer gefordert und 30'000 Menschen obdachlos gemacht habe. Ihr eigenes Haus war nicht so schwer beschädigt, wie sie zunächst befürchtet hatte. Eine Bombe war im Hof unmittelbar vor dem Haus eingeschlagen, das nun unbewohnbar war; immerhin war die Einrichtung praktisch unversehrt geblieben. Nur Ernsts Strohhut, ein Andenken an eine Himelfahrtstour vor dem Krieg, war durch den Sog der Detonation hinausgeweht worden und passenderweise in dem Bombenkrater gelandet. Mittlerweile hatten sie sämtliche Möbel sicher im Haus ihrer Tante verstaut. Nur die Küche, das Sofa und das Büfett waren zu schwer für sie und mussten in der zerbombten Wohnung bleiben. Die schlimmste unmittelbare Unannehmlichkeit in dieser Bilanz von Glück und Pech war, dass Irene ihre Tante Johanna drei Tage bei sich aufheben musste. Als diese am 17. Dezember wieder fort war, munterten andere Neuigkeiten Irene auf: In der Zeitung hatte sie eine Meldung der Schweizer Presse gelesen, dass deutsche Jäger 500

feindliche Flugzeuge abgeschossen hätten. Allein schon der Gedanke, dass sie sich nun – endlich – gegen Luftangriffe verteidigen konnten, liess ihre Stimmung steigen.⁵⁹

Die Zahl der Luftangriffe auf Deutschland ging ab dem 17. Dezember 1944 tatsächlich drastisch zurück, weil die Wehrmacht am Tag zuvor eine grössere Offensive im Westen begonnen hatte. In seinem Tagesbefehl mahn-te Rundstedt am Vorabend der Schlacht: «Soldaten der Westfront! Eure grosse Stunde hat geschlagen. Starke Angriffsarmeen sind heute gegen die Anglo-Amerikaner angetreten. Mehr brauche ich Euch nicht zu sagen. Ihr fühlt es alle: Es geht ums Ganze!» Goebbels war sorgsam bedacht, die öffentlichen Erwartungen nicht vorzeitig zu schüren, und hielt die Presse zurück. Die Offensive wurde erstmals kurz am 18. Dezember im Wehrmachtbericht im Rundfunk erwähnt. Erst am folgenden Tag machte die Meldung in der Presse Schlagzeilen. Selbst der *Völkische Beobachter* verzichtete auf die üblichen bombastischen Formulierungen und verkündete schlicht: «Deutsche Offensive im Westen». Die Bevölkerung war erfreut und verwundert, dass die Wehrmacht immer noch zu einem grösseren Angriff imstande war. Viele fühlten sich wie «von einem Alpdruck erlöst». Als Sepp Dietrichs 6. SS-Panzerarmee nach Norden vorrückte und Manteuffels 5. Panzerarmee die amerikanischen Linien durchbrach und 100 Kilometer in Richtung Bastogne vorsties, verglichen die Berichte an das Propagandaministerium die Auswirkungen auf die Öffentlichkeit mit «einem reichlichen Regenfall nach langer Trockenheit». In Berlin wurde nahezu die gesamte weihnachtliche Schnaps-Sonderzuteilung konsumiert, um auf das «Weihnachtsgeschenk des Führers» anzustossen, wie viele es nannten.⁶⁰

Kurt Orgel, der mit der Heeresgruppe Nord in Kurland festsass, schilderte: «Die älteren, sturen Landser rufen begeistert: ‚Mensch, da will ick mit dabei sein!« Als sie auf der Landkarte den Fortgang der Offensive verfolgten, stellte er fest, dass seine Einheit bei dem Feldzug 1940 auf derselben Route durch Luxemburg vorgerückt war. Bis zum 21. Dezember hatte er erfahren, dass im Westen 20'000 Amerikaner gefangengenommen worden waren. Ernst Guiking berichtete von 60'000 Gefangenen. Für ihn war unmittelbar spürbar, dass die Offensive den ständigen Angriffen auf den Brückenkopf bei Issenheim im Elsass, den er und seine Kameraden hielten, ein Ende bereitet hatte. Als die begeisterten Berichte eintrafen, wurde dem Propagandaministerium

Totale Niederlage

klar, dass die Vergleiche mit der schnellen Eroberung Frankreichs 1940 höchst gefährlich waren. Umgehend bemühte sich Goebbels, die Erwartungen zu dämpfen, und setzte eine Mundpropaganda-Aktion in Gang, um die Bevölkerung auf begrenztere Erfolge einzustimmen. Die plötzlich wiederentfachten Hoffnungen weckten bei Menschen in Reichenberg, Brandenburg, Dessau und sogar im pessimistischeren Hamburg und Stuttgart den Wunsch, sich einen schnellen Sieg auszumalen, der den Krieg im Westen beenden würde. Dieselben Hoffnungen hatten sie im Mai in den Atlantikwall und im Herbst – weniger zuversichtlich – in die «Wunderwaffen» gesetzt. Als sie nun Mitte Dezember erneut auflebten, waren die strategischen Überlegungen weitgehend dieselben: Wenn es gelänge, die Briten und Amerikaner zu einem Friedensschluss zu zwingen, könnte die Wehrmacht ihre gesamten Ressourcen an die Ostfront werfen.⁶¹

Tatsächlich waren Hitlers Erwägungen bei Beginn der Offensive nicht weit von den Hoffnungen der Bevölkerung entfernt. Als Goebbels und der japanische Botschafter gedrängt hatten, es sei an der Zeit, einen Frieden mit den Sowjets anzustreben, hatte der Führer ihnen geantwortet, der Krieg im Osten müsse zu Ende geführt werden, und im Westen könne nur aus einer Position der Stärke heraus Frieden geschlossen werden. Das Ziel der Ardenennenoffensive war ein Vorstoss nach Norden Richtung Antwerpen. Wenn die Deutschen den Hafen zurückerobern könnten, wären die Briten und Amerikaner erneut auf die langsamen Transportwege über Land zurückgeworfen. Nach diesem optimistischen Plan würde die deutsche Stärke im Westen die Alliierten vielleicht zu einem Separatfrieden zwingen.⁶²

Am 23. Dezember 1944 erreichten deutsche Truppen Buissonville und Celle und waren nur noch acht Kilometer von der Maas entfernt, schafften es aber nicht, den Fluss zu überqueren. Als sich an Heiligabend der Nebel lichtete, der die deutschen Panzerdivisionen vor Luftangriffen geschützt hatte, war Antwerpen immer noch ein fernes Ziel. Selbst der treue Walter Model musste zugeben, dass die Offensive gescheitert war. Als 5'000 britische und amerikanische Flugzeuge die deutschen Panzer, Fliegerhorste, Artilleriestellungen und Nachschublinien angriffen, räumte Rundstedt am 27. Dezember ein, dass keine Verstärkung an die Front gebracht werden könne. Die Tatsache, dass die Verluste der Alliierten mit 76890 etwas höher waren als auf deutscher Seite, auf der 67461 Soldaten getötet, verwundet worden oder in Gefangenschaft geraten waren, belegte die verbliebene Effizienz der

Wehrmacht als Streitkraft. Diese konnte jedoch die bei dieser Operation erlittenen Verluste nicht ersetzen.⁶³

Hitler hatte Albert Speer erklärt, dass alles von dem Vorstoss in den Ardennen abhinge: «Gelingt er nicht, so sehe ich keine Möglichkeit mehr zu einer günstigen Beendigung des Krieges.» Speer wusste, dass die Kraftwerke keine Kohle mehr erhielten und die ausbleibenden Eisen- und Stahllieferungen aus Frankreich, Belgien und Luxemburg nicht zu ersetzen waren: Die deutsche Rüstungsproduktion war mittlerweile unwiderruflich im Niedergang begriffen. Der Rüstungsminister konzentrierte seine Bemühungen vor allem darauf, den völligen Zusammenbruch des täglich bombardierten Eisenbahnnetzes zu verhindern. Zudem stellte er den Bau einer neuen U-Boot-Generation ein, um die Munitions- und Panzerproduktion zu erhöhen. Die Lage war erheblich schlechter als die Krise im ersten Kriegswinter, als es ebenfalls zu Engpässen bei den Kohle- und Stahllieferungen gekommen war. Bereits Anfang November hatte Alfred Jodl wieder einmal als Sprecher Hitlers gegenüber den Kommandeuren an der Westfront eingeräumt, dass es der Wehrmacht an «verfügbaren Kräften» für diese Offensive fehlte, und erklärt: «Wir dürfen uns aber nicht scheuen, in unserer jetzigen Lage alles auf eine Karte zu setzen.»⁶⁴

Nachdem diese Karte nun gespielt war, kehrten Hitler und das Oberkommando der Wehrmacht zu ihrer früheren Strategie zurück, die Stellung zu halten. Ein Haltebefehl, der Städte zu Festungen erklärte, die bis zur letzten Patrone zu verteidigen waren, folgte dem anderen, während die Briten und Amerikaner ihren Vormarsch im Westen wieder aufnahmen. Deutsche Soldaten, die von der Westfront zurückkehrten, sprachen immer noch aufgeregt von der Aussicht, vor Neujahr Paris zu erreichen – was nach Einschätzung von Goebbels «ausgemachter Quatsch» war, und daher wies er die Journalisten an, die Erwartungen zu dämpfen. Am 29. Dezember 1944 räumte die Presse ein, dass die Offensive zum Stillstand gekommen war.⁶⁵

Am Silvesterabend las der grosse Schauspieler Heinrich George im Rundfunk die Worte, die der Begründer der modernen Militärtheorie, Carl von Clausewitz, im Februar 1812 geschrieben hatte:

Totale Niederlage

«Ich glaube und bekenne, dass ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins; dass es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll; dass es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Gesetze zu gehorchen hat; dass der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; dass dieser Gifftropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft späterer Geschlechter lähmen und untergraben wird.»

Clausewitz hatte diese Zeilen an seinen Förderer und Mentor Scharnhorst geschrieben, um ihm zu erklären, warum er aus dem preussischen Dienst austrat, um aufseiten Russlands den Kampf gegen Napoleon zu führen. Als er sie schrieb, rechnete er mit einer Niederlage. Was ihm blieb, war lediglich ein romantischer Glaube an den übergeordneten moralischen Sieg und die Zukunft der Nation. In seinem Brief, der später als «Bekennnisschrift» berühmt wurde, heisst es weiter: «(...) dass selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt.»⁶⁶

Als Heinrich George die letzte Zeile sprach, spielten Geigen das Deutschlandlied, leise zunächst, dann anschwellend, bevor zwölf Glockenschläge das Ende des alten Jahres verkündeten. Mit dem letzten Glockenschlag setzte das unverkennbare tiefe Geläut der Rheinglocken ein. Es folgte das preussische Soldatenlied aus dem 19. Jahrhundert: «O Deutschland hoch in Ehren», dessen Refrain treffender denn je erschien: «Haltet aus! Haltet aus!» Nach einer Kurzfassung des Badenweiler-Marsches sprach Hitler um fünf Minuten nach Mitternacht. Seine Neujahrsansprache war kurz. Der Führer liess sich über die Bedrohung durch die «jüdisch-internationale Weltverschwörung» aus, wiederholte seine Prophezeiung, dass der Feind bei dem «Versuch, Europa zu vernichten und seine Völker auszurotten, nicht nur scheitern, sondern sich die eigene Vernichtung holen» werde. Das war weder neu noch sonderlich beruhigend und unterstrich lediglich die Befürchtungen vieler, dass es keinen Verhandlungsfrieden geben würde oder, wie Hitler erneut bekräftigte, dass sich «ein 9. November im Deutschen Reich niemals mehr wiederholen wird». Er versprach zwar eine Wende, ging aber nicht auf Einzelheiten ein, sagte nichts über den Einsatz neuer Waffen oder darüber, wann und wie den alliierten Luftangriffen Einhalt geboten würde. Die Offensive im Westen erwähnte er mit keinem Wort. Den Krieg schilderte er wie schon so oft

in düsteren, apokalyptischen Farben: «Es geht um Tod und Leben, um Sein oder Nichtsein, und der Sieg wird unser sein, weil er unser sein muss.» Umgehend gab das Propagandaministerium Anweisungen an die Medien heraus, dass der offenkundige Mangel an konkreten Details, die deutsche Zuhörer hätten beruhigen können, als vorsorgliche Sicherheitsmassnahme zu erklären sei.⁶⁷

Als Kurt Orgel an der Kurlandfront die Neujahrsansprache hörte, war er von Gedanken an Liselotte erfüllt, ganz so wie es Paaren in den ersten Kriegsjahren beim «Wunschkonzert» ergangen war. «Heute Nacht, als der Führer sprach, hab ich ganz doll an Dich gedacht», schrieb er ihr am 1. Januar 1945. «Ich stellte mir vor, wie schön es ist, dass wir beide zur selben Zeit denselben Mann hören können! Hast Du Dich auch gefreut, die Stimme des Führers mal wieder zu hören?» Hitler hatte 1944 nur ein einziges Mal eine kurze öffentliche Ansprache gehalten, unmittelbar nach dem Attentat vom 20. Juli. Dass er nun an ein Mikrophon trat, empfanden viele als beruhigendes Zeichen, dass ein Kampf gewonnen worden sei, da er sonst geschwiegen hätte – das nahm die Bevölkerung aufgrund ihrer Erfahrungen aus den Jahren 1943 und 1944 jedenfalls an. Dieser Meinung waren auch die landesweiten Beobachter, die dem Propaganda- und Justizministerium sowie der Wehrmacht Bericht erstatteten. Viele gingen optimistisch gestimmt ins Jahr 1945 und hofften erneut, dass der Krieg doch noch gut für Deutschland ausgehen könnte.⁶⁸

Lisa und Wolf de Boor in Marburg waren anderer Ansicht. Für Lisa klang Hitlers Stimme «hohl wie aus dem Grabe». Sie sassen am Christbaum, sahen die Kerzen langsam niederbrennen und tranken ein Glas Wermut, eine Sonderzuteilung für Menschen über sechzig. Ihre drei Kinder – ausnahmslos Ärzte – waren weit weg. Hans, der Jüngste, studierte bei der Wehrmacht in Greifswald an der Ostseeküste Medizin. Der Älteste, Anton, war als Stabsarzt bei einer Panzerdivision, die abgeschnitten in Kurland sass. Die grössten Sorgen machten die Eltern sich jedoch um ihre Tochter Monika, die seit zwölf Monaten in einem Gestapo-Gefängnis inhaftiert war. Zur Freude ihrer Mutter hatte Monika sich während dieser Zeit der Religion zugewandt und nutzte die Einzelhaft, um zu lesen und zu beten. Als ihre Eltern den Weihnachtsbrief ihrer Tochter noch einmal lasen, milderte er ihre Sorgen für eine Weile, und Lisa merkte an: «Wir sind tief davon beeindruckt, wie sie die Möglichkeiten übt, durch Kontemplation diese Zeit nicht nur zu überstehen, sondern auch zu erhöhen.»⁶⁹

Totale Niederlage

Irene Guicking wurde in der Neujahrsnacht um 5.30 Uhr in Lauterbach aus dem Bett geholt: Ernst war nach Hause gekommen. Sie hatte seinen Rat befolgt und ihm in einem Telegramm mitgeteilt, sie seien «total ausgebombt», und es hatte geklappt. Ernst hatte zehn Tage Sonderurlaub bekommen und nur einen Nachmittag und eine Nacht gebraucht, um aus dem Elsass zu ihr zu gelangen. Die Front rückte näher.⁷⁰

Zusammenbruch

Geschwächt durch die gewaltigen Anstrengungen der Ardennenoffensive, kehrte die Wehrmacht anschliessend sofort zu ihrer strategischen Verteidigung zurück. Wieder einmal verfolgte sie wie im Januar 1944 vorrangig das Ziel, die Angriffe der Alliierten einfach abzuwehren, jedoch mit einem entscheidenden Unterschied: Nachdem sie zwölf Monate lang «Raum gegen Zeit» eingetauscht hatte, hatte sich die Front vom Dnjepr und vom Atlantik an die deutschen Grenzen verlagert. Noch immer hielten die Deutschen Warschau und die Weichsel im Osten und konnten in Italien die Front am Po verteidigen. Im Westen kam der Vormarsch der Alliierten an den Verteidigungsstellungen des Westwalls zum Stillstand, besonders in dem Dreieck, das die Saar in ihrem Mündungsgebiet mit der Mosel vor Trier bildete und das sich als starkes Bollwerk erwies. Bei dem panischen Rückzug im September 1944 hatte Trier zwar ebenso anfällig gewirkt wie Aachen. Im Herbst und Winter hatte die Stadt jedoch zahlreiche Angriffe überstanden und sich als Ankerpunkt an der Nordspitze des befestigten Dreiecks bewährt. Hinter dieser Verteidigungslinie lag der Rhein, das letzte natürliche Hindernis, das sich den Briten und Amerikanern in den Weg stellte. Die Überquerung der grossen Flüsse – Po, Weichsel und Rhein – war der Schlüssel, um das Deutsche Reich zu besiegen und zu besetzen. Für die Alliierten waren sie nach wie vor riesige Barrieren. Für die Deutschen jedoch bildeten sie die letzten Linien der strategischen Verteidigung.

Obwohl die deutsche Panzerproduktion Ende 1944 neue Spitzenwerte erreichte, wurde die massive Überlegenheit der alliierten Bewaffnung zunehmend für jeden ersichtlich. Die amerikanischen und britischen Bomberflotten stellten ihre massierten Luftangriffe des Vorjahrs ab September 1944 noch in den Schatten und bombardierten Bahnanlagen, Werke für synthetischen Kraftstoff und deutsche Städte. Mit vernichtender Klarheit zeichnete

Totale Niederlage

sich ab, dass nur minimale Aussichten bestanden, Deutschland so lange zu verteidigen, bis es einen militärischen oder technischen Fortschritt erzielen könnte, um den Alliierten etwas entgegenzusetzen. Daher klammerten die Deutschen sich nun an die Hoffnung, Zeit zu gewinnen, bis das Bündnis der Alliierten einfach an seinen inneren Spannungen zerbräche. Diese optimistischen Gedankenspiele setzten darauf, dass die Geschichte sich wiederholen würde. Bereits den Preussenkönig Friedrich II. hatten der plötzliche Tod der russischen Zarin Elisabeth 1762 und der wundersame Zerfall des französisch-österreichisch-russischen Bündnisses im Siebenjährigen Krieg vor einer sicheren Niederlage bewahrt. Filme wie die Biographie «Der grosse König» hatten die Deutschen motiviert, ihren Führer als Nachfolger Friedrichs des Grossen zu sehen. Diese Parallele inspirierte auch Hitler selbst, der Mussolini eine Kopie des Films geschickt hatte. Als er am 15. Januar 1945 aus seinem Hauptquartier im Westen nach Berlin zurückkehrte, nahm er ein Porträt des Preussenkönigs mit in sein Arbeitszimmer in dem Bunker tief unter der Reichskanzlei. Die Erwartung, dass es zwischen dem kapitalistischen Westen und dem kommunistischen Osten zum offenen Konflikt kommen würde, war durchaus nicht unbegründet, wie die späteren Jahrzehnte des Kalten Krieges zeigen sollten. In ihrer verzweifelten Suche nach einer Strategie, um aus der Sackgasse herauszukommen, in die sie sich manövriert hatte, vergass die nationalsozialistische Führung jedoch, dass sie selbst die Bedrohung war, die diese «unheilige Allianz» überhaupt erst geschmiedet hatte. Roosevelts Tod am 12. April 1945 war für Hitler, der den amerikanischen Präsidenten als seine jüdisch unterstützte Nemesis sah, ein Anlass, kurz zu feiern und gespannt auf den Augenblick zu warten, da sich die Ereignisse von 1762 wiederholen würden.¹

Die Hoffnung, dass Amerika sich Deutschland anschliessen würde, um Europa vor dem Bolschewismus zu bewahren, lieferte einen letzten Grund, auf Zeit zu spielen und Menschenleben zu opfern. Auch wenn das Oberkommando der Wehrmacht das Ausmass der Verluste nicht mehr überschaute, gilt es heute als gesichert, dass jeder Kampftag 1945 etwa 10'000 deutsche Soldaten das Leben kostete. Solange die Rheinfront hielt, verteidigte die Wehrmacht ein zusammenhängendes, wenngleich erheblich geschrumpftes Territorium, in dem jede weitere Woche die Aussicht lebendig erhielt, dass

die grosse Allianz gegen das Deutsche Reich auseinanderbrechen würde. Mit der Verteidigung der Westfront war die eindrucksvollste der verbliebenen deutschen Armeen betraut: Walter Models Heeresgruppe B.²

Von Dezember 1944 bis März 1945 kämpften die Briten und Amerikaner sich von der Saar bis an den Rhein durch. In zwei Offensiven, die nahezu gleichzeitig von Januar bis März 1945 erfolgten, gelang es den Alliierten, die beiden grossen Flussbarrieren Weichsel und Rhein zu überwinden. Im Osten erzielten die Sowjets ihren grössten Durchbruch, als sie nach dem Queren der Weichsel durch Polen marschierten, die östlichen deutschen Provinzen eroberten und Ende Januar Brückenköpfe jenseits der Oder besetzten. Es dauerte noch bis Ende März, ehe die restlichen sowjetischen Truppen sich an dieser neuen Frontlinie nur 80 Kilometer von Berlin entfernt formiert hatten. Im Osten war es immerhin denkbar, dass sich die deutschen Streitkräfte von der Oder bis an die Elbe zurückziehen würden, im Westen hatten sie jedoch keine derartige Option. Jenseits des Rheins erstreckte sich bis an die Elbe nichts als die Norddeutsche Tiefebene. Und am Rhein lag das Kerngebiet der deutschen Industrie, die den Fluss als Hauptverkehrsweg für den Transport von Kohle und anderen Gütern nutzte. Somit war der Rhein die entscheidende Barriere, ohne die keine deutsche Verteidigungsstrategie vorstellbar, geschweige denn auf Dauer tragfähig war.

Nachdem der nationale Zusammenhalt im Herbst 1944 eine letzte Blüte erlebt hatte, bröckelte er nun unter dem Ansturm der alliierten Invasion. Als das Reich Region für Region zusammenbrach, traten Lokalinteressen stärker in den Vordergrund und nahmen der Bevölkerung jegliches Gefühl, zu einer «Schicksalsgemeinschaft» zu gehören, wie Goebbels es so gern nannte. Noch vor Beginn des endgültigen Ansturms auf das Reich verschärfen sich die regionalen Differenzen: Die Erschütterungen des Staates nach dem Bombenattentat im Juli stärkten die Macht der Gauleiter auf Kosten der Zentralregierung – eine Tendenz, die sich noch erheblich verstärkte, als die Schlacht um Deutschland begann. Noch grössere Auswirkungen hatten die zunehmend auseinanderklaffenden Erfahrungen im Laufe der Kämpfe. Als sowjetische, amerikanische, britische und französische Truppen verschiedene Teile des Reiches eroberten, standen die betroffenen Deutschen jeweils anderen Gegnern gegenüber und waren unterschiedlichen Risiken ausgesetzt. Die gebietsweise Eroberung Deutschlands sorgte nun endgültig dafür, dass Familie

Totale Niederlage

und Heimat über Reich und Volk gestellt wurden. Den gesamten Krieg hindurch hatten Männer ihren Kriegsdienst vor allem mit einem Patriotismus begründet, der sich auf Familie und Heimatverbundenheit stützte. Massenevakuierungen aus den Städten – mit allen einhergehenden Konflikten zwischen Stadt und Land, Katholiken und Protestanten, Nord und Süd, Ost und West – hatten lediglich unterstrichen, in welchem Masse Deutschland ein aus zahlreichen Provinzen zusammengesetzter Staat geblieben war. Bis zum 8. Mai 1945 wurde es zu einer Nation von Migranten und Flüchtlingen, als Millionen Soldaten und Zivilisten fern von zu Hause zu überleben versuchten und Appelle zu Selbstaufopferung und völkischem Zusammenhalt schliesslich ihre Zugkraft verloren. Der deutsche Nationalstaat wurde nicht erst durch die bevorstehende Vier-Mächte-Besatzung zerschlagen, sondern zerfiel bereits in den letzten Kriegsmonaten. Die Niederlage zerstörte zwar nicht den deutschen Nationalismus – der ausgrenzende Hass gegen viele verschiedene Gruppen war nicht so leicht zu beenden –, aber sie liess seine stärkenden Aspekte, die Fähigkeit, gesellschaftliche Kräfte zu mobilisieren und zur Aufopferung für eine nationale Sache zu motivieren, plötzlich zusammenbrechen. So wie sich Arbeiter im Ruhrgebiet 1943 gewünscht hatten, dass Luftangriffe andere trafen, so hatte im Januar 1945, als die Kämpfe auf das Reichsgebiet vordrangen, jeder nur noch den Wunsch, «dass, wenn der Krieg schon in seine Nähe kommt, er möglichst schnell über ihn hinwegbraust», wie Goebbels in seinem Tagebuch anmerkte.³

Seit Wilm Hosenfeld das Kommando über eine Kompanie erhalten hatte, fühlte er sich verjüngt. Die Truppe war schwer zusammenzuschweissen, da sie in kleinen Gruppen sieben Depots und zwei Rundfunksender bewachte, die in ganz Warschau verstreut waren. Obwohl die Kompanie «ein Sammelbecken für allerhand Tunichtgute» war, hatte Hosenfeld begonnen, die Männer, die alle in mittlerem Alter waren, mit Frühgymnastik und Sport in Form zu bringen. Er war ganz in seinem Element und hatte endlich die Aufgaben, nach denen er sich in den Jahren des Etappendienstes gesehnt hatte. Er holte sogar das Harmonium aus den Trümmern der Wehrmachtsportschule, damit die Männer beim Singen von Weihnachtsliedern mit Instrument begleitet werden konnten, und er ermunterte den katholischen wie auch den evangelischen Militäregeistlichen, zu ihnen zu sprechen. Bevor Hosenfeld seine

Kompanie übernahm, versorgte er den jüdischen Pianisten, den er auf dem eiskalten Dachboden über dem Warschauer Kommandanturstab versteckt hielt, noch mit Lebensmitteln, einem deutschen Mantel und einer Bettdecke. In den ruhigen Tagen Anfang Januar, als die Stadt unter einer dicken Schneedecke lag, schrieb er seiner Frau Annemarie von seinen Sorgen um sie und die Kinder zu Hause in Thalau. Der Wehrmachtbericht hatte einen erneuten Luftangriff auf Fulda gemeldet. «Was wird von der Stadt noch übriggeblieben sein?», fragte er am 7. Januar besorgt: «Sind die Flieger auch wieder über Euch gewesen?»⁴

Das sowjetische Oberkommando hatte für seine Winteroffensive gegen Deutschland Truppen von annähernd 6,5 Millionen Mann aufgeboten, doppelt so viele, wie die Wehrmacht bei ihrer Invasion der Sowjetunion im Juni 1941 eingesetzt hatte. An der Weichselfront standen 2,25 Millionen Rotarmisten 400'000 deutschen Soldaten gegenüber. Schukows Divisionen stellten an ihren Brückenköpfen jenseits der Weichsel bei Magnuszew und Pulawy 250 Artilleriegeschütze pro Kilometer auf und nutzten ihre weit überlegene Feuerkraft am Morgen des 14. Januar 1945 zu einem fünfundzwanzigminütigen Trommelfeuer, bevor Infanterie und Panzer die spärliche Verteidigungslinie der deutschen 9. Armee am Fluss durchbrachen und die «Festung» Warschau umgingen. Am 16. Januar befahl General Smilo von Lüttwitz der 9. Armee, die Stadt zu räumen. Am folgenden Tag führte Hosenfeld seine Kompanie westwärts bis in die 30 Kilometer entfernte Stadt Btonie, musste aber feststellen, dass die Rote Armee bereits dort war. Nach kurzem Gefecht ergaben sich die deutschen Truppen grösstenteils; auch Wilm Hosenfeld wurde gefangen genommen. Am selben Tag beendete die polnische 1. Armee die deutsche Besatzung Warschaus. In den fünf Jahren und drei Monaten unter deutscher Herrschaft waren 350'000 Juden getötet und der grösste Teil der Stadt zerstört worden, und die Einwohnerzahl war von 1,3 Millionen auf 153'000 gesunken. Einer der ausgemergelten Überlebenden, die aus den Ruinen hervorkamen, war der Pianist, dem Hosenfeld geholfen hatte: Wladyslaw Szpilman.⁵

Weiter südlich hatte Konews 1. Ukrainische Front ihren Vorstoss über die Weichsel bereits zwei Tage zuvor begonnen. Sie hatte den Brückenkopf bei Sandomierz genutzt, um aus einem dichten Wald heraus anzugreifen, von dem der deutsche Generalstab angenommen hatte, dass er sie in ihren höher gelegenen Stellungen bei Maiopolska schützen würde.

Totale Niederlage

In den Pausen ihres Artilleriefeuers rückten sowjetische Infanteristen jedoch gegen die deutschen Linien vor und lockten die Gegner, die ihre Schützengräben verteidigen mussten, aus ihren Bunkern, so dass sie dem wiedereinsetzenden sowjetischen Artilleriefeuer schutzlos ausgeliefert waren. Am Ende des ersten Tages waren Konews Truppen auf einem 35 Kilometer langen Frontabschnitt 20 Kilometer tief vorgedrungen. Am Abend des 13. Januar hatten die Sowjets bereits eine 60 Kilometer lange und 40 Kilometer tiefe Bresche geschlagen. Ihr Hauptziel war Oberschlesiens «schwarzes Gold», wie Stalin die dortige Kohle- und Stahlindustrie nannte. Um die Industrieanlagen unbeschädigt zu erobern, schlossen Konews Truppen sie in weitem Bogen von Norden, Osten und Süden ein und liessen der Wehrmacht nur eine schmale Fluchtgasse nach Westen. Krakau fiel am 19. Januar 1945. Die Deutschen zogen schliesslich ab und gaben ihre Verteidigungsstellungen und Hans Franks Hauptstadt des Generalgouvernements auf, ohne sie zu zerstören.

Am Abend zuvor hatten die SS-Wachen in dichtem Schneefall die Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz zum Haupttor hinausgeführt: 14'000 mussten zu Fuss nach Gleiwitz gehen, 25'000 hatten einen Gewaltmarsch in das 63 Kilometer entfernte Loslau vor sich. Die SS-Leute hatten solche Angst, von der Roten Armee eingeholt zu werden, dass sie in den ersten beiden Nächten keine einzige Pause einlegten, auf erschöpfte Nachzügler einprügelten und diejenigen, die im Schnee zusammenbrachen, erschossen. Mindestens 450 Häftlinge starben auf dem Weg zum Bahnhof. Sehr bald hatten die Gefangenen erkannt, dass sie von den Deutschen in den Dörfern, durch die sie kamen, nichts zu erwarten hatten: Sie hielten sich fern und verschlossen ihre Türen. Polnische Einwohner boten ihnen dagegen häufig Brot und Milch an; einige Häftlinge schafften es sogar, aus der Kolonne zu entweichen und in den Menschentrauben am Strassenrand unterzutauchen.⁶

Am Bahnhof Loslau mussten die KZ-Häftlinge jeweils zu hundert auf offene Güterwaggons steigen. Sobald der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, kauerten sie sich noch enger zusammen, um Schutz vor dem scharfen Wind zu suchen. In der Nacht vom 22. auf den 23. Januar erreichte die Vorhut von Konews Truppen die Oder, errichtete einen Brückenkopf bei Brieg, unterbrach die Hauptbahnstrecke nach Westen und überwand das letzte geographische Hindernis auf dem Weg nach Berlin. So mussten deutsche Züge nun

die Nebenstrecke durch Südschlesien nehmen. Jede Nacht erfroren Häftlinge aus Auschwitz auf den Zügen, und jeden Morgen war die Zahl der Todesopfer angestiegen. Auf einem der Züge befand sich auch der fünfzehnjährige Thomas Gève. Er verdankte sein Überleben dem Schutz deutscher Kommunisten, die ebenfalls im Lager inhaftiert waren: Sie hatten den grossgewachsenen deutschjüdischen Jungen zur Arbeit in ihrem Baukommando eingeteilt und ihn damit vor den Gaskammern bewahrt. Als sein Güterzug durch die überfüllten schlesischen Bahnhöfe rollte, bemerkte Gève etwas, was er noch nie erlebt hatte: Deutsche Zivilisten schauten die frierenden Häftlinge in ihrer gestreiften KZ-Kleidung voller Neid und Hass an, weil diese einen Platz in einem Zug bekommen hatten.⁷

Auf den vereisten Strassen waren rund 200'000 Deutsche unterwegs, die hofften, an einem der kleinen Bahnhöfe zwischen Ratibor, Schweidnitz und Liegnitz einen Platz in einem Zug zu ergattern. Viele mussten tagelang warten, bevor ihnen dies gelang. Die freiwilligen Helfer der NS-Volkswohlfahrt, die Essen, heisse Getränke und Decken ausgaben, waren mit diesen Menschenmengen völlig überfordert. Am 20. Januar gab Karl Hanke, der Gauleiter von Niederschlesien, schliesslich Befehl, Breslau zu evakuieren und endgültig in eine «Festung» zu verwandeln. Mit Glück konnten der zehnjährige Jürgen Illmer und seine Mutter sich in einen Zug zwängen, der Breslau verliess, und erreichten das relativ sichere Sachsen. In Leipzig halfen ihnen Hitlerjungen und Rot-Kreuz-Schwestern durch das chaotische Gedränge auf den Bahnsteigen, als sie Schutz vor einem Luftangriff suchten. Dabei sah Jürgen auf dem benachbarten Gleis einen offenen Güterzug voller regloser, schneebedeckter Gestalten in gestreifter Kleidung und fragte sich, ob sie wohl erfroren waren. Als die Deutschen in den Luftschutzkeller unter dem grossen Bahnhof hinuntergingen, kam das Gespräch auf die Gefangenen, die sie alle gesehen hatten. Jemand meinte, es könnten wohl Juden sein, aber eine Frau entgegnete kaltschnäuzig: «Juden sind das nicht gewesen. Die hat man in Polen doch schon alle erschossen.» Sie irrte sich. Einer der Häftlinge in diesem Zug könnte Thomas Gève gewesen sein. Ihm blieb von Leipzig vor allem in Erinnerung, dass die KZ-Häftlinge die deutschen Rot-Kreuz-Schwestern, deren Lazarettzug auf dem benachbarten Gleis stand, um Wasser anbettelten. Aber die Schwestern ignorierten sie.⁸

Am 21. Januar 1945 brach der betagte Erzbischof von Breslau, Kardinal Bertram, nach Jauernig in Mährisch-Schlesien auf, während man die wert-

Totale Niederlage

vollsten Kunstschatze aus den Kirchen der Stadt nach Kamenz in Sachsen brachte. Das Finanzamt, die Stadtverwaltung, der Rundfunksender und die Post- und Bahnverwaltungen wurden verlegt, ebenso die Verwundeten aus den Breslauer Lazaretten. Über 150'000 Zivilisten blieben in der Stadt. Am folgenden Tag appellierte Gauleiter Hanke: «Ich rufe die Männer Breslaus auf, sich in die Verteidigungsfront unserer Festung einzureihen! Die Festung wird bis zum Äussersten verteidigt!» Ihm standen 45'000 Mann zur Verfügung, von unerfahrenen Rekruten bis hin zu kampfgeprägten Fallschirmjägern und Veteranen der Waffen-SS. Westlich der Stadt kämpfte die Wehrmacht zwei Wochen lang erbittert, um die Sowjets bei Steinau über die Oder zurückzudrängen. Vom 9. bis zum 11. Februar fielen Kanth, Liegnitz und Haynau, und am 15. Februar eroberte die Rote Armee die Sudetenpässe und schnitt Breslau von der Verbindung nach Westen ab. Ab dem folgenden Tag wurde die Stadt belagert, und die sowjetischen Truppen nahmen zügig die äusseren Vororte ein, bevor die Verteidiger ihren Vormarsch zum Stillstand brachten, indem sie ihnen einen Kampf um jedes Haus und jede Strassenkreuzung aufzwingen. Ab dem 15. Februar versorgte die Luftwaffe die Stadt 76 Tage lang über eine Luftbrücke in gut 2'000 Flügen vor allem mit 1'670 Tonnen Munition und flog 6'600 Verwundete aus.⁹

Zu den Zivilisten, die in Breslau blieben, gehörte Alfred Bauditz, der den Auftrag hatte, mit seinem Pferdefuhrwerk Gebäude zu räumen, die in der Schusslinie standen. Ende Januar brachte er mit diesem Fuhrwerk seine Frau, seine vierzehnjährige Tochter Leonie und seinen neunjährigen Sohn Winfried aus der Stadt nach Malkwitz, wo zwei seiner Brüder jeweils einen Bauernhof besaßen. Am 9. Februar 1945 wurde Malkwitz besetzt, und ein sowjetischer Offizier, der fließend deutsch sprach, verhörte sämtliche Einwohner und nahm ihre Personalien auf. Entgegen den Ängsten der Deutschen vor Vergewaltigung und Mord benahmten sich die Rotarmisten korrekt. Erst als die nächste Panzereinheit eintraf, begannen Leonies Leiden. Die meisten der 30 Soldaten waren freundlich, aber zwei terrorisierten die Frauen. Obwohl Leonie sich nachts in einer Scheune versteckte, sich die Haare kurz schnitt und tagsüber wie ein Junge kleidete, wurde sie entdeckt und mehrfach vergewaltigt. Eine Zeitlang beschützte ein höflicher sowjetischer Soldat sie und ihre Mutter, aber als seine Einheit den Ort verliess, wurden die Frauen und Mädchen zu einer Arbeitsbrigade eingezogen und auf

verschiedene Bauernhöfe geschickt, um Getreide zu dreschen und Erbsen auszuschoten – was bald eine unausweichliche Routine von Feldarbeit, Wäschewaschen, Kochen und erzwungenen sexuellen Handlungen bedeutete.¹⁰

Zu Beginn der sowjetischen Winteroffensive befand sich Peter Stölten am Süden der ostpreussischen Front bei Praschnitz, etwa 100 Kilometer nördlich von Warschau. Am 14. Januar 1945, als es in diesem Frontabschnitt noch ruhig war, fand Stölten Zeit, an seine Familie zu schreiben:

«Täglich beginnt nun der Russe an einer Stelle einen Angriff. (...) Nun kommt langsam Klarheit in den Laden und wir erwarten an einem der Brückenköpfe nun die Schwerepunktbildung, sitzen auf den warmen Karren und gepackten Klamotten und wälzen unsere Theorien und verwetten die Stunden, die uns noch bleiben und warten, – er kommt ja zu uns. (...) Und nun kommt davon ein ganz grosses Gerakel, auf das wir lächelnd und in aller Ruhe warten.»¹¹

Ostpreussen sollte die erbittertsten Kämpfe der Winteroffensive erleben, und da dem sowjetischen Oberkommando klar war, dass es hier einen zermürbenden Frontalangriff auf mehrfache deutsche Befestigungslinien führen würde, verlegte es im Vorfeld seine stärksten Kräfte an diesen Abschnitt. Mit 1,67 Millionen Mann, 28360 Geschützen und schweren Granatwerfern, 3'000 Panzern und Selbstfahrlafetten sowie 3'000 Flugzeugen war die Rote Armee den erheblich geschwächten 41 Divisionen der Heeresgruppe Mitte weit überlegen, die nur über 580'000 Mann, 700 Panzer und Selbstfahrlafetten und lediglich 515 Flugzeuge verfügten. In der ersten Woche der Offensive kämpfte die Rote Armee sich von einer befestigten Stellung zur nächsten nach Westen vor. Ihr Vormarsch gestaltete sich zäh und verlustreich.¹²

Schukows und Konews Durchbruch in Zentralpolen brachte eine Wende für die sowjetische Offensive im Norden. Der schnelle Vormarsch nach Westen in Richtung Krakau und Schlesien öffnete die deutsche Südflanke in Ostpreussen und ermöglichte es Rokossowskis Armeen, die starken, nach Osten ausgerichteten Befestigungslinien zu umgehen. Am 20. Januar 1945 rückte die sowjetische 5. Garde-Panzerarmee geradewegs nach Norden vor, mitten durch Ostpreussen, und durchbrach am folgenden Tag die befestigten deutschen Linien um Allenstein, nahm am 23. Januar Preussisch Holland ein und erreichte Tolkemit am Ufer des Frischen Haffs.

Totale Niederlage

Nachdem die Rote Armee Ostpreussen zweigeteilt hatte, vergrösserte sie umgehend ihren Korridor, um den Ostteil einzuschliessen und die belagerte Hauptstadt Königsberg einzunehmen. Daraufhin gab der Oberbefehlshaber der wiederhergestellten deutschen 4. Armee, Friedrich Hossbach, die stark befestigten Verteidigungsanlagen um Lötzen – entgegen den ausdrücklichen Weisungen – auf und zog sich in einer Reihe von Gewaltmärschen durch tiefen Schnee nach Westen zurück. Peter Stöltens und seine Panzereinheit wurden als Verstärkung an eine deutsche Infanteriestellung östlich von Osterode geschickt, während Hossbach versuchte, die dünne sowjetische Frontlinie östlich von Elbing am Frischen Haff zu durchbrechen und eine vollständige Einkesselung des Hafens zu verhindern. Die entscheidende Schlacht um Ostpreussen bestand aus unzähligen kleineren Gefechten.

Am Morgen des 24. Januar 1945 kochten Stöltens Männer, die aus dem Dorf Jadden herausgedrängt worden waren, gerade Kartoffeln, als der Befehl zum Gegenangriff kam. Sie hoben sich die Kartoffeln für ihre Rückkehr auf. Ihre vier Panzer bildeten die Angriffsspitze, als sich die Infanterie über die schneebedeckten Felder und eine kleine Anhöhe hinauf ins Dorf vorkämpfte. Drei der Fahrzeuge kippten in einen Graben, den der Schnee zugeweht hatte. Nur Stöltens Panzer schaffte es hinüber, und er half, Jadden zurückzuerobern. In einer Kampfpause mitten in dem winzigen Ort traf schliesslich eine Artilleriegranate seinen Panzer. Stöltens und die übrige Besatzung konnten sich nicht mehr aus dem brennenden Fahrzeug befreien.¹³

Am folgenden Tag eroberte die Rote Armee Jadden erneut, und am 30. Januar wurden die Überlebenden aus Stöltens Einheit mit dem Rest der 4. Armee und einigen Einheiten der 2. Armee um die Küstenstädte Heiligenbeil und Braunsberg am Frischen Haff in einem Gebiet eingeschlossen, das nur knapp 20 Kilometer lang war. Dort verschanzten sie sich. Zu Hunderttausenden strömten Flüchtlinge, getrieben von Tieffliegerangriffen und Meldungen über den sowjetischen Vormarsch, in diese Enklave, die von den Überresten von 23 deutschen Divisionen in den folgenden beiden Monaten verbissen verteidigt wurde.¹⁴

Erich Koch, der Gauleiter von Ostpreussen, hatte bis zum 20. Januar die Evakuierung von Zivilisten untersagt, doch nun liess sich der Grossteil der Evakuierungspläne nicht mehr umsetzen. Mittlerweile versperrte der sowjetische Durchbruch nach Elbing den meisten der 2,5 Millionen Einwohner

der Provinz den Landweg nach Westen. Es gab nur noch zwei Wege aus Ostpreussen hinaus: Flüchtlinge aus dem Nordteil machten sich auf nach Königsberg und auf die nördlich anschliessende Halbinsel Samland, in der Hoffnung, vom Ostseehafen Pillau auf dem Seeweg zu entkommen. Aus den Bezirken im Südosten und in der Mitte Ostpreussens zogen die Flüchtlinge ans zugefrorene Frische Haff und versuchten, über das Eis auf die Frische Nehrung zu gelangen, die schmale Landzunge, die das Haff von der Ostsee trennte.

Lore Ehrich brach am 12. Februar 1945 mit ihren beiden kleinen Kindern von Braunsberg zum Haff auf und war dankbar, dass die SA-Männer deutsche Bauern mit Waffengewalt zwangen, auf ihren Wagen Flüchtlinge mitzunehmen. Da das Haff in Reichweite der sowjetischen Artillerie und Flugzeuge lag, versuchte ihre Gruppe wie die meisten anderen, es während der langen Winternacht zu überqueren. Die Pioniere der 4. Armee hatten eine Piste über das Eis verstärkt, aber schon in der ersten halben Stunde brach sich das Fohlen, das neben ihrem Wagen hertrötete, beide Beine und musste zurückgelassen werden. Später geriet eines der beiden Zugpferde im Dunkeln in ein Eisloch. Zitternd vor Angst, sein Pferd – und damit die Transportmöglichkeit für seine verbliebene Habe – zu verlieren, befreite der Bauer das Tier mit einer Axt aus dem Eis. Mittlerweile hatte es zu tauen begonnen, und das eiskalte Oberflächenwasser stieg an. Im Licht der spärlichen Fackeln wirkte die langsam vorrückende Kolonne wie ein Trauerzug. Als die Kälte ihr in alle Glieder kroch, konzentrierte Lore Ehrich sich auf den breiten Rücken des Bauern, der vor ihr sass. In der Morgendämmerung waren die Wracks von Lastwagen und Pferdekarren zu erkennen, deren Passagiere nun zu Fuss über das Eis tröteten. Verwundete Soldaten lagen auf offenen Heuwagen, Wind und Schnee ausgesetzt.

Nach einer zweiten Nacht auf dem zugefrorenen Haff verstummten Lore Ehrichs Kinder, erschöpft von der Kälte. Als sie den kleinen Badeort Kahlberg auf der Nehrung erreichten, litten sie an der typischen «Reisekrankheit»: chronischem Durchfall. Lore Ehrich machte einen hoffnungslosen Rundgang durch den Hafen und zum Büro des Ortsgruppenleiters, das von verärgerten und verängstigten Flüchtlingen belagert war. Obwohl der Durst sie mehr quälte als der Hunger, wagten sie aus Angst vor Typhus nicht, Wasser zu trinken. Stück für Stück schoben sich die Flüchtlinge auf der schmalen, schlammigen Strasse auf der Nehrung weiter vor. Immer wieder fuhren

Totale Niederlage

sich Wagen in Löchern fest oder kippten um, und die ganze Kolonne musste anhalten und warten, bis defekte Räder repariert oder Ladungen umgepackt waren. Die Soldaten, an denen sie vorüberkamen, hatten kein Brot, das sie ihnen hätten geben können. An diesem ersten Tag schafften sie nicht mehr als vier oder fünf Kilometer. Ihr zweispänniger Pferdewagen mit seinen Gummireifen und dem festen Verdeck gehörte mit zu den stärksten, aber die Sorge des Bauern um seine Pferde war deutlich zu spüren. Als sie an weiteren Wracks vorbeikamen, sahen sie alte Leute und Mütter mit Kleinkindern neben Pferdekadavern liegen.¹⁵

Rechts von ihnen verliefen die Militärstrasse und der Streifen Nadelbäume, der sie vor dem scharfen Wind von der Ostsee schützte. Links lag das glitzernde Eis des Haffs, über das gelegentlich Artilleriegranaten flogen. Als sie wieder einmal warten mussten, kam eine Kolonne mit Tausenden sowjetischen Kriegsgefangenen an ihnen vorbei. Lore Ehrich sah, dass viele von ihnen zu den toten Pferden gingen, sich Fleischstreifen herausschnitten und roh assen. Sie hatte entsetzliche Angst, dass sie ihre Wachen überwältigen und den Treck überfallen würden. Die Strasse auf der Nehrung führte sie schliesslich in ein riesiges Sammellager in Stutthof, wo Lore Ehrich sich von dem Bauern trennte. Sie musste feststellen, dass niemand bereit war, sich an der Ausgabestelle für Suppe und Brot für sie in die Schlange zu stellen, aber sie konnte ihre kranken Kinder nicht allein lassen. Dann wurden ihr auch noch ihr Gepäck und die Handtasche mit ihrem Schmuck, ihren Sparbüchern und dem Bargeld gestohlen. Allen Widrigkeiten zum Trotz schaffte sie es schliesslich mit Hilfe eines SS-Offiziers, eines Polizisten und eines Bahnbeamten, nach Danzig zu kommen. Auch hier halfen ihr Beziehungen. Bekannte, die Lore Ehrichs Namen auf den Ankunftslisten entdeckt hatten, holten sie und ihre beiden Jungen aus dem Flüchtlingslager und kümmerten sich um sie, bis sie sich so weit erholt hatten, dass sie drei Wochen später an Bord eines Schiffes nach Dänemark gehen konnten.

Bis das Eis Ende Februar zu schmelzen begann, zogen 600'000 Flüchtlinge von Heiligenbeil und Braunsberg nach Danzig. Gut 10'000 bis 12'000 flüchteten auf der Nehrung in die entgegengesetzte Richtung ostwärts nach Neutief, wo das Haff sich zur Ostsee öffnete. Dort mussten sie ihre Pferde, Wagen und den grössten Teil ihrer Habe zurücklassen, um das kurze Meeresstück zur Halbinsel Samland zu überqueren und zum Hafen Pillau zu gelangen.

Von dort rettete die deutsche Kriegsmarine noch Zivilisten, nachdem Gau-leiter Koch schon lange auf einem Schiff geflüchtet war.¹⁶

Am 1. Februar 1945 erhielt Liselotte Purper ein Telegramm, in dem man ihr mitteilte, dass ihr Mann verwundet war und auf seinen Abtransport aus Pillau wartete. Kurt Orgel hatte den Beginn der sowjetischen Januaroffensive gelassen hingegenommen, weil er sie anfangs irrtümlich für einen kleinen, begrenzten Gegenangriff gehalten hatte. Als er vor seinem Unterstand eine Pfeife rauchte und die Rote Armee das Hauptquartier seines Regiments bombardieren sah, strahlte er Zuversicht aus, dass sie den Memel-Brückenkopf halten könnten. Wieder einmal hatte der Anblick gefangener Rotarmistinnen die alte Hoffnung geschürt, dass den Sowjets endlich die Reserven ausgingen. Erst nach dem sowjetischen Durchbruch zum Frischen Haff bei Elbing gestand Kurt Orgel sich ein, dass er die Offensive unterschätzt hatte, und er fragte sich, ob sie wohl auch die Heeresleitung überrascht haben mochte. Aber selbst jetzt fand er beruhigende Worte für Liselotte. Die gescheiterte Ardennenoffensive hatte Deutschland zumindest davor bewahrt, gleichzeitig von Osten und Westen angegriffen zu werden – «ich glaube, es hätte das Ende werden können», schrieb er ihr. Nun bräuchten sie nur noch durchzuhalten, bis «unsere neuen Waffen» kämen: «In diesem Sinne bringe ich auch meinen Männern die Hiobsbotschaften bei und darf Dir sagen: ich freue mich über das zuversichtliche Vertrauen, das an der Front herrscht! Trotz allem!» Am 24. Januar zog sich Kurts Einheit bei -13 Grad Celsius an die ostpreussische Ostseeküste zurück, wobei Kurt am Gesäss und am rechten Oberschenkel verwundet wurde.¹⁷

Am 12. Februar schaffte er es, Liselotte kurz mitzuteilen, dass er seit einer Woche bei Rügen auf einem Lazarettschiff vor der pommerschen Küste lag. Am nächsten Tag konnte er ihr bereits ausführlicher schreiben. Trotz «grauenhaftem Verwundetentransport» über die Ostsee war er zuversichtlich, dass seine Fleischwunden innerhalb von zwei bis drei Monaten verheilen würden, und er freute sich darauf, diese Zeit mit ihr zu verbringen. «Hoffen wir, dass alles gut wird. Unser Stern war wieder mal zur Stelle», versicherte er ihr. Am 14. Februar traf das Lazarettschiff in Kopenhagen ein. Kurt gab zu, dass seine Wunden sich auf der Fahrt infiziert hatten und er bei der Ankunft im Marinelazarett nur noch «Haut und Knochen» war. «Die Verpfle-

Totale Niederlage

gung] im hiesigen Lazarett ist ganz ausgezeichnet, nur nützt es mir nichts, weil ich gar keinen Appetit sondern meistens hohes Fieber habe.» In seiner Rastlosigkeit machte er sich Gedanken, weil Liselotte ihn nicht in Dänemark besuchen konnte, als er sie am nötigsten brauchte. Aber ihr Wiedersehen musste warten, bis es ihm gut genug ginge, um nach Deutschland zurückzukehren.

Liselotte schilderte ihm in ihren Briefen den wachsenden Ärger mit ihren Nachbarn, der sich über der Frage zusammenbraute, wer für einige der in Scharen aus dem Westen eintreffenden Flüchtlinge ein Zimmer abgeben sollte. Sie weigerte sich, Kurts Zimmer zu räumen. Am 22. Februar erreichte sie Kurts Brief aus Rügen, und sie erkannte an der linkischen Schrift, wie viel Mühe ihn diese wenigen Zeilen gekostet hatten. Sie begann einen Antwortbrief, in dem sie ihm versicherte, dass er in Kopenhagen die nötige «Ruhe und Ordnung» hätte, sich zu erholen. Von dem ruhigen Gut in Osterburg aus versuchte sie, die Entfernung zu überbrücken, und riet: «Grübel nicht zuviel, mein Lieb, gib Dir Mühe, tüchtig essend wieder aufzuholen, damit ich mich in künftigen Liebesstunden nicht an der Härte Deiner Knochen zu stossen brauche.» Als es an der Tür klingelte, liess sie den angefangenen Brief auf dem Tisch liegen. Sie bekam ein Telegramm mit der Mitteilung, dass Hauptmann Orgel am 19. Februar 1945 in Kopenhagen verstorben war.¹⁸

Schon bevor Liselotte von Kurts Tod erfuhr, hatte sie ihr gewohntes Selbstvertrauen verloren. Sie vermutete darin eine verzögerte Reaktion auf die Luftangriffe auf Berlin im November 1943. Kurt hatte sie erklärt: «Seitdem weiss ich, dass alles erschütterlich ist. (...) Ist alles Unheil nur für andere? Warum sollte ich nicht von Bomben getroffen werden? Nur weil ich es nicht wünsche, weil ich mitten im lebendigsten Leben stehe? Ja, haben nicht Tausende der getroffenen Menschen nicht auch ‚Selbstvertrauen‘ gehabt?» Sie versuchte, sich mit einem Goethe-Zitat aufzurichten: «Wer die Furcht vor dem Tode überwindet, der allein hat das Leben ganz gewonnen/ So ähnlich formuliert Goethe.» Aber die Angst blieb: «Nie war ich auf meinen Reisen zaghaft oder ängstlich, aber gegen das höllische Geprassel aus der Luft fühle ich mich nicht gewappnet. Mein Selbstvertrauen lässt mich dabei im Stich und ich stehe oft beschämt vor all meinen Freunden und Bekannten, die Terrorangriff auf Terrorangriff mitmachen, ohne sich wesentlich dabei zu erschüttern, oder sich beeilen, diesem zu entgehen. Sie sind der festen Überzeugung, dass sie heil herauskommen.» Sowohl die einsame, nagende Angst,

die Liselotte selber spürte, als auch die nüchternen, pragmatischen Bewältigungsstrategien, die sie insbesondere bei ihren Besuchen in Berlin beobachtete, waren Folgen der langjährigen Luftkriegserfahrung.¹⁹

Am 3. Februar 1945 erlebte die Hauptstadt den schwersten Luftangriff des Krieges, der 3'000 Todesopfer forderte. Als Ursula von Kardorff anschließend nach ihren Redaktionskollegen schaute, sah sie auf den Strassen Ausgebombte aus Staubwolken auftauchen. Im Feuerschein auf dem Potsdamer Platz gingen sie «inmitten eines Stroms grauer, gebückter Gestalten, die ihre Habseligkeiten mit sich trugen», bevor sie wieder in den Staubwolken verschwanden. Doch selbst in dieser Lage wiederholten manche immer noch die alten Parolen: «Durchhalten, blödsinnigste aller Vokabeln», wütete Kardorff am Ende dieses langen Tages. «Also werden sie durchhalten, bis sie alle tot sind, eine andere Erlösung gibt es nicht.» Dem hätte ihre Journalistenkollegin Margret Boveri wohl kaum zugestimmt. Mit kantigen Zügen und von zierlicher Gestalt, fiel Boveri in der Redaktion vor allem durch ihren offenen Blick, ihre praktischen Schuhe und fehlendes Make-up auf. Ständig trug sie in einem alten Brotbeutel aus Segeltuch ihre wichtigsten Dokumente und Habseligkeiten bei sich, unter anderem eine der selten gewordenen Glühbirnen. Auch sie ging wie Kardorff zum Redaktionsbüro in Tempelhof – das sich *Das Reich* mit der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* teilte –, um sicherzustellen, dass die nächste Ausgabe der Zeitung rechtzeitig und fehlerfrei erschien. Seitdem Boveri zehn Monate zuvor nach Berlin zurückgekehrt war, war sie fest entschlossen auszuhalten. Sie genoss das eindringliche Gefühl, lebendig zu sein, und schaute sich die Luftangriffe nachts von ihrem Balkon aus an.

Die Berliner waren laut den Militärberichten über die Stimmung der Zivilbevölkerung in der Hauptstadt ähnlich gespalten wie Kardorff und Boveri. Zwei gutgekleidete Damen wurden auf einer Strasse in Zehlendorf beobachtet, wie sie darüber stritten, ob sie 1933 die Nationalsozialisten gewählt hätten, als ob das über ihr Schicksal im Fall einer Niederlage entscheiden würde. Manche Berliner wollten «bis zum letzten Blutstropfen weiterkämpfen», um die Russen aufzuhalten, während andere pessimistische Gerüchte verbreiteten, die Regierung habe das Angebot abgelehnt, mit den Briten und Amerikanern einen Separatfrieden zu schliessen und gemeinsam gegen die Sowjets zu kämpfen. Aber jeder war bereit, mit dem Finger auf Gruppen von Fremd-

Totale Niederlage

arbeitern zu zeigen und, schlimmer noch, auf ausländische Kriegsgefangene, die in der Öffentlichkeit herumlungerten und sich lautstark in fremden Sprachen unterhielten.²⁰

Am 13., 14. und 15. Februar 1945 gab es Luftangriffe auf Dresden. In dem Flammenmeer starben 25'000 Menschen. Am Vormittag des 13. Februar hatte Victor Klemperer Deportationsbescheide an die wenigen Juden in «privilegierten Mischehen» ausgetragen, die noch in der Stadt lebten. Als es Fliegeralarm gab, sagte eine der zur Deportation verdammt Frauen in dem beengten «Judenhaus» im Stadtzentrum erbittert: «Wenn sie doch alles zerschmissen!» Das Brummen der Flugzeuge wurde lauter, die Lichter gingen aus, und Victor und Eva Klemperer knieten sich auf den Kellerboden und duckten die Köpfe unter die Stühle. Ein Kellerfenster sprang auf, und sie sahen die brennende Stadt und die heftigen Windböen. Beim zweiten Luftangriff, der ihr Haus in Brand setzte, wurden sie getrennt. Er schloss sich dem Flüchtlingsstrom an, der im Park – den Juden nicht betreten durften – zur Brühlterrasse hinaufstieg, um in kühlere Luft zu gelangen. Den Rest der Nacht sah Klemperer auf das brennende Stadtzentrum hinunter, eine Wolldecke über dem Rucksack um Kopf und Schultern geschlungen, eine graue Tasche mit seinen kostbaren Manuskripten und Evas Schmuck fest an sich gepresst. Einige Gebäude glühten rot, andere silbrig weiss. Vierzig Kilometer entfernt betrachtete ein kleines Mädchen gebannt dieses «Schauspiel»: «Der Himmel war blutrot gefärbt, die Stadt selbst sah aus wie ein Tropfen weissglühendes Eisen. Und in dieses Licht hinein fielen Christbäume in allen Farben.»²¹

Klemperer schaute von seinem Platz aus benommen zu, ohne Einzelheiten wahrzunehmen. Eine jüdische Dresdnerin reichte ihm eine Serviette für sein verletztes Gesicht, und ein junger Holländer erzählte, wie er aus Polizeigewahrsam entkommen war. Im ersten Dämmerlicht des Wintermorgens fanden Victor und Eva sich am anderen Ende der Terrasse wieder. Sie schnitt ihm mit ihrem Taschenmesser den gelben Stern vom Mantel. In dem Wissen, dass das Polizeipräsidium mitsamt allen Gestapo-Akten ausgebrannt war, und aufgrund der Gefahren, die durch den Stern kenntlichen Juden nach einem solchen Luftangriff drohten, verwandelte das Paar sich in ausgebombte Deutsche wie alle anderen und schloss sich den Menschenmengen an, die langsam zum Elbufer drängten. Der unermüdliche Tagebuchschreiber hielt

seinen eigenen Schockzustand fest und verzeichnete am Weg Leichen, «klein und im Wesentlichen ein Kleiderbündel», und eine abgetrennte Hand, «wie man so ein Stück in Friseurschaufenstern aus Wachs geformt sieht». Später verteilte ein Sanitäter Augentropfen und säuberte Klemperers verletztes Auge. Die folgenden Luftangriffe Überstand das Paar im katakombenartigen Keller des Albertinums, wo Ärzte Verletzte operierten, während Soldaten und Sanitäter kamen und gingen und weitere Menschen auf Tragen brachten. Schliesslich verteilte die NS-Volkswohlfahrt Butterbrotpakete. Irgendwann ging das Licht aus, und Männer kurbelten von Hand den Generator an, der Beleuchtung und Ventilatoren mit Strom versorgte, während ihre Silhouetten als riesige Schatten an der Wand zu sehen waren. Am nächsten Tag, dem 15. Februar, liessen sich die Klemperers zusammen mit anderen Evakuierten auf Lastwagen zum Fliegerhorst Klotzsche bringen.

Eine Woche später, am 22. Februar, sassen Lisa de Boor und ihr Mann während eines Luftangriffs auf Marburg im Keller ihres Hauses. Sie machten sich Sorgen um ihre Tochter Monika, nachdem sie gerade erfahren hatten, dass man sie aus dem Gestapo-Gefängnis in Cottbus nach Leipzig verlegt hatte. Ihr Prozess vor dem Volksgerichtshof hatte sich erneut verzögert, weil der vorsitzende Richter, Roland Freisler, bei dem Luftangriff auf Berlin am 3. Februar in seinem Gericht von einem herabfallenden Balken erschlagen worden war. Anton, der Sohn der de Boors, hatte an der Ostfront Bauch-, Becken- und Beinverletzungen erlitten und nach zwei Operationen mit Vereiterungen und Fieber zu kämpfen, was sicher auf mangelhafte Hygiene und das Fehlen von Antibiotika zurückzuführen war. Anders als Kurt Orgel sollte er jedoch überleben. Bei dem Luftangriff auf Marburg wurden der Bahnhof und ein benachbartes Lazarett getroffen. Lisa de Boor hörte, dass viele Patienten, die im Splittergraben Schutz gesucht hatten, getötet worden waren. Ein befreundeter Architekt, der die de Boors besuchte, erzählte ihnen, dass sein Haus schon vor einiger Zeit bei einem Luftangriff auf Köln abgebrannt war, sein ältester Sohn war mit 18 Jahren gefallen, sein zweitältester in Italien verschollen und der dritte an der Westfront vermisst. Unterdessen rückte der Geschützdonner im Westen hörbar näher.²²

Am 23. Februar kam Ernst Arnold Paulus früher als sonst aus seiner Arztpraxis in Pforzheim, in der Hoffnung, sich am Bahnhof von seinen beiden Töchtern verabschieden zu können. Sowohl Elfriede als auch Irmgard traten

Totale Niederlage

in seine Fusstapfen und hatten ein Medizinstudium begonnen, wie er es sich früher einmal für seinen Sohn Helmut erhofft hatte. Sie hatten nichts mehr von ihm gehört, seitdem er im November 1943 kurz nach seiner Rückkehr aus dem Heimaturlaub an die Ostfront als vermisst gemeldet worden war. Bei der Mobilisierungskampagne im Herbst 1944 waren Elfriede und Irmgard beide als Rot-Kreuz-Schwester einberufen worden und arbeiteten nun im selben Lazarett in Heilbronn. Ihr Zug fuhr ab, bevor ihr Vater den Bahnhof erreicht hatte – und kurz bevor der Luftangriff um 19.50 Uhr begann. Dieser Zufall rettete ihnen und auch ihrem Vater das Leben. Denn so befand er sich bei Beginn der Bombardierungen nicht im Zentrum von Pforzheim, sondern war bereits an den Stadtrand nach Hause gefahren. Der Angriff, an dem 368 Flugzeuge beteiligt waren, erfolgte ungewöhnlich früh und dauerte nur 22 Minuten. Sobald das Dröhnen der Flugzeugmotoren schwächer wurde, machte Ernst Paulus sich auf den Weg zu seiner Sanitätsstelle im Pforzheimer Gymnasium. In der Nähe des Stadtzentrums zwangen ihn dichte Rauchwolken, umzukehren und einen anderen Weg zu suchen. Als er das Gymnasium endlich erreichte, stand das Obergeschoss in Flammen. Unbeirrt richtete Paulus seine Notfallambulanz im Keller ein und versorgte die ganze Nacht und den nächsten Tag hindurch die in Scharen eintreffenden Verletzten, bis ein zweiter Arzt ihn schliesslich ablöste.²³

Die Praxis von Ernst Paulus mit allen, die sich dort befunden hatten, war ebenfalls getroffen worden. Unter den Todesopfern dieses Angriffs zählte seine Frau 14 Ärzte, die sie kannten. Da die Hydranten nicht funktioniert hatten, hatte die Feuerwehr hilflos zusehen müssen, wie die gesamte Altstadt mit ihren engen Gassen, Fachwerkhäusern und Familienbetrieben in Flammen aufging. In der Innenstadt wurde ein Areal von drei Kilometern Länge und 1,5 Kilometern Breite völlig zerstört. Es sollte Monate – bis weit in den Sommer – dauern, die Toten zu bergen und die Trümmer zu räumen. Nach ersten polizeilichen Schätzungen belief sich die Zahl der Opfer auf 7'000 bis 8'000, nach und nach stieg sie jedoch auf 17'600, also 20 Prozent der Einwohnerschaft: Damit gehörte dieses Bombardement zu den Luftangriffen mit den meisten Todesopfern in einer deutschen Stadt.²⁴

Während Erna Paulus und ihr Dienstmädchen die zerfetzten Verdunkelungen flickten und Pappe vor die gähnenden Fensteröffnungen nagelten, hielt ihr Mann seine morgendliche Sprechstunde zu Hause ab.

Die notwendige Ausstattung spendete ihm die Sanitätsstelle im Gymnasium. Ohne Geschäfte und Handwerksbetriebe wirkte Pforzheim wie ausgestorben. Die Familie Paulus war auf Lebensmittel angewiesen, die Verwandte, Freunde und Patienten aus den umliegenden Dörfern und Bauernhöfen ihnen schenkten. Auf diese Weise erhielten sie sogar Kostbarkeiten wie Eier und Fleisch. Trotz der verheerenden Demonstration alliierter Luftüberlegenheit, trotz des ungewissen Schicksals von Helmut, trotz ihrer Sorgen um ihren zweiten Sohn Rudolf, der ebenfalls an der Front war, zeigten Erna und Ernst Paulus keine Spur von Defätismus. Erna flickte weiterhin Kleider für ihre Töchter in Heilbronn, stopfte Strümpfe und Socken und bügelte, wenn es gerade Strom gab. Ende März hörten sie immer noch eifrig die Wehrmachtberichte: Wenn der Strom ausfiel, waren sie allerdings auf den Detektorempfänger ihres Neffen angewiesen.²⁵

Ema Paulus' Schwester, Käthe Wurster, war entsetzt über das, was sie aus Pforzheim hörte, musste allerdings einräumen: «Alle Abende nun schon seit Wochen haben wir pünktlich unseren Angriff auf Berlin. Dazwischen von Zeit zu Zeit einen grossen Tagesangriff. Aber Berlin ist gross. Macht Euch um uns nicht zu viele Sorgen. Es sind viele, viele Angriffe vorüber gegangen, ohne dass Zehlendorf getroffen worden wäre.» Im örtlichen Kino, das sicher im U-Bahnhof Onkel Toms Hütte untergebracht war, weigerte sich das Publikum in diesem Monat, sich vor dem Hauptfilm die Wochenschau anzusehen. Ein Wehrmachtsoffizier berichtete: «Ein Teil der Besucher erzwang durch überaus pöbelhaftes Benehmen wie Trampeln, Pfeifen, Brüllen usw. die Änderung der Reihenfolge. Man wolle den Hauptfilm (Solistin Anna Alt) zuerst sehen. Wen interessiere heute noch die Wochenschau, es sei alles Schwindel, Propaganda usw.» Solche Proteste waren jedoch keineswegs Ausdruck politischer Opposition: Die Zuschauer wollten nur nicht, dass der Spielfilm durch den allabendlichen Luftangriff unterbrochen würde – die Premiere einer klassischen Musikromanze, die lose auf dem gespannten Verhältnis zwischen Robert und Klara Schumann basierte. Als denn auch tatsächlich die Luftschuttsirenen heulten, war es die Wochenschau, die unterbrochen werden musste. Wenn andere Kinos nach langen Unterbrechungen wegen Bombenalarms das Programm nicht wieder fortsetzen wollten, gab es «tumultuarische Szenen, in deren Verlauf an Deutlichkeiten nicht gespart wird».²⁶

Totale Niederlage

Trotz der Luftangriffe war die Nachfrage nach Kinokarten so hoch wie eh und je. Die Bombardierungen brachten die Kinobesucher allenfalls dazu, ihre Anspruchshaltung lautstark zu äussern, zumal die Theater seit dem Herbst geschlossen waren. Es wurden jedoch nur wenige neue Filme gezeigt. Eine antibritische Produktion, «Titanic», fiel den Bombenangriffen zum Opfer. Der aufwendig auf einem Kreuzfahrtschiff in der Ostsee gedrehte Spielfilm war 1943 herausgekommen, aber nur im besetzten Frankreich gezeigt worden. Dort sollte die Schilderung der rigiden Klassenunterschiede, die bewirkten, dass man die Passagiere der dritten Klasse ertrinken liess, die Anglophobie schüren. Aber bevor der Film in den deutschen Kinos anlaufen konnte, kam Goebbels zu dem Schluss, die Massenpanikszene unter den Passagieren, die auf den Dritte-Klasse-Decks des sinkenden Schiffes eingeschlossen waren, könnten in den bombardierten Städten unerwünschte Assoziationen wecken. Also nahm man den Film aus dem Programm.²⁷

Als Reaktion auf die militärischen Niederlagen hatte Goebbels die positiver gestimmte Produktion «Kolberg» in Auftrag gegeben, den bis dahin grössten und aufwendigsten Farbfilm. Die Handlung spielt während der Eroberung Preussens durch Napoleon und besonders während der Belagerung Kolbergs 1807, das schliesslich von den Franzosen eingenommen wurde. Der Film feierte den neuen Widerstandsgeist, der dort entstanden war und schliesslich zum deutschen «Befreiungskrieg» von 1812/13 geführt hatte. Der Bürgermeister von Kolberg erklärt darin auf Knien dem preussischen Kommandanten Gneisenau, er wolle lieber unter den Trümmern begraben sein, als zu kapitulieren, und erhebt sich erst wieder, als der legendäre preussische General erwidert: «So wollte ich es von Ihnen hören, Nettelbeck. Jetzt können wir zusammen sterben!» Die Premiere fand symbolträchtig am 30. Januar 1945 in einer anderen deutschen «Küstenfestung» statt, nämlich im französischen Hafen La Rochelle. Nur wenige Deutsche sahen den Film, doch seine zentralen romantisch-patriotischen Motive waren allgegenwärtig. Bereits zwei Jahre zuvor hatte Goebbels sich in seiner Sportpalastrede Theodor Körners Gedichtzeile «Das Volk steht auf, der Sturm bricht los» angeeignet. Während der tapfere pommersche Bauer im Film seinen eigenen Hof anzündet, um den Franzosen «verbrannte Erde» zu hinterlassen, hatten die deutschen Bauern, die zu Hunderttausenden aus Schlesien, Ostpreussen und Pommern flüchteten, freilich andere Sorgen.²⁸

Die Ankunft der Flüchtlingstrecks im geschrumpften Reichsgebiet führte zur Absetzung eines anderen antibritischen Films. Im Januar 1945 kam Goebbels zu dem Schluss, dass «Flüchtlingsszenen», wie sie der Kassenschlager von 1941, «Ohm Krüger», zeigte, «augenblicklich sehr schlecht ,in die Landschaft passen». Doch während das Propagandaministerium bemüht war, Bilder von Panik unter der Zivilbevölkerung und massenhaften Todesopfern von der Kinoleinwand fernzuhalten, übertrieb es gegenüber dem Ausland die Zahl der Toten in Dresden und liess vom Auswärtigen Amt Fotos der Zerstörungen und Nahaufnahmen von Kindern mit schlimmen Verbrennungen an die Presse im neutralen Schweden weiterleiten. Am 17. Februar 1945 meldete das *Svenska Morgonbladet*, die Zahl der Toten und Verletzten «muss in die Hunderttausende gehen»; am 25. Februar berichtete das *Senvska Dagbladet*, nach Informationen, die einige Tage nach dem Feuersturm zusammengestellt wurden, habe es «eher 200'000 als 100'000 Opfer» gegeben. Am 4. März bezeichnete der Chefredakteur der Wochenzeitung *Das Reich* in seinem Beitrag «Der Tod von Dresden: Ein Leuchtzeichen des Widerstands» die Luftangriffe der Alliierten als «vier Akte eines kühl berechneten Mord- und Vernichtungsplanes»: «Um Mitternacht erschien am glutroten Himmel des Elbtals eine zweite britische Luftflotte und richtete mit Sprengbomben und Bordwaffen unter den Menschenmassen auf den Grünflächen ein Blutbad an, wie es bis dahin allenfalls die Fantasie eines Ilja Ehrenburg hätte ersinnen können.» Die hohe Zahl der Todesopfer drang sofort ins Bewusstsein der deutschen Öffentlichkeit und wurde sowohl von der Familie Paulus als auch den de Boors registriert.²⁹

Goebbels' Opferstatistiken waren völlig aus der Luft gegriffen. Im Februar hatten Wehrmacht und Polizei gerade erst begonnen, sich einen genauen Überblick zu verschaffen, indem sie die Todesopfer Strasse für Strasse und Block für Block erfassten. Dabei drängte sie der Stadtkommandant, Generalleutnant Karl Mehnert, höhere Opferzahlen anzugeben. Das Ausmass der Zerstörung und die Konzentration der Leichen in der engen Innenstadt waren so hoch, dass er – und viele andere – die verheerenden Folgen tatsächlich schlimmer einschätzten, als sie in Wirklichkeit waren. Man holte eigens ein SS-Sonderkommando in die Stadt, das die Verbrennung von 6865 Leichen auf dem alten Markt durch KZ-Häftlinge beaufsichtigen sollte. Als dieses Kommando die Methoden, die es für die Beseitigung der in Treblinka vergas-

Totale Niederlage

ten Juden entwickelt hatte, mit in eine der schönsten Barockstädte des Reiches brachte, ergänzte es die Parallelen, die Deutsche zwischen ihrer eigenen Opferrolle und dem, was sie den Juden angetan hatten, zogen, unwillkürlich um ein weiteres Bild.³⁰

Die tatsächliche Zahl der Todesopfer entsprach jedoch nicht den Schätzungen von Mehnert und Goebbels. Bis zum 10. März hatte die Polizei 18375 Leichen geborgen; fünf Tage später bestätigte sie diese Zahl in ihrem «Abschlussbericht» und sagte voraus, dass die Gesamtzahl wahrscheinlich auf 25'000 ansteigen würde. Ein weiterer Bericht vom 22. März gab 20'204 bestätigte Todesopfer an und wiederholte die Schätzung von maximal 25'000. Das war der letzte einschlägige Bericht des Krieges. Um die überzogenen Opferzahlen zu erhärten, die das Propagandaministerium bereits bekanntgegeben hatte, hängte es an die offiziellen Angaben einfach eine Null an und präsentierte der Welt die beispiellose Zahl von 202'000 Toten, die vermutlich noch auf 250'000 anwachsen würde. Diese hohen Opferzahlen erklärte sie mit der Behauptung, die Einwohnerschaft der Stadt habe sich durch den Flüchtlingsstrom aus dem Osten verdreifacht. Nach dem Krieg wurden jedoch in 20 Jahren lediglich 1'858 weitere Leichen geborgen, was die ursprüngliche Schätzung der örtlichen Polizei bestätigte. Sowohl in Deutschland als auch im Ausland konnten sich die von Goebbels geschaffenen Mythen jedoch lange halten.³¹

Die Bestrebungen, die öffentliche Meinung im Ausland, besonders in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten, zu beeinflussen, erwiesen sich als erstaunlich erfolgreich. Sie erhielten zudem Unterstützung von unerwarteter Seite, als Journalisten bei einer Pressekonferenz in Eisenhowers Hauptquartier zu hören bekamen, die Bombardierung Dresdens käme einem «Terrorangriff» gleich – ein Begriff, den Briten und Amerikaner öffentlich durchweg abgelehnt hatten, auch wenn Churchill ihn im kleinen Kreis verwendete. Auf Druck der Regierung verzichteten die britischen Medien auf Berichte über diesen Lapsus, aber in den Vereinigten Staaten wurde er durch die New Yorker Nachrichtenagentur Associated Press bekanntgemacht und löste eine breite Debatte über die Ethik von «Flächenbombardements» aus. Es folgten Artikel im *Manchester Guardian*, und am 6. März nutzte der Labour-Abgeordnete Richard Stokes eine Fragestunde im Unterhaus, um sämtliche Informationen, die er über den Feuersturm von Dresden aufgetrieben hatte, offiziell zu Protokoll zu geben. Am 28. März 1945 beugte Churchill

sich dem Druck der Öffentlichkeit und befahl, die Bombardierung deutscher Städte einzustellen. Der heldenhafte Einsatz der Bomberflotte hatte Beifall gefunden, solange Grossbritannien gegen Deutschland keine andere wirkungsvolle Waffe zur Verfügung gestanden hatte, aber nun hatte die Öffentlichkeit den ungunstigen Eindruck, dass eine ethische Grenze überschritten worden sei.³²

Nach dreimonatigen Kämpfen in den Vogesen drängten die Amerikaner die Deutschen bei Colmar über den Rhein zurück. Ernst Guicking verteidigte immer noch das elsässische Westufer des Oberrheins, und so war seine Frau Irene in den nächsten Wochen hin- und hergerissen zwischen ihrer Sorge um ihn und der Befürchtung, dass den Alliierten die Rheinquerung gelingen könnte. Sie gestand ihm: «Ich wünschte, Du könntest Dich in einen Maulwurf verwandeln, Du könntest unter der Erdoberfläche einen Gang graben, der zu mir führte. (...) Ich würde Dich in der Waschküche baden, von all den Erdkrumen befreien und dann, ja dann, ich würde Dich wieder in die Erde einbuddeln, oder sonst irgendwo verstecken, bis Dir keine Gefahr mehr droht.» Am 4. Februar konnte Ernst ihr endlich schreiben, dass seine Einheit bei Neuenburg den Rhein überquert hatte und nun im relativ sicheren Schwarzwald stationiert war. Sie waren zwar nach wie vor in Kämpfe verwickelt, aber – dabei in seiner privaten Schilderung in die Sprache der Wehrmachtberichte mit ihren beruhigenden Floskeln von «planmässigem Rückzug» verfallend – er versicherte Irene: «Ja, der Brückenkopf ist in vollster Ordnung und kluger Voraussicht geräumt worden. Die da drüben schreien einen Sieg mehr in die Welt, bei uns dagegen war alles schon lange vorher geplant.»³³

Irene mochte nicht zur Stammleserschaft von *Das Reich* gehören, aber die näherrückende Front zwang die junge Gärtnerin, über Politik nachzudenken. So grübelte sie über einen Artikel, in dem Goebbels geschrieben hatte: «Wir zweifeln keinen Augenblick, dass es uns gelingen wird, die Weltgefahr aus dem Osten zu brechen. Wann und wie, das bleibt den eingeleiteten Massnahmen vorbehalten. Die Steppe wird zum Stillstand gebracht werden und zwar dann, wenn die Gefahr auf den Höhepunkt gestiegen und damit allen sichtbar geworden ist. Bis dahin gilt es kühlen Kopf zu behalten.» Irene fand diese Äusserungen nur halbwegs beruhigend und konnte nicht umhin, Ernst zu fragen: «Glaubst Du, dass es in der Wehrmacht immer noch Elemente gibt, die die Standfestigkeit und den unbeirrbaren Willen von Front

Totale Niederlage

und Heimat unterwühlen wollen und abermals einen 20. Juli heraufbeschwören möchten? Wird Himmler genug aufpassen?» Ausserdem wunderte sie sich: «Hier laufen noch soviel junge, gesunde Kerle herum», die an der Front gebraucht würden. In Lauterbach war es weiterhin relativ ruhig, nur vereinzelt fielen Bomben in Bahnhofsnähe, aber Irenes Hauptsorge war, genügend Holz aus dem Wald zu holen, um den Rest des Winters zu überstehen.³⁴

Während es an Guickings Frontabschnitt am Oberrhein vergleichsweise ruhig blieb, kam es im Norden zu erheblich schwereren Kämpfen. Am breiten Niederrhein unternahmen kanadische und britische Truppen am 8. Februar 1945 einen Vorstoss von Nimwegen aus. Der amerikanische Vormarsch über die Rur in Richtung Köln verzögerte sich um zwölf Tage, als deutsche Pioniertroops die Wehre der Talsperre öffneten und das Tal fluteten. Die deutschen Armeen unter Rundstedt kämpften erbittert, um ihre linksrheinischen Stellungen zu halten, und fügten den Alliierten höhere Verluste zu, als sie selbst erlitten. Diese anhaltende «Kampfkraft» war umso erstaunlicher, als das Kräfteverhältnis ein enormes Ungleichgewicht aufwies: Im Februar standen 462'000 deutschen Soldaten 3,5 Millionen alliierte Soldaten gegenüber. Verschlimmernd kam hinzu, dass die deutschen Divisionen einen hohen Anteil junger Rekruten aufwiesen, die keine Kampferfahrung in den schwierigen Rückzugsgefechten gesammelt hatten, durch die ihre Befehlshaber – Model, Blaskowitz und Hausser – sich einen Namen gemacht hatten. Zudem standen ihnen nicht annähernd so viele Artilleriegeschütze und Panzer zur Verfügung wie ihren Gegnern. Nachdem Hitler und Keitel im Dezember und Januar für die Ardennenoffensive Panzer und Artillerie von der Ostfront abgezogen hatten, verlegten sie nun schwere Waffen und Gerät wieder ostwärts, in dem verzweifelten Bestreben, den Vormarsch der Roten Armee in Schlesien und Ungarn aufzuhalten. Am 2. März 1945 erreichten die Amerikaner das Westufer des Rheins südlich und nördlich von Düsseldorf und besetzten Krefeld. Drei Tage später durchbrachen sie die schwachen Verteidigungslinien um Köln und nahmen die Stadt innerhalb eines Tages ein. Die Wehrmacht sprengte in aller Eile die Hohenzollernbrücke, sobald sich die Einheiten auf die rechte Rheinseite zurückgezogen hatten.³⁵

Den ganzen Winter hatte die Verteidigungslinie am Saar-Mosel-Dreieck mit dem Orscholzriegel an der Südseite gehalten. Nach monatelangen Kämpfen in Schneewehen gelang den Amerikanern am 22. Februar 1945 schliess-

Zusammenbruch

lich der Durchbruch in diesem Abschnitt des Westwalls: Am 22. Februar überquerten Sturmbataillone der 302. US-Infanterie in dichtem Nebel vor Morgengrauen bei Taben die Saar. Als deutsche Truppen überstürzt zur Abwehr diverser amerikanischer Angriffe abkommandiert wurden, blieb Trier unverteidigt zurück und fiel nach fünfmonatiger Belagerung am 2. März praktisch kampfflos. Die amerikanische 3. Armee nutzte ihren erfolgreichen Durchbruch und rückte zügig durch das Moseltal bis nach Koblenz an den Rhein vor.

Während des Rückzugs der Wehrmacht im Westen kam es Ende Februar und im März nicht noch einmal zu einer ähnlichen Panik in der Bevölkerung wie Anfang September 1944. Diesmal weigerten sich die Einwohner der betroffenen Regionen zu flüchten und hängten weiße Fahnen an ihren Häusern auf, um die Zerstörung der Dörfer zu verhindern. In manchen Orten hinderten sie die deutschen Truppen sogar daran, das Feuer zu eröffnen. So gingen die Bauern einer Gemeinde mit Mistgabeln auf Soldaten los, die Sprengladungen zünden wollten. Ein Trupp, der sich aus der Einkesselung an die deutschen Linien hatte retten können, wurde an der Mosel mit abwehrenden Rufen begrüßt, sie zögen den Krieg nur in die Länge. Als die Wehrmacht Ende Februar Geislautern bei Völklingen im Saarland zurückeroberte, musste der örtliche SS-Obersturmbannführer feststellen, dass die Amerikaner nach der kurzen Besatzung beliebt waren, weil sie mit den Wohnungen, in die sie einquartiert waren, achtsamer umgingen als die deutschen Soldaten und «Konserven, Schokolade und Zigaretten» aus ihren Rationen mit der darbenenden Bevölkerung teilten. In der ganzen Region eile den amerikanischen Truppen ihr guter Ruf voraus, berichtete er. Aus dem Raum Mayen westlich von Koblenz meldete der stellvertretende Kommandeur des Panzerstützpunktes, die Bevölkerung habe versucht, die Verteidigung der Orte zu sabotieren, und den Soldaten Zivilkleidung angeboten, damit sie sich absetzen könnten.³⁶

Sehr schnell wurde deutlich, dass sich die Situation im Vergleich zum vorangegangenen Herbst geradezu umgekehrt hatte. Ein Bericht an den Oberbefehlshaber West schilderte: «Während damals die aus Frankreich zurückflutenden Soldaten mit ihrer pessimistischen Beurteilung der Lage die Zivilbevölkerung ungünstig beeinflussten, kann im gegenwärtigen Zeitpunkt festgestellt werden, dass die Zivilbevölkerung auf die Kampfmoral und Haltung des deutschen Soldaten depressiv wirkt.» Am 15. Februar unterstellte

Totale Niederlage

das Reichsjustizministerium per Erlass Zivilisten dem Standrecht und drohte ihnen die gleichen Strafen an wie Soldaten, die desertierten oder die Wehrkraft der Truppe untergruben. Bis zum 11. März wurde Goebbels jedoch klar, dass die Propaganda einen Zusammenbruch der Moral nicht mehr verhindern konnte. In seinem Tagebuch merkte er an: «Man kann im Westen jetzt nur noch etwas mit brutalen Mitteln erreichen, sonst wird man der Entwicklung nicht mehr Herr.» Die defätistische Haltung breitete sich am Rhein entlang aus, als Soldaten beim Rückzug aus den linksrheinischen Gebieten erzählten, dass in Neuss und Krefeld Parteifunktionäre geflüchtet seien und ein Meer weisser Flaggen die Amerikaner begrüsst habe. Sie schilderten überdies ihre eigene Machtlosigkeit gegenüber der unglaublichen Materialüberlegenheit und Luftmacht des Feindes. In Bochum stellte das örtliche Propagandaamt fest, dass es hoffnungslos sei, die Arbeiter zu zwingen, sich die Standardreden uniformierter Parteigenossen anzuhören. Mitte März setzte es stattdessen 30 ausgebildete «Wander-Redner» in Zivil ein, die «Mundpropaganda» auf Bahnhöfen, in Zügen und Bunkern verbreiten sollten – also überall da, wo Menschen zusammenkamen und lautstark ihre Meinung äusserten. Die wöchentlichen Tätigkeitsberichte, die rechtsrheinische Gebiete am 21. März an das Propagandaministerium schickten, mussten jedoch einräumen: «Zureden und Mundpropaganda würden nicht mehr viel helfen.»³⁷

Am 17. März 1945 fiel Koblenz. Innerhalb einer Woche war das wirtschaftlich lebenswichtige Saarland eingekreist. Als die deutschen Truppen zurückfielen, stellte Goebbels fest, dass es in den Grossstädten des Reiches Zigtausende angeblich «Versprengte» gebe, die sich aber in Wirklichkeit dem Frontdienst entziehen wollten. Wehrmachtkommandeure drohten vermehrt mit Standgerichten. Nationalsozialisten wie Ferdinand Schörner gingen voran, erhängten Soldaten an Laternenpfählen und versahen sie mit Schmähschildern wie «Ich habe nicht an den Führer geglaubt» oder «Ich bin ein Feigling». Aber er hatte keineswegs ein Monopol auf ein solches Vorgehen. Am 5. März warnte selbst der fromme Protestant Johannes Blaskowitz seine Männer von der Heeresgruppe H, jeder, der seinen Posten verlasse, werde «summarisch abgeurteilt und erschossen». Kurz bevor Rundstedt zum dritten und letzten Mal von Hitler in den Ruhestand versetzt wurde, gab er noch den Befehl heraus: «Der Feind muss sich jeden Schritt in deutsches Land hinein unter höchstmöglichen blutigen Verlusten erkämpfen.» Am 10.

März löste Albert Kesselring Rundstedt als Oberbefehlshaber an der Westfront ab und setzte sofort ein motorisiertes Sonderkommando der Feldgendarmarie ein, um «Versprengte» aufzuspüren. Bereits einige Tage zuvor hatte ein «fliegendes Standgericht» vier Offiziere erschossen, weil sie die Rheinbrücke in Remagen nicht gesprengt hatten, bevor die Amerikaner sie einnehmen konnten. Da ein fünfter Offizier sich zu dieser Zeit bereits in amerikanischer Kriegsgefangenschaft befand, ordnete Kesselring persönlich an, seine Familie zu inhaftieren. Die örtlichen Gestapo-Stellen und das Reichssicherheitshauptamt sprachen sich weiterhin gegen solche Massnahmen aus, und selbst Paul Hausser, General der Waffen-SS, wies daraufhin, dass es wenig nütze, die Familien der Soldaten zur Verantwortung ziehen zu wollen, wenn diese sich bereits in feindlich besetztem Gebiet befänden.³⁸

Unmittelbar nach den Luftangriffen auf Dresden wollten Hitler und Goebbels die Genfer Konvention aufkündigen und britische und amerikanische Kriegsgefangene als Vergeltung für zivile deutsche Kriegsoffer hinrichten. Hitler hoffte, damit die Alliierten ihrerseits zur Hinrichtung deutscher Kriegsgefangener zu bewegen, um im Westen die gleiche Mischung aus Angst und verbissener Opferbereitschaft heraufzubeschwören, die deutsche Soldaten an der Ostfront beseelte. Der Entwurf zu dieser Weisung stiess jedoch auf den vereinten Widerstand von Jodl, Dönitz und Keitel, die dem Führer das Vorhaben erfolgreich ausredeten: Sie mochten zwar Lynchmorde an alliierten Piloten dulden – die mittlerweile selbst in Gegenden verbreitet vorkamen, die wie Linz bis 1944 kaum Luftangriffe erlebt hatten – und auf Repressalien gegen die Familien deutscher Deserteure drängen, sträubten sich jedoch, deutsche Kriegsgefangene zu gefährden. Das hätte nach ihrer Auffassung eine unsichtbare Grenze im Ehrenkodex ihres Berufsstandes überschritten.³⁹

In dem Bestreben, mit den militärischen Entwicklungen Schritt zu halten, stellten Goebbels und das Propagandaministerium ihre Botschaft um: Berichten über das gute Benehmen amerikanischer Soldaten im Grenzgebiet an Mosel und Saar setzten sie die Warnung entgegen, «dass es sich bei diesen Amerikanern um Fronttruppen handelte, die lediglich einen Kampfauftrag hatten, hinter ihnen aber kommen erst die Truppen der rückwärtigen Dienste und vor allem die Juden, die in allen anderen Fällen rücksichtslos gegen die Bevölkerung vorgegangen sind» – ganz so, als gäbe es bei den amerikani-

Totale Niederlage

schen Streitkräften eigene jüdische Einsatzgruppen. Zunehmend richteten sich die deutschen Hoffnungen auf ein Auseinanderbrechen der feindlichen Allianz. Deutsche Offiziere in britischer Gefangenschaft sagten sich, eines Tages würden Briten und Amerikaner «in der wirklichen Situation erwachen und sich Deutschland in der Abwehr Russlands anschliessen». Der Stabschef im Wehrmachtrüstungsamt, Oberst Curt Pollex, wusste um seine erschöpften Arsenale und machte sich keine Illusionen über «Wunderwaffen». Aber auch er hoffte, dass der Konflikt zwischen Amerikanern und Russen für die Deutschen noch eine Chance bieten werde, und verglich die Lage mit einem Autorennen, dessen Ausgang noch hundert Meter vor der Ziellinie durch eine Reifenpanne entschieden werden könne.⁴⁰ In diesem hinkenden Vergleich hallte eine Äusserung von Goebbels wider, die er am 28. Februar im Rundfunk gemacht hatte: «Wir gleichen heute dem Marathonläufer, der von den ihm auferlegten 43 Kilometern 35 hinter sich gebracht hat.»

Nachdem Victor Klemperer den gelben Stern von seiner Kleidung geschnitten hatte, lebte er in ständiger Angst, getötet zu werden, falls die Gestapo ihn aufgreifen sollte. Um jeden Kontakt mit den nationalsozialistischen Massenorganisationen zu vermeiden, hatten er und seine Frau sich an ihre frühere Hausangestellte Agnes gewandt, die in dem sorbischen Dorf Piskowitz in Sachsen wohnte. Dort hörte Klemperer die Marathonläufer-Rede des Propagandaministers, der jedes einzelne Wort betonte «wie Hammerschläge mit Pausen zwischen Schlag und Schlag»: «Nur der äusserste Wille hält ihn aufrecht, treibt ihn weiter, vielleicht wird er besinnungslos am Ziel zusammenbrechen, aber er muss es erreichen! ... Wir sind aufs Äusserste belastet, die Terrorangriffe sind kaum mehr erträglich – aber wir müssen durchhalten.» Mit einer Kombination aus metaphysischen Metaphern zum Sinn der Geschichte, dem praktischen Trost, die Gegner seien «genauso müde wie wir», und Anspielungen auf eine massive deutsche Gegenoffensive und Drohungen – «Wir werden jedem, der uns sabotiert, ‚mit kalter Ruhe den Strick um den Hals legen‘ – gab Goebbels jeglichen Anschein auf, dass der Krieg noch wesentlich länger dauern könne. Selbst Victor Klemperer, der immer auf der Hut war, beurteilte die Rede als «total verzweifelt». Seine Hoffnungen, dass er und Eva die Befreiung erleben würden, bekamen neuen Auftrieb.⁴¹

Mehrfach hatte Goebbels Hitler 1943 und 1944 vorgeschlagen, entweder mit den Russen oder mit den Briten und Amerikanern Verhandlungen über einen Separatfrieden aufzunehmen. Vielleicht war er der Einzige in der na-

tionalsozialistischen Führung, der es wagen konnte, einen solchen Vorschlag so häufig in ihren Gesprächen unter vier Augen vorzubringen: Hitler hatte zwar den Zeitpunkt nie für geeignet erachtet, aber auch nicht rundweg verboten, dieses Thema anzuschneiden. Nun wurde Goebbels klar, dass die Zeit für Verhandlungen abließ: Der Rhein musste gehalten werden, wenn es irgendeine Aussicht geben sollte, die westlichen Alliierten zu überzeugen, dass Verhandlungen besser wären, als das Leben weiterer Soldaten aufs Spiel zu setzen. Die Verteidigung der linksrheinischen Gebiete Deutschlands hatte die Wehrmacht die Hälfte ihrer an der Westfront eingesetzten Truppen gekostet: 60'000 Soldaten waren gefallen oder verwundet worden und 293'000 waren in Gefangenschaft geraten, darunter allein 53'000 aus einem einzigen Kessel bei Wesel.⁴²

Das, was von Hitlers «Grossdeutschem Reich» noch übrig war, wurde im Osten von der Oder und im Westen vom Rhein begrenzt, wo die Alliierten jeweils bereits Brückenköpfe erobert hatten. Dazwischen erstreckte sich ein knapp 550 Kilometer weites Gebiet, das im Norddeutschen Tiefland nur noch ein einziges geographisches Hindernis bot: die Elbe. Mitte März legte ein deutscher Generalstabsoffizier in Kriegsgefangenschaft den Alliierten die Einschätzung des deutschen Oberkommandos dar: «Man ging davon aus, dass die Fronten an Elbe und Rhein so lange gehalten werden könnten, wie es sich als notwendig erweise. Man rechnete damit, dass es früher oder später zu einem Bruch zwischen England und Amerika einerseits und der UdSSR andererseits kommen werde, was es Deutschland ermöglichen würde, seine Position wiederherzustellen.» Um in der nächsten Kampfphase die Wiedererhebung der Luftwaffe und ihrer Kampfflugzeuge zu sichern, hatte man Raffinerien und andere Schlüsseleinrichtungen mit schweren Flakstellungen ausgestattet. Am 20. März entband Hitler Himmler, dessen «Defätismus» und militärische Inkompetenz er für den Verlust Pommerns verantwortlich machte, vom Oberkommando an der Oderfront und übertrug es General Gotthard Heinrici, der sein Können auf dem Gebiet der taktischen Verteidigung mehrfach unter Beweis gestellt hatte und ebenfalls überzeugt war, dass es strategisch sinnvoll sei, die Oderfront zu verteidigen, solange deutsche Truppen den Rhein hielten.⁴³

Albert Speer wappnete sich, Hitler zu warnen, dass die deutsche Wirtschaft innerhalb von vier Wochen zusammenbrechen würde, aber auch er

Totale Niederlage

schloss sich den optimistischen Reden an und schlug vor, die Divisionen aus Italien und Norwegen umgehend zur Verteidigung von Rhein und Oder zurückzubehalten. In einer Denkschrift für Hitler schrieb der Rüstungsminister am 18. März: «Ein zähes Durchhalten an der jetzigen Front für einige Wochen kann dem Gegner Achtung abgewinnen und vielleicht doch noch das Ende des Krieges günstig bestimmen.» Noch am selben Tag trafen sich die beiden Männer, und Hitler bekräftigte, dass der Krieg fortgesetzt werde und die Streitkräfte ohne Rücksicht auf Deutschlands zukünftige Bedürfnisse eine Politik der «verbrannten Erde» verfolgen sollten. «Wenn der Krieg verloren ist, wird auch das Volk verloren sein. (...) Denn das Volk hätte sich als das schwächere erwiesen und dem stärkeren Ostvolk gehöre dann ausschliesslich die Zukunft.» Diese Einstellung, die Hitler erstmals in einem verzweifelten Moment während des Rückzugs vor Moskau im Winter 1941/42 geäußert hatte, war bei ihm zu einer fixen Idee geworden. Am 24. Februar hatte er sie in einer Ansprache an die Gauleiter ausgeführt und sollte sie einige Wochen später wörtlich auch in seinem politischen Testament wiederholen. Aber solche Gedanken erörterten Hitler und Goebbels nur mit dem inneren Führungskreis, den sie für verantwortungsvoll genug hielten, für ihre letzte Stunde einen heroischen Selbstmord ins Auge zu fassen.

Nachdem Hitler zu den Gauleitern gesprochen hatte, war er zu erschöpft, um am 24. Februar seine übliche Rundfunkrede ans deutsche Volk zum Parteigründungstag zu halten. Stattdessen musste sein alter Parteigenosse Hermann Esser seine Proklamation im Rundfunk verlesen. Sie enthielt die typischen Floskeln des Führers: Er sprach von der «jüdisch-bolschewistischen Völkervernichtung und ihren westeuropäischen und amerikanischen Zuhältern», von der «Freiheit der deutschen Nation», vom Kampf, bis «die geschichtliche Wende eintritt», und postulierte zum Schluss: «Das Leben, das uns geblieben ist, kann nur einem Gebote dienen, nämlich wiedergutzumachen, was die internationalen jüdischen Verbrecher und ihre Handlanger an unserem Volk begangen haben.» Selbst der NSDAP-Ortsgruppenführer von Lüneburg konnte sich die bissige Bemerkung nicht verkneifen: «Der Führer prophezeit mal wieder.»⁴⁴

Goebbels' treueste Korrespondenten setzten weiterhin ihre Hoffnung auf den Abwurf von Flugblättern, die britische und amerikanische Truppen zu überzeugen versuchten, sich nicht als Schachfiguren des «Weltjudentums»

missbrauchen zu lassen. Sie schlugen Möglichkeiten vor, wie man feindlichen Soldaten klarmachen könnte, dass man sie den «Blutzoll» für den «jüdischen Bolschewismus» und die «jüdische Plutokratie» zahlen liess, und betonten durchweg, dass die einzige Hoffnung für die abendländische Kultur in einem Bündnis Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten mit Deutschland gegen Stalin bestünde. Ein Brief an das Propagandaministerium schloss mit der pseudomarxistischen Parole: «Goi erwache! Nichtjuden aller Welt vereinigt Euch!»⁴⁵

Ernst Guicking schrieb Irene über die bevorstehende Frühjahrsoffensive und riet ihr, ihre Möbel in Sicherheit zu bringen und genug Vorräte anzulegen. Er war fest überzeugt, dass sie dem kommenden Angriff der Alliierten standhalten könnten. «Wenn wir diesen Sommer noch überstehen, dann haben wir auch gewonnen», beteuerte er ihr am 9. März und versicherte, Deutschland habe noch eine «Wunderwaffe», die das Blatt gegen die Alliierten wenden könne, selbst wenn Berlin fallen sollte, und alle, die an der deutschen Sache zweifelten, würden erfahren, «dass sie nicht mehr zu uns gehören». Obwohl Ernst und Irene einander unermüdlich in ihrer Siegeshoffnung bestärkten, dachten sie nun doch auch erstmals an ihre Zukunft nach dem Krieg. Bei seinem letzten Urlaub war Ernst, der stets praktisch dachte, aufgefallen, dass viele junge Männer nie wieder in sein Heimatdorf Altenburschla zurückkehren würden. Da dort viele Bauernhöfe verwaist waren, schlug er Irene vor, ihre Ersparnisse in ein Stück Land zu investieren: «Gewinnen wir den Krieg, dann haben wir das, was wir als erstes brauchen, das Land nämlich. Gehen wir aber flöten, dann geht eben alles flöten.»⁴⁶

Am 22. und 23. März überquerte die amerikanische 5. Infanteriedivision unter Patton den Rhein bei Nierstein und Oppenheim. Die Truppen stiessen nur auf geringen Widerstand, konnten ihren Erfolg aber nur schwer nutzen, weil es in dieser ländlichen Gegend südlich des Mains nur wenige Strassen gab. Ausser dem Brückenkopf bei Remagen, den sie am 7. März erobert hatten, erzwangen die Amerikaner eine weitere Flussquerung bei St. Goar, wo der Mittelrhein an der Loreley eine schluchtartige Engstelle passiert. Der Hauptangriff erfolgte, wie erwartet, im Norden am Niederrhein: Dort überquerten die Briten den Fluss am Abend des 23. März bei Wesel und Rees. Am folgenden Tag errichteten Pioniere Brücken über den breiten Fluss und die sumpfigen Niederungen. Die deutsche 1. Fallschirm-Armee, die weder

Totale Niederlage

Reserven noch Luftunterstützung hatte und kaum Panzer und Artillerie besass, hatte Montgomerys 1,25 Millionen Mann starken Truppen nichts entgegenzusetzen. Ihr Kommandeur, General Günther Blumentritt, kam mit seinem Vorgesetzten Blaskowitz überein, dass sie weder einen Gegenangriff unternehmen noch eine durchbrochene Front halten konnten: Bis zum 1. April hatte er seine Truppen bis jenseits des Dortmund-Ems-Kanals zurückgezogen, so dass der Weg von Norden ins Ruhrgebiet frei war.

Im Südwesten erfolgte der Vormarsch der amerikanischen Truppen noch zügiger. Am 25. und 26. März eroberten sie die Mainbrücken in Aschaffenburg und Frankfurt und konnten Anschluss zu den Verbänden herstellen, die kurz zuvor den Ober- und Mittelrhein überquert hatten. In den vorangegangenen zwei Wochen hatte Model's Heeresgruppe B kostbare Artillerie und Panzer bei dem Versuch verbraucht, die Kontrolle über den Brückenkopf bei Remagen zurückzugewinnen. Dort begann die 1. US-Armee unter Hodges am 25. März mit ihrem Durchbruch. Statt sich anschliessend nach Norden gegen die starken Befestigungen zu richten, die Model im Ruhrgebiet errichtet hatte, rückten die Amerikaner in weitem Bogen nach Osten vor. Nach zwei Tagen hatten sie die deutschen Linien durchbrochen und stürmten in Richtung Giessen und Marburg an der Lahn.

Als am 24. März die Meldungen über die ersten Rheinquerungen der Alliierten eintrafen, konnte Joseph Goebbels lediglich feststellen: «Die militärische Lage im Westen ist in ein ausserordentlich kritisches, fast tödlich erscheinendes Stadium hineingeraten.» Die Nachricht, dass die Amerikaner die Brücke von Remagen erobert hatten, brachte den Journalisten Paulheinz Wantzen in Münster schier zur Verzweiflung: «Alles hatte gehofft, dass der Rhein die Amerikaner und Engländer wenn nicht ganz, dann doch für lange Zeit aufgehalten und der Front irgendwie einen Rückhalt gegeben hätte. Diese Hoffnungen sind nun dahin.» Seitenweise füllte er sein Tagebuch mit Berichten über die Luftangriffe auf Münster und die umliegenden Orte und war «ziemlich erschüttert» über die Meldung, dass die Alliierten den Niederrhein überquert hatten. Dennoch brachte er noch die Energie auf, einen politischen Witz zu notieren: «Der Führer ist schwanger: Er trägt Klein-Deutschland.» Es war ganz so, als wäre der katastrophale militärische Zusammenbruch zu enorm, um ihm auf andere Art Ausdruck zu verleihen. In Lauterbach schrieb Irene Guicking ihrem Mann Ernst, dass sie nicht länger an

den Krieg glauben könne, obwohl sie wisse, dass er es nach wie vor tue, und seine Reaktion fürchte: «Der Anglo-Amerikaner ist schon zu tief in Deutschland eingedrungen. Weissst Du, wir alle hoffen und wünschen uns, dass bloss kein Gegenangriff unsererseits erfolgt, dann hätten wir den totalen Krieg. Nicht nur aus der Luft, noch viel schlimmer würde der Kampf im deutschen Land ausgetragen werden.» Lauterbach lag zwischen Giessen und Fulda: Irene konnte es noch nicht ahnen, aber die amerikanischen Panzer sollten schon bald dort eintreffen.⁴⁷

In Marburg trieb das warme Frühlingswetter Lisa und Wolf de Boor, ihren Gemüsegarten zu bestellen und mit der Aussaat zu beginnen. Ganz gleich, was geschah, sie würden etwas zu essen brauchen, zumal Lisa Flüchtlinge und Freunde bei sich aufgenommen hatte. Als in der Kaserne der Stadt Wasser und Strom ausfielen, kochte sie für die Soldaten Kaffee. Ein befreundeter Mitarbeiter der Stadtverwaltung versicherte ihr, dass die Soldaten weder über Munition noch über Artillerie verfügten, um die Stadt zu verteidigen. Die grössten Sorgen machte das Ehepaar sich jedoch weiterhin um seine Tochter Monika. Seit Wochen hatten sie nichts mehr von ihr gehört, und die letzte Karte, die sie am 6. Februar aus dem Gefängnis in Cottbus geschrieben hatte, war nicht gerade beruhigend gewesen. Monika, die nur noch aus Haut und Knochen bestand, hatte scherzhaft geschrieben: «Ich bin ein Objekt für osteologische Studien geworden.»

Am 26. März wurden die in Marburg stationierten Truppen in Marsch gesetzt, um die Amerikaner aufzuhalten, die von Limburg an der Lahn entlang vorrückten. Auf BBC hatte Lisa bereits gehört, dass Churchill mit den britischen Truppen den Rhein überquert hatte und schottische Dudelsackpfeifer am Ostufer des Flusses ein Konzert gegeben hatten. Am nächsten Tag fiel ihr auf, dass in den Kleinanzeigen der Lokalzeitung vermehrt englischer Sprachunterricht angeboten wurde. Als sie in der Sonne sass und die ersten Frühlingknospen entdeckte, «stürzte aus Richtung Giessen eine Flut von Wagen, Autos, Fahrrädern, Soldaten und Zivilisten vorbei». In ganz Marburg «kribbelte es wie ein Bienenschwarm, der aufgestört ist». Abends erfuhren die de Boors über den englischen Radiosender, dass die Amerikaner schon bis über Giessen hinaus vorgedrungen waren. Im Bett lauschten sie dem unablässigen Dröhnen des deutschen Rückzugs und rechneten zuversichtlich damit, dass die Amerikaner die Stadt am nächsten Tag erreichen würden.

Totale Niederlage

Am Morgen des 28. März pflückte Lisa gerade im Garten Feldsalat, als sie Geschützdonner hörte. Sie war so aufgeregt, dass sie, statt Schutz zu suchen, ins obere Stockwerk des Hauses lief, um nach den amerikanischen Panzern Ausschau zu halten. Gegen Mittag sah sie sie endlich in die Stadt rollen. Sie schnappte sich einen amerikanischen Wimpel, den ihre Schwester ihr vor Jahren aus den Vereinigten Staaten mitgebracht hatte, und lief mit einem polnischen Arbeiter aus der benachbarten Kohlenhandlung durch die leeren Strassen zum Barfüssertor, um als Erste die lange Kolonne der Sanitätsfahrzeuge zu begrüßen. Als sie ihnen hinterherliefen und ihnen ihre wenigen Brocken Englisch zuriefen, gesellten sich französische Kriegsgefangene, internierte italienische Soldaten und weitere polnische Arbeiter zu ihnen. Die Amerikaner verteilten an die Zwangsarbeiter Mäntel, Decken und Strümpfe, die deutsche Soldaten weggeworfen hatten. Bei ihrer Heimkehr stellte Lisa fest, dass vor ihrem Haus eine Kolonne amerikanischer Infanteristen mit deutschen Kriegsgefangenen gehalten hatte, und gab ihnen zu essen und zu trinken. Am Spätnachmittag gingen die de Boors durch die Stadt und lasen die Maueranschläge: «Die NSDAP ist mit allen ihren Gliederungen aufgelöst. Schulen und Universitäten sind geschlossen, aber Gottesdienste sind erlaubt.» So konnten sie sofort anfangen, einen Raum für ihre anthroposophische Christengemeinschaft herzurichten. Als Lisa de Boor in der Abenddämmerung auf dem Balkon stand, verzogen sich die Wolken, und über dem dunklen Wald östlich von Marburg ging gross und rot der Mond auf. «Dies ist der Frühlingsvollmond, auf den der Ostersonntag mit der Auferstehung folgt», schrieb sie am Ende dieses «wichtigsten Tages der Geschichte». «Wir wissen, dass die kommende Zeit Schweres und Schwerstes bringen wird. – Dennoch ist meine Seele an diesem Abend voll Dank für die Himmlischen und es jubelt in mir.»⁴⁸

Noch am selben Tag nahmen die ersten Panzer der 3. US-Armee Irene Guickings Heimatstadt Lauterbach ein, und Ernst befand sich nun auf der anderen Seite der Front, obwohl er nur 90 Kilometer entfernt südlich von Bad Kissingen war. Am 3. April schrieb er Irene vorsorglich einen verfrühten Geburtstagsbrief: «Du bist jetzt im Bereich der anderen Weltanschauung. Trotzdem hoffe ich, dass es Dir und den beiden Kleinen gut geht und Ihr gesund und munter seid.» Er versicherte ihr: «Und ich weiss Irene, wir beide werden alles überstehen.» Am folgenden Tag schickte er ihr einen weiteren Brief in der Gewissheit, dass er entweder in Gefangenschaft kommen oder

getötet würde: «Es wird der letzte Brief sein, bitte, bitte, bleibe tapfer. Du wirst von mir hören. Es wird das internationale Rote Kreuz sein.»⁴⁹

Die schiere Geschwindigkeit des amerikanischen Durchmarschs war erstaunlich. Am 29. März trafen die 1. und die 3. US-Armee zwischen Giessen und Marburg zusammen. Pattons Panzer rückten weiter ostwärts nach Thüringen vor, Hodges wandte sich mit seinen Truppen nach Nordosten Richtung Paderborn, um den Anschluss an Simpsons 9. Armee zu suchen, die das Ruhrgebiet von Norden einschloss. Trotz des erbitterten Widerstandes einer Waffen-SS-Einheit mit 60 Panzern bei Paderborn, erfolgte der Zusammenschluss zügig. Am 1. April um 15.30 Uhr trafen sich die amerikanischen Panzer beider Flügel bei Lippstadt und schlossen den Ruhrkessel. Es war Oster Sonntag.⁵⁰

In Braunschweig, Bochum und Hannover vergruben die Einwohner in Erwartung der Besetzung ihre Wertsachen schon, bevor die Briten und Amerikaner den Rhein überquert hatten. Dem Propagandaministerium war klar, dass niemand eine Fortsetzung des Krieges für möglich hielt, sobald das Ruhrgebiet erst einmal in die Hände der Alliierten gefallen wäre. Es spielte keine Rolle, dass man einen Grossteil der Fertigung in andere Regionen verlegt hatte: Kernstück der deutschen Kriegswirtschaft waren nun mal die Kohlebergwerke und Stahlwerke in Oberschlesien und an Saar und Ruhr. Als die amerikanische Umfassung des Ruhrgebiets von Osten näherrückte, wurden 400'000 deutsche Soldaten enger an den Rhein gedrängt, den sie vorher zu verteidigen versucht hatten. Für einen Ausbruch fehlten ihnen Artillerie und Panzer, und in den Städten griffen Gewalt und Verzweiflung um sich.⁵¹

Die letzten Tage der nationalsozialistischen Herrschaft in dieser Region ähnelten ebenso einem aufgeschreckten Bienenschwarm, wie Lisa de Boor es in Marburg beobachtet hatte. Hamm und Dortmund hielten der Eroberung stand, da Einheiten der Hitlerjugend weiterkämpften, bis sie überwältigt wurden und beide Städte durch Artilleriebeschuss und Bombardements praktisch völlig zerstört waren. Bochum, Mühlheim und Duisburg kapitulierten, nachdem führende Industrielle sich mit ehemaligen Gewerkschaftern und Arbeiterführern zusammengetan und die nationalsozialistischen Bürgermeister und Wehrmachtskommandanten unter Druck gesetzt hatten, um zu retten, was noch zu retten war. In Oberhausen gingen abziehende deutsche Soldaten zu einer eigenwilligen Umsetzung von Hitlers Befehl der

Totale Niederlage

«verbrannten Erde» über, plünderten, veranstalteten mit dem gefundenen Alkohol Trinkgelage und zerstörten Werksanlagen. An anderen Orten des Ruhrgebiets arbeiteten Bergleute, Techniker und Betriebsleiter in aller Stille zusammen, blieben unter Tage und betätigten die Pumpen, um zu verhindern, dass die abziehende Wehrmacht ihre Gruben flutete. Auf der Zeche Friedrich der Grosse in Herne verhinderten 80 Männer mit Jagdflinten und alten belgischen Gewehren, dass der Zerstörungsbefehl des Gauleiters ausgeführt wurde. Instinktiv taten diese Männer dasselbe wie die Metallarbeiter in Kiew 1941, als sie Maschinen versteckt hatten, um Stalins Befehl der «verbrannten Erde» zu hintertreiben. Im Januar 1945 gehörten die Bergleute und Stahlwerker in Oberschlesien zu den ganz wenigen, die nicht vor der Roten Armee flüchteten: Nachdem sie erlebt hatten, dass man ihre polnischen Kollegen 1939/40 «eingedeutscht» hatte, gingen sie davon aus, dass der Besatzungsmacht ihre Schlüsselrolle in der Produktion wichtiger sein würde als ihre Nationalität. Unter diesen unterschiedlichen Besatzungsregimen betrachteten Arbeiter und Betriebsdirektoren ihre fachlichen Qualifikationen als ihr wertvollstes Gut und als vernünftige Garantie gegenüber einer überwältigenden Militärgewalt. Lediglich die Kiewer Arbeiter hatten sich damit verkalkuliert, da sie mit der rücksichtslosen Umsetzung einer rassistischen Ideologie konfrontiert waren.⁵²

Im Jahr 1945 gab es noch immer 7,7 Millionen Zwangsarbeiter im Deutschen Reich. Am 7. und 10. Februar erschoss die Gestapo in Duisburg 24 «Ostarbeiter», die der Mitgliedschaft in «Banden» verdächtigt wurden. Einige dieser Banden waren in zerbombten Städten wie Köln, Essen, Düsseldorf und Duisburg fortwährend in Auseinandersetzungen mit der Polizei verwickelt. Entstanden waren sie aus den Verhältnissen, die aus der erneuten Bombenoffensive im September 1944 erwachsen waren. Wenn Baracken und Arbeitsstätten zerstört wurden, erhielten deutsche und westeuropäische Arbeiter in der Regel Unterstützung und Unterkünfte. Viele der «Ostarbeiter» wurden jedoch Landstreicher oder in geringer Zahl auch Kleinkriminelle oder Schwarzhändler. Wenn solche Banden grösser wurden, versteckten sie sich auf aufgegebenen Trümmergrundstücken, besorgten sich Geld und Waffen und kooperierten zuweilen mit deutschen Banden. Zu den besser organisierten Gruppierungen gehörten Rotarmisten, die den Gestapo-Trupps, die sie festzunehmen versuchten, schwere Verluste zufügten.

Ab dem Herbst 1944 übertrug das Reichssicherheitshauptamt in Berlin Entscheidungen über Hinrichtungen den jeweiligen Gestapo-Ämtern und stärkte damit deren lokale Eigenständigkeit. Noch bevor die Alliierten das linke Rheinufer erreicht hatten, begann die Gestapo mit der Erschiessung inhaftierter sowjetischer Arbeiter. Nachdem Amerikaner und Briten die linksrheinischen Gebiete erobert hatten, nahmen die Exekutionen auf rechtsrheinischer Seite zu. Um alle seine Leute gleichermaßen in die Pflicht zu nehmen, stellte der örtliche Gestapo-Chef in Essen ein Erschiessungskommando aus Beamten zusammen, die bis dahin noch nie Exekutionen vorgenommen hatten, und liess 35 Gefangene hinrichten. Am 20. März 1945 wurden bei Wuppertal 30 Gefangene exekutiert, am 28. März elf in Gelsenkirchen und einen Tag später 29 in einem Bombenkrater auf dem Duisburger Waldfriedhof: Keinem von ihnen wurde Schwerwiegenderes vorgeworfen, als Bandenmitgliedern Unterschlupf gewährt zu haben. Noch aktiver waren die Beamten der Gestapo-Zentrale für das östliche Ruhrgebiet in Dortmund: Von Februar bis April erschossen sie schätzungsweise 230 bis 240 Häftlinge, darunter auch Mitglieder einer französischen Theatergruppe. Die überwiegende Mehrheit der Opfer waren jedoch zivile russische Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene. Als die alliierte Einkesselung das Ruhrgebiet immer enger umschloss, führte die Gestapo in Dortmund, Bochum und anderen Orten am 7. und 8. April letzte hektische Exekutionen durch, kurz bevor die Geheimpolizisten aus ihren Städten abgezogen wurden und sich in einem Gymnasium in Hemer sammelten. Dort erschossen sie weitere neun Häftlinge und übertrugen diese Aufgabe wiederum Männern, die erst kürzlich zur Gestapo gekommen waren und noch keine Hinrichtungen vorgenommen hatten. Anschliessend warteten sie in der Schule auf das Eintreffen der Amerikaner und bewachten sich gegenseitig, damit niemand sich absetzen konnte.⁵³

Am 3. März hatten die Amerikaner die wenigen linksrheinischen Stadtteile Düsseldorfs und ihre Nachbarorte erobert, aber die Wehrmacht hatte die Rheinbrücken zerstört und sich am Ostufer verschanzt. Zufällig war Marianne Strauss, eine junge jüdische Frau, die nach der Deportation ihrer Familie aus Essen im Oktober 1943 untergetaucht war, im Februar in Düsseldorf eingetroffen. Als die Alliierten dem Rhein nähergerückt waren, hatte die kleine sozialistische Widerstandsgruppe, der Bund, sie in der Hoffnung dorthin geschickt, dass die Stadt bald befreit würde. So war Marianne mit ei-

Totale Niederlage

nem Empfehlungsbrief bei einer Lehrerin gelandet, die sie noch nie zuvor gesehen hatte. Sie hatte Glück: Ohne Zögern nahm Hanni Ganzer sie bei sich auf. Nach der Einnahme der linken Rheinseite beschossen und bombardierten die amerikanischen Truppen Düsseldorf sechs Wochen lang Tag und Nacht. Nach und nach fielen Gas-, Wasser- und Stromversorgung aus. Da Marianne mittlerweile die Kunst perfektioniert hatte, ohne gültige Ausweispapiere auf der Strasse «durchzukommen», ging sie mit Hanni in den Bunker. In den überfüllten, beklemmend engen Räumen schliefen sie auf Stühlen und kamen manchmal nur für eine Stunde am Tag ins Freie hinaus, wo die Luft vom beissenden Staub zerstörter Gebäude erfüllt war. Obwohl die Patrouillen bei der Überwachung ihr Augenmerk hauptsächlich auf Deserteure und Ausländerbanden richteten, hatten sie nicht vergessen, dass es noch versteckte Juden geben könnte. So entdeckte eine Armeeeinheit einen 72 Jahre alten jüdischen Mann und erhängte ihn prompt auf dem Oberbilker Markt.⁵⁴

Allein in Essen gab es über 300 Lager für ausländische Arbeiter, die bis zu 70 Prozent der Arbeitskräfte in der Schwerindustrie stellten. Zehn Tage vor der Rheinüberquerung der Alliierten gelang dort sechs jungen Frauen während eines Luftangriffs die Flucht aus den Krupp-Werken. Sie waren jüdische Ungarinnen, die man im Sommer 1944 nach Auschwitz-Birkenau deportiert hatte. Dort waren sie dann ausgewählt worden, um bei den Krupp-Stahlwerken im Altreich zu arbeiten. Damals hatten sie in den Regionen Deutschlands, die die Nationalsozialisten 1942 und 1943 triumphierend für «judenfrei» erklärt hatten, zu den ersten Juden nach Jahren gehört. Am 15. März 1945 erfuhren diejenigen, die den Winter überlebt hatten, dass sie erneut deportiert werden sollten, diesmal ins Stammlager Buchenwald. Da die SS-Wachen ihnen gedroht hatten, sie würden den Krieg nicht überleben, flüchteten die sechs jungen Frauen, als die Strassen während eines Luftangriffs menschenleer waren. Sie versteckten sich in den Ruinen der Leichenhalle auf dem jüdischen Friedhof – und harreten tagelang ohne Wasser und Nahrung aus. Schliesslich schlug eine von ihnen sich zur Wohnung von Erna und Gerhard Marquardt durch, der ihnen in den Krupp-Werken Essen gegeben hatte. Marquardt wandte sich an einen Bekannten bei der SS, der ihm eine Uniform lieh. Unbehelligt brachten die beiden uniformierten Männer den sechs jüdischen Frauen, die sich auf dem Friedhof versteckten, zwei Säcke Brot. Anschliessend trieben die Marquards ein seltsames Sammelsurium von

Leuten auf, die bereit waren, die Frauen aufzunehmen: einen Arbeitskollegen, einen Lebensmittelhändler und sogar einen SA-Mann. Jeder dieser Helfer hatte andere – und wahrscheinlich gemischte – Motive, die von Antipathien gegen die Nationalsozialisten über menschliches Mitgefühl bis hin zu dem Bestreben reichten, beim Eintreffen der Alliierten eine gute Entschuldigung für die Mitgliedschaft in SA und SS zu haben.⁵⁵

Anfang April wurden im ganzen Reich Tausende Häftlinge aus Konzentrationslagern auf Gewaltmärsche geschickt. Es bestand praktisch keine Möglichkeit mehr, ihre Arbeitskraft weiter auszunutzen: Die meisten Häftlinge waren gar nicht mehr arbeitsfähig, und die Fabriken standen ohnehin still. Himmler schwankte, ob er Hitlers Forderung erfüllen sollte, dass kein Gefangener lebend in die Hände des Feindes fallen dürfe, oder ob er sie als Geiseln in geheimen Friedensverhandlungen mit den Amerikanern nutzen sollte, die er über skandinavische Mittelsmänner aufzunehmen hoffte. Tatsächlich jedoch blieb die Entscheidung über Leben und Tod zunehmend den örtlichen SS-Einheiten überlassen, da in den eingekesselten Gebieten jeglicher Anschein einer zentralen Verwaltung zusammenbrach. Am 4. und 5. April wurden aus dem Lager Mittelbau-Dora im Westharz sämtliche Häftlinge evakuiert, die in unterirdischen Werken die V-z-Raketen produziert hatten. Als die Amerikaner am 11. April dort eintrafen, fanden sie noch 700 Häftlinge vor, die zu krank oder schwach für den Transport waren, und entdeckten die Stollen, die Gefangene in den Fels hauen müssen, um die Raketenproduktion vor Luftangriffen zu schützen. Zwei Tage nach dem Abmarsch aus Mittelbau-Dora sperrten die Wachen – ein zusammengewürfelter Haufen aus SA und SS, Wehrmacht, Hitlerjugend, Volkssturm und örtlicher Feuerwehr – 1'000 Häftlinge in die Isenschlibber Feldscheune bei Mieste und verbrannten sie bei lebendigem Leib. Der dortige NSDAP-Kreisleiter fand es einfacher, sich ihrer zu entledigen, als auf die Instandsetzung der Bahnlinie zu warten und sie in die Lager Bergen-Belsen, Sachsenhausen und Neuengamme zu transportieren.⁵⁶

Je mehr das Restgebiet des Dritten Reichs schrumpfte, umso sinnloser und mörderischer wurden die Gewaltmärsche der KZ-Häftlinge. Unter den Wachen befanden sich nun viele ältere SA-Leute, Soldaten der Luftwaffe, Volkssturmmänner und Hitlerjungen, die zugleich unerfahren und fest entschlossen waren, ihre Anweisungen zu befolgen und die Häftlinge nicht entkommen zu lassen. Jahrelang hatten Arbeitstruppen von KZ-Häftlingen in

Totale Niederlage

deutschen Städten zunehmend zum normalen Strassenbild gehört; die Evakuierungsmärsche lüfteten nun den letzten Schleier der Geheimhaltung über die Behandlung der Gefangenen. Viele Beobachter waren entsetzt über die ausgemergelten, schlurfenden Gestalten und die Brutalität ihrer Wachen und zogen sich in stillem Schrecken hinter ihre geschlossenen Türen zurück. Mitleid und Schuldgefühle waren jedoch weit weniger verbreitet als Angst. Selbst ihr Leiden sprach gegen die Häftlinge. Viele Deutsche sagten sich: «Was hatten sie für Verbrechen begangen, dass man mit ihnen so grausam verfuhr?» Als Häftlinge aus Auschwitz im Januar durch polnische Städte in Schlesien marschieren mussten, kam es vor, dass mitfühlende Einheimische manche von ihnen versteckten oder ihnen zu essen und zu trinken gaben. In deutschen Städten und Gemeinden reagierte die Bevölkerung im Frühjahr 1945 auf die Kolonnen erschöpfter Häftlinge im Allgemeinen mit Abscheu und Angst. Statt Hilfe zu finden, wurden sie verhöhnt, bespuckt und mit Steinen beworfen. In der Nacht vom 8. auf den 9. April halfen einheimische Zivilisten den Männern von SS, Volkssturm, SA, Polizei, Wehrmacht und Hitlerjugend, über 200 Häftlinge, die nach der Bombardierung ihres Zuges bei Celle in die Wälder geflüchtet waren, zu jagen und zu erschiessen.⁵⁷

Auch als die Herrschaft der Nationalsozialisten im Ruhrgebiet zusammenbrach, waren die Feindbilder weiterhin wirksam und bestimmten, wer Opfer deutscher Gewalt wurde: deutsche Deserteure und Kommunisten, französische Kriegsgefangene und vor allem «Ostarbeiter». Manchmal reichte das vage Gefühl der Bedrohung, dass die Massen ausgehungertes, zerlumpter Zwangsarbeiter auslösten, die nach Osten unterwegs waren, um sich vor den Bomben in Sicherheit zu bringen. Als SS-General Kammler, der Divisionskommandeur der V-2-Raketenstellung bei Suttrop, durch die zahlreichen Fremdarbeiter aufgehalten wurde, die auf den Strassen im Sauerland unterwegs waren, fand er, man müsse «dieses Pack umlegen», bevor es in Deutschland Terrorakte begehen könne. Seine Division ZV2 tötete im März über 200 Männer, Frauen und Kinder bei drei Massenexekutionen: Die Opfer waren alles andere als eine Torgefahr, sondern Freiwillige, die sich auf einen Aufruf hin zum Arbeitseinsatz gemeldet hatten.⁵⁸

Diese Gewalt reichte über die Reihen von Wehrmacht, SS, Polizei und Gestapo hinaus. In den NS-Massenorganisationen waren so viele deutsche

Männer und Frauen aktiv, dass sich keine scharfe Trennlinie zwischen dem Regime und der Gesellschaft ziehen lässt. Nachdem sich die Gestapo aus dem Ruhrgebiet in die Schule in Hemer zurückgezogen hatte, übernahmen andere ihre mörderische Rolle. Anfang April 1945 wurden in Oberhausen vier «Ostarbeiter» während eines Luftangriffs beim Verlassen eines Hauses beobachtet. Eine Gruppe deutscher Männer, die Luftschutzwache hielten, verfolgte sie, fasste einen der Männer und verprügelte ihn, bis er gestand, Kartoffeln gestohlen zu haben. Eine Gruppe deutscher Jugendlicher schlug weiter auf den Mann ein, bis ihn ein Telefonist zur Polizei und dann zu einer Wehrmachtstelle brachte. Dort bekam der Telefonist eine Pistole und schleppte den «Ostarbeiter», begleitet von einer wachsenden Schar Neugieriger, die mit Knüppeln und Latten auf den Mann einschlugen, in einen Bombenkrater auf einem Sportplatz und schoss ihm in den Bauch. Die Umstehenden prügelten dann so lange auf ihn ein, bis er starb.⁵⁹

Am 18. April 1945 wurde August Töpferwiens Sohn Karl Christoph 17 Jahre alt. Zufällig traf an diesem Tag ein Brief von ihm bei seinem Vater in Petersdorf in der ruhigen tschechischen Provinz ein. Karl Christoph schrieb, dass man ihn und seine Kameraden nach einer vierzehntägigen Ausbildung in einem Arbeitsdienstlager zum Volkssturm eingezogen und vereidigt hatte. Er bemühte sich zu zeigen, dass er den religiösen und moralischen Massstäben seines Vaters treu blieb, auch wenn er sich dadurch von seinen Kameraden isoliert fühlte. «Es wird einem nicht leicht gemacht, die innere Ruhe zu erlangen, aber das ist wohl nur gut so», schrieb er. «Der Erfolg liegt nicht in unserer Hand. Aber Goethe wird schon recht haben: ‚Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.‘» Karl Christoph klagte über die mangelnde Religiosität seiner Kameraden und über ihre Vorliebe für «Jazz oder Hot-Negermusik», wie er es nannte, fühlte sich aber verpflichtet, ihren Patriotismus zu verteidigen: «In puncto Vaterland ist die Sache ganz merkwürdig. Zwar hat die Auffassung auch da sehr gelitten, und ich glaube, die Tatsache, dass viele rauswollen an die Front, ist zurückzuführen auf Kaltschnäuzigkeit und völlige Verkennung dessen, was die Front bedeutet. Aber immerhin ist ein gewisser Patriotismus vorhanden. Aber wie soll man die hervorragenden Taten der Jahrgänge 1927 und 1928 und älter erklären.» Zur Verteidigung räumte er ein: «Es gibt ja manche, die das nicht gerne tun», ver-

Totale Niederlage

sicherte seinem Vater aber sofort, «diese Bedenken habe ich nicht. Aber immerhin hat es mich eine gewisse Überwindung gekostet... Gott befohlen! Was anderes können wir uns nicht mehr wünschen. Und Gott befohlen unser Vaterland. Dein Karl Christoph.»⁶⁰

Mittlerweile hatte auch August Töpferwien aufgehört, auf den «Führer» und seine Prophezeiungen zu vertrauen. Als die Amerikaner am 15. April auf Solingen vorrückten, musste Töpferwien sich eingestehen: «Es kann im Kampf mit den Waffen nur noch den *Untergang in Ehren* geben!» Seinem Sohn Karl Christoph hatte er zum Geburtstag das Gedicht *Der Soldat* von Joseph von Eichendorff geschickt, das in der letzten Strophe verhiess:

Und wenn es meist dunkelt,
Der Erd bin ich satt,
Durchs Abendrot funkelt
Eine prächtige Stadt:
Von den goldenen Türmen
Singet der Chor,
Wir aber stürmen
Das himmlische Tor.⁶¹

Irgendwie schützten diese Zeilen August Töpferwien vor der Realität, dass seinem Sohn die Gefahren und Schrecken einer überwältigenden Schlacht bevorstanden, die nicht zu gewinnen war.

Als die Amerikaner sich Ende März Pforzheim näherten, trauerten Ernst Arnold und Erna Paulus noch immer um ihren Sohn Helmut, der seit November 1943 vermisst war. Erna gestand: «Man könnte weinen, wenn man an all das blühende Land denkt, über das nun der Krieg hinweg geht, und der Gedanke an Helmut ist schrecklich.» Da ihr und ihrem Mann nun klar wurde, dass der Krieg unwiderruflich verloren war, sah sie in seinem Opfer keinen Sinn mehr. «Wir wollen hier ruhig abwarten, was uns das Schicksal bringt, und geben die Hoffnung nicht auf, dass wir uns alle einmal hier wiedersehen, und dass unser schönes Haus erhalten bleibt», schrieb sie ihren beiden Töchtern, die immer noch am Hauptverbandsplatz in Heilbronn arbeiteten.⁶²

Jürgen Heitmanns Volkssturmeinheit war gerade bei einer Übung nördlich von Fulda, als sie sahen, wie amerikanische Panzer ihr Lager beschossen. Die 70 Jungen liefen einfach mit ihren Waffen davon und erreichten am

Spätnachmittag des folgenden Tages ein Arbeitsdienstlager. Dort baten sie um Essen und Süßigkeiten, aber die Einheimischen wollten unbedingt, dass sie weiterzogen, und sagten ihnen, die amerikanischen Panzer hätten das Dorf bereits erreicht. Jürgens Kompanie teilte sich in kleine Gruppen auf, um sich unentdeckt durch den Thüringer Wald zu schlagen. Dort stiessen sie auf eine Kolonne von KZ-Häftlingen auf ihrem Gewaltmarsch. An den Leichen in den Gräben erkannte er, dass die SS Nachzügler erschossen hatte, und im Vorbeigehen wurde er Zeuge einer weiteren Erschiessung. Zehn Tage lang marschierten Jürgen und seine Gruppe weiter nach Thüringen hinein, bekamen Verpflegung von Wehrmachteinheiten, die sie trafen, und schliefen auf Bauernhöfen, in Schulen und im Wald auf dem Boden. Schliesslich merkten sie am Geräusch der amerikanischen Lastwagen auf der nahen Autobahn, dass sie bereits überrollt waren. Während ein mit Ritterkreuz ausgezeichnete Major anderen Trupps befahl, letzte Gegenwehr zu leisten, wies ihr eigener Zugführer sie am Morgen des 16. April an, ihre Waffen und Uniformen im Wald zu vergraben. Dann entband er sie von ihrem Diensteid und sagte ihnen, sie sollten sich nach Hause durchschlagen, so gut es ginge.⁶³

Mitte April besaßen zwei Drittel der Heeresgruppe B weder Waffen noch Munition, und die Truppen lösten sich in den Wäldern und Städten des Ruhrgebiets einfach auf. Am 15. April begannen die Einwohner in August Töpperwiens Heimatstadt Solingen, die Panzersperren niederzureissen. Bis zum folgenden Tag hatten nahezu alle Soldaten, die sich im Ort befanden, Zivilkleidung bekommen. Selbst der Kommandant tauschte seine Majorsuniform gegen einen schlechtsitzenden Anzug und eine Sportmütze, als er sein Kommando niederlegte. Walter Model vermied es, vor den Amerikanern zu kapitulieren, indem er seiner Armee am 17. April – dem Tag, an dem Solingen fiel – befahl, sich «aufzulösen». 317'000 seiner Männer gerieten in Gefangenschaft, darunter auch 30 Generäle. Hin- und hergerissen zwischen gesundem Menschenverstand und stolzer Vaterlandstreue, tat Model das, was Hitler in Stalingrad von Paulus erwartet hatte: Er ging in den Wald und erschoss sich. An diesem Tag marschierte die amerikanische 97. Infanteriedivision in Düsseldorf ein. Marianne Strauss hatte sich so an die ständige Gefahr gewöhnt, erwischt zu werden, dass sie zehn Tage brauchte, bis ihr endlich klar wurde, dass sie in Sicherheit war.⁶⁴

Die Schlacht um Deutschland (Ende 1944 bis Mai 1945)





Endkampf

Am 9. April 1945 beschrieb Goebbels das Deutsche Reich als schmales Band, das sich von Norwegen bis an die italienische Adriaküste erstreckte. An der Oderfront warteten Heinrichs Armeen auf eine erneute sowjetische Offensive. Sie hatten sich mit einer Million Mann, 1'500 Panzern und Panzerfahrzeugen, 10'400 Artilleriegeschützen und 3'300 Kampfflugzeugen in drei Verteidigungslinien verschanzt. Dieser beachtlichen Streitmacht standen jedoch Armeen mit der dreifachen Truppenstärke, mehr als 6'000 Panzern, 41'000 Artilleriegeschützen und 7'500 Flugzeugen gegenüber. Als die Meldung eintraf, dass Briten und Amerikaner den Rhein überquert und die stärksten deutschen Armeen im Ruhrgebiet eingeschlossen hatten, verlor auch die Verteidigung Deutschlands an der Oder jeglichen strategischen Wert: Ohne klare Front im Westen waren die Reste des Dritten Reiches nicht mehr zu schützen, indem man die Rote Armee an der Oder aufhielt. Die Briten stürmten durch die Norddeutsche Tiefebene nach Hamburg und an die Elbe; die Amerikaner und Franzosen stiessen ins Ruhrgebiet, nach Hessen und Süddeutschland vor. Diese nüchternen militärischen Fakten verschärften die Tatsache, dass die deutsche Niederlage in den letzten drei Kriegswochen lokal und regional äusserst unterschiedliche Ausprägungen hatte.¹

Im Westen waren die Kämpfe von Verzögerungstaktik geprägt, von Versuchen, bestimmte Orte möglichst lange zu halten oder umgekehrt sich abzusetzen und in sicherere Regionen durchzukämpfen. Die Heeresgruppe B bemühte sich unter ihrem neuen Oberbefehlshaber Friedrich Schulz, den Main südlich von Aschaffenburg zu halten, wurde aber trotz hartnäckigen Widerstandes sehr schnell von der 3. US-Armee östlich umgangen und trat überstürzt den Rückzug nach Süden an. Wehrmacht- und Volkssturmeinheiten verteidigten Heilbronn eine Woche lang, während Karlsruhe fiel, ohne dass auch nur ein Schuss abgegeben wurde.

Mitte April 1945 stürmten die amerikanischen Armeen bereits östlich nach Thüringen hinein, nahmen Erfurt, Weimar und Jena ein und rückten südlich nach Sachsen und Bayern vor: In rascher Folge fielen Halle, Chemnitz, Leipzig, Coburg und Bayreuth. Am 11. April erreichten amerikanische Truppen die Elbe. Am 16. April wurde Nürnberg zum Schlachtfeld. Dort organisierte der Gauleiter von Franken und ehemalige Hauptschriftleiter des *Stürmers*, Karl Holz, den Widerstand. Fünf Tage lang hielten deutsche Einheiten und russische «Freiwillige» dem amerikanischen Artilleriebeschuss stand, selbst als die Stadt bereits eingeschlossen und völlig zerbombt war.²

In dieser aufgeheizten Atmosphäre, in der SS-Truppen sich häufig als Letzte ergaben und eine zunehmende Zahl von Gräueltaten an Gefangenen und deutschen Zivilisten begingen, bemühte sich Himmler in aller Stille, mit den Amerikanern geheime Friedensverhandlungen aufzunehmen. Im Februar und März traf er Folke Graf Bernadotte, ein Mitglied des schwedischen Königshauses und Präsident des Schwedischen Roten Kreuzes, und erklärte sich bereit, skandinavische Gefangene, unter denen sich auch einige Juden befanden, aus den Konzentrationslagern zu entlassen. Am 20. April war Himmler so versessen darauf, Zugang zu Eisenhower zu finden und einen Waffenstillstand auszuhandeln, dass er die Feierlichkeiten zu Hitlers Geburtstag in Berlin vorzeitig verliess, um sich mit Norbert Masur zu treffen, dem schwedischen Vertreter im Jüdischen Weltkongress, einem Gremium, dessen Einfluss und Macht in Amerika der Reichsführer-SS zweifellos erheblich überschätzte. Auch Ribbentrop wurde zunehmend aktiv: Zuerst liess er den Westmächten durch den deutschen Botschafter in Stockholm ein antibolschewistisches Bündnis vorschlagen, und als das zu nichts führte, beauftragte er den Gesandten, an die Sowjets heranzutreten. Im Gegensatz zu Himmler, der seine Fühler im Geheimen ausstreckte, bemühte Ribbentrop sich um Hitlers Zustimmung – und musste deshalb zurücktreten. Goebbels hatte ebenfalls auf einen Separatfrieden mit der einen oder der andern Seite gehofft und Hitler seit August 1941 immer wieder auf diese Möglichkeit angesprochen. Er war jedoch realistisch genug, diese Idee nach dem Fall des Rheins aufzugeben. Öffentlich schürte er bei der Bevölkerung zwar nach wie vor Hoffnungen, innere Zerwürfnisse der Alliierten könnten das Reich retten, aber er glaubte eindeutig nicht mehr, dass die nationalsozialistische Füh-

Totale Niederlage

rung die Macht besäße, selbst ein solches Ergebnis herbeizuführen. Ganz nach Hitlers Vorbild richtete er nun seine Bestrebungen darauf, die bevorstehende Niederlage mit einem tragischen Heldentum zu erfüllen, das zukünftige Generationen inspirieren könnte. Vor allem galt es, um jeden Preis gegen die Verlockung anzukämpfen, die feige Kapitulation von November 1918 zu wiederholen. Während führende Nationalsozialisten wie Göring, Speer und Himmler einen Ausweg suchten oder mindestens so viel wie möglich vor der völligen Zerstörung bewahren wollten, standen Hitler und Goebbels mit ihrer Endzeithaltung keineswegs allein da: In der Wehrmacht gab es viele Offiziere, die zwar keine Nationalsozialisten, aber dennoch bereit waren, den «Endkampf» zu führen, der ihrer Ansicht nach 1918 hätte ausgefochten werden müssen.³

Selbst als die Kämpfe im Westen sich für die Westalliierten nur noch als Abfolge gigantischer Aufräumaktionen gestalteten, wollte die deutsche Bevölkerung weiterhin, dass Heinrichs Truppen die «asiatischen Horden aus der Steppe» aufhielten, solange die Oderfront stand. Dieser Imperativ galt sogar noch, nachdem es im Westen schon gar kein intaktes Reichsgebiet mehr gab, das sich militärisch hätte verteidigen lassen. In den letzten Kriegswochen kämpften deutsche Soldaten aus diversen Motiven weiter: weil man es ihnen befohlen hatte, weil sie immer noch die «rote Flut» aufhalten wollten oder weil sie lieber von den westlichen Alliierten erobert und gefangengenommen werden wollten. Östlich der Oderfront fielen nacheinander die belagerten Festungsstädte. In Oberschlesien wurde Oppeln am 24. Januar erobert, während Ratibor noch weitere zwei Monate standhielt. In Westpreussen wurden Graudenz und Posen in der ersten Märzwoche eingenommen. Danzig, wo der Krieg am 1. September 1939 begonnen hatte, fiel während der sowjetischen Offensive im März, und die ostpreussische Hauptstadt Königsberg ergab sich am 9. April nach massiven dreitägigen Angriffen. Am 5. März wurde General Hermann Niehoff in die niederschlesische Hauptstadt Breslau geschickt, um den Kampfgeist der dortigen Verteidiger zu stärken. Er liess von Tausenden Zwangsarbeitern die Kaiserstrasse zu einer provisorischen Landebahn ausbauen, damit die Luftwaffe die Innenstadt weiter anfliegen konnte, nachdem die Vororte gefallen waren. Unter ständigen sowjetischen Tieffliegerangriffen rissen sie Kirchen und grandiose Universitätsgebäude ab, und die Luftwaffe versorgte Breslau weiter in gefährlichen Tageslichtflügen. Die in der Stadt stationierten deutschen Panzerdivisionen

setzten ferngesteuerte «Goliath»-Funklenkpanzer ein, die sie bei der Rückeroberung Warschaws schon verwendet hatten, und zerstörten damit Gebäude, die von den vorrückenden Sowjets besetzt waren. Während die Deutschen ihre weniger erfahrenen und unzuverlässigeren Truppen in Reserve hielten, um Frontlücken zu schliessen, unternahmen die Spitzeneinheiten der Fallschirmjäger und der Waffen-SS immer wieder Gegenangriffe und brachten den Vormarsch der Roten Armee in den südlichen Vororten zum Stillstand: So war ein einziger Häuserblock an der Ecke Höfchenplatz und Opitzstrasse acht Tage lang umkämpft.⁴

Nicht nur für fanatische Nationalsozialisten und kampfgestählte Kommandeure der Ostfront war es ein Muss, die Front zu halten. So äusserten sich in Berlin Arbeiter in der S-Bahn zustimmend über die Hinrichtung von drei Soldaten und einem örtlichen Parteiführer in Fürstenwalde an der Oder, die man an Telegraphenmasten erhängt und mit Schildern als Deserteure gebrandmarkt hatte. Andere forderten, die Presse solle die Zahl der hingerichteten Deserteure veröffentlichen. Die monatelangen Kämpfe auf deutschem Boden hatten bereits für eine Kluft gesorgt zwischen den betroffenen Zivilisten in den Grenzgebieten und solchen, die nur so lange geschützt im Hinterland sassen, wie die Front gehalten wurde. Als die Eroberung Deutschlands in ihre entscheidende Endphase eintrat, wurde diese Spaltung zunehmend akuter und stärker von Gewalt geprägt.⁵

In der Lüneburger Heide, in die man Agnes Seidel mit ihren Hamburger Schulkindern im März 1944 evakuiert hatte, herrschte eine merkwürdige Ruhe. Seidel sah keine Anzeichen der näherrückenden Front, obwohl sie aus den Wehrmachtberichten wusste, dass die Briten und Kanadier den Niederrhein überquert hatten und Blumentritts 1. Fallschirmarmee in langwierigen, hartnäckigen Rückzugsgefechten ostwärts zurückwich. Ihr Sohn Klaus, der während des Hamburger Feuersturms an einer Flakstellung Dienst getan hatte, hatte ihr zuletzt am 1. März auf dem Weg an die Front eine kurze Postkarte aus Pommern geschrieben. Am Sonntag, dem 1. April – dem Tag, an dem das Ruhrgebiet eingekesselt wurde –, hatten die Schulkinder wie üblich im Garten und auf dem Bauernhof Ostereier gesucht, aber einige Tage später, am 5. April, hatten die Eltern begonnen, ihre Kinder nach Hause zu holen, nachdem die Hamburger Schulbehörden ihrem Drängen nachgegeben

Totale Niederlage

hatten. Zwei Tage später waren nur noch fünf der Schüler im Dorf. Ohne die 16 Jungen und Mädchen, die inzwischen mit den Flüchtlingen aus Ostpreussen und Pommern eingetroffen waren, hätte Agnes Seidel keine Schüler mehr zu unterrichten gehabt. Am 11. April erreichten 1'500 britische Kriegsgefangene den Bauernhof, auf dem Agnes wohnte. Sie erhielten wie die deutschen Flüchtlinge vor ihnen Kartoffeln und Milchsuppe, bevor sie ihren Weg fortsetzten. An diesem Abend feierte Agnes zusammen mit der Bauernfamilie den Geburtstag einer der anderen Lehrerinnen und trank mehr als sonst. Im ganzen Reich war nun anscheinend jeder Anlass geeignet, Flaschen zu öffnen, die man so lange für die Feier des «Endsieg» aufgehoben hatte, stellte der Sicherheitsdienst in seinem letzten Versuch eines landesweiten Berichts Ende März fest.⁶

Agnes hatte Packkisten für ihre Habe bestellt, erfasste den Ernst der Lage aber erst, als die Wehrmacht ihr Munitionslager auf dem nahe gelegenen Stützpunkt sprengte und abzog. Später erschienen Menschen, voll bepackt mit Stoff, Kochgeschirr, Eimern, Kübeln und Kleiderbündeln, auf dem Hof, und ihr war klar, dass sie die Geschäfte und das Wehrmachtlager in Melzingen plünderten. In dieser Nacht tat sie kaum ein Auge zu. Am folgenden Tag konnte sie mit ein paar Zigaretten einige Polizisten bewegen, auf ihrem Lastwagen zwei Zentner Kartoffeln für sie mit nach Hamburg zu nehmen – ihr Nachkriegsvorrat. Am 16. April kam eine Pflegemutter aus dem Ort vorbei und beschwerte sich, sie habe keine Butter und kein Fleisch und kaum noch Brot für den Jungen aus Hamburg, den sie aufgenommen hatte. Es war eindeutig: Das Vertrauen in die Zahlungssysteme, die in den vergangenen beiden Jahren reibungslos funktioniert hatten, schwand. Ohne sich weiter um den Lärm der zahlreichen Tiefflieger zu kümmern, legte Agnes sich erschöpft zu einem Mittagsschlaf hin. Gegen 14 Uhr weckte sie etwas anderes: das Dröhnen britischer Lastwagen und Panzer, die in einem endlosen Strom durch das Dorf führen. Als höfliche englische Offiziere und ein aggressiver amerikanischer «Halbneger» im Laufe des Nachmittags auf den Bauernhof kamen, um die dort untergebrachten deutschen Offiziere, darunter zwei siebzehnjährige SS-Leute, festzunehmen, war sie empört. Sie lief hinter dem Wagen her, um den beiden etwas Proviant zu geben und ihnen noch einmal die Hand zu schütteln. Da die neuen Besatzungskräfte die besten Zimmer des Gehöfts für sich beanspruchten, musste sie ins Obergeschoss ziehen. In

den folgenden beiden Wochen löste ein Besatzungstrupp den anderen ab, und statt der reservierten Engländer kamen unfreundliche Amerikaner, die Agnes grösstenteils für polnischstämmig hielt. Nachts wurde sie in dem stillen Haus von lauten Gesängen und Tanzmusik aus der Scheune gestört, in der die polnischen Landarbeiter immer noch untergebracht waren.⁷

Margarethe Töpferwien war nicht in Solingen, als die Stadt fiel. Sie und ihre Tochter Bärbel hatten ihr dortiges Haus bereits im vorangegangenen Herbst verlassen und waren zu ihrer Schwiegermutter in das ruhige Osterode im Harz gezogen. Anfang März konnte sie noch schreiben: «Wir leben hier immer noch unwahrscheinlich ruhig, trotz aller Überflüge, trotz aller Flüchtlinge.» Sie hatte jedoch ebenso wie Agnes Seidel das Gefühl: «Aber die Flut steigt!» Voller Gottvertrauen, dass alles gut werden möge, versicherte sie ihrem Mann: «Die innere Bewahrung ist wichtiger als die äussere.» August Töpferwien, der noch immer im ruhigen tschechischen Petersdorf stationiert war, konnte die Eroberung Westdeutschlands durch die Amerikaner nur mit wachsender Sorge von Ferne beobachten: «Die Meinen alle in der Feuerzone und ich – als Soldat – im äusserlich tiefsten Frieden!»⁸

Nach ihrer Evakuierung aus Dresden waren die Klemperers von Mitte Februar bis Anfang März bei ihrer früheren Hausangestellten Agnes in dem sorbischen Dorf Piskowitz untergekommen, deren Fachwerkhäuschen über ein Zimmer im Erdgeschoss und ein weiteres im Obergeschoss verfügte. Das gute Roggenbrot, unbegrenzte Mengen von Butter, Frischkäse und Honig und tägliche Fleischportionen hatten sie nach und nach wieder zu Kräften kommen lassen. Als das Dorf von Flüchtlingen geräumt wurde, um Platz für die Truppeneinquartierung zu schaffen, führten sie nach Pirna, wo Freunde ihnen ein Nachtquartier und Victor Schuhe und eine neue Hose gaben. Bis zum 2. April kamen sie bei einem alten Freund unter, dem Apotheker Hans Scherner in Falkenstein im Vogtland, bis ihr Zimmer wieder einmal requiriert wurde.⁹

Bis dahin hatten die Klemperers unter ihrem richtigen Namen gelebt. Eva mit ihrem «Arierpass» und ihrem Ausweis hatte die Rolle des «Reisemarschalls» übernommen, Behördengänge erledigt und Fahrkarten besorgt, während Victor seinen «jüdischen Pass» versteckt und lediglich die «arische» Lebensmittelkarte vorgezeigt hatte, die er nach dem Luftangriff auf Dresden bekommen hatte. Ihnen war klar, dass ihr Name verdächtig jüdisch klang. Vor ihrer Abreise aus Falkenstein beschlossen sie, ihre Papiere zu fälschen.

Totale Niederlage

Auf diese Idee hatte sie ironischerweise ein anderer Apotheker gebracht, der ein Jahr zuvor aus ihrem Namen irrtümlich «Kleinpeter» gelesen hatte. Eva fiel auf, dass sie für diese Namensänderung lediglich einen i-Punkt auf den ersten Haken des alten deutschen «m» setzen und das alte deutsche «r» nach oben verlängern musste. Nachdem sie sich polizeilich abgemeldet und ihre Lebensmittelkarten bekommen hatten, machten sie sich am 3. April wieder auf den Weg und waren für alle Welt nur ein erschöpftes Ehepaar in den Sechzigern, das in den Angriff auf Dresden geraten war. Victor gaben sie als Studienrat aus Landsberg an der Warthe – wo er tatsächlich geboren war – aus, das bereits in sowjetischer Hand war, so dass ihre Geschichte sich nicht mehr überprüfen liess. Trotz des hohen Risikos beschlossen sie, ihre echten Pässe und Victors gelben Stern für die Ankunft der Alliierten zu behalten, und verstaute sie ganz unten in einer Reisetasche, «weil wir diese Alibi-Zeugnisse für unsere Rettung ebenso nötig haben wie die arische Kleinpetererei». ¹⁰

Die Fahrt nach München führte die «Kleinpeters» unwillentlich immer tiefer in das Restgebiet des Dritten Reichs. Victor schilderte später: «Die erste Wartesaal-Nacht in Marktredwitz hatte mir grossen Eindruck gemacht durch die enge Zusammenpferchung und das Durcheinanderwuseln der Gruppen am Boden: Soldaten, Zivil, Männer, Frauen, Kinder, Decken, Koffer, Tornister, Rucksäcke, Beine, Köpfe verflochten, malerisches Zentrum ein Mädels und ein junger Soldat, Schulter an Schulter gelehnt zärtlich schlafend.» In den Bummelzügen mussten sie teilweise stehen und manchmal aussteigen und zu Fuss weitergehen, wenn die Strecke zerstört war. In Eger, Regensburg und München bot sich ihnen überall das gleiche Bild, nur dass es immer extremer wurde. Nach Jahren der Ausgrenzung konnte Klemperer sich endlich als «Volksgenosse» unter die Leute mischen und als teilnehmender Beobachter zuhören, wie «gewöhnliche Deutsche» miteinander redeten. In der Nacht vom 4. auf den 5. April belauschte er im Dunklen die Gespräche in seinem Zweiter-Klasse-Abteil:

«Ein junger Mann neben mir: Mein Vater hat immer noch an Sieg geglaubt, hat mir nie Recht gegeben. Aber jetzt glaubt er auch nicht mehr ... Der Bolschewismus und das internationale Judentum siegen ... Eine junge Frau auf den Polstern weit drüben: Sie glaube immer noch an den Sieg, sie vertraue auf den Führer, ihr Mann kämpfe in Breslau, und sie glaube ...»¹¹

Klemperers Interesse an den Gesprächen der Menschen war umso grösser, als er unbedingt wissen wollte, inwieweit sie der Propaganda von Goebbels Glauben schenkten und ob sie ihrer Einstellung zum Krieg entsprach oder sie prägte. Als er das immer stärkere Schwanken zwischen Hoffnung und Verzweiflung bemerkte, schärfte dies seine Wahrnehmung jenes merkwürdigen Nebeneinanders und des Zwiespalts, der in ihnen herrschte, und er war sich nicht sicher, ob die Menschen, die er belauschte, den Krieg eher beenden oder fortsetzen wollten.

Als die «Kleinpeters» in der folgenden Woche mehrfach in der bayerischen Hauptstadt strandeten, waren sie zunehmend auf die Unterstützung durch die Hilfsdienste angewiesen, die sie bis dahin so weit wie möglich gemieden hatten, um nicht die Aufmerksamkeit der nationalsozialistischen Obrigkeit zu erregen. In München schliefen sie in dem weitläufigen Bunker unter dem Hauptbahnhof, den die NS-Volkswohlfahrt verwaltete: Eva mit ihren dicken Brillengläsern, den kurzen, grauen Haaren und ihrem Pelzmantel, der vom Funkenflug während des Dresdner Feuersturms kahle Stellen aufwies; Victor mit weissen Bartstopeln und einem schweren, fadenscheinigen Mantel. Als sie sich Anfang April 1945 ein bisschen an die Stadt gewöhnt hatten, stellten sie fest, dass dem scheinbaren Chaos eine Art spontaner Gesellschaftsordnung zugrunde lag. Sie fanden heraus, wo die NS-Volkswohlfahrt Suppe, Brot und Kaffee ausgab. Seit den schweren Bombardements verkehrten improvisierte Strassenbahnlinien: «Schiene *auf* die Strassen gelegt, kleine schwarzqualmende Lokomotiven schleppen Lorenzüge, jede Lore durch Kistenbretter in eine Art primitiven Waggons verwandelt, alle Plätze dicht besetzt, auch Menschen traubenförmig zwischen und an den Waggons hängend.» In München machten Eva und Victor den Letzten aus ihrem vormaligen nationalsozialistischen Freundes- und Bekanntenkreis ausfindig: Klemperers Doktorvater Karl Vossler, ein Katholik, der zwar beim Mittagessen in seiner eleganten Wohnung eifrig seine antinationalsozialistischen Ansichten äusserte, aber nicht bereit war, seinem ehemaligen Schüler zu helfen.¹²

Mit den Vosslers hatten die Klemperers die letzten Kontakte in ihrem Bekanntenkreis ausgeschöpft. Daher blieb ihnen nun nichts anderes übrig, als sich an die NS-Volkswohlfahrt und das Umsiedlungsamt zu wenden und zu hoffen, dass ihnen niemand allzu neugierige Fragen stellte. Anfang April arbeitete das Umsiedlungssystem in Bayern noch erstaunlich effizient. Züge

Totale Niederlage

verkehrten zwar unregelmässig und waren völlig überfüllt, fuhren aber immerhin noch, und die Passagiere machten murrend Platz füreinander und erzählten sich gegenseitig im Dunkeln ihre Geschichten. Die Klemperers wurden zur Einquartierung in diverse Dörfer geschickt, wo Bürgermeister und Polizei sich nach Kräften bemühten, ihnen zu helfen und ein Zimmer zu besorgen. Aber jedes Mal landeten die «Kleinpeters» wieder niedergeschlagen beim Landratsamt in Aichach, einer Kleinstadt bei Augsburg, wo man sichtlich bemüht war, ihnen zu einer Unterkunft zu verhelfen, und nicht etwa versuchte, sie an andere Stellen abzuschieben. Am Abend des 12. April gelangten sie schliesslich nach Unterbembach und trafen dort den «Ortsbauernführer, den Flammensbeck, einen grauhaarigen, hageren Mann, der sich sofort mit der rührendsten Güte unserer annahm (ein Quäker, sagt Eva)». Victor und Eva waren völlig erschöpft, aber «erleichtert und beglückt»: «Mit Selbstverständlichkeit wurden Strohsäcke, Kissen und Decken für uns auf den Boden der Wohnstube gelegt; dort sollten wir hausen, bis sich ein anderes Quartier für uns im Dorf gefunden habe.» Zwei Tage später wurden sie in einer Bodenkammer am anderen Ende des Dorfes einquartiert.¹³

Sie assen weiterhin bei den Flammensbecks, die ihnen grosszügig Hausmannskost servierten. In den folgenden Tagen erfuhr Victor, dass der Ortsbauernführer zu den ersten und leidenschaftlichsten Nationalsozialisten im Dorf gehört hatte. Mittlerweile wurde sein Sohn in Russland vermisst, ein Schwiegersohn war gefallen und der zweite war bereits zum fünften Mal verwundet und nun bei seiner Frau und seinem Kleinkind zu Hause. Nur wenige Tage nach der Ankunft der «Kleinpeters» in Unterbembach besetzte die 3. US-Armee weite Teile des Vogtlandes, aus dem das Paar gerade gekommen war. Es hatte sie also in eines der wenigen verbliebenen Kemgebiete des Dritten Reichs verschlagen.¹⁴

Am 12. April – dem Tag, an dem die Klemperers nach Unterbembach kamen – starb Präsident Roosevelt. Umgehend versuchte Goebbels, Hitler mit dieser Nachricht aufzumuntern, und wies ihn auf die wundersame Parallele zum Tod der Zarin Elisabeth 1762 und dem Zusammenbruch der Koalition gegen Friedrich den Grossen hin. In seinem üblichen Bestreben, die Berichterstattung über gute Neuigkeiten sorgfältig zu steuern, wies der Propagandaminister die Presse an, diese Parallele nicht allzu sehr auszuschlachten, um «voreilige Hoffnungen und übertriebene Vorstellungen» zu vermeiden.

Mittlerweile tauchten in ehemals kommunistischen Wohnvierteln der Hauptstadt rote Sterne an Hausmauern auf. Die meisten Berliner richteten die Erbitterung über ihre Lage gegen die Partei und ihre Einmischung in militärische Angelegenheiten, aber nach wie vor gab es Forderungen, dass Hitler und sogar Goebbels «in der Stunde der äussersten Not» zur Bevölkerung sprechen sollten. Flucht erschien sinnlos: «Wo solle man noch hin?» Den einzigen Hoffnungsschimmer sahen die Menschen in der schieren Geschwindigkeit des amerikanischen Vormarschs in Richtung Elbe in den vorangegangenen Wochen, und so äusserten sie den Wunsch, «dass die Anglo-Amerikaner noch vor den Sowjets nach Berlin kommen».¹⁵

Am 16. April 1945 um 3.30 Uhr eröffneten die schweren sowjetischen Geschütze das Feuer auf die deutschen Stellungen auf den Seelower Höhen. Auf diesem nicht sonderlich hohen, aber steil ansteigenden Höhenzug oberhalb der Oderniederung hatte sich die deutsche 9. Armee verschanzt. Da ihr Panzer, Artillerie, Reserven und kampferprobte Soldaten fehlten, Überstand sie den ersten Dauerbeschuss nur, indem sie sich in ihre rückwärtigen Stellungen zurückzog, so dass die gegnerischen Granaten in leere Schützengräben fielen. Mit dieser Taktik hatte Heinrici bereits sieben Monate zuvor 1943/44 die Dnjepr-Front gehalten. Nun brachte sie ihm drei Tage Aufschub. Weiter südlich brachen die sowjetischen Streitkräfte durch die Linien der 4. Panzerarmee unter Ferdinand Schörner und drohten Heinricis Truppen einzuschliessen. So war die 9. Armee gezwungen, die Seelower Höhen aufzugeben und zurückzuweichen und brach bald zusammen. Am 20. April – Hitlers Geburtstag, an dem so viele Deutsche fest mit einer Gegenoffensive der Wehrmacht gerechnet hatten – durchbrach Schukows 1. Weissrussische Front den äusseren Verteidigungsring der Hauptstadt. Gleichzeitig näherte sich die 1. Ukrainische Front unter Konew Berlin von Süden.¹⁶

Während etwa 85'000 deutsche Soldaten die Hauptstadt gegen 1,5 Millionen Mann starke sowjetische Truppen zu verteidigen versuchten, die von drei Seiten auf Berlin vorrückten, tranken in Wilmersdorf die Schriftstellerin Hertha von Gebhardt und ihre Tochter Renate in der Bäckerei an der Ecke Kaffee. Der Besitzer hatte seine SA-Uniform und seine Orden angelegt und hielt seinen Kunden grosse Reden, unterdessen schweifete Gebhardts Blick zu den «traurigen Herden» des Volkssturms, die sich draussen sammel-

Totale Niederlage

ten. Da es in ihrem Mietshaus kein Gas mehr gab, hatten sämtliche Nachbarn auf ihren Balkons wackelige Herde aufgestellt. Im Keller standen Etagenbetten für die 20 Bewohner des Hauses. In der folgenden Woche verzeichnete Gebhardt, wie die bunte Mischung der Nachbarn zu einer «Kellergemeinschaft» zusammenwuchs, die zunehmend von der «Volksgemeinschaft» abgeschnitten war.¹⁷

Am Sonntag, dem 22. April, öffneten die Geschäfte, damit die Bevölkerung zwischen den Angriffen der Bomber und Tiefflieger ihre Vorräte auffüllen konnte. Da es an diesem Tag auch wieder Strom gab, konnten die Gebhardts im Radio Mozarts *Zauberflöte* hören. Die Nachrichten meldeten, dass die Kämpfe den nördlichen Berliner Vorort Weissensee erreicht hätten. Am Montag kamen Gerüchte auf, in den ehemals «roten» Stadtbezirken lieferten Arbeiter sich Kämpfe mit der SS, und die Männer der Nachbarschaft standen abwechselnd Wache. In den Schlangen vor den Läden machten weitere Gerüchte die Runde, ein Waffenstillstand und ein Bündnis Deutschlands mit England und Amerika gegen Russland stünde unmittelbar bevor. Hertha und ihre Tochter Renate nutzten die Pause zwischen den Bombardements, um ihre Nudelsuppe oben in ihrem Esszimmer zu sich zu nehmen, und tranken anschliessend wieder Kaffee in der Bäckerei an der Ecke. Doch schon bald tauchten neue Sorgen auf: Soldaten bauten in ihrem Viertel Flakstellungen auf, errichteten Strassensperren und einen Kommandoposten an der Ecke. «Höchst wenig erfreulich dies alles», stellte Gebhardt nüchtern fest. Als sie ihre Chancen überschlugen, eine solche Verteidigung zu überleben, erschien es ihnen plötzlich sinnlos, sparsam mit der Fleischration für die Woche umzugehen, und so assen sie die Hälfte davon zum Abendessen. Die 49 Jahre alte Schriftstellerin war zuversichtlich, dass die älteren Volkssturmmänner ihre Waffen rechtzeitig wegwerfen würden. Weniger sicher freilich war sie sich bei den Vierzehn- bis Sechzehnjährigen, als sie sah, wie diese sich mit Gewehren abschleppten, die fast ebenso gross waren wie die Jungen, und ihre Mäntel hinter ihnen über den Boden schleiften. «Entsetzliche Depression allerwärts: die Amerikaner scheinen nicht zu kommen», notierte sie in ihrem Tagebuch. «Unbegreiflich.»¹⁸

Je weniger zu verteidigen übrigblieb, umso drakonischer wurden die Befehle. Keitel, Bormann und Himmler wiesen Wehrmacht, Parteimitglieder und SS an, jede Stadt bis zum letzten Mann zu verteidigen und alle Kapitulationsangebote abzulehnen. Himmler befahl der SS: «Aus einem Haus, aus dem eine weisse Fahne erscheint, sind alle männlichen Personen zu erschies-

sen», und liess damit seine bisherigen Vorbehalte gegen Kollektivstrafen für Deutsche fallen. Als die Wehrmacht sich im Westen zunächst an den Main und schliesslich bis an die Donau zurückzog, hing das Schicksal jeder Gemeinde von der jeweiligen örtlichen Konstellation ab: vom Militärkommandanten, von den lokalen Parteiführern, von anderen Kommunalvertretern und manchmal auch von der Bevölkerung. Wie der Krieg endete, entschied sich von Stadt zu Stadt, von Gemeinde zu Gemeinde und von Dorf zu Dorf. In Schwäbisch Gmünd liessen der Kreisleiter und der Kampfkommandant nur Stunden, bevor am 20. April die Amerikaner eintrafen, zwei Männer hinrichten. Im nahen Stuttgart gelang es örtlichen Honoratioren, den Bürgermeister der Stadt zu überreden, entgegen den Weisungen des Gauleiters von Württemberg gemeinsam mit dem regionalen Wehrmachtkommandeur Geheimverhandlungen mit den Alliierten aufzunehmen und eine friedliche Übergabe der Stadt zu vereinbaren. Im unterfränkischen Bad Windsheim ergriff die Bevölkerung die Initiative: 200 bis 300 Frauen, teils mit Kindern, demonstrierten so lange, bis der Wehrmachtkommandeur nachgab und einwilligte, den Ort nicht zu verteidigen – allerdings erst, nachdem eine Gestapo-Einheit aus Nürnberg eine der Frauen als Rädelsführerin hingerichtet hatte.¹⁹

Ein Grossteil des Terrors, der in diesen letzten Wochen in Schwaben, Bayern und Baden um sich griff, ging nicht von örtlichen Nationalsozialisten aus, sondern von Einheiten wie Max Simons 13. SS-Armeeekorps, die auf ihrem Rückzug an die Donau und weiter nach München plötzlich auftauchten, und von den «fliegenden Standgerichten» unter Major Erwin Helm, der auf der Suche nach Deserteuren in einem grauen Mercedes durch Süddeutschland patrouillierte. In der Gemeinde Zellingen liess Helm einen sechzigjährigen Bauern und Volkssturmmann an seinem eigenen Birnbaum erhängen, nur weil er sich abfällig über die militärische Verteidigung des Ortes geäussert hatte. In Brettheim liess Max Simon drei Einwohner, darunter auch den Ortsgruppenleiter und Bürgermeister, hinrichten und drohte auf Plakaten an, die Familie eines jeden zu bestrafen, der sich des Defätismus schuldig mache.²⁰

Victor Klemperer hatte in Unterbernbach ebenfalls von dem Gerücht gehört, dass die deutsche Gegenoffensive am 20. April beginnen würde. Als sie ausblieb, erklärte ein älterer Volkssturmmann mit Nachdruck, Militärstrategie lasse sich nicht mit dem «Rechenschieber» und mit dem «gesunden Men-

Totale Niederlage

schenverstand» erfassen, «damit sei überhaupt nichts anzufangen – man müsse nur an den Führer und den Sieg glauben». Klemperer merkte dazu an: «Ich war doch recht bedrückt von diesen Reden.» Das galt umso mehr, als er feststellte: «Tatsächlich besteht ja Deutschland heute, am 21. April, im Grunde nur noch aus einem weitgefassten Grossberlin und einem Stück Bayern.» Selbst der alte Nazi Flammensbeck verlor den Mut, als er am 22. April Goebbels' Artikel zu Hitlers Geburtstag las. Bei den Gesprächen am Küchentisch fiel Klemperer auf, wie grundlegend sich die Sicht des Bauern verändert hatte: «Neue Waffe, Offensive, Wende – er habe immer geglaubt, aber ‚jetzt glaube ich an nichts mehr‘. Friede müsse endlich gemacht werden, die jetzige Regierung müsste gehen. Ob ich für wahr hielte, dass wir alle deportiert würden?»²¹

Unterdessen lief das Räderwerk der Zivilverwaltung weiter. Das bayerische Finanzministerium war zwar dazu übergegangen, eigene Banknoten zu drucken, zahlte aber rechtzeitig die Löhne und Gehälter für alle Beschäftigten im öffentlichen Dienst, von Wehrmachtgenerälen bis hin zu den Reinigungskräften der Münchener Polizeidienststellen. Am 23. April schlug Bayern München den TSV 1860 in einem Lokalderby 3:2. Obwohl das Terrorregime im April 1945 auch Bayern erfasste, äusserten Menschen weiterhin offen ihre Meinung für oder gegen den Krieg. Je näher die Front an Städte und Gemeinden heranrückte, umso deutlicher zeigte sich, dass die unmittelbare Gefahr nun von deutschen Soldaten ausging, nicht von amerikanischen. Als in Unterbernbach ein Trupp einer HJ-Division eintraf, konnte Klemperer sich nicht entscheiden, ob sie eher nach Marodeuren aus dem Dreissigjährigen Krieg oder nach einem Kinderkreuzzug aussahen. Am 23. April wurde Regensburg kampfflos übergeben, und die Amerikaner rückten südlich der Donau nach Augsburg vor. Am 27. April fragte ein alter Bauer Klemperer zweimal, was wohl passieren werde, wenn Russen und Amerikaner sich begegneten. «Beidemale klang aus seiner Stimme die Erwartung, Russen und USA-Leute würden sofort übereinander herfallen und sich blutig bekämpfen.» Klemperer kommentierte die Bemühungen des Propagandaministers, die Deutschen in ihrem Glauben zu bestärken, dass die Amerikaner sie retten würden, mit der lakonischen Feststellung: «Zu solcher Verwirrung hat es Goebbels gebracht.» In Unterbernbach wusste zu diesem Zeitpunkt noch niemand, dass Russen und Amerikaner sich bereits zwei Tage zuvor bei Torgau an der Elbe getroffen hatten.²²

Am 25. April, dem sechsten Tag der Schlacht um Berlin, hörte Hertha von Gebhardt, dass die Russen unmittelbar südlich von Wilmersdorf den Bahnhof Steglitz eingenommen hätten. Sie bekam Angst: Was wäre, wenn jemand auf die dumme Idee käme, ihren Häuserblock zu verteidigen? Konnte sie darauf vertrauen, dass niemand aus ihrer «Hausgemeinschaft» es versuchen würde? Eine Nachbarin kam zurück und erzählte, sie habe fünf Frauen mit Einkaufstaschen auf der Strasse liegen sehen: Granatsplitter hätten ihnen die Leiber aufgerissen. Aus Steglitz dagegen kamen eher ermutigende Nachrichten: Sie hörten, dass die Russen «sehr freundlich gegen Zivilbevölkerung» seien. In dem Bestreben, den schlechten Ruf zu revidieren, den sie sich in Ostpreussen und Schlesien gemacht hatte, schickte die Rote Armee Zivilisten und sogar deutsche Kriegsgefangene über die Frontlinien zurück, damit sie den Berlinern versicherten, dass man sie gut behandeln würde. In Wilmersdorf verkauften derweil die Geschäftsleute ihre restlichen Warenbestände, solange es noch ging: Plötzlich gab es sogar Herrenunterwäsche, die lange knapp gewesen war.

In dieser Nacht schlugen in dem Häuserblock, zu dem das Haus Hertha von Gebhardts gehörte, 15 Bomben und Granaten ein. Ihre kleine «Hausgemeinschaft» schlief unruhig in Erwartung des Angriffs, und Gebhardt weckte alle um sechs Uhr, kurz bevor die Katjuscha-Raketenwerfer zu feuern begannen. Sie überredete ihre Mitbewohner, in den benachbarten Keller zu wechseln, wo sie sicherer wären. Gegen Mittag teilten sie ihre restlichen Schnaps- und Tabakvorräte und durchsuchten dann die Wohnungen nach Waffen, Uniformen, NS-Abzeichen, Militärkarten und allem, was die Russen provozieren könnte. Die Hausgemeinschaft hatte ihre ersten Opfer zu beklagen. Auf dem Rückweg von der Strassenecke, wo sie zum Wasserholen Schlange gestanden hatten, wurden ein Mann und ein neunzehnjähriges Mädchen von Granatsplittern getroffen. Zwei Krankenschwestern und eine Zahnärztin aus Nachbarhäusern kümmerten sich um sie und brachten sie ins nächstgelegene Krankenhaus. Das Mädchen wurde durch eine Operation gerettet, der Mann verblutete im Flur des Krankenhauses. Als sie abends im Nachbarkeller sassen, erzählte jemand Hertha, dass die Bombe, die diese beiden verletzt hatte, auch ihr Mietshaus zerstört hatte. Aber das spielte anscheinend keine Rolle mehr – zumindest noch nicht. Alles, was sie dazu sagen konnte, war: «So? Es ist mir unendlich gleichgültig.»²³

Totale Niederlage

Am Freitag, dem 27. April, um 5 Uhr hörte Hertha von Gebhardt Panzergranaten donnernd in der Nähe einschlagen. Die Männer gingen hinauf, um die im Hauseingang postierten Volkssturmsoldaten mit Schnaps zu umgarnen und zum Abzug zu bewegen. Den Schnaps nahmen sie, zogen aber nur widerstrebend weiter. Während viele der älteren Männer ihre Volkssturm-Armbinden und Soldbücher vernichteten, ihre Waffen und Ausrüstung wegwarfen und nach Hause gingen, leisteten die Truppen am Teltow-Kanal Widerstand. Weiter westlich verteidigten die Hitlerjugend-Bataillone weiterhin die Pichelsdorfer Brücke und die Charlottenbrücke über die Havel. In anderen Teilen Berlins kam es zu Plünderungen, bei denen Soldaten, Zivilisten und Volkssturmlaute sich gegenseitig beiseitedrängten, um Geschäfte und Lager auszuräumen, bevor die Russen kamen. In den Kellern in der Kleiststrasse standen sie bis zu den Knöcheln in Alkohol und gossen Wein und Spirituosen in die schmutzigen Eimer, die sie mitgebracht hatten. Bis zum Abend war Berlin völlig eingekreist und von den Restgebieten des «Reiches» abgeschnitten, das nur noch aus einzelnen Inseln bestand.²⁴

In Wilmersdorf hallten an diesem Nachmittag Gewehrschüsse durch die stille Strasse vor Gebhardts Haus. «Die Russen sind da», raunten die Nachbarn sich im Keller zu. Frauen, die sich gerade noch gestritten hatten, fielen sich in die Arme und küssten sich. Selbst eine Nachbarin, die seit Wochen nicht mit Hertha gesprochen hatte, kam zu ihr und bot ihr eine Zigarette an, als der so lange gefürchtete Moment schliesslich eintrat. Alle kramten in ihren Taschen nach etwas Weisssem – Handtüchern, Servietten, Taschentüchern. Schliesslich kam ein einzelner russischer Soldat in ihren Keller. Ruhig fragte er auf Deutsch nach Soldaten und Waffen und verschwand wieder. Als die Kämpfe sich zum Fehrbelliner Platz verlagerten, trauten sich einige Frauen hinaus, um an der Pumpe vor der Bäckerei Wasser zu holen. Für Hertha von Gebhardt und die «Hausgemeinschaft» der Geroldstrasse 8 endete der Krieg an diesem Freitagnachmittag.²⁵

Als Adolf Hitler sich drei Tage darauf, am 30. April 1945, das Leben nahm, gab es in Berlin nicht mehr viel zu verteidigen. Während Hitlerjungen und SS-Einheiten weiter im Reichstag kämpften und den Zoobunker hielten, leitete Goebbels erste Verhandlungen mit dem Sieger von Stalingrad, Wassilij Tschuikow, über die Kapitulation der deutschen Hauptstadt ein. Durch eine

Laune des Schicksals drangen am selben Tag amerikanische Truppen in Hitlers Privatwohnung am Prinzregentenplatz in München ein. Noch eine Woche zuvor hatte der *Völkische Beobachter* in seinen Schlagzeilen verkündet: «Festung Bayern» und «Deutschland steht standhaft und treu zum Führer».²⁶

Auf ihrem Vormarsch von Nordwesten nach München erreichte die amerikanische 45. Infanteriedivision «Thunderbird» am 29. April Dachau mit seinem grossen SS-Ausbildungslager und Himmlers erstem «Modell-Konzentrationslager». Vor den Toren stiessen die amerikanischen Truppen auf einen zurückgelassenen Güterzug mit 2'000 Häftlingen, die man aus dem KZ Buchenwald evakuiert hatte. Alle, die sich durch die Türen der Viehwaggons hatten zwängen können, hatte die SS erschossen. In den Waggons zeigten nur noch 17 Häftlinge Lebenszeichen. Dachau war das Endziel der Todesmärsche von Lager zu Lager. Ausser den Sterbenden und Toten fanden die Amerikaner in diesem Konzentrationslager 32'000 Überlebende. Einige der US-Soldaten waren über das, was sie dort vorfanden, so entsetzt, dass sie vor Abscheu und Wut die SS-Wachen einfach niederschossen oder sie durch Schüsse in die Beine bewegungsunfähig machten und zuliessen, dass die überlebenden Häftlinge sie töteten.

Am Abend ihrer Befreiung führten einige der Häftlinge Colonel Bill Walsh durch das Lager. Sie zeigten ihm die Zwinger mit den Bluthunden, eine der dunklen, überfüllten und verseuchten Baracken, die Reihen von Leichen vor der Krankenstation und schliesslich die Tausenden Leichen, die zwei Meter hoch ordentlich gestapelt wie Brennholz vor dem Krematorium lagen, dessen Öfen voller Asche waren. Auf diesen Anblick waren die amerikanischen Soldaten nicht vorbereitet. Als die Einwohner des Ortes in den folgenden Tagen ihre Fahrräder durch das Lager schoben, um die SS-Depots zu plündern, bemerkten die amerikanischen Soldaten verwundert, dass sie an dem Güterzug voller Leichen vorbeigingen, ohne sonderlich Notiz davon zu nehmen.²⁷

Berlin kapitulierte in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai 1945. Auch hier plünderten die Einwohner am ersten Tag des Friedens die verbliebenen Geschäfte und Militärdepots. Obwohl die SS ihr Zentrallager in der Schultheiss-Brauerei am Prenzlauer Berg während der Kämpfe in Brand gesteckt hatte, stürmten es nun Zivilisten, um herauszuholen, was noch übrig war, und so etwas für die Hungerzeiten beiseitezuschaffen, die sie nach dem verlorenen Krieg erwarteten. Kinder, die diese Tumulte und Schlägereien miterlebten,

Totale Niederlage

waren schockiert. Vor dem Wasserturm am Prenzlauer Berg beobachtete ein Zwölfjähriger, dass Plünderer «wie die Hyänen» über andere Zivilisten herfielen und sie ausraubten. Ein Junge schämte sich, als er sah, wie Rotarmisten die Prügeleien fotografierten: «Die Sieger von Deutschland haben [sic] kein gutes Bild bekommen», stellte er fest.²⁸

Die Besetzung von Berlin ging wie in den Hauptstädten Budapest und Wien, die am 13. Februar beziehungsweise am 13. April gefallen waren, mit Massenvergewaltigungen einher – grob geschätzt wurden 10 bis 20 Prozent der Frauen Opfer sexueller Gewalt. Während der Kämpfe um Berlin und in den ersten Maiwochen wurden Frauen in Kellern, Wohnungen und auf der Strasse vor den Augen von Nachbarn, Ehemännern, Kindern und Fremden missbraucht. Auch in Wilmersdorf kam es ab der Nacht, in der die Soldaten der Roten Armee eintrafen, zu Vergewaltigungen. Jedes Mal, wenn ein Russe ihren Keller betrat, versuchte Hertha von Gebhardt, ihre Tochter hinter sich zu verbergen, und hoffte, dass er eine andere Frau nehmen würde. Eine Freundin von Ursula von Kardorff, die sich in Zehlendorf hinter einem Kohlenverschlag versteckt hatte, wurde von einer Nachbarin verraten, die ihre eigene Tochter schützen wollte, und wurde von 23 Soldaten vergewaltigt. Sie musste wie viele der Opfer ins Krankenhaus gebracht werden, um die Blutungen zu stillen. Vier Monate später sagte sie zu Kardorff: «Nie wieder will ich etwas mit einem Mann zu tun haben.» Die Journalistin Margret Boveri, die es genossen hatte, sich von ihrem Balkon aus die Luftangriffe anzusehen, bekam solche Angst, dass sie die Nächte nur noch mit Hilfe von Schlaftabletten Überstand.²⁹

Die Wochen ungehemmter Angst in Berlin brannten sich tief ins Bewusstsein der Bevölkerung ein und führten dazu, dass höfliche, gebildete Frauen in mittleren Jahren ihre Verschwiegenheit aufgaben und darüber sprachen, wie sie sich geschützt und was sie durchgemacht hatten. Hilde Radusch, eine militante Kommunistin, schilderte, dass manche Frauen sich schützten, indem sie sich Kupferkappen, die sie von einem Klempner bekommen hatten, wie Pessare in die Vagina einführten. Die scharfen Kanten dieser Kupferabdeckungen fügten ihren Vergewaltigern Schnitte am Penis bei. «Und dann sind die Russen heulend rausgekommen, die gar nicht wussten, was ihnen passierte», erzählte Radusch 36 Jahre später mit einer gewissen Schadenfreude. «Und seitdem hiess das Haus ‚Das Haus mit den verrückten Frauen‘ und es ist kein Mensch mehr hingegangen.» Mütter schnitten ihren heran-

wachsenden Töchtern die Haare kurz und zogen sie an wie Jungen, um sie zu schützen. Als eine Ärztin auf die Idee kam, einige junge Frauen zu verstecken, indem sie auf Russisch und Deutsch Warnschilder vor Typhus an der Tür anbrachte, sprach sich dieser sichere Zufluchtsort in Windeseile unter den Frauen an der Wasserpumpe auf der Strasse herum. Solche Überlebensstrategien wurden legendär, eben weil die Ohnmacht von Frauen und ihre Angst vor Vergewaltigung und sexueller Gewalt universell waren.³⁰

Am weitesten verbreitet – aber am wenigsten gerühmt – war der Schutz durch sowjetische Offiziere, die diesmal entschlossen waren, für Ordnung zu sorgen. Ein russischer Offizier erklärte sich bereit, in den ersten Nächten bei Hertha von Gebhardt und ihrer erwachsenen Tochter Renate im Keller zu schlafen, um sie zu beschützen. Der Kriegsberichterstatter Wassilij Grossman berichtete aus Schwerin: «Ein jüdischer Kommandant, dessen ganze Familie von den Deutschen umgebracht wurde, ist einquartiert in der Wohnung eines geflohenen Gestapo-Mannes. Bei ihm sind dessen Frau und Kinder in Sicherheit, als er gehen will, weint die ganze Familie, bittet ihn zu bleiben.» Zum Teil war solcher Schutz eine Frage des guten Willens, teils aber auch von oben angeordnet. Kurz nach dem Vorstoss über die Oder hatte die sowjetische Propaganda eine drastische Wende vollzogen: Statt die Soldaten anzustacheln, sich am Feind zu rächen und Deutsche zu töten, rief sie die Truppen nun auf, zwischen Nationalsozialisten und gewöhnlichen Deutschen zu unterscheiden. Die endgültige Eroberung Deutschlands sollte diszipliniert erfolgen – und im Vergleich zu dem Chaos und den Massakern an Zivilisten während der Einnahme Ostpreussens und Schlesiens im Winter war sie tatsächlich geordneter. Dennoch dauerte es selbst in Berlin, Wien und Budapest mindestens zwei Wochen, die sowjetischen Truppen unter Kontrolle zu bringen, anderswo sogar deutlicher länger.³¹

Später erinnerte sich Christa J., dass im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg viele ihrer vierzehn- bis fünfzehnjährigen Klassenkameradinnen vergewaltigt wurden. Manche jungen Mädchen, die über ihre Erlebnisse nicht sprechen konnten, erfanden Geschichten, in denen andere Mädchen und Frauen, aber nicht sie selbst Opfer sexueller Gewalt wurden. «Ich wurde also auch versteckt, irgendwo in einer dunklen Ecke», erklärte Christa. Die vierzehnjährige Hermine aus Wien erzählte, dass sie und eine Freundin hinter einem Vorhang Zuflucht suchten, als ein sowjetischer Soldat in ihre Wohnung stürmte. Ihre Mutter legte ihrer halbwüchsigen Tochter ihren Säugling in

Totale Niederlage

den Arm in der Hoffnung, dass er sie verschonen würde. «Der Soldat gab mit Gebärden zu verstehen, ich soll den Säugling weggeben», erinnerte Hermine sich 50 Jahre später. «Mein Onkel versuchte ihn hinauszudrängen. Der Russe bedrohte uns mit dem Gewehr. Schliesslich zog er doch ab.» Während viele erwachsene Frauen nüchtern über ihre Vergewaltigung sprachen, fiel es jungen Mädchen erheblich schwerer, damals und auch später darüber zu reden.³²

Gabriele Köpp war im Februar 1945 aus Schneidemühl in Westpreussen geflohen, aber von der Roten Armee überrannt worden. Die Fünfzehnjährige wurde mehrfach vergewaltigt. Selbst als sie anschliessend bei einer Cousine in Pommern unterkam, musste sie sich jedes Mal verstecken, wenn sowjetische Soldaten auf den Bauernhof kamen, weil die Bauersfrau sie auf Gabi aufmerksam machte, um sich selbst zu schützen. In den folgenden Monaten suchte sie Trost, indem sie einen Brief an ihre Mutter schrieb: «Ich bin doch gar nicht so gross und alt. Mit keinem kann ich so richtig über alles reden. (...) Ich bin ja so allein! (...) Ich habe schon immer solche Angst, weil ich mein Unwohlsein nicht habe. Es sind jetzt schon bald 10 Wochen. Du könntest mir sicher helfen.» Sie schaffte es jedoch nicht, den Brief abzuschicken. Es dauerte 58 Jahre, bis sie über das sprechen konnte, was ihr 1945 als unaufgeklärtem jungem Mädchen zugestossen war.³³

Ende April 1945 befand Unterbernbach sich in einer Art Niemandsland. Die Kämpfe waren an dem Dorf vorbeigegangen, es war aber auch nicht besetzt, und versprengte deutsche Soldaten, die sich nach Hause durchzuschlagen versuchten, nutzten es als Durchgangsstation. Am 28. April waren die deutschen Truppen nach kurzem Gefecht aus ihren Stellungen in der Wald- und Wiesenlandschaft geflüchtet, und obwohl es im Dorf noch vereinzelte SS-Leute gab, hatte der Bürgermeister das Hakenkreuz vom Giebel des Amtshauses entfernt. Flammensbeck schüttelte eifrig seine nationalsozialistische Vergangenheit ab und besann sich auf sein katholisches Erbe. Der Ortsbauernführer warf den Nationalsozialisten nun vor, «sie seien ‚zu radikal gewesen, sie seien vom Programm abgewichen, sie hätten die Religion nicht geschont», wie Klemperer vermerkte. Um der bedrückenden Atmosphäre zu entkommen, zogen Victor und Eva sich häufig in ein abgeschiedenes Wäldchen nördlich des Dorfes zurück und lasen sich dort Bücher vor. Als drei

deutsche Soldaten zwischen den Bäumen hervorkamen und sich erkundigten, ob die Amerikaner schon in Unterbembach seien, rieten die Klemperers ihnen, sich Zivilkleider zu besorgen, und sagten ihnen, welche Orte sie besser meiden sollten. Klemperer fand: «(...) alle drei haben gute Gesichter, fraglos aus guter Familie, vielleicht Studenten». Die Hilflosigkeit der jungen Burschen rührte das Ehepaar: «Und so leidenschaftlich wir den Verlust des Krieges ersehnt haben, und so notwendig dieser Verlust für Deutschland ist (und wahrhaftig für die Menschheit) – die Jungen taten uns doch leid.» Für ihn waren sie «eine Allegorie des verlorenen Krieges». ³⁴

Grossadmiral Karl Dönitz, der abgeschnitten in Flensburg sass, war ebenso überrascht wie alle anderen, als er erfuhr, dass Hitler ihn zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Da er wusste, dass der Führer in einer seiner letzten Weisungen die Verhaftung von Göring und Himmler angeordnet hatte, weil sie sich um Verhandlungen mit den westlichen Alliierten bemüht hatten, wartete Dönitz umsichtig ab, bis er am Nachmittag des 1. Mai ein Telegramm von Bormann erhielt: «Testament in Kraft.» Erst danach trat er an die Briten und Amerikaner heran. Es bestand nach wie vor eine Chance, die in Kurland eingeschlossenen deutschen Divisionen nach Kopenhagen zu bringen, das sich noch unter deutscher Besatzung befand, oder aber in die deutschen Nordseehäfen. Nachdem die Briten jedoch die Elbe überquert hatten und nach Schleswig-Holstein vorrückten, waren sowohl die Verbindung nach Dänemark als auch der Seeweg von der Ostsee durch Kattegat und Skagerrak in die Nordsee versperrt. Da einwöchige Kämpfe Bremen bereits weitgehend zerstört hatten, war es zwecklos, die Nordseehäfen noch zu halten. Dönitz bestand weiter darauf, dass die seit Januar in Breslau belagerten 40'000 Einwohner gegen die Sowjets «durchhielten», willigte aber am 3. Mai ein, Hamburg den Briten zu übergeben.

Am folgenden Tag vereinbarte die Wehrmacht mit dem Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte, Feldmarschall Bernard Montgomery, eine Kapitulation in Norddeutschland, Dänemark und Holland, die am 5. Mai in Kraft treten sollte. Am selben Tag ergab sich die Heeresgruppe G im Süden den Amerikanern. Noch immer hofften Dönitz, Jodl, Keitel und Schwerin von Krosigk, die verbliebene militärische und politische Führungsspitze des Dritten Reiches, auf einen separaten Waffenstillstand im Westen, so dass sie sich kämpferisch von der Ostfront zurückziehen und möglichst vielen Divisionen eine Kapitulation vor den Sowjets ersparen könnten. Es war ein kompli-

Totale Niederlage

ziertes und heikles Manöver, aber in der ersten Maiwoche gelang es 1,8 Millionen deutschen Soldaten, von der Roten Armee zurückzufallen und sich den Westmächten zu ergeben.³⁵

In Breslau suchte eine Delegation evangelischer und katholischer Pfarrer am 4. Mai General Niehoff auf und fragte ihn: «Können Sie es vor Ihrem ewigen Richter verantworten, die Verteidigung Breslaus noch länger fortzusetzen?» Niehoff nahm sich den Besuch zu Herzen und leitete insgeheim Verhandlungen über eine Waffenruhe ein, obwohl Dönitz zum Durchhalten drängte – was ihm sowohl der neue Oberbefehlshaber des Heeres, Generalfeldmarschall Schörner, als auch Gauleiter Hanke, der neue Reichsleiter-SS, übermittelten. In der Erklärung an seine Truppen führte Niehoff am 5. Mai aus: «Hitler ist tot, Berlin ist gefallen. Die Verbündeten von Ost und West haben sich im Herzen Deutschlands die Hand gereicht. Damit sind die Voraussetzungen für eine Fortführung des Kampfes um Breslau nicht mehr gegeben. Jedes weitere Opfer ist ein Verbrechen.» In einer Geste, die auf das Simonides-Epitaph für die 300 Spartiaten bei den Thermopylen hindeutete, schloss er: «[W]ir haben unsere Pflicht getan: wie das Gesetz es befahl.» Am folgenden Tag übergaben die Deutschen ihre Breslauer Stellungen.³⁶

Der Kampf um Breslau hatte August Töpferwien geschützt, der in Petersdorf in Oberschlesien sein Kriegsgefangenenlager leitete. Am 2. Mai 1945 hatte er Dönitz im Rundfunk an das deutsche Volk appellieren hören, weiter gegen die Briten und Amerikaner zu kämpfen, solange sie sich auf die Seite des Bolschewismus stellten. Schliesslich fragte sich Töpferwien in seinem Tagebuch – rot unterstrichen: «Wird nun die furchtbare Falschrechnung in A. Hitlers Politik offenbar: Gegen die Anglo-Amerikaner Krieg zu machen, wenn sein eigentlicher Feind der Bolschewismus ist?!» In seiner dumpfen Verzweiflung über Deutschlands bevorstehende Niederlage kehrte der Studienrat wieder einmal zu seiner Überzeugung zurück: «So führt eine Menschheit Krieg, die gottlos geworden ist. Die russischen Bestialitäten im deutschen Osten – die Terrorangriffe der Angloamerikaner – unser Kampf gegen die Juden (Sterilisierung der gesunden Frauen, Erschiessung vom Säugling bis zur Greisin, Vergasung jüdischer Transportzüge)!»³⁷

Erst einmal – im November 1943 – hatte Töpferwien sich die Vernichtung der Juden durch die Deutschen in ihrem vollen Ausmass eingestanden. Was immer er über Eisenbahntransporte und Gaskammern in der Zwischenzeit

erfahren haben mochte, er hatte dieses Wissen verdrängt, bis Deutschlands endgültige Niederlage ihn zwang, erneut darüber nachzudenken. Indem er jedoch die Ermordung der Juden mit den Bombardements der Alliierten und mit bolschewistischem Terror auf eine Stufe stellte und all diese extrem unmoralischen Akte als «gottlos» verurteilte, erkannte er die Schuld zwar an, relativierte sie aber gleichzeitig und teilte sie auf. Sein völkischer Glaube an Deutschlands «zivilisatorische Mission» hatte zur Folge, dass er die Völker, die diese Taten begangen hatten, niemals auf eine Stufe stellen konnte. Als Töpperwien am 3. Mai im Rundfunk die Ansprache des neuen deutschen Aussenministers Schwerin von Krosigk hörte, der die Westmächte zum gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus aufrief, fragte er sich: «Wäre es möglich gewesen, England und Amerika in die antibolschewistische Front einzureihen trotz Liberalismus und Weltjudentum?!?!» Mochte er über die Ermordung der Juden auch noch so grossen moralischen Abscheu empfinden, so zählte er sie doch nach wie vor zu Deutschlands mächtigsten Gegnern. Am 6. Mai, dem Tag, an dem Breslau fiel, wurde Hauptmann August Töpperwien von den Sowjets gefangen genommen und liess sein Tagebuch auf dem Dachboden eines Hauses zurück. Dort fanden polnische Schulkinder es 50 Jahre später.³⁸

Während die Bauern in Unterbernbach ihre Schweine schlachteten, damit die Amerikaner sie ihnen nicht wegnehmen konnten, ging Victor Klemperer am 2. Mai zum Einkaufen in den Nachbarort. Auf dem Kirchplatz sah er die ersten Amerikaner, eine Reparaturkolonne. Es waren überwiegend schwarze Soldaten. In einer Nebenstrasse kam er mit einer jungen Frau ins Gespräch und erfuhr, dass die Besatzungstruppen am ersten Tag die Geschäfte leergemacht, sich ansonsten aber anständig benommen hätten. Er hakte nach: «Die Schwarzen auch? Geradezu beglücktes Aufstrahlen. ‚Dö san noch freundlicher als die andern.› Da die Geschäfte etwa eine Woche lang geschlossen bleiben sollten, zeigte sie ihm den Weg an die Hintertür der Bäckerei, wo er Brot bekommen würde.

In Unterbernbach traf Klemperer am nächsten Tag zwei weitere versprengte deutsche Soldaten an Flammensbecks Tisch, junge Männer von Anfang zwanzig, einer war Jurastudent. Sie versuchten, sich nach Hause ins Sudetenland durchzuschlagen, und bestätigten, dass Hitler tot sei und Berlin kapituliert habe. Klemperer versuchte, wie üblich, ihre Überzeugungen auszuloten:

Totale Niederlage

«Der Student erklärte: ‚Wer mir so etwas noch vor vier Wochen gesagt hätte, den hätt’ ich niedergeschossen – aber jetzt glaub’ ich nichts mehr ...‘ Man habe zu viel gewollt, man habe übertrieben, man habe Grausamkeiten verübt, wie man in Polen und Russland mit den Menschen umgegangen sei, unmenschlich! ‚Aber der Führer hat davon wohl nichts gewusst‘ (...) An die ‚Wende‘ und an den nahen Krieg zwischen USA und Russland glaubten die beiden nicht mehr so recht, aber ein klein bisschen doch.»

Für Klemperer war klar ersichtlich, dass diese beiden Soldaten sich ein Leben jenseits des Krieges und der bevorstehenden deutschen Niederlage nicht vorstellen konnten. Flammensbeck redete mittlerweile so, «als sei Hitlerei im Wesentlichen eine preussisch-militaristische-unkatholische-unbayrische Sache gewesen». Klemperer musste sich in Erinnerung rufen, dass die nationalsozialistische Bewegung ihren Ursprung in München genommen hatte. Obwohl er in Unterbernbach, diesem nach seiner Einschätzung traditionell antisemitischen, katholischen Dorf, seine jüdische Identität noch nicht aufdecken wollte, sagte er der Dorflehrerin und Flammensbeck im Vertrauen, «vielleicht könne ich ihr einmal behilflich sein, mein Name sei angesehen, und mich hätten die Nazis aus dem Amt gejagt». Unterdessen schwelgte das ganze Dorf «in Fleisch und Fett und jeglichem Nahrungsüberschuss». ³⁹

Zwischen dem 2. und 5. Mai kapitulierten die deutschen Armeen nördlich und südlich der Alpen vor den Amerikanern. Am 6. Mai schickte Dönitz Jodl nach Reims, um mit Eisenhower einen allgemeinen Waffenstillstand im Westen auszuhandeln. Im Gegensatz zu Montgomery lehnte Eisenhower jegliche Verhandlungen, die auf einen Separatfrieden abzielten, rundweg ab; er verlangte eine bedingungslose Kapitulation und drohte, die Bombardierungen deutscher Städte wiederaufzunehmen. Am 7. Mai 1945 um 2.41 Uhr unterschrieb Jodl. Im Laufe des Tages übergaben die verbliebenen deutschen Garnisonen die französischen Hafenstädte St. Nazaire, Lorient und La Rochelle. Lediglich in Prag kämpften deutsche Truppen teils in der Hoffnung weiter, die sowjetischen Linien zu durchbrechen und in amerikanische Gefangenschaft zu gelangen. Sechzehn Minuten, nachdem die allgemeine Waffenruhe um Mitternacht vom 8. auf den 9. Mai in Kraft getreten war, wurde die Unterzeichnung der Kapitulation in Schukows Hauptquartier in Berlin-Karlshorst wiederholt. Diesmal unterzeichneten Vertreter aller drei Truppengattungen der Wehrmacht und vor allem aller Alliierten die Erklärung

der bedingungslosen Kapitulation. Am folgenden Abend strahlte der Rundfunk aus Flensburg zur gewohnten Sendezeit um 20 Uhr den letzten Wehrmachtbericht des Krieges aus:

«Seit Mitternacht schweigen nun an allen Fronten die Waffen. Auf Befehl des Grossadmirals hat die Wehrmacht den aussichtslos gewordenen Kampf eingestellt. Damit ist das fast sechsjährige, heldenhafte Ringen zu Ende. (...) Der deutsche Soldat hat, getreu seinem Eid, im höchsten Einsatz für sein Volk für immer Unvergessliches geleistet. Die Heimat hat ihn bis zuletzt mit allen Kräften unter schwersten Opfern unterstützt.

Die einmalige Leistung von Heimat und Front wird in einem späteren gerechten Urteil der Geschichte ihre endgültige Würdigung finden.»⁴⁰

Diesmal hatte die Heimat die Bewährungsprobe bestanden: Der November 1918 hatte sich nicht wiederholt. Agnes Seidel hatte den ganzen Tag auf dem Bauernhof in der Lüneburger Heide ihre schlechtesten Kleider aussortiert und geflickt, um sie in die Zwangssammlung für «Ausländer, Juden und Insassen von Konzentrationslagern» zu geben. Als sie beim Einsammeln half, wunderte sie sich über die Menge und Qualität der Kleidung, die andere spendeten. Sie war nicht bereit, in ihrem Tagebuch einen Gedanken an die Empfänger zu verschwenden. Seit Beginn der britischen Besetzung herrschte auf dem Bauernhof ein unbehaglicher Frieden zwischen den 22 Polen und den 30 Deutschen, von denen 20 Kinder waren. Die ehemaligen Zwangsarbeiter waren immer weniger bereit zu arbeiten, und Ende April ärgerte Agnes sich, dass sie für sie Butterbrote schmieren musste. Bei ihnen war jedoch nichts vorgefallen, was sich mit den Berichten über bewaffnete Raubüberfälle vergleichen liess, die sie von benachbarten Höfen hörten. Innerhalb kurzer Zeit sahen die Deutschen hier wie andernorts ihre Eroberer als Garanten ihrer Sicherheit. Am 8. Mai unternahm Agnes Seidel erstmals seit Beginn der Besetzung eine Wanderung mit ihren Schülern, die von britischen Soldaten mit Schokolade und Süßigkeiten überhäuft wurden. Am 14. Mai borgte sich die ehemals nationalsozialistische Lehrerin einige Englisch-Lehrbücher, um die Sprache der Feinde Deutschlands zu lernen.⁴¹

Nachdem die vierzehnjährige Leonie Bauditz und ihre Mutter erfahren hatten, dass ihre Arbeitsbrigade von Schlesien nach Russland geschickt werden sollte, gelang ihnen mit Hilfe eines russischen Wächters die Flucht. Sie

Totale Niederlage

kehrten nach Breslau zurück und durchquerten die Stadt, die nach zwölfwöchigen Kämpfen weitgehend zerstört war, bis sie an ihr früheres Wohnhaus kamen. Das Haus stand noch und sogar der Vorrat an Stoffen und Wolle, den ihr Vater für schlechte Zeiten angelegt hatte, war noch da. Trotz seiner furchtbaren Erlebnisse freundete sich das junge Mädchen bald mit einem jungen sowjetischen Offizier an, der Deutsch lernen wollte. Sie saßen zusammen auf einer Bank in der Sonne oder bei Regen auf der Treppe, denn in die Wohnung durfte er nur, wenn Leonies Mutter dabei war.⁴²

Die Berliner waren überrascht, mit welcher Geschwindigkeit die sowjetischen Militärbehörden die Lebensmittelversorgung sicherstellten, die Strassen räumten, Strassen- und U-Bahnlinien instand setzten und Gas-, Strom- und Wasserversorgung wieder in Gang brachten. Am 3. Mai sah Anneliese H., dass die Russen schon angefangen hatten, «Mehl, Kartoffeln, Brot und Essen von Gulaschkanonen» an lange Menschenschlangen auszugeben. Als der Schriftsteller und Kriegsberichterstatter Wassilij Grossman nach Berlin kam, sah er bereits Frauen den Schutt wegräumen und bemerkte, dass auf der Strasse noch die abgetrennten Beine eines Mädchens mit Schuhen und Strümpfen lagen. Der Theaterintendant Gustaf Gründgens und die Musikerin Karla Höcker halfen, Strassensperren abzubauen, die Zwangsarbeiter erst wenige Wochen zuvor errichtet hatten. In den ruhigen, sonnigen Tagen Anfang Mai notierte Höcker: «Da wird plötzlich das Krasse der Situation so ganz evident: wir, die Musiker, Künstler, Bürger, die Frauen und Kinder des deutschen Volkes, räumen die Barrikaden, auf denen unsere Männer den Feind bekämpfen sollten, als sinnloses Verkehrshindernis fort (...) Und Asien triumphiert!» Mitte Mai hatte Hertha von Gebhardt keine Angst mehr, tagsüber auf die Strasse zu gehen, und die nächtlichen Überfälle sowjetischer Soldaten liessen nach. Mittlerweile wurden ihre Mietshäuser nur noch von ihren «Volksgenossen» ausgeraubt, und die Deutschen sahen sich mit einer neuen Kriminalitätswelle ihrer eigenen Landsleute konfrontiert. Gebhardt hatte den Eindruck, dass jeder Russe, der es wollte, inzwischen eine Freundin gefunden habe: «Schon sieht man viele Arm in Arm wandeln (...) Überhaupt ist alle Welt hochzufrieden. Russen sind so nett», schrieb sie mit einem Anflug von Ironie, aber auch überrascht.⁴³

Als Schriftstellerin genoss Gebhardt Privilegien bei der Einstufung in das

neue Rationierungssystem, das die sowjetische Kommandantur in Berlin einfuhrte, und über ihren deutschen Bekanntenkreis fand sie eine leere Wohnung in einer ehemaligen Künstlerkolonie. Da Gebhardt und ihre Tochter Renate einen Grossteil ihrer Habe aus der alten Wohnung und dem Keller in der Geroldstrasse gerettet hatten, schleppten sie ihre beiden Korbsessel, zahlreiche Koffer, einen Zentner Briketts, Feuerholz, Manuskripte und eine kleine Bibliothek in ihr neues Zuhause – das prompt von deutschen Einbrechern geplündert wurde. Mutter und Tochter hatten gelernt, dem Pferdekadaver auf dem Heidelberger Platz und den Leichen sowjetischer und deutscher Soldaten auszuweichen, die noch immer auf den Strassen lagen. In den Gärten bemerkten sie viele improvisierte Gräber. Die Wasserleitungen in die Häuser waren noch nicht wieder instand gesetzt, und an den öffentlichen Pumpen räumte eine neue Verordnung Juden und Ausländern Vortritt ein: «Volkes Stimme: Das ist auch nur recht! Die armen Juden!», vermerkte Gebhardt am 12. Mai. «Auf einmal hat jeder immer Mitleid gehabt. Auf einmal war kein Mensch Nazi!»⁴⁴

Am 18. Mai verliessen die Klemperers schliesslich Unterbernbach, ausgerüstet mit Victors gelbem Stern, seinem jüdischen Pass und einer Bescheinigung der örtlichen amerikanischen Militärverwaltung, dass er ein berühmter, verfolgter Professor sei. Sie ergatterten eine Mitfahrgelegenheit nach München und mussten feststellen, dass es dort wesentlich chaotischer war als sechs Wochen zuvor. Als sich an einem Samstagnachmittag die weisslich grauen Ruinen der Stadt gegen den graublauen Gewitterhimmel abhoben, weckten sie bei Klemperer «die Vorstellung eines anbrechenden Jüngsten Gerichtes». Und die ständig vorbeirasenden amerikanischen Lastwagen und Jeeps empfand er als «die entscheidende Kulmination des Höllenbildes; sie sind die Engel des Gerichts». Eingehüllt in den Trümmerstaub, den die Fahrzeuge aufwirbelten, machten sich die Klemperers mit ihren Koffern zu Fuss, bei sommerlicher Hitze in ihrer schweren Winterkleidung schwitzend, auf die Suche nach einer Unterkunft, Verpflegung und einem Passierschein über die neue Grenze in die sowjetische Besatzungszone. Sie hofften darauf, dass sie ihr Haus ausserhalb Dresdens und Victor seine Professur zurückerhalten würden. Gegen jede Wahrscheinlichkeit sollte es ihnen tatsächlich gelingen, aber vorerst überlegte Victor verbittert, dass die Befreiung sich doch sehr nach einer Niederlage anföhlte, wobei er sich vage seiner eigenen Reste von

Totale Niederlage

Nationalgefühl bewusst war: «Merkwürdiger Konflikt in mir: Ich freue mich der Rache Gottes an den Henkersknechten des 3. Reichs (...), und ich empfinde es doch als grausam, wie nun die Sieger und Rächer durch die von ihnen so höllisch zugerichtete Stadt jagen.»⁴⁵

Epilog: Jenseits des Abgrunds

Als die Deutschen am 9. Mai 1945 erwachten, waren sie besiegt. Es herrschte erstaunliche Stille: keine Granaten, keine Bomben, keine Verdunkelung. Aber es war weder der langersehnte Frieden noch die so gefürchtete Vernichtung. Der sechzehnjährige Wilhelm Körner fand die Ereignisse so unbegreiflich, dass er eine Woche lang nichts in sein Tagebuch schrieb. Als er es wieder zur Hand nahm, tat er es, um seinem Schmerz Ausdruck zu verleihen:

«Der 9. Mai, er wird wohl zu den schwärzesten Tagen der deutschen Geschichte gehören. Kapitulation! Wir Jungen von heute hatten dieses Wort aus unserem Sprachschatz gestrichen, und nun mussten wir erleben, wie unser deutsches Volk nach einem fast 6jährigen Ringen die Waffen strecken musste. Und wie tapfer hatte das Volk alle Not und alle Opfer getragen.»

«Jetzt ist es an uns, den Geist, der in uns gepflanzt worden ist, nicht aufzugeben, sondern immer zu bedenken, dass wir Deutsche sind», fuhr er fort. «Vergessen wir das, dann verleugnen wir auch die Toten, die für ein besseres Vaterland gefallen sind.» Wilhelm, der Sohn eines Schuldirektors aus Bremen, hatte die Hitlerjugend durchlaufen, als Flakhelfer und im Volkssturm gedient und war jung genug zu glauben, er könne über die totale Niederlage hinaus an seinem Patriotismus der Kriegszeit festhalten.¹

In seinem letzten Bericht über die Stimmungslage im Reich hatte der Sicherheitsdienst im März 1945 das Problem des Defätismus angesprochen und die um sich greifende Gewissheit, dass eine Kriegsniederlage durch nichts mehr abzuwenden sei. Die Stimmung war jedoch weit von dem Wunsch nach einer Revolution entfernt, wie sie die Nationalsozialisten immer befürchtet hatten, es war vielmehr «ein Gefühl der Trauer, der Niedergeschlagenheit, der Bitterkeit und ein aufsteigender Zorn, vor allem bei denen, die

Epilog: Jenseits des Abgrunds

in diesem Krieg nichts als Opfer und Arbeit gekannt haben». Die erste Reaktion bestand weniger in Rebellion, als in einer Welle des Selbstmitleids, mit Äusserungen wie: «Das haben wir nicht verdient, dass wir in eine solche Katastrophe geführt werden.» Solche Meinungen waren eher selbstgerecht als gegen die Nationalsozialisten gerichtet, da «die breiten Schichten des Volkes sich schon von jeder Schuld für die Kriegsentwicklung freisprechen. Sie beziehen sich darauf, dass nicht sie die Verantwortung für Kriegsführung und Politik gehabt haben.» Vorerst drehte sich die «Schuldfrage» darum, wer für Deutschlands grösste Katastrophe verantwortlich zu machen sei. Und für alle, die sich noch daran erinnerten, dass Goebbels in seinen wöchentlichen Artikeln in *Das Reich* an das deutsche Volk appelliert hatte, in allen Krisen des Krieges auf die nationalsozialistische Führung zu vertrauen, stand eindeutig fest, wer für die Niederlage des Landes verantwortlich war.²

Noch während Ende April in der Berliner Innenstadt die Kämpfe tobten, hörte Liselotte Günzel die Gespräche auf den Strassen des östlichen Vororts Friedrichshagen und war entsetzt, wie schnell die Menschen in ihrer politischen Haltung umschwenkten und nun auf Hitler schimpften. «Das geht so von einem Tag zum anderen. Erst sind alle Nazis und auf einmal Kommunisten. Aus der braunen Haut in die rote», schrieb die Siebzehnjährige in ihr Tagebuch und beschloss: «Ich werde mich fernhalten von dem ganzen Parteizauber. Höchstens Sozialdemokrat wie meine Eltern.» Als bekannt wurde, dass Hitler und Goebbels sich das Leben genommen hatten, breitete sich in der Bevölkerung rasch die Wut darüber aus, dass ihre Führer sie im Stich gelassen hatten, und ebenso schnell die Überzeugung, allein die Tatsache, unter einer Diktatur gelebt zu haben, spräche den Einzelnen von jeder persönlichen Verantwortung für alles Geschehene frei.³

Schon die ersten Begegnungen mit den Siegern jedoch brachten den Deutschen eine andere Schuld ins Bewusstsein. Noch während der Schlacht um Aachen erstellte eine US-Einheit für psychologische Kriegsführung einen der ersten Berichte von deutschem Boden. Darin wurden «latente und vermutlich tiefsitzende Schuldgefühle wegen der Grausamkeiten, die die deutschen Streitkräfte in Europa, besonders im Osten und gegen die Juden verübt haben», konstatiert, und weiter hiess es: «Deutsche haben sich mit dem Gedanken an Vergeltung abgefunden und hoffen lediglich, dass die Amerikaner

die Wut derer, die sie bestrafen werden, mässigen. Aber die Bestrafung als solche akzeptieren sie.»⁴

Einer der merkwürdigeren Aspekte persönlicher Kontakte zwischen den siegreichen Alliierten und den besiegten Deutschen im Frühsommer 1945 waren die sporadischen Versuche einer moralischen Abrechnung. Der Schriftsteller und Verleger Hermann Kasack schilderte eine solche Begegnung, die er im Juni 1945 in seiner Villa in Potsdam erlebte. Dort erzählte ihm ein sowjetischer Offizier von seiner siebzehnjährigen Schwester, die ein deutscher Soldat misshandelt hatte:

«(...) der Soldat, so drückte er sich aus, hätte ‚rotes Haar und Augen wie ein Ochse‘ gehabt. Wir sassen bekloffen, als der georgische Offizier voller Zorn ausrief, er könne, wenn er daran denke, am liebsten jedem den Hals umdrehen. ‚Aber‘, setzte er nach einer Pause hinzu, ‚ihr gutt, ihr gutt.‘ Auch wies er darauf hin, dass er, wie wir zugeben müssten, Form und Haltung wahre. Immer von Neuem entflammte seine Wut an dem Los seiner unglücklichen Schwester und wieder, wie so oft in diesen Tagen und Wochen und eigentlich in all den Nazijahren, wieder empfanden wir Scham darüber, Deutsche zu sein. Nach einer Zeit, die uns unendlich lang dünkte, aber kaum mehr als anderthalb Stunde mass, verabschiedete er sich mit den Worten, am nächsten Tag wiederzukommen. (...) Welche Schande, welche Schmach unter die Deutschen gehören zu müssen.»

Es war erstaunlich, wie verbreitet bei den Siegern im Sommer 1945 das Bedürfnis war, mit dem besiegten Feind ins Gespräch zu kommen und einzelnen Deutschen klarzumachen, was sie getan hatten. In Hertha von Gebhardts Keller sprach ein sowjetischer Soldat stundenlang mit seinen Gefangenen und drohte ihnen immer wieder, sie zu erschiessen. In einem anderen Fall schilderte eine 29 Jahre alte Krankenschwester, dass ein Offizier, der «immer freundlich und liebenswürdig war, auch zu ihren Kindern, einmal in ihr Zimmer kam, ihr Jüngstes auf den Arm nahm, auf die beiden anderen Kinder deutete und sagte: «Hübsche Kinder! – Ich auch Frau und Kind, ein Jahr! Die Deutschen beide totgemacht, so!’ Und er imitierte das Aufschlitzen des Bauches!! ‚SS‘, fragte ich. Er nickte. (Er war ein Jude.)»⁵

Während die Androhung von Gewalt Deutsche zwang, sich als kollektiv schuldig zu sehen, schuf sie gleichzeitig neue Hemmungen und hinderte die Menschen daran, ihre eigene Rolle und Verantwortung zu überdenken. Am

Epilog: Jenseits des Abgrunds

12. April 1945, als die Amerikaner und Briten noch jenseits des Rheins und die sowjetischen Truppen an der Oder standen, äusserte Ursula von Kardorff explizit ihre Angst wie auch ihre Schuldgefühle: «Und wenn die andern mit ihrem masslosen Hass, ihren grauenvollen Anschuldigungen kommen, muss man schweigen, denn es stimmt.» Bei vielen Deutschen währte dieser Moment der Einsicht allzu kurz und reichte nicht über die unmittelbaren Nachwehen des verlorenen Krieges hinaus. Als Hannah Arendt 1949 durch Deutschland reiste, fielen ihr die Teilnahmslosigkeit und mangelnde Bereitschaft ihrer früheren Landsleute auf, über das Geschehene zu sprechen. Und als Ursula von Kardorff 1962 ihre Tagebuchaufzeichnungen zur Veröffentlichung vorbereitete, strich sie stillschweigend ihr Eingeständnis der deutschen Schuld.⁶

Selbst 1945 hatten die Debatten über die Schuldfrage in Deutschland zwei völlig verschiedene Stossrichtungen. Die eine betraf den verlorenen Krieg und die Frage, wer für die deutsche «Katastrophe» verantwortlich sei: Das waren die von Selbstmitleid geprägten Gespräche in der deutschen «Volksgemeinschaft», über die der Sicherheitsdienst in den letzten Monaten des Regimes berichtet hatte. Die andere betraf deutsche Kriegsverbrechen und die Erwartung Deutscher, dass die siegreichen Alliierten ihnen eine Art moralischer Abrechnung aufzwingen würden. Göring hatte bereits im Oktober 1943 gewarnt:

«Und darin mag sich keiner täuschen und glauben, er könne nachher ankommen und sagen: Ich bin immer ein guter Demokrat unter diesen gemeinen Nazis gewesen. Der Jude wird euch die richtige Antwort geben, ganz gleich, ob ihr sagt, ihr seid der grösste Judenverehrer oder Judenhasser gewesen. Er wird den einen wie den anderen behandeln. Denn sein Rachedurst gilt dem deutschen Volke.»⁷

In den Nachkriegsjahren schwächte sich diese dissonante Doppeldeutung deutscher Schuld – als Verantwortung für die an den Juden begangenen Verbrechen einerseits und für das grössere Verbrechen, den Krieg verloren zu haben, andererseits – nicht etwa ab, sondern verfestigte sich. Obwohl die vier alliierten Besatzungsmächte bei der «Umerziehung» ausgesprochen unterschiedliche ideologische Ansätze verfolgten, war bis zur ihrer Gründung 1949 in den drei Nachfolgestaaten des Dritten Reichs das Gefühl der Deutschen und der Österreicher, Opfer zu sein, so weit in den Vordergrund gerückt, dass es das Bewusstsein einer gemeinsamen Verantwortung für das

Epilog: Jenseits des Abgrunds

Leiden der Opfer des Deutschen Reiches völlig in den Schatten stellte. Durch Massensterben, Obdachlosigkeit, Vertreibung und Hunger erlebten viele deutsche Zivilisten die Kriegsniederlage und die ersten Besatzungsjahre als wesentlich schlimmer als die Kriegsjahre. Zudem gab es keine übergeordnete nationale Sache mehr, für die die Bevölkerung ein solches Opfer hätte bringen oder die für das Leid hätte entschädigen können.

Als die Alliierten im Nachkriegseuropa neue Grenzen festlegten, rückten die sowjetische Ukraine und Polen nach Westen, und wieder kamen bei der demographischen Neuordnung Osteuropas Viehwaggons zum Einsatz. Die Sowjetunion siedelte 810'415 Polen um, viele aus den historischen Zentren Ostgaliziens, Lemberg und Riwna. Parallel dazu mussten 482'880 Ukrainer aus Polen in die nun vergrößerte Ukrainische Sowjetrepublik umziehen. In Oberschlesien mit seiner stark «gemischten» polnisch-deutschen Bevölkerung war der Zustrom polnischer Umsiedler aus dem Osten der Auslöser dafür, dass die deutschen Einwohner durch die Verwaltung relativ geordnet aus dem Land gedrängt wurden. Andernorts hatte die Vertreibung einen symbolisch aufgeladenen Strafcharakter. In dem befreiten jüdischen Ghetto im tschechischen Terezin – Theresienstadt – waren nun Deutsche interniert, die den russischen Ortskommandanten inständig baten, nicht abzuführen, weil sie befürchteten, dass die Tschechen sie allesamt umbringen würden. Es kam vor, dass deutsche Zivilisten von Tschechen gezwungen wurden, zu singen, zu tanzen, zu kriechen und Gymnastik zu machen – ganz so wie die Deutschen die KZ-Häftlinge behandelt hatten –, während sie auf die Züge warteten, die sie nach Deutschland deportieren sollten. Am 30. Mai 1945 wurden alle 30'000 Deutschen, die in Brünn lebten, aus ihren Betten geholt und zu Fuß aus dem Ort getrieben. Auf dem Weg in die Lager an der österreichischen Grenze wurden sie immer wieder geschlagen. Bei diesem «Brünner Todesmarsch», wie Deutsche ihn bald nannten, starben etwa 1'700 Vertriebene. Leonie Bauditz und ihre Familie mussten Breslau im Januar 1946 bei Schneefall verlassen. Ihr Viehwaggon brauchte fünf Tage, bis er Frankfurt an der Oder erreichte. Die vier alliierten Besatzungszonen auf dem deutschen Rumpfgebiet mussten bis zum Jahre 1947 gut 10'096'000 deutsche Flüchtlinge und Vertriebene aus Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien aufnehmen. Zudem lebten Ende 1946 über drei Millionen Evaku-

Epilog: Jenseits des Abgrunds

ierte aus der Kriegszeit immer noch auf dem Land, da sie nicht in die zerstörten Städte zurückkehren konnten oder wollten, die sie zwei bis drei Jahre zuvor verlassen hatten, zumal wenn sie dazu die streng bewachten Grenzen zwischen den verschiedenen Besatzungszonen hätten überqueren müssen.⁸

Im Mai 1945 waren acht Millionen ausländische Zwangsarbeiter in Deutschland befreit worden. Bei ihren ersten Begegnungen mit alliierten Truppen baten deutsche Bauern ihre Zwangsarbeiter häufig, sich als Vermittler bei den Invasoren für sie einzusetzen. Innerhalb weniger Wochen wandte sich die deutsche Bevölkerung jedoch an die Eroberer und ersuchte sie um Schutz vor den umherstreifenden Fremdarbeiterbanden, die nachts auf abgelegenen Bauernhöfen auftauchten, Verpflegung, Kleidung und Geld verlangten oder sich für jahrelange Misshandlungen rächen wollten. Ihre Zahl ging jedoch in der Masse stetig zurück, wie die Alliierten ihre Politik umsetzten, alle «displaced persons» (DPs) in ihre Heimatländer zurückzuschicken. Anfang 1947 waren nur noch knapp eine Million dieser ehemaligen ausländischen Zwangsarbeiter in Deutschland, die meisten in den westlichen Landesteilen: 575'000 in der amerikanischen und 275'000 in der britischen Besatzungszone. Neu hinzu kamen Juden, die in der Nachkriegszeit vor Pogromen aus Polen nach Westen flüchteten: Zu den schlimmsten Exzessen kam es in Krakau und Kielce, wo Anfang Juli 1946 von den 200 im Ort lebenden Juden 42 getötet wurden. Bis zum Oktober 1946 trafen über 160'000 Juden in Westdeutschland ein. Entgegen der allgemeinen Politik, sämtliche Osteuropäer aus Deutschland zu repatriieren, erlaubte die amerikanische Militärregierung dieser Gruppe, nach Westen zu ziehen. Die Amerikaner richteten als Einzige in ihrer Besatzungszone eigene Lager für jüdische DPs ein. In der französischen und der britischen Zone wurden sie dagegen nach Nationalität untergebracht – ein äusserst heikles Vorgehen, da Juden dort Seite an Seite mit ehemaligen deutschen Kollaborateuren zusammenlebten, die ihre eigenen Gründe hatten, sich gegen eine «Repatriierung» zu wehren.⁹

Aber selbst in der amerikanischen Besatzungszone hatten jüdische DPs es nicht leicht. In der Masse, wie der jüdische Anteil an den verbliebenen DPs wuchs, erlangte auch das alte Klischee vom Juden als Urbild des Betrügers neue Aktualität. Am 29. März 1946 führten 180 deutsche Polizisten mit Hund in einem jüdischen DP-Lager in der Reinsburgstrasse in Stuttgart eine

Razzia nach Schwarzhandelswaren durch. Sie fanden zwar nur einige Hühnerereier, provozierten jedoch ein Handgemenge mit den jüdischen DPs. Dabei wurde ein KZ-Überlebender getötet, der erst kürzlich seine Frau und seine beiden Kinder wiedergefunden hatte. Umgehend untersagte die amerikanische Militärregierung der deutschen Polizei, Lager jüdischer DPs zu betreten.¹⁰

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches blühte der Schwarzhandel in einem Masse auf, das weit über die bescheidenen Dimensionen während des Krieges hinausreichte. In der deutschen Wirtschaft herrschte Chaos, und die Schwerindustrie stand still. In Berlin entstanden Schwarzhandelszentren am Alexanderplatz und am Tiergarten. Dort gehörten Nähadeln, Nägel und Schrauben zu den Luxusgütern. Fabriken zahlten den Lohn an ihre Arbeiter teilweise in Sachleistungen aus, genauso wie während des Krieges in Polen, damit ihre Beschäftigten selbst Tauschhandel treiben konnten. Kinder stellten sich schnell auf die neuen Gegebenheiten ein, spielten nicht mehr Räuber und Gendarm, sondern Kohlenklau und Lokomotivführer, und stibitzten in Scharen Kohlen von Güterwaggons auf den Abstellgleisen. Die westlichen Alliierten debattierten, ob sie Deutschland dem Morgenthau-Plan entsprechend in einen Agrarstaat umwandeln sollten, damit es nie wieder zu einer Bedrohung werden könnte, oder ob sie die Industrieproduktion im Ruhrgebiet erneut aufnehmen sollten. Unterdessen demontierten die Sowjets in ihrer Besatzungszone Industrieanlagen und brachten sie als Reparationen in die Sowjetunion. Mit dem Zusammenbruch der Geldwirtschaft gingen Firmen dazu über, in grossem Stil untereinander Tauschgeschäfte abzuschliessen, was die Chancen auf die Wiederherstellung eines integrierten Marktes noch weiter verringerte. Durch die Grenzregelungen der Potsdamer Konferenz 1945 hatte Deutschland einige seiner produktivsten landwirtschaftlichen Regionen an Polen verloren. Als das Verkehrswesen und die Versorgung mit Nahrungsmitteln, Heizstoffen und Kleidung von einer Krise in die nächste gerieten, litten die Deutschen in den ersten drei Nachkriegsjahren erheblich stärker unter Hunger als während des Krieges – vor allem, weil die Nationalsozialisten als Besatzer durch die Requirierung von Nahrungsmitteln den Mangel auf andere Europäer abgewälzt hatten.¹¹ Kardinal Frings billigte in seiner Silvesterpredigt 1946, dass Menschen sich das Lebensnotwendige stahlen, wenn sie es anders nicht be-

Epilog: Jenseits des Abgrunds

kommen konnten, eine Geste, durch die sein Name Eingang in den Kölner Wortschatz fand: Von nun an hiess diese Art der Beschaffung «fringsen».

Für den Schwarzhandel war nicht eine einzelne Gruppe verantwortlich: Vielmehr lagen seine Ursachen in den Bedingungen der Kriegsniederlage und der Besetzung. Die deutsche Polizei und Kommunalpolitiker gaben den DPs die Schuld an Schieberwesen und Gewaltverbrechen, die 1945 bis 1948 in Deutschland Überhandnahmen, als ob sie die Wirtschaftskraft und institutionelle Macht besessen hätten, den Schwarzmarkt allein zu betreiben. Solche Behauptungen liessen sich durch die strafrechtlichen Verurteilungsraten keineswegs erhärten, nicht einmal in Westdeutschland, wo die Richter (zum grossen Teil noch dieselben wie während des Krieges) tendenziell keine sonderlich guten Meinungen über verarmte, geknechtete Ausländer hegten.¹²

Unter den nahezu gesetzlosen Verhältnissen, die in allen vier Besatzungszonen herrschten, waren nach Ansicht des Generalstaatsanwalts am Oberlandesgericht Freiburg, Karl Bader, zwei Straftaten sinnbildlich für die damalige Zeit: Raub und Bigamie. Da sich im Sommer 1945 etwa 8,7 Millionen deutsche Männer in Kriegsgefangenschaft befanden, herrschte in der Bevölkerung ein enormes Ungleichgewicht der Geschlechter. So gab es in Sachsen in der Altersgruppe der Zwanzig- bis Dreissigjährigen dreimal so viele Frauen wie Männer und in der Gruppe der Dreissig- bis Vierzigjährigen doppelt so viele. Bigamie kam allerdings am häufigsten bei Männern vor, die der Krieg von ihrer Familie getrennt und in eine andere Gegend verschlagen hatte. Manchmal wollten sie einfach nur Kinder legitimieren, die während des Krieges zur Welt gekommen waren. Andere versuchten durch eine erneute Heirat ihre frühere Identität zu kaschieren. Eine besondere Form der Wiederheirat ersann der ehemalige nationalsozialistische Bürgermeister einer sächsischen Gemeinde. Er stellte sich selbst einen Totenschein aus, beschaffte sich falsche Papiere und heiratete seine nun «verwitwete» Ehefrau, ohne für seine nationalsozialistischen Aktivitäten eine Verhaftung fürchten zu müssen. Er ergatterte sogar eine Anstellung in der britischen Zone, in der er mit Interzonenhandel zu tun hatte und sich durch Bestechung am Schwarzhandel bereichern konnte.¹³

In einer Gesellschaft, die dringend moralischen Halt und Achtbarkeit suchte, war das Auftauchen falscher Ärzte und Pfarrer besonders beunruhigend. Ehemalige Wehrmachtsanitäter gaben sich als Ärzte, Chirurgen und

Geburtshelfer aus und erhielten Zugang zu Medikamenten wie Morphinum, mit denen sie ihren Eigenbedarf deckten oder auf dem Schwarzmarkt handelten. Ein Mechaniker konnte den Bischof von Mecklenburg überzeugen, dass er Geistlicher sei, und wirkte bis Ende 1945 als Pfarrer in einer Gemeinde bei Schwerin. In ganz Deutschland tauchten überdies zahlreiche Wahrsager auf. Im Juli 1947 gab es in Berlin angeblich auf tausend Einwohner einen Wahrsager. Nach diesen Behauptungen waren ihre Kunden zu 99 Prozent Frauen, die etwas über das ungewisse Schicksal ihrer Angehörigen erfahren wollten. Von einem Wahrsager in Neukölln hiess es, seine Tageseinnahmen beliefen sich auf 5'000 Reichsmark und er habe vier Gehilfen einstellen müssen, um mit den langen Schlangen fertig zu werden, die sich täglich vor seinem Haus sammelten. Ein Pfarrer der Inneren Mission in Berlin, der von Ratsuchenden bestürmt wurde, erklärte 1946: «Diejenigen, die uns aufsuchen, begehren immer Rat und Hilfe, aber die meisten hatten früher ein Ziel oder wenigstens Pläne oder Wünsche. Die Menschen, die heute kommen, haben das nicht. Sie haben keinen Boden mehr unter den Füßen, sie wollen nicht mehr, die wünschen nicht mehr, sie wissen einfach nicht mehr weiter.»¹⁴

Seit dem 1. November 1943 hatten die Eltern von Helmut Paulus nichts mehr von ihrem Sohn gehört. Zweimal hatte sein Kommandeur Ema und Ernst Arnold Paulus nach Pforzheim geschrieben und ihnen geschildert, wie es im Gefecht dazu gekommen war, dass ihr Ältester vermisst wurde. Er war gerade erst aus dem Heimaturlaub an die Ostfront zurückgekehrt, als er in einen Hinterhalt geriet. Zwei Suchtrupps hatten keine Spur von ihm entdeckt, und so bestand immerhin die Möglichkeit, dass er in Gefangenschaft geraten war. Im Mai 1945 kamen Helmut's Schwestern Elfriede und Irmgard gemeinsam nach Hause, völlig erschöpft von der Pflege der Verwundeten während der zwölf-tägigen Kämpfe um Heilbronn. Ihr jüngerer Bruder Rudolf hatte es geschafft, sich von seiner Wehrmachteinheit bei Leipheim an der Donau abzusetzen und sich in Zivilkleidung, die ein Bauer ihm gegeben hatte, nach Hause durchzuschlagen. Nur Helmut blieb verschollen. Seine Eltern schrieben an das sowjetische Rote Kreuz, an Bischof Dibelius in Berlin und an Helmut's ehemalige Kameraden, aber ohne Erfolg. Erst im September 1976 bestätigte der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes schliesslich, dass Helmut im November 1943 gefallen war.¹⁵

Epilog: Jenseits des Abgrunds

Am 1. Juli 1945 gestand Hildegard Probst sich im thüringischen Görmar schliesslich ein: «Ich wollte nicht mehr schreiben, weil ich jeden Tag voll Inbrunst auf Dein Kommen warte. Denn es kommen jeden Tag Soldaten.» Sie war jedoch noch nicht bereit, das Tagebuch abzuschliessen, das sie führte, seitdem ihr Mann Fritz als in Stalingrad vermisst gemeldet worden war. Ihr Sohn Karl-Heinz war ebenfalls verschollen, aber er kehrte zurück – sein Vater nicht.¹⁶

Familien hefteten Fotos an Anschlagtafeln in Bahnhöfen in der Hoffnung, ein heimkehrender Kamerad würde ihnen etwas Neues über ihren Angehörigen mitteilen. Pfarrer veröffentlichten in ihren Pfarrbriefen Gebete für die Vermissten, und im September widmete die Innere Mission ihnen eine Gebetswoche. Für die Gottesdienste wurde als erste Lesung Jeremia 29,14 ausgewählt:

«So will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr, und will euer Gefängnis wenden und euch sammeln aus allen Völkern und von allen Orten, dahin ich euch verstossen habe, spricht der Herr, und ich will euch wiederum an diesen Ort bringen, von dem ich euch habe lassen wegführen.»¹⁷

Manche Pfarrer erlaubten, dass für Männer, die nicht heimgekehrt waren – auch für solche, deren Verbleib ungeklärt war –, Grabsteine auf leeren Grabstellen errichtet wurden. Frau R. aus Hildesheim, die auf die Rückkehr ihres Sohnes wartete, schrieb am 2. September 1947 an einen katholischen Priester, durch ihre Gespräche mit Heimkehrern sei sie zu der Überzeugung gelangt, dass in russischer Gefangenschaft viel schlimmere Verhältnisse herrschten als in den deutschen Konzentrationslagern. Denn dort müssten Unschuldige, die lediglich ihre Pflicht getan hätten, lange leiden: «Im KZ waren die Menschen in der Gaskammer gleich betäubt, obwohl es auch furchtbar und nicht schön war, an Menschen so zu handeln», fügte sie noch hinzu.¹⁸

Von den 17,3 Millionen Wehrmachtssoldaten hatte die Mehrzahl an der Ostfront gedient, aber nur 3,06 Millionen gerieten in sowjetische Gefangenschaft. Die meisten schafften es, sich in den letzten Kriegswochen nach Westen durchzuschlagen und von den westlichen Alliierten gefangen nehmen zu lassen: So kamen 3,1 Millionen in amerikanische, 3,64 Millionen in britische und 940'000 in französische Gefangenschaft. In den Vereinigten Staaten und in Grossbritannien wurden sie als Landarbeiter eingesetzt, in Frankreich und der Sowjetunion bauten sie auch die zerstörte Infrastruktur wieder auf.

Obwohl ihr Einsatz gegen die Genfer Konvention verstieß, nutzten die Siegermächte ihre Arbeitskraft nach Kriegsende einige Jahre lang. Bis Ende 1948 kehrten die meisten Kriegsgefangenen jedoch aus dem Westen und aus der Sowjetunion nach Deutschland zurück.¹⁹

Dr. August Töpfer wurde im Dezember 1949 aus dem Kriegsgefangenenlager in Polen entlassen und kehrte nach Solingen zurück. Bomben hatten sein Haus zerstört, aber Margarete und ihre beiden Kinder hatten den Krieg überlebt. Er unterrichtete weiter an dem Gymnasium, an dem er schon vor seiner Einberufung zur Wehrmacht 14 Jahre lang als Studienrat gelehrt hatte.²⁰

Heimkehrende Kriegsgefangene bereiteten deutschen Medizinern und Psychiatern schon bald solche Sorgen, dass sie für ihre Beschwerden den Begriff «Dystrophie» prägten. Mangelernährung und die endlose Weite der russischen Landschaft hätten zu Apathie, Depression und dem Verlust aller moralischen Hemmungen geführt. Sie konstatierten: «Wesen und Gesichtsausdruck sind Russisch geworden», und: «Sie haben viel vom eigentlichen Mensch-Sein verloren.» Psychologen, die noch kurz zuvor die Überlegenheit deutscher Mannestugenden über die sowjetische Barbarei gelobt hatten, fürchteten nun, dass der Geschlechtstrieb bei den deutschen Gefangenen im Osten abgestorben sein könnte. Diagnosen zu Deutschlands Kriegsheimkehrern zu stellen war eine Sache, ihnen zuzuhören eine andere. Die medizinischen Akten ehemaliger Soldaten zeugen von den extremen, durch den Krieg hervorgerufenen Ängsten und Schuldgefühlen, die sie weiterhin quälten und die sich meist auf gefallene Kameraden bezogen. So trug Helmut G. «jetzt noch ein starkes Schuldgefühl mit sich herum», wie sein Arzt vermerkte. Helmut hatte kurz vor Kriegsende seinen ersten Fronteinsatz erlebt und im Mai 1945 die Anweisung erhalten, sich mit seinen Männern an die Elbe durchzuschlagen, um sich lieber den Amerikanern als den Sowjets zu ergeben. Der damals Neunzehnjährige hatte das Gefühl, er habe gegenüber den ihm unterstellten Rekruten – die teils noch sehr jung, teils schon über 45 Jahre alt waren – versagt, weil er nur diejenigen gerettet hatte, die den anstrengenden Märschen standgehalten hatten. Nach seinem Empfinden hatte er damit gegen das oberste Gebot der «Kameradschaft» verstossen.²¹

Psychiatrische Hilfe suchte 1949 Rudolf B. Er hatte sich als Berufssoldat

Epilog: Jenseits des Abgrunds

verpflichtet und 1943 eine Verwundung am Oberarm erlitten. Im Lazarett hatte er immer wieder von den Ereignissen geträumt, die zu seiner Verletzung geführt hatten, und hatte im Schlaf militärische Kommandos gebrüllt. Beim Aufnahmegespräch mit dem Psychiater trat seine obsessive Beschäftigung mit diesen Erlebnissen in seiner bruchstückhaften, sprunghaften Schilderung zutage: «Unwillkürlich muss ich daran denken, jetzt ist es weg. Ob ich mir alles einbilde? Warum all die Opfer? Alles umsonst. Verrat, Sabotage. Ich kann es nicht...» Plötzlich rief Rudolf wütend: «Gibt es das denn. Alles umsonst, ja, ja. Bin ich verrückt oder werde ich verrückt? (...) (Verändert die Menschen?) Menschen, Menschen sind gar nichts wert. Und ich sage Ihnen, Herr Dr., es war so, wir haben die geheime Waffe gehabt.» Zum Abschluss sprang er von Goebbels' Propagandaparenen zu den Zehn Geboten: «Ja, ja, du sollst nicht töten.» Dann verfiel er in Schweigen. Alles, woran er geglaubt hatte – der Wert des wahren Opfers, der Verrat durch die Verschwörung der Offiziere, Kameradschaft, Deutschlands «Geheimwaffe» und der sichere «Endsieg», der jeden Toten und jede Eskalation rechtfertigte –, war ihm vier Jahre nach Kriegsende immer noch lebhaft präsent. Im Gegensatz zur übrigen deutschen Gesellschaft konnte Rudolf B. nicht aufhören, sich an die Ideen und Überzeugungen zu klammern, die ihn seit 1939 aufrechterhalten hatten.²²

Wilm Hosenfeld war am 17. Januar 1945 in Gefangenschaft geraten. Im Mai wurde er in ein Gefangenenlager für Offiziere in Minsk gebracht, wo er im Laufe der folgenden Monate dreimal von NKWD-Vernehmungsoffizieren verhört wurde. Aus seiner formalen Zugehörigkeit zur Stabsabteilung Ic (Feindaufklärung und Abwehr) der Warschauer Kommandantur schlossen sie, dass er an antisowjetischen Geheimdienstoperationen beteiligt gewesen sei. Sie glaubten ihm nicht, dass er lediglich Sportveranstaltungen und Fortbildungskurse organisiert hatte. In sechs Monaten Einzelhaft verschlechterte sich sein Gesundheitszustand rapide. Als er Ende 1945 wieder zu den anderen 2'000 Gefangenen des Lagers kam, durfte er regelmässig an seine Familie schreiben. Er erholte sich gesundheitlich und wurde in ein Lager in Bobruisk verlegt.

Seine Frau Annemarie wandte sich an die Menschen, die ihr Mann beschützt und unterstützt hatte. Sie machte einen ehemaligen KZ-Häftling und Kommunisten ausfindig, Karl Hörle, der ab Dezember 1943 unter ihm gedient hatte und sich dafür verbürgen konnte, dass Hosenfeld trotz seiner Par-

teimitgliedschaft antinationalsozialistische politische Ansichten vertreten habe. Im Oktober 1947 nutzte Hörle seine Position als Ortsvorsitzender der «Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes», um die neuen deutschen Machthaber in Ostdeutschland zu bewegen, sich bei den Sowjets für Hosenfeld einzusetzen. Kontakt zu den Menschen aufzunehmen, denen Hosenfeld in Polen geholfen hatte, dauerte länger. Im November 1950 nutzte Leon Warm-Warcynski, den Hosenfeld in der Wehrmachtssportschule in Warschau versteckt hatte, einen Besuch im Westen, um seinem Retter zu danken. Nachdem er verwundert erfahren hatte, dass Hosenfeld sich immer noch in Gefangenschaft befand, schrieb er an Wladyslaw Szpilman, der sich wieder als Komponist und Pianist in Warschau einen Namen gemacht hatte. Szpilman setzte sich persönlich bei dem gefürchteten Chef der polnischen Geheimpolizei, Jakub Berman, für Hosenfeld ein, bekam jedoch von ihm nur zu hören: «Da lässt sich nichts machen, denn er ist bei den sowjetischen Genossen.»²³

Die Sowjets stellten Hosenfeld als Nachrichtenoffizier der Wehrmacht auf eine Stufe mit der Gestapo und dem SS-Sicherheitsdienst und behandelten ihn entsprechend. Am 27. Mai 1950 verurteilte ihn ein Militärtribunal nach Aktenlage ohne Gerichtsverhandlung zu einer Haftstrafe von 25 Jahren. Es lastete ihm insbesondere seine Beteiligung an Vernehmungen von Häftlingen während des Warschauer Aufstandes an. Bereits im Juli 1947 hatte Hosenfeld einen schweren Schlaganfall erlitten, und obwohl er umgehend ärztliche Behandlung erhalten und sich wieder erholt hatte, litt er seitdem an Bluthochdruck, Schwindelanfällen, Kopfschmerzen und hatte noch eine Reihe kleinerer Schlaganfälle. Im August 1950 wurde er zur Verbüßung seiner Haftstrafe nach Stalingrad verlegt. Dort lebten 2'000 deutsche Gefangene in Steinhütten und Erdlöchern und wurden beim Wiederaufbau der Stadt und beim Bau des Wolga-Don-Kanals eingesetzt. Bis zum Juni 1952 hatte sich Hosenfelds Handschrift so weit verschlechtert, dass er seine Karten diktieren musste und nur noch seinen Namen daruntersetzen konnte. Seine letzte Botschaft an seine Frau schloss beruhigend: «Über mich mache Dir keine Sorgen, es geht mir den Verhältnissen entsprechend. Ich grüße Euch alle recht herzlich, alles Gute! Euer Wilm.» Am 13. August 1952 starb Hosenfeld an den Folgen einer Aortaruptur.²⁴

Als der Bundestag der neugeschaffenen Bundesrepublik Deutschland am

Epilog: Jenseits des Abgrunds

26. Oktober 1950 den «Gedenktag für die deutschen Kriegsgefangenen» beging, sagte Konrad Adenauer in seiner offiziellen Erklärung: «Ich weiss nicht, meine Damen und Herren, ob in der Geschichte jemals mit einer solchen kalten Herzlosigkeit ein Verdikt des Elends und des Unglücks über Millionen Menschen gefällt worden ist.» Damit meinte er nicht etwa die Ermordung der Juden, sondern das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion, obwohl sich ihre Zahl damals auf nur noch 30'000 belief. Die meisten der drei Millionen Deutschen, die die Rote Armee während des Krieges gefangen genommen hatte, waren bereits nach Deutschland oder Österreich zurückgekehrt. Etwa 750'000 Gefangene waren an Krankheiten oder Erschöpfung gestorben, darunter der Grossteil jener 110'000 Soldaten, die sich in Stalingrad ergeben hatten: Von ihnen hatten nur 5'000 überlebt. Als in Teilen der Sowjetunion 1946/47 eine Hungersnot ausgebrochen war, hatten die deutschen Gefangenen unter den gleichen harten Bedingungen zu leiden gehabt wie die einheimische Bevölkerung: Es handelte sich nicht um Vergeltung für die gezielte Hungerpolitik, der die Wehrmacht ihre 3,9 Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen ab 1941 ausgesetzt hatte und der bis Anfang 1942 etwa 2,8 Millionen von ihnen zum Opfer gefallen waren, sondern es fehlten schlicht die Mittel, die Gefangenen zu versorgen. Bis Ende 1953 wurden weitere 20'000 deutsche Kriegsgefangene freigelassen, so dass nur noch 10'000 in sowjetischer Gefangenschaft verblieben. Doch während ihre Zahl sank, wuchs in der Bundesrepublik das öffentliche Engagement für ihre Freilassung. Es gab Schweigeminuten, die den Verkehr und das öffentliche Leben zum Stillstand brachten, Mahnwachen und Demonstrationen, und in den Kirchen wurde sowohl für die Kriegsgefangenen als auch für die Vermissten gebetet.²⁵

Das Problem erwuchs teils aus der Tatsache, dass die Wehrmacht in der Endphase den Überblick über ihre Verluste verloren hatte: Bis zum Sommer 1944 hatte sie die Zahl der militärischen Toten bereits um 500'000 zu niedrig angesetzt. Bei ihrem Rückzug im Sommer hatte sie ganze Heeresgruppen verloren und dabei Tote und Verwundete zurücklassen müssen. Bis zum Dezember wichen ihre internen Zahlen bereits um eine Million von den tatsächlichen ab. Noch schlimmer wurde es in den ersten vier Monaten des Jahres 1945, in denen die Wehrmacht 200'000 Tote verzeichnete, während es in Wirklichkeit 1,2 Millionen waren: In jedem dieser vier Monate waren

durchschnittlich 300'000 bis 400'000 deutsche Soldaten gestorben, während der Spitzenwert bis Juni 1944 bei 185'000 gelegen hatte, die im Januar 1943 in Stalingrad gefallen waren. Somit ging die Wehrmacht von drei Millionen Toten aus, obwohl in Wirklichkeit 4,8 Millionen Soldaten und 300'000 Männer der Waffen-SS gestorben waren. Da so viele von ihnen in der Endphase des Krieges gefallen waren – besonders in den Kämpfen um die ehemaligen Ostprovinzen – und die Feldpost noch bis Ende 1944 funktioniert hatte, glaubten viele Verwandte wie auch Experten, dass erheblich mehr Deutsche in sowjetischer Kriegsgefangenschaft seien, als es tatsächlich der Fall war. Die Mitteilung der Sowjetunion bei der Moskauer Konferenz 1947, dass sie nur noch 890'532 deutsche Kriegsgefangene in ihrem Gewahrsam habe, war daher ein erheblicher Schock. In Deutschland ging man weithin von der Annahme aus, dass sich mindestens 2,5 Millionen Deutsche in sowjetischen Kriegsgefangenenlagern befanden. Expertenmeinungen bestätigten solche Ansichten: Eine 1947 veröffentlichte hessische Statistik schätzte, dass weitere 700'000 Kriegsgefangene in der Sowjetunion sein müssten, und diese Zahlen wurden dann in der westdeutschen Geschichtsschreibung herangezogen, um die niedrigeren Schätzungen der Wehrmacht zu den deutschen Verlusten zu erhärten.²⁶

Diese fehlerhafte Statistik führte wiederum zu einer überhöhten Schätzung der Zivilisten, die während der Flucht und Vertreibung aus den Ostprovinzen gestorben waren: Aufgrund demographischer Daten schätzte das Statistische Bundesamt 1958 die Gesamtzahl der im Zuge der Vertreibung gestorbenen Deutschen auf zwei Millionen, darunter 500'000 Soldaten. Erst 1999 wurde klar, dass 1,4 Millionen deutsche Soldaten aus den Ostgebieten und Provinzen gestorben waren, und somit reduzierte sich die wahrscheinliche Zahl der zivilen Todesopfer auf 600'000. Die Schätzungen zu den Todesopfern durch Luftangriffe der Alliierten wurden erst in den neunziger Jahren in einem ähnlichen Prozess nach unten korrigiert: Ein renommierter deutscher Historiker kam zu dem Schluss, dass 370'000 bis 390'000 Deutsche und 40'000 bis 50'000 ausländische Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene durch die Bombardements getötet wurden. Die meisten dieser Zivilisten starben ebenso wie die Soldaten in der Endphase des Krieges.²⁷

In der Kalte-Kriegs-Atmosphäre der fünfziger Jahre verbreitete sich die Vorstellung, dass es geheime sowjetische Lager gäbe, in denen deutsche Kriegsgefangene getötet oder einer Vernichtung durch Arbeit unterzogen

Epilog: Jenseits des Abgrunds

würden. Die ausgemergelten Gesichter, hohlen Augen und kahlrasierten Köpfe auf den Plakaten für Filme wie «Taiga», «Der Arzt von Stalingrad» (beide 1958) oder «Der Teufel spielte Balalaika» (1961) stellten nicht etwa Opfer der Nationalsozialisten dar, sondern deutsche Kriegsgefangene. Ganz so, als ob man die realen deutschen Konzentrationslager, durch die amerikanische Besatzungskräfte Teile der ortsansässigen Bevölkerungen geführt hatten, verdrängen wollte, zeigten Wanderausstellungen Stacheldrahtverhaue und Wachtürme sowjetischer Kriegsgefangenenlager: Hier wurden deutsche Männer und Frauen nach rechts oder links aussortiert, die Leichen Deutscher in improvisierten Leichenhallen gestapelt und ihre Goldzähne herausgezogen, bevor man sie in sowjetischen Massengräbern verscharrte. Während Berichte über die Leiden der Kriegsgefangenen oder der deutschen Vertriebenen – von den Behörden der Bundesrepublik Deutschland sorgfältig gesammelt und in einer mehrbändigen Dokumentation veröffentlicht – in den fünfziger Jahren weithin publiziert wurden, waren nur wenige Deutsche bereit, über den Völkermord an den Juden zu sprechen. Vielmehr entlehnten sie nun stillschweigend Einzelheiten des Genozids für die Schilderungen ihrer eigenen Leiden.²⁸

Am 20. November 1945 begannen in Nürnberg die Prozesse gegen die Hauptkriegsverbrecher und erregten beispiellose internationale Aufmerksamkeit. An diesem Tag schrieb eine Mutter von drei Kindern an ihren Mann, einen deutschen Offizier in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager:

«*Kein Volk* – und fühlte es sich noch so frei von Schuld (was es übrigens überhaupt nicht gibt – Schuld ist *immer* auf beiden Seiten!) – darf sich anmassen, eine *ganze* Nation zu verdammen, ihr sämtliche Freiheiten zu nehmen, nur mit dem Recht des Siegers. Vae victis! – *Ich* fühle mich nach wie vor *nicht* schuldig am Krieg und an allen Grässlichkeiten, an den K.Z.'s sowie den Schandtaten, die in unserem Namen begangen worden sind. – Du, Mutti, meine Brüder und viele, viele unter uns sind genausowenig schuldig. Daher lehne ich auch eine Kollektivschuld kategorisch ab!»

Das Einzige, was sie zutiefst bedauerte, war, dass sie ihren Mann, der kurz vor Kriegsende zum Oberst befördert worden war, nicht mehr stolz in Offiziersuniform in der Öffentlichkeit präsentieren konnte. Das hätte sie, die

nun als abhängige Mutter in der Evakuierung lebte, weitgehend für den Verlust ihrer gesellschaftlichen Stellung entschädigt. Vor allem aber war sie überzeugt: «Eine Nation ohne Militär ist wehrlos, und das ist gleichbedeutend mit ehrlos.»²⁹

Die öffentliche Kritik an den Nürnberger Prozessen begann in den westlichen Besatzungszonen schon bei den ersten Anzeichen von Konflikten zwischen Briten und Amerikanern einerseits und Sowjets andererseits, die Goebbels so zuversichtlich vorausgesagt hatte. Im Westen übernahmen die deutschen Kirchen die Führung in den Debatten. Seit dem Verbot der NSDAP und ihrer Massenorganisationen durch die Alliierten genossen sie unangefochten den grössten Einfluss auf die öffentliche Meinung. Innerhalb von zwei Wochen nach Churchills «Eiserner-Vorhang-Rede» im März 1946 nutzten die westdeutschen katholischen Bischöfe ihre neue Freiheit, um die Grundlagen der Entnazifizierung und der alliierten Besatzungspolitik anzugreifen. Kardinal Frings erklärte in einem Hirtenbrief: «Es heisse, in die Vorrechte Gottes einzugreifen, wenn man einem ganzen Volke eine Kollektivschuld zuschreibe und es demgemäss behandeln wolle.» Der Münsteraner Journalist und Tagebuchschreiber Paulheinz Wantzen verwies auf die aus den «Konzentrationslagern» der Alliierten stetig eintreffenden Meldungen zum Tod nationalsozialistischer Parteifunktionäre, «die dort nicht anders behandelt werden als die früheren KZ-Insassen». Ausserdem berichtete er: «Aber im Volke wächst stündlich die Sympathie mit den Nürnberger Angeklagtem.» In einer Atmosphäre schwindender Angst und fortwährender Ohnmacht präsentierte sich die Kirche als Institution, die für deutsche Rechte eintrat. Am 4. Juli 1946 schrieb Kardinal Frings direkt an den Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg, spielte dessen Aufgabe herunter und stellte in Frage, dass «jemand allein aufgrund seiner Mitgliedschaft in der SA oder anderen nationalsozialistischen Organisationen schon als strafwürdig gelten solle». Auf lokaler Ebene vertraten Kleriker wie der Generalvikar von Köln die Ansicht: «Die SA-Regeln für mannhaftes Verhalten waren durchaus mit der christlichen Philosophie vereinbar und wurden von den Bischöfen gebilligt.»³⁰

Bereits im Juni 1945 hatte der Münsteraner Bischof Galen den deutschen Soldaten erneut seine Hochachtung für ihr vorbildliches patriotisches Verhalten bekundet: «Wir wollen auch innig danken unseren christlichen Soldaten, jenen die in gutem Glauben, das Rechte zu tun, ihr Leben eingesetzt

Epilog: Jenseits des Abgrunds

haben für Volk und Vaterland und auch im Kriegsgetümmel Herz und Hand rein bewahrt haben von Hass, Plünderung und ungerechter Gewalttat.» Die Alliierten begannen zur selben Zeit, nicht nur die explizit nationalsozialistischen Embleme des Dritten Reichs, sondern auch dessen Gedenkkultur des Opfertodes zu demontieren, die es getragen hatte. So verschwand die Inschrift «Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen» vom Soldatenfriedhof im belgischen Langemark, zusammen mit dem aufwendigen Denkmal, das die Nationalsozialisten dort für die Toten des Ersten Weltkriegs errichtet hatten. Aber die Opfersymbolik liess sich nicht so leicht beseitigen. Noch im Oktober 1945 erklärte Galen den katholischen Pfarrgemeinden: «Der Soldatentod steht an Ehre und Würde nahe dem Märtyrertod.» Im Februar 1946 nahm Papst Pius XII. Galen, Frings und den Berliner Bischof Konrad von Preysing in das Kardinalskollegium auf und stärkte damit ihre nationale und internationale Stellung. Bei seiner Rückkehr aus Rom wurde Galen, nun schwer erkrankt, im März 1946 mit Blumenbögen und Girlanden in Münster empfangen, ein feierlicher Anlass, wie der ehemalige Journalist Paulheinz Wantzen ihn seit dem Besuch des Führers nicht mehr erlebt hatte. Der kranke Kardinal predigte erneut über die Opfer, die deutsche Soldaten gebracht hätten. Deutschlands Kriegsniederlage möge zwar eine Folge der «inneren Fäulnis» des Nationalsozialismus gewesen sein, aber die Ehre seiner Soldaten bleibe unbefleckt: «Trotzdem steht das, was unsere Soldaten in treuer Pflichterfüllung getan haben, immer und wird vor aller Zeit vor uns stehen als ein Heldentum, als eine Treue und Gewissenhaftigkeit, die wir rühmen, die wir anerkennen.»³¹

Im September 1946 sprach Kardinal Frings als erster Deutscher nach dem Krieg in London, wo man ihm die Kanzel der Westminster-Kathedrale überliess. Er nutzte die Gelegenheit, um zu bekräftigen: «Wir deutschen Katholiken waren nicht Nationalsozialisten, aber wir lieben unser Vaterland. Wir lieben es umso mehr, als es jetzt in tiefster Not ist, und kämpfen für die unveräusserlichen Rechte, die ihm geblieben sind.» Einige Wochen später bereiste eine ökumenische Delegation britischer Geistlicher, zu denen Bischof Bell von Chichester und der römisch-katholische Bischof von Nottingham gehörten, das Rheinland und Westfalen. Sie traten dafür ein, dass die Alliierten die Bemühungen der Kirchen um den Wiederaufbau Deutschlands unterstützen sollten, und bestätigten deren Behauptung, dass sie «Wider-

stand gegen die Unmenschlichkeiten» des nationalsozialistischen Regimes geleistet hätten. Mittlerweile waren führende Persönlichkeiten der katholischen und evangelischen Kirche, besonders Männer wie Martin Niemöller, der selbst von den Nationalsozialisten inhaftiert worden war, äusserst gefragt als Fürsprecher für Deutsche, die wegen Kriegsverbrechen angeklagt waren.³²

Auch Paul Althaus fühlte sich als führender evangelischer Theologe verpflichtet, geistige Leitlinien zu umreissen, und veröffentlichte einen kurzen Artikel zur Frage der «Schuld». In seinen frühen Nachkriegspredigten hatte er ebenso wie andere nicht gezögert, der nationalsozialistischen Führung «fürchtbare Fehler» und «schweres Unrecht» vorzuwerfen, aber nun suchte er nach Argumenten, warum ebendiese Führungsspitze in Nürnberg nicht verurteilt werden sollte. Althaus konzentrierte sich nicht auf Kriegsverbrechen und ihre Konsequenzen, sondern auf die menschliche Natur, von der sie lediglich eine Ausdrucksform darstellten: «Nämlich dann, wenn wir erkennen, dass alles Böse, das irgendwo in meinem Volke, ja in der Menschheit geschieht, aus dem gemeinsamen Wurzelgrunde des menschlichen Herzens stammt, das überall und zu allen Zeiten das eine und selbe ist.» Nachdem er spezifische Taten in einem abstrakten, universellen und zeitlosen Verständnis menschlicher Sündhaftigkeit hatte untergehen lassen, war es für ihn leicht, den Schluss zu ziehen, Gott allein könne über das Böse dieser Taten richten: «Dem Erkennen und der Justiz einer menschlichen Instanz ist diese Schuldengemeinschaft in ihrer Tiefe und Weite entzogen. Nicht menschliche Richter können und dürfen mit mir über sie reden.»³³

Als führender Vertreter des nationalistischen Protestantismus hatte Althaus seine Landsleute nach dem Ersten Weltkrieg ermahnt, 1918 bedeute mehr als einen verlorenen Krieg: Gott habe sie gewogen und für zu leicht befunden. Hatte Althaus nach dem Ersten Weltkrieg den strafenden Gott des Alten Testaments heraufbeschworen, so betonte er nach 1945 die göttliche «Barmherzigkeit» des Neuen: «Wir können nicht anders sühnen als so, über das, was Furchtbares geschehen ist, demütig unter Christi Kreuz treten, stellvertretend für unser ganzes Volk: ,Christi, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarme dich unser und nimm den Fluch, den Bann von unserem Lande!«³⁴

Es ist durchaus möglich, dass Althaus die Barmherzigkeit aus echter Überzeugung wiederentdeckte: Seine behinderte Tochter hatte das Glück, der Selektion von Psychatriepatienten in ihrer Anstalt zu entgehen. Im Laufe des

Epilog: Jenseits des Abgrunds

Jahres 1945 erinnerte der Theologe seine Gemeinde an das «Blutopfer Millionen deutscher Soldaten», ohne die von Deutschen getöteten Millionen Soldaten und Zivilisten auch nur zu erwähnen. Wenn er über die «sechs Millionen aus dem Osten» predigte, meinte er die deutschen Flüchtlinge, obwohl die von ihm genannte Zahl der aller ermordeten Juden entsprach. Als er von den polnischen «Henkern» sprach, die 1939 in Thorn 18 Deutsche erschossen hatten, verlor er kein Wort über die Millionen Polen, die von deutschen Besatzungskräften getötet worden waren. Und wenn er die «Schuld» anprangerte, die Amerikaner und Briten mit ihren Bombardements auf sich geladen hätten, schwieg er über die Kriegführung der Deutschen. Die Amerikaner machten Althaus zum Vorsitzenden des Entnazifizierungsausschusses an der Universität Erlangen, entzogen ihm aber später seine Professur, weil der Ausschuss untätig geblieben war. Althaus erhielt seinen Lehrstuhl jedoch 1948 wieder. In diesen wirren Zeiten tanzte kein Kollege aus der Reihe und denunzierte Althaus als einen der Hauptautoren des «Arierparagraphen», der konvertierte Juden von allen Ämtern der evangelischen Kirche ausgeschlossen hatte. Es wies auch niemand darauf hin, dass seine «Ordnungstheologie» und seine «Schöpfungstheologie» eine Legitimation für den Nationalsozialismus und den Antisemitismus geliefert hatten. Vielmehr blieb Althaus noch weit über seine Emeritierung 1956 hinaus ein führender Kopf des deutschen Protestantismus und Vorsitzender der Luther-Gesellschaft.³⁵

Als Martin Niemöller im Januar 1946 bei einem Vortrag vor Erlanger Studenten fragte, warum in Deutschland kein Pfarrer «über das fürchtbare Leid, das wir, wir Deutsche, über andere Völker gebracht haben, über das, was in Polen passierte, über die Entvölkerung von Russland (Empörung, Scharren und Zwischenrufe: ‚Und die Schuld der anderen?‘) und über die 5,6 Millionen toter Juden» predige, wurde er ausgebuht.³⁶ Niemöller blieb eine radikale Persönlichkeit und nahm weiterhin kein Blatt vor den Mund. Innerhalb der Bekennenden Kirche hatte er sich zum schärfsten Kritiker der nationalsozialistischen Religionspolitik entwickelt und war dafür 1937 verhaftet und ins Konzentrationslager geschickt worden. Er blieb zugleich jedoch ein deutscher Nationalist und bot unmittelbar nach Kriegsbeginn an, freiwillig in der Kriegsmarine zu dienen. Nach seiner Freilassung 1945 gab Niemöller bei einer Pressekonferenz in Neapel zu, «bei seinen Auseinandersetzungen mit

Hitler sei es nie um politische Fragen gegangen, sondern ausschliesslich um religiöse». Im Oktober 1945 überzeugte er die anderen zehn Mitglieder des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland jedoch, das Stuttgarter Schuldbekennnis zu unterzeichnen, in dem es hiess:

«Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden. Was wir unseren Gemeinden oft bezeugt haben, das sprechen wir jetzt im Namen der ganzen Kirche aus: Wohl haben wir lange Jahre hindurch im Namen Jesu Christi gegen den Geist gekämpft, der im nationalsozialistischen Gewaltregiment seinen fürchtbaren Ausdruck gefunden hat; aber wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.»

Es war ein umstrittenes Dokument und wurde den Unterzeichnern von protestantischen Vertretern aus den Niederlanden, der Schweiz, Frankreich, Grossbritannien und den Vereinigten Staaten abgerungen, die an der Synode teilnahmen und mit Nachdruck klarmachten, dass sie nur wieder Verbindungen zur deutschen evangelischen Kirche aufnehmen könnten, wenn ihre Glaubensbrüder moralische Verantwortung übernähmen. Obwohl die Stuttgarter Erklärung über das allgemeine Schuldbekennnis hinaus jeden Hinweis auf den Krieg vermied, ging sie den meisten deutschen Protestanten zu weit. Sie empfanden sie als ebenso demütigendes Zugeständnis an die Alliierten wie die Klausel über die deutsche Kriegsschuld in den Versailler Verträgen von 1919. Erst 1950 räumte die Synode ein: «Wir sprechen es aus, dass wir durch Unterlassen und Schweigen vor dem Gott der Barmherzigkeit mitschuldig geworden sind an dem Frevel, der durch Menschen unseres Volkes an den Juden begangen worden ist.» Es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis es zu einem offeneren und selbstkritischeren Eingeständnis kam.³⁷

Die politische Linke schwamm zwar in den östlichen wie auch in den westlichen Besatzungszonen auf einer Welle breiter öffentlicher Unterstützung, aber in ihren alten Hochburgen im Ruhrgebiet, in Sachsen und Berlin hatte sich ihre kulturelle Basis gegenüber der Zeit vor 1933 grundlegend verändert. Die neue Generation, die sich Sozialdemokraten, Kommunisten und Gewerkschaften anschloss, unterschied sich erheblich von den Führungskräften, die aus dem Exil oder aus der Haft zurückkehrten: Diese jungen Leute hatten Hitlerjugend, BDM und Reichsarbeitsdienst durchlaufen und

Epilog: Jenseits des Abgrunds

als Flakhelfer oder in der Wehrmacht gedient. Das alte Vereinsleben der Linken liess sich ebenso wenig wiederaufbauen wie ihre früheren moralischen Werte.³⁸

Nachdem die amerikanischen Truppen im April 1945 Düsseldorf besetzt hatten, stürzte sich die untergetauchte Marianne Strauss, die zuletzt in einem Bunker Zuflucht gesucht hatte, umgehend in politische Arbeit. Die Abende und Wochenenden verbrachte sie mit Sitzungen und brannte darauf, den Moment zu nutzen, um den Umbruch der deutschen Gesellschaft herbeizuführen, den sie und die anderen Mitglieder ihrer kleinen sozialistischen Organisation, die sie seit August 1943 geschützt hatten, so lange herbeigesehnt hatten. Marianne versuchte, Menschen für den Bund zu begeistern, indem sie in die wiedergegründete Kommunistische Partei eintrat und sich als Aktivistin in der Freien Deutschen Jugend betätigte. Im April 1946 begann sie, Vollzeit als Kulturjournalistin für die kommunistische Zeitung *Freiheit* zu arbeiten, und verfasste Beiträge für die deutschsprachigen BBC-Sendungen in der britischen Zone. Doch schon damals gestand sie in einem Brief an einen ihrer Cousins in Grossbritannien: «Aber immer mehr erkennt man, wie trügerisch die Hoffnungen sind, die man in die Entwicklung und den politischen Wandel Deutschlands gesetzt hat.» Marianne, die sich im Mai 1945 wie selbstverständlich den Alliierten nicht als Jüdin zu erkennen gegeben hatte, sondern als Deutsche aufgetreten war, war sich nach einem Jahr nicht mehr sicher, ob sie sich zu ihnen zählte, und zog in Erwägung, das Land zu verlassen.³⁹

Mit dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft waren die Überzeugungen der Kriegszeit keineswegs verschwunden. Im Juni 1945 erklärte ein katholischer Priester den alliierten vernehmungsoffizieren in Münster, wie weit in seinem Umfeld noch immer die Ansicht verbreitet sei, dass ihre Luftangriffe im Krieg auf «die Rache des Weltjudentums» zurückzuführen seien. Im August berichtete der amerikanische Geheimdienst aus Deutschland, lediglich die Russen seien verhasster als die Amerikaner. Die Deutschen seien bereit zu akzeptieren, dass Briten und Franzosen zum Kriegseintritt gezwungen worden seien, könnten aber die amerikanische Intervention nicht verstehen. Anscheinend erinnerte sich niemand mehr, dass Hitler den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt hatte. Interviewer stellten fest, dass der «jüdische Krieg» nach wie vor als Haupterklärung für das amerikanische Vorgehen gegen Deutschland galt und die deutsche Niederlage «die Macht des

Weltjudentums» anscheinend nur bestätigt habe. Kaum jemand fand, dass das deutsche Volk als Ganzes für das Leiden der Juden verantwortlich sei, obwohl 64 Prozent der Befragten der Aussage zustimmten, dass die Verfolgung der Juden entscheidend zur deutschen Kriegsniederlage beigetragen habe. Dennoch war eine beträchtliche Minderheit der Befragten – 37 Prozent – selbst noch unter alliierter Besatzung der Ansicht, die «Vernichtung der Juden und der Polen und anderer Nichtarier» sei für «die Sicherheit der Deutschen» notwendig gewesen. Es war klar ersichtlich, dass die meisten Deutschen immer noch überzeugt waren, sie hätten einen legitimen Verteidigungskrieg geführt.⁴⁰

Das entsprach keineswegs den Absichten der Siegermächte. Die Amerikaner betrieben 1945 und 1946 die ambitionierteste Umerziehungs- und Entnazifizierungspolitik und zwangen Deutsche, die befreiten Konzentrationslager zu besuchen oder sich Filmaufnahmen aus Buchenwald und Dachau anzusehen, bevor sie Lebensmittelkarten erhielten. Manche wandten den Blick ab, da sie nicht hinschauen wollten oder konnten. Andere beschimpften die Filme und Fotos als gestellte Propagandamachwerke der Alliierten. Viele gingen auch freiwillig ins Kino, wobei die Bilder eine tiefe innere Scham auslösten. Dennoch hatte schon das Wort «Umerziehung» für deutsche Ohren etwas Beleidigendes mit seinen Anklängen an jugendliche Straftäter, die man in Erziehungsanstalten schickte, oder an «Asoziale», die man in Konzentrationslager steckte. So mussten die Amerikaner feststellen, dass ihre Bemühungen kaum Früchte trugen. Von November 1945 bis Dezember 1946 führten sie elf Umfragen durch und kamen zu dem Ergebnis, dass durchschnittlich 47 Prozent der Befragten der Aussage zustimmten, der Nationalsozialismus sei «eine gute Idee, aber schlecht umgesetzt worden»; im August 1947 bejahten sogar 55 Prozent der Befragten diese Ansicht. Noch höher war die Zustimmung bei den unter Dreissigjährigen, bei Menschen mit höherer Schulbildung, bei Protestanten und unter den Einwohnern von Westberlin und Hessen: Dort erreichte sie 60 bis 68 Prozent – und das zu einer Zeit, als auf offenes Eintreten für den Nationalsozialismus noch die Todesstrafe stand.⁴¹

In der sowjetischen Besatzungszone wurde ein völlig anderer politischer und ideologischer Kurs verfolgt. Als kommunistische Führungskräfte wie Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht aus dem sowjetischen Exil zurückkehrten,

Epilog: Jenseits des Abgrunds

waren sie fest entschlossen, einen Umbruch im Land herbeizuführen und ein Wiederaufleben des Nationalsozialismus zu verhindern, indem sie einen neuen Kult um das heroische Beispiel kommunistischer Kämpfer gegen den Faschismus schufen und damit neue Wertvorstellungen verankerten. Im April 1945 bekräftigte Pieck die «tiefe Verwicklung» des deutschen Volkes in die nationalsozialistischen Verbrechen, und 1946 entstand «Dresden», ein kurzer Dokumentarfilm über die Bombenangriffe auf die Stadt, der die Ansicht vermittelte, dass die Deutschen ihre Leiden selbst über sich gebracht hätten. Es herrschte die Hoffnung, dass die Deutschen sich das heldenhafte Beispiel der «antifaschistischen Widerstandskämpfer» zum Vorbild nehmen würden, und mit besonderem Nachdruck richteten sich die Erziehungs- und Propagandabemühungen auf deutsche Kriegsgefangene. In seinem Bestreben, die effektive Regierungsgewalt über die sowjetische Besatzungszone zu erlangen, begrüßte Pieck nun jedoch die heimkehrenden Kriegsgefangenen, statt ihnen weiter Vorwürfe zu machen, und schränkte die deutsche Schuld ausdrücklich auf den kleinen Kreis der «Hitlerclique» ein. Bereits 1946 ging Pieck so weit, das unverschuldete Leid Millionen Deutscher, die das Hitler-Regime auf den Schlachtfeldern und in der Heimat in den Tod getrieben habe, mit dem der – nicht weiter nach Nationalität oder ethnischer Zugehörigkeit benannten – Millionen zu vergleichen, die ermordet und durch unmenschlichen Terror in den Konzentrationslagern zu Tode gefoltert wurden.⁴²

Hier erfolgte die Abwendung von der «Kollektivschuld» wesentlich reibungsloser als im Westen. Ab 1947 waren Ostdeutsche gehalten, zu Ehren ihrer von der «Hitlerclique» ausgebeuteten Kriegstoten den «Internationalen Gedenktag für die Opfer des faschistischen Terrors und Kampftag gegen Faschismus und imperialistischen Krieg» zu begehen. Aus dem heldenhaften «antifaschistischen Widerstand» war das sozialistische Deutschland hervorgegangen. In ihrem schwülstigen Pathos erinnerten viele der Phrasen über Opfer, Wiedergeburt, Optimismus und kollektives Streben an die nationalsozialistischen Appelle an die «Volksgemeinschaft», auch wenn die kommunistischen Ziele eines friedlichen Wiederaufbaus banaler und erreichbarer waren. Zu diesem Zeitpunkt stiessen tatsächliche Veteranen des «antifaschistischen Widerstands», wie die deutsch-jüdischen Kommunisten, die in den Internationalen Brigaden in Spanien gekämpft hatten, auf Misstrauen, wenn

sie sich zur Rückkehr aus dem britischen Exil nach Ostdeutschland entschlossen.⁴³

Österreich schlug einen noch kürzeren Weg ein, seine Bürger von Tätern zu Opfern zu machen. Nach den Vorgaben der Moskauer Erklärung von 1943 wurde Österreich am 27. April 1945 als vom Deutschen Reich unabhängiger Staat wiederhergestellt und bekräftigt, dass der «Anschluss» von März 1939 das Land zum «ersten Opfer» nationalsozialistischer Aggression gemacht habe. Zehn Jahre später erkannten die Alliierten die neutrale Zweite Republik Österreich durch einen Staatsvertrag offiziell an, der diesen Mythos in seiner Präambel festschrieb. Als Österreich 1978 eine Dauerausstellung im Konzentrationslager Auschwitz eröffnete, präsentierte es sich erneut als blosses Opfer der Nationalsozialisten.⁴⁴

Die förmliche Gründung zweier deutscher Staaten 1949 wurde schon bald vom Ausbruch des Koreakrieges im Juni 1950 überschattet. Nun drängten sowohl die Sowjetunion als auch die Vereinigten Staaten ihre deutschen Klientelstaaten zur Wiederbewaffnung. In Ostdeutschland kam es zu einer drastischen Kehrtwende der offiziellen Verlautbarungen. Im Februar 1949 widmete das offizielle Organ der Sozialistischen Einheitspartei, *Neues Deutschland*, die Hälfte seiner Sonntagsbeilage dem Gedenken an die Zerstörung Dresdens vier Jahre zuvor. Neben Fotos, die zur Verbrennung auf dem Alten Markt gestapelte Leichen zeigten und die bald Symbolcharakter erlangen sollten, gab es Augenzeugenberichte und einen Beitrag des Dresdner Bürgermeisters. Erstmals wurde die mutwillige und sinnlose Zerstörung den Briten und Amerikanern angelastet. Der Bericht gab den Ton für die neue Kalte-Kriegs-Konfrontation vor, und wieder war von «anglo-amerikanischen Terrorangriffen» die Rede – nur das Attribut «jüdisch» liess man bei dieser Originalformulierung von Goebbels fort. Auf dem Heidefriedhof, auf dem die Opfer des Feuersturms von Dresden beerdigt waren, enthüllte man 1964 ein neues Denkmal, ein Rondell aus 14 Stelen, das der von Pieck gezogenen Parallele zwischen den Opfern nationalsozialistischer Verfolgung und den deutschen Kriegstoten visuellen Ausdruck verlieh. Sieben der Stelen trugen die Namen von Konzentrationslagern, die anderen sieben die Namen im Krieg zerstörter europäischer Städte. Obwohl sich die Dresdener Stele zwischen Coventry und Warschau befand, stand sie in dem weiten, offenen Stelenkreis genau gegenüber der Stele mit dem Namen Auschwitz.⁴⁵

Epilog: Jenseits des Abgrunds

Im Westen reagierte Bundeskanzler Adenauer auf das amerikanische Drängen auf Wiederbewaffnung, indem er 1951 im Bundestag versicherte, die Zahl der schuldigen Kriegsverbrecher unter deutschen Soldaten sei so gering, dass durch sie der «Ehre der früheren deutschen Wehrmacht kein Abbruch geschieht». Bundestagsabgeordnete nutzten die Gelegenheit, um zu verkünden, «die Zeit der Kollektivschuld» sei «endgültig vorbei». Als die neue Demokratie das Offizierskorps und die ehemaligen Kommandeure hoffierte, die es zum Aufbau ihrer Streitkräfte brauchte, tauchte der Kult um «Opfer», «Pflichterfüllung» und «Ehre» wieder auf. Gleichzeitig wurden auch alte Eliten anderer Berufsstände wieder in den westdeutschen Staatsdienst aufgenommen. So garantierte der Bundestag 1951 bis 1953 ehemaligen Staatsdienern und Wehrmachtangehörigen den Fortbestand des Dienstverhältnisses und ihre Pensionsansprüche, selbst wenn sie zur Gestapo oder zur Waffen-SS versetzt worden waren. Ingeborg T. hatte zwar nie das Vergnügen genießen dürfen, in den wenigen Monaten, in denen ihr Mann 1945 Oberst der Wehrmacht war, mit ihm durch Soest zu stolzieren, aber immerhin bekam er nun eine Generalpension. Alte Verbindungen unter höheren Beamten erwiesen sich als tragfähig. Bald bestand das westdeutsche diplomatische Korps zu 43 Prozent aus früheren SS-Leuten und zu weiteren 17 Prozent aus SD- und Gestapo-Beamten. In Bayern, wo die amerikanischen Entnazifizierungsbestrebungen weiter gegangen waren als in den anderen westlichen Besatzungszonen, waren 77 Prozent der Finanzbeamten und 94 Prozent der Richter und Staatsanwälte frühere Nationalsozialisten. Da die Bundesrepublik die Bestimmungen der Alliierten übernommen hatte, die politische Gefangene und Juden als Verfolgte des nationalsozialistischen Regimes anerkannt hatten, befassten sich Gerichte und Behörden widerstrebend mit den Entschädigungsansprüchen Überlebender: Marianne Strauss machte ihre Forderungen im September 1945 geltend, aber die Gerichtsverfahren zogen sich bis in die siebziger Jahre hin, da Bundesgesetze und Bestimmungen die Handhabung immer wieder neu regelten. In Bezug auf Sinti und Roma, Zeugen Jehovas und Homosexuelle hatten die Alliierten keine Vorgaben gemacht, und so weigerten sich westdeutsche Gerichte jahrzehntelang, ihre Ansprüche anzuerkennen. Denn die Entscheidung über ihre Forderungen lag weiterhin häufig bei denselben Beamten und Richtern, die die Antragsteller im Dritten Reich als «Asoziale» oder «Pazifisten» verfolgt

hatten. Erst Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre ging ein Grossteil von ihnen in den Ruhestand. Die Entschädigungsansprüche von Kommunisten wurden im Gegensatz zu denen anderer ehemaliger politischer Gefangener regelmässig mit der Begründung abgelehnt, dass sie ein «totalitäres» Regime unterstützten. Mit dem Kalten Krieg änderte sich auch in Ostdeutschland die Einstufung, wer Anspruch auf Entschädigung hatte: Frieda Rimpls Mann Josef – ein Zeuge Jehovas – war im Dezember 1939 hingerichtet worden, weil er den Kriegsdienst in der Wehrmacht verweigert hatte. Daher hatte man sie als «Opfer nationalsozialistischer Verfolgung» anerkannt und ihr eine Witwenrente gezahlt. Im November 1950 teilte man ihr jedoch schriftlich mit, dass man ihr diese Anerkennung entzogen habe, und die Rentenzahlungen wurden eingestellt.⁴⁶

Trotz der erbitterten Kalte-Kriegs-Polemik liessen junge Männer auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs sich nur schwer überzeugen, Soldaten zu werden, zumal die Aussicht auf einen deutsch-deutschen Krieg bestand. In Ostdeutschland reagierten die 950'000 Mitglieder der kommunistischen Jugendbewegung mit massenhaften Austritten auf die Aufrufe, sich zu der neugegründeten Volksarmee zu melden: Sie waren nicht bereit, ihre Ideale eines «demokratischen Pazifismus» aufzugeben. Obwohl die meisten Westdeutschen den Dienst in der Wehrmacht nach wie vor positiv beurteilten, bildete sich gegen die Wiederbewaffnung und Wiedereinführung der Wehrpflicht 1956 eine Opposition aus einer lockeren Koalition von Sozialdemokraten, christlichen Pazifisten und Konservativen. Manche wie Gustav Heinemann – der aus Protest als Innenminister in Adenauers Kabinett zurücktrat – und Martin Niemöller wollten, dass Deutschland unbewaffnet und neutral bliebe, weil sie hofften, dies könne zu einer Wiedervereinigung führen. In den nächsten Jahren wuchs diese Koalition stärker zusammen und richtete sich auch gegen die Präsenz amerikanischer Atomwaffen auf deutschem Boden.⁴⁷

Statt zu einem neuen Militarismus beizutragen, wurde der «Gefallenenkult» nun von einem Pathos durchdrungen, das jeglicher Kriegslust beraubt war, so nationalistisch die Kultivierung der deutschen Opferrolle auch sein mochte. Im Februar 1943 hatte Goebbels den Propagandaoffizier der 6. Armee, Heinz Schröter, beauftragt, eine geeignete Sammlung von Briefen deutscher Soldaten zusammenzustellen, die in Stalingrad gekämpft hatten. Ihm hatte ein «Heldenepos von Stalingrad» vorgeschwebt, das es mit dem Nibe-

Epilog: Jenseits des Abgrunds

lungenlied hätte aufhehmen können. Als er jedoch sah, wie negativ die deutsche Öffentlichkeit auf diese Mythologisierung der Niederlage reagierte, hatte er das ganze Projekt abrupt abgebrochen. Schröter veröffentlichte diese Sammlung 1950 schliesslich selbst unter dem Titel «Letzte Briefe aus Stalingrad» bei einem kleinen westdeutschen Verlag. Aber erst als Bertelsmann sie 1954 in seinem Buchclub herausbrachte, erreichte sie ein breites Publikum. Der Band enthielt 39 Briefe, wie Schröter es Goebbels ursprünglich vorgeschlagen hatte. Manche Passagen liessen ahnen, dass es sich zumindest teilweise um Fälschungen handelte: Der Schreibstil war zu einheitlich, die Ungenauigkeit der Fakten allzu auffallend, die kitschigen Episoden zu dominant. Dennoch galten diese Briefe bald als *die* authentische Stimme der zum Tode verurteilten Kämpfer und wurden wegen ihres elegischen, tragischen Heldentons geschätzt, durch den sich die Briefe hervorragend eigneten, sie bei Gedenkfeiern zu verlesen. Den von Goebbels gewünschten Zweck erfüllten sie jedoch nie.⁴⁸

Es gab kein «Stalingrad-Syndrom», keinen echten Wunsch, sich für den verlorenen Krieg zu rächen. Die Briefe gingen vielmehr in eine Versöhnungskultur ein, wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und erschienen sogar jenseits des Eisernen Vorhangs in russischen und ostdeutschen Sammlungen. An japanischen Schulen gehörten sie zur Pflichtlektüre. Im selben Jahr, in dem Schröters Briefsammlung erschien, veröffentlichte der Kriegsveteran Heinrich Böll eine Kurzgeschichte über einen schwerverwundeten Soldaten, der zur Operation in ein Notlazarett gebracht wird. Allmählich ahnt der Sterbende, dass er sich in seiner früheren Schule befindet, was ihm jedoch erst mit letzter Sicherheit klar wird, als er an der Tafel des Zeichensaals in seiner Handschrift geschrieben sieht: «Wanderer kommst du nach Spa ...» – Schillers Version des Simonides-Epitaphs für die 300 Spartiaten, das Göring für die Stalingrad-Kämpfer angeführt und das Böll damals tief bewegt hatte. Indem der junge Schriftsteller diesen Mythos an seiner Quelle entlarvte, warf er der humanistischen Gymnasialbildung vor, Jugendliche zu fehlgeleitetem Patriotismus zu erziehen, wie Erich Maria Remarque und Wilfred Owen es in ihren Werken über den vorangegangenen Krieg getan hatten. Der Opferbegriff verlor nie völlig seine Doppelbedeutung, aktiv «Opfer zu bringen» und passiv «Opfer zu werden». Doch obwohl im Hinweis auf die «Gefallenen» nach wie vor ein aktives, patriotisches Sich-Opfern mitschwang, verlagerte sich die Gedenkkultur hin zu einer Sicht, die Soldaten

als unfreiwillige, unschuldige passive Opfer darstellte. Darin lag eine gewisse Unausweichlichkeit: Mit der Niederlage hatten sich sämtliche Hoffnungen der Kriegszeit zerschlagen, geblieben war nur Leid, und die Schattenseiten eines sinnlosen Heldentums waren wirkmächtiger als die Nachkriegsbeteuerungen irgendeines Generals, dass man den Krieg im Osten doch hätte gewinnen können. Und so stürzten die Deutschen nach allen apokalyptischen Prophezeiungen nicht in Hölderlins «Ungewisse hinab», sondern fanden sich irgendwie jenseits des Abgrunds wieder.⁴⁹

Bei Kriegsende war Liselotte Purper mit ihren 33 Jahren immer noch jung und bereits Witwe. Nachdem die Rote Armee das Gut in Krumke im Mai 1945 besetzt hatte, hielt sie sich zurück, um nicht als nationalsozialistische Propagandafotografin erkannt zu werden, und arbeitete auf dem Gutshof und als Zahnarthelferin. 1946 kehrte sie nach Westberlin zurück und betätigte sich wieder als Fotografin, erstmals in ihrer Karriere unter ihrem Ehenamen Orgel. Zu ihren frühen Nachkriegssujets gehörten Männer in einem Berliner Rehabilitationszentrum, dem Oskar-Helene-Heim. Ein Mann, den sie fotografierte, hatte seinen rechten Unterarm verloren und lernte, mit einer Feile Metall zu bearbeiten. Grauenhafte Kriegsverletzungen hatte Ernst Friedrich schon vorher in seinem militanten Antikriegsband «Krieg dem Kriege» von 1924 gezeigt, in dem er den Schwerpunkt auf die grauenvolle Vernichtung von Leben gelegt und sich damit bei den Nationalsozialisten besonders verhasst gemacht hatte. Liselotte Purper nutzte nun ihre Technik aus Kriegszeit, ihr Motiv leicht von unten aufzunehmen, um die Stärke und Zielstrebigkeit des Mannes hervorzuheben und eine erhebende Botschaft zu vermitteln: Einfache Handarbeit konnte nicht nur Deutschlands zerstörte Landschaft, sondern auch seine versehrten Körper wiederaufbauen.⁵⁰

Ernst Guickings Glück hielt an. Nur wenige Wochen, nachdem er in Kriegsgefangenschaft geraten war, kehrte er zu seiner Frau und ihren beiden kleinen Kindern zurück, die bei Irenes Eltern in Lauterbach lebten. Ihre Ausbildung als Gärtnerin und seine Kindheitserfahrungen auf dem Bauernhof brachten sie über die Nachkriegszeit: Auf einem Stück Land neben ihrem Haus bauten sie Gemüse und Blumen an. Irene verwirklichte 1949 ihren Vorkriegstraum und eröffnete ein eigenes kleines Blumengeschäft. Als man sie 2003 fragte, ob sie und ihr Mann jemals mit ihren Kindern über den Krieg gesprochen hätten, antwortete sie: «Ich glaube nicht, nein. Erinnerere ich mich

Epilog: Jenseits des Abgrunds

nicht, nein. Und dann waren wir ja nur, wollen mal sagen von morgens bis abends nur tätig und nur in der Gärtnerei oder nur im Geschäft.» Die Briefe, die sie und Ernst sich Anfang 1942 über die Deportation der Juden und das, was mit ihnen im Osten geschah, geschrieben hatten, oder wie sie sich gegenseitig im Frühjahr 1945 mit Durchhalteparolen aufgemuntert hatten, waren keine Erinnerungsthemen für sie. Das, worüber Irene reden wollte, war die Liebe, und das war der Hauptgrund, weshalb sie wollte, dass ihre Korrespondenz aus der Kriegszeit archiviert und veröffentlicht wurde.⁵¹

Als Familien wie die Guickings das Privatleben Wiederaufnahmen, auf das sie während des Krieges verzichtet hatten, lösten sie auch ein Versprechen ein, das sie sich damals immer wieder gegeben hatten. Mit ihrer Version der patriarchalischen Kleinfamilie wollten die Westdeutschen sich dafür entschädigen, dass sie ihr Familienleben so lange aufgeschoben hatten. Doch nachdem sie endlich die wirtschaftlichen Grundlagen für ihr Familienidyll geschaffen hatten, wussten viele Eltern nicht, was sie ihren Kindern über den Krieg und ihre Rolle darin, über ihre Haltung und Erlebnisse erzählen sollten. Auch wenn sie weiterhin glauben mochten, was sie getan hatten, sei gerechtfertigt gewesen, entstanden in vielen Familien zwischen den Generationen neue Barrieren des Schweigens. Während die nächste Generation zu fragen begann, warum Deutsche ein solches Verhängnis über die Welt gebracht hatten, waren die Älteren nach wie vor in der Katastrophe verhaftet, die sie selbst durchlebt hatten.

ANHANG

Anmerkungen

Einleitung

- 1 Zum Umdenken über die Endphase des Krieges: Ian Kershaw, *Das Ende. Kampf bis in den Untergang. Deutschland 1944/45*, München 2011; Michael Geyer, «Endkampf 1918 and 1945: German nationalism, annihilation and self-destruction», in: Alf Lüdtke/Bernd Weisbrod (Hrsg.), *No Man's Land of Violence. Extreme Wars in the 20th Century*, Göttingen 2006, S. 35-67; Richard Bessel, «The shock of violence in 1945 and its aftermath in Germany», in: ebd., S. 69-99, und Bessel, *Germany in 1945. From War to Peace*, London 2009.
- 2 Zu den Bombardierungen siehe: Olaf Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, Berlin 1990; Jörg Friedrich, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*, München 2002; zu Vergewaltigungen: Elke Sander/Barbara Johr (Hrsg.), *Be-Freier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder*, München 1992; Antony Beevor, *Berlin 1945*, München 2002; Ingeborg Jacobs, *Freiwild. Das Schicksal deutscher Frauen 1945*, Berlin 2009; zu Kriegserlebnissen von Frauen: Margarete Dörr, «Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...». *Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach*, 3 Bde., Frankfurt am Main 1998; zur Flucht: Günter Grass, *Im Krebsgang*, Göttingen 2002; zu Interviews mit deutschen Kindern: Hilke Lorenz, *Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation Kinder*, München 2003; Heinz Schön, *Pommern auf der Flucht*, Berlin 2013; Sabine Bode, *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*, Stuttgart 2004; Hermann Schulz/ Hartmut Radebold/Jürgen Reulecke, *Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration*, Berlin 2004; Margarete Dörr, «Der Krieg hat uns geprägt». *Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten*, 2 Bde., Frankfurt am Main 2007; zu kritischen Erörterungen siehe: Lothar Kettenacker (Hrsg.), *Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940-45*, Berlin 2003; Dorothee Wierling, «„Kriegskinder“: Westdeutsch, bürgerlich, männlich?», in: Lu Seegers/Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Die «Generation der Kriegskinder». Historische Hintergründe und Deutungen*, Giessen 2009, S. 141-155; Nicholas Stargardt, *Kinder in Hitlers Krieg*, München 2008, Einleitung; Bill Niven (Hrsg.), *Germans as Victims. Remembering*

Anmerkungen Einleitung

- the Past in Contemporary Germany*, Basingstoke 2006; Peter Fritzsche, «Volkstümliche Erinnerung und deutsche Identität nach dem Zweiten Weltkrieg», in: Konrad Jarausch/Martin Sabrow (Hrsg.), *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*, Frankfurt am Main 2002, S. 75-97.
- 3 Tony Joel, *The Dresden Firebombing. Memory and the Politics of Commemorating Destruction*, London 2013; Niven, *Germans as Victims*, Einleitung; zu den fünfziger Jahren siehe: Robert Moeller, *War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany*, Berkeley 2001; Hanna Schissler (Hrsg.), *The Miracle Years. A Cultural History of West Germany, 1949-1968*, Princeton, NJ., 2001; Philipp Gassert/Alan E. Steinweis (Hrsg.), *Coping with the Nazi Past. West German Debates on Nazism and Generational Conflict, 1955-1975*, New York 2006; zur Wehrmacht-Ausstellung und der Debatte darüber: Hannes Heer / Klaus Naumann (Hrsg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*, Hamburg 1995; Christian Hartmann/Johannes Hürter / Ulrike Jureit (Hrsg.), *Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte*, München 2005. Die historische Erforschung begann mit Christian Streit, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945*, Stuttgart 1978, und reichte bis zu Felix Römer, *Der Kommissarbefehl. Wehrmacht und NS-Verbrechen an der Ostfront 1941/42*, Paderborn 2008.
 - 4 Renate Hauschild-Thiessen (Hrsg.), *Die Hamburger Katastrophe vom Sommer 1943 in Augenzeugenberichten*, Hamburg 1993, S. 230: Lothar de la Camp, Rundschreiben, 28. Juli 1943; Otto Dov Kulka/Eberhard Jäckel (Hrsg.), *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten, 1933-1945*, Düsseldorf 2004, 3693, SD Aussenstelle Schweinfurt, o.D. [1944] und 3661, NSDAP Kreisschulungsamt Rothenburg/T., 22. Okt. 1943; Nicholas Stargardt, «Speaking in public about the murder of the Jews: What did the Holocaust mean to the Germans?», in: Christian Wiese/ Paul Betts (Hrsg.), *Years of Persecution, Years of Extermination. Saul Friedländer and the Future of Holocaust Studies*, London 2010, S. 133-155.
 - 5 Ian Kershaw, «German popular opinion and the Jewish Question some further reflections», in: Arnold Paucker (Hrsg.), *Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland*, Tübingen 1986, S. 365-386; David Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die «Endlösung» und die Deutschen; eine Berichtigung*, Berlin 1995 (Zitat S. 221); Heinrich Himmler, *Die Geheimreden 1933 bis 1945*, Frankfurt am Main 1974, S. 171: Rede in Posen, 6. Okt. 1943; Alon Confino, *Foundational Pasts. The Holocaust as Historical Understanding*, Cambridge 2012.
 - 6 Hubert Oriowski/Thomas F. Schneider (Hrsg.), *«Erschossen will ich nicht!»: Als Offizier und Christ im Totalen Krieg. Das Kriegstagebuch des Dr. August Töpferwien, 3. September 1939 bis 6. Mai 1945*, Düsseldorf 2006, S. 247: 18. Nov. 1943.
 - 7 Ebd., S. 338: 17. März 1945.
 - 8 *MadR*, Bd. 14, S. 5571, 5578 f. und 5583: 5. und 9. Aug. 1943; Nicholas Stargardt, «Bey-

- ond ‚Consent‘ or ‚Terror‘: Wartime Crises in Nazi Germany», *History Workshop Journal* 72 (2011), S. 190-204.
- 9 Ian Kershaw, *Der Hitler-Mythos. Führerkult und Volksmeinung*, Stuttgart 1999; ders., *Hitler 1889-1936* und *Hitler 1936-1945*, München 2000; Wilhelm II., «An das deutsche Volk», 6. August 1914, in: *Der Krieg in amtlichen Depeschen 1914/1915*, Dessau 1915, S. 17 f.; Jeffrey Verhey, *Der «Geist von 1914» und die Eifindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000; Aribert Reimann, *Der grosse Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs*, Essen 2000.
 - 10 Die wichtigsten Beiträge zu dieser Gesamteinschätzung sind: Marlis Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg*, Düsseldorf 1970; Martin Broszat, «Einleitung», in: ders./Klaus-Dietmar Henke / Hans Woller (Hrsg.), *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München 1988; Joachim Szodrzyński, «Die ‚Heimatfront‘», in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), *Hamburg im «Dritten Reich»*, Göttingen 2005, S. 633-685; jüngst Michael Schneider, *In der Kriegsgesellschaft. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1939-1945*, Bonn 2014; zur Todesstrafe siehe: Richard Evans, *Rituale der Vergeltung. Die Todesstrafe in der deutschen Geschichte 1532-1987*, Berlin 2001, S. 869-880.
 - 11 Michael Kater, *The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders, 1919-1945*, Cambridge, Mass., 1983; Wolfgang Benz (Hrsg.), *Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder*, Frankfurt am Main 2009; Armin Nolzen, «Die NSDAP, der Krieg und die deutsche Gesellschaft», *DRZW* 9/1, S. 99-193, hier S. 99-111.
 - 12 Detlev Peukert, *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus*, Köln 1982; Robert Gellately, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, Stuttgart/München 2002; Nikolaus Wachsmann, *Gefangen unter Hitler. Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat*, München 2006; Jane Caplan / Nikolaus Wachsmann (Hrsg.), *Concentration Camps in Nazi Germany. The New Histories*, London 2010; Richard Evans, *Das Dritte Reich*, Bd. 2: *Diktatur*, München 2006, 1. Kap.
 - 13 Rudolf Oswald, *Fussball-Volksgemeinschaft. Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fussball 1919-1964*, Frankfurt am Main 2008, S. 282-285; Nils Havemann, *Fussball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz*, Bonn 2005.
 - 14 *Sopade*, Bd. 3, S. 836: 3. Juli 1936; Michael Schneider, *Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939*, Bonn 1999.
 - 15 Kurt Sontheimer, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933*, München 1994; Michael Wildt, «Volksgemeinschaft: A modern perspective on National Socialist society», in: Martina Steber / Bernhard Gotto (Hrsg.), *Visions of Community in Nazi Germany. Social Engi-*

Anmerkungen Einleitung

- neering and Private Lives, Oxford 2014, S. 43-59; Kay Schiller, *Gelehrte Gegenwelten. Über humanistische Leitbilder im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2000; Jan Eckel, *Hans Rothfels*, Göttingen 2005.
- 16 Robert Ericksen, *Theologen unter Hitler. Das Bündnis zwischen evangelischer Dogmatik und Nationalsozialismus*, München 1986; Tanja Hetzer, «Deutsche Stunde». *Volksgemeinschaft und Antisemitismus in der politischen Theologie bei Paul Althaus*, München 2009; James M. Stayer, *Martin Luther, German Saviour. German Evangelical Theological Factions and the Interpretation of Luther, 1917-1933*, Montreal 2000; Werner Schüssler, *Paul Tillich*, Münster 1997.
- 17 Gerwin Strobl, *The Swastika and the Stage. German Theatre and Society, 1933-1945*, Oxford 2007, S. 58-64, 104 und 134-137.
- 18 Ebd., S.187.
- 19 Martina Steber/Bernhard Gotto, «Introduction», sowie Lutz Raphael, «Pluralities of National Socialist Ideology: New Perspectives on the Production and Diffusion of National Socialist *Weltanschauung*», beide in: Steber/Gotto, *Visions of Community in Nazi Germany*, S. 1-25 und 73-86; Jeremy Noakes, *Nazism, 1919-1945. A Documentary Reader*, Bd. 4, *The German Home Front in World War II*, Exeter 1998, S. 355-359.
- 20 James Bentley, *Martin Niemöller. Eine Biographie*, München 1985; Manfred Gailus, «Keine gute Performance», in: ders./Armin Nolzen (Hrsg.), *Zerstrittene «Volksgemeinschaft»*, *Glaube, Konfession und Religion im Nationalsozialismus*, Göttingen 2011, S. 96-121.
- 21 Paul Althaus, *Die deutsche Stunde der Kirche*, 3. Aufl., Göttingen 1934, S. 5; Manfred Gailus, *Protestantismus und Nationalsozialismus. Studien zur nationalsozialistischen Durchdringung des protestantischen Sozialmilieus in Berlin*, Köln 2001, S. 637-666.
- 22 Thomas Brodie, «For Christ and Germany: German Catholicism and the Second World War», DPhil thesis, Oxford 2013.
- 23 Zum Konflikt siehe: Ian Kershaw, *Popular Opinion and Political Dissent in the Third Reich, Bavaria 1933-1945*, Oxford 1983, S. 185-223; Jill Stephenson, *Hitler's Home Front. Württemberg under the Nazis*, London 2006, S. 229-264; zur antagonistischen Kooperation: Winfried Süß, «Antagonistische Kooperationen. Katholische Kirche und nationalsozialistische Gesundheitspolitik», in: Karl-Josef Hummel/Christoph Kösters (Hrsg.), *Kirchen im Krieg 1939-1945*, Paderborn 2007, S. 317-342; Nicole Kramer, *Volksgenossinnen an der Heimatfront. Mobilisierung, Verhalten, Erinnerung*, Göttingen 2011; Brodie, «For Christ and Germany», Kapitel 3.
- 24 Nicholas Stargardt, «The Troubled Patriot: German *Innerlichkeit* in World War II», *German History* 28/3 (2010), S. 326-342.
- 25 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 6. Okt. 1939; siehe auch Klaus Latzel, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis, Kriegsetfahrung 1939-*

Anmerkungen Kapitel 1

1945, Paderborn 2000; Anna von der Goltz, *Hindenburg. Power, Myth, and the Rise of the Nazis*, Oxford 2009.

- 26 Latzel, *Deutsche Soldaten*, S. 323 und 331 f.; Astrid Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht Peter Stölten in seinen Feldpostbriefen: Vom richtigen Leben im falschen*, Freiburg i.Br./Berlin/Wien 2007, S.235f.: Peter Stölten an Dorothee Ehrensberger, 21./22. Dez. 1944.

Kapitel 1

- 1 Jürgen Kleindienst (Hrsg.), «*Sei tausendmal gegrüsst*». *Briefwechsel Irene und Ernst Guicking 1937-1945*, Berlin 2001, Ernst an Irene, 25. Aug. 1939: Zu allen Zitaten aus diesen Briefen wird jeweils nur das Datum angegeben, da im Buch nur eine Auswahl an Briefen abgedruckt ist, während sich die vollständige Korrespondenz auf einer CD-Rom befindet, die dem Buch beiliegt.
- 2 Wilm Hosenfeld, «*Ich versuche jeden zu retten*». *Das Leben eines deutschen Offiziers in Briefen und Tagebüchern*, hrsg. v. Thomas Vogel, München 2004, S. 242 f.: 27. und 30. Aug. 1939.
- 3 Heinrich Breloer (Hrsg.), *Mein Tagebuch. Geschichten vom Überleben 1939-1947*, Köln 1984, S. 32: Gerhard M., 26. und 27. Aug. 1939.
- 4 Jochen Klepper, *Unter dem Schatten deiner Flügel. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932-1942*, Stuttgart 1976 [1956], S. 797 und 792 ff.: 1. Sept., 26. und 27. Aug. 1939; Martin Wecht, *Jochen Klepper. Ein christlicher Schriftsteller im jüdischen Schicksal*, Düsseldorf 1998, S. 52 und 222-225.
- 5 Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 308 ff.; Winson Chu, *The German Minority in Interwar Poland*, Cambridge 2012.
- 6 David Blaazer, «Finance and the End of Appeasement: The Bank of England, the National Government and the Czech Gold», *Journal of Contemporary History* 40/1 (2005), S. 25-39.
- 7 Kershaw, *Der Hitler-Mythos*, S. 165 f.; ders., *Hitler 1936-1945*, S. 180.
- 8 Kleindienst, «*Sei tausendmal gegrüsst*»: Irene an Ernst, 3. Sept. 1939.
- 9 *Sopade*, Bd. 6 1939, S. 561, 818 und 693: Mai und Juli 1939.
- 10 Winfried Baumgart, «Zur Ansprache Hitlers vor den Führern der Wehrmacht am 22. August 1939», *VfZ* 16/2 (1968), S. 120-149; «Hossbach-Niederschrift», 10. Nov. 1937, *Akten zur deutschen auswärtigen Politik*, Serie D, 1950, 1, Nr. 19, S. 25-32; Walter Bussmann, «Zur Entstehung und Überlieferung der Hossbach-Niederschrift», *VfZ* 16/4 (1968), S. 373-384.
- 11 Paul Schmidt, *Statist auf diplomatischer Bühne*, Bonn 1953, S. 469; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 310 und 294f.; Baumgart, «Zur Ansprache Hitlers vor den Führern der Wehrmacht am 22. August 1939», *VfZ* 16/2 (1968), S. 132.

Anmerkungen Kapitel 1

- 12 Klepper, *Unter dem Schatten deiner Flügel*, S. 796: 1. Sept. 1939; Max Domarus (Hrsg.), *Hitler, Reden und Proklamationen 1932-1945*, Leonberg 1988, Bd. II/1, S. 1307-1318, Zitat S. 1315f.; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 312f.
- 13 Karol Marian Pospieszalski, «Nazi attacks on German property: the Reichsführer's plan of summer 1939», *Polish Western Affairs* 24/1 (1983), S. 98-137; Jürgen Runzheimer, «Der Überfall auf den Sender Gleiwitz im Jahre 1939», *VfZ* 10/4 (1962), S. 408-426; Manfred Vasold, *Die letzten elf Tage bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs*, München 1999, S. 250; Jutta Sywottek, *Mobilmachung für den totalen Krieg. Die propagandistische Vorbereitung der deutschen Bevölkerung auf den Zweiten Weltkrieg*, Opladen 1976, S. 219-232.
- 14 Hosenfeld, «*Ich versuche jeden zu retten*», S. 245 f.: an Helmut, 1. Sept. 1939.
- 15 Ebd., S. 245 f.: an Helmut, 1. Sept. 1939; Verhey, *Der «Geist von 1914»; Stenographische Berichte des Reichstages*, 13. Legislaturperiode, 306, 2. Sitzung 1914, S. 1-12; Wilhelm II. an den Reichstag, 4. Aug. 1914.
- 16 Klepper, *Unter dem Schatten deiner Flügel*, S. 792 f. und 798: 26. und 27. Aug. und 3. Sept. 1939; ders., *Der Vater. Der Roman des Soldatenkönigs*, Stuttgart 1937; ders., *Kyrie. Geistliche Lieder*, Berlin 1939; Stefanie Endlich/Monica Geyster-von Bemus/ Beate Rossié (Hrsg.), *Christenkreuz und Hakenkreuz. Kirchenbau und sakrale Kunst im Nationalsozialismus*, Berlin 2008.
- 17 Klepper, *Unter dem Schatten deiner Flügel*, S. 794 und 797: 27. Aug. und 1. Sept. 1939; William Shirer, *Berliner Tagebuch. Aufzeichnungen 1934-1941*, Leipzig 1991, S. 184ff.: 31. Aug. 1939; *DAZ*, 1. Sept. 1939; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 84-87.
- 18 MfK-FA, 3.2002.0279, Liselotte Purper an Kurt Orgel, 4. Sept. 1939.
- 19 Klepper, *Unter dem Schatten deiner Flügel*, S. 797: 2. Sept. 1939; Rita Thalmann, *Jochen Klepper. Ein Leben zwischen Idyllen und Katastrophen*, Gütersloh 1997, S. 54 und 237ff.; Victor Klemperer, «*Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*», Bd. 1, Berlin 1995, S. 483 und 487f.: 3., 10. und 13. Sept. 1939.
- 20 Breloer, *Mein Tagebuch*, S. 33: Gerhard M., 3. Sept. 1939.
- 21 Ebd., S. 33ff.: Gerhard M., 4.-5. Sept. 1939.
- 22 Orłowski/Schneider, «*Erschiessen will ich nicht!*», Einleitung und S. 37f.: 3.-5. Sept. 1939; Robert P. Ericksen, *Theologen unter Hitler. Das Bündnis zwischen evangelischer Dogmatik und Nationalsozialismus*, München 1986; Jack Forstman, *Christian Faith in Dark Times. Theological Conflicts in the Shadow of Hitler*, Louisville 1992.
- 23 Evangelisches Zentralarchiv Berlin, 2877, Dok. 1, *Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche*, 6. Sept. 1939; zu Meiser 1934 siehe: Kershaw, *Popular Opinion*, S. 156-184.
- 24 Zu 1914 siehe Stephan Fuchs, «*Vom Segen des Krieges*». *Katholische Gebildete im Ersten Weltkrieg. Eine Studie zur Kriegsdeutung im akademischen Katholizismus*, Stutt

- gart 2004; Thomas Brodie, »For Christ and Germany: German Catholicism and the Second World War«, DPhil thesis, Oxford 2013, S. 37–51; Peter Löffler (Hrsg.), *Bischof Clemens August Graf von Galen. Akten, Briefe und Predigten 1933–1946*, Bd. 2, Mainz 1988, S. 747; *MadR*, Bd. 3, S. 467 f. und 555 f.: 17. Nov. und 11. Dez. 1939.
- 25 Kleindienst, »*Sei tausendmal begrüßt*«: Ernst Guicking an Irene Reitz, 5. Sept. 1939; Irene an Ernst, 3. Sept. 1939.
- 26 Landrat Ebermannstadt, Ende Juli 1939, Staatsarchiv Bamberg, K8/III, 18473, zit. n. Kershaw, *Der Hitler-Mythos*, S. 176.
- 27 Kershaw, *Der Hitler-Mythos*, S. 176 ff.; »Rede Hitlers vor der deutschen Presse«, *VfZ* 6/2 (1958), S. 188; Domarus, *Hitler*, Bd. II/1, S. 1217; Kershaw, *Hitler 1936–1945*, S. 313 f.
- 28 Breloer, *Mein Tagebuch*, S. 35 f.: Gerhard M., 7. Sept. 1939.
- 29 Ebd., S. 36 ff.: Gerhard M., 10. Sept. 1939.
- 30 Ebd., S. 38 ff.: 11. Sept. 1939; zu den Einsatzorten siehe: <http://www.lexikon-der-wehrmacht.de/Gliederungen/Infanterieregimenter/IR26-R.htm>
- 31 Hans Rohde, *DRZW*, Bd. 2, S. 79–126.
- 32 Hosenfeld, »*Ich versuche jeden zu retten*«, S. 247 f.: 14. Sept. 1939.
- 33 Ebd., S. 250–255: 16., 23. und 30. Sept. 1939.
- 34 Baumgart, »Zur Ansprache Hitlers vor den Führern der Wehrmacht am 22. August 1939«, *VfZ* 16/2 (1968), S. 120–149; *Akten zur deutschen Auswärtigen Politik 1918–1945*, Serie D, Bd. 7, Baden-Baden/Göttingen 1956, Nr. 193.
- 35 Jochen Böhler, *Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939*, Frankfurt am Main 2006, S. 56 f. und 60 f.; Andreas Toppe, *Militär und Kriegsvölkerrecht. Rechtsnorm, Fachdiskurs und Kriegspraxis in Deutschland 1899–1940*, München 2008, S. 417.
- 36 Siehe Hew Strachan, »Clausewitz and the dialectics of war«, in: ders./Andreas Herberg-Rothe (Hrsg.), *Clausewitz in the Twenty-First Century*, Oxford 2007, S. 14–44; *DAZ*, 8. Sept. 1939; *FZ*, 7. Sept. 1939; Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 197 f.: 9. Sept. 1939; Böhler, *Auftakt zum Vernichtungskrieg*, S. 147–153, Zitat S. 152; Szymon Datner, »Crimes committed by the Wehrmacht during the September Campaign and the period of military government (1. Sept. 1939–25. Oct. 1939)«, *Polish Western Affairs* 3 (1962), S. 294–328; Umbreit, *Deutsche Militärverwaltungen*, S. 197 ff.; Alexander Rossino, *Hitler Strikes Poland. Blitzkrieg, Ideology and Atrocity*, Lawrence, Kans., 2003, S. 174 f. und 263. Zum Ersten Weltkrieg siehe John Horne/Alan Kramer, *German Atrocities, 1914. A History of Denial*, New Haven 2001.
- 37 Hosenfeld, »*Ich versuche jeden zu retten*«, S. 247 f. und 256: 14. und 30. Sept. 1939; Doris L. Bergen, »Instrumentalization of ›Volksdeutschen‹ in German Propaganda in 1939: Replacing/Erasing Poles, Jews, and Other Victims«, *German Studies Review* 31/3 (2008), S. 447–470.

Anmerkungen Kapitel 1

- 38 Konrad H. Jarausch/Klaus Jochen Arnold (Hrsg.), «Das stille Sterben ...». *Feldpostbriefe von Konrad Jarausch aus Polen und Russland 1939-1942*, Paderborn 2008, S. 100f.: an die Familie, 16. Sept. 1939; Markus Krzoska, «Der ‚Bromberger Blutsonntag‘ 1939. Kontroversen und Forschungsergebnisse», *VfZ* 60/2 (2012), S. 237-248; Włodzimierz Jatrzebski, *Der Bromberger Blutsonntag. Legende und Wirklichkeit*, Poznan 1990.
- 39 Helmut Krausnick / Hans-Heinrich Wilhelm, *Die Truppe des Weltanschauungskrieges. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938-1942*, Stuttgart 1981, S. 36; Klaus-Michael Mallmann/Jochen Böhler/Jürgen Matthäus, *Einsatzgruppen in Polen*, Darmstadt 2008; Rossino, *Hitler Strikes Poland*.
- 40 Helmut Walser Smith, *Die Geschichte des Schlachters. Mord und Antisemitismus in einer deutschen Kleinstadt*, Göttingen 2002, S. 246.
- 41 Christian Jansen /Arno Weckbecker, *Der Volksdeutsche Selbstschutz' in Polen 1939/ 40*, München 1992, S. 116f. und 135-138; Richard C. Lukas, *Did the Children Cry? Hitler's War against Jewish and Polish Children, 1939-1945*, New York 1994, S. 17.
- 42 Caplan/Wachsmann, *Concentration Camps in Nazi Germany*; Volker Riess, «Zentrale und dezentrale Radikalisierung. Die Tötungen ‚unwerten Lebens‘ in den annektierten west- und nordpolnischen Gebieten 1939-1941», in: Klaus-Michael Mallmann/Bogdan Musial (Hrsg.), *Genesis des Genozids – Polen 1939-1941*, Darmstadt 2004, S. 127-144.
- 43 Peter Longerich, *Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung*, München 1998, S. 245 ff.; Jansen/Weckbecker, *Der Volksdeutsche Selbstschutz*^ S. 127ff. und 212 ff.; Michael Wildt, *Generation des Unbedingten. Das Führerkorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburg 2002, S. 419-485.
- 44 Jansen/Weckbecker, *Der Volksdeutsche Selbstschutz*’, S. 117 f.
- 45 Ebd.
- 46 Ebd., S. 117ff.: Oberstabsarzt Dr. Wilhelm Möller an Hitler, 9. Okt. 1939; Engel, Hitlers Militäradjutant, Tagebucheintrag vom 18. November 1939, in: Martin Broszat, *Nationalsozialistische Polenpolitik 1939-1945*, Stuttgart 1961, S. 41; Blaskowitz, «Notizen zur Ansprache vor Wehrmachtskommandeuren am 15. Feb. 1940», in: Hans-Adolf Jacobsen / Werner Jochmann (Hrsg.), *Ausgewählte Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus 1933 bis 1945*, Bd. 2, Bielefeld 1961; Christopher Clark, «Johannes Blaskowitz: Der christliche General», in: Ronald Smelser / Enrico Syring (Hrsg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995, S. 28-50; Richard J. Giziowski, *The Enigma of General Blaskowitz*, London 1997; Johannes Hürter, *Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42*, München 2007, S. 184 ff.; zu den Besatzungstruppen siehe Czesław Madajczyk, *Die Okkupationspolitik Nazideutschlands in Polen 1939-1945*, Köln 1988, S.239f.

- 47 Cardinal Hlond (Hrsg.), *The Persecution of the Catholic Church in German-occupied Poland*, London 1941; Pierre Blet, *Papst Pius XXII. und der Zweite Weltkrieg. Aus den Akten des Vatikans*, Paderborn/München 2000, S. 73 f.; Brodie, »For Christ and Germany«, S. 47–51; *MadR*, Bd. 3, S. 555 f.: 11. Dez. 1939; Hans-Michael Körner, »Katholische Kirche und polnische Zwangsarbeiter 1939–1945«, *Historisches Jahrbuch* 112 (1992), S. 131 f.
- 48 Hosenfeld, »Ich versuche jeden zu retten«, S. 286: 10. Nov. 1939.
- 49 Ebd.
- 50 Heinrich Böll, *Briefe aus dem Krieg*, Bd. 1, München 2003, S. 78 f. und 62: an Eltern und Schwestern, 16. Juli und 2. Mai 1940; R.J. Defalque/A.J. Wright, »Methamphetamine for Hitler's Germany, 1937 to 1945«, *Bulletin of Anesthesia History* 29/2 (2011), S. 21–24 und 32.
- 51 VB, 13. und 18. Aug. 1939; zur Wehrmacht-Untersuchungsstelle siehe die demnächst erscheinende Oxford DPhil thesis von Jacques Schuhmacher, »Nazi Germany and the Morality of War«; A.M. de Zayas, *Die Wehrmacht-Untersuchungsstelle. Unveröffentlichte Akten über alliierte Völkerrechtsverletzungen im Zweiten Weltkrieg*, Berlin 1979, präsentiert eine völlig unkritische und tendenziöse Auswahl aus dieser Quelle.
- 52 Bergen, »Instrumentalization of ›Volksdeutschen‹«; Auswärtiges Amt (Hrsg.), *Dokumente polnischer Grausamkeit*, Berlin 1939 und (2. Aufl.) 1940.
- 53 Auswärtiges Amt, *Dokumente polnischer Grausamkeit*, S. 7; VB, 11. und 16. Feb. 1940; *MadR*, Bd. 13, S. 5145: 19. April 1943; Schuhmacher, »Nazi Germany and the Morality of War«, 1. Kap.
- 54 »Der Feldzug in Polen«, 1940; »Feuertaufe – Der Film vom Einsatz unserer Luftwaffe in Polen«, 1940; »Feinde«, Viktor Tourjansky, 1940; »Heimkehr«, Gustav Ucicky, 1941; Birthe Kundrus, »Totale Unterhaltung? Die kulturelle Kriegführung 1939 bis 1945 in Film, Rundfunk und Theater«, *DRZW*, Bd. 9/2, München 2005, S. 125; Gerhard Trimmel, *Heimkehr. Strategien eines nationalsozialistischen Films*, Wien 1998; Jo Fox, *Film Propaganda in Britain and Nazi Germany. World War II Cinema*, Oxford 2007.
- 55 Evangelisches Zentralarchiv Berlin, 2877, *Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche*, Berlin, 28. Sept. und 9. Nov. 1939.
- 56 *Sopade*, Bd. 6, 1939, S. 980.
- 57 Shirer, *Berliner Tagebuch 1938–41*, S. 221 f.: 6. Okt. 1939; Kershaw, *Hitler 1936–1945*, S. 364 f.; Domarus, *Hitler*, Bd. II/1, S. 1377–1394 (Zitate S. 1389, 1393).
- 58 Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 220 ff.: 6. Okt. 1939.
- 59 *MadR*, Bd. 2, S. 339 f. und 347 f.: 11. und 13. Okt. 1939; Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 224 f.: 15. Okt. 1939.
- 60 *MadR*, Bd. 2, S. 381 f.: 23. Okt. 1939.
- 61 Christian Hartmann, *Halder. Generalstabschef Hitlers 1938–1942*, Paderborn 1991,

Anmerkungen Kapitel 2

- S. 162 und 174; Bernd Martin, *Friedensinitiativen und Machtpolitik im Zweiten Weltkrieg 1939-1943*, Düsseldorf, 1974, S.82ff
- 62 Strobl, *The Swastika and the Stage*. S. 170-198; Goebbels, Rundfunkansprache vom 1. April 1933, in: Wolfgang von Hippel (Hrsg.), *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Die Französische Revolution im deutschen Urteil von 1789 bis 1945*, München 1989, S. 344f. Die Besetzungsliste umfasste: Bernhard Minetti (Robespierre), Gustav Knuth (Danton), Gustaf Gründgens (St. Just), Marianne Hoppe (Lucile Duplessis), Kitty Stengel (Julie Danton) und Maria Koppenhöfer (Marion); das Bühnenbild stammte von Traugott Müller. Kritiken: Hermann Pirich, *Der Angriff*, 11. Dez. 1939; Bruno E. Werner, *DAZ*, 9. Dez. 1939; Franz Köppen, *Berliner Börsenzeitung*, 11. Dez. 1939; siehe auch Strobl, *The Swastika and the Stage*, S. 192.
- 63 Georg Büchner, *Dantons Tod*, in: *Werke und Briefe*, Frankfurt am Main. 1979, Danton: 3. Akt 9. Szene, S. 68; Lucile: 4. Akt, 9. Szene, S. 81.
- 64 Strobl, *The Swastika and the Stage*, S. 192.

Kapitel 2

- 1 Orlowski/Schneider, *«Erschiessen will ich nicht!»*, S. 38 f.: 5. Sept 1939; Herta Lange/Benedikt Burkard (Hrsg.), *«Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer». Kinder schreiben an die Väter 1939-1945*, Hamburg 2000, S. 22 f.: Briefe vom 13. und 22. Sept. 1939
- 2 Kleindienst, *«Sei tausendmal gegrüßt»*: Familie Guicking an Ernst, 12. Sept. und 18. Dez. 1939; Brodie, *«For Christ and Germany»*, S. 272; Bischof von Fulda, 12. Okt. 1939; *MadR*, Bd.2, S. 438-441: 8. Nov. 1939.
- 3 Michael Wildt, *«Volksgemeinschaft: A modern perspective on National Socialist society»*, und Ulrich Herbert, *«Echoes of the Volksgemeinschaft»*, beide in: Steber/ Gotto, *Visions of Community in Nazi Germany*, S. 43-59 und 60-69.
- 4 Jay Winter/Jean-Louis Robert (Hrsg.), *Capital Cities at War. Paris, London, Berlin 1914-1919*, Cambridge 1997, S. 487-423; Avner Offer, *The First World War. An Agrarian Interpretation*, Oxford 1989; Mary Cox, *«Hunger Games: Or how the Allied blockade in the First World War deprived German children of nutrition, and Allied food aid subsequently saved them»*, *The Economic History Review*, Sept. 2014: doi: 10.1111/ehr.12070; Lizzie Collingham, *The Taste of War. World War Two and the Battle for Food*, London 2011, S. 18-32.
- 5 Kleindienst, *«Sei tausendmal gegrüßt»*: Irene an Ernst, 5. und 28. Sept. 1939.
- 6 Wolfgang Franz Werner, *«Bleib übrig»: Deutsche Arbeiter in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft*, Düsseldorf 1983, S. 51-54; Kleindienst, *«Sei tausendmal gegrüßt»*: Irene Reitz an Ernst Guicking, 24. Sept. 1939; *MadR*, Bd.2, S.354: 13. Okt. 1939.

- 7 *MadR*, Bd. 2, S. 377 ff.: 20. Okt. 1939; Christiane Berth, *Biografien und Netzwerke im Kaffeehandel zwischen Deutschland und Zentralamerika 1920–1959*, Hamburg 2014.
- 8 Adam Tooze, *Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus*, München 2007, S. 411 ff.; Gustavo Corni/Horst Gies, *Brot – Butter – Kanonen. Die Ernährungswirtschaft in Deutschland unter der Diktatur Hitlers*, Berlin 1997, S. 556 f.; Kleindienst, »Sei tausendmal begrüßt«: Irene und ihre Tante an Ernst Guicking, 1. Nov. 1939.
- 9 *MadR*, Bd. 2, S. 353 f., 370, 378 f. und 436: 13., 18. und 20. Okt. 1939 und 8. Nov. 1939; Wilhelm Keil, *Erlebnisse eines Sozialdemokraten*, Bd. 2, Stuttgart 1947, S. 558.
- 10 Werner, »Bleib übrig«, S. 129; *Sopade*, Bd. 6, 1939, S. 978; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 110–121; *MadR*, Bd. 3, S. 580 f.: 15. Dez. 1939.
- 11 *Sopade*, Bd. 6, 1939, S. 979f: Grohé war von 1931 bis 1945 Gauleiter von Köln und Aachen; *MadR*, Bd. 2, S. 421: 6. Nov. 1939.
- 12 Herbert Strauss, »Jewish emigration from Germany, Part 1«, *Leo Baeck Institute Year Book*, London 1980, S. 317 f. und 326 f.; Marion Kaplan, *Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland*, Berlin 2001, S. 173, 207 f., 216–222; Hazel Rosenstrauch (Hrsg.), *Aus Nachbarn wurden Juden. Ausgrenzung und Selbstbehauptung 1933–1942*, Berlin 1988, S. 118; Klepper, *Unter dem Schatten deiner Flügel*, S. 794 f.: 28. Aug. 1939; Ulrich Herbert, *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des »Ausländer-Einsatzes« in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*, Berlin/Bonn 1985, S. 101–152.
- 13 Corni/Gies, *Brot – Butter – Kanonen*, S. 555 ff.; Werner, »Bleib übrig«, S. 134, 126 f. und 198 f.; *MadR*, Bd. 2, S. 424; Birthe Kundrus, *Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg*, Hamburg 1995, S. 279 ff., zum Familienunterhalt und zur entschlossenen Haltung des Innenministeriums, dass staatliche Zuwendungen den privaten Verdienst nicht ersetzen sollten.
- 14 Werner, »Bleib übrig«, S. 128–136.
- 15 Ebd., S. 127 f.
- 16 *MadR*, Bd. 2, S. 363 und 384: 16. und 23. Okt. 1939; Tim Mason, *Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft. Dokumente und Materialien zur deutschen Arbeiterpolitik 1936–1939*, Opladen 1975, S. 980–1234; ders., *Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft*, Opladen 1977, S. 295 f.; Alf Lütke, *Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*, Hamburg 1993.
- 17 Werner, »Bleib übrig«, S. 53 f.; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 120; Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 262: 9. und 11. Jan. 1940; gleichzeitig berichtete Shirer in seiner Rundfunksendung vom 9. Januar, dass die Kohleversorgung sich verbesserte: William L. Shirer, *This Is Berlin. Rundfunkreportagen aus Deutschland 1939–1940*, Leipzig 1999, S. 163.
- 18 Werner, »Bleib übrig«, S. 54 f. und 129: Heß verbot diese Praxis am 17. Feb. 1940.

Anmerkungen Kapitel 2

- 19 Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 121; *MadR*, Bd. 2, S. 357:11. Dez. 1939; *Sopade*, Bd. 6, 1939, S. 983: Bericht aus Südwest-Deutschland.
- 20 *MadR*, Bd 2, S. 416, 3. Nov. 1939.
- 21 Gisela Bock, *Zwangsterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*, Opladen 1986; Paul Weindling, *Health, Race, and German Politics between National Unification and Nazism, 1870-1945*, Cambridge 1989; Comelie Osborne, *Frauenkörper – Volkskörper. Geburtenregelung und Bevölkerungspolitik in der Weimarer Republik*, Münster 1994; Frank Kebabedies, *Ausser Kontrolle. Jugendkriminalpolitik in der NS-Zeit und der frühen Nachkriegszeit*, Essen 2000; Stefan Kühl, *The Nazi Connection. Eugenies, American Racism and German National Socialism*, New York 1994. Zum Vergleich siehe Linda Mahood, *Policing Gender, Class and Family. Britain, 1850-1940*, London 1995; Lynn Abrams, *The Orphan Country*, Edinburgh 1998; Sarah Fishman, *The Battlefor Children. World War II Youth Crime, and Juvenile Justice in Twentieth-century France*, Cambridge, Mass., 2002; Robert Mennel, *Thoms and Thistles. Juvenile Delinquents in the United States, 1825-1940*, Hanover, New Hampshire, 1973; Adolfo Ceretti, *Corne pensa il Tribunale per i minorenni. Una ricerca sul giudicato pendle a Milano dal 1934 al 1990*, Mailand 1996; Wachsmann, *Gefangen unter Hitler*, S. 408-413.
- 22 Siehe Nicholas Stargardt, *Kinder in Hitlers Krieg*, München 2007, Kapitel 2; Edward Dickinson, *The Politics of German Child Welfarefrom the Empire to the Federal Republic*, Cambridge, Mass., 1996, S.213f.; Eckhard Hansen, *Wohlfahrtspolitik im NS-Staat. Motivationen, Konflikte und Machtstrukturen im Sozialismus der Tat' des Dritten Reiches*, Augsburg 1991, S. 245.
- 23 Wolfgang Ayass, *Das Arbeitshaus Breitenau. Bettler, Landstreicher, Prostituierte, Zuhälter und Fürsorgeempfänger in der Korrekions- und Landarmenanstalt Breitenau (1874-1949)*, Kassel 1992, S. 162-169.
- 24 LWV, 2/8253, Ronald H., Amtsgericht Weimar, 10. März 1942.
- 25 LWV, 2/8868, Anni N., S.8f., Kriminalpolizeibericht, 31. Juli 1940; Jugendamt Apolda, 13. Okt. 1941.
- 26 Vgl. Tanja Hommen, *Sittlichkeitsverbrechen. Sexuelle Gewalt im Kaiserreich*, Frankfurt am Main 1999, insbesondere S. 92 ff.
- 27 LWV 2/8868, Anni N., S. 30: Direktor von Breitenau an Jugendamt Apolda, 24. Feb. 1942; LWV, 2/9565, Lieselotte W., Hausstrafen, S. 3; LWV, 2/9009, Waltraud P., 12. Sept. 1942: S. 57f.; LWV, 2/8029, Ruth F., 23. Okt. 1942; LWV, 2/9163, Maria S., 7. Nov. 1943: S. 30 und 32; Lieselotte S. in LWV, Bücherei 1988/323, Ulla Fricke/Petra Zimmermann, «Weibliche Fürsorgeerziehung während des Faschismus – am Beispiel Breitenau», MS, S. 86f.
- 28 LWV, 2/9189, Lieselotte S., S. 16-19: Brief an Mutter, 14. Jan. 1940.
- 29 Dörte Winkler, «Frauenarbeit versus Frauenideologie: Probleme der weiblichen Erwerbstätigkeit in Deutschland 1930-1945», *Archiv für Sozialgeschichte* 17

- (1977), S. 99–126; Norbert Westenrieder, *Deutsche Frauen und Mädchen! Vom Alltagsleben 1933–1945*, Düsseldorf 1984; Stefan Bajohr, *Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914 bis 1945*, Marburg 1979; Carola Sachse, *Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie. Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert*, Hamburg 1990; Dörr, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...«, Bd. 2: *Kriegsalltag*, S. 9–37 und 81–99; Kershaw, *Popular Opinion*, S. 297–302; Jeremy Noakes (Hrsg.), *Nazism, 1919–1945. A Documentary Reader*, Bd. 4, Exeter 1998, S. 313–325 und 335–338.
- 30 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz P. an seine Familie: 13. Sept. 1939.
- 31 Ebd., Fritz P. an seine Familie: 30. Nov. 1939.
- 32 Ebd., Fritz P. an seine Familie: 29. Sept. 1939.
- 33 Corey Ross, *Media and the Making of Modern Germany. Mass Communications, Society and Politics from the Empire to the Third Reich*, Oxford 2008, S. 355f.; *MadR*, Bd. 2, S. 334: 9. Okt. 1939.
- 34 Ernst Kris/Hans Speier (Hrsg.), *German Radio Propaganda. Report on Home Broadcasts during the War*, London/New York 1944, S. 203f. und 328: 4. Feb. 1940.
- 35 Ross, *Media and the Making of Modern Germany*, S. 331–337; Joseph Goebbels, *Goebbels' Reden 1932–1945*, hrsg. v. Helmut Heiber, Bindlach 1991, Bd. 1, S. 94f.: 25. März 1933.
- 36 Kleindienst, »Sei tausendmal begrüßt«: Irene an Ernst Guicking, 13. Okt. 1939.
- 37 Heinz Goedecke/Wilhelm Krug, *Wir beginnen das Wunschkonzert*, Berlin 1940, S. 36 und 39; David Bathrick, »Making a National Family with the Radio: The Nazi Wunschkonzert«, *Modernism/Modernity* 4/1 (1997), S. 115–127. Siehe auch Noakes, *Nazism, 1919–1945*, S. 502f., 551f. und 558–565.
- 38 Kleindienst, »Sei tausendmal begrüßt«: Irene an Ernst, 15. Okt. 1939.
- 39 Ebd.: Irene an Ernst, 29. Okt. 1939; Paula Reitz an Irene, 27. Nov. 1939 und an Ernst Guicking, 27. Nov. 1939; Ernst an Hermann Reitz, 29. Nov. 1939; Hermann und Paula Reitz an Ernst Guicking, 6. Dez. 1939; Ernst an Irene, 29. Nov. 1939; Frau Guicking an Ernst, 6. 12. 1939.
- 40 Ebd.: Anna Guicking an Irene Reitz, 10. Dez. 1939.
- 41 Goedecke/Krug, *Wir beginnen das Wunschkonzert*, S. 43ff. und 128; Kundrus, »Totale Unterhaltung?«, S. 134.
- 42 Hans-Jörg Koch, *Das Wunschkonzert im NS-Rundfunk*, Köln 2003, S. 221; Kundrus, »Totale Unterhaltung?«, S. 138; Ansgar Diller, *Rundfunkpolitik im Dritten Reich*, München 1980, S. 343; *MadR*, Bd. 3, S. 941, 1. April 1940.
- 43 Siehe die exzellente Analyse von Bathrick, »Making a National Family with the Radio: The Nazi Wunschkonzert«.
- 44 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz P. an seine Familie: 6. Okt. 1939.
- 45 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz P. an seine Familie: 7. Okt. 1939; allgemein siehe Latzel, *Deutsche Soldaten*, Paderborn 2000.

Anmerkungen Kapitel 3

Kapitel 3

- 1 JZD, Karl Kühnel an seine Familie, 23. Okt. 1939, und an das Wehrmeldeamt in Freiberg, 1. Jan. 1937; siehe auch Marcus Herrberger (Hrsg.), *Denn es steht geschrieben: «Du sollst nicht töten!» Die Verfolgung religiöser Kriegsdienstverweigerer unter dem NS-Regime mit besonderer Berücksichtigung der Zeugen Jehovas (1939-1945)*, Wien 2005, S. 300.
- 2 JZD, Josef Rimpl, Rupert Sauseng und Karl Endstrasser an ihre Familien, 14. Dez. 1939; Herrberger, *Denn es steht geschrieben*, S. 296-302.
- 3 Detlef Garbe, *Zwischen Widerstand und Martyrium. Die Zeugen Jehovas im Dritten Reich*, München 1993, S. 420-424; VB, 16. Sept. 1939.
- 4 Robert Gerwarth, *Reinhard Heydrich. Biographie*, München 2011; Klaus-Detlev Godau-Schüttke, *Ich habe nur dem Recht gedient. Die «Renazifizierung» der Schleswig-Holsteinischen Justiz nach 1945*, Baden-Baden 1993, S. 188f.; Steven R. Welch, «„Harsh but Just“? German Military Justice in the Second World War: A Comparative Study of the Court-Martialing of German and US Deserters», *German History* 17/3 (1999), S. 369-399, hier S. 378; BA-ZNS RW55/7269; zum Ersten Weltkrieg siehe Benjamin Ziemann, *Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern*, Essen 2013.
- 5 Garbe, *Zwischen Widerstand und Martyrium*, S. 352-368 und 387-390; Peter Kalmbach, *Wehrmachtjustiz*, Berlin 2012; Manfred Messerschmidt, *Wehrmachtjustiz 1933-1945*, Paderborn 2005; Hans-Peter Klausch, «„Erziehungsmänner» und ‚Wehrunwürdige‘. Die Sonder- und Bewährungseinheiten der Wehrmacht», in: Norbert Haase/Gerhard Paul (Hrsg.), *Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 1995, S. 66-82; Fietje Ausländer, «„Zwölf Jahre Zuchthaus! Abzusitzen nach Kriegsende!“ Zur Topographie des Strafgefangenenwesens der Deutschen Wehrmacht», in: Haase/Paul, *Die anderen Soldaten*, S. 50-65.
- 6 JZD, Bernhard Grimm an Eltern und Bruder, 20.-21. Aug. 1942; hingerichtet am 21. Aug. 1942; Herrberger, *Denn es steht geschrieben*, S. 265-272; Garbe, *Zwischen Widerstand und Martyrium*, S. 387 f.
- 7 James Irvin Lichti, *Houses on the Sand? Pacifist Denominations in Nazi Germany*, New York 2008, S. Iff., 46 f., 65; Eberhard Röhm, *Sterben für den Frieden. Spurensicherung: Hermann Stöhr (1898-1940) und die ökumenische Friedensbewegung*, Stuttgart 1985; Klaus Brantzen, *Pater Franz Reinisch – sein Lebensbild. Ein Mann steht zu seinem Gewissen*, Neuwied 1993; Andreas Maislinger, «Der Fall Franz Jägerstätter», Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, *Jahrbuch*, 1991. Stöhr wurde am 21. Juni 1940 hingerichtet, Reinisch am 22. Aug. 1942, Jägerstätter am 9. Aug. 1943; Werner Jentsch, *Christliche Stimmen zur Wehrdienstfrage*, Kassel 1952, S. 17-84.

- 8 Garbe, *Zwischen Widerstand und Martyrium*, S. 379, 243f.
- 9 Ebd., S. 370f.: Fromm, 17. Okt. 1939; Keitel, 1. Dez. 1939; BA-MA, RH 53–6/76, Bl. 168.
- 10 Peter Riedesser/Axel Verderber, »Maschinengewehre hinter der Front«. *Zur Geschichte der deutschen Militärpsychologie*, Frankfurt am Main 1996, S. 104f.; L. B. Kalinowsky, »Problems of war neuroses in the light of experiences in other countries«, *American Journal of Psychiatry* 107 (1950), S. 340–346, zit. in: Ben Shephard, *War of Nerves. Soldiers and Psychiatrists, 1914–1994*, London 2000, S. 303.
- 11 Ralf Forsbach, *Die medizinische Fakultät der Universität Bonn im »Dritten Reich«*, München 2006, S. 213–216; Norbert Emmerich, »Die Wittenauer Heilstätten 1933–1945«, in: *Totgeschwiegen 1933–1945. Zur Geschichte der Wittenauer Heilstätten. Seit 1957 Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik*, hrsg. v. der Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik, Berlin 1989, S. 82; Bernhard Richarz, *Heilen, Pflegen, Töten. Zur Alltagsgeschichte einer Heil- und Pflegeanstalt bis zum Ende des Nationalsozialismus*, Göttingen 1987, S. 134f.
- 12 Riedesser/Verderber, »Maschinengewehre hinter der Front«, S. 112, 116–121 und 126–129.
- 13 Paul Althaus, »Pazifismus und Christentum. Eine kritische Studie«, *Neue Kirchliche Zeitschrift* 30 (1919), S. 456; Ericksen, *Theologen unter Hitler*; Tanja Hetzer, »Deutsche Stunde«. *Volksgemeinschaft und Antisemitismus in der politischen Theologie bei Paul Althaus*, München 2009, Althaus-Zitat S. 84; Jack Forstman, *Christian Faith in Dark Times. Theological Conflicts in the Shadow of Hitler*, Louisville 1992.
- 14 Orłowski/Schneider, »Erschießen will ich nicht!«, S. 16–26, 38 und 52: 5. Sept. und 22. Nov. 1939.
- 15 Kurt Sontheimer, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933*, München 1994; Hetzer, »Deutsche Stunde«, S. 171–204; James M. Stayer, *Martin Luther, German Saviour. German Evangelical Theological Factions and the Interpretation of Luther, 1917–1933*, Montreal 2000, S. 86–90.
- 16 Gerhard Fieberg/Ralph Angermund/Gertrud Sahler (Hrsg.), *Im Namen des deutschen Volkes. Justiz und Nationalsozialismus*, Köln 1989, S. 149f.; Evans, *Rituale der Vergeltung*, S. 827; Detlev Peukert, *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus*, Köln 1982; Robert Gellately, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, Stuttgart/München 2002; Wachsmann, *Gefangen unter Hitler*.
- 17 Gellately, *Hingeschaut und weggesehen*, S. 112–115; Evans, *Rituale der Vergeltung*, S. 834–838; Nikolaus Wachsmann, »Annihilation through Labor: The killing of state prisoners in the Third Reich«, *Journal of Modern History* 71 (1999), S. 624–659.
- 18 Eric Johnson, *Der nationalsozialistische Terror. Gestapo, Juden und gewöhnliche Deut-*

Anmerkungen Kapitel 3

- sche, München 2001, S. 367 f.; Jill Stephenson, *Hitler's Home Front. Württemberg under the Nazis*, London 2006, S. 206; Ian Kershaw/Moshe Lewin (Hrsg.), *Stalinism and Nazism. Dictatorships in Comparison*, Cambridge 1997; Meike Wohlert, *Der politische Witz in der NS-Zeit*, Frankfurt am Main 1997.
- 19 Shirer, *Berliner Tagebuch*, 1934-41, S. 249f.: 21. Dez 1939; *MadR*, Bd. 2, S. 366, 358 und 421 f.: 18. und 16. Okt., 6. Nov. 1939, Bd. 8, S. 3020; 24. Nov. 1941; Kundrus, «Totale Unterhaltung?», S. 144-147; Conrad Latour, «Goebbels' ‚Ausserordentliche Rundfunkmassnahmen' 1939-42», *VfZ* 11/4 (1963), S. 418-455; Michael Hensle, *Rundfunkverbrechen. Das Hören von «Feindsendern» im Nationalsozialismus*, Berlin 2003; Wolf-Dieter Mechler, *Kriegsalltag an der «Heimatfront». Das Sondergericht Hannover im Einsatz gegen «Rundfunkverbrecher», «Schwarzschlachter», «Volksschädlinge» und andere «Straftäter» 1939 bis 1945*, Hannover 1997.
- 20 Reissner zit. nach Norbert Krüger, «Die Bombenangriffe auf das Ruhrgebiet», in: Ulrich Borsdorf/Mathilde Jamin (Hrsg.), *Über Leben im Krieg. Kriegserfahrungen in einer Industrieregion*, Reinbek 1989, S. 92; RAF-Flugblätter siehe Gerhard L. Weinberg, *Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs*, Stuttgart 1995, S. 86f.; Richard Ovey, *Die Wurzeln des Sieges. Warum die Alliierten den Zweiten Weltkrieg gewannen*, Stuttgart 2000, S. 144 f.; Gerwin Strobl, *The Germanic Isle. Nazi Perceptions of Britain*, Cambridge 2000; Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 243; Ley, 24. März 1940, ‚der Lügen-Lord'; Löns-Lied: *MadR*, Bd. 2, S. 384; 23. Okt. 1939.
- 21 Johnson, *Der nationalsozialistische Terror*, S. 359-363; Michael Maass, *Freizeitgestaltung und kulturelles Leben in Nürnberg 1930-1945. Eine Studie zu Alltag und Herrschaftsausübung im Nationalsozialismus*, Nürnberg 1994, S. 240.
- 22 Evans, *Rituale der Vergeltung*, S. 827; Hans Wrobel (Hrsg.), *Strafjustiz im totalen Krieg. Aus den Akten des Sondergerichts Bremen 1940 bis 1945*, Bd. 1, Bremen 1991, S. 46-49; Lothar Gruchmann, *Justiz im Dritten Reich. Anpassung und Unterwerfung in der Ära Gürtner*, München 1990, S.910f.; Dörner, *Erziehung durch Strafe*, S. 199-215 und 257-264; Patrick Wagner, *Volksgemeinschaft ohne Verbrecher. Konzeption und Praxis der Kriminalpolizei in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus*, Hamburg 1996, S. 311.
- 23 Wachsmann, *Gefangen unter Hitler*, S. 408-414, 209-212, 234-238 und 298-308; Karin Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte*, Hamburg 1999, S. 97-106.
- 24 Heinz Faulstich, «Die Zahl der ‚Euthanasie'-Opfer», in: Andreas Frewer/Clemens Eickhoff (Hrsg.), *«Euthanasie» und aktuelle Sterbehilfe-Debatte*, Frankfurt am Main 2000, S. 223-227.
- 25 Ulf Schmidt, «Reassessing the beginning of the ‚Euthanasia' programme», *German History* 17/4 (1999), S. 543-550; Michael Burleigh, *Tod und Erlösung. Euthanasie in Deutschland 1900-1945*, Zürich/München 2002, S. 117-127; Peter Sandner, *Verwaltung des Kranken-*

- mordes. *Der Bezirksverband Nassau im Nationalsozialismus*, Giessen 2003, S. 532 f.; Hans Mausbach / Barbara Bromberger, «Kinder als Opfer der NS-Medizin, unter besonderer Berücksichtigung der Kinderfachabteilungen in der Psychiatrie», in: Christina Vanja / Martin Vogt (Hrsg.), *Euthanasie in Hadamar. Die nationalsozialistische vernichtungspolitik in hessischen Anstalten*, Kassel 1991, S. 145-156; Richarz, *Heilen, Pflegen, Töten*, S. 177-189; Andrea Berger / Thomas Oelschläger, «Ich habe eines natürlichen Todes sterben lassen: Das Krankenhaus im Kalmenhof und die Praxis der nationalsozialistischen vernichtungsprogramme», in: Christian Schraper / Dieter Sengling (Hrsg.), *Die Idee der Bildbarkeit. 100 Jahre sozialpädagogische Praxis in der Heilerziehungsanstalt Kalmenhof*, Weinheim 1988, S. 269-336, hier S. 310-331; Dorothea Sick, «Euthanasie» im Nationalsozialismus am Beispiel des Kalmenhofs in Idstein im Taunus, Frankfurt am Main 1983, S. 57ff.; Dorothee Roer/Dieter Henkel (Hrsg.), *Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933-1945*, Bonn 1986, S. 216ff.; Udo Benzenhöfer, «Kindeifachabteilungen» und «NS-Kindereuthanasie» (= Studien zur Geschichte der Medizin im Nationalsozialismus, Bd. 1), Wetzlar 2000.
- 26 Forsbach, *Die medizinische Fakultät*, S. 493-517.
- 27 Riedesser/Verderber, «*Maschinengewehre hinter der Front*», S. 109 und 113 f.; Ernst Klee (Hrsg.), *Dokumente zur «Euthanasie»*, Frankfurt am Main 1985, S. 70 f.; ders., *Was sie taten – was sie wurden. Ärzte, Juristen und andere Beteiligte am Kranken- oder Judenmord*, Frankfurt am Main 1986; Burleigh, *Tod und Erlösung*, S. 154ff.; Paul Weindling, *Health, Race, and German Politics between National Unification and Nazism, 1870-1945*, Cambridge 1989, S. 381 ff., 444 und 578; Osborne, *Frauenkörper-Volkskörper*, S. 168-177; Elizabeth Harvey, *Youth and Welfare State in Weimar Germany*, Oxford 1993, S.253f.
- 28 Burleigh, *Tod und Erlösung*, S. 21-76; zum Ersten Weltkrieg siehe: Heinz Faulstich, *Von der Irrenfürsorge zur «Euthanasie». Geschichte der badischen Psychiatrie bis 1945*, Freiburg 1993, S. 77.
- 29 Sick, «Euthanasie» im Nationalsozialismus, S. 73; Gerhard Schmidt, *Selektion in der Heilanstalt 1939-1945*, Frankfurt am Main 1983, S. 118 f.
- 30 Kurt Nowak, «Euthanasie» und Sterilisierung im «Dritten Reich», Göttingen 1984, S. 138-148.
- 31 Burleigh, *Tod und Erlösung*, S. 193-200; Winfried Süß, «Volkskörper» im Krieg. *Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939-1945*, München 2003; Götz Aly, *Die Belasteten: Euthanasie 1939-1945. Eine Gesellschaftsgeschichte*, Frankfurt am Main 2013..
- 32 Hetzer, «*Deutsche Stunde*», S. 189 ff. und 232.
- 33 Nowak, «Euthanasie» und Sterilisierung im «Dritten Reich», S. 138-148; Susanne Scholz/Reinhard Singer, «Die Kinder in Hadamar», in: Roer/Henkel, *Psychiatrie im Fa-*

Anmerkungen Kapitel 4

- schismus*, S. 228 f.; Renate Otto, «Die Heilerziehungs- und Pflegeanstalt Scheuern», in: Klaus Böhme / Uwe Lohalm (Hrsg.), *Wege in den Tod. Hamburgs Anstalt Langenborn und die Euthanasie in der Zeit des Nationalsozialismus*, Hamburg 1993, S. 320-333; Sandner, *Verwaltung des Krankenmordes*, S.458f.; Uwe Kaminski, *Zwangsterilisation und «Euthanasie» im Rheinland. Evangelische Erziehungsanstalten sowie Heil- und Pflegeanstalten 1933-1945*, Köln 1995, S. 420-422; Bettina Winter / Gerhard Baader / Johannes Cramer, «*Verlegt nach Hadamar*». *Die Geschichte einer NS-Euthanasieanstalt*, Kassel 1991, S. 116; Burleigh, *Tod und Erlösung*, S.188f.
- 34 Lothar Gruchmann (Hrsg.), *Autobiographie eines Attentäters. Aussage zum Sprengstoffanschlag im Bürgerbräukeller, München am 8. November 1939*, Stuttgart 1970; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 371-377; *MadR*, Bd. 2, S. 441: 10. Nov. 1939.
- 35 Heinz Lauber, *Judenpogrom. «Reichskristallnacht»: November 1938 in Grossdeutschland*, Gerlingen 1981, S. 123f.; Saul Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, Bd. 1: *Die Jahre der Verfolgung 1933-1939*, 3.Aufl., München 2007, S. 293-296; Michael Wildt, *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919-1939*, Hamburg 2007.
- 36 Marion Kaplan, *Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazi-deutschland*, Berlin 2001, S. 209-213; Thomas Gève, *Geraubte Kindheit. Ein Junge überlebt den Holocaust*, Konstanz 1993, S.24f.

Kapitel 4

- 1 Paulheinz Wantzen, *Das Leben im Krieg 1939-1946. Ein Tagebuch. Aufgezeichnet in der damaligen Gegenwart*, Bad Homburg 2000, S. 72 f.
- 2 Ebd., S. 70-74: 10. Mai 1940.
- 3 Shirer, *Berliner Tagebuch*, 1939-1945, S.317ff: 10.-11.Mai 1940; *MadR*, Bd. 3, S. 1128: 14. Mai 1940; Anton Hoch, «Der Luftangriff auf Freiburg am 10. Mai 1940», *VfZ* 4/2 (1956), S. 115-144.
- 4 MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus an seine Eltern, 11. Mai 1940; Erna an Helmut Paulus: 12. Mai 1940.
- 5 Hosenfeld, «*Ich versuche jeden zu retten*», S. 344 f.: 10. Mai 1940.
- 6 *MadR*, Bd. 3, S. 1127: 14. Mai 1940.
- 7 *Die Wehrmachtberichte 1939-1945*, Bd. 1, München 1985, S. 144f.
- 8 Karl-Heinz Frieser, *Blitzkrieg-Legende. Der Westfeldzug 1940*, München 1995, S. 302 ff.
- 9 Julian Jackson, *The Fall of France. The Nazi Invasion of 1940*, Oxford 2004, S. 25-39; Frieser, *Blitzkrieg-Legende*, S. 307.
- 10 Hartmann, *Halder*, S. 172 ff. und 191-196.

- 11 Frieser, *Blitzkrieg-Legende*, S. 193–206; Robert Jackson, *Air War over France, May–June 1940*, London 1974.
- 12 Frieser, *Blitzkrieg-Legende*, S. 240–248; Jackson, *The Fall of France*, S. 42–47.
- 13 *MadR*, Bd. 3, S. 1139, 1127 und 1151: 16., 14. und 20. Mai 1940.
- 14 Frieser, *Blitzkrieg-Legende*, S. 220–298.
- 15 Edward Hooton, *Luftwaffe at War*, Bd. 2, Leicester 2008, S. 67; Frieser, *Blitzkrieg-Legende*, S. 315–362; Werner Pieper (Hrsg.), *Nazis on Speed. Drogen im 3. Reich*, Lohrbach 2002.
- 16 *MadR*, Bd. 3, S. 1153 f., 1162–1166: 20. und 23. Mai 1940.
- 17 Kleindienst, »Sei tausendmal begrüßt«: Ernst an Irene Guicking, 28. Mai, 9., 2., 7., 15., 21., 24. und 30. Juni 1940.
- 18 MfK-FA, 3.2002.0211, Hans Albring an Eugen Altrogge, [o.D.] Mai 1940.
- 19 MfK-FA, 3.2002.210, Eugen Altrogge an Hans Albring, 16., 23. und 1. Mai 1940; Gundula Kreuzer, *Verdi and the Germans. From Unification to the Third Reich*, Cambridge 2010.
- 20 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 3. Juni, 17. Juli 1940; siehe auch 15., 19., 22., 26., 28. Mai, 19. und 24. Juni 1940.
- 21 Kay Hoffmann, »Der Mythos der perfekten Propaganda. Zur Kriegsberichterstattung der Wochenschau im Zweiten Weltkrieg«, in: Ute Daniel (Hrsg.), *Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, Göttingen 2006, S. 169–192; Kundrus, »Totale Unterhaltung?«, S. 102 f.; Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 151 f.: 19. Juni 1940; *MadR*, Bd. 3, S. 1166 ff. und 1221 ff.: 23. Mai und 6. Juni 1940; Ross, *Media and the Making of Modern Germany*, S. 349; *Film-Kurier*, 21, 27. Mai 1940, S. 1.
- 22 W. J. R. Gardner, *The Evacuation from Dunkirk. »Operation Dynamo«*, 26. May–4. June 1940, London 1949; Norman Franks, *The Air Battle of Dunkirk*, London 1983.
- 23 MfK-FA, 3.2002.0211, Hans Albring an Eugen Altrogge, Pfingsten [12.] Mai und 2. Juni 1940.
- 24 *MadR*, Bd. 3, S. 1266 f.: 17. Juni 1940; Kleindienst, »Sei tausendmal begrüßt«: Irene an Ernst Guicking, 23. Juni 1940.
- 25 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 3. Juni, 17. Juli 1940; siehe auch 15., 19., 22., 26., 28. Mai, 19. und 24. Juni 1940.
- 26 Hosenfeld, »Ich versuche jeden zu retten«, S. 51–54; 357–360: Briefe an seine Frau und seinen Sohn, 11., 14. und 16. Juni 1940.
- 27 MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus an seine Eltern, 17. Juni und 16. April 1940; KA, 3931/2, Dierk S., »Auszüge«, S. 5 f. und 12–15: 1. Juli, 25.–26. Sept., 29. Nov. und 21. Dez 1940; Kershaw, *Der Hitler-Mythos*, S. 191.
- 28 *MadR*, Bd. 3, S. 1167 und 1283: 23. Mai und 20. Juni 1940; Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 234; Die Deutsche Wochenschau Nr. 511, 20. Juni 1940.
- 29 *MadR*, Bd. 3, S. 1221 f.: 6. Juni 1940; MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard

Anmerkungen Kapitel 4

- Probst, 22. Mai 1940; Raffael Scheck, *Hitlers afrikanische Opfer. Die Massaker der Wehrmacht an schwarzen französischen Soldaten*, Berlin 2009; Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, Bd 1: *Frauen, Flinten, Körper, Geschichte*, Reinbek 1980 [Basel 1977], S.101.
- 30 Shirer, *Berliner Tagebuch 1934-41*, S. 393-403: 21.-23. Juni 1940; Die Deutsche Wochenschau Nr. 512, 27. Juni 1940; *MadR*, Bd. 3, S. 1306f.: 27. Juni 1940.
- 31 *MadR*, Bd.3, S.1284: 20.Juni 1940, siehe auch S.978f., 1179f. und 1221 ff.: 10. Apr., 27. Mai und 6. Juni 1940; zum Kinobesuch siehe David Welch, *Propaganda and the German Cinema*, Oxford 1985, S. 196; Erica Carter, *Dietrich's Ghosts. The Sublime and the Beautiful in Third Reich Film*, London 2004, Kap. 7; Regierungspräsident von Schwaben, 9. Juli 1940, sowie Wochenschauberichte zit. in: Kershaw, *Der Hitler-Mythos*, S. 190 f. und 192 f.; Joachim Fest, *Hitler. Eine Biographie*, Berlin 2010 [1973], S. 895.
- 32 Orłowski/Schneider, *«Erschossen will ich nicht!»*, S. 73 und 70: 21. Juni und 15. Mai 1940; Evangelisches Zentralarchiv Berlin, 1/2877: Ansprache von Landesbischof D. Meiser bei der 49. Tagung des Bayerischen Pfarrervereins, 26. Juni 1940.
- 33 Robert Gildea, *Marianne in Chains. In Search of the German Occupation, 1940-45*, London, 2003, S. 72; H.-J. Ludendorff, *Sturmarsch zur Loire: Ein Infanteriekorps stürmt, siegt und verfolgt. Erinnerungsbuch des XXXVIII. Armeekorps vom Feldzug über Somme, Seine und Loire*, Berlin 1941, S. 142; Kleindienst, *«Sei tausendmal gegrüsst»*: Ernst an Irene Guicking, 30. Juni 1940.
- 34 Die offizielle Zahl der deutschen militärischen Verluste im Ersten Weltkrieg belief sich auf 1885 245, weitere 170'000 Soldaten wurden vermisst und waren vermutlich tot: *Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1924-1925*, Bd. 44, Berlin 1925, S. 25. Die Wehrmacht gab 1944 an, dass beim Polenfeldzug 15'500 ihrer Soldaten getötet wurden, und erhöhte die Schätzung der in Frankreich Gefallenen von 26'500 auf 46'000: Rüdiger Overmans, *Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg*, München 1999, S. 304.
- 35 Shirer, *Berliner Tagebuch 1934-41*, S. 425 f.: 18. Juli 1940; Alexandra Richie, *Faust's Metropolis. A History of Berlin*, New York 1998, S.492L; Joseph Goebbels, *Die Zeit ohne Beispiel*, München 1941, S. 305 ff.
- 36 Shirer, *Berliner Tagebuch 1934-41*, S. 426-431 und 432: 19. und 22.Juli 1940; Domarus, *Hitler*, Bd.II/1, München 1965, S. 1541-1559, Zitate S. 1153 und 1557ff.; Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 388.
- 37 *MadR*, Bd.5, S.1412 und 1402: 25. und 22.Juli 1940; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 406; Kleindienst, *«Sei tausendmal gegrüsst»*: Irene an Ernst Guicking, 23. Juni 1940; Hosensfeld, *«Ich versuche jeden zu retten»*, S. 362 und 260: 26. und 16. Juni 1940.
- 38 Churchill, BBC, 14. Juli 1940: <http://www.winstonchurchill.org/learn/speeches/speeches-of-winston-churchill/126-war-of-the-unknown-warriors>; Martin Tho-

- mas, »After Mers-el-Kébir: The Armed Neutrality of the Vichy French Navy, 1940–43«, *English Historical Review* 112/447 (1997), S. 643–670; Patrick Osborn, *Operation Pike. Britain versus the Soviet Union, 1939–1941*, Westport, Connecticut, 2000, S. 198 f.
- 39 Richard Overy, *Der Bombenkrieg. Europa 1939–1945*, Berlin 2014, S. 341–145; Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 317 ff.: 10.–11. Mai 1940; Hoch, *Der Luftangriff auf Freiburg*, S. 115–144; Heinz Hahnke, *Luftkrieg und Zivilbevölkerung*, Frankfurt am Main 1991, S. 187–190; Werner Jochmann (Hrsg.), *Monologe im Führer-Hauptquartier 1941–1944. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims*, München 2000, S. 394: 6. Sept. 1942; Auswärtiges Amt, 8. *Weißbuch. Dokumente über die Alleinschuld Englands am Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung*, Berlin 1943.
- 40 *MadR*, Bd. 4, S. 1309, Bd. 5, S. 1424 und 1441: 27. Juni, 29. Juli und 5. Aug. 1940; Overy, *Der Bombenkrieg*, S. 135; Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 439: 4. Aug. 1940.
- 41 *MadR*, Bd. 4, S. 1307, 1293, Bd. 5, S. 1362 f., 1412 und 1402: 27. und 24. Juni, 11., 25. und 22. Juli 1940; Kershaw, *Hitler 1936–1945*, S. 408 f.; Joseph Goebbels, *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Elke Fröhlich/Institut für Zeitgeschichte München (Hrsg.), Bd. I/8, S. 202: 3. Juli 1940.
- 42 Walther Hubatsch (Hrsg.), *Hitlers Weisungen für die Kriegführung*, München 1965, S. 46–49 und 71–76; Jürgen Förster, »Hitlers Wendung nach Osten: Deutsche Kriegspolitik 1940–1941«, in: Bernd Wegner (Hrsg.), *Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum »Unternehmen Barbarossa«*, München/Zürich 1991, S. 113–120; Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 440 f.: 11. Aug. 1940.
- 43 Overy, *Der Bombenkrieg*, S. 131 ff.; Göring, VB, 4. Aug. 1940; Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 439: 5. Aug. 1940.
- 44 *MadR*, Bd. 5, S. 1525: 2. Sept. 1940. Zu Göring siehe Nicholas Fleming, *August 1939. The Last Days of Peace*, London 1979, S. 171; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 172 und 366 f.; Victor Klemperer, *LTI: die unbewältigte Sprache*, München 1969 [1946], S. 132 und 278.
- 45 Domarus, *Hitler*, Bd. II/1, S. 1574–1583: 4. Sept. 1940; Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 466 ff.: 5. Sept. 1940.
- 46 Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 463 f.: 31. Aug. 1940.
- 47 Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 399; Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 469 ff.: 7.–8. Sept. 1940; Overy, *Bombenkrieg*, S. 140 ff.
- 48 Shirer, *Berliner Tagebuch 1934–41*, S. 473 f. und 470: 11. und 7. Sept. 1940.
- 49 Olaf Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, Berlin 1990, S. 238–254; Ralf Blank, »Kriegsalltag und Luftkrieg an der »Heimatfront««, *DRZW* 9/1 (2004), S. 401–406; Norbert Krüger, »Die Bombenangriffe auf das Ruhrgebiet«, in: Borsdorf/Jamin, *Überleben im Krieg*, S. 93.
- 50 Wantzen, *Das Leben im Krieg*, S. 163: 10. Juli 1940.

Anmerkungen Kapitel 4

- 51 Gerhard Kock, «*Der Führer sorgt für unsere Kinder...*». «*Die Kinderlandverschickung im Zweiten Weltkrieg*, Paderborn 1997, S. 71-81.
- 52 Ebd., S. 120-122.
- 53 Zur Einstellung der Eltern und zu Gerüchten siehe *MadR*, Bd. 5, S. 1648: 7. Okt. 1940; zur Zahl der evakuierten Kinder siehe Kock, «*Der Führer sorgt für unsere Kinder...*», S. 136 ff.
- 54 Martin Rüther (Hrsg.), *KLV: erweiterte Kinderlandverschickung 1940-1945*, Köln 2000 [nur als elektronische Ressource]: Anneliese Mayer, Briefe nach Hause, 28. und 30. Jan. 1941; Gisela Eckmann (Henn), Bericht.
- 55 Gerhard Sollbach, *Heimat ade! Kinderlandverschickung in Hagen 1941-1945*, Hagen 1998, S.14.
- 56 Ebd., S. 136 f.: Rudolf Lenz: 19. Feb. 1997.
- 57 KA 2073, Ilse-W. Pfofe, KLV-Tagebuch, 27.4.-18.11.1941, MS, 7. Mai, 3. und 13. Juni, 29. Juli, 18. und 25. Aug. und 19. Okt. 1941.
- 58 KA 2073, Ilse-W. Pfofe, KLV-Tagebuch, 1., 3., 4., 5., 11., 25. und 28. Mai, 2., 16., 22. und 29. Juni, 6. und 20. Juli, 8. und 14. Aug. 1941.
- 59 Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 400.
- 60 Ebd., S. 64f., 394 und 398-401: 7.-12. September 1940.
- 61 *MadR*, Bd. 5, S. 1526 und 1530: 2. Sept. 1940.
- 62 Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 393: 15. Aug. 1940; *MadR*, Bd.5, S.1527 und 1583: 2. und 19. Sept. 1940.
- 63 *MadR*, Bd. 5, S. 1646f.: 7. Okt. 1940; siehe auch S. 1608, 1619, 1633: 19. Sept, bis 3. Okt. 1940.
- 64 Strobl, *The Germanic Isle*, S. 141-160 und 175-189; *Die verlorene Insel. Das Gesicht des heutigen England*, Berlin 1941; *Sopade*, Bd. 6, 1939, S. 843: 6. Juli 1939; *MadR*, Bd. 5, S. 1526 und 1530: 2. Sept. 1940.
- 65 Wantzen, *Das Lehen im Krieg*, S. 164: 10. Juli 1940; Strobl, *The Germanic Isle*, S. 188-193; ders., *The Swastika and the Stage*, S. 153 und 192; Jochmann, *Monologe im Führer-Hauptquartier*, S. 45: 22.-23. Juli 1941.
- 66 «Ohm Krüger», Produzent und Hauptdarsteller: Emil Jannings, Regie: Hans Steinhoff, Karl Anton und Herbert Maisch 1941.
- 67 Franz Halder, *Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres, 1939-1942*, Bd. 2, Stuttgart 1963, S.98ff.: 14. Sept. 1940; Klaus Maier, «Luftschlacht um England», in: ders. u.a. (Hrsg.), *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 2, Stuttgart 1979, S. 390f.; Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 66f. und 401 f.; Overy, *Bombenkrieg*, S. 143; *MadR*, Bd. 5, S. 1595: 23. Sept. 1940.
- 68 Goebbels, *Tgb*, 1/8, S. 410: 24. Nov. 1940; *MadR*, Bd.6, S.1834 und 1916: 5. Dez. 1940 und 20. Jan. 1941.
- 69 Ovey, *Bombenkrieg*, S. 158,170 und 177 ff.; ders., *The Bombing War*, London 2013, 5.

- 113; Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 398: Punkt XXIX «Frequency of stereotypes during the Battle of Britain».
- 70 Wantzen, *Das Leben im Krieg*, S.256 und 164 f.; Eggert, *Der Krieg frisst eine Schule*, S. 92 f.; Reissner, in: Borsdorf, *Über Leben im Krieg*, S.92f.; Middlebrook / Everitt, *The Bomber Command War Diaries*, S. 31-38 und 56-130; zu den Statistiken siehe Olaf Groehler, «Bomber über Berlin», *Deutscher Fliegerkalender*, 1970, S.113.
- 71 DHM, Do2 96/1861, «Tagebuch von Liselotte Purper aus dem Zeitraum September 1940 bis Januar 1943»: 17. Okt. 1940 und 25. Juli 1941; Reissner in: Borsdorf, *Über Leben im Krieg*, S. 92; Gève, *Geraubte Kindheit*, Konstanz 1993, S. 32; Wantzen, *Das Leben im Krieg*, S. 321 f.: 29. Dez. 1940; Kock, «Der Führer sorgt für unsere Kinder...», S. 137.

Kapitel 5

- 1 Ulrike Jureit, «Zwischen Ehe und Männerbund: Emotionale und sexuelle Beziehungsmuster im Zweiten Weltkrieg», *WerkstattGeschichte* 22 (1999), S. 61-73: Robert an Mia, 13. Aug., 5 Okt. und 7. Sept. 1940.
- 2 Ebd., S. 66: Robert an Mia, 12. Sept. 1940.
- 3 Ebd., S. 66 und 68: Mia an Robert, 14. Sept. und 1. Okt. 1940; Robert an Mia, 17. Mai und 23. Juni 1941.
- 4 Ute Dettmar, «Der Kampf gegen ‚Schmutz und Schund‘», in: Joachim Neuhaus (Hrsg.), *Die Kinder- und Jugendliteratur in der Zeit der Weimarer Republik*, Frankfurt am Main 2012, S. 565-586; Christian Adam, *Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich*, Berlin 2010; Dagmar Herzog, *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts*, München 2005.
- 5 Siehe Inge Marszolek, «,Ich möchte Dich zu gern mal in Uniform sehenc Geschlechterkonstruktionen in Feldpostbriefen», *WerkstattGeschichte* 22 (1999), S. 41-59, hier S. 51; Latzel, *Deutsche Soldaten*, S. 332 und 337f. (Zitat Dieter Dreher).
- 6 Jureit, «Zwischen Ehe und Männerbund», S. 68 f.
- 7 Latzel stellte fest, dass in den von ihm untersuchten Korrespondenzen beider Weltkriege keiner der Briefschreiber dieses Thema anschnitt: Latzel, *Deutsche Soldaten*, S. 339; Insa Meinen, *Wehrmacht und Prostitution im besetzten Frankreich*, Bremen 2002; Gildea, *Marianne in Chains*, S. 49 und 77; Fabrice Virgili, *Naître ennemi. Les enfants de couples franco-allemands nés pendant la Seconde Guerre mondiale*, Paris 2009, S. 40, 55 und 59.
- 8 Gildea, *Marianne in Chains*, S. 76, 49 und 60.
- 9 Claude Morin, *Les Allemands en Touraine, 1940-1944*, Chambray-lès-Tours 1996, S. 196,

Anmerkungen Kapitel 5

- Gildea, *Marianne in Chains*, S. 73; Virgili, *Naitre ennemi*, S. 18 und 60-63; Simone de Beauvoir, *In den besten Jahren*, Reinbek 1961, S. 380 f.
- 10 Gildea, *Marianne in Chains*, S. 88; Virgili, *Naitre ennemi*, S. 57 ff.
- 11 Lulu Anne Hansen, «„Youth off the Rails Teenage girls and German soldiers – A case study in occupied Denmark, 1940-1945», in: Dagmar Herzog (Hrsg.), *Brutality and Desire. War and Sexuality in Europe's Twentieth Century*, Basingstoke 2009, S. 158 und 145 f.: Borge Hebo, Bericht vom 2. Aug. 1940. Bei Grethe Hartmann, *The Girls they Left Behind*, Kopenhagen 1946, S. 61, heisst es, 51 Prozent der Befragten erklärten, dass sie Deutsche den Dänen vorzögen, wobei 19,1 Prozent die guten Manieren der Deutschen anführten; 5 bis 6 Prozent hielten die Deutschen für bessere Liebhaber. Eine kritische Analyse dieser Untersuchungsergebnisse bietet Anette Warring, *Tyskerpiger. Under besøttelse og retsoppor*, Kopenhagen 1994, S. 31 ff. und 131.
- 12 Hansen, «„Youth off the Rails», S. 150-157.
- 13 Maren Röger, *Kriegsbeziehungen. Intimität, Gewalt und Prostitution im besetzten Polen 1939 bis 1945*, Frankfurt am Main 2015, insbesondere Kapitel 2; Zitat S. 103.
- 14 Kleindienst, «*Sei tausendmal gegrüsst*»: Ernst an Irene Guicking, 2., 7., 13. Aug., 3. und 7. Sept 1940, Irene an Ernst Guicking, 3. Sept. 1940.
- 15 KA 3931/2, Dierk S., «Auszüge aus dem Tagebuch», S. 5f.: 21. Juli und 28. Sept. 1940; Wilhelm Dennler, *Die böhmische Passion*, Freiburg i. Br. 1953, S. 31; Götz Aly, *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt am Main 2005, S.117f.
- 16 Kleindienst, «*Sei tausendmal gegrüsst*»: Ernst an Irene Guicking, 24. Juni, 11. und 24. Nov., 6. und 17. Dez. 1940.
- 17 Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, München 2007, S. 410-415.
- 18 Henri Michel, *Paris allemand*, Paris 1981, S. 298; Aly, *Hitlers Volksstaat*, S. 114-132.
- 19 Aly, *Hitlers Volksstaat*, S. 115 und 131 f.: Schreiben der Zollfahndungsstelle Nürnberg an das Reichsfinanzministerium vom 3. Sept. 1943 (Galleiske) und Tätigkeitsbericht der Zollfahndungsstelle (1943/44), BA R 2/56045/56105, BL 56, Bl. 111 und 127; Böll, *Briefe aus dem Krieg 1939-1945*, Bd. 1, S. 363, 406, 407, 417 und 738; Bd. 2, S. 816 und 908.
- 20 Aly, *Hitlers Volksstaat*, S. 114,118 f. und 128; Böll, *Briefe aus dem Krieg*, Bd. 1, S. 90, 101,108 und 111: 4. und 21. Aug., 4. und 7. Sept. 1940.
- 21 MfK-FA, 3.2002.0211, Hans Albring an Eugen Altrogge, o.D. [Juli] 1940; Bertram Gordon, «„Ist Gott französisch^ Germans, Tourism and Occupied France 1940-1944», *Modem and Contemporary France* 4/3 (1996); Julie Torrie, «„Our rear area probably lived too welle Tourism and the German occupation of France, 1940-1944», *Journal of Tourism History* 3/3 (2011), S. 309-330.
- 22 MfK-FA, 3.2002.0211, Hans Albring an Eugen Altrogge, 16. Aug. 1940 und o.D. [Aug.] 1940.

- 23 MfK-FA, 3.2002.210, Eugen Altrogge an Hans Albring, 12. Aug. 1940; J.W. von Goethe, *Von deutscher Baukunst*, Darmstadt 1989 [1772]; Hans Jantzen, «Das Strassburger Münster» in: Hermann Busse, *Das Elsass. Jahresband Oberrheinische Heimat*, Freiburg 1940, S. 271; Ernst Beutler, *Von deutscher Baukunst. Goethes Hymnus auf Erwin von Steinbach, seine Entstehung und Wirkung*, München 1943; Thomas Williams, «Remaking the Franco-German Borderlands: Historical claims and commemorative practices in the Upper Rhine, 1940-49», DPhil thesis, Oxford 2010.
- 24 DHM, Do2 96/1861, «Tagebuch von Liselotte Purper», 17.-19. Sept. 1940; siehe auch 8., 14. und 16. Mai 1940.
- 25 DHM, Do2 96/1861, «Tagebuch von Liselotte Purper», 2. Okt. 1940; Czeslaw Madajczyk, *Die Okkupationspolitik Nazideutschlands*, Köln 1988, S.261L; Götz Aly, «*Endlösung*». *Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden*, Frankfurt am Main 1998, S. 80ff.; Alan Adelson/Robert Lapides (Hrsg.), *Lodz Ghetto, 1941-44*, New York/London 1989, S. 30-41.
- 26 Elizabeth Harvey, «Seeing the world: Photography, photojournalism and visual pleasure in the Third Reich», in: Pamela Swett / Corey Ross / Fabrice d'Almeida (Hrsg.), *Pleasure and Power in Nazi Germany*, Basingstoke 2011, S. 177-204; Hugo Jaeger verkaufte seine Sammlung an die Zeitschrift *Life*, die inzwischen einige seiner Fotos ins Internet gestellt hat: <http://time.com/3486074/worldwar-11-erupts-color-photos-ffrom-the-invasion-of-poland-1939/>
- 27 Catherine Epstein, *Model Nazi. Arthur Greiser and the Occupation of Western Poland*, Oxford 2010; Madajczyk, *Die Okkupationspolitik Nazideutschlands*, S.407f. und Tafel 15: Weitere 367'592 Polen wurden vertrieben – überwiegend aus ländlichen Gegenden in Zentralpolen nahe der Grenze des Generalgouvernements zur Sowjetunion –, um Platz für militärisches Manövergelände und SS-Lager zu schaffen; Tadeusz Norwid, *Kraj bez Quislinga*, Rom 1945, S. 30 f., zit. in: Madajczyk, *Die Okkupationspolitik Nazideutschlands*, S.407f. Siehe auch Oskar Rosenfeld in Adelson/Lapides, *Lodz Ghetto*, S. 27; Roman Hrabar/Zofia Tokarz/Jacek Wilczur, *Kinder im Krieg – Krieg gegen Kinder. Die Geschichte der polnischen Kinder 1939-1945*, Hamburg 1981, S.82f.; Dieter Pohl, *Von der ‚Judenpolitik‘ zum Judenmord. Der Distrikt Lublin des Generalgouvernements 1939-1944*, Frankfurt am Main 1993, S.52.
- 28 DHM, Do2 96/1861, «Tagebuch von Liselotte Purper», 2. Okt. 1940.
- 29 Ebd., 1. NOV.-6. Dez. 1940; Elizabeth Harvey, «Ich war überall Die NS-Propagandaphotographin Liselotte Purper», in: Sybille Steinbacher (Hrsg.), *Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft*, Konstanz 2007, S. 138-153.
- 30 DHM, Do2 96/1861, «Tagebuch von Liselotte Purper», 2. Okt. 1940.
- 31 Elizabeth Harvey, «*Der Osten braucht Dich!*». *Frauen und nationalsozialistische Germanisierungspolitik*, Hamburg 2010, S.212f.

Anmerkungen Kapitel 5

- 32 Epstein, *Model Nazi*; Gerhard Wolf, *Ideologie und Herrschaftsrationalität – nationalsozialistische Germanisierungspolitik in Polen*, Hamburg 2012; ders., «Exporting Volksgemeinschaft: The Deutsche Volksliste in annexed Upper Silesia», in: Steber/Gotto, *Visions of Community in Nazi Germany*, S. 129-145.
- 33 Alexander Hohenstein, *Wartheländisches Tagebuch aus den Jahren 1941/42*, Stuttgart 1961, S. 293:10. Juli 1942; Hans-Christian Harten, *De-Kulturation und Germanisierung. Die nationalsozialistische Rassen- und Erziehungspolitik in Polen 1939-1945*, Frankfurt am Main 1996, S. 192-196.
- 34 Madajczyk, *Die Okkupationspolitik Nazideutschlands*, S. 245-249; Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 67ff. und 88-95.
- 35 Christa Hämmerle/Oswald Überegger/Birgitta Bader Zaar (Hrsg.), *Gender and the First World War*, Basingstoke 2014, S. 1-15; Ute Daniel, *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1989; Ursula Nienhaus, «Hitlers willige Komplizinnen. Weibliche Polizei im Nationalsozialismus 1937 bis 1945», in: Michael Grüttner/Rüdiger Hachtmann/Heinz-Gerhardt Haupt (Hrsg.), *Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup*, Frankfurt am Main/New York 1999, S. 517-539; Franka Maubach, «Expansion weiblicher Hilfe: zur Erfahrungsgeschichte von Frauen im Kriegsdienst», in: Steinbacher, *Volksgenossinnen*, S. 93-111; Franka Maubach, *Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen*, Göttingen 2009.
- 36 Zum «Flintenweib» siehe Theweleit, *Männerphantasien*, Bd. 1, S. 78-86; zum Zitat des Reichsjustizministeriums siehe Christiane Rothmaler, «Fall 29», in: «Von Gewohnheitsverbrechern, Volksschädlingen und Asozialen»: *Hamburger Justizurteile im Nationalsozialismus*, hrsg. von der Justizbehörde Hamburg, Hamburg 1995, S. 364-379, hier: S. 372; Alexandra Przyrembel, «Rassenschande». *Reinheitsmythos und vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus*, Göttingen 2003.
- 37 Zitat des Rassenpolitischen Amtes in: Annegret Hansch-Singh, *Rassismus und Fremdarbeitereinsatz im Zweiten Weltkrieg*, Berlin 1991, S. 138; siehe auch Birthe Kundrus / Patricia Szobar, «Forbidden Company: Romantic Relationships between Germans and Foreigners, 1939 to 1945», *Journal of the History of Sexuality* 11/1-2 (2002), S. 201-222; Zitate zu «verbotenem Umgang» siehe Gellately, *Hingeschaut und weggesehen*, S. 219.
- 38 Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 128; Gellately, *Hingeschaut und weggesehen*, S. 241 f. und 245 f.
- 39 Alf Lüdtke, «Denunziation – Politik aus Liebe?», in: Michaela Hohkamp / Claudia Ulbrich (Hrsg.), *Der Staatsbürger als Spitzel. Denunziation während des 18. und 19. Jahrhunderts aus europäischer Perspektive*, Leipzig 2001, S. 397-407; Przyrembel, «Rassenschande», S. 65-84; Gellately, *Hingeschaut und weggesehen*, S. 188-200 und 219-242; Sarah Gordon, *Hitler, Germans and the Jewish Questions* Princeton 1984, S. 241.

- 40 Virgili, *Naitre ennemi*, S. 88 f.
- 41 Robert Gellately, *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933–1945*, Paderborn/München 1993, S. 273; ders., *Hingeschaut und weggesehen*, S. 236 ff. und 250 ff.; Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 128 f.
- 42 Gellately, *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft*, S. 272; Richard van Dülmen, *Theater des Schreckens. Gerichtspraxis und Strafrituale in der frühen Neuzeit*, München 1985; Evans, *Rituale der Vergeltung*, Kap. 2.
- 43 Gellately, *Hingeschaut und weggesehen*, S. 250: SD Bayreuth, 17. Aug. 1942; Luke Fenwick, »Religion in the Wake of 'Total War': Protestant and Catholic communities in Thuringia and Saxony-Anhalt, 1945–9«, DPhil thesis, Oxford 2011.
- 44 Kundrus, »Forbidden company«, S. 210; auch zit. in: Rolf Hochhuth, *Eine Liebe in Deutschland*, Reinbek 1978, S. 63; Gellately, *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft*, S. 269.
- 45 Gellately, *Hingeschaut und weggesehen*, Düsseldorf, Okt. 1942, S. 252; Schweinfurt, Aug. 1941, S. 225.
- 46 Kurt Nowak, »Euthanasie« und Sterilisierung im »Dritten Reich«, Göttingen 1980, S. 158–163; Clemens August von Galen, *Akten, Briefe und Predigten, 1933–1946*, Mainz 1988, S. 874–883; Thomas Brodie, »For Christ and Germany«, DPhil thesis Oxford 2013, S. 103; dort zit. LNRW. AW, NSDAP Kreis- und Ortsgruppenleitungen, S. 125, 11. Sept. 1941; LNRW. ARH, RW 35/08, S. 17.
- 47 Sick, »Euthanasie« im Nationalsozialismus, S. 73; Gerhard Schmidt, *Selektion in der Heilanstalt 1939–1945*, Frankfurt am Main 1983, S. 118 f.; Sandner, *Verwaltung des Krankenmordes*, S. 457, 488–505, 595 f. und 642 f.; Burleigh, *Tod und Erlösung*, S. 206 f.
- 48 Noakes, *Nazism*, Bd. 3, S. 431; Henry Picker, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*: 4. Juli 1942; Goebbels, *Tgb*, II/1, 27. und 29. Sept., II/2, 5. Nov. und 14. Dez. 1941
- 49 Nowak, »Euthanasie« und Sterilisierung im »Dritten Reich«, S. 160 f., 168 ff. und 172 ff.; Walter Adolph, *Kardinal Preysing und zwei Diktaturen. Sein Widerstand gegen die totalitäre Macht*, Berlin 1971, S. 168 ff.: Preysing, 2. Nov. 1941.
- 50 Burleigh, *Tod und Erlösung*, S. 242–255; Brodie, »For Christ and Germany«, S. 103–108; Joachim Kuropka (Hrsg.), *Meldungen aus Münster 1924–1944. Geheime und vertrauliche Berichte von Polizei, Gestapo, NSDAP und ihren Gliederungen, staatlicher Verwaltung, Gerichtsbarkeit und Wehrmacht über die politische und gesellschaftliche Situation in Münster*, Münster 1992, S. 539.
- 51 *MadR*, Bd. 9, S. 3175–3178: 15. Jan. 1942; Karl Ludwig Rost, *Sterilisation und Euthanasie im Film des »Dritten Reiches«. Nationalsozialistische Propaganda in ihrer Beziehung zu rassenhygienischen Maßnahmen des NS-Staates*, Husum 1987, S. 208–213; Kurt Nowak, »Widerstand, Zustimmung, Hinnahme: Das Verhalten der Bevöl-

Anmerkungen Kapitel 5

- kerung zur ‚Euthanasie‘», in: Norbert Frei (Hrsg.), *Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit*, München 1991, S. 235-251.
- 52 Hans-Walter Schmuhl, *Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung «lebensunwerten Lebens» 1890-1945*, Göttingen 1987, S. 210 und 437; Nowak, «Euthanasie» und Sterilisierung im «Dritten Reich», S. 171,138-148, 152-157 und 164.
- 53 Annette Mertens, *Himmlers Klostersturm. Der Angriff auf katholische Einrichtungen im Zweiten Weltkrieg und die Wiedergutmachung nach 1945*, Paderborn 2006, S. 21 und 388; Winfried Süß, *Der Volkskörper im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939-1945*, München 2003, S. 127-151; Beth A. Griech-Polelle, *Bishop von Galen. German Catholicism and National Socialism*, New York 2002, S. 78f.; Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 236 und 257; Kershaw, *Popular Opinion*, S. 332 f.
- 54 Gordon Zahn, *Die deutschen Katholiken und Hitlers Kriege*, Graz/Wien/Köln 1965; Nowak, «Euthanasie» und Sterilisierung im «Dritten Reich», S. 162.
- 55 Kershaw, *Popular Opinion*, S. 341-355.
- 56 Ebd., S. 349-357.
- 57 Brodie, «For Christ and Germany», S. 108-117, zit. LNRW. AW, *Politische Polizei im III. Reich*, 408, SD-Bericht vom 20. Aug. 1941; Hosenfeld, «Ich versuche jeden zu retten», S. 530 f.: 17.-19. Sept. 1941; MfK-FA, 3.2002.0211, Hans Albring an Eugen Altrogge, 14. Sept. 1941.
- 58 Kuropka, *Meldungen aus Münster*, S. 545; Brodie, «For Christ and Germany», S. 114-121, dort zitiert: LNRW. AW, «NSDAP Kreis- und Ortsgruppenleitungen, 125», 15. Aug. und 14. Nov. 1941; LNRW. AW, «Gauleitung Westfalen-Nord, Hauptleitung», 11. Nov. 1941; Winter, «Verlegt nach Hadamar», S. 159; Karl Reddemann (Hrsg.), *Zwischen Front und Heimat. Der Briefwechsel des münsterischen Ehepaars Agnes und Albert Neuhaus 1940-1944*, Münster 1996, S. 295.
- 59 Kershaw, *Hitler 1936-1945*, Bd. 2, S. 576 ff; Nowak, «Euthanasie» und Sterilisierung im «Dritten Reich», S. 174 ff; Süß, *Volkskörper im Krieg*, S. 311-314.
- 60 Faulstich, «Die Zahl der ‚Euthanasie‘-Opfer», in: Andreas Frewer/Clemens Eickhoff (Hrsg.), *‚Euthanasie‘ und die aktuelle Sterbehilfe-Debatte*, Frankfurt am Main 2000, S. 223-227; Burleigh, *Tod und Erlösung*, S. 274; Sandner, *Verwaltung des Krankenmordes*, S. 607-625; Winter, «Verlegt nach Hadamar», S. 118-154; Roer/ Henkel, *Psychiatrie im Faschismus*, S. 58-120.
- 61 Sick, «Euthanasie» im Nationalsozialismus, S. 73; Gerhard Schmidt, *Selektion in der Heilanstalt 1939-1945*, Frankfurt am Main 1983, S. 118 f.; Sandner, *Verwaltung des Krankenmordes*, S. 457, 488-505, 595 f. und 642 f.
- 62 Heidi Schmidt von Blittersdorf/Dieter Debus/Birgit Kalkowsky, «Die Geschichte der Anstalt Hadamar von 1933-1945 und ihre Funktion im Rahmen von T4», in: Roer/Henkel, *Psychiatrie im Faschismus*, S. 58-120, hier S. 112.

Anmerkungen Kapitel 6

- 63 Petra Lutz, «Eine ‚reichlich einsichtslose Tochterc Die Angehörigen einer in Hadamar ermordeten Patientin», in: Uta George u.a. (Hrsg.), *Hadamar. Heilstätte, Tötungsanstalt, Therapiezentrum*, Marburg 2006, S. 293-304; Fall der Maria M., LWV-Archiv, Kassel, K12/2581.
- 64 Lutz, «Eine ‚reichlich einsichtslose Tochter’»; weitere Fallbeispiele von Kindern finden sich in: Stargardt, *Kinder in Hitlers Krieg*, Kap. 3.

Kapitel 6

- 1 MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus an seine Eltern, 27. Juni 1942; und Tagebuch, 24. Juni 1941.
- 2 MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus, Tagebuch, 24. Juni 1941; *DRZW*, Bd.4, S. 470-476; Gerhard Graser, *Zwischen Kattegat und Kaukasus. Weg und Kämpfe der 198. Infanterie-Division 1939-1945*, Tübingen 1961; Georg Grossjohann, *Five Years, Four Fronts. A German Officer's World War II Combat Memoir*, New York 2005; zu Kameradschaft und Stosstrupps siehe Edward Shils und Morris Janowitz, «Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II», *Public Opinion Quarterly* 12/2 (1948), S. 280-315; Thomas Kühne, *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006.
- 3 Zitat bei Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 1726-1732; siehe insgesamt Overy, *Bombenkrieg*, S. 116 und 172 ff.; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 511 f.; Wolfram Wette, «Die propagandistische Begleitmusik zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941», in: Gerd R. Ueberschär/Wolfram Wette (Hrsg.), *Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. «Unternehmen Barbarossa» 1941*, Frankfurt am Main 1991, S. 111-129.
- 4 Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 1, S. 600 f.: 22. Juni 1941.
- 5 MfK-FA, 3.2002.7209, Ema und Irmgard an Helmut Paulus, 21. und 29. Juni, 30. Juli und 9. Aug. 1941.
- 6 *MadR*, Bd.7, S. 2426-2428: 23. Juni 1941; Wantzen, *Das Leben im Krieg*, S. 407: 22.-23. Juni 1941.
- 7 Wantzen, *Das Leben im Krieg*, S. 400-405: 20.-21. Juni 1941; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 510 und Fn. 271; Goebbels, *Tgb*, Bd. 1/9, S. 336 f. und 387: 12. und 19. Juni 1941.
- 8 Einen Überblick bieten Gerd R. Ueberschär und Lev A. Bezymenskij (Hrsg.), *Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion 1941. Die Kontroverse um die Präventivkriegsthese*, Darmstadt 1998.
- 9 Wilhelm Düwell, *Vorwärts*, 28. Aug. 1914, zit. nach Düwell, *Kriegsberichte aus Ostpreussen und Russland 1914*, Berlin 1914, S. 18; siehe auch Anna von der Goltz, *Hindenburg: Power, Myth and the Rise of the Nazis*, Oxford 2009, S. 16; Nicholas Stargardt, *The*

Anmerkungen Kapitel 6

- German Idea of Militarism. Radical and Socialist Critics, 1866-1914*, Cambridge 1994.
- 10 Brodie, «For Christ and Germany», S. 113 und 123 f.; Kershaw, *Popular Opinion*, S. 356; obwohl der SD zutiefst in diesen Konflikt verstrickt war, sei hier auf seine Einschätzungen verwiesen: *MadR*, Bd. 7, S.2517ff, 17. Juli 1941, und Bd. 8, S. 2822 ff.: 29. Sept. 1941; Galen, *Akten, Briefe und Predigten*, Bd. 2, S. 850f., 863, 883 und 901 f.: 13. und 20. Juli, 3. Aug. und 14. Sept. 1941.
- 11 *MadR*, Bd. 7, S. 2472 ff., 2507 und 2704: 3., 7. und 14. Juli 1941.
- 12 Schuhmacher, «Nazi Germany and the Morality of War», dort zit. BA-MA, RW 2/148, 335-381.
- 13 MfK-FA, 3.2008.2195, Manfred von Plotho an seine Frau: 30. Juni 1941.
- 14 Schuhmacher, «Nazi Germany and the Morality of War»; VB, 5. und 8. Juli 1941; *DAZ*, 5. Juli 1941; *Westdeutscher Beobachter*, 7. und 14. Juli 1941.
- 15 Hermann Raschhofer, *Der Fall Oberländer. Eine vergleichende Rechtsanalyse der Verfahren in Pankow und Bonn*, Tübingen 1962, S. 66; Deutsche Wochenschau Nr. 567,16. Juli 1941; *MadR*, Bd. 7, S. 2564: 24. Juli 1941.
- 16 MfK-FA, 3.2002.0211, Hans Albring an Eugen Altrogge, 8. Juli und 4. Sept. 1941.
- 17 Ebd., Albring an Altrogge, 5., 8., 12. Juli, 4. Aug. und 4. Sept. 1941; Bistumsarchiv Münster, Abt. 101, Sekretariat des Generalvikars, A 101-1, 92-3, Hirtenbrief vom 15. Okt. 1941.
- 18 MfK-FA, 3.2002.0211, Albring an Altrogge, 30.-31. Aug. 1941.
- 19 BA-MA, MSg 2/13904, Friedrich Farnbacher, «Persönliches Kriegstagebuch des Hauptmanns der Reserve Friedrich Farnbacher, Panzer-Artillerie-Regiment 103 (seit 12. Jan. 1945 Kommandeur II./Pz. Art. Rgt. 103), für die Zeit vom 22. Juni 1941 bis 8. Mai 1945»: 20. Juli 1941, S. 470.
- 20 Römer, *Der Kommissarbefehl*; Martin Broszat/Hans Buchheim/Hans-Adolf Jacobsen/Helmut Krausnick (Hrsg.), *Anatomie des SS-Staates*, Bd.2, Olten 1965, S. 170-184; BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, «Persönliches Kriegstagebuch», 20. Juli 1941, S. 471-476.
- 21 Römer, *Der Kommissarbefehl*; BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, «Persönliches Kriegstagebuch», 20. Juli 1941, S. 471-476.
- 22 BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, «Persönliches Kriegstagebuch», 2.Juli und 13. Aug. 1941, S. 349 f. und 681; Christian Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941-42*, München 2009, S. 259.
- 23 MfK-FA, 3.2002.0211, Albring an Altrogge, 28. Okt. 1941.
- 24 MfK-FA, 3.2002.0211, Albring an Altrogge, 1.Jan. und 21. März 1942; siehe auch: Doris Bergen (Hrsg.), *The Sword of the Lord. Military Chaplains from the First to the Twenty-first Century*, Notre Dame 2004; Heinrich Böll, *Briefan einen jungen Katholiken*, Köln/Berlin 1961.

Anmerkungen Kapitel 6

- 25 Jens Ebert (Hrsg.), *Im Funkwagen der Wehrmacht durch Europa: Balkan, Ukraine, Stalingrad. Feldpostbriefe des Gefreiten Wilhelm Moldenhauer 1940-1943*, Berlin 2008, S. 20-22 und 136.
- 26 Ludwig Eiber (Hrsg.), «,... Ein bisschen die Wahrheit: Briefe eines Bremer Kaufmanns von seinem Einsatz beim Polizeibataillon 105 in der Sowjetunion 1941», *1999: Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 6/1 (1991), S. 58-83; Nr. 9, HG an Han-na, 7. Sept. 1941, 4.-5. Juli und 7. Aug. 1941; Karl Schneider, *«Auswärts eingesetzt». Bremer Polizeibataillone und der Holocaust*, Essen 2011.
- 27 Eiber, «,... Ein bisschen die Wahrheit», S. 79ff.: 8. Okt. 1941.
- 28 Ebd., S. 76, 7. Sept. 1941, siehe auch S. 68: 3. Juli 1941; Deutsche Wochenschau Nr. 567, 16. Juli 1941; *MadR*, Bd. 7, S. 2564; 24. Juli 1941.
- 29 Eiber, «,... Ein bisschen die Wahrheit», S. 74 und 81 ff.: 22. Aug. 1941, 25. Okt. und 18. Nov. 1941.
- 30 Die bekannteste Briefsammlung, anhand deren gezeigt wird, dass deutsche Soldaten die Ermordung von Juden billigten, ist: Walter Manoschek (Hrsg.), *«Es gibt nur eines für das Judentum: Vernichtung». Das Judenbild in deutschen Soldatenbriefen 1939-1944*, Hamburg 1995. Sie enthält 103 antisemitische Briefe, von denen etwa 20 Prozent die Ermordung von Juden erwähnen; ausgiebig zitiert sind sie in: Saul Friedländer, *Die Jahre der Vernichtung: 1939-1945*, München 2006. Die Briefe stammen aus der Sammlung Sterz der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart, die damals 50'000 Briefe von Soldaten umfasste. Eines der Hauptprobleme bei der Arbeit mit dieser Sammlung ist jedoch, dass die Briefe nicht nach Verfasser, sondern nach Datum geordnet und einseitig sind: Daher lässt sich die Entwicklung, die im Zentrum jeder Korrespondenz steht, nicht nachvollziehen: Martin Humburg, «Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg: zur möglichen Bedeutung im aktuellen Meinungsstreit unter besonderer Berücksichtigung des Themas ‚Antisemitismus‘», in: *Militär-geschichtliche Mitteilungen* 58 (1999), S. 321-343; Latzel, *Deutsche Soldaten*, S. 201-204; Sven Oliver Müller, *Deutsche Soldaten und ihre Feinde*, Frankfurt am Main 2007, S. 194-229; MfK-FA, 3.2002.7209, Paulus an seine Eltern, 4. Sept. 1942 und 28. Juni 1941.
- 31 Klaus Latzel, «Tourismus und Gewalt. Kriegs Wahrnehmung in Feldpostbriefen», in: Hannes Heer / Klaus Neumann (Hrsg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*, Hamburg 1995, S. 447-459; Ludwig Haydn, *Meter, immer nur Meter! Das Tagebuch eines Daheimgebliebenen*, Wien 1946, S. 123 ff: 19. Dez. 1942; Raul Hilberg, *Sonderzüge nach Auschwitz*, Mainz 1981, S. 188; Wolfgang Diewerge (Hrsg.), *Feldpostbriefe aus dem Osten. Deutsche Soldaten sehen die Sowjetunion*, Berlin 1941, S. 38, angeführt in: Weinberg, *Eine Welt in Waffen*, S.511.
- 32 Johannes Hürter, *Ein deutscher General an der Ostfront. Die Briefe und Tagebücher des Gotthard Heinrici 1941/42*, Erfurt 2001, S. 62: Brief vom 21. Juni 1941.

Anmerkungen Kapitel 6

- 33 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 271-278.
- 34 Longerich, *Politik der Vernichtung*, S. 293-351; Michael Wildt, *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburg 2002, S. 578-591; Christoph Dieckmann, «Der Krieg und die Ermordung der litauischen Juden», in: Götz Aly / Ulrich Herbert (Hrsg.), *Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945. Neue Forschungen und Kontroversen*, Frankfurt am Main 1998, S. 292-297; Ernst Klee / Willi Dressen/Volker Riess (Hrsg.), «Schöne Zeiten». *Judenmord aus der Sicht der Täter und Gaffer*, Frankfurt am Main 1998, S. 31-41 und 52-63.
- 35 Longerich, *Politik der Vernichtung*, S. 352-401; Klee u.a., «Schöne Zeiten», S. 52-61.
- 36 Bernhard Chiari, *Alltag hinter der Front. Besatzung, Kollaboration und Widerstand in Weissrussland 1941-1944*, Düsseldorf 1998; Martin Dean, *Collaboration in the Holocaust. Crimes of the Local Police in Belorussia and Ukraine, 1941-44*, Basingstoke/London 2000; zu Präzedenzfällen des Ersten Weltkriegs siehe Alan Kramer / John Home, *German Atrocities, 1914. A History of Denial*, New Haven 2001; Hartmann, *Halder*, S. 160-172.
- 37 Klee u.a., «Schöne Zeiten», S. 138-154.
- 38 Armeebefehl des Oberbefehlshabers der 6. Armee, Generalfeldmarschall von Reichenau, vom 10. Okt. 1941, «Verhalten der Truppe im Ostraum», in: Ueberschär/Wette, «Unternehmen Barbarossa», S.285f.
- 39 Hürter, *Hitlers Heerführer*, S.583f.; Dieter Pohl, *Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941-1944*, München 2008, S. 261; Ueberschär/Wette, *Unternehmen Barbarossa*, S. 285-289; Guderian gab den Befehl am 6. November 1941 an die 2. Panzerarmee heraus, und zwei bis sechs Tage später erreichte er die einzelnen Divisionen: Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 10 und 316.
- 40 David M. Glantz, *Barbarossa Derailed. The Battle for Smolensk, 10 July-10 September 1941*, Solihull 2010; ders. / Jonathan M. House, *When Titans Clashed. How the Red Army Stopped Hitler*, Lawrence, Kansas, 1995, S.293.
- 41 Klaus Reinhardt, *Die Wende vor Moskau. Das Scheitern der Strategie Hitlers im Winter 1941/42*, Stuttgart 1972, S.42f.
- 42 Fedor von Bock, *Zwischen Pflicht und Verweigerung. Das Kriegstagebuch*, München 1995, S. 255: 22. Aug. 1941; Hartmann, *Halder: Generalstabschef Hitlers*, S. 283 ff.; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 285; Hürter, *Hitlers Heerführer*, S. 302-310; Jehuda Wallach, *Das Dogma der vernichtungsschlacht. Die Lehren von Clausewitz und Schlieffen und ihre Wirkungen in zwei Weltkriegen*, Frankfurt am Main 1967, Kap. 16.
- 43 Ingrid Hammer / Susanne zur Nieden (Hrsg.), «Sehr selten habe ich geweint». *Briefe und Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg von Menschen aus Berlin*, Zürich 1992, S. 242ff.: Robert R., Tagebuch, 21. Aug. 1941.

- 44 Ebd., S. 242 ff.: Robert R., Tagebuch, 21. Aug. 1941.
- 45 Ebd., S. 246 f.: Robert R., Tagebuch, 28. Aug. 1941.
- 46 Ebd., S. 244 f.: Robert R. an Maria, 23. Aug. 1941.
- 47 Ebert, *Im Funkwagen der Wehrmacht*, S. 159 f.: Wilhelm an Erika Moldenhauer, 14. Sept. 1941.
- 48 Ebd., S. 161 f.: Wilhelm an Erika Moldenhauer, 17. Sept. 1941.
- 49 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 289 ff.
- 50 Ebd., S. 289 ff.; IfZ-Archiv, MA 1589: 4. Pz. Div., Stab, Gefechtsbericht für den 22. 9. 1941; Kühne, *Kameradschaft*, S. 148; BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, »Persönliches Kriegstagebuch«, 22. Sept. 1941.
- 51 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 297 ff.: Reinert, Tagebuch, 19. und 21. Sept. 1941; Zahlen sind entnommen aus: DRZW, Bd. 4, S. 751; Ebert, *Im Funkwagen der Wehrmacht*, S. 163 ff.: Wilhelm an Erika Moldenhauer, 19. und 20. Sept. 1941.
- 52 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 25. Sept., 5. und 8. Okt. 1941.
- 53 Klaus Jochen Arnold, »Die Eroberung und Behandlung der Stadt Kiew durch die Wehrmacht im September 1941«, *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 58/1 (1999), S. 23–63, hier S. 59; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 299 ff.: Reinert, Tagebuch, 24. und 26. Sept. 1941; Bibliothek für Zeitgeschichte, Sammlung Sterz, 04650, L.B., 29. Sept. 1941.
- 54 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 299: Bibliothek für Zeitgeschichte, Sammlung Sterz, 04650, L.B., 28. Sept. 1941; Klee/Dreßen/Rieß, »Schöne Zeiten«, S. 64–69; zu den Fotos siehe: Hamburger Institut für Sozialforschung, Johannes Hähle, Propagandakompanie (PK) 637, 6. Armee, www.deathcamps.org/occupation/byalbum/list01.html
- 55 Karel Berkhoff, *Harvest of Despair. Life and Death in Ukraine under Nazi Rule*, Cambridge, Mass., 2004, S. 147, 153, 155 f.
- 56 Ebd., S. 173 und 169–172.
- 57 Christian Gerlach, *Krieg, Ernährung, Völkermord. Forschungen zur deutschen Vernichtungspolitik im zweiten Weltkrieg*, Hamburg 1998; *Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof: Nürnberg, 14. November 1945–1. Oktober 1946 [Amtlicher Wortlaut in deutscher Sprache]*, Nürnberg 1947–1949, Bd. 31, Dok. 2718-PS und Bd. 36, Dok. 126-EC.
- 58 Walter Hubatsch (Hrsg.), *Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939–1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*, München 1965, S. 148; Ueberschär/Wette, *Unternehmen Barbarossa*, S. 333; Halder, *Kriegstagebuch*, Bd. 3, S. 186 und 53: 18. August und 8. Juli 1941; Reinhardt, *Die Wende vor Moskau*, S. 82.
- 59 Ziegelmayr, zit. nach Aly, *Hitlers Volksstaat*, S. 198; Wilhelm Ziegelmayr, *Rohstoff-Fragen der deutschen Volksernährung. Eine Darstellung der ernährungswirtschaftlichen Aufgaben unserer Zeit mit einem Ausblick auf die Großraumwirtschaft*, Dresden 1941; Jörg Ganzenmüller, *Das belagerte Leningrad 1941–1944. Die*

Anmerkungen Kapitel 6

- Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern*, Paderborn 2006, S. 42-52 und 70 f., Zitat Oberquartiermeisterabteilung des 38. Armeekorps, S.43, Wagner an seine Frau, S. 51; Goebbels, *Tgb*, II/1, S. 359 und 392: 5. und 10. Sept. 1941.
- 60 Schreiben der Seekriegsleitung an die Heeresgruppe Nord vom 29. Sept. 1941, zit. nach Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 1755; Ganzenmüller, *Das belagerte Leningrad*, S. 35 und 53-64; Michael Jones, *Leningrad: State of Siege*, London 2008, S.42f. und 127; Stanislaw Biemacki/Czeslaw Madajczyk/Blanka Meissner, *Generalny plan wschodni. Zbior dokumentow*, Warschau 1990, S. 82-110: Zusammenfassung vom RSHA (27. April 1942); Hans-Joachim Riecke, «Aufgaben der Landwirtschaft im Osten», in: *Probleme des Ost- raumes. Sonderveröffentlichung der Bücherei des Ostraumes*, Berlin 1942; Herbert Backe, *Um die Nahrungsfreiheit Europas. Weltwirtschaft oder Grossraum*, Leipzig 1943.
- 61 Ganzenmüller, *Das belagerte Leningrad*, S. 69-73 (Zitat S. 70) und S. 243 (Brotrationen); Jones, *Leningrad*, S. 131 und 129; Robert Kershaw, *War without Garlands. Operation Barbarossa, 1941/42*, Shepperton 2000; Wilhelm Lubbeck, *At Leningrad's Gates. The Combat Memoirs of a Soldier with Army Group North*, Philadelphia 2006.
- 62 Reinhardt, *Die Wende vor Moskau*, S. 177 ff. und 82 f.
- 63 Ebert, *Im Funkwagen der Wehrmacht*, S. 167: Wilhelm an Erika Moldenhauer, 3. Okt. 1941; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 307 f.
- 64 *MadR*, Bd. 8, S. 2865; David Stahel, *Operation Typhoon. Hitler's March on Moscow, October 1941*, Cambridge 2013, 100 ff.
- 65 Streit, *Keine Kameraden*; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 516-634.
- 66 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 332; Jarausch/Arnold (Hrsg.), «Das stille Sterben ...», S. 343 und 329: 25. Nov. und 25. Okt. 1941.
- 67 Jarausch/Arnold, «Das stille Sterben ...», S. 336 und 325f.: 7. Nov. und 12. Okt. 1941.
- 68 Ebd., Arnold, Einleitung, S. 86, S. 335, 346 und 345: 6., 7., 28. und 25. Nov. 1941. 69 Ebd., S. 339:14. Nov. 1941.
- 70 Heinz Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951, S. 231; Hanns Seitz, *Verlorene Jahre*, Lübeck 1974, S. 104.
- 71 Anthony Beevor/Luba Vinogradova (Hrsg.), *Ein Schriftsteller im Krieg. Wassili Grossman und die Rote Armee 1941-1945*, München 2007, S. 80; Ray Wagner (Hrsg.), *The Soviet Air Force in World War II*, Newton Abbot 1974, S.68ff.; Reinhardt, *Die Wende vor Moskau*, S. 77 ff., Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 313.
- 72 Reinhardt, *Wende vor Moskau*, S. 256 ff.; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S.255f.
- 73 Reinhardt, *Wende vor Moskau*, S. 113 f. und 81 ff.
- 74 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 348; Joachim Neumann, *Die 4. Panzerdivi*

- sion. 1938–1943, *Bericht und Betrachtung zu zwei Blitzfeldzügen und zwei Jahren Krieg in Rußland*, Bonn 1989, S. 299 und 314; Klaus Schüler, *Logistik im Rußlandfeldzug. Die Rolle der Eisenbahn bei Planung, Vorbereitung und Durchführung des deutschen Angriffes auf die Sowjetunion bis zur Krise vor Moskau im Winter 1941–42*, Frankfurt am Main 1987.
- 75 Martin Humburg, »Siegeshoffnungen und »Herbstkrise« im Jahre 1941. Anmerkungen zu Feldpostbriefen aus der Sowjetunion«, *WerkstattGeschichte* 22 (1999): *Feldpostbriefe*, S. 37 und 34, dort zit. Bumke, 28. Sept. 1941; BA-MA, RH 20–2/1091–1095, Tätigkeitsbericht der Feldpostprüfstelle beim AOK2 für den Monat November 1941.
- 76 MfK-FA, 3.2002.7209, Dr. Ernst Arnold an Helmut Paulus, 5. Nov. 1941 und Helmut Paulus an seine Eltern, 11. Nov., 23. und 31. Okt. 1941.
- 77 DTA, 148, Albert Joos, »Kriegstagebuch, 28. 8. 1939–1. 3. 1945«, Vorwort und 28. Aug., 1. und 18. Sept., 24. Okt. und 26. Nov. 1939 sowie 15. Okt. 1941. »Hingengten« meint vermutlich, dass die Kinder sich an die Toten hängten und schaukelten.
- 78 Ebd., 3., 4., 5., 6., 7.–12., 13., 15., 16., 20., 21. und 23. Dez. 1941.
- 79 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 347 und 312 ff.
- 80 BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, »Persönliches Kriegstagebuch«, 1., 20., 21. und 23. Nov. 1941; Kühne, *Kameradschaft*, S. 166–169.
- 81 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 317 und 733: »Punkte für I-c-Offiziersbesprechung vom 17. 11. 41«.
- 82 Hammer / zur Nieden, »*Sehr selten habe ich geweint*«, S. 255 ff.: Robert R., Tagebuch, 27. Okt. 1941.
- 83 BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, »Persönliches Kriegstagebuch«, 17. Nov. 1941; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 10 und 2 f.
- 84 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 733: BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, »Persönliches Kriegstagebuch«, 9., 13., 24., 25. und 30. Nov. 1941.
- 85 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 317 ff.
- 86 BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, »Persönliches Kriegstagebuch«, 27. 10. 1941; Kühne, *Kameradschaft*, S. 151 f.; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 351; Seitz, *Verlorene Jahre*, S. 105; Guderian, *Erinnerungen*, S. 231.
- 87 Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 1756 ff., 1758 ff. und 1771–1781: 2. und 3. Okt., 8. Nov. 1941.
- 88 Goebbels, »Die Juden sind schuld!«, *Das Reich*, 16. Nov. 1941.
- 89 Hammer / zur Nieden, »*Sehr selten habe ich geweint*«, S. 264 und 258 ff.: Robert R., Tagebuch und Briefe, 28. und 9.–11. Nov. 1941.
- 90 Hammer / zur Nieden, »*Sehr selten habe ich geweint*«, S. 260: Robert R., Brief an Maria, 18. Nov. 1941.
- 91 Ebd., S. 265, 267: Robert R., Brief an Maria, 30. Nov. 1941.

Anmerkungen Kapitel 7

- 92 Reinhardt, *Wende vor Moskau*, S. 164ff.; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 350ff.; Guderian, *Erinnerungen*, S. 233 ff. und 257; siehe auch Richard Overy, *Russlands Krieg: 1941-1945*, Reinbek 2003, S. 197.

Kapitel 7

- 1 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 353 f.
- 2 Ebd., S. 361 ff.: Reinert, Tagebuch, 9. Dez. 1941.
- 3 Reinhardt, *Die Wende vor Moskau*, S. 171.
- 4 Ebd., S. 205f.: Kriegstagebuch, Panzer-Gruppe 3, 14. Dez. 1941.
- 5 BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, «Persönliches Kriegstagebuch», 20. Dez. 1941; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 354-357.
- 6 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 363-366: 296. Infanteriedivision, Kriegstagebuch, 21. Dez. 1941; Reinert, Tagebuch, 20. und 22. Dez. 1941, 1. Jan. 1942.
- 7 Reinhardt, *Die Wende vor Moskau*, S. 225: Heeresgruppe Mitte, Kriegstagebuch, 19. Dez. 1941.
- 8 Ebd., S. 204-208, 236-240, 248.
- 9 Ebd., S. 211 f.; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 370 f.
- 10 Reinhardt, *Die Wende von Moskau*, S. 212; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 370 f. und 374-379.
- 11 Hürter, *Briefe und Tagebücher des Gotthard Heinrici 1941/42*, S. 128f.: Heinrici, 16. Dez. 1941; BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, «Persönliches Kriegstagebuch», 6. Dez. 1941; Hartmann, *Die Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 358.
- 12 Jarausch/Arnold, «*Das stille Sterben ...*», S.359-367: 1., 4., 5., 8., 10. und 11. Jan. 1942.
- 13 Ebd., S. 366f.: 13. Jan. 1942; zu Todeszahlen siehe Christian Gerlach, *Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weissrussland 1941 bis 1944*, Hamburg 1999, S. 820 ff.; Streit, *Keine Kameraden*.
- 14 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 765, BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, «Persönliches Kriegstagebuch»: 17.12.41.
- 15 Rass, «*Menschenmaterial*», S. 88-134 und 378 ff.; BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, «Persönliches Kriegstagebuch», 7., 9. und 30. Dez. 1941, 5. Jan. 1942; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 357 f.
- 16 Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 356f. und 382: BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, «Persönliches Kriegstagebuch», 21. Dez. 1941; Seitz, *Verlorene Jahre*, S. 116; Willy Peter Reese, *Mir selber seltsam fremd. Russland 1941-44*, hrsg. von Stefan Schmitz, Berlin 2004, S. 57-66 und 92 f.
- 17 DTA, 148, Joos, «Kriegstagebuch», 3., 4., 5., 6., 7.-12., 13., 15., 16., 20., 21. und 23. Dez. 1941 und 1. Jan. 1942.

- 18 DTA, 148, Joos, »Kriegstagebuch«, 4., 6., 12., 20., 22., 24. und 26. Jan., 5., 10.–11., 14.–18., 22. Feb., 5., 6. und 11. März 1942.
- 19 MfK-FA, 3.2002.0211, Albring an Altrogge, 1., 21. März und 13. April 1942.
- 20 Magnus Koch, *Fahnenfluchten. Deserteure der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg – Lebenswege und Entscheidungen*, Paderborn 2008, S. 325–351, Zitat S. 329.
- 21 Ebd., S. 325 und 351.
- 22 Raß, »Menschenmaterial«, S. 169–204.
- 23 Koch, *Fahnenfluchten*, S. 169–192.
- 24 Ebd., S. 198; siehe auch Rombachs Zurückweisung durch seine Familie, S. 131–134; Benjamin Ziemann, »Fluchten aus dem Konsens zum Durchhalten. Ergebnisse, Probleme und Perspektiven der Erforschung soldatischer Verweigerungsformen in der Wehrmacht 1939–1945«, in: Rolf-Dieter Müller / Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999, S. 589–613; David Motadel, *Islam and Nazi Germany's War*, Cambridge, Mass., 2014, S. 310 f.
- 25 BA-MA, MStG 2/13904, Farnbacher, »Persönliches Kriegstagebuch«, 26. und 27. Dez. 1941; Seitz, *Verlorene Jahre*, S. 115; Hartmann, *Wehrmacht im Ostkrieg*, S. 356 und 421; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 272 und 274 f.; Reinhardt, *Die Wende vor Moskau*, S. 255 f. (Oehmichen-Bericht).
- 26 MfK-FA, 3.2002.7209, Paulus an seine Eltern, 27. Okt., 13. Dez. 1941 und 7. März 1942; BA-MA, MStG 2/13904, Farnbacher, »Persönliches Kriegstagebuch«, 14. Aug., 22. Sept., 3. Okt., 10. und 21. Dez. 1941, 15. Jan., 7. Feb. 1942; Kühne, *Kameradschaft*, S. 149 ff.
- 27 MfK-FA, 3.2002.7209, Ernst an Helmut Paulus, 3., 8. März und 7. Januar 1942; Helmut Paulus an seine Eltern, 17. März 1942.
- 28 Ebd., Helmut Paulus an seine Eltern, 27. Okt. und 13. Dez. 1941, 7. März und 15. Sept. 1942.
- 29 Ebd., Helmut Paulus an seine Eltern, 12. März 1942.
- 30 Ebd., Eltern an Helmut Paulus, 5. Nov. 1941, 17. Dez. 1941 und 6. April 1942; Erna an Helmut Paulus, 5. Jan. 1942; Helmut an seine Eltern, 11. Nov. 1941; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen: Oehmichen-Bericht*, S. 275.
- 31 MfK-FA, 3.2002.7209, Erna an Helmut Paulus, 23. Okt. 1941; Helmut an seine Eltern, 11. Nov. 1941.
- 32 Ebd., Helmut Paulus an seine Eltern, 11. Nov. 1941.
- 33 Ebd., Helmut Paulus an seine Eltern, 25. Dez. 1941; Helmut Paulus, Tagebuch, 2. Jan. 1942.
- 34 Ebd., Elfriede und Erna an Helmut Paulus, 27.–28. Dez. 1941; Helmut Paulus an seine Eltern, 1. Brief vom 12. März 1942; Erna an Helmut Paulus, 15. März 1942; Ernst an Helmut Paulus, 22. März 1942.
- 35 Ebd., Erna an Helmut Paulus, 8. und 1. Feb., 25. Jan. 1942.

Anmerkungen Kapitel 7

- 36 Walter Rohland, *Bewegte Zeiten. Erinnerungen eines Eisenhüttenmannes*, Stuttgart 1978, S. 77f.; Halder, *KTB*, Bd. 3, S. 309: 24. Nov. 1941; Goebbels, *Tgb*, II/1, S. 260-263: 19. Aug. 1941; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 593; Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, S. 584 f.
- 37 Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 1793-1811: 11. Dez. 1941; Goebbels, *Tgb*, II/2, S. 498ff.: 13. Dez. 1941; Hans Frank, *Das Diensttagebuch des deutschen Generalgouverneurs in Polen 1939-1945*, Stuttgart 1975, S. 457f.: 16. Dezember 1941.
- 38 Joachim von Ribbentrop, *Zwischen Moskau und London. Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen*, hrsg. von Annelies von Ribbentrop, Leoni am Starnberger See 1954, S. 261; Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, S. 584 ff.
- 39 Goebbels, *Tgb*, II/3, S. 154f.: 20. Jan. 1942; Reinhardt, *Die Wende vor Moskau*, S. 262.
- 40 *MadR*, Bd. 9, S. 3193-6: 22. Jan. 1942; Bd. 7, S. 2704, 14. Juli 1941; Bd. 8, S. 2671 und 2489: 21. und 29. Aug. 1941; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 267 und 272.
- 41 Peter Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, Cambridge, Mass., 2008, S. 149; Goebbels, *Tgb*, II/2, 483: 12. Dez. 1941; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 273: «Mitteilungen für die Truppe», 11. März 1942.
- 42 Hitler, «Rede vor der deutschen Presse», *VfZ* 6/2 (1958), S. 181-191.
- 43 Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 1826-1834.
- 44 Reimann, *Der grosse Krieg der Sprachen*, S. 39-44; Anne Lipp, *Meinungslenkung im Krieg. Kriegsetföhrung deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914-1918*, Göttingen 2003; MfK-FA, 3.2002.7209, Erna an Helmut Paulus, 3. Feb. 1942.
- 45 Goebbels, *Tgb*, II/2, S. 554: 21. Dez. 1941; Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 1813 ff.; Tomasz Szarota, *Warschau unter dem Hakenkreuz. Leben und Alltag im besetzten Warschau 1.10.1939 bis 31.7.1944*, Paderborn 1985, S. 147 f.
- 46 Ernest K. Bramsted, *Goebbels und die nationalsozialistische Propaganda 1925-1945*, Frankfurt a.M. 1971, S. 341 f.; Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, S. 276; MfK-FA, 3.2002.7209, Ema an Helmut Paulus, 24. Dez. 1941 und 9., 18. und 19. Jan. 1942; MfK-FA 3.2002.0279, Liselotte Purper an Kurt Orgel, 11. Jan. 1942.
- 47 MfK-FA 3.2002.0279, Liselotte Purper an Kurt Orgel, 21. Jan. 1942.
- 48 Ebert, *Im Funkwagen der Wehrmacht*, S. 197f.: Wilhelm an Erika Moldenhauer, 11. Feb. 1942; MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus an seine Eltern, 12. Feb. 1942.
- 49 Reinhardt, *Die Wende vor Moskau*, S. 96 f.: Hitler gegenüber Ciano, 25. Okt 1941; Andreas Hillgruber (Hrsg.), *Staatsmänner und Diplomaten bei Hitler. Vertrauliche Aufzeichnungen über Unterredungen mit Vertretern des Auslandes*, Bd. 2, Frankfurt am Main 1970, S. 47: gegenüber Antonescu, 11. Feb. 1942.
- 50 Hillgruber, *Staatsmänner und Diplomaten bei Hitler*, Bd. 1, S. 657 f.; Henry Picker, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-1942*, Frankfurt am Main/Berlin 1989, S. 98.

- 51 Hirtenwort zum Sonntag, dem 15. März 1942, *Kirchliches Amtsblatt für die Diözese Münster*, 12. März 1942.
- 52 Domains, *Hitler*, Bd. II/2, S. 1848-1851; *MadR*, Bd.9, S.3486ff.: 19. März 1942; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 667.
- 53 Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 1848-1851; *MadR*, Bd. 9, S. 3487; 19. März 1942 (Hervorhebungen im Original); Latzel, *Deutsche Soldaten*, S. 331; MfK-FA, 3.2002.7209, Ema an Helmut Paulus, 3. Feb. 1942.

Kapitel 8

- 1 Christopher Browning, *Die Entfesselung der ‚Endlösung‘. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942*, Berlin 2006; Mark Roseman, *Die Wannseekonferenz. Wie die NS-Bürokratie den Holocaust organisierte*, Berlin 2002.
- 2 MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus an seine Eltern, 11. Juli 1941, 15. April, 8. Mai und 4. Juni 1942; Erna an Helmut Paulus, 23. und 30. Okt. und 30. Nov. 1941; Irmgard an Helmut Paulus, 24. März 1942, Ernst Arnold an Helmut Paulus, 11. Juli 1942; Dieter Reifarth / Viktoria Schmidt-Linsenhoff, «Die Kamera der Täter», in: Heer/Naumann, *Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*, S. 475-503; Habbo Knoch, *Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2001, S. 50-122.
- 3 Jarausch/Arnold, «*Das stille Sterben...*», S. 339:14. Nov. 1941 – siehe auch das Zitat in Kapitel 6, S. 234; MfK-FA, 3.2002.0211, Albring an Altroge, 21. März 1942; Eiber, «... Ein bisschen die Wahrheit», HG an Hannah, S. 73: 7. Aug. 1941 – siehe dazu ebenfalls Kapitel 6, S. 211; Schneider, «*Auswärts eingesetzt*»; Kleindienst, «*Sei tausendmal gegrüßt*», Ernst an Irene Guicking, 3. und 22. Feb. 1942.
- 4 Dieter Pohl, *Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien*, München 1997, S. 138-175; Thomas Sandkühler, «*Endlösung*» in *Galizien*, Bonn 1996, S. 148-165; Longenrich, *Politik der Vernichtung*, S. 448; Otto Dov Kulka/Eberhard Jäckel (Hrsg.), *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten 1933-1945*, Düsseldorf 2004, 3388, SD Aussenstelle Minden, 12. Dez. 1941 (da es sich um eine CD-Rom handelt, sind statt Seitenzahlen die Dokumentennummern angegeben).
- 5 David Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die «Endlösung» und die Deutschen; eine Berichtigung*, Berlin 1995, S. 180 f.; H.G. Adler, *Theresienstadt 1941-1945*, Tübingen 1960, S. 720-722: Fn.46b: Heydrich, 10. Okt. 1941.
- 6 Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, 3388, SD Aussenstelle Minden, 12. Dez. 1941.
- 7 Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 176.
- 8 Ernst Sauer, *Grundlehre des Völkerrechts*, Köln 1955, S. 312 ff.
- 9 Justus Doenecke / Mark Stoler, *Debating Franklin D. Roosevelt's Foreign Policies, 1933-*

Anmerkungen Kapitel 8

- 1945, Lanham/Oxford 2005, S. 130-136; Theodore N. Kaufman, *Germany must Perish!*, Newark, N.J., 1941; Peter Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», München 2006, S. 167 ff.; Wolfgang Benz, «Judenvernichtung aus Notwehr? Die Legenden um Theodore N. Kaufman», *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 29/4 (1981), S. 615-630; Goebbels, *Tgb*, II/1, S. 116f.: 24.Juli 1941.
- 10 Wiener Library, London: NSDAP-Wochenspruch vom 7. Sept. 1941; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 534, Abb. 45.
- 11 Longerich, *Politik der Vernichtung*, S. 275.
- 12 Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, 3387, SD Aussenstelle Minden, 6. Dez. 1941.
- 13 Adler, *Der verwaltete Mensch*, S. 354ff; Longerich, *Politik der Vernichtung*, S.446; Saul Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, München 2007, S. 689 f.
- 14 Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, S. 689; Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, 3475: Landrat Bad Neustadt/Saale, 23. April, 1942; Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 186; Uwe Strojohann, *Hauptsache überleben. Eine Jugend im Krieg 1936-1945*, Hamburg 1994, S. 100; Herbert Schultheis, *Juden in Mainfranken 1933-1945*, Bad Neustadt 1980, S. 467; Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, S. 253-257; Wildt, *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung*; Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 219.
- 15 Mark Roseman, *In einem unbewachten Augenblick. Eine Frau überlebt im Untergrund*, Berlin 2002, S. 154-157.
- 16 Ders., *Die Wannseekonferenz*, S. 177: Heydrich bei der Wannseekonferenz, 20. Jan. 1942; Longerich, *Politik der Vernichtung*, S. 483 f.
- 17 Roseman, *In einem unbewachten Augenblick*, S. 202-240, Zitate S. 215, 233 f.
- 18 Frank Bajohr, «*Arisierung*» in *Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933-1945*, Hamburg 1997, S. 321-325; Franziska Becker, *Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer jüdischen Landgemeinde*, Göttingen 1994, S. 77-140; Gertrud Seydelmann, *Gefährdete Bilanz. Ein Leben in Hamburg 1936-1945*, Hamburg 1996, S. 105 f; J. Sielemann (Hrsg.), *Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus*, Hamburg 1995, XVIII: Karl Kaufmann an Hermann Göring, 4. Sept. 1942: National Archives Washington, Misc. German Record Collection, T84/7; Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 199.
- 19 Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 1, S. 663 ff.: 15. Sept. 1941; Christian Goeschel, *Selbstmord im Dritten Reich*, Berlin 2011, S. 167-171; Konrad Kwiet, «The ultimate refuge: suicide in the Jewish community under the Nazis», *Leo Baeck Institute Year Book XXIX* (1984), S. 173-198; Ursula Baumann, «Suizid im ‚Dritten Reich‘ – Facetten eines Themas», in: Reinhard Rürup (Hrsg.), *Geschichte und Emanzipation*, Frankfurt am Main 1999, S. 500; Albert Speer, *Spandauer Tagebücher*, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1975, S.400f.; Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*,

Anmerkungen Kapitel 8

- S. 172-176; siehe auch Goebbels, *Tgb.*, II/2, S. 194 f.: 28. Okt. 1941; Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 181-185.
- 20 Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 181 und 191; Goebbels, «Die Juden sind schuld!», *Das Reich*, 16. Nov. 1941, in: Erika Martens, *Zum Beispiel «Das Reich». Zur Phänomenologie der Presse im totalitären Regime*, Köln 1972, S. 61-64.
- 21 Hans-Heinrich Wilhelm, *Rassenpolitik und Kriegsführung*, Passau 1991, S. 131f.: Rosenberg, 18. Nov. 1941; Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 201; Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 1821,1828f., 1844,1920 und 1937: 30. Jan., 24. Feb., 30. Sept und 8. Nov. 1942; Kershaw, *Der Hitler-Mythos*, S. 295; *Münchener Neueste Nachrichten*, 16. März 1942.
- 22 Vertrauliche Informationen der Partei-Kanzlei, 9. Okt. 1942, in: Heinz Huber/ Artur Müller (Hrsg.), *Das Dritte Reich. Seine Geschichte in Texten, Bildern und Dokumenten*, München 1964, Bd.2, S. 110; siehe auch Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 253 f.
- 23 Longerich, *Politik der Vernichtung*, S. 483-526; Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, S.742L; GunnarS. Paulsson, *Secret City. The Hidden Jews of Warsaw, 1940-1945*, New Haven/London 2002, S. 73-78.
- 24 Zahlen siehe: Noakes, *Nazism*, Bd. 3, S. 629; siehe auch Latzel, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg?*, S. 203ff.; Jörg Friedrich, «Die Wohnungsschlüssel sind beim Hausverwalter abzugeben Die Ausschachtung der jüdischen Hinterlassenschaft», in: Jörg Wollenberg (Hrsg.), «*Niemand war dabei und keiner hat's gewusst*». *Die deutsche Öffentlichkeit und die Judenverfolgung 1933-1945*, München 1989, S. 188-203, und Heiner Lichtenstein, «Pünktlich an der Rampe. Der Horizont des deutschen Eisenbahners», in: ebd., S. 204-223.
- 25 Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 211-217 und 202 f.; Goebbels, *Tgb.*, II/5, S. 505: 15. Sept. 1942.
- 26 Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 205 f.
- 27 Elisabeth Noelle-Neumann, «Die Schweigespirale: über die Entstehung der öffentlichen Meinung», in: Ernst Forstthoff (Hrsg.), *Standorte im Zeitstrom. Festschrift für Arnold Gehlen zum 70. Geburtstag am 29. Januar 1974*, Frankfurt am Main 1974, S. 299-330; siehe auch Jörg Becker, *Elisabeth Noelle-Neumann. Demoskopie zwischen NS-Ideologie und Konservatismus*, Paderborn 2013.
- 28 Sibylle und Herbert Obenaus (Hrsg.), «*Schreiben wie es wirklich war*». *Aufzeichnungen Karl Dürkefäldens aus den Jahren 1933-1945*, Hannover 1985, S. 107-110: Feb. 1942; siehe auch S. 109,114,115,117,125,126 und 129; Ian Kershaw, «German popular opinion and the Jewish Question some further reflections», in: Arnold Paucker (Hrsg.), *Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland*, Tübingen 1986, S. 365-386, hier S. 379; Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 148; Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, S. 265.
- 29 Peter Löffler (Hrsg.), *Bischof Clemens August Graf von Galen. Akten, Briefe und Predig-*

Anmerkungen Kapitel 8

- ten 1933-1946, Bd. 2, Mainz 1988, S. 910f., zit. nach: Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, S. 685.
- 30 Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 227; Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, S. 685 und 897 f.; Michael Phayer, *The Catholic Church and the Holocaust, 1930-1965*, Bloomington, Ind., 2000, S. 70.
- 31 Nowak, «*Euthanasie*» und *Sterilisierung im «Dritten Reich»*, S. 151; Brodie, «*For Christ and Germany*», S. 144f. und 162; dort zit.: LNRW. ARH, RW 58, 3741, S. 120.
- 32 Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, 3508: SD-Aussenstelle Detmold, 31. Juli 1942; Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 145-148; Wantzen, *Das Leben im Krieg*, S. 916: 8. August 1942; LNRW. ARH, RW34/03,17: SD-Bericht, Köln, 7. Juli 1943.
- 33 Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, zu den BBC-Berichten: S. 155.
- 34 Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 256-261 und 267; Goebbels, *Tgb*, II/7, S. 651 und 675, II/8, S. 42: 27. und 31. März, 3. April 1943; William D. Rubinstein, *The Myth of Rescue*, London 1997, S. 131.
- 35 Yitzhak Arad, *Belzec, Sobibor, Treblinka. The Operation Reinhard Death Camps*, Bloomington 1987; Saul Friedländer, *Kurt Gerstein oder die Zwiespältigkeit des Guten*, Gütersloh 1967, S. 83-110, Zitat Pfannenstiel: S. 103; siehe auch Klee/Dressen/Riess, «*Schöne Zeiten*», S. 216-220.
- 36 Friedländer, *Kurt Gerstein*, S. 111-154.
- 37 Ders., *Das Dritte Reich und die Juden*, S. 922 f.
- 38 Wilhelm Cornides, Tagebuch, 31. Aug. 1942, in: «Zur ‚Umsiedlung‘ der Juden im Generalgouvernement», *VfZ* 7/3 (1959), S. 333-336; siehe auch Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, S. 781.
- 39 Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 148,150f.
- 40 Zygmunt Klukowski, *Diary from the Years of Occupation, 1939-44*, hrsg. v. Andrew Klukowski und Helen Klukowski May, Urbana, II., 1993, 8. April 1942; ähnliche Gerüchte kursierten in der örtlichen jüdischen Bevölkerung: siehe Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 149 f. und 259, Fn. 51, dort angeführt: Joshua Wohlfuss, *Memorial Book of Rawa Ruska*, Tel Aviv 1973, S. 238.
- 41 Hosenfeld, «*Ich versuche jeden zu retten*», S. 628, 630 f., 640 f., 650, 653 ff. und 658: Tagebuch und Briefe an die Familie, 23., 25. und 29. Juli, 13. Aug., 1. und 26. Sept. 1942.
- 42 Bernd Wagner, «Gerüchte, Wissen, Verdrängung: Die IG Auschwitz und das Vernichtungslager Birkenau», in: Norbert Frei/Sybille Steinbacher/Bernd Wagner (Hrsg.), *Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit*, München 2000, S.231-248; Sybille Steinbacher, «*Musterstadt*» *Auschwitz. Germanisierungspolitik und Judenmord in Ostoberschlesien*, München 2000, S. 246-252 und 318 ff.; Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 148-152: Ludwig Haydn, 1942; Salazar Soriano, Juni 1942; Fermin Lopez Robertz, März

- 1943; Lili Hahn, *Bis alles in Scherben fällt. Tagebuchblätter 1933-1945*, Köln 1979, S. 338; 30. Nov. 1941; Ruth Andreas-Friedrich, *Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938-1945*, Berlin 1986, S. 96; 2. Dez. 1942; S. 111; 10. Aug. 1943; S. 125-128; 4. Feb. 1944.
- 43 Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 149; Ulrich Herbert, Best. *Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989*, Bonn 1996, S. 313; Donald Niewyk (Hrsg.), *Fresh Wounds. Early Narratives of Holocaust Survival*, Chapel Hill 1998, S. 176; Liselotte G. in Hammer/zur Nieden, «Sehr selten habe ich geweint», S. 278 f.: 31. Aug. 1943.
- 44 Yakov Grojanowski, Aussage zum Lager Kulmhof, 6.-19. Januar 1942, in: Martin Gilbert, *The Holocaust. The Jewish Tragedy*, London 1986, S. 252-279; Abraham Katsh, *Das Buch der Agonie. Das Warschauer Tagebuch des Chaim A. Kaplan*, Frankfurt am Main 1967: 25. Juni, 10.-12. und 22. Juli 1942; Raul Hilberg/ Stanislaw Staron / Josef Kermisz (Hrsg.), *The Warsaw Diary of Adam Czemiakow*, Chicago 1999, «Introduction», S. 62; Dawid Sierakowiak, *Das Ghettotagebuch des Dawid Sierakowiak*, Leipzig 1993, 19. Okt. 1941, 1.-2. Mai 1942 und 15. März 1943; Comi, *Hitler's Ghettos*, S. 179-182; zu Unwissenheit und Ignoranz in den Ghettos von März bis Aug. 1942 siehe Arad, *Belzec, Sobibor, Treblinka*, S. 241-244.
- 45 Haydn, Meter, *immer nur Meter*, S.6, 9-11, 53,123f. und 129ff: 29. Juni, 31. Juli, 19. und 24. Dez. 1942.
- 46 Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 259; Ulrich von Hassell, *Die Hassell-Tagebücher 1938-1944: Aufzeichnungen vom andern Deutschland*, Berlin 1989:15. Mai 1943; Andreas-Friedrich, *Der Schattenmann*, S. 125 f.: 4. Feb. 1944; Inge Scholl, *Die weiße Rose*, Frankfurt am Main 1952, S. 91ff.: zweites Flugblatt: 300'000 ermordete Juden; Haydn, Meter, *immer nur Meter*, S. 51: 30. Juli 1942; Götz Aly, «Die Deportation der Juden von Rhodos nach Auschwitz», *Mittelweg* 36 12 (2003), S. 79-88.
- 47 *Stuttgart NS-Kurier*, 4. Okt. 1941; Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 178 f.; Anna Haag, *Das Glück zu leben*, Stuttgart 1967, S. 164: 5. Okt. 1942; Wantzen, *Das Leben im Krieg*, S. 610: 6. Nov. 1941.
- 48 Orłowski/Schneider, «*Erschiessen will ich nicht!*», S. 163 und 247: 24. Juni 1942, 18. und 22. November 1943. Wörtlich sind die betreffenden Einträge bereits in der Einleitung, S. 18, zitiert.
- 49 Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd.2, Berlin 1995, S.247f.: 21. September 1942.
- 50 Nicholas Stargardt, «Speaking in public about the murder of the Jews: What did the Holocaust mean to the Germans?», in: Wiese/Betts (Hrsg.), *Years of Persecution, Years of Extermination*, S. 133-155.
- 51 Heiber, *Reichsführer! Briefe an und von Himmler*, S. 169; zu Wisen Informationsquellen siehe Henry L. Feingold, *The Politics of Rescue. The Roosevelt Administration and the*

Anmerkungen Kapitel 8

- Holocaust, 1938-1945, New Brunswick, NJ, 1970, S.170; Heinrich Himmler, *Der Dienstkalender Heinrich Himmlers 1941/42*, hrsg. v. Peter Witte, Hamburg 1999, S. 619, Fn.43; Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, S. 845; Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Berlin 1982, S. 759; Joachim Neander, «Seife aus Judenfett: Zur Wirkungsgeschichte einer zeitgenössischen Sage», in: *Fabula: Zeitschrift für Erzählforschung* 46 (2005), S.241-256; Ludwig Harig, *Weh dem, der aus der Reihe tanzt*, Frankfurt am Main 1993, S.203.
- 52 Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 167ff.; zu Erna Becker-Kohen siehe: Marion Kaplan, *Der Mut zu überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland*, Berlin 2001, S. 229 und 317-323.
- 53 Ernst Klee, *Die SA Jesu Christi. Die Kirchen im Banne Hitlers*, Frankfurt am Main 1989, S. 148 und 154; Goebbels, *Tgb*, II/2, S. 362 f.: 25. Nov. 1941; zu Wurm siehe: Wolfgang Gerlach, *Als die Zeugen schwiegen. Bekennende Kirche und die Juden*, Berlin 1987, S. 340-351; Siegfried Hermle, «Die Bischöfe und die Schicksale ‚nichtarischer‘ Christen», in: Manfred Gailus / Hartmut Lehmann (Hrsg.), *Nationalprotestantische Mentalitäten*, Göttingen 2005, S. 263-306; Gailus/Nolzen, *Zerstrittene «Volksgemeinschaft»*.
- 54 Zum Beschluss vom 17. Dez. 1941 und DEK-Schreiben vom 22. Dez. 1941 siehe Klee, *Die SA Jesu Christi*, S. 148 f.; Gerlach, *Als die Zeugen schwiegen*, S. 328; zu Bischof Tügel siehe Rainer Hering, «Kirchliches Leben im zweiten Weltkrieg. Das Beispiel Hamburg», in: Hermann Düringer/Jochen-Christoph Kaiser (Hrsg.), *Kirchliches Leben im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 2005, S. 60-88, Zitat S. 82 f.; Richard Gutteridge, *Open thy Mouth for the Dumb! The German Evangelical Church and the Jews, 1879-1950*, Oxford 1976, S. 231 f.; Doris Bergen, *Twisted Cross. The German Christian Movement in the Third Reich*, Chapel Hill 1996.
- 55 Klepper, *Unter dem Schatten deiner Flügel*, S. 1008 f.: 25. Dez. 1941
- 56 Ebd., S. 1041,1043 und 1127-1132:10. und 15. März, 5.-8. Dez. 1942.
- 57 Ebd., S. 1132f.: 9.-10. Dez. 1942.
- 58 Wolf Gruner, *Widerstand in der Rosenstrasse. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der «Mischehen» 1943*, Frankfurt am Main 2005; Nathan Stoltzfuss, *Resistance of the Heart. Inter-marriage and the Rosenstrasse Protest in Nazi Germany*, New York 1996.
- 59 Kaplan, *Der Mut zum Überleben*, S. 289 f. und 307-312.
- 60 Ebd., S. 287ff. und 300-306; Konrad Kwiet/Helmut Eschwege, *Selbstverwaltung und Widerstand. Deutsche Juden im Kampf um Existenz und Menschenwürde 1939-1945*, Hamburg 1984, S. 150; Gad Beck, *Und Gad ging zu David. Die Erinnerungen des Gad Beck*, München 1997.
- 61 Roseman, *In einem unbewachten Augenblick*, S. 298-406; ders., «Gerettete Geschichte. Der Bund, Gemeinschaft für sozialistisches Leben im Dritten Reich», *Mittelweg* 36 16/1 (2007), S. 100-121.

- 62 Hosenfeld, «*Ich versuche jeden zu retten*», S.630f., 640 f., 650, 653 ff. und 657f.: Tagebuch und Briefe an seine Familie, 25. und 29.Juli, 13. Aug., 6. und 26. Sept. 1942.
- 63 Ebd., S. 657 f. und 647: Tagebuch, 26. Sept. und 25. August 1942; Paulsson, *Secret City*, S. 79, zu weiteren Details siehe auch ders., «Hiding in Warsaw: The Jews on the ‚Aryan Side‘ in the Polish Capital, 1940-1945», DPhil thesis, Oxford 1998, S. 278; SS-Untersturmbannführer Gerhard Stabenow, geboren am 26. Jan. 1906 in Halle, war Dr. phil und Dr. jur., überlebte den Krieg und konnte 1950 in einem Ermittlungsverfahren aussagen: *Der Spiegel* 35, 31. Aug. 1950, siehe <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-44449558.html>
- 64 Hosenfeld, «*Ich versuche jeden zu retten*», S. 659, 637, 641 ff. und 660: Tagebuch, 1. Okt. sowie 7. Aug. 1942; Briefe an Helmut, 18. Aug. und 5. Okt. 1942.
- 65 Ebd., S. 250; 16. Sept. 1939 und S. 81 ff.
- 66 Ursula von Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen 1942 bis 1945*, hrsg. von Peter Hartl, München 1994, S. 44:20. Nov. 1942: Bei der Schilderung dieses Vorfalles handelt es sich möglicherweise um eine Nachkriegsergänzung, denn in ihren ursprünglichen Notizen findet sich nichts darüber.
- 67 Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 52, Fn. 3 und 59: 31. Dez. 1942 und 12. Jan. 1943; dort stellt sie dieses Dilemma dramatisch dar: «Aber kann man die Niederlage für sein eigenes Volk wünschen?»; hier handelt es sich jedoch um eine Nachkriegsergänzung; höchstwahrscheinlich brauchte sie diesen Konflikt im damaligen Kriegsstadium gar nicht ausdrücklich anzusprechen.
- 68 Zum Sonderkommando 1005 siehe Arad, *Belzec, Sobibor, Treblinka*, S. 170-178, 370-376; Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, S. 661f.; Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, 3652, SD Aussenstelle Bad Neustadt, Bericht («I-Bericht – Allgemeine Stimmung und Lage»), 15. Okt. 1943, StA Wü; SD-Hauptaussenstelle Würzburg Nr. 14.

Kapitel 9

- 1 Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, S. 733 f.; siehe auch Overy, *Die Wurzeln des Sieges*.
2 Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 594-599.
- 3 Bernd Wegner, «Hitlers Strategie zwischen Pearl Harbor und Stalingrad», *DRZW*, Bd.6, S. 95-115.
- 4 Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, S. 591 ff.; Mark Mazower, *Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*, München 2009, S. 247-260.
- 5 Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, S. 443-460 und 478-491.
- 6 Gildea u.a., *Surviving Hitler and Mussolini*, S. 46 f.

Anmerkungen Kapitel 9

- 7 J.R. Gillingham, *Industry and Politics in the Third Reich. Ruhr Coal, Hitler and Europe*, London 1985; Gildea u.a., *Surviving Hitler and Mussolini*, S. 50.
- 8 Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, S. 591-634.
- 9 Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, S. 591-634.
- 10 IMT, Bd. 39, Dok. 170-USSR, S. 384-412; Gerlach, *Krieg, Ernährung, Völkermord*, S. 175; Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, S. 628 f.; Gerlach und Tooze fassen diese Intervention als politische Erklärung auf und argumentieren, der Nahrungsbedarf der Deutschen sei eine Haupttriebkraft für den Holocaust gewesen. Gegen diese Interpretation spricht die Tatsache, dass die Massendeportationen der europäischen Juden in die Vernichtungslager bereits Wochen vor dieser Sitzung begonnen hatten: zu einer Kritik siehe Dan Stone, *Histories of the Holocaust*, Oxford 2010, S. 140 ff.
- 11 Berkhoff, *Harvest of Despair*, S. 122; Karl Brandt, *Germany's Agricultural and Food Policies in World War II*, Stanford 1953, S. 610 und 614.
- 12 Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 149-189; Gildea u.a., *Surviving Hitler and Mussolini*, S. 62-70.
- 13 Berkhoff, *Harvest of Despair*, S. 259-264; Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 175 ff.; Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, S. 595 f.
- 14 Robert W. Davies / Stephen Wheatcroft, *The Years of Hunger. Soviet Agriculture, 1931-1933*, Basingstoke 2004; R. W. Davies / Oleg Khlevnyuk / Stephen Wheatcroft, *The Years of Progress. The Soviet Economy, 1934-1936*, Basingstoke 2014.
- 15 Norbert Müller / Uwe Löbel / Ulrich Freye (Hrsg.), *Die faschistische Okkupationspolitik in den zeitweilig besetzten Gebieten der Sowjetunion (1941-1944)*, Berlin 1991, S. 359 und 361; Berkhoff, *Harvest of Despair*, S. 135 f.
- 16 Berkhoff, *Harvest of Despair*, S. 134; Chiari, *Alltag hinter der Front*; Gerlach, *Kalkulierte Morde*, S. 11; Mazower, *Hitlers Imperium*, S. 274 ff.
- 17 Chiari, *Alltag hinter der Front*, S. 36-48 und 268; Berkhoff, *Harvest of Despair*.
- 18 Gildea, *Marianne in Chains*, S. 126.
- 19 Ebd., S. 111 und 126-132.
- 20 Ebd., S.83ff; Paula Schwartz, «The politics of food and gender in occupied Paris», *Modem and Contemporary France* 7/1 (1999), S. 35-45.
- 21 Gildea, *Marianne in Chains*, S. 116ff. und 148 f.; 27; Reg Langlois (Jersey) und Daphne Breton (Guernsey): bbc.co.uk/history/ww2peopleswar archive of stories, A3403946 and A4014091.
- 22 Morgens Nissen, «Danish food production in the German war economy», in: Frank Trentmann/Flemming Just (Hrsg.), *Food and Conflict in Europe in the Age of the Two World Wars*, Basingstoke 2006, S. 172-192; Karl Brandt u.a., *Management of Agriculture and Food in the German-Occupied and Other Areas of Fortress Europe. A*

- Study in Military Government*, Stanford, Cal., 1953, S. 300–311; Lizzie Collingham, *The Taste of War*, London 2011, S. 174 ff.
- 23 Aly, *Hitlers Volksstaat*, S. 123, dort zit.: VR der RKK, 1. Juli 1942, BA R29/3, Nl. 223f; Robert Bohn, *Reichskommissariat Norwegen. »Nationalsozialistische Neuordnung« und Kriegswirtschaft*, München 2000; Voglis, »Surviving Hunger«, in: Gildea u. a., *Surviving Hitler and Mussolini*, S. 21 f., sowie Robert Gildea / Dirk Luyten / Juliane Fürst, »To work or not to work?«, in: ebd., S. 50.
- 24 Voglis, »Surviving Hunger«, in: Gildea u. a., *Surviving Hitler and Mussolini*, S. 23 f. und 29 f.; Mark Mazower, *Inside Hitler's Greece. The Experience of Occupation, 1941–44*, New Haven 1993, S. 23–52; Violetta Hionidou, *Famine and Death in Occupied Greece, 1941–1944*, Cambridge 2006; Mazower, *Hitlers Imperium*, S. 266.
- 25 Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, S. 795 ff.; André Kaspi, *Les Juifs pendant l'occupation*, Paris 1991, S. 222–227.
- 26 Jean Bobet, *Le vélo à l'heure allemande*, Paris 2007, S. 105–135.
- 27 Serge Klarsfeld, *Vichy – Auschwitz. Die »Endlösung der Judenfrage« in Frankreich*, Darmstadt 2007; Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, S. 639 f., 788–795 und 928 ff.; Longerich, *Politik der Vernichtung*, S. 555 ff.; Gildea u. a., *Surviving Hitler and Mussolini*, S. 45 und 64–69.
- 28 Michèle Cointet, *L'Eglise sous Vichy, 1940–1945*, Paris 1998, S. 291.
- 29 Czesław Madajczyk, *Die Okkupationspolitik Nazideutschlands*, Köln 1988, S. 427 und Anhang 29A, S. 317–320; Berkhoff, *Harvest of Despair*, S. 183 f.
- 30 *MadR*, Bd. 10, S. 3613 und 3639: 13. und 20. April 1942; Boelcke, *Wollt ihr den totalen Krieg?*, S. 295: 1. April 1942; MfK-FA, 3.2002.7209, Ernst Arnold an Helmut Paulus, 6. und 7. April 1942; Erna an Helmut Paulus, 12. April 1942.
- 31 Corni/Gies, *Brot – Butter – Kanonen*, S. 562 f.; Werner, »Bleib übrig«, S. 194 ff.; zu den Klagen siehe *MadR*, Bd. 10, S. 3613: 13. April 1942.
- 32 Werner, »Bleib übrig«, S. 196; Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 184.
- 33 Werner, »Bleib übrig«, S. 204: 22. Aug. 1942.
- 34 Ebd., S. 202 f. und 303–311.
- 35 Dörr, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...«, Bd. 2, S. 24 ff.; Franz Ruhm, *Kochen im Krieg. Eine Sammlung einfacher und dennoch schmackhafter Gerichte für den Mittag- und Abendtisch*, Wien 1940.
- 36 *MadR*, Bd. 10, S. 3882, 3917–3920 und 3923 f.: 4. und 29. Juni, 8. und 9. Juli 1942; Bd. 11, S. 4006: 27. Juli 1942; Dörr, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...«, Bd. 2, S. 13; MfK-FA, 3.2002.7209, Ernst Arnold an Helmut Paulus: 9. Juni 1942; Erna an Helmut Paulus: 17. Juli 1942; DLA, Helga F., »Bericht eines zehnjährigen Kindes zur Zeit des 2. Weltkrieges«, S. 2 und 9; DLA, Friedl H., S. 10.
- 37 Dörr, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...«, Bd. 2, S. 18 und 20; Malte Zierenberg, *Stadt der Schieber. Der Berliner Schwarzmarkt 1939–1950*, Göttingen 2008, S. 116 ff.
- 38 Zierenberg, *Stadt der Schieber*, S. 135–151.

Anmerkungen Kapitel 9

- 39 Ebd., S. 86-90.
- 40 Victoria Harris, *Selling Sex in the Reich. Prostitutes in German Society, 1914-1945*, Oxford 2010, S. 98-113.
- 41 Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 204.
- 42 Ebd., S. 206 und 210 f.
- 43 Ebd., S.213ff.: 24. Nov. 1942.
- 44 Ebd., S. 211.
- 45 Theresia Bauer, *Nationalsozialistische Agrarpolitik und bäuerliches Verhalten im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 1996, S. 93-96; Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 202.
- 46 Szarota, *Warschau unter dem Hakenkreuz*, S. 123 ff.; Aly, *Hitlers Volkstaat*, S. 123.
- 47 Maranja Mellin, «Heute haben wir wieder Sammeln. Tagebuch», in: *Courage*, Sonderheft 3: «Alltag im 2. Weltkrieg», Berlin 1980, S. 12-17, Zitat S. 14; Henri Michel, *Paris allemand*, Paris 1981, S. 298; Aly, *Hitlers Volksstaat*, S. 114-124; Ebba Drolshagen, *Der freundliche Feind. Wehrmachtssoldaten im besetzten Europa*, München 2009.
- 48 Gerlach, *Kalkulierte Morde*, S. 679-683; Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, S. 378; Chiari, *Alltag hinter der Front*, S. 245 und 257-263; Alexander Hohenstein, *Wartheländisches Tagebuch aus den Jahren 1941/42*, Stuttgart 1961, S. 251; Jan T. Gross, «A Tangled Web: Confronting Stereotypes concerning Relations between Poles, Germans, Jews, and Communists», in: Istvan Deák / Jan T. Gross/ Tony Judt (Hrsg.), *The Politics of Retribution in Europe. World War II and its Aftermath*, Princeton, N.J., 2000, S. 74-129, hier S. 88-91; Aly, *Hitlers Volksstaat*, S. 134-138.
- 49 Aly, *Hitlers Volksstaat*, S. 138; Wantzen, *Das Leben im Krieg*, S. 324: 2. Jan. 1941.
- 50 Domarus, *Hitler*, Bd.II/2, S. 1884 und 1887 f.: 23. und 30. Mai 1942; Goebbels, *Tgb*, Bd.II/4, S. 354-364: 24. Mai 1942.
- 51 Czeslaw Madajczyk, «Introduction to General Plan East», *Polish Western Affairs* 3/2 (1962), S. 391-442; Mechtild Rössler/Sabine Schleiermacher (Hrsg.), *Der Generalplan Ost. Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und vernichtungspolitik*, Berlin 1993; Götz Aly / Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Hamburg 1991; Harvey, «Der Osten braucht Dich!», S. 332-338 und 356.
- 52 Wendy Lower, *Hitlers Helferinnen. Deutsche Frauen im Holocaust*, München 2014, S. 170-173.
- 53 Hans Grimm, *Volk ohne Raum*, München 1926. Bis 1933 wurden von dem Buch 220'000 Exemplare verkauft und von 1933 bis 1944 weitere 330'000; Tobias Schneider, «Bestseller im Dritten Reich», *VfZ* 52/1 (2004), S. 77-98, hier S. 85; Georg Lilienthal, *Der «Lebensborn e. V.» Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik*, Frankfurt am Main 1993, S. 219-221.
- 54 *MadR*, Bd. 14, S. 5639-5643: 17. Aug. 1943; Birthe Kundrus, «Forbidden Com

- pany: Romantic Relationships between Germans and Foreigners, 1939 to 1945«, *Journal of the History of Sexuality* 11/1–2 (Jan/April 2002), S. 201–222.
- 55 *MadR*, Bd. 14, S. 3323–3330: 16. Feb 1942; Mark Spoerer, *Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1938–1945*, Stuttgart/München, 2001; Alexander von Plato/Almut Leh/Christoph Thonfeld (Hrsg.), *Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich*, Wien/Köln 2008.
- 56 Virgili, *Naitre ennemi*, S. 52 f.
- 57 Ebd., S. 84–87; Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 124 ff.; Bernd Boll, »... das gesunde Volksempfinden auf das Grobste verletzt: Die Offenburger Strafjustiz und der »verbotene Umgang mit Kriegsgefangenen« während des 2. Weltkriegs«, *Die Ortenau* 71 (1991), S. 645–678, hier S. 661; Gellately, *Hingschaut und wegesehen*, S. 237 f.
- 58 Aly, *Hitlers Volksstaat*, S. 120; Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 124.
- 59 Robert G. Waite, »Teenage Sexuality in Nazi Germany«, *Journal of the History of Sexuality* 8/3 (Jan., 1998), S. 456.
- 60 Harald Knoll / Peter Ruggenthaler / Barbara Stelzl-Marx, »Zwangsarbeit bei der Lapp-Finze AG«, in: Stefan Karner / Peter Ruggenthaler / Barbara Stelzl-Marx (Hrsg.), *NS-Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie. Die Lapp-Finze AG in Karlsdorf bei Graz 1939 bis 1945*, Graz 2004, S. 111–114; die dort zitierten Interviews wurden 2011 und 2002 geführt.
- 61 Ebd., S. 45 und 126–156.
- 62 Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 211 und 414, Fn. 88; *MadR*, Bd. 11, S. 4302; zu einer anderen Analyse derselben Tendenzen siehe ebd., S. 4305 f.: 8. Okt. 1942.
- 63 Werner Abelshäuser, »Rüstungsschmiede der Nation? Der Kruppkonzern im Dritten Reich und in der Nachkriegszeit 1933 bis 1951«, in: Lothar Gall (Hrsg.), *Krupp im 20. Jahrhundert. Die Geschichte des Unternehmens vom Ersten Weltkrieg bis zur Gründung der Stiftung*, Berlin 2002, S. 267–472, hier S. 412.
- 64 Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 163 f.
- 65 Hermann Kaienburg, *Die Wirtschaft der SS*, Berlin 2003, S. 114–138 und 434 f.; Jan Schulte, *Zwangsarbeit und Vernichtung. Das Wirtschaftsimperium der SS*, Paderborn 2001, S. 392 ff.; Bernd Wagner, *IG Auschwitz. Zwangsarbeit und Vernichtung von Häftlingen des Lagers Monowitz 1941–1945*, München 2000; Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, S. 611–615.
- 66 Tooze, *Ökonomie der Zerstörung*, S. 610 f.
- 67 Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 162; *MadR*, Bd. 10, S. 3715 ff.: 7. Mai 1942.
- 68 Goebbels, »Offene Aussprache«, *Das Reich*, 29. März 1942; Lothar Gruchmann, »Korruption im Dritten Reich. Zur »Lebensmittelversorgung der NS-Führerschaft«, *VfZ* 42/4 (1994), S. 571–593, hier S. 578; Corni/Gies, *Brot – Butter – Kanonen*, S. 558 ff.: Verordnungen vom 21. März 1942 und 10. Mai 1943; *MadR*,

Anmerkungen Kapitel 10

- Bd. 10, S. 3688: 30. April 1942; Denis Sefton Delmer, *Die Deutschen und ich*, Hamburg 1962; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 281; Bormann, 5. Juni 1942, in: Partei-Kanzlei (Hrsg.), *Verfügungen, Anordnungen, Bekanntgaben*, München o.J., Bd.2, S. 640.
- 69 Gruchmann, «Korruption im Dritten Reich», S. 572 ff.
- 70 Gruchmann, «Korruption im Dritten Reich»; Goebbels, *Tgb*, Bd.II/8, S. 326: 19. Mai 1943.
- 71 Boelcke, *Wollt Ihr den totalen Krieg*, S. 377:4.-5. Okt. 1942; Goebbels, *Tgb*, Bd. II/6, S. 72 und 127: 4. und 15. Okt. 1942; Göring, 4. Okt. 1942, in: Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 203 f.; Aly, *Hitlers Volksstaat*, S. 202.
- 72 MadR, Bd. 11, S.4291L und 4309-4311: 8. und 12. Okt. 1942.

Kapitel 10

- 1 Wegner, «Hitlers Strategie zwischen Pearl Harbor und Stalingrad», S. 107-115; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 681.
- 2 Bernd Wegner, «Hitlers ‚zweiter Feldzug‘», *DRZW*, Bd. 6, S. 761-815, hier S. 796-814; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 677-680; Domarus, *Hitler*, Bd.II/2, S. 1884: 23. Mai 1942; Goebbels, *Tgb*, Bd. II/4, S. 362ff: 24. Mai 1942.
- 3 Wegner, «Hitlers ‚zweiter Feldzug‘»; Magnus Pahl, *Fremde Heere Ost. Hitlers militärische Feindaufklärung*, München 2012.
- 4 MfK-FA, 3.2002.201, Wilhelm Abel, Briefe nach Hause: 21., 24. und 28. April, 5. und 31. Mai 1942.
- 5 MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus an seine Eltern, 1.Juli und 29.Juni 1942; Irmgard und Ema an Helmut Paulus, 1.Juli 1942.
- 6 Ebd., Helmut Paulus an seine Familie, 6. Juli 1942; Elfriede an Helmut Paulus, 6. Juli 1942.
- 7 Ebd., Helmut Paulus, 14. Juli 1942; Grossjohann, *Five Years, Four Fronts*, S. 50-54.
- 8 MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus, o.D. (21.-22. Juli 1942).
- 9 Ebd., Helmut Paulus, 20., 26. und 27. Juli 1942.
- 10 Ebd., Helmut Paulus, 27., 29. und 31. Juli 1942.
- 11 Alexander Dallin, *Deutsche Herrschaft in Russland 1941-1945*, Düsseldorf 1958, S. 551-557; Hans Werner Neulen, *An deutscher Seite. Internationale Freiwillige von Wehrmacht und Waffen-SS*, München 1992.
- 12 Gerlach, *Kalkulierte Morde*, S. 1082-1085; Babette Quinkert, *Propaganda und Terror in Weissrussland 1941-1944. Die deutsche «geistige» Kriegführung gegen Zivilbevölkerung und Partisanen*, Paderborn 2009.
- 13 Joachim Hoffmann, *Die Ostlegionen 1941-1943. Turkotataren, Kaukasier und Wolgafinnen im deutschen Heer*, Freiburg 1976; Rolf-Dieter Müller, *An der Seite der Wehr*

- macht. Hitlers ausländische Helfer beim »Kreuzzug gegen den Bolschewismus« 1941–1945, Berlin 2007; George Lepre, *Himmler's Bosnian Division. The Waffen-SS Handshar Division 1943–1944*, Atglen, PA, 1997.
- 14 David Motadel, *Islam and Nazi Germany's War*, Cambridge, Mass, 2014, S. 150–166 und 225 f.; Norbert Kunz, *Die Krim unter deutscher Herrschaft*, Darmstadt 2005, S. 208.
- 15 Motadel, *Islam and Nazi Germany's War*, S. 302 f.
- 16 Hoffmann, *Ostlegionen*, S. 111 f.; Motadel, *Islam and Nazi Germany's War*, S. 306, 52–72 und 88 f.; Ernst Kaltenbrunner an Heinrich Himmler, 6. Dez. 1943; BAB, NS 19/3544.
- 17 Rainer Rutz, *Signal. Eine deutsche Auslandsillustrierte als Propagandainstrument im Zweiten Weltkrieg*, Essen 2007; Christian Boltanski/Bernhard Jussen (Hrsg.), *Signal*, Göttingen 2004; Alan Riding, *And the Show Went on. Cultural Life in Nazi-occupied Paris*, London 2011; »Rembrandt«, 1942, Ufa, Regie: Hans Steinhoff; H. R. Kedward, *Resistance in Vichy France*, Oxford 1978; Julian Jackson, *France. The Dark Years, 1940–1944*, Oxford 2001; Gerhard Hirschfeld (Hrsg.), *Fremdherrschaft und Kollaboration. Die Niederlande unter deutscher Besatzung 1940–1945*, Stuttgart 1984.
- 18 Kunz, *Die Krim unter deutscher Herrschaft*, S. 187–194; Patrick Mühlen, *Zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern. Der Nationalismus der sowjetischen Orientvölker im Zweiten Weltkrieg*, Düsseldorf 1971, S. 49–51; Motadel, *Islam and Nazi Germany's War*, S. 171 f.; Streit, *Keine Kameraden*, S. 98.
- 19 Motadel, *Islam and Nazi Germany's War*, S. 308; MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 30. Juni 1942; siehe auch 12. April 1942.
- 20 MfK-FA, 3.2002.0211, Albring an Altrogge, 25. Mai 1942.
- 21 MfK-FA, 3.2002.0211, Albring an Altrogge, 15., 25. Mai und 17. Juni 1942; MfK-FA, 3.2002.210, Altrogge an Albring, 18. Sept. 1941 und 29. Sept. 1942; MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus an seine Eltern, 4. Sept. 1942; Ernst Jünger, *Gärten und Straßen*, Berlin 1942.
- 22 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 5. Jan. 1942.
- 23 Ebd., Fritz an Karl-Heinz P., 16. Feb. 1940 und 11. Feb. 1942.
- 24 Ebd., Fritz an Hildegard P., 18. Feb., 15. Mai und 15. Feb. 1942.
- 25 MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus an seine Eltern, 23., 18., 20. und 26. Juli 1942; Elfriede, 13. Juli 1942; Erna an Helmut Paulus, 5., 22. und 12. Juli 1942.
- 26 MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus an seine Eltern, 17. März und 27. Juni 1942; Ernst Arnold Paulus, 16. Juni, 3. und 11. Juli 1942; Drängen auf Medizinstudium: 7. Jan. und 9. Juni 1942; Elfriedes Studienpläne: 21. Jan 1942; Erna über Medizin: 15. Juni 1942.
- 27 MfK-FA, 3.2002.210, Altrogge, 4. und 31. Aug., 5. Dez. und 14. Okt. 1942.
- 28 Wegner, »Hitlers »zweiter Feldzug«, S. 927–951.
- 29 MfK-FA, 3.2002.7209, Helmut Paulus an seine Eltern, 20. Aug. 1942.

Anmerkungen Kapitel 10

- 30 Ebd., Helmut Paulus an seine Eltern, 23. und 30. Aug. 1942; an Tante Käthe Wurster, 28. Aug. 1942.
- 31 Ebd., Eltern an Helmut Paulus, 11., 15., 16., 20. und 24. Sept. 1942.
- 32 Ebd., Helmut Paulus an Tante Käthe Wurster, 28. Aug. 1942; an seine Eltern, 23. Aug., 2., 11. und 23. Sept. 1942.
- 33 MfK-FA, 3.2002.210, Altrogge an Albring, 4. und 31. Aug. 1942.
- 34 MfK-FA, 3.2002.0211, Albring an Altrogge, 29. April 1942.
- 35 Hammer/Nieden, «*Sehr selten habe ich geweint*», S. 267; MfK-FA, 3.2002.201, Abel an seine Familie, 1. Jan. 1942; BA-MA, MSg 2/13904, Farnbacher, «*Persönliches Kriegstagebuch*», 8., 20. und 23. Nov. 1941; Kühne, *Kameradschaft*, S. 166-169.
- 36 MfK-FA, 3.2002.0211, Albring an Altrogge, 1. Sept. 1942.
- 37 Joel Hayward, «Too Little Too Late: An Analysis of Hitler's Failure in 1942 to Damage Soviet Oil Production», *Journal of Strategic Studies* 18/4 (1995), S. 94-135; Wegner, «Hitlers ‚zweiter Feldzug‘», S. 945-961.
- 38 Antony Beevor, *Stalingrad*, München 1999.
- 39 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 30. Aug. 1942.
- 40 Ebd., Fritz an Hildegard P., 13. und 26. Aug. 1942.
- 41 Ebd., Fritz an Hildegard P., 30. Aug. 1942.
- 42 *Es geht alles vorüber*, Lale Andersen, Dirigent Bruno Seidler-Winkel, Electrola, 1942.
- 43 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 3. Sept. 1942.
- 44 Domarus, *Hitler*, Bd.II/2, S. 1913-1924: 30. Sept. 1942; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 701-706.
- 45 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 15. Nov. 1943.
- 46 Ebert, *Im Funkwagen der Wehrmacht*, S. 269; Wilhelm an Erika Moldenhauer, 20. Nov. 1942; Beevor, *Stalingrad*, S. 277-305.
- 47 Wegner, «Hitlers ‚zweiter Feldzug‘», S. 1024-1035; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 713 ff.; Richard Overy, *Hermann Göring. Machtgier und Eitelkeit*, München 1986, S. 370 ff.
- 48 DHM, Do2 96/1861, «Tagebuch von Liselotte Purper», 12.-13. Jan. 1943.
- 49 Ebert, *Im Funkwagen der Wehrmacht*, S. 269-273; Moldenhauer, 20. Nov.-16. Dez. 1943.
- 50 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 17. und 22. Dez. 1943.
- 51 Glantz/House, *When Titans Clashed*, S. 140; Beevor, *Stalingrad*, S. 343 f.
- 52 Kundrus, «Totale Unterhaltung», S. 138.
- 53 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 25. Dez. 1943; Ebert, *Im Funkwagen der Wehrmacht*, S. 277 und 280: 30. Dez. 1942 und 4. Jan. 1943.
- 54 Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 64: 6. Feb. 1943.
- 55 MfK-FA, 3.2002.210, Altrogge an Albring, 29. Dez. 1942; W. Ernst an Gertrud und Hans Salmen, o.D. und 12. Mai 1943; M. Altrogge an Delmer, 30. Sept. 1949.

- 56 Jens Ebert (Hrsg.), *Feldpostbriefe aus Stalingrad November 1942 bis Januar 1943*, Göttingen 2003, S.341f.; Goebbels, «Totaler Krieg», *Das Reich*, 17. Jan. 1943; Wolfram Wette, «Massensterben als ‚Heldenepos‘: Stalingrad in der NS-Propaganda», in: ders./Gerd R. Ueberschär (Hrsg.), *Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht*, Frankfurt am Main 1992, S. 43-60.
- 57 Göring, 30. Jan. 1943: Deutsches Rundfunkarchiv, Frankfurt am Main, Nr. 52/8920; siehe auch Hermann Göring, «Stalingrad-Thermopylä: Aus dem Appell des Reichsmarschalls an die Wehrmacht am 30. Januar 1943», in: Otto Wilhelm von Vacano (Hrsg.), *Sparta. Der Lebenskampf einer nordischen Herrschicht*, 2. Aufl., Kempten 1942 [sic], S. 120; zit. in: Ebert, *Feldpostbriefe aus Stalingrad*, S. 345; Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 1974 ff.
- 58 Göring, 30. Jan. 1943: Deutsches Rundfunkarchiv, Frankfurt am Main, Nr. 52/8920; Stefan Rebenich, «From Thermopylae to Stalingrad: The myth of Sparta in German historiography», in: Anton Powell/Stephen Hodkinson (Hrsg.), *Sparta Beyond the Mirage*, London 2002, S. 323-349. Siehe auch Hans-Joachim Gehrke, «Die Thermopylenrede Hermann Görings zur Kapitulation Stalingrads. Antike Geschichtsbilder im Wandel von Heroenkult zum Europadiskurs», in: Bernd Martin (Hrsg.), *Der Zweite Weltkrieg in historischen Reflexionen*, Freiburg 2006, S. 13-29; Friedrich Schiller, «Der Spaziergang», 1795.
- 59 Sabine Behrenbeck, *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945*, Vierow bei Greifswald 1996; Obergefreiter F. B., 24. Jan. 1943, in: Ortwin Buchbender/Reinhold Sterz, *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945*, München 1983, Nr. 304, S. 151.
- 60 Buchbender/Sterz, *Das andere Gesicht des Krieges*, S. 105; Petar Brajovic-Djuro, *Yugoslavia in the Second World War*, Belgrad 1977, S. 109-114; Heinrich Böll, *Briefe aus dem Krieg*, Bd. 1, Köln 2001, S. 599; Heinrich an Annemarie Böll, 29. Jan. 1943.
- 61 Astrid Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht. Peter Stölten in seinen Feldpostbriefen: vom richtigen Leben im falschen*, Freiburg 2007, S. 153; Peter Stölten an seine Eltern, 5. März 1943; Ebert, *Feldpostbriefe aus Stalingrad*, S. 362 f.
- 62 Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 720 ff.; Torsten Diedrich, *Paulus. Das Trauma von Stalingrad. Eine Biographie*, Paderborn 2008, S. 289.
- 63 OKW-Sonderbericht, 3.2.1943, BArch, RW 4/140 fol. 1f; Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 341; Ebert, *Feldpostbriefe aus Stalingrad*, S. 346 ff.; *Der Völkische Beobachter*, 3. Feb. 1943.
- 64 Löffler, *Bischof Clemens August Graf von Galen*, Bd. 2, S. 970; Brodie, «For Christ and Germany», S. 157-163.
- 65 Fritz Nadler, *Eine Stadt im Schatten Streichers. Bisher unveröffentlichte Tagebuchblätter, Dokumente und Bilder vom Kriegsjahr 1943*, Nürnberg 1969, S. 73-76; MadR, Bd., 12, S.4720, 4750f. und 4760f.: 28. Jan., 4. und 8. Feb. 1943; Goebbels, *Tgb*, II/7, S. 266:

Anmerkungen Kapitel 10

5. Feb. 1943; Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 1999ff.: 21. März 1943; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 722-729; Ebert, *Feldpostbriefe aus Stalingrad*, S. 349.
- 66 Willi A. Boelcke (Hrsg.), *Wollt ihr den totalen Krieg? Die geheimen Goebbels-Konferenzen 1939-1943*, Stuttgart 1967, S.417f.: 6. Jan. 1943.
- 67 Goebbels, *Goebbels' Reden*, Bd.2, 1939-1945, S. 172-208; Noakes, *Nazism*, Bd.4, S. 490-494; Ernest Bramsted, *Goebbels und die nationalsozialistische Propaganda 1925-1945*, Frankfurt am Main 1971.
- 68 Goebbels, *Tgb*, Bd.II/7, S.378ff, 440, 444f., 450-459 und 554-557: 20. und 28. Feb.; 1., 2., 12. und 16.März 1943; *MadR*, Bd.12, S.4832f. und 4843-4845: 22. und 25 Feb. 1943; S.4902f.: 8. März 1943; Overy, *Göring*, S. 372-379; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 739-747.
- 69 Blank, «Kriegsalltag und Luftkrieg an der ‚Heimatfront‘», S. 391; Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 208: 9 April 1943.
- 70 Kundrus, «Totale Unterhaltung?», S. 107; Erica Carter, *Dietrich's Ghosts. The Sublime and the Beautiful in Third Reich Film*, London 2004, S. 196f.; *MadR*, Bd. 13, S.4870: 1.März 1943; Filme: «Zwei glückliche Menschen», 1942, Wien, mit Magda Schneider und Wolf Albach-Retty; «Hab mich lieb!», 1942, Ufa/Harald Braun, Musik Franz Grothe, mit Marika Röck und Viktor Staal; «Die grosse Nummer», 1942, Karl Anton / Tobis, Berlin, mit Rudolf Prack und Leny Marenbach; «Die grosse Liebe», 1942, Regie: Rolf Hansen; Erwin Leiser, «*Deutschland erwache!*»: *Propaganda im Film des Dritten Reiches*, Reinbek 1968, S. 61 f.
- 71 Jay W. Baird, «The Myth of Stalingrad», *Journal of Contemporary History* 4 (1969), S. 187-204; Goebbels, «Vom Reden und vom Schweigen», *Das Reich*, 20.Juni 1943; im Rundfunk gesendet am 19. Juni 1943; Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 45; abgedruckt in: Joseph Goebbels, *Der steile Aufstieg. Reden und Aufsätze aus den Jahren 1942/43*, München 1944, S. 331-338; Göring zit. in: Ebert, *Feldpostbriefe aus Stalingrad*, S. 345.
- 72 Wantzen, *Das Leben im Krieg*, S. 1176:15. Sept. 1943.
- 73 *MadR*, Bd.12, S.4751, 4760ff. und 4784: 4., 8. und 11. Feb. 1943; Baird, «The Myth of Stalingrad», S. 201F, dort zit.: RPA, Koblenz an Propagandaministerium, 11. Feb. 1943, und Bormann an alle Reichsleiter, Gau- und Kreisleiter, 28. Mai 1943.
- 74 MfK-FA, 3.2002.0306, Fritz an Hildegard P., 25. Dez. 1942; Hildegard P., Tagebuch, 1. April, 3. und 29. Mai 1943; Jens Ebert, *Stalingrad – eine deutsche Legende*, Reinbek 1992, S. 56 ff.
- 75 Frank Biess, *Homecomings. Returning POWs and the Legacies of Defeat in Postwar Germany*, Princeton 2006, S. 19-28; BA-MA, RH15/31011 und BA-MA RH 15/310114, Franz von Papen an Frau Pöpsel, 20. Aug. 1943.
- 76 H.G. von Studnitz, *Ais Berlin brannte. Diarium der Jahre 1943-1945*, Stuttgart 1963, S. 7f.: 1. Feb. 1943; BA-MA, RH 15/340, S. 6: «Bericht über die Stimmung bei den Ange-

- hörigen der Stalingrad-Kämpfer», 8. Dez. 1943; Andrew Smith Serrano, *German Propaganda in Military Decline 1943-1945*, Edinburgh 1999, S. 29; Gellately, *Hingeschaut und wegesehen*, S. 258 f.; Biess, *Homecomings*, S. 26; Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 187 ff.
- 77 Beide Fälle in: Biess, *Homecomings*, S. 26f.; BA-MA, RH 15/340, S. 6: «Bericht über die Stimmung bei den Angehörigen der Stalingrad-Kämpfer», 8. Dez. 1943.
- 78 Biess, *Homecomings*, S. 28; Uli Haller, *Lieutenant General Karl Strecker. The Life and Thought of a German Military Man*, Westport, Conn., 1994, S. 105; BA-MA, RH 15/310, 150: Oberkommando der Wehrmacht an Abwicklungsstab der 6. Armee und H. Gr.-Afrika, 8. Juli 1944; Werner Boddenberg, *Die Kriegsgefangenenpost deutscher Soldaten in sowjetischem Gewahrsam und die Post von ihren Angehörigen während des II. Weltkrieges*, Berlin 1985, S. 44.
- 79 DTA, Luise Stieber, *Tagebuch*, 10. Feb. 1944.
- 80 Konrad H. Jarausch/Michael Geyer, *Zerbrochener Spiegel. Deutsche Geschichten im 20. Jahrhundert*, München 2005, S.245f.; zu einer nuancierten Darstellung: Biess, *Homecomings*, S. 22 und 30f.; DTA, Luise Stieber, *Tagebuch*, 22. Feb. 1944; siehe auch MfK-FA, 3.2002.0369, Auguste Rath, 1. und 10. Feb. und 10. April 1943.
- 81 MfK-FA, 3.2002.0306, Hildegard?., *Tagebuch*, 1. April, 3., 14., 17. und 20. Mai, 8. Sept. und 31. Dez. 1943.
- 82 Ebd., Hildegard P., *Tagebuch*, 13. Juni, 17. und 19. Aug. 1943.

Kapitel 11

- 1 Siehe Noakes, *Nazism*, Bd. 4, S. 409-412; Amo Klönne, *Gegen den Strom*, Hannover 1958, S. 143 f.; KA 1997, Werner K., «20 Monate Luftwaffenhelfer: Tagebücher 5. Januar 1944-20. August 1945», S. 1-20; Joachim Trapp, *Kölner Schulen in der NS-Zeit*, Köln 1994, S. 138 f.: basierend auf der Aussage von 1985 in: Horst Matzerath (Hrsg.), «Vergessen kann man die Zeit nicht, das ist nicht möglich...». *Kölner erinnern sich an die Jahre 1929-1945*, Köln 1985, S. 247 und 249: Aussage von «Z27».
- 2 KA 4709/2, Klaus S., geb. 1926, «Gomorrha. Bericht über die Luftangriffe auf Hamburg Juli/August 1943», Ms. Hamburg 1993, basierend auf *Tagebuch* und Briefen an seine Mutter; Martin Rüther, *Köln im Zweiten Weltkrieg. Alltag und Erfahrung zwischen 1939 und 1945*, Köln 2005, S.260f.: Hans an Rudolf Haas und Rudolf an Hans Haas, 9. und 23. Feb. 1943.
- 3 Hans Joachim M., geb. 1930, zit. in: Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum (Hrsg.), *Heil Hitler, Herr Lehrer: Volksschule 1933-1945: Das Beispiel Berlin*, Hamburg 1983, S. 180;

Anmerkungen Kapitel 11

- Koch in: Norbert Krüger, «Die Bombenangriffe auf das Ruhrgebiet im Frühjahr 1943», in: Borsdorf/Jamin, *Überleben im Krieg*, S. 95; Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 93-103; Blank, «Kriegsalltag und Luftkrieg an der ‚Heimatfront‘», S. 366 und 421; Reissner in: Thomas Gepp (Hrsg.), *Essen im Luftkrieg*, Essen 2000, S. 36; Ralf Blank, *Ruhrschlacht. Das Ruhrgebiet im Kriegsjahr 1943*, Essen 2013.
- 4 Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 93-103; Dietmar Süß, *Tod aus der Luft*, München 2011, S. 319-322.
 - 5 Schätzungen zu Bunkerkapazitäten siehe: Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 238-254; Rolf-Dieter Müller, *Der Bombenkrieg 1939-1945*, Berlin 2004, S. 135; Friedrich Panse, *Angst und Schreck*, Stuttgart 1952, S. 39, zit. in: Krüger, «Die Bombenangriffe auf das Ruhrgebiet», S. 96; zu Panse siehe oben, Kapitel 2.
 - 6 Prenzlauer Berg Museum des Kulturamtes Berlin/Annett Gröschner (Hrsg.), *Ich schlug meiner Mutter die brennenden Funken ab. Berliner Schulaufsätze aus dem Jahr 1946*, Berlin 1996, S. 35; RA, Berufsschule M2/6, 1, 16 Jahre, Aufsatz, 21. Jan. 1956; RA Burg-Gymnasium Essen, UII/519, 18 Jahre, 24. Feb. 1956, S. 1.
 - 7 Reissner in: Thomas Gepp (Hrsg.), *Essen im Luftkrieg*, Essen 2000, S. 36; Blank, *Ruhrschlacht*.
 - 8 Rüter, *Köln im Zweiten Weltkrieg*, S. 167f., 256 f. und 276: von Weiss, 3. März 1943; Anna Schmitz, 28. Feb. 1943; Heinz Pettenberg, 28. Feb. 1943; Rosalie Schüttler, 26. Mai 1943.
 - 9 Ebd., S. 277: Rosalie Schüttler, 26. Mai 1943; von Weiss, 26. Mai 1943.
 - 10 Institut für Geschichte und Biographie, Aussenstelle der Femuniversität Hagen, Lüdenscheid, Lothar Castner, Tagebuch, 30. Mai und 3. Juni 1943; Friedrich, *Der Brand*, S. 13-20.
 - 11 *MadR*, Bd. 14, S. 5356: 17. Juni 1943; Rüter, *Köln im Zweiten Weltkrieg*, S. 277: Rosalie Schüttler, 31. Mai 1943.
 - 12 Rüter, *Köln im Zweiten Weltkrieg*, S. 277f.: von Weiss, 10. und 15. Juni 1943; Schüttler, 9. Juni 1943; Annemarie Hastenplug, 18. Juni 1943; *MadR*, Bd. 13, S. 5216: 6. Mai 1943.
 - 13 Goebbels, *Tgb*, Bd. II/8, S. 117f., 279ff. und 379f: 17. April, 12. und 28. Mai 1943; Boberach, Einleitung, *MadR*, Bd. 1, S. 36, und Bd. 13, S. 5217: 6. Mai 1943; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 361 ff.
 - 14 Rüter, *Köln im Zweiten Weltkrieg*, S. 256: von Weiss, 3. März 1943.
 - 15 Blank, «Kriegsalltag und Luftkrieg an der ‚Heimatfront‘», S. 391-394 und 434; *Deutsche Allgemeine Zeitung*, 6. Juni 1943; VB, 6. Juni 1943; Goebbels, *Goebbels' Reden*, Bd. 2, S. 221-239 (Hervorh. im Original).
 - 16 *MadR*, Bd. 14, S. 5426 und 5432; Otto Dov Kulka / Eberhard Jäckel (Hrsg.), *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten, 1933-1945*, Düsseldorf 2004, #3614, RHSA, Amt III (SD), Bericht Berlin, 2. Juli 1943.

- 17 Brodie, »For Christ and Germany«, S. 165 f. und 188 f.; dort zit.: Frings: AEK, DA Lenné 164, »Hirtenwort zur Herz-Jesu-Zeit«: AEK, CR II 25.18, 1, S. 227; Peter Löffler (Hrsg.), *Bischof Clemens August Graf von Galen. Akten, Briefe und Predigten 1933–1946*, Bd. 2, Mainz 1988, S. 983–985.
- 18 Brodie, »For Christ and Germany«, S. 22–25, 151–155, 168 und 184: dort zit.: LNRW, ARH, RW 35/09, S. 49, 44 und 184 f.
- 19 Ebd., S. 179 f. und 183–186: dort zit. LNRW, ARH, RW 35/09, S. 28.
- 20 Ebd., S. 173 f.; Sister M. Irmtrudis Fiederling, »Adolf Kolping and the Kolping Society of the United States«, M. A. Dissertation, Catholic University of America, Washington D. C., 30. Juli 1941; Gailus, *Protestantismus und Nationalsozialismus*; Gailus/Nolzen, *Zerstrittene »Volksgemeinschaft«*, Göttingen 2011.
- 21 Brodie, »For Christ and Germany«, S. 178–185: dort zit.: LNRW, ARH, RW 35/09, S. 128, 147 und 182 ff.; *MadR*, Bd. 15, S. 5886: 18. Okt. 1943.
- 22 Rüter, *Köln im Zweiten Weltkrieg*, S. 279: von Weiss, 18.–22. Juni 1943; zu späteren Gerüchten siehe *MadR*, Bd. 15, S. 5833: 4. Okt. 1943.
- 23 Rüter, *Köln im Zweiten Weltkrieg*, S. 282 f.: Chronik der Volksschule Immendorf.
- 24 Ebd., S. 283–289: Anneliese Hastenplug, 29. und 30. Juni 1943; von Weiss, Bericht nach Bern, 30. Juni und 5. Juli 1943.
- 25 Ebd., S. 290: Anna Schmitz, 5. Juli 1943; Anneliese Hastenplug, 6. Juli 1943.
- 26 Ebd., S. 284 und 305–308.
- 27 Ebd., S. 294; Behrenbeck, *Kult um die toten Helden*, S. 469.
- 28 Rüter, *Köln im Zweiten Weltkrieg*, S. 292 und 294; *MadR*, Bd. 14, S. 5515–5518: 22. Juli 1943; BA, R22/3374, 102 ff., Lagebericht des Oberlandesgerichtspräsidenten, 30. Juli 1943.
- 29 *MadR*, Bd. 14, S. 5515–5518: 22. Juli 1943; Rüter, *Köln im Zweiten Weltkrieg*, S. 291 ff. und 842–855: 22. und 25. Juli 1943; LNRW, ARH, RW35/09, S. 187: 10. Juli 1943.
- 30 Rüter, *Köln im Zweiten Weltkrieg*, S. 294: 12. Juli 1943; S. 290 f. und 697–708: Brief von Christa Lehmacher an ihren Bruder: 18.–19. Juli 1943.
- 31 Ebd., S. 290 f. und 697–708: Brief von Christa Lehmacher an ihren Bruder: 18.–19. Juli 1943.
- 32 Blank, »Kriegsalltag und Luftkrieg«, S. 435: 22. Juni 1943, Gauleiter von Westfalen-Nord, Alfred Meyer, bei einer Trauerfeier auf dem Friedhof in Marl für die Todesopfer eines US-Luftangriffs auf die Buna-Werke; *MadR*, Bd. 14, S. 5428: 2. Juli 1943 (Hervorh. im Original); Goebbels in: Malte Thießen, *Eingebrannt ins Gedächtnis: Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005*, München 2007, S. 45; Horst Boog, »Strategischer Luftkrieg in Europa und Reichsluftverteidigung 1943–1944«, *DRZW*, Bd. 7, S. 383 ff.
- 33 Zu Churchill siehe: Max Hastings, *Bomber Command*, Basingstoke 2010, S. 46 f.; Overy, *Der Bombenkrieg*, S. 647–655; *MadR*, Bd. 14, S. 5446: 8. Juli 1943.

Anmerkungen Kapitel 11

- 34 *MadR*, Bd. 14, S. 5515f.: 22. Juli 1943.
- 35 Blank, «Kriegsalltag und Luftkrieg», S. 380f.: Willi Römer, Tagebuch: 6. Juli 1943.
- 36 BA-MA, Tätigkeitsbericht der Feldpostprüfstelle beim Oberkommando der 1. Panzerarmee für Juni 1943, Uffz. FPNr. 31682. Georg Tessin, *Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939-1945*, Bd. 2: *Die Landstreitkräfte*, Osnabrück 1973, S. 1-5 und 9.
- 37 Goebbels, *Tgb*, Bd. II/8, S. 337: 21. Mai 1943.
- 38 *MadR*, Bd.13, S. 5277, 5285 und 5290: 23. und 30. Mai 1943; Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, #3595, NSDAP Parteikanzlei II B4, Bericht München, 23.-29. Mai 1943; «Abschlusszahl», veröffentlicht in *Hagener Zeitung*, 1. Juni 1943, zit. in: Blank, «Kriegsalltag und Luftkrieg», S. 367.
- 39 Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, #3595, NSDAP Parteikanzlei II B4, Bericht München, 23.-29. Mai 1943.
- 40 Goebbels, *Goebbels' Reden*, Bd. 2, S. 177 und 183 (basierend auf dem Transkript der Rundfunkübertragung); Noakes, *Nazism*, Bd.4, S. 491; zu jüdischen Zuhörern siehe Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, S. 854 ff.
- 41 John P. Fox, «Der Fall Katyn und die Propaganda des NS-Regimes», *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 30/3 (1982), S. 462-499.
- 42 Goebbels, *Tgb*, Bd. II/8, S. 104:14. April 1943; *Im Wald von Katyn: Dokumentarische Bildstreifen* (1943): <https://archive.org/details/1943-Im-Wald-von-Katyn>.
- 43 *VB*, 15. April 1943; J.W. Baird, *The Mythical World of Nazi War Propaganda, 1939-1945*, Minneapolis 1974, S. 198; Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 267-281, Zitat S.271f; Frank Fox, «Jewish Victims of the Katyn Massacre», *East European Jewish Affairs*, 23/1 (1993), S. 49-55; Goebbels, *Das Reich*, 9. Mai 1943.
- 44 Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 278 ff; Marco Sennholz, *Johann von Leers. Ein Propagandist des Nationalsozialismus*, Berlin 2013; Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2:1942-1945, S. 385: 29. Mai 1943.
- 45 Goebbels, *Tgb*, Bd.II/8, S. 287-290: 13. Mai 1943; *VB*, 6.Juni 1943; Goebbels-Rede vom 5. Juni 1943: Goebbels, *Goebbels' Reden*, Bd.2, S. 218-239, hier S. 235 (Hervorh. im Original); Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 274 und 281.
- 46 Offizielle Erklärung der polnischen Regierung, 17. April 1943: <http://web.archive.org/web/20080616072503/> / http://www.electronicmuseum.ca/Poland-WW2/katyn_memorial_wall/kmw_statement.html; David Carlton, *Churchill and the Soviet Union*, Manchester 2000, S. 105; Benjamin B. Fischer, «The Katyn Controversy: Stalin's Killing Field», *Studies in Intelligence*, Winter 1999-2000: posted 14. Apr. 2007 auf CIA-Website: <https://www.cia.gov/librai/y/center-for-the-study-of-intelligence/csi-publications/csi-studies/studies/winter99-00/art6.html>; Goebbels, *Tgb*, Bd.II/8, S.331f., 341,

- 377f., 416 und 484f.: 20., 22., 28. Mai, 4. und 17. Juni 1943; Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 276.
- 47 *MadR*, Bd.4, S. 1073f.: 29. April 1940, Bd. 13, S. 5145: 19. April 1943; zu Einwänden von Katholiken und Protestanten gegen nationalsozialistische Unmenschlichkeit siehe: Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, #3604, NSDAP Parteikanzlei II B4, Report, 6.-12.Juni 1943, München; #3571, SD Aussenstelle Bad Brückenau III A4, 22. April 1943; #3567, 3568, 3570, 3574 und 3589; Goebbels, *Das Reich*, 9. Mai 1943.
- 48 KA 4709/2, Klaus S., geb. 1926, «Gomorra. Bericht über die Luftangriffe auf Hamburg Juli/August 1943», Ms. Hamburg 1993, basierend auf seinem Tagebuch und auf Briefen an seine Mutter: 25. Juli 1943; zu Statistiken und Hintergründen siehe: Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 106-121, sowie Martin Middlebrook, *Hamburg Juli '43. Alliierte Luftstreitkräfte gegen eine deutsche Stadt*, Hamburg 1984; Friedrich, *Der Brand*, S. 192-195.
- 49 KA 2020, Briefe der Eltern an Ingeborg Schmidt, geb. Hey, 26.-27. Juli 1943; Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 106-121; Keith Lowe, *Inferno. The Devastation of Hamburg 1943*, London 2007, S. 185-232.
- 50 KA 4709/2, Klaus S. an seine Mutter, 1. Aug. 1943.
- 51 Ebd., Klaus S. an seine Mutter, 28., 30. und 31. Juli, 1. und 10. Aug. 1943.
- 52 Joachim Szodrzynski, «Die ‚Heimatfront‘», in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), *Hamburg im «Dritten Reich»*, Göttingen 2005, S. 656; Thiessen, *Eingebrannt ins Gedächtnis*, S. 46-51 und 38 f.; Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 117; Werner Johe, «Strategisches Kalkül und Wirklichkeit: Das ‚Unternehmen Gomorra‘. Die Grossangriffe der RAF gegen Hamburg im Sommer 1943», in: Klaus-Jürgen Müller/David Dilks (Hrsg.), *Grossbritannien und der deutsche Widerstand 1933-1944*, Paderborn 1994, S. 217-227, hier 222.
- 53 Hans Brunswig, *Feuersturm über Hamburg. Die Luftangriffe über Hamburg im 2. Weltkrieg und ihre Folgen*, Stuttgart 2003, S. 286ff.; Blank, «Kriegsalltag und Luftkrieg», S. 383-386; Nicole Kramer, *Volksgenossinnen an der Heimatfront. Mobilisierung, Verhalten, Erinnerung*, Göttingen 2011; Ursula Büttner, «‚Gomorra‘ und die Folgen des Bombenkriegs», in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), *Hamburg im «Dritten Reich»*, Göttingen 2005, S. 627 f.
- 54 Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, in: Herbert Diercks (Hrsg.), *Verschleppt nach Deutschland! Jugendliche Häftlinge des KZ Neuengamme aus der Sowjetunion erinnern sich*, Bremen 2000, S. 97; Brunswig, *Feuersturm*, S. 275; Bericht des Polizeipräsidenten von Hamburg, in: Noakes, *Nazism*, Bd.4, S.554-557; Hans Joachim Schröder, *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*, Tübingen 1992, S. 756-769; Siegfried

Anmerkungen Kapitel 11

- Gräff, *Tod im Luftangriff. Ergebnisse pathologisch-anatomischer Untersuchungen anlässlich der Angriffe auf Hamburg in den Jahren 1943-45*, Hamburg 1948, S. 111 und 116.
- 55 Thiessen, *Eingebrannt ins Gedächtnis*, S. 36 ff. und 73.
- 56 Brunswig, *Feuersturm*, S. 295; Schröder, *Die gestohlenen Jahre*, S. 758: Bericht des Polizeipräsidenten in Hamburg als Örtlicher Luftschutzleiter über die schweren Grossluftangriffe auf Hamburg im Juli/August 1943 – Erfahrungen. I. Teil: Berichtsband; II. Teil: Anlageband. Hamburg, 1.12.1943 (Staatsarchiv Hamburg, Zeitgeschichtliche Sammlung, I 3a.); Franz Dröge, *Der zerredete Widerstand. Soziologie und Publizistik des Gerüchts im 2. Weltkrieg*, Düsseldorf 1970, S. 130; KA 4709/2: Klaus S. an seine Mutter, 10. Aug. 1943.
- 57 Büttner, ‚«Gomorrha»‘, S.627; Szodrzynski, ‚«Die ‚Heimatfront»‘, S. 647-658; Mathilde Wolff-Mönckeberg, *Briefe, die sie nicht erreichten. Briefe einer Mutter an ihre fernen Kinder in den Jahren 1940-1946*, Hamburg 1980, S. 160 ff; Thiessen, *Eingebrannt ins Gedächtnis*, S. 46-51.
- 58 Frank Bajohr, ‚«Hamburg – der Zerfall der ‚Volksgemeinschaft»«, in: Ulrich Herbert/Axel Schildt (Hrsg.), *Kriegsende in Europa. Vom Beginn des deutschen Machtzerfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung 1944-1948*, Essen 1998, S. 323 ff.; Büttner, ‚«Gomorrha»‘, S.629f.
- 59 Gertrud Seydelmann, *Gefährdete Balance. Ein Leben in Hamburg 1936-1945*, Hamburg 1996, S. 105f.; Frank Bajohr, ‚«Arisierung» in Hamburg: die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933-1945, Hamburg 1997, S. 332-338 und 333, Fn. 33: Gesamtleistungsbericht der Dienststelle Westen des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete vom 8. Aug. 1944; Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, #3624, Oberlandesgericht Bamberg, Bericht vom 2. Aug. 1943; #3680, Stimmungs- und Gerichtteerfassung, Bericht, Frankfurt/M., 11. Dez. 1943; MadR, Bd. 15, S. 5815 und 5821: 27. Sept. 1943.
- 60 Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, #3644, SD Aussenstelle Kitzingen, Bericht, 13. Sept. 1943; #3646, SD Abschnitt Linz III A4, 24. Sept. 1943; #3648, SD Hauptausenstelle Würzburg III A 4, 7. Sept. 1943.
- 61 *MadR*, Bd. 14, S. 5569 f. und 5619ff.: 5. und 16. Aug. 1943; Hans Erich Nossack, *Geben Sie bald wieder ein Lebenszeichen*, Bd. 1, Frankfurt am Main 2001, S. 8ff., 7.-8. August 1943, zit. in: Szodrzynski, ‚«Die ‚Heimatfront»‘, S. 655; Thiessen, *Eingebrannt ins Gedächtnis*, S. 45, Fn. 59; zu Flugblättern der Alliierten: Klaus Kirchner, *Flugblattpropaganda im 2. Weltkrieg: Europa*, Bd. 5, Erlangen 1979, S. 184; Hinweise auf «Juli 1943» oder «Hamburg» als Drohung in anderen Flugblättern: S. 196-199, 210-217, 233-236 und 273-281; Goebbels, *Tgb*, Bd.II/10, S. 360: 26. Nov. 1943.
- 62 Szodrzynski, ‚«Die ‚Heimatfront»‘, S. 656; Thiessen, *Eingebrannt ins Gedächtnis*, S.46-51; *MadR*, Bd.14, S. 5560-5569, 5573f. und 5620f.: 2., 5. und 16. Aug. 1943.

- 63 *MadR*, Bd. 14, S. 5560-5569, 5573f. und 5620f.: 2., 5. und 16. Aug. 1943; Lisa de Boor, *Tagebuchblätter*, München 1963, S. 149: 27.-30. Juli 1943; Hosenfeld, «Ich versuche jeden zu retten», S. 740 und 742, *Tagebuch*: 4. und 17. Aug. 1943.
- 64 Ovey, *Der Bombenkrieg*, S. 636; Goebbels, *Tgb*, Bd. II/9, S. 220 und 226: 6. Aug. 1943; Overy, *Die Wurzeln des Sieges*, S. 159.
- 65 Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 206; Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, #3592, Regierungspräsident Schwaben, Bericht für Mai 1943 («Monatsbericht (Lagebericht)»), Augsburg, 10. Juni 1943; #3571, SD Aussenstelle Bad Brückenau III A 4, Bericht («Stimmung und Lage»), Bad Brückenau, 22. April 1943; #3647, SD Aussenstelle Schweinfurt, Bericht («Lagebericht III A 4 – Allgemeine Stimmung und Lage»), Schweinfurt, 6. Sept. 1943, StA Wü; SD-Hauptausenstelle Würzburg Nr. 22; #3661, NSDAP Kreisschulungsamt Rothenburg/T., Bericht («Weltanschaulicher Lagebericht»), Rothenburg/T., 22. Okt. 1943, StA Nü; NS-Mischbestand Gauleitung Nr. 83; #3693, SD Aussenstelle Schweinfurt III A 4, Bericht («Lagebericht»), Schweinfurt, o.D. [1944], 1944 StA Wü; SD-Hauptausenstelle Würzburg Nr. 22; #3573, SD Aussenstelle Schweinfurt III A4, Bericht («Lagebericht III A4 – Allgemeine Stimmung und Lage»), Schweinfurt, 16. April 1943, StA Wü; SD-Hauptausenstelle Würzburg 22; #3648, SD Hauptausenstelle Würzburg III A4, 7. Sept. 1943; #3708, SD Aussenstelle Bad Brückenau, [2.?] April 1944; #3628, SD Aussenstelle Würzburg, 3. Aug. 1943; #3718, SD Aussenstelle Lohr III A4, 15. Mai 1944. Zu einer anderen Interpretation dieser Quellen, nämlich als Ausdruck moralischer Gleichgültigkeit: Kershaw, *Popular Opinion*, S. 369; Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 284-287.
- 66 Michael Wildt, «Gewalt gegen Juden in Deutschland 1933 bis 1939», *Werkstatt Geschichte* 18 (1997), S. 59-80; ders., *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung*; Blank, «Kriegsalltag», S. 404; Brodie, «For Christ and Germany», S. 189; *MadR*, Bd.4, S. 5449; LNRW, ARH, RW 35/09,191: Aachen, 26. Juli 1943.
- 67 Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, #3722, SD-Aussenstelle [Bad Brückenau] III A 4, [?] Juni 1944.
- 68 Blank, «Kriegsalltag und Luftkrieg», S. 368 f.; *MadR*, Bd. 3, S. 4983:22. März 1943; Earl Beck, *Under the Bombs. The German Home Front, 1942-1945*, Lexington, KY, 1986, S.59; Goebbels, *Tgb*, Bd.II/7, S.491 und 570, Bd.II/8, S.358: 7. und 18. März sowie 25. Mai 1943.
- 69 Goebbels, *Tgb*, Bd.II/7, S. 454: 2. März 1943; Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 263-267.
- 70 David Bankier, «German public awareness of the final solution», in: David Cesarani (Hrsg.), *The Final Solution. Origins and Implementation*, London 1994, S. 222; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 143 f., 288 und 305; Kershaw, *Popular Opinion*, S. 369; Frank Trommler, ««Deutschlands Sieg oder Untergangs Perspektiven aus dem Dritten

Anmerkungen Kapitel 12

- Reich auf die Nachkriegsentwicklung», in: Thomas Koebner / Gert Sautermeister / Sigrid Schneider (Hrsg.), *Deutschland nach Hitler*, Opladen 1987, S. 214-228.
- 71 MadR, Boberach, «Einleitung», Bd. 1, S. 36.
- 72 Hermann Hirsch in *Stuttgarter NS-Kurier*, 2. Sept. 1943; *Der Führer*, 3. Sept. 1943; sowie Klaus Schickert, «Kriegsschauplatz Israel», in der HJ-Zeitschrift *Wille und Macht*, Sept./Okt. 1943.
- 73 Joseph Goebbels, «30 Kriegsartikel für das deutsche Volk», *Das Reich*, 26. Sept. 1943, Art. 8; abgedr. in: Goebbels, *Der steile Aufstieg*, S. 464-473.
- 74 Kris/Speier, *German Radio Propaganda*, S. 210: 6. Okt. 1943; Klaus Marxen, *Das Volk und sein Gerichtshof*, Frankfurt am Main 1994, S. 36 und 42 f.; Holger Schlüter, *Die Urteilspraxis des Volksgerichtshofs*, Berlin 1995, S. 175-182; Bernhard Dörner, «Heimtücke»: *Das Gesetz als Waffe. Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933-1945*, Paderborn 1998, S. 33, 144 f. und 233-240; Kershaw, *Popular Opinion*, S. 367; Heinrich Himmler, *Die Geheimreden 1933 bis 1945*, Frankfurt am Main 1974, S. 170ff.: Rede vor den Reichs- und Gauleitern, Posen, 6. Okt. 1943.
- 75 Markus Schmitz / Bernd Haunfelder (Hrsg.), *Humanität und Diplomatie*, Münster 2001, S. 208.
- 76 Gerhard Schreiber, *Die italienischen Militärinternierten im deutschen Machtbereich 1943-1945. Verraten – verachtet – vergessen*, München 1990; zu Reaktionen auf den Waffenstillstand bei Deutschen und ausländischen Arbeitern in Deutschland: *MadR*, Bd. 15, S. 5754f. und 5764-5769: 13. Sept. 1943.

Kapitel 12

- 1 Thiessen, *Eingebrannt ins Gedächtnis*, S. 61-66.
- 2 Blank, «Kriegsalltag und Luftkrieg», S. 383f.; Thiessen, *Eingebrannt ins Gedächtnis*, S. 67ff.
- 3 Monica Black, *Death in Berlin. From Weimar to Divided Germany*, Cambridge 2010, S. 112-122.
- 4 *MadR*, Bd. 13, S. 4875: 1. März 1943; Black, *Death in Berlin*, S. 102 f.
- 5 Dörr, «*Wer die Zeit nicht miterlebt hat...*», Bd. 2, S. 219 ff.: Interview mit Gertrud L. (geb. 1910); «Gedächtnisgottesdienst von Karl K. (ohne Datum).
- 6 *MadR*, Bd. 13, S. 4875: 1. März 1943; Black, *Death in Berlin*, S. 102-106; Dörr, «*Wer die Zeit nicht miterlebt hat...*», Bd. 2, S. 221; zum katholischen Rheinland: Brodie, «For Christ and Germany», S. 196-207 und 223-241.
- 7 Thiessen, *Eingebrannt ins Gedächtnis*, S. 85 und 77f.; Büttner, «Gomorrha», S. 32; Heinrich Zacharias-Langhans, *Hoffen auf den kommenden Christus. 20 Predigten 1927-1965*, Hamburg 1983, S. 38 ff.

- 8 Goebbels, *Tgb*, Bd. II/11, S. 527 und Bd. II/12, S. 355: 22. März und 25. Mai 1944; Brodie, »For Christ and Germany«, S. 223; dort zit.: LNRW, ARH, RW 34/03, S. 23.
- 9 Brodie, »For Christ and Germany«, S. 183 f. und 221.
- 10 Goebbels, *Tgb*, Bd. II/10, S. 360: 26. Nov. 1943; Marie »Missie« Wassiltschikow, *Berliner Tagebücher, 1940–1945*, Berlin 1987, S. 135–139; 23. Nov. 1943; Kirchner, *Flugblattpropaganda im 2. Weltkrieg*, S. 196–199, 210–217, 233–236 und 273–281.
- 11 Handelslehranstalt Berlin-Wedding, angeführt in: Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum, *Heil Hitler, Herr Lehrer*, Reinbek 1983, S. 206 f.
- 12 MfK-FA, 3.2002.0279, Liselotte Purper an Kurt Orgel und Kurt Orgel an Liselotte Purper, 23. Nov. 1943.
- 13 Ebd., Liselotte Purper an Kurt Orgel, 25. Nov. 1943 und 11. März 1944.
- 14 Ebd., Kurt Orgel an Liselotte Purper, 10. Dez. 1943.
- 15 Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 183; Middlebrook, *The Berlin Raids; Moorhouse, Berlin at War*, S. 321–325.
- 16 Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 129–134: 25.–27. Nov. 1943 und S. 155–159: 1. Feb. 1944. Zu ihrer Arbeit als Journalistin beim Feuilleton der DAZ: Norbert Frei/Johannes Schmitz, *Journalismus im Dritten Reich*, München 1989, S. 150–154.
- 17 Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 160 ff. und 181: 3., 10. Feb. und 20. April 1944.
- 18 MfK-FA, 3.2002.0279, Liselotte Purper, 4. und 16. Dez. 1943; Kurt Orgel, 4. Dez. 1944.
- 19 Ebd., Liselotte an Kurt Orgel, 14. und 24. März 1944.
- 20 Ebd., Liselotte an Kurt Orgel, 14. und 24. März 1944.
- 21 Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 190–195; Charles Webster/Noble Frankland, *The Strategic Air Offensive against Germany*, Bd. 2, London 1961, S. 198–211, Bd. 3, S. 9–41; Martin Middlebrook/Chris Everitt (Hrsg.), *The Bomber Command War Diaries. An operational reference book, 1939–1945*, Harmondsworth 1985, Dez. 1943–Jan. 1944.
- 22 MfK-FA, 3.2002.0279, Liselotte Purper an Kurt Orgel, 25. Feb. 1944.
- 23 Overy, *Die Wurzeln des Sieges*, S. 282 f.; Müller, *Der Bombenkrieg*, S. 132–141; Hastings, *Bomber Command*, S. 308 und 348.
- 24 Overy, *Bombenkrieg*, S. 514–535; Webster/Frankland, *The Strategic Air Offensive against Germany*, Bd. 2, S. 196; Harris an Churchill, 3. November 1943, in: ebd., S. 190; Max Hastings, *Bomber Command*, S. 258–261.
- 25 Overy, *Bombenkrieg*, S. 528–544; Hastings, *Bomber Command*, S. 341–348 und 356; Webster/Frankland, *The Strategic Air Offensive against Germany*, Bd. 2, S. 193.
- 26 Heike Görtemaker, *Ein deutsches Leben. Die Geschichte der Margret Boveri 1900–1975*, München 2005, S. 199–203; Goebbels, »Das Leben geht weiter«, *Das Reich*,

Anmerkungen Kapitel 12

16. April 1944; Rudolf Sparing, «Ich lebe in Berlin. Ein Bericht», *Das Reich*, 30. Juli 1944; Frei/Schmitz, *Journalismus im Dritten Reich*, S. 110.
- 27 Claudia Baldoli, «Spring 1943: The FIAT strikes and the collapse of the Italian home front», *History Workshop Journal* 72 (2011), S. 181-189; siehe auch dies./ Marco Fincardi, «Italian Society under Anglo-American Bombs: Propaganda, Experience and Legend, 1940-1945», *Historical Journal* 52/4 (2009); Claudia Baldoli/Andrew Knapp/Richard Overy (Hrsg.), *Bombing, States and Peoples in Western Europe 1940-1945*, London 2011; Claudia Baldoli / Andrew Knapp, *Forgotten Blitzes. France and Italy Under Allied Bombs, 1940-1945*, London 2011; Gabriella Gribaudo, *Guerra totale: Tra bombe alleate e violenze naziste. Napoli e il fronte meridionale 1940-1944*, Turin 2005.
- 28 Nicole Kramer, «Mobilisierung für die ‚Heimatfront‘: Frauen im zivilen Luftschutz», in: Steinbacher, *Volksgenossinnen*, S. 69-92; Franka Maubach, «Expansion weiblicher Hilfe: zur Erfahrungsgeschichte von Frauen im Kriegsdienst», in: ebd., S. 93-111; zu einer nüchterneren Sicht: Stephenson, *Hitler's Homefront*, S.225.
- 29 Kate Lacey, *Feminine Frequencies. Gender, German Radio, and the Public Sphere, 1923-1945*, Ann Arbor 1996, S. 205 f.; Kramer, *Volksgenossinnen an der Heimatfront*.
- 30 Süß, *Tod aus der Luft*, S. 383-388.
- 31 Gerhard Kock, «Der Führer sorgt für unsere Kinder... « Die Kinderlandverschickung im Zweiten Weltkrieg, Paderborn 1997, S. 213-225 und 253ff.; Süß, *Der «Volkkörper» im Krieg*, S. 279; Kramer, *Volksgenossinnen an der Heimatfront*, S. 259-280; Michael Krause, *Flucht vor dem Bombenkrieg. «Umquartierungen» im Zweiten Weltkrieg und die Wiedereingliederung der Evakuierten in Deutschland 1943-1963*, Düsseldorf 1997, S. 103 f.
- 32 Kramer, *Volksgenossinnen an der Heimatfront*, S. 283-286; Krause, *Flucht vor dem Bombenkrieg*, S. 182; zu älteren Schätzungen von fünf Millionen Evakuierten: Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hrsg.), *Dokumente deutscher Kriegsschäden. Evakuierte, Kriegssachgeschädigte, Währungsgeschädigte: die geschichtliche und rechtliche Entwicklung*, Bonn 1958, Bd. 1, S. 103 ff.; *United States Strategie Bombing Survey. The Effects of Strategie Bombing on German Morale*, Bd. 1, Washington D. C., 1947, S. 10.
- 33 *MadR*, Bd. 14, S. 5643-5646: 19. Aug. 1943; Kramer, *Volksgenossinnen an der Heimatfront*, S. 282: Vorfall von Juni 1943.
- 34 *United States Strategie Bombing Survey*, Bd. 2, S. 72; Kramer, *Volksgenossinnen an der Heimatfront*, S. 282 ff; *MadR*, Bd. 15, S. 5828: 30. Sept. 1943; Kock, «Der Führer sorgt für unsere Kinder...», S. 213-225 und 253-255; Brodie, «For Christ and Germany», S. 244-247: Bericht von Albert Lenné, 28. Juli 1943; Sollbach, *Heimat Adel*, S. 30.
- 35 KA 2808/1, Renate S., geb. 1931, «Ein Schloss voll kleiner Mädchen: Erinnerungen an die Kinderlandverschickung 1943-1945», Ms., S. 2-16.

Anmerkungen Kapitel 12

- in: Gröschner, *Ich schlug meiner Mutter die brennenden Funken ab*, S. 353 f.; zu Rückkehrerzahlen: Goebbels, *Tgb*, Bd.II/10, S. 506-519: 20. Dez. 1943.
- 50 *MadR*, Bd. 15, S. 6029-6031: 18. Nov. 1943; Sollbach, *Heimat Ade*, S. 29.
- 51 Krause, *Flucht vor dem Bombenkrieg*, S. 125 f.; Klee, *Im «Luftschuttkeller des Reiches»*, S. 304; Kramer, *Volksgenossinnen an der Heimatfront*, S. 279 und 283.
- 52 Kramer, *Volksgenossinnen an der Heimatfront*, S. 273; Werner, «Bleib übrig», S. 126 f., 198 f. und 268-274; Julia Torrie, «For their own Good»: *Civilian Evacuations in Germany and France, 1939-1945*, New York/Oxford 2010, S. 94-127.
- 53 Krause, *Flucht vor dem Bombenkrieg*, S. 128f.: BA, R22/2328, «Bericht des Gauleiters Josef Grohé über die Luftangriffe der letzten Wochen»; Kramer, *Volksgenossinnen an der Heimatfront*, S. 273.
- 54 Kreidler, *Die Eisenbahnen*, S. 316; Krause, *Flucht vor dem Bombenkrieg*, S. 132 ff.
- 55 Krause, *Flucht vor dem Bombenkrieg*, S. 127 f.
- 56 «Aktuelle Fragen des Filmtheaterbesuchs», *Film-Kurier*, 25. Juli 1944, zit. in: Corey Ross, *Media and the Making of Modern Germany: Mass Communications, Society and Politics from the Empire to the Third Reich*, Oxford 2008, S. 371.
- 57 Fritz Trümpl, *Politisierte Orchester. Die Wiener Philharmoniker und das Berliner Philharmonische Orchester im Nationalsozialismus*, Wien 2011; <http://www.wienerphilharmoniker.at/orchester/geschichte/nationalsozialismus>: Die Wiener Philharmoniker beauftragten 2013 eine unabhängige Historikerguppe unter der Leitung von Fritz Trümpl, Oliver Rathkolb und Bernadette Mayrhofer, die Geschichte des Orchesters im Dritten Reich zu untersuchen.
- 58 De Boor, *Tagebuchblätter*, S. 179: 28. April 1944; Ross, *Media and the Making of Modern Germany*, S. 371 f.; *MadR*, Bd. 14, S. 5726 f.: 9. September 1943; Kundrus, «Totale Unterhaltung?», S. 106 f.
- 59 *MadR*, Bd. 12, S.4766f.: 8. Feb. 1943; Strobl, *The Swastika and the Stage*, S. 212-215.
- 60 Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 183: 29. April 1944; Strobl, *The Swastika and the Stage*, S. 195 f.
- 61 Strobl, *The Swastika and the Stage*, S. 188 ff; Kundrus, «Totale Unterhaltung?», S. 147; Hans Daiber, *Schaufenster der Diktatur. Theater im Machtbereich*, Stuttgart 1995, S. 243.
- 62 Strobl, *The Swastika and the Stage*, S. 189f; Daiber, *Schaufenster der Diktatur*, S.236.
- 63 Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, S. 13 f.
- 64 Rainer Maria Rilke, *Duineser Elegien*, Leipzig 1923; David Hoeniger, «Symbolism and Pattern in Rilke's Duino Elegies», *German Life and Letters*, 3/4 (Juli 1950), S. 271-283; Manfred Koch, «Rilke und Hölderlin – Hermeneutik des Leids», *Blätter der Rilke-Gesellschaft* 22 (1999), S. 91-102; Bernhard Zeller/Friederike Brüggemann/Albrecht Bergold (Hrsg.), *Klassiker in finsternen Zeiten, 1933-1945*:

Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar, Bd. 2, Marbach 1983, S. 92 f.

- 65 Zeller/Brüggemann/Bergold, *Klassiker in finsternen Zeiten*, S. 99: Hellmuth Günther Dahms an Wolfgang Hermann, 10. Juni 1943; Friedrich Hölderlin, »Hyperions Schicksalslied« (1798) in: *Sämtliche Gedichte*, Frankfurt am Main 1999, S. 207; vertont von Johannes Brahms (1833–1897), »Hyperions Schicksalslied«, op. 54 (1868), veröffentlicht 1871.
- 66 Brahms, »Hyperions Schicksalslied«, op. 54, 1868–1871; Zeller/Brüggemann/Bergold, *Klassiker in finsternen Zeiten*, Bd. 2, S. 99: Hellmuth Günther Dahms an Wolfgang Hermann, 10. Juni 1943.
- 67 De Boor, *Tagebuchblätter*, S. 144: Mitte Juni 1943; Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 186 f.: 10. Mai 1944; Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, S. 297.
- 68 De Boor, *Tagebuchblätter*, S. 145, 151, 154, 158, 159, 160, 161, 163, 164 ff., 167, 170–173, 175, 189 und 192: 22. Juni, 9.–11. Aug., Sept., Ende Okt., 1. Nov (Balladen), 21. Nov., 28. Nov., 18. Dez. 1943 (Christgeburt), 22. Dez. 1943 – Mitte Jan. 1944 (Tochter), 8.–15. Jan. (Jünger), 16.–18. Jan. (Tochter), 14.–29. Feb. (Tochter), 19. März (Prüfungen/Leutnant), 14.–19. Juli (Porträt) und 7. Aug. 1944. Peter Hoffmann, *Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder*, Stuttgart 1992, insbes. Kap. 2 und 8; Inge Jens (Hrsg.), *Hans Scholl, Sophie Scholl. Briefe und Aufzeichnungen*, Frankfurt am Main 1984, S. 223 f.: Sophie Scholl an Fritz Hartnagel, 28. Okt. 1942.
- 69 Ernst Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis*, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 7, S. 13 und 17; siehe auch Bernd Weisbrod, »Military Violence and Male Fundamentalism: Ernst Jünger's Contribution to the Conservative Revolution«, *History Workshop Journal* 49 (2000), S. 69–94.
- 70 Reese, *Mir selber seltsam fremd*, S. 103.
- 71 Ebd., S. 135 f.
- 72 Ebd., S. 129–132, Zitat S. 130.
- 73 Ebd., S. 144, 147 und 148 f.; siehe auch S. 232 f.
- 74 Ebd., S. 221 und 242 f.; Weisbrod, »Military Violence and Male Fundamentalism«, S. 77; J. P. Stern, *Ernst Jünger*, New Haven 1953, S. 26; siehe auch Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, S. 275.
- 75 Reese, *Mir selber seltsam fremd*, S. 209 f., 245, 217 und 247; Weisbrod, »Military violence and male fundamentalism«, S. 84.
- 76 Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2, Berlin 1995, S. 494 und 498: 12. und 19. März 1944; ders., *LTI: die unbewältigte Sprache*, S. 186–197; Frank Stern, »Antagonistic Memories«, in: Luisa Passerini (Hrsg.), *Memory and Totalitarianism. International Yearbook of Oral History*, Oxford 1992, S. 26; Rudolf Schottländer, *Trotz allem ein Deutscher*, Freiburg 1986, S. 48 ff.
- 77 Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, #3582, NSDAP

Anmerkungen Kapitel 13

Ortsgruppe Nürnberg-Maxfeld, 9. April 1943; #3719, SD Aussenstelle Würzburg III C4, 8. Mai 1944; BA, R55, 571/46: Kurt L., 18. Mai 1944; R55, 571/145: 4. Juni 1944, Irma J.; R55, 571/123-126: Georg R., 1. Juni 1944; BA, R55, 571/240: K. von N; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 260 f.

Kapitel 13

- 1 Hubatsch, *Hitlers Weisungen für die Kriegführung*, S. 233-238; Reese, *Mir selber seltsam-fremd*, S. 7, 9, 196, 211 und 197.
- 2 Gerhard L. Weinberg, *Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs*, Stuttgart 1995, S. 704 f.; John Erickson, *The Road to Berlin. Stalin's War with Germany*, Bd. 2, London 1983, S. 225; Hubatsch, *Hitlers Weisungen für die Kriegführung*, S. 233.
- 3 MadR, Bd. 17, S. 6523: 11. Mai 1944; Franz Danimann, *Flüsterwitze und Spottgedichte unterm Hakenkreuz*, Wien 1983, S. 84 ff.
- 4 MadR, Bd. 17, S. 6511, 6521-6525, 6535ff., 6551ff, 6563f. und 6571f.: 4., 11., 18. und 25. Mai, 1. und 8. Juni 1944; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 447-452.
- 5 MadR, Bd. 16, S. 6481-6488: 13. April 1944.
- 6 MfK-FA, 3.2002.0279, Kurt an Liselotte, 26. Nov. 1944; Liselotte an Kurt, 11. Nov. 1944.
- 7 Ebd., Liselotte Purper an Kurt Orgel, 31. März 1944.
- 8 Kramer, *Volksgenossinnen an der Heimatfront*, S. 291: Kölner und Freiburger Berichte über katholische Evakuiertenseelsorge; *MadR*, Bd. 16, S. 6025f. und 6481-6488: 18. Nov. 1943 und 13. April 1944.
- 9 Heinz B. an Gisela, 27. Okt. 1943: Hammer/Nieden, «*Sehr selten habe ich geweint*», S. 202-222, ZitatS. 203.
- 10 Hammer/Nieden, «*Sehr selten habe ich geweint*», S. 205f.: Heinz B. an Gisela, 4. Jan. 1944.
- 11 MfK-FA, 3.2002.0279, Kurt Orgel an Liselotte Purper, 1. Mai 1944; Liselotte Purper an Kurt Orgel, 13. Mai 1944; Liselotte und Margot Monnier an Kurt Orgel, 9. Okt. 1944.
- 12 Marszolek, «*Ich möchte Dich zu gern mal in Uniform sehen*», S. 56 ff.
- 13 UV, SF/NL 75II, Hans H. an Maria Kundera, 6. Feb. und 16. Jan. 1944.
- 14 UV, SF/NL 75II, Hans H. an Maria Kundera, 31. Juli 1944.
- 15 Ebd., Hans H. an Maria Kundera, 13. April 1944; Maria an Hans, 6. Aug. 1944; Heribert Artinger, «*Auswertung der Feldpostbriefe des Jahres 1944 von Hans H. an Maria Kundera sowie von Maria Kundera an Hans H.*», Diplomarbeit an der Universität Wien, 2009, S. 9f. und 18 f.

- 16 UV, SF/NL 75 II, Hans H. an Maria Kundera, 16. Jan., 23. Juli und 28. März 1944.
- 17 Ebd., Hans H. an Maria Kundera, 7. und 28. März, 13. und 19. April, 31. Jan., 19. März, 30. und 31. Mai, 1., 2., 4., 5. und 7. Juni 1944.
- 18 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 173: Brief an seine Familie, o.D.; Bertram Gordon, »Ist Gott Französisch?« Germans, Tourism and Occupied France 1940–1944«, *Modern and Contemporary France* 4/3 (1996), S. 287–298; Julia Torrie, »Our rear area probably lived too well: Tourism and the German occupation of France, 1940–1944«, *Journal of Tourism History* 3/3 (Nov. 2011), S. 309–330.
- 19 Reese, *Mir selber seltsam fremd*, S. 230.
- 20 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 173: Stölten an seine Eltern, 17. Mai 1944.
- 21 Weinberg, *Eine Welt in Waffen*, S. 724–735; Antony Beevor, *D-Day. Die Schlacht um die Normandie*, München 2010.
- 22 Max Hastings, *Unternehmen Overlord. D-day und die Invasion in der Normandie 1944*, München/Wien 1985; George Forty, *Villers-Bocage*, Stroud 2004; Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 174.
- 23 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 175 f.: Stölten an seine Eltern, 15. und 20. Juni 1944; S. 178, Fn. 54: Wilhelm Stölten an Victor Meyer-Eckhardt, 9. Juli 1944.
- 24 Ebd., S. 178: Brief an seine Familie, 2. Juli 1944; Weinberg, *Eine Welt in Waffen*, S. 726–742.
- 25 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 179 f.: Brief an seine Eltern, 8. Juli 1944.
- 26 Ebd., S. 180: Brief an Dorothee Ehrensberger, 12. Aug. 1944.
- 27 Ebd., S. 180–183: an Dorothee Ehrensberger, o.D. [Anfang bis Mitte Aug. 1944], 24. und 26. Juli 1944.
- 28 Ebd., S. 182–192.
- 29 Ebd., S. 189.
- 30 Ebd., S. 190; Friedrich Hölderlin, *Hyperion oder Der Eremit in Griechenland*, Frankfurt am Main 1979, S. 185.
- 31 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 218: an Dorothee Ehrensberger, 12. Aug. 1944.
- 32 Latzel, *Deutsche Soldaten*; Jay Baird, *To Die for Germany. Heroes in the Nazi Pantheon*, Bloomington, Ind., 1990; Sabine Behrenbeck, *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945*, Vierow bei Greifswald 1996.
- 33 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 189.
- 34 Glantz/House, *When Titans Clashed*, S. 201–210; Leonid D. Grenkevich, *The Soviet Partisan Movement 1941–1944. A Critical Historiographical Analysis*, London 1999, S. 257–262; Gerlach, *Kalkulierte Morde*, S. 1010–1035 und 1085–1089; Frieser, »Zusammenbruch im Osten«, *DRZW*, Bd. 8, S. 493–603; Weinberg, *Eine Welt in Waffen*, S. 742–748.
- 35 Beevor/Vinogradova, *Ein Schriftsteller im Krieg*, S. 338 f.

- 36 Reese, *Mir selber seltsam fremd*, S. 249; zu Verlusten: Andreas Kunz, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft, 1944 bis 1945*, München 2005, S. 152 f.; Overmans, *Deutsche militärische Verluste*, S. 277 ff.
- 37 Aussage einer Soldatin in: Swetlana Alexijewitsch, *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht*, Berlin 2013, S. 34; siehe auch: »Der Mensch zählt mehr als der Krieg«, in: Deutsch-Russisches Museum Berlin-Karlshorst, *Mascha + Nina + Katjuscha. Frauen in der Roten Armee, 1941–1945*, Berlin 2003, S. 45.
- 38 Włodzimierz Borodziej, *Der Warschauer Aufstand 1944*, Frankfurt am Main 2001; Norman Davies, *Aufstand der Verlorenen. Der Kampf um Warschau 1944*, München 2004.
- 39 Hosenfeld, »Ich versuche jeden zu retten«, S. 822 ff.: Briefe an seine Frau und seine Kinder, 4. und 6. Aug. 1944.
- 40 Borodziej, *Der Warschauer Aufstand 1944*, S. 122 ff.; Hosenfeld, »Ich versuche jeden zu retten«, S. 824: Tagebuch, 8. Aug. 1944.
- 41 Hosenfeld, »Ich versuche jeden zu retten«, S. 824–827: Hosenfeld, Briefe und Tagebuch, 8. und 9. Aug. 1944.
- 42 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 189, 192, Fn. 109 und S. 204: »Gespräch«, *Le Mans*, Juli 1944, Peter an Dorothee Ehrensberger, o. D. [Ende Juli 1944], 15. und 21. August 1944.
- 43 Ebd., S. 205: Stölten an Dorothee Ehrensberger, 7. Sept. 1944.
- 44 Ebd., S. 210, Fn. 76, 207 und 210 ff.: Brief an seine Mutter, 30. Aug., Brief an seinen Vater, 30. Aug. 1944.
- 45 Borodziej, *Der Warschauer Aufstand 1944*, S. 122 ff. und 154 f.; Christopher Bishop, SS: *Hitler's Foreign Divisions. Foreign Volunteers in the Waffen SS, 1940–1945*, Staplehurst 2005.
- 46 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 210–214.
- 47 Ebd., S. 210: Stölten an Dorothee Ehrensberger, 28.–29. Sept. 1944.
- 48 Hosenfeld, »Ich versuche jeden zu retten«, S. 824–841: Hosenfeld, Briefe und Tagebuch, 8.–12., 23., 27. Aug. und 8. Sept. 1944.
- 49 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 207 ff.: Stölten an Dorothee Ehrensberger, 16. Sept. und 30. Aug. 1944; Satire, S. 2–3, und Brief an seine Familie, 1. Sept. 1944.
- 50 Borodziej, *Der Warschauer Aufstand 1944*, S. 166–187; Davies, *Aufstand der Verlorenen*, hier zitiert nach der engl. Ausgabe: *Uprising '44. »The Battle for Warsaw«*, London 2004, S. 400 und 427.
- 51 Hosenfeld, »Ich versuche jeden zu retten«, S. 856 f.: 5. Okt. 1944.
- 52 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 216–221 und 230: Peter Stölten an Dorothee Ehrensberger, 5. und 6. Okt., 12. Aug. und 18. Okt. 1944.
- 53 Hosenfeld, »Ich versuche jeden zu retten«, S. 862 f.: 22. Okt. 1944.

Anmerkungen Kapitel 14

- 54 Ebd., S. 849 und 856-873: 20. Sept., 5. Okt.-17. Nov. 1944; Wladyslaw Szpilman, *Der Pianist. Mein wunderbares Überleben*, München 2002, S. 172 ff.
- 55 Weinberg, *Eine Welt in Waffen*, S. 731-734; Beevor, *D-Day*.
- 56 UV, SF/NL 75 II, Hans H. an Maria Kundera, 16. Aug. 1944; Erich Kuby, *Nur noch rauchende Trümmer. Das Ende der Festung Brest. Tagebuch des Soldaten Erich Kuby*, Hamburg 1959.
- 57 Kleindienst, «*Sei tausendmal gegrüßt*»: Ernst Guicking, Tagebuchauszüge, 15.-24. Aug. 1944.
- 58 Dwight D. Eisenhower, *Kreuzzug in Europa*, Amsterdam 1948, S. 330; Weinberg, *Eine Welt in Waffen*, S. 733 f.
- 59 Kleindienst, «*Sei tausendmal gegrüßt*»: Ernst Guicking, Tagebuchauszüge, 26. Aug.-2. Sept. 1944.
- 60 Ebd., Ernst Guicking, Tagebuchauszüge, 13. Sept. 1944.
- 61 Wolfgang Schumann/Olaf Groehler, *Deutschland im Zweiten Weltkrieg*, Bd.6, Berlin (DDR) 1985, S. 105-112.
- 62 Kershaw, *Das Ende*, S. 99 f. und 114: BA, R55/601, Bl. 104, Wöchentlicher Tätigkeitsbericht des Leiters der Abteilung Propaganda: 4. Sept. 1944.
- 63 Kershaw, *Das Ende*, S. 100-115; *MadR*, Bd. 17,6697 f.: 10. Aug. 1944; BA, R55/623, Bl. 56-59, Wochenübersicht über Zuschriften zum totalen Kriegseinsatz, 28. Aug. 1944.
- 64 Kershaw, *Das Ende*, S. 102f. und 110f.

Kapitel 14

- 1 Kershaw, *Das Ende*, S. 1336 ff.; Schumann/Groehler, *Deutschland im Zweiten Weltkrieg*, Bd.6, S.236; Nolzen, «Die NSDAP, der Krieg und die deutsche Gesellschaft», S. 182; Strobl, *The Swastika and the Stage*, S. 220-225.
- 2 Hubatsch, *Hitlers Weisungen für die Kriegführung*, S. 243-250: 8. März 1944.
- 3 Kleindienst, *Sei tausendmal gegrüßt*: Irene an Ernst Guicking, 1. und 7. Sept. 1944.
- 4 Peter Hoffmann, *Widerstand, Staatsstreich, Attentat*, München 1969; Roger Moorhouse, *Killing Hitler. Die Attentäter, die Pläne, und warum sie scheiterten*, Wiesbaden 2007; Gerd R. Ueberschär (Hrsg.), *Der 20. Juli 1944. Bewertung und Rezeption des deutschen Widerstandes gegen das NS-Regime*, Köln 1994.
- 5 Joachim Kramarz, *Claus GrafStauffenberg. 15. November 1907-20. Juli 1944. Das Leben eines Offiziers*, Frankfurt am Main 1965, S. 201; Peter Hoffmann, *Claus Graf Schenk von Stauffenberg. Die Biographie*, München 2007, S.462f.; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 863-896.
- 6 Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 2127ff.; *Manchester Guardian*, 21. Juli 1944.

Anmerkungen Kapitel 14

- 7 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 82 f.: Wilhelm an Peter Stölten und Wilhelm Stölten, Tagebuch: 21. Juli 1944; OLG-Präsident Nürnberg, 1. Aug. 1944 in: Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 477; SD-Bericht, 21. Juli 1944: Karl Heinrich Peter (Hrsg.), *Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt*, Stuttgart 1961, S. 1-11: 21.-24. Juli 1944.
- 8 Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 476-482; Kershaw, *Das Ende*, S. 55-62; Breloer, *Mein Tagebuch*, S. 334; Feldpostprüfstelle des Pz. AOK. 3, 2. Sept. 1944, in: Ortwin Buchbender/Reinhold Sterz (Hrsg.), *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945*, München 1982, S. 20-23; BA, R55/601, Bl. 54-63 und 69-70, Wöchentlicher Tätigkeitsbericht des Leiters der Abteilung Propaganda, 24. Juli und 7. Aug. 1944; M.J. Gurfein/Morris Janowitz, «Trends in Wehrmacht Morale», *Public Opinion Quarterly* (Frühjahr 1946), S. 81.
- 9 Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S.482L; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S.899f.
- 10 Robert Ley, *Der Angriff*, 23. Juli 1944; Ronald Smelser, *Robert Ley: Hitlers Mann an der «Arbeitsfront»*. *Eine Biographie*, Paderborn 1989, S. 28; Wilfred von Oven, *Finale Furioso. Mit Goebbels bis zum Ende*, Tübingen 1974, S. 505.
- 11 Manfred Messerschmidt, «Die Wehrmacht: Vom Realitätsverlust zum Selbstbetrug», in: Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkrieges*, München 1995, S. 240f.; Eckart Conze/Norbert Frei/Peter Hayes/ Moshe Zimmermann, *Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik*, München 2010, S. 305-309.
- 12 Kershaw, *Das Ende*, S. 83 ff. und 97; Clark, «Johannes Blaskowitz – Der christliche General».
- 13 Valdis Lumsans, *Latvia in World War II*, New York 2006, S. 252-258; Robert Loeffel, «Soldiers and Terror: Re-evaluating the Complicity of the Wehrmacht in Nazi Germany», *German History* 27/4 (2009), S. 514-530; Robert Loeffel, *Family Punishment in Nazi Germany. Sippenhaft, Terror and Myth*, Basingstoke 2012.
- 14 Loeffel, «Soldiers and Terror»; IFZ-Archiv München, NOKW-535.
- 15 Kershaw, *Das Ende*, S. 43-50 und 62-74.
- 16 Kunz, *Wehrmacht und Niederlage*, S. 156-189; Rekrutierung von Frauen: Rudolf Absolon, *Die Wehrmacht im Dritten Reich. Aufbau, Gliederung, Recht, Verwaltung*, Boppard 1995, Bd.6, S. 28; Dagmar Morgan, *Weiblicher Arbeitsdienst in Deutschland*, Mainz 1978, S. 423; Nolzen, «Die NSDAP, der Krieg und die deutsche Gesellschaft», S. 185; Kershaw, *Das Ende*, S. 133-140; Debatten der 1920er Jahre: William Mulligan, *The Creation of the Modern German Army. General Walther Reinhardt and the Weimar Republic, 1914-1930*, New York 2004.
- 17 David K. Yelton, *Hitler's Volkssturm. The Nazi Militia and the Fall of Germany, 1944-1945*, Lawrence, Kans., 2002, S. 105-118.

- 18 Maubach, »Expansion weiblicher Hilfe: zur Erfahrungsgeschichte von Frauen im Kriegsdienst«, S. 93–111; Müller, *Der Bombenkrieg*, S. 140.
- 19 BA, NS 19/4015: Himmler an Wehrkreisbefehlshaber und Schulkommandeure, 21. Sept. 1944, in: Kunz, *Wehrmacht und Niederlage*, S. 167; Geyer, »Endkampf 1918 and 1945«.
- 20 Stehkämper in: Johannes Steinhoff / Peter Pechel / Dennis Showalter, *Deutsche im Zweiten Weltkrieg. Zeitzeugen sprechen*, München 1989, S. 330; BA, R55/601, Bl. 160: Wöchentlicher Tätigkeitsbericht des Leiters der Abteilung Propaganda, 9. Okt. 1944; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 506; Arno Klönne, *Gegen den Strom. Bericht über den Jugendwiderstand im Dritten Reich*, Frankfurt am Main 1958, S. 143f.; Beevor, *Berlin 1945. Das Ende*, S. 202f.; siehe auch KA 1997, Werner K., »20 Monate Luftwaffenhelfer: Tagebücher, 5. Januar 1944–20. August 1945«, S. 144f. und 150: 21. und 30. Jan. 1945; siehe auch KA 920, Walter S., »Mein Tagebuch«, 15. Sept. und 3. Nov. 1944.
- 21 Orłowski/Schneider, »Erschießen will ich nicht!«, S. 50, 318 und 321: 26. Okt. 1939, 6. Okt. und 6. Nov. 1944.
- 22 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 233: Peter an Margarethe Stölten, 19. Nov. und an Dorothee Ehrensberger, 24. Nov. 1944; Wolfram Wette, *Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden*, Frankfurt am Main 2002, S. 190; Kershaw, *Das Ende*, S. 78.
- 23 BA, NS 19/4017, Heinrich Himmler, 3. Nov. 1944, zit. in: Kunz, *Wehrmacht und Niederlage*, S. 143.
- 24 Richard Lakowski, »Der Zusammenbruch der deutschen Verteidigung zwischen Ostsee und Karpaten«, DRZW, Bd. 10/1, S. 496–501; Alastair Noble, *Nazi Rule and the Soviet Offensive in Eastern Germany 1944–1945. The Darkest Hour*, Portland, Ore., 2009, S. 152.
- 25 Weinberg, *Eine Welt in Waffen*, S. 729–742 und 799–802.
- 26 Yelton, *Hitler's Volkssturm*, S. 120–121; Müller, *Der letzte deutsche Krieg*, S. 285.
- 27 Rafael A. Zagovec, »Gespräche mit der ›Volksgemeinschaft‹. Die deutsche Kriegsgesellschaft im Spiegel westallierter Frontverhöre«, DRZW, Bd. 9/2, S. 334–337.
- 28 Zagovec, »Gespräche mit der ›Volksgemeinschaft‹«, S. 347ff. und 289, dort zit.: Klaus Mann, *Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht*, Hamburg 2001, S. 649; Kershaw, *Das Ende*, S. 111ff.; zu Dicks: Daniel Pick, *The Pursuit of the Nazi Mind. Hitler, Hess and the Analysts*, Oxford 2012.
- 29 Overmans, *Deutsche militärische Verluste*, S. 238–243 und 277–283.
- 30 Kershaw, *Das Ende*, S. 118–135.
- 31 Urteil des Amtsgerichts Duisburg, 14. Juni 1950 in: *Justiz und NS-Verbrechen*, VI, Nr. 219; zit. in: Herbert, *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des Ausländer-Einsatzes*, S. 330.
- 32 Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 220: 30. November 1944.

Anmerkungen Kapitel 14

- 33 MfK-FA, 3.2002.0279, Liselotte Purper, 26. Sept. 1944.
- 34 Ebd., Liselotte an Kurt, 23. Mai 1944; Kurt an Liselotte, 10. Nov. 1944.
- 35 Fernau, «Das Geheimnis der letzten Kriegsphase», VB, 30. Aug. 1944; Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 233: 5. Sept. 1944; Victor Klemperer, *Die Tagebücher 1933-1945*, Bd.2, S. 574.
- 36 MfK-FA, 3.2002.0279, Kurt Orgel an Liselotte Purper, 30. Juli und 30. Sept. 1944; Liselotte Purper an Kurt Orgel, 14. Okt. 1944.
- 37 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 228-231: Peter Stölten, Briefe an Dorothee Ehrenberger und an seine Eltern, 18., 20./23. und 25. Okt., 11. Nov. und 16. Sept. 1944.
- 38 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S.235f.: 19. Dez. 1944, 1. Jan. 1945; an Dorothee, 21./22. Dez. 1944; an Udo, 1.Jan. 1945.
- 39 De Boor, *Tagebuchblätter*, München 1963, S.204f. und 202: 1. Nov., 29. und 14. Okt. 1944.
- 40 De Boor, *Tagebuchblätter*, S. 208: 25. Nov. 1944.
- 41 Ebd., S. 209 und 217: 25. Nov. und 28. Dez. 1944.
- 42 Kleindienst, *Sei tausendmal gegrüsst*, Irene an Ernst Guicking, 1. Aug. 1944 und 13. Dez. 1944.
- 43 Orłowski/Schneider, «*Erschossen will ich nicht!*», S. 327:12. Dez. 1944, dort zitiert ein Brief von Gretel, 21. Nov. 1944.
- 44 MfK-FA, 3.2002.0279, Liselotte Purper an Kurt Orgel, 8. Dez. 1944.
- 45 Friedrich, *Der Brand*, S. 334-340.
- 46 Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 378-381.
- 47 Ebd., S. 316-320; die Schätzungen zu Bombentoten basieren auf den unmittelbar im Anschluss von der Polizei gemeldeten Zahlen, die anhand von Vergleichsfallen nach oben revidiert wurden. Sämtliche Statistiken auf diesem Gebiet sind vorläufig und Gegenstand politischer Kontroversen.
- 48 Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 524 und 526: Propaganda-Bericht, 21. Nov. 1944; Oberlandesgerichtspräsident Düsseldorf, 29. Nov. 1944; Darmstadt, 1. Dez. 1944; Propaganda-Bericht, 5. Dez. 1944; Hans-Peter Dabrowski, *Überschalljäger Lippisch PI 3a und Versuchsgleiter DM-1*, Friedberg 1986; Wolfgang Birkenfeld, *Der synthetische Treibstoff 1933-1945. Ein Beitrag zur nationalsozialistischen Wirtschafts- und Rüstungspolitik*, Göttingen 1964; Horst Boog, «Strategischer Luftkrieg in Europa und Reichsluftverteidigung 1943-1944», *DRZW*, Bd. 7, S. 3-415; ders., *Die deutsche Luftwaffenführung 1935-1945*, Stuttgart 1982, S. 30.
- 49 Bernhard Fisch, *Nemmersdorf Oktober 1944: Was in Ostpreussen tatsächlich geschah*, Berlin 1997; «Nemmersdorf 1944», in: Gerd R. Ueberschär (Hrsg.), *Orte des Grauens. Verbrechen im Zweiten Weltkrieg*, Darmstadt 2003, S. 155-167; B. Fisch, «Nemmersdorf 1944 – ein bisher unbekanntes zeitnahes Zeugnis», *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 56/1 (2007), S. 105-114.

- 50 Werner Kreipe, Tagebuch, 23. Okt. 1944, zit. in: Hermann Jung, *Die Ardennenoffensive 1944/45*, Göttingen 1971, S. 227; VB, 1. Nov. 1944; Die Deutsche Wochenschau, Nr. 739, 2. Nov. 1944; Fisch, *Nemmersdorf*; Manfred Zeidler, *Kriegsende im Osten. Die Rote Armee und die Besetzung Deutschlands östlich von Oder und Neisse 1944/45*, München 1996, S. 150.
- 51 Kershaw, *Das Ende*, S. 172–179, dort zit. (S. 178): Reinhard, Tagebuch, 26. Okt. 1944, sowie Goebbels, *Tgb.*, Bd. II/14, S. 192f.: 10. Nov. 1944; Steinert, *Hitlers Krieg*, S. 523.
- 52 Kulka/Jäckel, *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten*, S. 546: SD Stuttgart, 6. Nov. 1944; Noakes, *Nazism*, Bd. 4, S. 652.
- 53 Rudolf Semmler, *Goebbels. The Man next to Hitler*, London 1947, S. 163f., Tagebuch, 2. Nov. 1944; Noakes, *Nazism*, Bd. 4, S. 496, 640 und 652, dort zit.: Stuttgart SD, 6. Nov. 1944; Wolfram Wette/Ricarda Bremer/Detlef Vogel (Hrsg.), *Das letzte halbe Jahr. Stimmungsberichte der Wehrmachtpropaganda 1944/45*, Essen 2001, S. 164: »Sondereinsatz Berlin«, 20.–26. November 1944.
- 54 Erickson, *Road to Berlin*, S. 238f.; Anna Wiśniewska/Czesław Rajca, *Majdanek. Das Lubliner Konzentrationslager*, Lublin 1997; Noakes, *Nazism*, Bd. 3, S. 599f.; Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 156.
- 55 Zeidler, *Kriegsende im Osten*, S. 139f.: Iurii Uspenskii, 24. Jan. 1945.
- 56 Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 272: 27. Dez. 1944; Bericht von Rudolf Vrbá und Alfred Wetzler, in: Lucy Dawidowicz, *A Holocaust Reader*, New York 1976, S. 110–119.
- 57 Bankier, »German public awareness of the final solution«, S. 114 und 215–227.
- 58 BA, R55/578, Bl. 210, Hans Humel an Goebbels, 25. Okt. 1944; BA, R 55/577, 3.12.1944: Parteigenosse Dr. A.D.B., Hamburg; ähnliche Beispiele: BA, R55/577, Bl. 35–38, Friedrich Schauer, Rechtsanwalt am Landgericht, Freiburg im Breisgau, an Goebbels, 10. Nov. und 15. Dez. 1944; BA, R55/577, Bl. 89, anon., 24. Nov. 1944.
- 59 Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 511–527; Berichte zur Moral der Truppe: Kunz, *Wehrmacht und Niederlage*, S. 250–253; Kleindienst, *Sei tausendmal begrüßt*, Irene an Ernst Guicking, 15. und 17. Dez. 1944; Ernst an Irene, 29. Dez. 1944.
- 60 Kershaw, *Das Ende*, S. 198 und 231f.; Goebbels, *Tgb.*, Bd. II/14, S. 429, 433, 438f. und 445: 17.–19. Dez. 1944; Oven, *Finale Furioso*, S. 526–529: 17. und 20. Dez. 1944. Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 527–531 und 575; Klaus-Dieter Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995, S. 316f.
- 61 MfK-FA, 3.2002.0279, Kurt Orgel an Liselotte Purper: 18. Dez. 1944; Kleindienst, »Sei tausendmal begrüßt«, Ernst an Irene Guicking: 21. Dez. 1944; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 529f.
- 62 Kershaw, *Hitler 1936–1945*, S. 964ff.; Weinberg, *Eine Welt in Waffen*, S. 758ff. und 803–809.

Anmerkungen Kapitel 15

- 63 Schumann/Groehler, *Deutschland im Zweiten Weltkrieg*, Bd.6, S. 133 und 137; Kunz, *Wehrmacht und Niederlage*, S. 71; Albert Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt am Main 1969, S. 425; Kershaw, *Das Ende*, S. 233ff.
- 64 Kershaw, *Das Ende*, S. 189-198 und 231-241; Speer, *Erinnerungen*, S. 423; Schumann/Groehler, *Deutschland im Zweiten Weltkrieg*, Bd. 6, S. 125.
- 65 Kershaw, *Das Ende*, S. 234; Goebbels, *Tgb*, Bd. 11/14, S. 486: 29. Dez. 1944; Wette u.a., *Das letzte halbe Jahr*, S. 183 f.: 18.-24. Dez. 1944; Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 316 f.
- 66 Carl von Clausewitz, *Schriften – Aufsätze – Studien – Briefe*, hrsg. v. Werner Hahlweg, 2 Bde., Göttingen 1966-1990, Bd. 1, S. 678-751; P.M. Baldwin, «Clausewitz in Nazi Germany», *Journal of Contemporary History* 16 (1981), S. 10 [5-26].
- 67 Hitler, *Reden und Proklamationen*, Bd. II/2, S. 2180-2184; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 968 f.; Oven, *Finale Furioso*, S. 537f.; Karl Reisert, *O Deutschland hoch in Ehren. Das deutsche Trutzlied: sein Dichter und Komponist, seine Entstehung und Überlieferung*, Würzburg 1917, geschrieben von Ludwig Bauer (1859).
- 68 MfK-FA, 3.2002.0279, Kurt Orgel an Liselotte Purper, 1. Jan. 1945; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 532 f.
- 69 Lisa de Boor, *Tagebuchblätter*, S. 218.
- 70 Kleindienst, «*Sei tausendmal gegrüsst*», Ernst an Irene Guicking, 22. Dez. 1944; Tagebuch, 26. und 31. Dez. 1945.

Kapitel 15

- 1 Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*; John Zimmermann, «Die Eroberung und Besetzung des deutschen Reiches», *DRZW*, Bd. 10/1, S. 277-435; Horst Boog, «Die strategische Bomberoffensive der Alliierten gegen Deutschland und die Reichsluftverteidigung in der Schlussphase des Krieges», *DRZW*, Bd. 10/1, S. 777-885; Kunz, *Wehrmacht und Niederlage*; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 984, 994f. und 1021 f.; Hugh Trevor-Roper, *Hitlers letzte Tage*, Frankfurt am Main/Berlin 1965, S. 116 ff.
- 2 Overmans, *Deutsche militärische Verluste*, S. 238-243 und 279.
- 3 Goebbels, *Tgb*, Bd. 11/15: 24. März 1945.
- 4 Hosenfeld, «*Ich versuche jeden zu retten*», S. 885-888: 26., 27. und 30. Dez. 1944 sowie 7. Jan. 1945.
- 5 Zu militärischen Aspekten: Lakowski, «Der Zusammenbruch der deutschen Verteidigung», *DRZW*, Bd. 10/1, S. 496-501; Erickson, *The Road to Berlin*, S. 450, 457f., 462 und 471 f.; Glantz/House, *When Titans Clashed*, S. 241-247; Beevor, *Berlin 1945. Das Ende*, S. 23-36; Hosenfeld, «*Ich versuche jeden zu retten*», S. 108-111 und 887 f.: 7. und 12. Jan. 1945; Szpilman, *Der Pianist*, S. 178-182.

- 6 Andrzej Strzelecki, *Endphase des KL Auschwitz. Evakuierung, Liquidierung und Befreiung des Lagers*, Oświęcim-Brzezinka 1995, S. 141–218.
- 7 Thomas Gève, *Geraubte Kindheit*, Konstanz 1993, S. 192 ff.
- 8 KA 359, Jürgen Illmer, geb. 1935, *Erinnerungen*; Gève, *Geraubte Kindheit*, S. 204 f.; Strzelecki, *Endphase des KL Auschwitz*, S. 144–147 und 169 f.
- 9 Norman Davies/Roger Moorehouse, *Breslau – die Blume Europas*, München 2005, S. 29–49; *Schlesische Tageszeitung*, 22. Jan. 1945.
- 10 Jacobs, *Freiwillig*, S. 15–35; Leonie Biallas, *Komm, Frau, roboti*, Hürth 2004.
- 11 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 237: Stölten an seine Familie, 14. Jan. 1945.
- 12 Glantz/House, *When Titans Clashed*, S. 247 f.; Beevor, *Berlin 1945*, S. 37 ff.; Erickson, *The Road to Berlin*, S. 463–470.
- 13 Irrgang, *Leutnant der Wehrmacht*, S. 238–241.
- 14 Lakowski, »Der Zusammenbruch der deutschen Verteidigung«, S. 538–542.
- 15 Theodor Schieder (Hrsg.), *Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße*, Bd. 2, München 1984, S. 90–96: Dok. 23, Lore Ehrlich: 1946/47.
- 16 Erickson, *The Road to Berlin*, S. 463–470; Schieder, *Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung*, S. 70.
- 17 MfK-FA, 3.2002.0279, Kurt Orgel an Liselotte Purper, 21. und 22. Jan. 1945.
- 18 Ebd., Kurt Orgel an Liselotte Purper, 12., 13. und 14. Feb. 1945; Liselotte Purper an Kurt Orgel, 22. Feb. 1945.
- 19 Ebd., Liselotte Purper an Kurt Orgel, 13. und 28. Nov. 1944.
- 20 Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 287: 3. Feb. 1945; Görtemaker, *Ein deutsches Leben*, S. 201–210; *MadR*, Bd. 17, S. 6740: Ende März 1945; Werner, »Bleib übrig«, S. 341; Wette, *Das letzte halbe Jahr*, S. 236, 254, 259 und 264 f.
- 21 Frederick Taylor, *Dresden, Dienstag, 13. Februar 1945. Militärische Logik oder blanker Terror?*, München 2008; Götz Bergander, *Dresden im Luftkrieg. Vorgeschichte – Zerstörung – Folgen*, Köln 1977, S. 148–195, 208–209, 247–274 und 290 ff.; Rolf-Dieter Müller/Nicole Schönherr/Thomas Widera (Hrsg.), *Die Zerstörung Dresdens am 13./15. Februar 1945. Gutachten und Ergebnisse der Dresdner Historikerkommission zur Ermittlung der Opferzahlen*, Dresden 2010; Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2, S. 657–672: 13.–24. Feb. 1945; RA, anon., *Burg G UII/522*, S. 2.
- 22 De Boor, *Tagebuchblätter*, S. 228 ff. und 235: 17.–25. Feb., 2. und 11. März 1945; Associated Press, *Korrespondentenbericht aus Stockholm*, abgedruckt unter der Überschrift: »Berlin, Nerves Racked By Air Raids, Fears Russian Army Most«, *Oakland Tribune*, 23. Feb. 1945.
- 23 MfK-FA, 3.2002.7209, Ernst Paulus an seine Schwester Martha Roether, 24./25. und 26. Feb. 1945; Friedrich, *Der Brand*, S. 109–116.
- 24 Taylor, *Dresden, Dienstag, 13. Februar 1945*, S. 409 f.
- 25 MfK-FA, 3.2002.7209, Erna Paulus an ihre Töchter, 27. März 1945.

Anmerkungen Kapitel 15

- 26 Ebd., Käthe Wurster an Erna Paulus, 15. März 1945; Wette, *Das letzte halbe Jahr*, S. 332 und 142; siehe auch S. 172 und 209.
- 27 «Titanic», Regie Werner Klingler und Herbert Selpin, 1943; Strobl, *The Germanic Isle*.
- 28 «Kolberg», Regie: Veit Harlan, 1945; David Welch, *Propaganda and the German Cinema, 1933-1945*, Oxford 1983, S. 221-237; Noakes, *Nazism*, Bd.4, S. 494.
- 29 «Ohm Krüger», Hinkel für RMVP, 29. Jan 1945, zit. in: Drewniak, *Der deutsche Film*, S. 340; «Der Tod von Dresden: Ein Leuchtzeichen des Widerstands», *Das Reich*, 4. März 1945; Taylor, *Dresden, Dienstag, 13. Februar 1945*, S. 405 ff. und 465-478; de Boor, *Tagbuchblätter*, S.237: 19.-21. März 1945; MfK-FA, 3.2002.7209, Käthe Wurster an Martha Roether und Erna Paulus, 15. März 1945.
- 30 Richard Evans, *Der Geschichtsfälscher. Holocaust und historische Wahrheit im David Irving-Prozess*, Frankfurt am Main 2001, hier zitiert nach der engl. Ausgabe *Telling Lies about Hitler. The Holocaust, History and the David Irving Trial*, London 2002, S. 170-187.
- 31 Bergander, *Dresden im Luftkrieg*, S. 224 ff.; Evans, *Telling Lies about Hitler*, Kap. 5; Taylor, *Dresden, Dienstag, 13. Februar 1945*, S. 479-485.
- 32 Taylor, *Dresden, Dienstag, 13. Februar 1945*, S. 437-454 und 465 ff.
- 33 Kleindienst, «*Sei tausendmal gegrüßt*», Irene an Ernst Guicking: 30. Jan., 10. und 12. Feb. 1945; Ernst an Irene, 4. und 19. Feb. 1945.
- 34 Ebd., Irene an Ernst Guicking: 12. Feb. 1945; Goebbels, «Ein Volk in Verteidigungsstellung (In der härtesten Probe)», *Das Reich*, 11. Feb. 1945.
- 35 Zu diesem und dem folgenden Absatz: Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*; Zimmermann, «Die Eroberung und Besetzung des deutschen Reiches»; Charles B. MacDonald, *United States Army in World War II: European Theater of Operations. The Last Offensive*, Washington, D.C. 1973, S. 116-132.
- 36 Noakes, *Nazism*, Bd. 4, S. 654; Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S.172 und 841.
- 37 Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 558ff. und 564ff.; Gellately, *Hingeschaut und weggesehen*, S. 320; Kershaw, *Das Ende*, S. 365; Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 988; Goebbels, *Tgb*, Bd. 11/15, S. 471:11. März 1945.
- 38 Goebbels, *Tgb*, Bd. 11/15, S. 405: 3. März 1945; Kershaw, *Das Ende*, S. 370 ff.; Loeffel, «Soldiers and Terror», S. 526: Institut für Zeitgeschichte München, NOKW-535; Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 844-846.
- 39 Barbara Grimm, «Lynchmorde an alliierten Fliegern im Zweiten Weltkrieg», in: Dietmar Süß (Hrsg.), *Deutschland im Luftkrieg. Geschichte und Erinnerung*, München 2007, S. 71-84; Klaus-Michael Mallmann, «Volksjustiz gegen angloamerikanische Mörder. Die Massaker an westalliierten Fliegern und Fallschirmspringern 1944/45», in: Alfred Gottwaldt / Norbert Kampe / Peter Klein (Hrsg.), *NS-Gewaltherrschaft. Beiträge zur historischen Forschung und juristischen Auf*

- arbeitung, Berlin 2005, S. 202–213; Gerwin Strobl, *Bomben auf Oberdonau. Luftkrieg und Lynchmorde an alliierten Fliegern im »Heimatgau des Führers«*, Linz 2014, S. 231–311.
- 40 Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 541 ff. und 558 ff.; Zagovec, »Gespräche mit der »Volksgemeinschaft«, DRZW, Bd. 9/2, S. 319 f., dort zit. DAZ, 12. Jan. 1945; Gellately, *Hingeschaut und weggesehen*, S. 320; Kershaw, *Das Ende*, S. 379 ff.
- 41 Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 557; Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2, S. 689 f.: 1. März 1945; Goebbels, »Deutschlands Kraft im Daseinskampf – Der Lagebericht von Dr. Goebbels«, *Hamburger Zeitung*, 1. März 1945.
- 42 Goebbels, *Tgb*, Bd. II/15, S. 422: 5. März 1945; Kershaw, *Das Ende*, S. 359; Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 343–364 und 377–390.
- 43 Kershaw, *Das Ende*, S. 377 ff.
- 44 Ebd., S. 401 ff.; Kershaw, *Hitler 1939–1945*, S. 1009; Domarus, *Hitler*, Bd. II/2, S. 2203–2206: 24. Feb. 1945 und 2213 f.; *MadR*, Bd. 17, S. 6733 f.: 28. März 1945.
- 45 BA, R55, 577, S. 221–237: Briefe von Christian Meyer, A. Müller, Dr. Franz Orthner und anderen: 23.–28. Jan. 1945.
- 46 Kleindienst, »Sei tausendmal begrüßt«, Ernst an Irene Guicking, 24. Feb. und 9. März, 18. und 21. Feb. 1945.
- 47 Wantzen, *Das Leben im Krieg*, S. 1378 und 1403: 9. und 24. März 1945; Kleindienst, »Sei tausendmal begrüßt«, Irene an Ernst Guicking, 24. März 1945.
- 48 Lisa de Boor, *Tagebuchblätter*, S. 236–241: 16.–28. März 1945.
- 49 Kleindienst, »Sei tausendmal begrüßt«, Ernst an Irene Guicking, 3. und 4. April 1945.
- 50 Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 399 f.; Gruchmann, *Der Zweite Weltkrieg*, S. 436–443.
- 51 Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 564 ff.: wöchentlicher Tätigkeitsbericht des Leiters Propaganda an das Propagandaministerium, 21. März 1945.
- 52 Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 567; Werner, »Bleib übrig«, S. 356 ff.
- 53 Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 331–337.
- 54 Roseman, *In einem unbewachten Augenblick*, S. 398–402.
- 55 Herbert, »Von Auschwitz nach Essen«, *Dachauer Hefte 2* (1986), S. 13–34.
- 56 Daniel Blatman, *Die Todesmärsche 1944/45*, Reinbek 2011; Joachim Neander, *Das Konzentrationslager »Mittelbau« in der Endphase der nationsozialistischen Diktatur*, Clausthal-Zellerfeld 1997, S. 466–477.
- 57 Blatman, *Die Todesmärsche*; Kershaw, *Das Ende*, S. 459; Strzelecki, *Endphase des KL Auschwitz*; Bernhard Strebel, *Celle April 1945 Revisited*, Bielefeld 2008.
- 58 Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 338 ff.
- 59 Ebd., S. 330.
- 60 Orłowski/Schneider, »Erschießen will ich nicht!«, S. 347 f.: 18. April 1945.

Anmerkungen Kapitel 16

- 61 Ebd., S. 334 und 347:13. und 15. April 1945; Joseph von Eichendorff, «Der Soldat».
- 62 MfK-FA, 3.2002.7209, Erna Paulus an Elfriede und Irmgard, 27. März 1945 und an Martha Roether, Mai 1945.
- 63 KA 53, Jürgen H., geb. Juli 1929, 29. März-19. Mai 1945.
- 64 Roseman, *In einem unbewachten Augenblick*, S. 407 ff.

Kapitel 16

- 1 Goebbels, *Tgb*, Bd. 11/15, S. 692: 9. Apr. 1945; Erickson, *The Road to Berlin*, S. 563-577; Lakowski, «Der Zusammenbruch der deutschen Verteidigung», S. 608-633; Glantz/House, *When Titans Clashed*, S. 256-263; Beevor, *Berlin 1945. Das Ende*, S. 229.
- 2 Robert Fritsch, *Nürnberg im Krieg*, Düsseldorf 1984; Karl Kunze, *Kriegsende in Franken und der Kampf um Nürnberg im April 1945*, Nürnberg 1995.
- 3 Peter Longerich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008, S. 742-748; Peter Padfield, *Himmler: Reichsführer SS*, London 1990, S. 565 f. und 578-589; Ingeborg Fleischer, *Die Chance des Sonderfriedens. Deutsch-sowjetische Geheimgespräche 1941-1945*, Berlin 1986, S. 58-61 und 268-275; Kershaw, *Das Ende*, S. 392-403 und 461 f.; Geyer, «Endkampf 1918 and 1945»; Bessel, «The shock of violence».
- 4 Horst Gleiss, *Breslauer Apokalypse 1945*, Bd. 3, Wedel 1986, S. 651 und 910; Bd.4, S. 651 und 1113f.; Davies/Moorehouse, *Breslau – die Blume Europas*, S. 45-49.
- 5 Wette u.a., *Das letzte halbe Jahr*, S. 259 und 271-279; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 552, dort zit.: Bericht an das Propagandaministerium vom 21. Feb. 1945; Manfred Messerschmidt/Fritz Wüllner, *Die Wehrmachtjustiz im Dienste des Nationalsozialismus – Zerstörung einer Legende*, Baden-Baden 1987, S. 86.
- 6 KA 4709/1 und 2: KA 4709/1, Agnes S., Tagebuch, «Lüneburger Heide 1945», 7.-9. Feb. und 27. März-8. April 1945. Klaus an Agnes S., 1.März 1945; MadR, Bd. 17, S. 6737: Ende März 1945.
- 7 KA 4709/1, Agnes S., Tagebuch, «Lüneburger Heide 1945», 16.-30. April 1945.
- 8 Orłowski/Schneider, «*Erschiessen will ich nicht!*», S. 345:10. und 12. April 1945.
- 9 Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2, S. 673-715:15. Februar - 2. April 1945.
- 10 Ebd., S. 714 f.: 2. April 1945.
- 11 Ebd., S. 720: 4.-5. April 1945.
- 12 Ebd., S. 722-732: 15. April 1945.
- 13 Ebd., S. 732-742: 15. April 1945.
- 14 Ebd., S. 743-750:20. und 21. April 1945; Andreas Krone, «Plauen 1945 bis 1949 – vom Dritten Reich zum Sozialismus», Diss., Technische Universität Chemnitz, 2001, S. 16.

- 15 Kershaw, *Hitler 1936–1945*, S. 1020 f.; Trevor-Roper, *Hitlers letzte Tage*, S. 117 f.; Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 570 f. und 578; Wette u. a., *Das letzte halbes Jahr*, S. 334–338: Bericht über den »Sondereinsatz Berlin«, 10. April 1945.
- 16 Lakowski, »Der Zusammenbruch der deutschen Verteidigung«, S. 633–649; Glantz/House, *When Titans Clashed*, S. 263–266; Beevor, *Berlin, das Ende*, S. 258–286.
- 17 KA 3697, Hertha von Gebhardt, Tagebuch, 20. April 1945.
- 18 Ebd., Tagebuch, 23.–24. April 1945.
- 19 Kershaw, *Das Ende*, S. 445–448; Hildebrand Troll, »Aktionen zur Kriegsbeendigung im Frühjahr 1945«, in: Martin Broszat / Elke Fröhlich / Anton Grossmann (Hrsg.), *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. 4, München 1981, S. 650–654; Andreas Förschler, *Stuttgart 1945. Kriegsende und Neubeginn*, Gudensberg-Gleichen 2004, S. 8–19; Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 323–335.
- 20 Loeffel, »Soldiers and Terror«, S. 528 f.; Noakes, *Nazism*, Bd. 4, S. 657 f.; Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 837 und 852.
- 21 Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2, S. 749 ff.: 21. und 22. April 1945.
- 22 Christian Hartmann / Johannes Hürter, *Die letzten 100 Tage des Zweiten Weltkrieges*, München 2005; Gehaltszahlungen: Kershaw, *Das Ende*, S. 22 und 469; Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2, S. 753 und 757: 23. und 27. April 1945.
- 23 KA 3697, Hertha von Gebhardt, Tagebuch, 25.–26. April 1945; Beevor, *Berlin, das Ende*, S. 310 ff.
- 24 KA 3697, Hertha von Gebhardt, Tagebuch, 27. April 1945; Yelton, *Hitler's Volkssturm*, S. 126 f.; Plünderungen: Erich Kuby, *Die Russen in Berlin 1945*, Rastatt 1988, S. 258.
- 25 KA 3697, Hertha von Gebhardt, Tagebuch, 27. April 1945; Tony Le Tissier, *Der Kampf um Berlin 1945*, Frankfurt am Main 1991, S. 181 f. und 200 f.
- 26 *Völkischer Beobachter*, 20., 24. und 25. April 1945; Bessel, *Germany in 1945*, S. 120; Troll, »Aktionen zur Kriegsbeendigung im Frühjahr 1945«, S. 660–671; Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 854–861; Kershaw, *Das Ende*, S. 472 ff.
- 27 Harold Marcuse, *Legacies of Dachau*, Cambridge 2001, S. 50 ff.; Bessel, *Germany in 1945*, S. 161–165.
- 28 Gröschner, *Ich schlug meiner Mutter die brennenden Funken ab*, S. 242–246; R. und Wolfgang S., 6. Schuljahr Volksschule; Walter B., 8. Schuljahr.
- 29 Norman Naimark, *Die Russen in Deutschland. Die sowjetische Besatzungszone 1945 bis 1949*, Berlin 1999, S. 86–168; Andrea Pető, »Memory and the narrative of rape in Budapest and Vienna in 1945«, in: Bessel/Schumann, *Life after Death*, S. 129–148; Irene Bandhauer Schöffmann / Ela Hornung, »Vom ›Dritten Reich«

Anmerkungen Kapitel 16

- zur Zweiten Republik: Frauen im Wien der Nachkriegszeit», in: David F. Good/Margarete Grandner/Mary Jo Maynes (Hrsg.), *Frauen in Österreich. Beiträge zu ihrer Situation im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien 1994, S. 232 f.; Elke Sander/-Barbara Johr (Hrsg.), *BeFreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder*, München 1992, S. 48-51; James Mark, «Remembering Rape: Divided Social Memory and the Red Army in Hungary 1944-1945», *Past and Present* 188 (2005), S. 133-161; Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 358: 23. Sept. 1945; Margret Boveri, *Tage des Überlebens: Berlin 1945*, München 1985, S. 116: 6. Mai 1945.
- 30 Sander/Johr, *BeFreier und Befreite*, S. 25 ff.; anon., *Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen*, Genf/Frankfurt am Main 1959, S. 113 und 220.
- 31 KA 3697, Hertha von Gebhardt, Tagebuch, 27. und 28. Apr. 1945; Stefan-Ludwig Hoffmann, «Besiegte, Besatzer, Beobachter. Das Kriegsende im Tagebuch», in: Daniel Fulda u.a. (Hrsg.), *Demokratie im Schatten der Gewalt. Geschichten des Privaten im deutschen Nachkrieg*, Göttingen 2010, S. 44 [25-55]; Naimark, *Die Russen in Deutschland*, S. 86-168; Petö, «Memory and the narrative of rape in Budapest and Vienna in 1945», S. 129-148.
- 32 Gröschner, *Ich schlug meiner Mutter die brennenden Funken ab*, S. 355: Interview mit Christa J., geb. 1931, Göhrener Str. 3; RA, Luisenschule Essen, anon., Ul/no no., S. 3f.; DLA, Hermine D., geb. 28. Aug. 1931; Hundsheim, Krems, «Auch deine Oma war ein Kind», MS, o. D., S. 42.
- 33 Gabi Köpp, *Warum war ich bloss ein Mädchen? Das Trauma einer Flucht 1945*, München 2010, S.137f.
- 34 Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd.2, S. 758ff. und 763ff.: 28.-29 April und 3. Mai 1945.
- 35 Kershaw, *Hitler 1936-1945*, S. 1070; Bessel, *Germany in 1945*, S. 127-131.
- 36 Joachim Konrad, «Das Ende von Breslau», *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 4/4 (1956), S. 390; Davies/Moorhouse, *Breslau – die Blume Europas*, S. 55-58; Horst G.W. Gleiss, *Breslauer Apokalypse 1945*, Bd. 5, Wedel 1988, S. 233.
- 37 Orłowski/Schneider, «*Erschossen will ich nicht!*», S. 351 f. und 338: 2. Mai und 17. März 1945.
- 38 Ebd., S. 351 ff.: 2.-6. Mai 1945; S. 338: 17. März 1945; Nicholas Stargardt, «Rumors of Revenge in the Second World War», in: Belinda Davis / Thomas Lindenberger / Michael Wildt (Hrsg.), *Alltag, Erfahrung, Eigensinn. Historisch-anthropologische Erkundungen*, Frankfurt am Main 2008, S. 373-388.
- 39 Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2, S. 761-769:2.-5. Mai 1945. 40 *Die Wehrmachtberichte 1939-1945*, Bd. 3, S. 569; Bessel, *Germany in 1945*, S. 133.
- 41 KA 4709/1, Agnes S., Tagebuch, «Lüneburger Heide 1945», 9.-10. Mai 1945.
- 42 Jacobs, *Freiwild*, S. 35-38.
- 43 Anneliese H. in: Kuby, *Die Russen in Berlin*, S. 262; Hoffmann, «Besiegte, Besatzer, Beobachter», S. 32 f. und 44f., dort zitiert: unveröffentlichte Tagebücher von Höcker und

Anmerkungen Epilog

- Grossman; KA 3697, Hertha von Gebhardt, Tagebuch, 15. Mai 1945; zu diesem Thema siehe auch: Wladimir Gelfand, *Deutschland Tagebuch 1945-1946*, Berlin 2008.
- 44 KA 3697, Hertha von Gebhardt, Tagebuch, 30. April-9. Juni 1945.
- 45 Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2, S. 774-791: 15.-22 Mai 1945.

Epilog

- 1 KA 2035, Wilhelm K., geb. 1929, Tagebuch vom 23. März 1942 bis 29. Mai 1947: 16. Mai 1945.
- 2 *MadR*, Bd. 17, S. 6738: Ende März 1945.
- 3 Hammer/Nieden, «*Sehr selten habe ich geweint*», S. 312: Liselotte G., Tagebuch, 29. April 1945.
- 4 Bankier, «German public awareness of the final solution», S. 216, dort zitiert: US Army, Psychological warfare estimate, 13. Okt. 1944, National Archives, Washington, RG 226 Entry 16, File 118485.
- 5 Hoffmann, «Besiegte, Besatzer, Beobachter», S. 36f., dort zitiert: Hermann Kasack, *Dreizehn Wochen. Tage- und Nachtblätter. Aufzeichnungen aus dem Jahr 1945 über das Kriegsende in Potsdam*, Berlin 1996, S. 141; sowie Irmela D., «Tagebuch aus der Russenzeit», Berliner Geschichtswerkstatt.
- 6 Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, S. 306:12. April 1945; Hoffmann, «Besiegte, Besatzer, Beobachter», S. 25.
- 7 Longerich, «*Davon haben wir nichts gewusst!*», S. 204: Göring, 4. Okt. 1943.
- 8 Hugo Service, *Germans to Poles. Communism, Nationalism and Ethnic Cleansing after the Second World War*, Cambridge 2013; Naimark, *Die Russen in Deutschland*; Ray Douglas, «*Ordnungsgemässe Überführung*». *Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg*, München 2013; Leonie in Jacobs, *Freiwild*, S. 45-47.
- 9 Bundesministerium für Vertriebene, *Dokumentation der Vertreibung*, Bd. 1, S. 199f. und 205f.; Moeller, *War Stories*, S. 81; KA 3666/1, Gisela G., Tagebuch, 26. April, 12., 26. und 27. Mai und 6.-27. Juni 1945; Evans, *Rituale der Vergeltung*, S. 893-899; Wolfgang Jacobmeyer, *Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945-1951*, Göttingen 1985, S. 212 ff., 217, 211 und 224-231; Jan T. Gross, *Angst. Antisemitismus nach Auschwitz in Polen*, Berlin 2012; Angelika Königseder / Juliane Wetzel, *Lebensmut im Wartesaal. Die jüdischen DPs (Displaced Persons) im Nachkriegsdeutschland*, Frankfurt am Main 1994, S. 25, 42 und 47-53; Ben Shephard, *The Long Road Home. The Aftermath of the Second World War*, London 2010.
- 10 YIVO Archives, Leo W. Schwartz Papers, S. 87, «Displaced Persons, 1945-1946: Office of

Anmerkungen Epilog

- the Chief Historian European Command», S. 61 f.; Königseder/Wetzel, *Lebensmut im Wartesaal*, S. 138; Jacobmeyer, *Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer*, S. 193 f.
- 11 Sibylle Meyer / Eva Schulze, «Als wir wieder zusammen waren, ging der Krieg im Kleinen weiter. Frauen, Männer und Familien im Berlin der vierziger Jahre», in: Lutz Niethammer / Alexander von Plato (Hrsg.), *«Wir kriegen jetzt andere Zeiten». Auf der Suche nach der Eifahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern*, Bonn 1985, S. 315-319 [305-326]; DLA, Annelies Gorizhan, geb. 25. Mai 1931, «Vater, Mutter und ich», MS, S. 71; KA 4622, Peter Laudan, «Gefährdete Spiele», S. 34; Bessel, *Germany in 1945*, Kap. 8 und 9.
- 12 Markus Schmitz/Bernd Haunfelder (Hrsg.), *Humanität und Diplomatie. Die Schweiz in Köln 1940-1949*, Münster 2001, S. 182; Mark Roseman, *Recasting the Ruhr, 1945-1958. Manpower, Economic Recovery and Labour Relations*, New York, 1992; Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 342 ff.; ders., «Apartheid nebenan», in: Lutz Niethammer (Hrsg.), *«Die Jahre weiss man nicht, wo man die heute hinsetzen soll»: Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet*, Berlin 1983, S. 258-262 [233-266].
- 13 Bessel, *Germany in 1945*, S. 273 ff.; Karl S. Bader, *Soziologie der deutschen Nachkriegskriminalität*, Tübingen 1949, S. 59 f.
- 14 Neil Gregor, «„Is he still alive, or long since dead?": Loss, absence and remembrance in Nuremberg, 1945-1956», *German History* 21/2 (2003), S. 183; Black, *Death in Berlin*, S. 163 f.
- 15 MfK-FA, 3.2002.7209, Lt. Heinz Wagener an Ema Paulus, 29. Juni 1944, und an Ernst Arnold Paulus, 16. Dez. 1943; Ema Paulus an Maria Roether, Mai 1945; Ernst Paulus an die Abteilung für Kriegsgefangene beim Amt der Etappe der Besatzungstruppe in Deutschland, Berlin-Karlshorst, 26. Jan. 1946, an die Gesellschaft vom Russischen Roten Kreuz und Halbmond, Moskau, o.D.; Briefe von Hans Casper, 8. und 30. Nov., 6. Dez. 1948 und 16. Jan. 1949; von Bischof Dibelius, 12. Nov. 1952; vom Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes, 3. Sept. 1976.
- 16 MfK-FA, 3.2002.0306, Hildegard P., Tagebuch, 1. Juli und 1. Aug. 1945.
- 17 Gregor, «„Is he still alive, or long since dead?":», S. 190 und 186-191; siehe auch Albrecht Lehmann, *Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion*, München 1986, S. 115 ff; Moeller, *War Stories*, Kap. 4; Annette Kaminsky (Hrsg.), *Heimkehr 1948. Geschichte und Schicksale deutscher Kriegsgefangener*, München 1998.
- 18 Frank Biess, «Survivors of totalitarianism: returning POWs and the reconstruction of masculine citizenship in West Germany, 1945-1955», in: Hanna Schissler (Hrsg.), *The Miracle Years. A Cultural History of West Germany, 1949-1968*, Princeton, NJ, 2001, S. 57-82 und 63 (Brief von Frau R.).
- 19 Overmans, *Deutsche militärische Verluste*, S. 286, Tab. 65.
- 20 Orłowski/Schneider, *«Erschiessen will ich nicht!»*, S. 360 f.

- 21 Biess, «Survivors of totalitarianism», S. 59 ff; Dagmar Herzog, «Desperately seeking normality: sex and marriage in the wake of the war», in: Bessel/Schumann, *Life after Death*, S. 177 f.; Svenja Goltermann, *Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg*, München 2009, S. 90 f.
- 22 Goltermann, *Die Gesellschaft der Überlebenden*, S. 55 ff.
- 23 Thomas Vogel, «Wilm Hosenfeld – ein deutsches Leben», in: Hosenfeld, «*Ich versuche jeden zu retten*», S. 84 f., 118ff und 143 f.
- 24 Ebd., S. 111-146.
- 25 Moeller, *War Stories*, S. 44; Adenauer-Rede, 26. Okt. 1950: *Stenographische Berichte*, 1. *Deutscher Bundestag*, Bd. 5, S. 3495 f.; Andreas Hilger, *Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. Kriegsgefangenenpolitik, Lageralltag und Erinnerung*, Essen 2000, S. 137; Overmans, *Deutsche militärische Verluste*, S. 288 f.; Streit, *Keine Kameraden*; Biess, *Homecomings*, S. 2-5.
- 26 Overmans, *Deutsche militärische Verluste*, S. 238-243, 279-283 und 300 f.; «Kriegsgefangene und Wehrmachtvermisste aus Hessen. Vorläufiges Ergebnis der amtlichen Registrierung vom 20.-30. Juni 1947», in: *Staat und Wirtschaft in Hessen. Statistische Mitteilungen* 2/4 (1947), S. 110 ff.; Burkhard Müller-Hillebrand, *Das Heer. Zweifrontenkrieg*, Bd. 3, Darmstadt 1969, S. 263; Arthur Lee Smith, *Die «vermisste Million». Zum Schicksal deutscher Kriegsgefangener nach dem Zweiten Weltkrieg*, München 1992, S.62ff; Kurt W. Böhme, *Gesucht wird ... Die dramatische Geschichte des Suchdienstes*, München 1965, S. 115 und 234-237.
- 27 Statistisches Bundesamt, *Die deutschen Vertreibungsverluste*, Wiesbaden 1958, S. 15, 34 und 46; Overmans, *Deutsche militärische Verluste*, S. 298 f.; Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, S. 316-320; Groehler nahm an, dass die Polizeiberichte die Zahl der Todesopfer durch die Luftangriffe auf Dresden und andere Städte um 40 bis 50 Prozent zu niedrig angaben, was möglicherweise nicht stimmt; zudem musste er das Zahlenmaterial für März bis April 1945 extrapolieren, weil das polizeiliche Berichtswesen zusammengebrochen war.
- 28 Moeller, *War Stories*, Kap. 3, besonders S. 72-81; Matthias Beer, «Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte: Das Grossforschungsprojekt Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa», *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 49/3 (1998), S. 345-389; Knoch, *Die Tat als Bild*, S. 314-323; Biess, «Survivors of totalitarianism».
- 29 Hammer/Nieden, «*Sehr selten habe ich geweint*», S. 166 f, Brief der dreissigjährigen Offiziersfrau Ingeborg T. an ihren Mann: 20. Nov. 1945.
- 30 Bernhard Stasiewski / Ludwig Volk (Hrsg.), *Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933-1945*, Bd. 6, Mainz 1985, S. 506; Brodie, «For Christ and Germany», S. 322-325; Frings, Hirtenbrief, 15. März 1946 und Schreiben an den Internationalen Militärges-

Anmerkungen Epilog

- richtshof in Nürnberg, 4. Juli 1945; Wantzen, *Das Leben im Krieg*, S. 1639, 16. März 1946; KA 37, Hildegard Wagener-Villa, 15. Okt. 1946; AEK, K.A., 1946, (Z 8086), S. 70; AEK, Gen. II 23.23a, 6, 5.
- 31 Löffler, *Galen*, S. 1152, 1231 und 1326; George L. Mosse, *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993, S. 258 f.
- 32 *The task of the churches in Germany: Being a report from a delegation of British Churchmen after a visit to the British Zone October 16th-30th, 1946, Presented to the Control Office for Germany and Austria*, London 1947, S. 3; Josef Frings, *Für die Menschen bestellt. Erinnerungen des Alterzbischofs von Köln*, Köln 1973, S. 50; Brodie, «For Christ and Germany», S. 325 f.; Suzann Brown-Fleming, *The Holocaust and the Catholic Conscience. Cardinal Aloisius Muench and the Guilt Question in Germany*, Indiana 2006, S. 91 und 124.
- 33 Hetzer, «*Deutsche Stunde*», S. 225-234; Paul Althaus, «Schuld», *Prisma* 1/2 (1946), S. 7f.
- 34 Paul Althaus, *Gesetz und Evangelium. Predigten über die zehn Gebote*, Gütersloh 1947, S.56f.
- 35 Franz Lau (Hrsg.), *Luther-Jahrbuch*, Jg.25 (1958), *Festgabe für Paul Althaus*; Hetzer, «*Deutsche Stunde*», S.17ff. und 220-244; Clemens Vollnhals, *Evangelische Kirche und Entnazifizierung 1945-1949*, München 1989; Robert Ericksen, *Theologians under Hitler*, New Haven 1985; Berndt Hamm, «Schuld und Verstrickung der Kirche», in: Wolfgang Stegemann (Hrsg.), *Kirche und Nationalsozialismus*, Stuttgart 1992, S. 13-49; Karlmann Beyschlag, «In Sachen Althaus/Elert. Einspruch gegen Berndt Hamm», *Homiletisch-liturgisches Korrespondenzblatt* 91/8 (1990), S. 153-172.
- 36 Hetzer, «*Deutsche Stunde*», S. 224-227 und 27; Bentley, *Martin Niemöller*, S. 194 f.
- 37 Matthew Hockenos, *A Church Divided. German Protestants Confront the Nazi Past*, Bloomington, In., 2004, S. 75-90; ders., «Die Kirchen nach 1945. Religiöse Abbrüche, Umbrüche und Kontinuitäten», in: Gailus/Nolzen (Hrsg.), *Zerstrittene «Volksgemeinschaft»*, S. 287-311; Hartmut Lehmann, «Religious Socialism, Peace, and Pacifism: The Case of Paul Tillich», in: Roger Chickering/Stig Förster (Hrsg.), *The Shadows of Total War. Europe, East Asia, and the United States, 1919-1939*, New York 2003, S. 85-96; Wolfgang Huber, «Die Kirche vor der ‚Judenfrage‘», in: Rolf Rentdorff/Ekkehard Stegemann (Hrsg.), *Auschwitz – Krise der christlichen Theologie*, München 1980, S. 60-81; Luke Fenwick, «Religion in the wake of ‚total ware Protestant and Catholic communities in Thuringia and Saxony-Anhalt, 1945-9‘», DPhil. thesis, University of Oxford, 2011.
- 38 Lutz Niethammer (Hrsg.), *Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960*, Bd. 1, «*Die Jahre weiss man nicht, wo man die heute hinsetzen soll*». *Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet*, Berlin, 1983; Bd. 2, «*Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schieffgegangen ist*», Berlin 1983; Bd. 3, «*Wir kriegen jetzt andere Zeiten*». *Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern*, Berlin 1985.

- 39 Roseman, *In einem unbewachten Augenblick*, S. 407-434; Zitat (in der dt. Ausgabe nicht enthalten): ders., *The Past in Hiding*, London 2000, S. 420.
- 40 Süß, *Tod aus der Luft*, S. 312; Kiessmann, *Die doppelte Staatsgründung*, S. 372 ff.: Dok.25, «Bericht des amerikanischen Geheimdienstes über die Einstellung der deutschen Bevölkerung in der US-Zone», 12. Aug. 1945; Anna Merritt / Richard Merritt (Hrsg.), *Public Opinion in Semisovereign Germany. The HICOG Surveys, 1949-1955*, Urbana 1980, S. 9; siehe auch Frank Stern, *Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg*, Gerlingen 1991, S. 315 f. und 337f.; Constantin Goschler (Hrsg.), *Wiedergutmachung. Westdeutschland und die Verfolgten des Nationalsozialismus (1950-1954)*, München 1992, S. 257-285; Hans Günther Hockerts, «Integration der Gesellschaft: Gründungskrise und Sozialpolitik in der frühen Bundesrepublik», *Zeitschrift für Sozialreform* 32 (1986), S. 25-41; Michael Hughes, *Shouldering the Burdens of Defeat. West Germany and the Reconstruction of Social Justice*, Chapel Hill, N. Carolina, 1999.
- 41 Anna Merritt/Richard Merritt (Hrsg.), *Public Opinion in Occupied Germany. The OMGUS Surveys, 1945-1949*, Urbana 1970, S. 32 f. Siehe auch Ulrike Weckel, *Beschämende Bilder. Deutsche Reaktionen auf alliierte Dokumentarfilme über befreite Konzentrationslager*, Stuttgart 2012.
- 42 Ebert, *Feldpostbriefe aus Stalingrad*, S. 351-355; Gilad Margalit, «Dresden and Hamburg – Official Memory and Commemoration of the Victims of Allied Air Raids in the Two Germanies», in: Helmut Schmitz (Hrsg.), *A Nation of Victims? Representations of German Wartime Suffering from 1945 to the Present*, Amsterdam 2007, S. 125-140; Gilad Margalit, *Guilt, Suffering and Memory. Germany Remembers its Dead of World War II*, Bloomington, In., 2010, S. 152; «Dresden», Regie: Richard Groschopp/DEFA, Sept. 1946; Biess, *Homecomings*, S. 49 und 61 f.
- 43 Black, *Death in Berlin*, S. 162 und 167; Josie McLellan, *Antifascism and Memory in East Germany. Remembering the International Brigades, 1945-1989*, Oxford 2004.
- 44 Wolfgang Neugebauer, *Opfer oder Täter*, Wien 1994.
- 45 Biess, *Homecomings*, S. 49 und 61 f.; Margalit, «Dresden and Hamburg».
- 46 Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996, S. 77; ders. (Hrsg.), *Karrieren im Zwielficht. Hitlers Eliten nach 1945*, Frankfurt am Main 2001; Roseman, *In einem unbewachten Augenblick*, S. 484-491; Gilad Margalit, *Die Nachkriegsdeutschen und ihre «Zigeuner». Die Behandlung der Sinti und Roma im Schatten von Auschwitz*, Berlin 2001; Julia von dem Knesebeck, *The Roma Struggle for Compensation in Post-war Germany*, Hatfield 2011; JZD, Josef Rimpl: Sozialversicherungsanstalt Chemnitz an Frieda Rimpl, 19. Aug. und 9. Nov. 1950.
- 47 Alan McDougall, *Youth Politics in East Germany. The Free German Youth Movement, 1946-1968*, Oxford 2004, S. 3-33; Michael Geyer, «Cold war angst: the case of west Ger-

Anmerkungen Epilog

- man opposition to rearmament and nuclear weapons'», in: Schissler, *The Miracle Years*, S. 376-408; Holger Nehring, *The Politics of Security. British and West German Protest Movements and the Early Cold War 1945-1970*, Oxford 2013, S. 37-77.*
- 48 Ebert, *Feldpostbriefe aus Stalingrad*, S. 349 und 362-368; Robert Moeller, «The Politics of the Past in the 1950s: Rhetorics of Victimisation in East and West Germany», in: Bill Niven (Hrsg.), *Germans as Victims. Remembering the Past in Contemporary Germany*, Basingstoke 2006, S. 38.
- 49 Heinrich Böll, «Wanderer kommst Du nach Spa in: ders., *Werke. Romane und Erzählungen*, Bd. 1, 1947-1951, Köln 1977, S. 194-202; J.H.Reid, «Heinrich Böll, ‚Wanderer, kommst du nach Spa ...‘», in: Werner Bellmann (Hrsg.), *Klassische deutsche Kurzgeschichten. Interpretationen*, Stuttgart 2004, S. 96-106.
- 50 DHM, Liselotte Purper: Kriegsversehrter, sog. Ohnhänder, bei Rehabilitationsmassnahmen im Oskar-Helene-Heim, Berlin 1946; Ernst Friedrich, *Krieg dem Kriege*, München 2004 [Faksimile der Ausgabe von 1924], S. 187.
- 51 Kleindienst, «*Sei tausendmal gegrüsst*»: Manfred Siemsen, «Biographie», Feldpostbriefe Ernst u. Irene Guicking; Janet Heidschmidt, «Das Zeitzeugeninterview als Erweiterung der Quelle Feldpostbrief am Beispiel des Briefwechsels zwischen Ernst und Irene Guicking 1937 bis 1945», Diplomarbeit, Fachhochschule Potsdam, 2003, S. 66 und 98.

Bibliographie

Gedruckte Primärquellen

- Adenauer, Konrad, «Erklärung des Bundeskanzlers in der 94. Sitzung des Deutschen Bundestages», 26. Oktober 1950, in: *Stenographische Berichte, 1. Deutscher Bundestag*, Bd. 5, S. 3495 f.
- Althaus, Paul, «Pazifismus und Christentum. Eine kritische Studie», *Neue Kirchliche Zeitschrift* 30 (1919), S. 429-478.
- Ders., «Schuld», *Prisma* 1/2 (1946), S. 7f.
- Ders., *Die deutsche Stunde der Kirche*, 3. Aufl., Göttingen 1934.
- Ders., *Gesetz und Evangelium. Predigten über die zehn Gebote*, Gütersloh 1947.
- Andreas-Friedrich, Ruth, *Der Schattenmann*, Frankfurt am Main 1986 (Berlin 1947).
- Anonyma, *Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen*, Genf/Frankfurt am Main 1959.
- Auswärtiges Amt (Hrsg.), *Dokumente polnischer Grausamkeit*, Berlin 1939, 2. Aufl. 1940.
- Auswärtiges Amt, *8. Weissbuch. Dokumente über die Alleinschuld Englands am Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung*, Berlin 1943.
- Beutler, Ernst, *Von deutscher Baukunst. Goethes Hymnus auf Erwin von Steinbach, seine Entstehung und Wirkung*, München 1943.
- Boberach, Heinz, *Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944*, Mainz 1971.
- Ders., *Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945*, 17 Bde., Herrsching 1984.
- Bock, Fedor von, *Zwischen Pflicht und Verweigerung. Das Kriegstagebuch*, München 1995.
- Böll, Heinrich, *Briefe aus dem Krieg*, 2 Bde., Köln 2001.
- Boor, Lisa de, *Tagebuchblätter*, München 1963.
- Boveri, Margret, *Tage des Überlebens. Berlin 1945*, München 1985 (1968).
- Breloer, Heinrich (Hrsg.), *Mein Tagebuch. Geschichten vom Überleben 1939-1947*, Köln 1984.
- Busse, Hermann, *Das Elsass. Jahresband Oberrheinische Heimat*, Freiburg 1940.

Bibliographie

- Clausewitz, Carl von, *Schriften – Aufsätze – Studien – Briefe*, hrsg. von Werner Hahlweg, 2 Bde., Göttingen 1966-1990.
- Die verlorene Insel. Das Gesicht des heutigen England*, Berlin 1941.
- Die Wehrmachtberichte 1939-1945*, 3 Bde., München 1985.
- Domarus, Max (Hrsg.), *Hitler, Reden und Proklamationen 1932-1945*, 4 Bde., München 1965.
- Dürkefälden, Karl, «Schreiben wie es wirklich war». *Aufzeichnungen Karl Dürkefäldens aus den Jahren 1933-1945*, hrsg. von Sybille und Herbert Obenaus, Hannover 1985.
- Ebert, Jens (Hrsg.), *Im Funkwagen der Wehrmacht durch Europa: Balkan, Ukraine, Stalingrad. Feldpostbriefe des Gefreiten Wilhelm Moldenhauer 1940-1943*, Berlin 2008.
- Ders. (Hrsg.), *Feldpostbriefe aus Stalingrad November 1942 bis Januar 1943*, Göttingen 2003.
- Eiber, Ludwig (Hrsg.), «... Ein bisschen die Wahrheit Briefe eines Bremer Kaufmanns von seinem Einsatz beim Polizeibataillon 105 in der Sowjetunion 1941», 1999: *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 6/1 (1991), S. 58-83.
- Frank, Hans, *Das Diensttagebuch des deutschen Generalgouverneurs in Polen 1939-1945*, Stuttgart 1975.
- Gelfand, Wladimir, *Deutschland Tagebuch 1945-1946*, Berlin 2008.
- Goebbels, Joseph, *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, hrsg. von Elke Fröhlich/Institut für Zeitgeschichte München, München 1987-2008.
- Ders., «Die Juden sind schuld!», *Das Reich*, 16. Nov. 1941.
- Ders., «Offene Aussprache», *Das Reich*, 29. März 1942.
- Ders., «Totaler Krieg», *Das Reich*, 17. Jan. 1943.
- Ders., «Vom Reden und vom Schweigen», *Das Reich*, 20. Juni 1943; abgedruckt in: ders., *Der steile Aufstieg. Reden und Aufsätze aus den Jahren 1942/43*, München 1944, S. 331-338.
- Ders., *Goebbels' Reden 1932-1945, 2Bde.*, hrsg. von Helmut Heiber, Düsseldorf 1972.
- Goedecke, Heinz/Wilhelm Krug, *Wir beginnen das Wunschkonzert*, Berlin 1940.
- Göring, Hermann, «Stalingrad-Thermopylä: Aus dem Appell des Reichsmarschalls an die Wehrmacht am 30. Januar 1943», in: Otto Wilhelm von Vacano (Hrsg.), *Sparta. Der Lebenskampf einer nordischen Herrenschicht*, 2.Aufl., Kempten 1942.
- Hahn, Lili, *Bis alles in Scherben fällt. Tagebuchblätter 1933-1945*, Köln 1979.
- Halder, Franz, *Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres, 1939-1942*, 2 Bde., Stuttgart 1962-1963.

Bibliographie

- Hammer, Ingrid/Susanne zur Nieden (Hrsg.), «*Sehr selten habe ich geweint*». *Briefe und Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg von Menschen aus Berlin*, Zürich 1992.
- Hassell, Ulrich von, *Die Hassell-Tagebücher 1938-1944. Aufzeichnungen vom andern Deutschland*, Berlin 1989 (Zürich 1947).
- Haydn, Ludwig, *Meter, immer nur Meter! Das Tagebuch eines Daheimgebliebenen*, Wien 1946.
- Heiber, Helmut (Hrsg.), *Reichsführer! Briefe an und von Himmler*, Stuttgart 1968.
- Hilberg, Raul/Stanislaw Staron/Josef Kermisz (Hrsg.), *The Warsaw Diary of Adam Czerniakow*, Chicago 1999; dt.: *Im Warschauer Getto. Das Tagebuch des Adam Czerinakow 1939-1942*, München 1986.
- Himmler, Heinrich, *Der Dienstkalender Heinrich Himmlers 1941/42*, hrsg. von Peter Witte, Hamburg 1999.
- Ders., *Die Geheimreden 1933 bis 1945*, Frankfurt am Main 1974.
- Hitler, Adolf, «Rede vor der deutschen Presse», hrsg. von Wilhelm Treue, *VfZ* 2/2 (1958), S. 175-191.
- Hlond, August Kardinal (Hrsg.), *The Persecution of the Catholic Church in German-occupied Poland*, London 1941.
- Hohenstein, Alexander, *Wartheländisches Tagebuch aus den Jahren 1941/42*, Stuttgart 1961.
- Hölderlin, Friedrich, «Hyperions Schicksalslied» (1798), in: ders., *Sämtliche Gedichte*, Frankfurt am Main 1999.
- Hosenfeld, Wilm, «*Ich versuche jeden zu retten*». *Das Leben eines deutschen Offiziers in Briefen und Tagebüchern*, hrsg. von Thomas Vogel, München 2004.
- Hubatsch, Walther (Hrsg.), *Hitlers Weisungen für die Kriegführung*, München 1965 (Frankfurt am Main 1962).
- Hürter, Johannes, *Ein deutscher General an der Ostfront. Die Briefe und Tagebücher des Gotthard Heinrici 1941/42*, Erfurt 2001.
- Irrgang, Astrid, *Leutnant der Wehrmacht Peter Stölten in seinen Feldpostbriefen. Vom richtigen Leben im falschen*, Freiburg i. Br./Berlin/Wien 2007.
- Jarausch, Konrad H./Klaus Jochen Arnold (Hrsg.), «*Das stille Sterben...*». *Feldpostbriefe von Konrad Jarausch aus Polen und Russland 1939-1942*, Paderborn 2008.
- Jens, Inge (Hrsg.), *Hans Scholl, Sophie Scholl. Briefe und Aufzeichnungen*, Frankfurt am Main 1984.
- Jochmann, Werner (Hrsg.), *Monologe im Führer-Hauptquartier 1941-1944. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims*, München 2000.
- Jünger, Ernst, *Der Kampf als inneres Erlebnis*, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 7, Stuttgart 2002 (1980).
- Ders., *Gärten und Strassen*, Berlin 1942.

Bibliographie

- Kasack, Hermann, *Dreizehn Wochen: Tage- und Nachtblätter. Aufzeichnungen aus dem Jahr 1945 über das Kriegsende in Potsdam*, Berlin 1996.
- Katsh, Abraham, *Das Buch der Agonie. Das Warschauer Tagebuch des Chaim A. Kaplan*, Frankfurt am Main 1967.
- Kleindienst, Jürgen (Hrsg.), *«Sei tausendmal begrüßt»: Briefwechsel Irene und Ernst Guicking 1937-1945*, Berlin 2001.
- Klemperer, Victor, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, 2 Bde., Berlin 1995.
- Klepper, Jochen, *Der Vater. Der Roman des Soldatenkönigs*, Stuttgart 1937.
- Ders., *In Tormentis Pinxit. Briefe und Bilder des Soldatenkönigs*, Stuttgart 1938.
- Ders., *Kyrie. Geistliche Lieder*, Berlin 1939.
- Ders., *Unter dem Schatten deiner Flügel. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932-1942*, Stuttgart 1955.
- Klukowski, Zygmunt, *Diary from the Years of Occupation, 1939-44*, hrsg. von Andrew Klukowski/Helen Klukowski May, Urbana, Ill., 1993; dt.: *Tagebuch aus den Jahren der Okkupation der Region Zamosc (1939-1944)*, Berlin 2015.
- Kuby, Erich, *Nur noch rauchende Trümmer: Das Ende der Festung Brest. Tagebuch des Soldaten Erich Kuby*, Hamburg 1959.
- Kuropka, Joachim (Hrsg.), *Meldungen aus Münster 1924-1944. Geheime und vertrauliche Berichte von Polizei, Gestapo, NSDAP und ihren Gliederungen, staatlicher Verwaltung, Gerichtsbarkeit und Wehrmacht über die politische und gesellschaftliche Situation in Münster*, Münster 1992.
- Löffler, Peter (Hrsg.), *Bischof Clemens August Graf von Galen. Akten, Briefe und Predigten 1933-1946*, Bd.2, Mainz 1988.
- Ludendorff, Hans-Joachim, *Sturmarsch zur Loire: Ein Infanteriekorps stürmt, siegt und verfolgt. Erinnerungsbuch des XXXVIII. Armeekorps vom Feldzug über Somme, Seine und Loire*, Berlin 1941.
- Nadler, Fritz, *Eine Stadt im Schatten Streichers. Bisher unveröffentlichte Tagebuchblätter, Dokumente und Bilder vom Kriegsjahr 1943*, Nürnberg 1969.
- Orlowski, Hubert/Thomas F. Schneider (Hrsg.), *„Erschiessen will ich nicht!“ Als Offizier und Christ im Totalen Krieg. Das Kriegstagebuch des Dr. August Töpperwien. 3. September 1939 bis 6. Mai 1945*, Düsseldorf 2006.
- Picker, Hemy, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-1942*, Frankfurt am Main/Berlin 1989 (München 1968).
- Reddemann, Karl (Hrsg.), *Zwischen Front und Heimat. Der Briefwechsel des münsterischen Ehepaars Agnes und Albert Neuhaus 1940-1944*, Münster 1996.

- Reese, Willy Peter, *Mir selber seltsam fremd. Die Unmenschlichkeit des Krieges: Russland 1941-1944*, hrsg. von Stefan Schmitz, München 2003.
- Ribbentrop, Joachim von, *Zwischen London und Moskau. Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen*, hrsg. von Annelies von Ribbentrop, Leonie am Stamberger See 1954.
- Schieder, Theodor (Hrsg.), *Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neisse*, Bd. 2, München 1984 (1954).
- Shirer, William, *Berlin Diary. The Journal of a Foreign Correspondent*, London 1941; dt.: *Berliner Tagebuch. Aufzeichnungen 1934-1941*, 2 Bde., Leipzig 1991.
- Stasiewski, Bernhard/Ludwig Volk (Hrsg.), *Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933-1945*, Bd. 6, Mainz 1985.
- Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1924-1925*, Bd. 44, Berlin 1925.
- Studnitz, Hans-Georg von, *Als Berlin brannte. Diarium der Jahre 1943-1945*, Stuttgart 1963.
- Ulrich, Karlheinz/Willi Peter Neuneier, *Sturm im Osten. Am Wege einer Panzerdivision*, Dessau 1942.
- Wantzen, Paulheinz, *Das Leben im Krieg 1939-1946. Ein Tagebuch. Aufgezeichnet in der damaligen Gegenwart*, Bad Homburg 2000.
- Wolff-Mönckeberg, Mathilde, *Briefe, die sie nicht erreichten. Briefe einer Mutter an ihre ferneren Kinder in den Jahren 1940-1946*, Hamburg 1980.
- Wrobel, Hans (Hrsg.), *Strafjustiz im totalen Krieg. Aus den Akten des Sondergerichts Bremen 1940 bis 1945*, Bd. 1, Bremen 1991.
- Zacharias-Langhans, Heinrich, *Hoffen auf den kommenden Christus. 20 Predigten 1927-1965*, hrsg. von Heinrich Laible, Hamburg 1983.

Sekundärquellen

- Abeishauer, Werner, «Rüstungsschmiede der Nation? Der Kruppkonzern im Dritten Reich und in der Nachkriegszeit 1933 bis 1951», in: Lothar Gall (Hrsg.), *Krupp im 20. Jahrhundert. Die Geschichte des Unternehmens vom Ersten Weltkrieg bis zur Gründung der Stiftung*, Berlin 2002, S. 267-472.
- Abrams, Lynn, *The Orphan Country*, Edinburgh 1998.
- Absolon, Rudolf, *Die Wehrmacht im Dritten Reich. Aufbau, Gliederung, Recht, Verwaltung*, Boppard 1995.
- Adam, Christian, *Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Lesern im Dritten Reich*, Berlin 2010.

Bibliographie

- Adelson, Alan/Robert Lapides (Hrsg.), *Lodz Ghetto, 1941-44*, New York/London 1989.
- Adler, Hans Günther, *Der verwaltete Mensch*, Tübingen 1974.
- Ders., *Theresienstadt 1941-1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*, Tübingen 1960.
- Adolph, Walter, *Kardinal Preysing und zwei Diktaturen. Sein Widerstand gegen die totalitäre Macht*, Berlin 1971.
- Alan, James, *Children and War*, New York 2002.
- Alexijewitsch, Swetlana, *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht*, Berlin 2013.
- Aly, Götz, «Die Deportation der Juden von Rhodos nach Auschwitz», *Mittelweg* 3612 (2003), S. 79-88.
- Ders., *Endlösung. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden*, Frankfurt am Main 1998 (1995).
- Ders., *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt am Main 2005.
- Ders./Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Hamburg 1991.
- Ders./Ulrich Herbert (Hrsg.), *Die nationalsozialistische vernichtungspolitik 1939-1945. Neue Forschungen und Kontroversen*, Frankfurt am Main 1998.
- Arad, Yitzhak, *Belzec, Sobibor, Treblinka. The Operation Reinhard Death Camps*, Bloomington 1987.
- Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum/Norbert Franck/Gesine Asmus (Hrsg.), *Heil Hitler, Herr Lehrer. Volksschule 1933-1945. Das Beispiel Berlin*, Reinbek 1983.
- Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik (Hrsg.), *Totgeschwiegen 1933-1945. Zur Geschichte der Wittenaauer Heilstätten. Seit 1957 Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik*, Berlin 1989.
- Arnold, Jörg, «„Once upon a time there was a lovely town ...“: The Allied air war, urban reconstruction and nostalgia in Kassel (1943-2000)», *German History* 29/3 (2011), S. 445-469.
- Ders./Dietmar Süß/Malte Thiessen (Hrsg.), *Luftkrieg. Erinnerungen in Deutschland und Europa*, Göttingen 2009.
- Arnold, Klaus Jochen, «Die Eroberung und Behandlung der Stadt Kiew durch die Wehrmacht im September 1941», *Militärhistorische Mitteilungen* 58/1 (1999), S. 23-63.
- Ausländer, Fietje, «„Zwölf Jahre Zuchthaus! Abzusitzen nach Kriegsende!“ Zur Topographie des Strafgefangenenwesens der Deutschen Wehrmacht», in: Norbert Haase/Gerhard Paul (Hrsg.), *Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 1995, S. 50-65.
- Ayass, Wolfgang, *Das Arbeitshaus Breitenau. Bettler, Landstreicher, Prostituierte, Zuhälter und Fürsorgeempfänger in der Korrektions- und Landarmenanstalt Breitenau (1874-1949)*, Kassel 1992.

Bibliographie

- Bader, Karl S., *Soziologie der deutschen Nachkriegskriminalität*, Tübingen 1949.
- Baird, Jay W., «The Myth of Stalingrad», *Journal of Contemporary History* 4 (1969), S. 187-204.
- Ders., *To die for Germany. Heroes in the Nazi Pantheon*, Bloomington 1992.
- Bajohr, Frank, «Arisierung» in Hamburg. *Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933-1945*, Hamburg 1997.
- Ders., «Hamburg – der Zerfall der Volksgemeinschaft», in: Ulrich Herbert/Axel Schildt (Hrsg.), *Kriegsende in Europa. Vom Beginn des deutschen Machtzerfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung 1944-1948*, Essen 1998.
- Ders./Dieter Pohl, *Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten*, München 2006.
- Ders./Michael Wildt (Hrsg.), *Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 2009.
- Bajohr, Stefan, *Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914 bis 1945*, Marburg 1979.
- Baldoli, Claudia, «Spring 1943: The FIAT strikes and the collapse of the Italian home front», *History Workshop Journal* 72 (2011), S. 181-189.
- Dies./Andrew Knapp, *Forgotten Blitzes. France and Italy Under Allied Bombs, 1940-1945*, London 2011.
- Dies./Andrew Knapp/Richard Overy (Hrsg.), *Bombing, States and Peoples in Western Europe 1940-1945*, London 2011.
- Dies./Marco Fincardi, «Italian Society under Anglo-American Bombs: Propaganda, Experience and Legend, 1940-1945», *Historical Journal* 52/4 (2009), S. 1017-1038.
- Baldwin, P.M., «Clausewitz in Nazi Germany», *Journal of Contemporary History* 16 (1981), S. 5-26.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene/Ela Hornung, «Vom ‚Dritten Reich‘ zur Zweiten Republik: Frauen im Wien der Nachkriegszeit», in: David F. Good/Margarete Grandner/Mary Jo Maynes (Hrsg.), *Frauen in Österreich: Beiträge zu ihrer Situation im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien 1994, S. 225-246.
- Bankier, David, «German public awareness of the final solution», in: David Cesarani (Hrsg.), *The Final Solution. Origins and Implementation*, London 1994, S. 215-227.
- Ders., *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die «Endlösung» und die Deutschen; eine Berichtigung*, Berlin 1995.
- Bartov, Omer, *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek 1995.
- Ders., *The Eastern Front, 1941-45. German Troops and the Barbarisation of Warfare*, Basingstoke 1985.
- Bathrick, David, «Making a National Family with the Radio: The Nazi *Wunschkonzert*», *Modernism/Modernity* 4/1 (1997), S. 115-127.

Bibliographie

- Bauer, Maja, *Alltag im 2. Weltkrieg*, Berlin 1980.
- Bauer, Theresia, *Nationalsozialistische Agrarpolitik und bäuerliches Verhalten im Zweiten Weltkrieg. Eine Regionalstudie zur ländlichen Gesellschaft in Bayern*, Frankfurt am Main 1996.
- Baumann, Ursula, «Suizid im ‚Dritten Reich‘ – Facetten eines Themas», in: Michael Grüttner/Rüdiger Hachtmann/Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.), *Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup*, Frankfurt am Main 1999, S. 482-516.
- Baumgart, Winfried, «Zur Ansprache Hitlers vor den Führern der Wehrmacht am 22. August 1939», *VfZ* 16/2 (1968), S. 120-149.
- Beauvoir, Simone de, *In den besten Jahren*, Reinbek 1961.
- Beck, Earl, *Under the Bombs. The German Home Front, 1942-1945*, Lexington, KY, 1986.
- Beck, Gad, *Und Gad ging zu David. Die Erinnerungen des Gad Beck*, hrsg. von Frank Heibert, München 1997.
- Becker, Franziska, *Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer jüdischen Landgemeinde*, Göttingen 1994.
- Becker, Jörg, *Elisabeth Noelle-Neumann. Demoskopin zwischen NS-Ideologie und Konservatismus*, Paderborn 2013.
- Beer, Matthias, «Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte: Das Grossforschungsprojekt Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa», *VfZ* 49/3 (1998), S. 345-389.
- Beevor, Antony, *Berlin 1945. Das Ende*, München 2002.
- Ders., *D-Day. Die Schlacht um die Normandie*, München 2010.
- Ders., *Stalingrad*, München 1999.
- Ders./Luba Vinogradova (Hrsg.), *Ein Schriftsteller im Krieg. Wassili Grossman und die Rote Armee 1941-1945*, München 2007.
- Behnken, Klaus (Hrsg.), *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934-1940*, Frankfurt am Main 1980.
- Behrenbeck, Sabine, *Der Kult um die toten Helden: Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945*, Vierow bei Greifswald 1996.
- Bellmann, Werner (Hrsg.), *Klassische deutsche Kurzgeschichten. Interpretationen*, Stuttgart 2004.
- Bentley, James, *Martin Niemöller. Eine Biographie*, München 1985.
- Benz, Wolfgang (Hrsg.), *Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder*, Frankfurt am Main 2009.
- Ders., «Judenvernichtung aus Notwehr? Die Legenden um Theodore N. Kaufman», *VfZ* 29/4 (1981), S. 615-630.
- Benzenhöfer, Udo, «Kinderfachabteilungen» und «NS-Kindereuthanasie», Wetzlar 2000.
- Bergander, Götz, *Dresden im Luftkrieg. Vorgeschichte – Zerstörung – Folgen*, Köln 1977.
- Bergen, Doris (Hrsg.), *The Sword of the Lord. Military Chaplains from the First to the Twenty-first Century*, Notre Dame, Ind., 2004.

Bibliographie

- Dies., «Instrumentalization of ‚Volksdeutschen‘ in German Propaganda in 1939: Replacing/Erasing Poles, Jews, and Other Victims», *German Studies Review* 31/3 (Okt. 2008), S. 447-470.
- Dies., *Twisted Cross: The German Christian Movement in the Third Reich*, Chapel Hill 1996.
- Berger, Andrea/Thomas Oelschläger, «Ich habe eines natürlichen Todes sterben lassen: Das Krankenhaus im Kalmenhof und die Praxis der nationalsozialistischen vernichtungsprogramme», in: Christian Schrapper/Dieter Sengling (Hrsg.), *Die Idee der Bildbarkeit. 100 Jahre sozialpädagogische Praxis in der Heilerziehungsanstalt Kalmenhof*, Weinheim 1988, S. 269-336.
- Berkhoff, Karel, *Harvest of Despair. Life and Death in Ukraine under Nazi Rule*, Cambridge, Mass., 2004.
- Berth, Christiane, *Biografien und Netzwerke im Kaffeehandel zwischen Deutschland und Zentralamerika 1920-1959*, Hamburg 2014.
- Bessel, Richard, «The shock of violence in 1945 and its aftermath in Germany», in: Alf Lüdtke/Bemd Weisbrod (Hrsg.), *No Man's Land of Violence*, Göttingen 2006, S. 69-99.
- Ders., *Germany in 1945. From War to Peace*, London 2009.
- Ders./Claudia B. Haake (Hrsg.), *Removing Peoples. Forced Removal in the Modern World*, Oxford 2009.
- Ders./Dirk Schumann (Hrsg.), *Life after Death. Approaches to a Cultural and Social History of Europe during the 1940s and 1950s*, Cambridge 2003.
- Beyschlag, Karlmann, «In Sachen Althaus/Elert. Einspruch gegen Berndt Hamm», *Homiletisch-liturgisches Korrespondenzblatt* 91/8 (1990), S. 153-172.
- Biallas, Leonie, *Komm, Frau, roboti*, Hürth 2004.
- Biemacki, Stanislaw/Czeslaw Madajczyk/Blanka Meissner, *Generalny plan wschodni. Zbior dokumentow*, Warschau 1990.
- Biess, Frank, «Survivors of totalitarianism: returning POWs and the reconstruction of masculine citizenship in West Germany, 1945-1955», in: Hanna Schissler (Hrsg.), *The Miracle Years. A Cultural History of West Germany, 1949-1968*, Princeton, N.J., 2001, S. 57-82.
- Ders., *Homecomings. Returning POWs and the Legacies of Defeat in Postwar Germany*, Princeton 2006.
- Birkenfeld, Wolfgang, *Der synthetische Treibstoff 1933-1945. Ein Beitrag zur nationalsozialistischen Wirtschafts- und Rüstungspolitik*, Göttingen 1964.
- Bishop, Christopher, SS: *Hitler's Foreign Divisions. Foreign Volunteers in the Waffen SS, 1940-1945*, Staplehurst 2005.
- Blaazer, David, «Finance and the End of Appeasement: The Bank of England, the National Government and the Czech Gold», *Journal of Contemporary History* 40/1 (2005), S. 22-56.
- Black, Monica, *Death in Berlin. From Weimar to Divided Germany*, Cambridge 2010.

Bibliographie

- Blank, Ralf, «Kriegsalltag und Luftkrieg an der ‚Heimatfront‘», *DRZW*, Bd.9/1, S. 357-461.
- Ders., *Ruhrschlacht. Das Ruhrgebiet im Kriegsjahr 1943*, Essen 2013.
- Blatman, Daniel, *Die Todesmärsche 1944/45. Das letzte Kapitel des nationalsozialistischen Massenmords*, Reinbek 2011.
- Biet, Pierre, *Papst Pius XII. und der Zweite Weltkrieg. Aus den Akten des Vatikans*, Paderborn/München 2000.
- Bobet, Jean, *Le vélo à l'heure allemande*, Paris 2007.
- Bock, Gisela, *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*, Opladen 1986.
- Boddenberg, Werner, *Die Kriegsgefangenenpost deutscher Soldaten in sowjetischem Gewahrsam und die Post von ihren Angehörigen während des II. Weltkrieges*, Berlin 1985.
- Bode, Sabine, *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*, Stuttgart 2004.
- Boelcke, Willi A. (Hrsg.), *Wollt ihr den totalen Krieg? Die geheimen Goebbels-Konferenzen 1939-1943*, Stuttgart 1967.
- Böhler, Jochen, *Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939*, Frankfurt am Main 2006.
- Böhme, Klaus/Uwe Lohalm (Hrsg.), *Wege in den Tod. Hamburgs Anstalt Langenborn und die Euthanasie in der Zeit des Nationalsozialismus*, Hamburg 1993.
- Böhme, Kurt W., *Gesucht wird ...Die dramatische Geschichte des Suchdienstes*, München 1965.
- Bohn, Robert, *Reichskommissariat Norwegen. «Nationalsozialistische Neuordnung» und Kriegswirtschaft*, München 2000.
- Boll, Bernd, «... das gesunde Volksempfinden auf das Größte verletzte Die Offenburger Strafjustiz und der ,verbotene Umgang mit Kriegsgefangenem während des 2. Weltkrieges», *Die Ortenau* 71 (1991), S. 645-678.
- Böll, Heinrich, «Wanderer kommst Du nach Spa ...», in: ders., *Werke. Romane und Erzählungen*, Bd. 1, 1947-1951, Köln 1977, S. 194-202.
- Ders., *Brief an einen jungen Katholiken*, Köln/Berlin 1961.
- Boitanski, Christian/Bernhard Jussen (Hrsg.), *Signal*, Göttingen 2004.
- Boog, Horst, «Die strategische Bomberoffensive der Alliierten gegen Deutschland und die Reichsluftverteidigung in der Schlussphase des Krieges», *DRZW* Bd. 10/1, S. 777-885.
- Ders., «Strategischer Luftkrieg in Europa und Reichsluftverteidigung 1943-1944», *DRZW*, Bd. 7, S. 3-418.
- Ders., *Die deutsche Luftwaffenführung 1935-1945*, Stuttgart 1982.
- Borodziej, Włodzimierz, *Der Warschauer Aufstand 1944*, Frankfurt am Main 2001.
- Borsdorf, Ulrich/Mathilde Jamin (Hrsg.), *Über Leben im Krieg. Kriegsetfahrungen in einer Industrieregion*, Reinbek 1989.

Bibliographie

- Brajovic-Djuro, Petar, *Yugoslavia in the Second World War*, Belgrad 1977.
- Bramsted, Ernest K., *Goebbels und die nationalsozialistische Propaganda 1925-1945*, Frankfurt am Main 1971.
- Brandt, Karl, *Management of Agriculture and Food in the German-Occupied and Other Areas of Fortress Europe. A Study in Military Government*, Stanford, Cal., 1953.
- Brantzen, Klaus, *Pater Franz Reinisch – sein Lebensbild. Ein Mann steht zu seinem Gewissen*, Neuwied 1993.
- Brodie, Thomas, «For Christ and Germany: German Catholicism and the Second World War», D. Phil, thesis, Oxford 2013.
- Broszat, Martin, «Resistenz und Widerstand: Eine Zwischenbilanz des Forschungsprojekts», in: ders./Elke Fröhlich/Atina Grossmann (Hrsg.), *Bayern in der NS-Zeit*, Bd.4, München 1981, S.691-709.
- Ders., *Nationalsozialistische Polenpolitik 1939-1945*, Stuttgart 1961.
- Ders.u.a. (Hrsg.), *Bayern in der NS-Zeit*, 6 Bde., München 1977-1983.
- Ders./Hans-Adolf Jacobsen/Helmut Krausnick (Hrsg.), *Anatomie des SS-Staates*, Bd. 2: *Konzentrationslager – Kommissarbefehl – Judenverfolgung*, Olten 1965.
- Ders./Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hrsg.), *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München 1988.
- Brown-Fleming, Suzann, *The Holocaust and the Catholic Conscience. Cardinal Aloisius Muench and the Guilt Question in Germany*, Notre Dame, Ind., 2006.
- Browning, Christopher, *Die Entfesselung der ‚Endlösung‘. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942*, Berlin 2006.
- Brunswig, Hans, *Feuersturm über Hamburg. Die Luftangriffe über Hamburg im 2. Weltkrieg und ihre Folgen*, Stuttgart 2003.
- Buchbender, Otwin/Reinhold Sterz, *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945*, München 1982.
- Büchner, Georg, *Dantons Tod*, in: ders., *Werke und Briefe*, Frankfurt am Main 1972, S. 8-82.
- Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hrsg.), *Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neisse*, Bd. 1-3, Augsburg 1993 (1954).
- Dass. (Hrsg.), *Dokumente deutscher Kriegsschäden. Evakuierte, Kriegssachgeschädigte, Währungsgeschädigte: die geschichtliche und rechtliche Entwicklung*, Bd. 1, Bonn 1958.
- Burleigh, Michael, *Tod und Erlösung. Euthanasie in Deutschland 1900-1945*, Zürich/ München 2002.
- Bussmann, Walter, «Zur Entstehung und Überlieferung der Hossbach Niederschrift», *VfZ* 16/4 (1968), S. 373-384.
- Büttner, Ursula, «Gomorrha’ und die Folgen des Bombenkriegs», in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), *Hamburg im «Dritten Reich»*, Göttingen 2005.

Bibliographie

- Carlton, David, *Churchill and the Soviet Union*, Manchester 2000.
- Carter, Erica, *Dietrich's Ghost. The Sublime and the Beautiful in Third Reich Film*, London 2004.
- Ceretti, Adolfo, *Corne pensa il Tribunale per i minorenni. Una ricerca sul giudicato pendente a Milano dal 1934 al 1990*, Mailand 1996.
- Cesarani, David (Hrsg.), *The Final Solution. Origins and Implementation*, London 1994.
- Ders., *Adolf Eichmann, Bürokrat und Massenmörder*, Berlin 2004.
- Chiari, Bernhard, *Alltag hinter der Front. Besatzung, Kollaboration und Widerstand in Weissrussland 1941-1944*, Düsseldorf 1998.
- Chickering, Roger/Stig Förster (Hrsg.), *The Shadows of Total War. Europe, East Asia, and the United States, 1919-1939*, New York 2003.
- Chu, Winson, *The German Minority in Interwar Poland*, Cambridge 2012.
- Clark, Christopher, «Johannes Blaskowitz: Der christliche General», in: Ronald Smelser/ Enrico Syring (Hrsg.), *Die Militärelite des dritten Reiches*, Berlin 1995, S. 28-50.
- Ders., *The Politics of Conversion. Missionary Protestantism and the Jews in Prussia 1728-1941*, Oxford 1995.
- Cointet, Michèle, *L'Eglise sous Vichy, 1940-1945*, Paris 1998.
- Coldrey, Barry, *Child Migration under the Auspices of Dr Barnardo's Homes, the Fairbridge Society and the Lady Northcote Trust*, Thornbury 1999.
- Collingham, Lizzie, *The Taste of War. World War Two and the Battle for Food*, London 2011.
- Confino, Alon, *Foundational Pasts. The Holocaust as Historical Understanding*, Cambridge 2012.
- Ders./Paul Betts/Dirk Schumann (Hrsg.), *Between Mass Death and Individual Loss. The Place of the Dead in Twentieth-Century Germany*, New York 2008.
- Conze, Eckart/Norbert Frei/Peter Hayes/Moshe Zimmermann, *Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik*, München 2010.
- Comi, Gustavo, *Hitler's Ghettos. Voices from a beleaguered society*, London 2002.
- Ders./Horst Gies, *Brot – Butter – Kanonen. Die Ernährungswirtschaft in Deutschland unter der Diktatur Hitlers*, Berlin 1997.
- Cox, Mary, «Hunger Games: Or how the Allied blockade in the First World War deprived German children of nutrition, and Allied food aid subsequently saved them», *The Economic History Review* (Sept. 2014).
- Dabrowski, Hans-Peter, *Überschalljäger Lippisch Pl 3a und Versuchsgleiter DM-1*, Friedberg 1986.
- Daiber, Hans, *Schaufenster der Diktatur. Theater im Machtbereich*, Stuttgart 1995.
- Dallin, Alexander, *Deutsche Herrschaft in Russland 1941-1945*, Königstein 1981 (Düsseldorf 1958).

Bibliographie

- Daniel, Ute (Hrsg.), *Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, Göttingen 2006.
- Dies., *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1989.
- Danimann, Franz, *Flüsterwitze und Spottgedichte unterm Hakenkreuz*, Wien 1983.
- Datner, Szymon, «Crimes committed by the Wehrmacht during the September Campaign and the period of military government (1 Sept. 1939-25 Oct. 1939)», *Polish Western Affairs* 3 (1962), S. 294-328.
- Davies, Norman, *Aufstand der Verlorenen. Der Kampf um Warschau 1944*, München 2004.
- Ders./Roger Moorhouse, *Breslau – die Blume Europas. Die Geschichte einer mitteleuropäischen Stadt*, München 2005.
- Davies, Robert W./Oleg Khlevnyuk/Stephen Wheatcroft, *The Years of Progress. The Soviet Economy, 1934-1936*, Basingstoke 2014.
- Davies, Robert W./Stephen Wheatcroft, *The Years of Hunger. Soviet Agriculture, 1931-1933*, Basingstoke 2004.
- Deák, István/Jan T. Gross/Tony Judt (Hrsg.), *The Politics of Retribution in Europe: World War II and its Aftermath*, Princeton, N.J., 2000, S. 74-129.
- Dean, Martin, *Collaboration in the Holocaust. Crimes of the Local Police in Belorussia and Ukraine, 1941-44*, Basingstoke/London 2000.
- Défalqué, R.J./A.J. Wright, «Methamphetamine for Hitler's Germany, 1937 to 1945», *Bulletin of Anesthesia History* 29/2 (April 2011), S. 21-24.
- Dennler, Wilhelm, *Die böhmische Passion*, Freiburg im Breisgau 1953.
- Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof: Nürnberg, 14. November 1945-1. Oktober 1946 [Amtlicher Wortlaut in deutscher Sprache]*, Bd. 31, Nürnberg 1947-1949.
- Dettmar, Ute, «Der Kampf gegen ‚Schmutz und Schund‘», in: Joachim Hopster (Hrsg.), *Die Kinder- und Jugendliteratur in der Zeit der Weimarer Republik*, Frankfurt am Main 2012, S. 565-586.
- Dickinson, Edward, *The Politics of German Child Welfare from the Empire to the Federal Republic*, Cambridge, Mass., 1996.
- Dieckmann, Christoph, «Der Krieg und die Ermordung der litauischen Juden», in: Götz Aly/ Ulrich Herbert (Hrsg.), *Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945. Neue Forschungen und Kontroversen*, Frankfurt am Main 1998.
- Diedrich, Torsten, *Paulus: Das Trauma von Stalingrad. Eine Biographie*, Paderborn 2008.
- Diercks, Herbert (Hrsg.), *Verschleppt nach Deutschland! Jugendliche Häftlinge des KZ Neugamme aus der Sowjetunion erinnern sich*, Bremen 2000.
- Diewerge, Wolfgang (Hrsg.), *Feldpostbriefe aus dem Osten. Deutsche Soldaten sehen die Sowjetunion*, Berlin 1941.
- Diller, Ansgar, *Rundfunkpolitik im Dritten Reich*, München 1980.

Bibliographie

- Doenecke, Justus/Mark Stoler, *Debating Franklin D. Roosevelt's Foreign Policies, 1933-1945*, Lanham/Oxford 2005.
- Dörner, Bernward, «Heimtücke»: *Das Gesetz als Waffe. Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933-1945*, Paderborn 1998.
- Dörner, Christine, *Erziehung durch Strafe*, Weinheim/München 1991.
- Dörr, Margarete, «Wer die Zeit nicht miterlebt hat... «Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach, 3 Bde., Frankfurt am Main 1998.
- Dies., «Der Krieg hat uns geprägt». *Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten*, 2 Bde., Frankfurt am Main 2007.
- Douglas, Ray, «Ordnungsgemässe Überführung». *Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg*, München 2013.
- Drewniak, Boguslaw, *Der deutsche Film 1938-1945*, Düsseldorf 1987.
- Dröge, Franz, *Der zerredete Widerstand. Soziologie und Publizistik des Gerüchts im 2. Weltkrieg*, Düsseldorf 1970.
- Drolshagen, Ebba, *Der freundliche Feind. Wehrmachtssoldaten im besetzten Europa*, München 2009.
- Dülsen, Richard van, *Theater des Schreckens. Gerichtspraxis und Strafrituale in der frühen Neuzeit*, München 1985.
- Dunae, Patrick, «Gender, Generations and Social Class. The Fairbridge Society and British Child Migration to Canada, 1930-1960», in: Jon Lawrence/Pat Starkey (Hrsg.), *Child Welfare and Social Action. International Perspectives*, Liverpool 2001, S. 82-100.
- Düringer, Hermann/Jochen-Christoph Kaiser (Hrsg.), *Kirchliches Leben im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 2005.
- Düwell, Wilhelm, *Kriegsberichte aus Ostpreussen und Russland 1914*, Berlin 1914.
- Ebert, Jens, *Stalingrad – eine deutsche Legende*, Reinbek 1992.
- Eckel, Jan, *Hans Rothfels*, Göttingen 2005.
- Eggert, Heinz-Ulrich, *Der Krieg frisst eine Schule: die Geschichte der Oberschule für Jungen am Wasserturm in Münster von 1938-1945*, Münster 1984.
- Eisenhower, Dwight D., *Kreuzzug in Europa*, Amsterdam 1948.
- Emmerich, Norbert, «Die Wittenauer Heilstätten 1933-1945», in: Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik (Hrsg.), *Totgeschwiegen 1933-1945. Zur Geschichte der Wittenauer Heilstätten. Seit 1957 Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik*, Berlin 1989, S. 185-189.
- Endlich, Stefanie/Monica Geyler-von Bemus/Beate Rossié (Hrsg.), *Christenkreuz und Hakenkreuz. Kirchenbau und sakrale Kunst im Nationalsozialismus*, Berlin 2008.
- Engel, Gerhard, *Heeresadjutant bei Hitler 1938-1943*, Stuttgart 1974.
- Epstein, Catherine, *Model Nazi. Arthur Greiser and the Occupation of Western Poland*, Oxford 2010.

Bibliographie

- Ericksen, Robert P., *Theologians under Hitler. Gerhard Kittel, Paul Althaus and Emanuel Hirsch*, New Haven 1985; dt.: *Theologen unter Hitler. Das Bündnis zwischen evangelischer Dogmatik und Nationalsozialismus*, München 1986.
- Erickson, John, *The Road to Berlin. Stalin's War with Germany*, Bd. 2, London 1983.
- Ericsson, Kjersti/Eva Simonsen (Hrsg.), *Children of World War II*, Oxford 2005.
- Evans, Jennifer V., *Life among the Ruins. Cityscape and Sexuality in Cold War Berlin*, Basingstoke 2011.
- Evans, Richard J., *Rituale der Vergeltung. Die Todesstrafe in der deutschen Geschichte 1532-1987*, Berlin 2001.
- Ders., *Der Geschichtsfälscher. Holocaust und historische Wahrheit im David-Irving-Prozesse*, Frankfurt am Main 2001.
- Ders., *Das Dritte Reich*, Bd. 1: *Aufstieg*, München 2004; Bd. 2: *Diktatur*, München 2006; Bd. 3: *Krieg*, München 2009.
- Faulstich, Heinz, «Die Zahl der ‚Euthanasie‘-Opfer», in: Andreas Frewer/Clemens Eickhoff (Hrsg.), *‚Euthanasie‘ und aktuelle Sterbehilfe-Debatte*, Frankfurt am Main 2000, S. 218-232.
- Ders., *Von der Irrenfürsorge zur «Euthanasie». Geschichte der badischen Psychiatrie bis 1945*, Freiburg 1993.
- Feingold, Henry L., *The Politics of Rescue. The Roosevelt Administration and the Holocaust, 1938-1945*, New Brunswick, N.J., 1970.
- Fenwick, Luke, «Religion in the Wake of ‚Total War Protestant and Catholic communities in Thuringia and Saxony-Anhalt, 1945-9», DPhil. thesis, University of Oxford, 2011.
- Fieberg, Gerhard/Ralph Angermund/Gertrud Sahler (Hrsg.), *Im Namen des deutschen Volkes. Justiz und Nationalsozialismus*, Köln 1989.
- Fisch, Bernhard, «Nemmersdorf 1944 – ein bisher unbekanntes zeitnahes Zeugnis», *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 56/1 (2007), S. 105-114.
- Ders., «Nemmersdorf 1944», in: Gerd R. Ueberschär (Hrsg.), *Orte des Grauens. Verbrechen im Zweiten Weltkrieg*, Darmstadt 2003, S. 155-167.
- Ders., *Nemmersdorf, Oktober 1944. Was in Ostpreussen tatsächlich geschah*, Berlin 1997.
- Fishman, Sarah, *The Battle for Children. World War II Youth Crime, and Juvenile Justice in Twentieth-century France*, Cambridge, Mass., 2002.
- Fleischhauer, Ingeborg, *Die Chance des Sonderfriedens. Deutsch-sowjetische Geheimgespräche 1941-1945*, Berlin 1986.
- Fleming, Nicholas, *August 1939. The Last Days of Peace*, London 1979.
- Forsbach, Ralf, *Die medizinische Fakultät der Universität Bonn im «Dritten Reich»*, München 2006.
- Förschler, Andreas, *Stuttgart 1945. Kriegsende und Neubeginn*, Gudensberg-Gleichen 2004.

Bibliographie

- Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), *Hamburg im «Dritten Reich»*, Göttingen 2005.
- Förster, Jürgen, «Hitlers Wendung nach Osten. Die deutsche Kriegspolitik 1940-1941», in: Bernd Wegner (Hrsg.), *Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum «Unternehmen Barbarossa»*, München/Zürich 1991, S. 113-132.
- Forstman, Jack, *Christian Faith in Dark Times. Theological Conflicts in the Shadow of Hitler*, Louisville 1992.
- Forty, George, *Villers Bocage*, Stroud 2004.
- Fox, Frank, «Jewish Victims of the Katyn Massacre», *East European Jewish Affairs* 23/1 (1993), S. 49-55.
- Fox, Jo, *Film Propaganda in Britain and Nazi Germany. World War II Cinema*, Oxford 2007.
- Franks, Norman, *The Air Battle of Dunkirk*, London 1983.
- Frei, Norbert (Hrsg.), *Karrieren im Zwielficht. Hitlers Eliten nach 1945*, Frankfurt am Main 2001.
- Ders. (Hrsg.), *Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit*, München 1991.
- Ders., *Der Führerstaat. Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945*, München 1987.
- Ders., *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996.
- Ders./Johannes Schmitz, *Journalismus im Dritten Reich*, München 1989.
- Ders./Sybille Steinbacher/Bernd Wagner (Hrsg.), *Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit*, München 2000.
- Frewer, Andreas/Clemens Eickhoff (Hrsg.), «*Euthanasie*» und aktuelle Sterbehilfe-Debatte, Frankfurt am Main 2000.
- Fricke, Ulla/Petra Zimmermann, «Weibliche Fürsorgezöglinge während des Faschismus – am Beispiel Breitenau», unveröffentl. Diplomarbeit an der Gesamthochschule Kassel, 1986.
- Friedländer, Saul, *Kurt Gerstein oder die Zwiespältigkeit des Guten*, Gütersloh 1967.
- Ders., *Das Dritte Reich und die Juden*, Bd. 1: *Die Jahre der Verfolgung 1933-1939*, 3. Aufl., München 2007; Bd. 2: *Die Jahre der Vernichtung 1939-1945*, München 2006.
- Friedrich, Ernst, *Krieg dem Kriege*, München 2004 (Faksimile der Ausg. von 1924).
- Friedrich, Jörg, «Die Wohnungsschlüssel sind beim Hausverwalter abzugeben Die Ausschachtung der jüdischen Hinterlassenschaft», in: Jörg Wollenberg (Hrsg.), «*Niemand war dabei und keiner hat's gewusst*». *Die deutsche Öffentlichkeit und die Judenverfolgung 1933-1945*, München 1989, S. 188-203.
- Ders., *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*, München 2002.
- Frieser, Karl-Heinz, «Zusammenbruch im Osten», *DRZW*, Bd. 8, S. 493-678.
- Ders., *Blitzkrieg-Legende. Der Westfeldzug 1940*, München 1995.
- Frings, Josef Kardinal, *Für die Menschen bestellt. Erinnerungen des Alterzbischofs von Köln*, Köln 1973.
- Fritzsch, Robert, *Nürnberg im Krieg*, Düsseldorf 1984.

Bibliographie

- Fritzsche, Peter, «Volkstümliche Erinnerung und deutsche Identität nach dem Zweiten Weltkrieg», in: Konrad Jarausch/Martin Sabrow (Hrsg.), *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*, Frankfurt am Main 2002, S. 75-97.
- Ders., *Life and Death in the Third Reich*, Cambridge, Mass., 2008.
- Fuchs, Stephan, «Vom Segen des Krieges». *Katholische Gebildete im ersten Weltkrieg. Eine Studie zur Kriegsdeutung im akademischen Katholizismus*, Stuttgart 2004.
- Gailus, Manfred, «Keine gute Performance», in: ders./Armin Nolzen (Hrsg.), *Zerstrittene «Volksgemeinschaft». Glaube, Konfession und Religion im Nationalsozialismus*, Göttingen 2011, S. 96-121.
- Ders., *Protestantismus und Nationalsozialismus. Studien zur nationalsozialistischen Durchdringung des protestantischen Sozialmilieus in Berlin*, Köln 2001.
- Ders./Armin Nolzen (Hrsg.), *Zerstrittene «Volksgemeinschaft». Glaube, Konfession und Religion im Nationalsozialismus*, Göttingen 2011.
- Ders./Hartmut Lehmann (Hrsg.), *Nationalprotestantische Mentalitäten*, Göttingen 2005.
- Gall, Lothar (Hrsg.), *Krupp im 20. Jahrhundert. Die Geschichte des Unternehmens vom Ersten Weltkrieg bis zur Gründung der Stiftung*, Berlin 2002.
- Ganzenmüller, Jörg, *Das belagerte Leningrad 1941-1944. Die Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern*, Paderborn 2006.
- Garbe, Detlef, *Zwischen Widerstand und Martyrium. Die Zeugen Jehovas im Dritten Reich*, München 1993.
- Gardner, W.J.R., *The Evacuation from Dunkirk. «Operation Dynamo», 26 May-4 June 1940*, London 1949.
- Gassert, Philipp/Alan E. Steinweis (Hrsg.), *Coping with the Nazi Past. West German Debates on Nazism and Generational Conflict, 1955-1975*, New York 2006.
- Gehrke, Hans-Joachim, «Die Thermopylenrede Hermann Görings zur Kapitulation Stalins. Antike Geschichtsbilder im Wandel von Heroenkult zum Europadiskurs», in: Bernd Martin (Hrsg.), *Der Zweite Weltkrieg in historischen Reflexionen*, Freiburg 2006, S. 13-29.
- Gellately, Robert, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, Stuttgart/München 2002.
- Ders., *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933-1945*, Paderborn/München 1993.
- Gepp, Thomas (Hrsg.), *Essen im Luftkrieg*, Essen 2000.
- Gerlach, Christian, *Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weissrussland 1941 bis 1944*, Hamburg 1999.
- Ders., *Krieg, Ernährung, Völkermord. Forschungen zur deutschen Vernichtungspolitik im Zweiten Weltkrieg*, Hamburg 1998.
- Gerlach, Wolfgang, *Als die Zeugen schwiegen. Bekennende Kirche und die Juden*, Berlin 1987.

Bibliographie

- Gerwarth, Robert, *Reinhard Heydrich. Biographie*, München 2011.
- Gève, Thomas, *Geraubte Kindheit. Ein Junge überlebt den Holocaust*, Konstanz 1993.
- Geyer, Michael, «Cold war angst: the case of west German opposition to rearmament and nuclear weapons», in: Hanna Schissler (Hrsg.), *The Miracle Years. A Cultural History of West Germany, 1949-1968*, Princeton 2001, S. 376-408.
- Ders., «Endkampf 1918 and 1945: German nationalism, annihilation and self-destruction», in: Alf Lüdtke/Bernd Weisbrod (Hrsg.), *No Man's Land of Violence. Extreme Wars in the 20th Century*, Göttingen 2006, S. 35-67.
- Gilbert, Martin, *The Holocaust. The Jewish Tragedy*, London 1986.
- Gildea, Robert, *Marianne in Chains. In Search of the German Occupation, 1940-45*, London 2002.
- Ders./Olivier Wieviorka/Anette Warring (Hrsg.), *Surviving Hitler and Mussolini. Daily Life in Occupied Europe*, Oxford 2006.
- Gillingham, John R., *Industry and Politics in the Third Reich. Ruhr Coal, Hitler and Europe*, London 1985.
- Gizowski, Richard J., *The Enigma of General Blaskowitz*, London 1997.
- Glanz, David M., *Barbarossa Derailed. The Battle for Smolensk, 10 July-10 September 1941*, Solihull 2010.
- Ders./Jonathan M. House, *When Titans Clashed. How the Red Army Stopped Hitler*, Lawrence, Kans., 1995.
- Gleiss, Horst G. W., *Breslauer Apokalypse 1945. Dokumentarchronik vom Todeskampf und Untergang einer deutschen Stadt und Festung*, Bd. 3, Wedel 1986.
- Godau-Schüttke, Klaus-Detlev, *Ich habe nur dem Recht gedient. Die «Renazifizierung» der Schleswig-Holsteinischen Justiz nach 1945*, Baden-Baden 1993.
- Goeschel, Christian, *Selbstmord im Dritten Reich*, Berlin 2011.
- Goltermann, Svenja, *Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewaltetfahrungen im Zweiten Weltkrieg*, München 2009.
- Goltz, Anna von der, *Hindenburg. Power, Myth, and the Rise of the Nazis*, Oxford 2009.
- Gordon, Bertram, «Ist Gott Französisch? Germans, Tourism and Occupied France 1940-1944», *Modern and Contemporary France* 4/3 (1996), S. 287-298.
- Gordon, Sarah, *Hitler, Germans and the Jewish Question*^ Princeton 1984.
- Görtemaker, Heike, *Ein deutsches Leben. Die Geschichte der Margret Boveri 1900-1975*, München 2005.
- Goschler, Constantin (Hrsg.), *Wiedergutmachung: Westdeutschland und die Verfolgten des Nationalsozialismus (1950-1954)*, München 1992.
- Gottwaldt, Alfred/Norbert Kampe/Peter Klein (Hrsg.), *NS-Gewaltherrschaft. Beiträge zur historischen Forschung und juristischen Aufarbeitung*, Berlin 2005.
- Gräff, Siegfried, *Tod im Luftangriff. Ergebnisse pathologisch-anatomischer Untersuchungen anlässlich der Angriffe auf Hamburg in den Jahren 1943-45*, Hamburg 1948.

Bibliographie

- Graser, Gerhard, *Zwischen Kattegat und Kaukasus. Weg und Kämpfe der 198. Infanterie-Division 1939-1945*, Tübingen 1961.
- Grass, Günter, *Im Krebsgang*, Göttingen 2002.
- Gregor, Neil, «„Is he still alive, or long since dead?": Loss, absence and remembrance in Nuremberg, 1945-1956», *German History* 21/2 (2003), S. 183-202.
- Grenkevich, Leonid D., *The Soviet Partisan Movement, 1941-1944. A Critical Historiographical Analysis*, London 1999.
- Gribaudo, Gabriella, *Guerra totale: Tra bombe alleate e violenze naziste. Napoli e il fronte meridionale 1940-1944*, Turin 2005.
- Griech-Poelle, Beth A., *Bishop von Galen. German Catholicism and National Socialism*, New York 2002.
- Grimm, Barbara, «Lynchmorde an alliierten Fliegern im Zweiten Weltkrieg», in: Dietmar Süß (Hrsg.), *Deutschland im Luftkrieg. Geschichte und Erinnerung*, München 2007, S. 71-84.
- Grimm, Hans, *Volk ohne Raum*, München 1926.
- Groehler, Olaf, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, Berlin 1990.
- Gröschner, Annett (Hrsg.), *Ich schlug meiner Mutter die brennenden Funken ab. Berliner Schulaufsätze aus dem Jahr 1946*, Berlin 1996.
- Gross, Jan T., «A Tangled Web: Confronting Stereotypes concerning Relations between Poles, Germans, Jews, and Communists», in: Istvan Deák/Jan T. Gross/ Tony Judt (Hrsg.), *The Politics of Retribution in Europe. World War II and its Aftermath*, Princeton, N.J., 2000, S. 74-129.
- Ders., *Angst. Antisemitismus nach Auschwitz in Polen*, Berlin 2012.
- Grossjohann, Georg, *Five Years, Four Fronts. A German Officer's World War II Combat Memoir*, New York 2005.
- Gruchmann, Lothar (Hrsg.), *Autobiographie eines Attentäters. Aussage zum Sprengstoffanschlag im Bürgerbräukeller, München am 8. November 1939*, Stuttgart 1970.
- Ders., «Korruption im Dritten Reich. Zur Lebensmittelversorgung der NS-Führerschaft», *VJZ* 42/4 (1994), S. 571-593.
- Ders., *Justiz im Dritten Reich. Anpassung und Unterwerfung in der Ära Gürtner*, München 1990.
- Gruner, Wolf, *Widerstand in der Rosenstrasse. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der «Mischehen» 1943*, Frankfurt am Main 2005.
- Grüttner, Michael/Rüdiger Hachtmann/Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.), *Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup*, Frankfurt am Main 1999.
- Guderian, Heinz, *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951.
- Gurfein, M.J./Morris Janowitz, «Trends in Wehrmacht Morale», *Public Opinion Quarterly* (Frühjahr 1946), S. 78-84.
- Gutteridge, Richard, *Open thy mouth for the dumb! The German Evangelical Church and the Jews, 1879-1950*, Oxford 1976.

Bibliographie

- Haag, Anna, *Das Glück zu leben*, Stuttgart 1967.
- Haase, Norbert/Gerhard Paul (Hrsg.), *Die anderen Soldaten. Wehrkraftersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 1995.
- Haebich, Anna, «Between Knowing and not Knowing: Public Knowledge of the Stolen Generations», *Aboriginal History* 25 (2001), S. 70-90.
- Hahnke, Heinz, *Luftkrieg und Zivilbevölkerung*, Frankfurt am Main 1991.
- Haller, Uli, *Lieutenant General Karl Strecker. The Life and Thought of a German Military Man*, Westport, Conn., 1994.
- Hamm, Berndt, «Schuld und Verstrickung der Kirche», in: Wolfgang Stegemann (Hrsg.), *Kirche und Nationalsozialismus*, Stuttgart 1992, S. 13-49.
- Hämmerle, Christa/Oswald Überegger/Birgitta Bader Zaar (Hrsg.), *Gender and the First World War*, Basingstoke 2014.
- Hansch-Singh, Annegret, *Rassismus und Fremdarbeitereinsatz im Zweiten Weltkrieg*, Diss., Berlin 1991.
- Hansen, Eckhard, *Wohlfahrtspolitik im NS-Staat. Motivationen, Konflikte und Machtstrukturen im «Sozialismus der Tat» des Dritten Reiches*, Augsburg 1991.
- Hansen, Lulu Anne, «,Youth off the Rails» Teenage girls and German soldiers – A case study in occupied Denmark, 1940-1945», in: Dagmar Herzog (Hrsg.), *Brutality and Desire. War and Sexuality in Europe's Twentieth Century*, Basingstoke 2009, S. 135-167.
- Harig, Ludwig, *Weh dem, der aus der Reihe tanzt*, Frankfurt am Main 1993.
- Harris, Victoria, *Selling Sex in the Reich. Prostitutes in German Society, 1914-1945*, Oxford 2010.
- Harten, Hans-Christian, *De-Kulturation und Germanisierung. Die nationalsozialistische Rassen- und Erziehungspolitik in Polen 1939-1945*, Frankfurt am Main 1996.
- Hartmann, Christian, *Halder. Generalstabschef Hitlers 1938-1942*, Paderborn 1991.
- Ders., *Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941-42*, München 2009.
- Ders./Johannes Hürter, *Die letzten 100 Tage des Zweiten Weltkrieges*, München 2005.
- Ders./Johannes Hürter/Ulrike Jureit (Hrsg.), *Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte*, München 2005.
- Hartmann, Grethe, *The Girls they Left Behind*, Kopenhagen 1946.
- Harvey, Elizabeth, «,Ich war überall» Die NS-Propagandaphotographin Liselotte Purper», in: Sybille Steinbacher (Hrsg.), *Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft*, Göttingen 2007, S. 138-153.
- Dies., «Seeing the world: Photography, photojournalism and visual pleasure in the Third Reich», in: Pamela Swett/Corey Ross/Fabrice d'Almeida (Hrsg.), *Pleasure and Power in Nazi Germany*, Basingstoke 2011, S. 177-204.
- Dies., «Der Osten braucht Dich!» *Frauen und nationalsozialistische Germanisierungspolitik*, Hamburg 2009.
- Dies., *Youth and Welfare State in Weimar Germany*, Oxford 1993.

- Haskins, Victoria/Margaret Jacobs, «Stolen Generations and Vanishing Indians: The Removal of Indigenous Children as a Weapon of War in the United States and Australia, 1870-1940», in: James Alan Marten (Hrsg.), *Children and War. A Historical Anthology*, New York/London 2002, S. 227-241.
- Hastings, Max, *Bomber Command*, Basingstoke 2010.
- Ders., *Unternehmen Overlord. D-Day und die Invasion in der Normandie 1944*, München/Wien 1985.
- Hauschild-Thiessen, Renate (Hrsg.), *Die Hamburger Katastrophe vom Sommer 1943 in Augenzeugenberichten*, Hamburg 1993.
- Havemann, Nils, *Fussball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz*, Frankfurt am Main 2005.
- Hayward, Joel, «Too Little Too Late: An Analysis of Hitler's Failure in 1942 to Damage Soviet Oil Production», *Journal of Strategic Studies* 18/4 (1995), S. 769-794.
- Heer, Hannes/Klaus Naumann (Hrsg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*, Hamburg 1995.
- Heidschmidt, Janet, «Das Zeitzeugeninterview als Erweiterung der Quelle Feldpostbrief am Beispiel des Briefwechsels zwischen Ernst und Irene Guicking 1937 bis 1945», Diplomarbeit, Fachhochschule Potsdam, 2003.
- Heineman, Elizabeth, *What Difference does a Husband make? Women and Marital Status in Nazi and postwar Germany*, Berkeley 1999.
- Hellingrath, Norbert von, *Hölderlin – Zwei Vorträge: Hölderlin und die Deutschen. Hölderlins Wahnsinn*, München 1921.
- Henke, Klaus-Dietmar, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995.
- Hensle, Michael, *Rundfunkverbrechen. Das Hören von «Feindsendem» im Nationalsozialismus*, Berlin 2003.
- Herbert, Ulrich, «Apartheid nebenan», in: Lutz Niethammer (Hrsg.), *«Die Jahre weiss man nicht, wo man die heute hinsetzen soll». Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet*, Berlin 1983, S. 233-266.
- Ders., «Echoes of the Volksgemeinschaft», in: Martina Steher/Bernhard Gotto (Hrsg.), *Visions of Community in Nazi Germany. Social Engineering and Private Lives*, Oxford 2014, S. 60-72.
- Ders., «Von Auschwitz nach Essen», *Dachauer Hefte* 2 (1986), S. 13-34.
- Ders., Best. *Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989*, Bonn 1996.
- Ders., *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des «Ausländer-Einsatzes» in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*, Berlin/Bonn 1985.
- Hermle, Siegfried, «Die Bischöfe und die Schicksale ‚nichtarischer‘ Christen», in: Manfred Gailus/Hartmut Lehmann (Hrsg.), *Nationalprotestantische Mentalitäten*, Göttingen 2005.
- Herrberger, Marcus (Hrsg.), *Denn es steht geschrieben: «Du sollst nicht töten!» Die Verfol-*

Bibliographie

- gung religiöser Kriegsdienstverweigerer unter dem NS-Regime mit besonderer Berücksichtigung der Zeugen Jehovas (1939-1945), Wien 2005.
- Herzog, Dagmar (Hrsg.), *Brutality and Desire. War and Sexuality in Europe's Twentieth Century*, Basingstoke 2009.
- Dies., «Desperately seeking normality: sex and marriage in the wake of the war», in: Richard Bessel/Dirk Schumann (Hrsg.), *Life after Death*, Cambridge 2003, S. 161-192.
- Dies., *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts*, München 2005.
- Hetzer, Tanja, «Deutsche Stunde». *Volksgemeinschaft und Antisemitismus in der politischen Theologie bei Paul Althaus*, München 2009.
- Hilberg, Raul (Hrsg.), *Documents of Destruction. Germany and Jewry, 1933-1945*, Chicago 1971.
- Ders., *Sonderzüge nach Auschwitz*, Mainz 1981.
- Ders., *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust*, Berlin 1982.
- Hilger, Andreas, *Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. Kriegsgefangenenpolitik, Lageralltag und Erinnerung*, Essen 2000.
- Hillgruber, Andreas (Hrsg.), *Staatsmänner und Diplomaten bei Hitler. Vertrauliche Aufzeichnungen über Unterredungen mit Vertretern des Auslandes*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1967/1970.
- Ders., *Hitler, König Carol und Marschall Antonescu. Die deutsch-rumänischen Beziehungen 1938-1944*, Wiesbaden 1953.
- Ders., *Hitlers Strategie. Politik und Kriegführung 1940-1941*, Frankfurt am Main 1965.
- Ders., *Zweierlei Untergang. Die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europäischen Judentums*, Berlin 1986.
- Hionidou, Violetta, *Famine and Death in Occupied Greece, 1941-1944*, Cambridge 2006.
- Hippel, Wolfgang von (Hrsg.), *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Die französische Revolution im deutschen Urteil von 1789 bis 1945*, München 1989.
- Hirschfeld, Gerhard (Hrsg.), *Fremdherrschaft und Kollaboration. Die Niederlande unter deutscher Besatzung 1940-1945*, Stuttgart 1984.
- Hoch, Anton, «Der Luftangriff auf Freiburg am 10. Mai 1940», *VfZ* 4/2 (1956), S. 115-144.
- Hochhuth, Rolf, *Eine Liebe in Deutschland*, Reinbek 1978.
- Hockenos, Matthew D., «Die Kirchen nach 1945. Religiöse Abbrüche, Umbrüche und Kontinuitäten», in: Manfred Gailus/Armin Nolzen (Hrsg.), *Zerstrittene «Volksgemeinschaft»*, Göttingen 2011, S. 287-311.
- Ders., *A Church Divided. German Protestants Confront the Nazi Past*, Bloomington, In., 2004.

Bibliographie

- Hockerts, Hans Günther, «Integration der Gesellschaft: Gründungskrise und Sozialpolitik in der frühen Bundesrepublik», *Zeitschrift für Sozialreform* 32 (1986), S. 25-41.
- Hoffmann, Joachim, *Die Ostlegionen 1941-1943. Turkotataren, Kaukasier und Wolgafinnen im deutschen Heer*, Freiburg 1976.
- Hoffmann, Kay, «Der Mythos der perfekten Propaganda: Zur Kriegsberichtserstattung der Wochenschau im Zweiten Weltkrieg», in: Ute Daniel (Hrsg.), *Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, Göttingen 2006, S. 169-192.
- Hoffmann, Peter, *Claus Graf Schenk von Staufenberg. Die Biographie*, München 2007.
- Ders., *Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler*, München 1969.
- Hoffmann, Stefan-Ludwig, «Besiegte, Besatzer, Beobachter. Das Kriegsende im Tagebuch», in: Daniel Fulda/Dagmar Herzog/Stefan-Ludwig Hoffmann/Till van Rahden (Hrsg.), *Demokratie im Schatten der Gewalt. Geschichten des privaten im deutschen Nachkrieg*, Göttingen 2010, S.25-55.
- Hohkamp, Michaela/Claudia Ulbrich (Hrsg.), *Der Staatsbürger als Spitzel. Denunziation während des 18. und 19. Jahrhunderts aus europäischer Perspektive*, Leipzig 2001.
- Hooton, Edward R., *Luftwaffe at War*, Hersham 2007.
- Hopster, Joachim (Hrsg.), *Die Kinder- und Jugendliteratur in der Zeit der Weimarer Republik*, Frankfurt am Main 2012.
- Hrabar, Roman/Zofia Tokarz/Jacek Wilczur, *Kinder im Krieg – Krieg gegen Kinder. Die Geschichte der polnischen Kinder 1939-1945*, Hamburg 1981.
- Huber, Heinz/Artur Müller (Hrsg.), *Das Dritte Reich. Seine Geschichte in Texten, Bildern und Dokumenten*, München 1964.
- Huber, Wolfgang, «Die Kirche vor der ‚Judenfrage‘», in: Rolf Rentdorff/Ekkehard Stegemann (Hrsg.), *Auschwitz – Krise der christlichen Theologie*, München 1980, S. 60-81.
- Hughes, Michael, *Shouldering the Burdens of Defeat. West Germany and the Reconstruction of Social Justice*, Chapel Hill, N. Carolina, 1999.
- Humburg, Martin, «Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg: zur möglichen Bedeutung im aktuellen Meinungsstreit unter besonderer Berücksichtigung des Themas ‚Antisemitismus‘», *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 58 (1999), S. 321-343.
- Ders., «Siegeshoffnungen und ‚Herbstkrise‘ im Jahre 1941. Anmerkungen zu Feldpostbriefen aus der Sowjetunion», *WerkstattGeschichte* 8 (1999), S. 25-40.
- Hummel, Karl-Joseph/Christoph Kösters (Hrsg.), *Kirchen im Krieg. Europa 1939-1945*, Paderborn 2007.
- Hürter, Johannes, *Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42*, München 2007.

Bibliographie

- Jackson, Julian, *France. The Dark Years, 1940-1944*, Oxford 2001.
- Ders., *The Fall of France: The Nazi Invasion of 1940*, Oxford 2004.
- Jacobmeyer, Wolfgang, *Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945-1951*, Göttingen 1985.
- Jacobs, Ingeborg, *Freiwild. Das Schicksal deutscher Frauen 1945*, Berlin 2009.
- Jacobsen, Hans-Adolf/Werner Jochmann (Hrsg.), *Ausgewählte Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus 1933 bis 1945*, Bd. II, Bielefeld 1961.
- Jansen, Christian/Arno Weckbecker, *Der «Volksdeutsche Selbstschutz» in Polen 1939/40*, München 1992.
- Jarausch, Konrad H./Michael Geyer, *Zerbrochener Spiegel. Deutsche Geschichten im 20. Jahrhundert*, München 2005.
- Jarausch, Konrad/Martin Sabrow (Hrsg.), *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*, Frankfurt am Main 2002.
- Jastrzębski, Włodzimierz, *Der Bromberger Blutsonntag. Legende und Wirklichkeit*, Poznan 1990.
- Jentsch, Werner, *Christliche Stimmen zur Wehrdienstfrage*, Kassel 1952.
- Joel, Tony, *The Dresden Firebombing. Memory and the Politics of Commemorating Destruction*, London 2013.
- Johe, Werner, «Strategisches Kalkül und Wirklichkeit: Das Unternehmen Gomorrha'. Die Grossangriffe der RAF gegen Hamburg im Sommer 1943», in: Klaus-Jürgen Müller/David Dilks (Hrsg.), *Grossbritannien und der deutsche Widerstand 1933-1944*, Paderborn 1994, S. 217-227.
- Johnson, Eric, *Der nationalsozialistische Terror. Gestapo juden und gewöhnliche Deutsche*, München 2001.
- Jones, Michael, *Leningrad: State of Siege*, London 2008.
- Jung, Hermann, *Die Ardennenoffensive 1944/45*, Göttingen 1971.
- Jureit, Ulrike, «Zwischen Ehe und Männerbund: Emotionale und sexuelle Beziehungsmuster im Zweiten Weltkrieg», *WerkstattGeschichte* 22 (1999), S. 61-73.
- Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1966*, Amsterdam 1968-1981.
- Justizbehörde Hamburg/Helge Grabitz (Hrsg.), «Von Gewohnheitsverbrechern, Volksschädlingen und Asozialen». *Hamburger Justizurteile im Nationalsozialismus*, Hamburg 1995.
- Kaienburg, Hermann, *Die Wirtschaft der SS*, Berlin 2003.
- Kalmbach, Peter, *Wehrmachtjustiz*, Berlin 2012.
- Kaminsky, Annette (Hrsg.), *Heimkehr 1948. Geschichte und Schicksale deutscher Kriegsgefangener*, München 1998.
- Kaminsky, Uwe, *Zwangsterilisation und «Euthanasie» im Rheinland. Evangelische Erziehungsanstalten sowie Heil- und Pflegeanstalten 1933-1945*, Köln 1995.

Bibliographie

- Kaplan, Marion, *Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland*, Berlin 2001.
- Kardorff, Ursula von, *Berliner Aufzeichnungen 1942 bis 1945*, hrsg. von Peter Hartl, München 1997 (1994).
- Kaspi, André, *Les Juifs pendant l'occupation*, Paris 1991.
- Kater, Michael, *The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders, 1919-1945*, Cambridge, Mass., 1983.
- Kay, Alex J., *Exploitation, Resettlement, Mass Murder. Political and Economic Planning for German Occupation Policy in the Soviet Union, 1940-1941*, New York/Oxford 2006.
- Kedward, Harry R., *Resistance in Vichy France*, Oxford 1978.
- Keil, Wilhelm, *Erlebnisse eines Sozialdemokraten*, 2 Bde., Stuttgart 1947.
- Kershaw, Ian, «German popular opinion and the Jewish Question some further reflections», in: Arnold Paucker (Hrsg.), *Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland*, Tübingen 1986, S. 365-386.
- Ders., *Hitler 1889-1936 und Hitler 1936-1945*, München 2000.
- Ders., *Popular Opinion and Political Dissent in the Third Reich. Bavaria, 1933-1945*, Oxford 1981.
- Ders., *Der Hitler-Mythos. Führerkult und Volksmeinung*, Stuttgart 1999 (1980).
- Ders., *Das Ende: Kampf bis in den Untergang. Deutschland 1944/45*, München 2011.
- Ders./Moshe Lewin (Hrsg.), *Stalinism and Nazism. Dictatorships in Comparison*, Cambridge 1997.
- Kershaw, Robert, *War without Garlands. Operation Barbarossa, 1941/42*, Shepperton 2000.
- Kettenacker, Lothar (Hrsg.), *Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940-45*, Berlin 2003.
- Kirchner, Klaus, *Flugblattpropaganda im 2. Weltkrieg*, München 1972.
- Klarsfeld, Serge, *Vichy - Auschwitz. Die «Endlösung der Judenfrage» in Frankreich*, Darmstadt 2007.
- Klausch, Hans-Peter, «„Erziehungsmänner“ und „Wehrunwürdige“: Die Sonder- und Bewährungseinheiten der Wehrmacht», in: Norbert Haase/Gerhard Paul (Hrsg.), *Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 1995, S. 66-82.
- Klee, Ernst (Hrsg.), *Dokumente zur «Euthanasie»*, Frankfurt am Main 1985.
- Ders., *Die SA Jesu Christi. Die Kirchen im Banne Hitlers*, Frankfurt am Main 1989.
- Ders., *Was sie taten – Was sie wurden. Ärzte, Juristen und andere Beteiligte am Kranken- oder Judenmord*, Frankfurt am Main 1986.
- Ders./Willi Dressen/Volker Riess (Hrsg.), «Schöne Zeiten». *Judenmord aus der Sicht der Täter und Gaffer*, Frankfurt am Main 1998.
- Klee, Katja, *Im «Luftschutzkeller des Reiches». Evakuierte in Bayern 1939-1953. Politik, soziale Lage, Erfahrungen*, München 1999.

Bibliographie

- Klemperer, Victor, *LTI: die unbewältigte Sprache*, München 1969 (Erstausgabe: *LTI: Notizbuch eines Philologen*, Berlin 1947).
- Kiessmann, Christoph, *Die doppelte Staatsgründung*, Bonn 1991.
- Klönne, Amo, *Gegen den Strom. Bericht über den Jugendwiderstand im Dritten Reich*, Hannover 1958.
- Knesebeck, Julia von dem, *The Roma Struggle for Compensation in Post-war Germany*, Hatfield 2011.
- Knoch, Habbo, *Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2001.
- Knoll, Harald/Peter Ruggenthaler/Barbara Stelzl-Marx, «Zwangsarbeit bei der Lapp-Finze AG», in: Stefan Karner/Peter Ruggenthaler/Barbara Stelzl-Marx (Hrsg.), *NS-Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie. Die Lapp-Finze AG in Karlsdorf bei Graz 1939 bis 1945*, Graz 2004, S. 103-178.
- Koch, Hans-Jörg, *Das Wunschkonzert im NS-Rundfunk*, Köln 2003.
- Koch, Magnus, *Fahnenfluchten. Deserteure der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg – Lebenswege und Entscheidungen*, Paderborn 2008.
- Kock, Gerhard, «Der Führer sorgt für unsere Kinder ...». *Die Kinderlandverschickung im Zweiten Weltkrieg*, Paderborn 1997.
- Kollmeier, Kathrin, *Ordnung und Ausgrenzung. Die Disziplinarpolitik der Hitler-Jugend*, Göttingen 2007.
- Königseder, Angelika/Juliane Wetzel, *Lebensmut im Wartesaal. Die jüdischen DPs (Displaced Persons) im Nachkriegsdeutschland*, Frankfurt am Main 1994.
- Konrad, Joachim, «Das Ende von Breslau», *VJZ* 4/4 (1956), S. 387-390.
- Köpp, Gabi, *Warum war ich bloss ein Mädchen? Das Trauma einer Flucht 1945*, München 2010.
- Körner, Hans-Michael, «Katholische Kirche und polnische Zwangsarbeiter 1939-1945», *Historisches Jahrbuch* 112 (1992), S. 128-142.
- Kramarz, Joachim, *Claus Graf Stau fenberg. 15. November 1907-20. Juli 1944. Das Leben eines Offiziers*, Frankfurt am Main 1965.
- Kramer, Alan/John Home, *German Atrocities, 1914. A history of denial*, New Haven 2001.
- Kramer, Nicole, «Mobilisierung für die ‚Heimatfront‘: Frauen im zivilen Luftschutz», in: Sybille Steinbacher (Hrsg.), *Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft*, Göttingen 2007, S. 69-92.
- Dies., *Volksgenossinnen an der Heimatfront. Mobilisierung, Verhalten, Erinnerung*, Göttingen 2011.
- Krause, Michael, *Flucht vor dem Bombenkrieg. «Umquartierungen» im Zweiten Weltkrieg und die Wiedereingliederung der Evakuierten in Deutschland 1943-1963*, Düsseldorf 1997.
- Krausnick, Helmut/Hans-Heinrich Wilhelm, *Die Truppe des Weltanschauungskrieges. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938-1942*, Stuttgart 1981.

- Kreidler, Eugen, *Die Eisenbahnen im Machtbereich der Achsenmächte während des Zweiten Weltkrieges. Einsatz und Leistung für die Wehrmacht und Kriegswirtschaft*, Göttingen 1975.
- Kreuzer, Gundula, *Verdi and the Germans. From Unification to the Third Reich*, Cambridge 2010.
- «Kriegsgefangene und Wehrmachtsvermisste aus Hessen: Vorläufiges Ergebnis der amtlichen Registrierung vom 20.-30. Juni 1947», in: *Staat und Wirtschaft in Hessen: Statistische Mitteilungen* 2/4 (1947), S. 110 ff.
- Kris, Ernst/Hans Speier (Hrsg.), *German Radio Propaganda. Report on Home Broadcasts during the War*, London/New York 1944.
- Krone, Andreas, «Plauen 1945 bis 1949 – vom Dritten Reich zum Sozialismus. Entnazifizierung und personell-struktureller Umbau in kommunaler Verwaltung, Wirtschaft und Bildungswesen», Diss., Technische Universität Chemnitz 2001.
- Krüger, Norbert, «Die Bombenangriffe auf das Ruhrgebiet im Frühjahr 1943», in: Ulrich Borsdorf/Mathilde Jamin, *Über Leben im Krieg*, Reinbek 1989.
- Krzoska, Markus, «Der ‚Bromberger Blutsonntag‘ 1939. Kontroversen und Forschungsergebnisse», *VfZ* 60/2 (2012), S. 237-248.
- Kuby, Erich, *Die Russen in Berlin 1945*, Rastatt 1988 (Bern/Wien 1965).
- Kühl, Stefan, *The Nazi Connection. Eugenies, American Racism and German National Socialism*, New York 1994.
- Kühne, Thomas, *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006.
- Kulka, Otto Dov/Eberhard Jäckel (Hrsg.), *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten, 1933-1945*, Düsseldorf 2004.
- Kundrus, Birthe, «Totale Unterhaltung? Die kulturelle Kriegführung 1939 bis 1945 in Film, Rundfunk und Theater», *DRZW*, Bd.9/2, München 2005, S.93-158.
- Dies., *Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg*, Hamburg 1995.
- Dies./Patricia Szobar, «Forbidden Company: Romantic Relationships between Germans and Foreigners, 1939 to 1945», *Journal of the History of Sexuality* 11/1-2 (Jan.-Apr. 2002), S. 201-222.
- Kunz, Andreas, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft, 1944 bis 1945*, München 2005.
- Kunz, Norbert, *Die Krim unter deutscher Herrschaft*, Darmstadt 2005.
- Kunze, Karl, *Kriegsende in Franken und der Kampf um Nürnberg im April 1945*, Nürnberg 1995.
- Kwiet, Konrad, «The ultimate refuge: suicide in the Jewish community under the Nazis», *Leo Baeck Institute Year Book XXIX* (1984), S. 173-198.

Bibliographie

- Ders./Helmut Eschwege, *Selbstverwaltung und Widerstand. Deutsche Juden im Kampf um Existenz und Menschenwürde 1939-1945*, Hamburg 1984.
- Lacey, Kate, *Feminine Frequencies. Gender, German Radio, and the Public Sphere, 1923-1945*, Ann Arbor 1996.
- Lagrou, Pieter, «The Nationalization of Victimhood: Selective Violence and National Grief in Western Europe, 1940-1960», in: Richard Bessel/Dirk Schumann (Hrsg.), *Life after Death. Approaches to a Cultural and Social History of Europe during the 1940s and 1950s*, Cambridge 2003, S. 243-258.
- Ders., *The Legacy of Nazi Occupation in Western Europe. Patriotic Memory and National Recovery*, Cambridge 1999.
- Lakowski, Richard, «Der Zusammenbruch der deutschen Verteidigung zwischen Ostsee und Karpaten», *DRZW*, Bd. 10/1, S. 496-501.
- Lange, Herta/Benedikt Burkard (Hrsg.), «*Abends wenn wir essen, fehlt uns immer einer. Kinder schreiben an die Väter 1939-1945*», Hamburg 2000.
- Latour, Conrad, «Goebbels' ‚Ausserordentliche Rundfunkmassnahmen‘ 1939-42», *VfZ* 11/4 (1963), S. 418-455.
- Latzel, Klaus, «Tourismus und Gewalt. Kriegswahrnehmung in Feldpostbriefen», in: Hannes Heer/Klaus Neumann (Hrsg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*, Hamburg 1995, S. 447-459.
- Ders., *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis, Kriegsetzführung 1939-1945*, Paderborn 2000.
- Lau, Franz (Hrsg.), *Luther-Jahrbuch 25* (1958), *Festgabe für Paul Althaus*.
- Lauber, Heinz, *Judenpogrom. «Reichskristallnacht»: November 1938 in Grossdeutschland*, Gerlingen 1981.
- Lawrence, Jon/Pat Starkey (Hrsg.), *Child Welfare and Social Action. International Perspectives*, Liverpool 2001.
- Lehmann, Albrecht, *Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sow-jetunion*, München 1986.
- Lehmann, Hartmut, «Religious Socialism, Peace, and Pacifism: The Case of Paul Tillich», in: Roger Chickering/Stig Förster (Hrsg.), *The Shadows of Total War. Europe, East Asia, and the United States, 1919-1939*, New York 2003, S. 85-96.
- Leiser, Erwin, «*Deutschland erwache!*»: *Propaganda im Film des Dritten Reiches*, Reinbek 1989 (1968).
- Lepre, George, *Himmler's Bosnian Division. The Waffen-SS Handshar Division 1943-1944*, Atglen, PA, 1997.
- Lichtenstein, Heiner, «Pünktlich an der Rampe: Der Horizont des deutschen Eisenbahners», in: Jörg Wollenberg (Hrsg.), «*Niemand war dabei und keiner hat's gewusst*». *Die deutsche Öffentlichkeit und die Judenverfolgung 1933-1945*, München 1989, S. 204-244.

Bibliographie

- Lichti, James Irvin, *Houses on the Sand? Pacifist Denominations in Nazi Germany*, New York 2008.
- Lilienthal, Georg, *Der «Lebensborn e. V.» Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik*, Frankfurt am Main 1993.
- Lipp, Anne, *Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrung deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914-1918*, Göttingen 2003.
- Loeffel, Robert, «Soldiers and Terror: Re-evaluating the Complicity of the Wehrmacht in Nazi Germany», *German History* 27/4 (2009), S. 514-530.
- Ders., *Family Punishment in Nazi Germany. Sippenhaft, Terror and Myth*, Basingstoke 2012.
- Löffler, Klara, *Aufgehoben. Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Eine Studie zur subjektiven Wirklichkeit des Krieges*, Bamberg 1992.
- Longerich, Peter, «Davon haben wir nichts gewusst!», München 2006.
- Ders., *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008.
- Ders., *Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung*, München 1998.
- Lorenz, Hilke, *Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation Kinder*, München 2003.
- Lowe, Keith, *Inferno. The Devastation of Hamburg, 1943*, London 2007.
- Lower, Wendy, *Hitlers Helferinnen. Deutsche Frauen im Holocaust*, München 2014.
- Lubbeck, Wilhelm, *At Leningrad's Gates. The Combat Memoirs of a Soldier with Army Group North*, Philadelphia 2006.
- Lüdtke, Alf, «Denunziation – Politik aus Liebe?», in: Michaela Hohkamp/Claudia Ulbrich (Hrsg.), *Der Staatsbürger als Spitzel. Denunziation während des 18. und 19. Jahrhunderts aus europäischer Perspektive*, Leipzig 2001, S. 397-407.
- Ders./Bernd Weisbrod, *No Man's Land of Violence. Extreme Wars in the 20th Century*, Göttingen 2006.
- Lukas, Richard C., *Did the Children Cry? Hitler's War Against Jewish and Polish Children, 1939-1945*, New York 1994.
- Lumans, Valdis, *Latvia in World War II*, New York 2006.
- Lutz, Petra, «Eine reichlich einsichtslose Tochterc Die Angehörigen einer in Hadamar ermordeten Patientin», in: Uta George u.a. (Hrsg.), *Hadamar. Heilstätte, Tötungsanstalt, Therapiezentrum*, Marburg 2006, S. 293-304.
- Maass, Michael, *Freizeitgestaltung und kulturelles Leben in Nürnberg 1930-1945. Eine Studie zu Alltag und Herrschaftsausübung im Nationalsozialismus*, Nürnberg 1994.
- MacDonald, Charles B., *United States Army in World War II. European Theater of Operations: The Last Offensive*, Washington D.C. 1973.
- Madajczyk, Czeslaw, «Introduction to General Plan East», *Polish Western Affairs* 3/2 (1962), S. 391-442.
- Ders., *Die Okkupationspolitik Nazideutschlands in Polen 1939-1945*, Köln 1988.
- Mahood, Linda, *Policing Gender, Class and Family. Britain, 1850-1940*, London 1995.

Bibliographie

- Maislinger, Andreas, «Der Fall Franz Jägerstätter», Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, *Jahrbuch* 1991, S. 20-31.
- Mallmann, Klaus-Michael, «,Volksjustiz gegen anglo-amerikanische Morden. Die Massaker an westalliierten Fliegern und Fallschirmspringern 1944/45», in: Alfred Gottwaldt/Norbert Kampe/Peter Klein (Hrsg.), *NS-Gewaltherrschaft. Beiträge zur historischen Forschung und juristischen Aufarbeitung*, Berlin 2005, S. 202-213.
- Ders./Bogdan Musial (Hrsg.), *Genesis des Genozids – Polen 1939-1941*, Darmstadt 2004.
- Ders./Jochen Böhrer/Jürgen Matthäus, *Einsatzgruppen in Polen*, Darmstadt 2008.
- Mann, Klaus, *Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht*, Hamburg 2001.
- Manoschek, Walter (Hrsg.), «*Es gibt nur eines für das Judentum: Vernichtung*». *Das Judentum in deutschen Soldatenbriefen 1939-1944*, Hamburg 1995.
- Marcuse, Harold, *Legacies of Dachau. The Uses and Abuses of a Concentration Camp, 1933-2001*, Cambridge 2001.
- Margalit, Gilad, «Dresden and Hamburg – Official Memory and Commemoration of the Victims of Allied Air Raids in the Two Germanies», in: Helmut Schmitz (Hrsg.), *A Nation of Victims? Representations of German Wartime Suffering from 1945 to the Present*, Amsterdam 2007, S. 125-140.
- Ders., *Die Nachkriegsdeutschen und ihre «Zigeuner». Die Behandlung der Sinti und Roma im Schatten von Auschwitz*, Berlin 2001.
- Ders., *Guilt, Suffering and Memory. Germany Remembers its Dead of World War II*, Bloomington, In., 2010.
- Mark, James, «Remembering Rape: Divided Social Memory and the Red Army in Hungary 1944-1945», *Past and Present* 188 (2005), S. 133-161.
- Marszolek, Inge, «,Ich möchte Dich zu gem mal in Uniform sehenc Geschlechterkonstruktionen in Feldpostbriefen», *WerkstattGeschichte* 22 (Juli 1999), S. 41-59.
- Marten, James Alan (Hrsg.), *Children and War. A Historical Anthology*, New York/London 2002.
- Martens, Erika, *Zum Beispiel Das Reich. Zur Phänomenologie der Presse im totalitären Regime*, Köln 1972.
- Martin, Bernd (Hrsg.), *Der Zweite Weltkrieg in historischen Reflexionen*, Freiburg 2006.
- Ders., *Friedensinitiativen und Machtpolitik im Zweiten Weltkrieg 1939-1943*, Düsseldorf 1974.
- Marxen, Klaus, *Das Volk und sein Gerichtshof*, Frankfurt am Main 1994.
- Mason, Timothy, *Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft. Dokumente und Materialien zur deutschen Arbeiterpolitik 1936-1939*, Opladen 1975.
- Ders., *Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft*, Opladen 1977.
- Matzerath, Horst (Hrsg.), «*Vergessen kann man die Zeit nicht, das ist nicht möglich...*». *Kölner erinnern sich an die Jahre 1929-1945*, Köln 1985.

- Maubach, Franka, «Expansion weiblicher Hilfe: zur Erfahrungsgeschichte von Frauen im Kriegsdienst», in: Sybille Steinbacher (Hrsg.), *Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft*, Göttingen 2007, S. 93-111.
- Dies., *Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen*, Göttingen 2009.
- Mausbach, Hans/Barbara Bromberger, «Kinder als Opfer der NS-Medizin, unter besonderer Berücksichtigung der Kinderfachabteilungen in der Psychiatrie», in: Christina Vanja/Martin Vogt (Hrsg.), *Euthanasie in Hadamar. Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik in hessischen Anstalten*, Kassel 1991, S. 145-156.
- Mazower, Mark, *Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*, München 2009.
- Ders., *Inside Hitler's Greece. The Experience of Occupation, 1941-44*, New Haven 1993 (dt.: *Griechenland unter Hitler. Das Leben während der deutschen Besatzung*, Frankfurt am Main 2016).
- Ders., *Salonica, City of Ghosts. Christians, Muslims and Jews, 1430-1950*, London 2005.
- McDougall, Alan, *Youth Politics in East Germany. The Free German Youth Movement, 1946-1968*, Oxford 2004.
- McLellan, Josie, *Antifascism and Memory in East Germany. Remembering the International Brigades, 1945-1989*, Oxford 2004.
- Mechler, Wolf-Dieter, *Kriegsalltag an der «Heimatfront». Das Sondergericht Hannover im Einsatz gegen «Rundjunkverbrecher», «Schwarzschlachter», «Volksschädlinge» und andere «Straftäter» 1939 bis 1945*, Hannover 1997.
- Meinen, Insa, *Wehrmacht und Prostitution im besetzten Frankreich*, Bremen 2002.
- Mellin, Maranja, «Heute haben wir wieder Sammeln. Tagebuch», in: *Courage*, Sonderheft 3: «Alltag im 2. Weltkrieg», Berlin 1980, S. 12-17.
- Mennel, Robert, *Thoms and Thistles. Juvenile Delinquents in the United States, 1825-1940*, Hanover, New Hamp., 1973.
- Merritt, Anna/Richard Merritt (Hrsg.), *Public Opinion in Occupied Germany. The OMGUS Surveys, 1945-1949*, Urbana 1970.
- Dies. (Hrsg.), *Public Opinion in Semisovereign Germany. The HICOG Surveys, 1949-1955*, Urbana 1980.
- Mertens, Annette, «NS-Kirchenpolitik im Krieg. Der Klostersturm und die Fremdnutzung katholischer Einrichtungen», in: Karl-Joseph Hummel/Christoph Kösters (Hrsg.), *Kirchen im Krieg. Europa 1939-1945*, Paderborn 2007.
- Dies., *Himmlers Klostersturm. Der Angriff auf katholische Einrichtungen im Zweiten Weltkrieg und die Wiedergutmachung nach 1945*, Paderborn 2006.
- Messerschmidt, Manfred, «Die Wehrmacht: Vom Realitätsverlust zum Selbstbetrug», in: Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkrieges*, München 1995, S. 223-257.
- Ders., *Wehrmachtjustiz 1933-1945*, Paderborn 2005.

Bibliographie

- Ders./Fritz Wüllner, *Die Wehrmachtjustiz im Dienste des Nationalsozialismus – Zerstörung einer Legende*, Baden-Baden 1987.
- Meyer, Sibylle/Eva Schulze, «Als wir wieder zusammen waren, ging der Krieg im Kleinen weiter. Frauen, Männer und Familien im Berlin der Vierziger Jahre», in: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hrsg.), *«Wir kriegen jetzt andere Zeiten». Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern*, Bonn 1985, S. 305-326.
- Michel, Henri, *Paris allemand*, Paris 1981.
- Middlebrook, Martin, *Hamburg Juli '43. Alliierte Luftstreitkräfte gegen eine deutsche Stadt*, Hamburg 1984.
- Ders., *The Berlin Raids. RAF Bomber Command Winter 1943-44*, London 1988.
- Ders./Chris Everitt (Hrsg.), *The Bomber Command War Diaries. An Operational Reference Book, 1939-1945*, Harmondsworth 1985.
- Dies., *The Bomber Command War Diaries*, Leicester 1996.
- Moeller, Robert, «The Politics of the Past in the 1950s: Rhetorics of Vicimitisation in East and West Germany», in: Bill Niven (Hrsg.), *Germans as Victims. Remembering the Past in Contemporary Germany*, Basingstoke 2006, S. 26-42.
- Ders., *War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany*, Berkeley 2001.
- Moorhouse, Roger, *Berlin at War. Life and Death in Hitler's Capital, 1939-45*, London 2010.
- Ders., *Killing Hitler. Die Attentäter, die Pläne und warum sie scheiterten*, Wiesbaden 2007.
- Morgan, Dagmar, *Weiblicher Arbeitsdienst in Deutschland*, Mainz 1978.
- Morin, Claude, *Les Allemands en Touraine, 1940-1944*, Chambray-lès-Tours 1996.
- Mosse, George L., *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993.
- Motadel, David, *Islam and Nazi Germany's War*, Cambridge, Mass., 2014.
- Mühlen, Patrick, *Zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern. Der Nationalismus der sowjetischen Orientvölker im Zweiten Weltkrieg*, Düsseldorf 1971.
- Müller, Klaus-Jürgen/David Dilks (Hrsg.), *Grossbritannien und der deutsche Widerstand 1933-1944*, Paderborn 1994.
- Müller, Norbert/Uwe Löbel/Ulrich Freye (Hrsg.), *Die faschistische Okkupationspolitik in den zeitweilig besetzten Gebieten der Sowjetunion (1941-1944)*, Berlin 1991.
- Müller, Rolf-Dieter, *An der Seite der Wehrmacht. Hitlers ausländische Helfer beim «Kreuzzug gegen den Bolschewismus» 1941-1945*, Berlin 2007.
- Ders., *Der Bombenkrieg 1939-1945*, Berlin 2004.
- Ders., *Der letzte deutsche Krieg*, Stuttgart 2005.
- Ders./Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), *Hitlers Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999.
- Ders./Nicole Schönherr/Thomas Widera (Hrsg.), *Die Zerstörung Dresdens am 13./15. Febru-*

Bibliographie

- ar 1945. *Gutachten und Ergebnisse der Dresdner Historikerkommission zur Ermittlung der Opferzahlen*, Dresden 2010.
- Müller, Sven Oliver, *Deutsche Soldaten und ihre Feinde. Nationalismus an Front und Heimatfront im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 2007.
- Müller-Hillebrand, Burkhard, *Das Heer. Zweifrontenkrieg*, 3 Bde., Darmstadt 1969.
- Mulligan, William, *The Creation of the Modern German Army. General Walther Reinhardt and the Weimar Republic, 1914-1930*, New York 2004.
- Naimark, Norman, *Die Russen in Deutschland. Die sowjetische Besatzungszone 1945 bis 1949*, Berlin 1999 (1997).
- Neander, Joachim, «Seife aus Judenfett: Zur Wirkungsgeschichte einer zeitgenössischen Sage», *Fabula: Zeitschrift für Erzählforschung* 46 (2005), S. 241-256.
- Ders., *Das Konzentrationslager «Mittelbau» in der Endphase der nationalsozialistischen Diktatur*, Clausthal-Zellerfeld 1997.
- Nehring, Holger, *The Politics of Security. British and West German Protest Movements and the Early Cold War 1945-1970*, Oxford 2013.
- Neugebauer, Wolfgang, *Opfer oder Täter*, Wien 1994.
- Neuhaus, Joachim (Hrsg.), *Die Kinder- und Jugendliteratur in der Zeit der Weimarer Republik*, Frankfurt am Main 2012.
- Neulen, Hans Werner, *An deutscher Seite. Internationale Freiwillige von Wehrmacht und Waffen-SS*, München 1992.
- Neumann, Joachim, *Die 4. Panzerdivision 1938-1943. Bericht und Betrachtung zu zwei Blitzfeldzügen und zwei Jahren Krieg in Russland*, Bonn 1989.
- Nienhaus, Ursula, «Hitlers willige Komplizinnen. Weibliche Polizei im Nationalsozialismus 1937 bis 1945», in: Michael Grütner/Rüdiger Hachtmann/Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.), *Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup*, Frankfurt am Main 1999, S. 517-539.
- Niethammer, Lutz (Hrsg.), *Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960*, Bd. 1: «Die Jahre weiss man nicht, wo man die heute hinsetzen soll». *Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet*, Berlin 1983; Bd. 2: «Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist», Berlin 1983; Bd. 3: «Wir kriegen jetzt andere Zeiten». *Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern*, Berlin 1985.
- Niewyk, Donald (Hrsg.), *Fresh Wounds. Early Narratives of Holocaust Survival*, Chapel Hill 1998.
- Nissen, Morgens, «Danish food production in the German war economy», in: Frank Trentmann/Flemming Just (Hrsg.), *Food and Conflict in Europe in the Age of the Two World Wars*, Basingstoke 2006, S. 172-192.
- Niven, Bill (Hrsg.), *Germans as Victims. Remembering the Past in Contemporary Germany*, Basingstoke 2013 (2006).
- Noakes, Jeremy (Hrsg.), *Nazism. A Documentary Reader*, Bd. 4, Exeter 1998.

Bibliographie

- Ders./Geoffrey Pridham (Hrsg.), *Nazism, 1919-1945. A Documentary Reader*, 3 Bde., Exeter, 1983-1997.
- Noble, Alastair, *Nazi Rule and the Soviet Offensive in Eastern Germany, 1944-1945. The Darkest Hour*, Portland, Ore., 2009.
- Noelle-Neumann, Elisabeth, «Die Schweigespirale: über die Entstehung der öffentlichen Meinung», in: Ernst Forsthoff (Hrsg.), *Standorte im Zeitstrom. Festschrift für Arnold Gehlen zum 70. Geburtstag am 29. Januar 1974*, Frankfurt am Main 1974, S. 299-330.
- Nolte, Ernst, *Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus*, Berlin 1987.
- Nolzen, Armin, «Die NSDAP, der Krieg und die deutsche Gesellschaft», *DRZW*, Bd.9/1, S. 99-193.
- Norwid, Tadeusz, *Kraj bez Quislinga*, Rom 1945.
- Nossack, Hans Erich, *Geben Sie bald wieder ein Lebenszeichen*, Bd. 1, Frankfurt am Main 2001.
- Nowak, Kurt, «Euthanasie» und Sterilisierung im «Dritten Reich», Göttingen 1980.
- Ders., «Widerstand, Zustimmung, Hinnahme: Das Verhalten der Bevölkerung zur ‚Euthanasie‘», in: Norbert Frei (Hrsg.), *Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit*, München 1991, S. 235-251.
- Offer, Avner, *The First World War. An Agrarian Interpretation*, Oxford 1989.
- Orth, Karin, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte*, Hamburg 1999.
- Osborn, Patrick, *Operation Pike. Britain versus the Soviet Union, 1939-1941*, Westport, Conn., 2000.
- Oswald, Rudolf, *Fussball-Volksgemeinschaft. Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fussball 1919-1964*, Frankfurt am Main 2008.
- Otto, Renate, «Die Heilerziehungs- und Pflegeanstalt Scheuern», in: Klaus Böhme/Uwe Lohalm (Hrsg.), *Wege in den Tod. Hamburgs Anstalt Langenborn und die Euthanasie in der Zeit des Nationalsozialismus*, Hamburg 1993, S. 320-333.
- Oven, Wilfred von, *Finale Furioso. Mit Goebbels bis zum Ende*, Tübingen 1974.
- Overmans, Rüdiger, *Deutsche militärische Verluste im zweiten Weltkrieg*, München 1999.
- Oveiy, Richard, *Hermann Göring. Machtgier und Eitelkeit*, München 1986.
- Ders., *Die Wurzeln des Sieges. Warum die Alliierten den Zweiten Weltkrieg gewannen*, Stuttgart 2000.
- Ders., *Russlands Krieg: 1941-1945*, Reinbek 2003.
- Ders., *Der Bombenkrieg. Europa 1939-1945*, Berlin 2014.
- Padfield, Peter, *Himmler: Reichsführer SS*, London 1990.
- Pahl, Magnus, *Fremde Heere Ost. Hitlers militärische Feindaufklärung*, München 2012.
- Paucker, Arnold (Hrsg.), *Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland*, Tübingen 1986.

Bibliographie

- Paulsson, Gunnar S., *Secret City. The Hidden Jews of Warsaw, 1940-1945*, New Haven/ London 2002.
- Peter, Karl Heinrich (Hrsg.), *Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt*, Stuttgart 1961.
- Pető, Andrea, «Memory and the narrative of rape in Budapest and Vienna in 1945», in: Richard Bessel/Dirk Schumann (Hrsg.), *Life after Death. Approaches to a Cultural and Social History of Europe during the 1940s and 1950s*, Cambridge 2003, S. 129-148.
- Peukert, Detlev, *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde: Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus*, Köln 1982.
- Phayer, Michael, *The Catholic Church and the Holocaust, 1930-1965*, Bloomington, In., 2000.
- Pick, Daniel, *The Pursuit of the Nazi Mind. Hitler, Hess and the Analysts*, Oxford 2012.
- Pieper, Werner (Hrsg.), *Nazis on Speed. Drogen im 3. Reich*, Löhrbach 2002.
- Plato, Alexander von/Almut Leh/Christoph Thonfeld (Hrsg.), *Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich*, Wien/Köln 2008.
- Pohl, Dieter, *Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941-1944*, München 2008.
- Ders., *Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941-1944*, München 1997.
- Ders., *Von der ‚Judenpolitik‘ zum Judenmord. Der Distrikt Lublin des Generalgouvernements 1939-1944*, Frankfurt am Main 1993.
- Pospieszalski, Karol Marian, «Nazi attacks on German property: the Reichsführer's Plan of summer 1939», *Polish Western Affairs* 24/1 (1983), S. 98-137.
- Powell, Anton/Stephen Hodkinson (Hrsg.), *Sparta Beyond the Mirage*, London 2002.
- Przyrembel, Alexandra, «Rassenschande». *Reinheitsmythos und vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus*, Göttingen 2003.
- Quinkert, Babette, *Propaganda und Terror in Weissrussland 1941-1944. Die deutsche «geistige» Kriegführung gegen Zivilbevölkerung und Partisanen*, Paderborn 2009.
- Raschhofer, Hermann, *Der Fall Oberländer. Eine vergleichende Rechtsanalyse der Verfahren in Pankow und Bonn*, Tübingen 1962.
- Rass, Christoph, «Menschenmaterial» – *deutsche Soldaten an der Ostfront. Innenansichten einer Infanteriedivision 1939-1945*, Paderborn 2003.
- Rebenich, Stefan, «From Thermopylae to Stalingrad: The Myth of Sparta in German Historiography», in: Anton Powell/Stephen Hodkinson (Hrsg.), *Sparta Beyond the Mirage*, London 2002, S. 323-349.
- Reid, James H., «Heinrich Böll, ‚Wanderer, kommst du nach Spa ...‘», in: Werner Bellmann

Bibliographie

- (Hrsg.), *Klassische deutsche Kurzgeschichten. Interpretationen*, Stuttgart 2004, S. 96-106.
- Reifahrth, Die ter/Viktoria Schmidt-Linsenhoff, «Die Kamera der Täter», in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hrsg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*, Hamburg 1995, S. 475-503.
- Reimann, Aribert, *Der grosse Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkrieges*, Essen 2000.
- Reinhardt, Klaus, *Die Wende vor Moskau. Das Scheitern der Strategie Hitlers im Winter 1941/42*, Stuttgart 1972.
- Reisert, Karl, *0 Deutschland hoch in Ehren. Das deutsche Trutzlied: sein Dichter und Komponist, seine Entstehung und Überlieferung*, Würzburg 1917.
- Rentdorff, Rolf/Ekkehard Stegemann (Hrsg.), *Auschwitz – Krise der christlichen Theologie*, München 1980.
- Richarz, Bernhard, *Heilen, Pflegen, Töten. Zur Alltagsgeschichte einer Heil- und Pflegeanstalt bis zum Ende des Nationalsozialismus*, Göttingen 1987.
- Richie, Alexandra, *Faust's Metropolis. A History of Berlin*, New York 1998.
- Riding, Alan, *And the Show went on. Cultural Life in Nazi-occupied Paris*, London 2011.
- Riedesser, Peter/Axel Verderber, «Maschinengewehre hinter der Front». *Zur Geschichte der deutschen Militärpsychologie*, Frankfurt am Main 1996.
- Riess, Volker, «Zentrale und dezentrale Radikalisierung: Die Tötungen ‚unwerten Lebens‘ in den annektierten west- und nordpolnischen Gebieten 1939-1941», in: Klaus-Michael Mallmann/Bogdan Musial (Hrsg.), *Genesis des Genozids – Polen 1939-1941*, Darmstadt 2004, S. 127-144.
- Roer, Dorothee/Dieter Henkel (Hrsg.), *Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933-1945*, Bonn 1986.
- Röger, Maren, *Kriegsbeziehungen. Intimität, Gewalt und Prostitution im besetzten Polen 1939 bis 1945*, Frankfurt am Main 2015.
- Rohde, Hans, «Hitlers erster ‚Blitzkrieg‘ und seine Auswirkungen auf Nordosteuropa», *DRZW*, Bd. 2, S. 79-159.
- Rohland, Walter, *Bewegte Zeiten. Erinnerungen eines Eisenhüttenmannes*, Stuttgart 1978.
- Röhm, Eberhard, *Sterben für den Frieden. Spurensicherung: Hermann Stöhr (1898-1940) und die ökumenische Friedensbewegung*, Stuttgart 1985.
- Römer, Felix, *Der Kommissarbefehl. Wehrmacht und NS-Verbrechen an der Ostfront 1941/42*, Paderborn 2008.
- Roseman, Mark, «Gerettete Geschichte. Der Bund, Gemeinschaft für sozialistisches Leben im Dritten Reich», *Mittelweg* 3616/1 (2007), S. 100-121.
- Ders., *Recasting the Ruhr, 1945-1958. Manpower, Economic Recovery and Labour Relations*, New York 1992.
- Ders., *The Past in Hiding*, London 2000; dt.: *In einem unbewachten Augenblick. Eine Frau überlebt im Untergrund*, Berlin 2002.

Bibliographie

- Ders., *The Villa, the Lake, the Meeting. Wannsee and the Final Solution*, London 2003; dt.: *Die Wannseekonferenz. Wie die NS-Bürokratie den Holocaust organisierte*, Berlin 2002.
- Rosenstrauch, Hazel (Hrsg.), *Aus Nachbarn wurden Juden. Ausgrenzung und Selbstbehauptung 1933-1942*, Berlin 1988.
- Ross, Corey, *Media and the Making of Modern Germany. Mass Communications, Society and Politics from the Empire to the Third Reich*, Oxford 2008.
- Rossino, Alexander, *Hitler Strikes Poland. Blitzkrieg, Ideology and Atrocity*, Lawrence, Kans., 2003.
- Rössler, Mechtild/Sabine Schleiermacher (Hrsg.), *Der Generalplan Ost. Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik*, Berlin 1993.
- Rost, Karl Ludwig, *Sterilisation und Euthanasie im Film des «Dritten Reiches». Nationalsozialistische Propaganda in ihrer Beziehung zu rassenhygienischen Massnahmen des NS-Staates*, Husum 1987.
- Rothmaler, Christiane, «Fall 29», in: *«Von Gewohnheitsverbrechern, Volksschädlingen und Asozialen»: Hamburger Justizurteile im Nationalsozialismus*, hrsg. von der Justizbehörde Hamburg, Hamburg 1995, S. 364-379.
- Rubinstein, William D., *The Myth of Rescue*, London 1997.
- Runzheimer, Jürgen, «Der Überfall auf den Sender Gleiwitz im Jahre 1939», *VfZ* 10/4(1962), S. 408-426.
- Rüther, Martin (Hrsg.), *KLV: erweiterte Kinderlandverschickung 1940-1945*, Köln 2000.
- Ders., *Köln im Zweiten Weltkrieg. Alltag und Erfahrung zwischen 1939 und 1945*, Köln 2005.
- Rutz, Rainer, *Signal. Eine deutsche Auslandsillustrierte als Propagandainstrument im Zweiten Weltkrieg*, Essen 2007.
- Sachse, Carola, *Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie. Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert*, Hamburg 1990.
- Sander, Elke/Barbara Johr (Hrsg.), *BeFreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder*, München 1992.
- Sandkühler, Thomas, *«Endlösung» in Galizien. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsversuche von Berthold Beitz 1941-1944*, Bonn 1996.
- Sandner, Peter, *Verwaltung des Krankenmordes. Der Bezirksverband Nassau im Nationalsozialismus*, Giessen 2003.
- Sauer, Ernst, *Grundlehre des Völkerrechts*, Köln 1955.
- Scheck, Raffael, *Hitler's African Victims*, Cambridge 2006, dt.: *Hitlers afrikanische Opfer. Die Massaker der Wehrmacht an schwarzen französischen Soldaten*, Berlin 2009.
- Schiller, Kay, *Gelehrte Gegenwelten. Über humanistische Leitbilder im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2000.
- Schissler, Hanna (Hrsg.), *The Miracle Years. A Cultural History of West Germany, 1949-1968*, Princeton, NJ., 2001.

Bibliographie

- Schlüter, Holger, *Die Urteilspraxis des Volksgerichtshofs*, Berlin 1995.
- Schmidt von Büttersdorf, Heidi/Dieter Debus/Birgit Kalkowsky, «Die Geschichte der Anstalt Hadamar von 1933-1945 und ihre Funktion im Rahmen von T4», in: Dorothee Roer/Dieter Henkel (Hrsg.), *Psychiatrie im Faschismus*, Bonn 1986, S. 58-120. Schmidt, Gerhard, *Selektion in der Heilanstalt 1939-1945*, Frankfurt am Main 1983. Schmidt, Paul, *Statist auf diplomatischer Bühne*, Bonn 1953.
- Schmidt, Ulf, «Reassessing the beginning of the ‚Euthanasia‘ programme», *German History* 17/4 (1999), S. 543-550.
- Schmitz, Helmut (Hrsg.), *A Nation of Victims? Representations of German Wartime Suffering from 1945 to the Present*, Amsterdam 2007.
- Schmitz, Markus/Bemd Haunfelder (Hrsg.), *Humanität und Diplomatie. Die Schweiz in Köln 1940-1949*, Münster 2001.
- Schmuhl, Hans-Walter, *Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung «lebensunwerten Lebens» 1890-1945*, Göttingen 1987.
- Schneider, Karl, «Auswärts eingesetzt». *Bremer Polizeibataillone und der Holocaust*, Essen 2011.
- Ders., *Zwischen allen Stühlen. Der Bremer Kaufmann Hans Hespe im Reserve-Polizeibataillon 105*, Bremen 2007.
- Schneider, Michael, *Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939*, Bonn 1999.
- Schneider, Tobias, «Bestseller im Dritten Reich», *VfZ* 52/1 (2004), S. 77-98.
- Scholl, Inge, *Die weiße Rose*, Frankfurt am Main 1952.
- Scholz, Susanne/Reinhard Singer, «Die Kinder in Hadamar», in: Dorothee Roer/Dieter Henkel (Hrsg.), *Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933-1945*, Bonn 1986, S. 214-236.
- Schön, Heinz, *Pommern auf der Flucht. Rettung über die Ostsee aus den Pommernhäfen Rügenwalde, Stolpmünde, Kolberg, Stettin, Swinemünde, Greifswald, Stralsund und Sassnitz*, Berlin 2013.
- Schotfländer, Rudolf, *Trotz allem ein Deutscher*, Freiburg 1986.
- Schrapper, Christian/Dieter Sengling (Hrsg.), *Die Idee der Bildbarkeit. 100 Jahre sozialpädagogische Praxis in der Heilerziehungsanstalt Kalmenhof*, Weinheim 1988.
- Schreiber, Gerhard, *Die italienischen Militärinternierten im deutschen Machtbereich 1943-1945. Verraten – Verachtet – Vergessen*, München 1990.
- Schröder, Hans Joachim, *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*, Tübingen 1992.
- Schubert, Jochen, *Heinrich Böll: Schriftsteller*, Duisburg 2007.
- Schuhmacher, Jacques, «Nazi Germany and the morality of war», D. Phil, thesis, Oxford 2012.
- Schüler, Klaus, *Logistik im Russlandfeldzug. Die Rolle der Eisenbahn bei Planung, Vorbereitung*

Bibliographie

- tung und Durchführung des deutschen Angriffes auf die Sowjetunion bis zur Krise vor Moskau im Winter 1941-42*, Frankfurt am Main 1987.
- Schulte, Jan, *Zwangsarbeit und Vernichtung. Das Wirtschaftsimperium der SS*, Paderborn 2001.
- Schultheis, Herbert, *Juden in Mainfranken 1933-1945*, Bad Neustadt 1980.
- Schulz, Hermann/Hartmut Radebold/Jürgen Reulecke, *Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration*, Berlin 2004.
- Schüssler, Werner, *Paul Tillich*, Münster 1997.
- Schwartz, Paula, «The politics of food and gender in occupied Paris», *Modern and Contemporary France* 7/1 (1999), S. 35-45.
- Sefton Delmer, Denis, *Die Deutschen und ich*, Hamburg 1962.
- Seitz, Hanns, *Verlorene Jahre*, Lübeck 1974.
- Semmler, Rudolf, *Goebbels: The Man next to Hitler*, London 1947.
- Sennholz, Marco, *Johann von Leer. Ein Propagandist des Nationalsozialismus*, Berlin 2013.
- Service, Hugo, *Germans to Poles. Communism, Nationalism and Ethnic Cleansing after the Second World War*, Cambridge 2013.
- Seydelmann, Gertrud, *Gefährdete Balance. Ein Leben in Hamburg 1936-1945*, Hamburg 1996.
- Shephard, Ben, *The Long Road Home. The Aftermath of the Second World War*, London 2010.
- Ders., *War of Nerves. Soldiers and Psychiatrists, 1914-1994*, London 2000.
- Shils, Edward/Morris Janowitz, «Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II», *Public Opinion Quarterly* 12/2 (1948), S. 280-315.
- Shirer, William, *This is Berlin. A Narrative History*, London, 1999; dt.: *This is Berlin. Rundfunkreportagen aus Deutschland 1939-1940*, Leipzig 1999.
- Sick, Dorothea, «Euthanasie» im Nationalsozialismus am Beispiel des Kalmenhofs in Idstein im Taunus, Frankfurt am Main 1983.
- Sielemann, Jürgen (Hrsg.), *Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus*, Hamburg 1995.
- Sierakowiak, Dawid, *Das Ghettotagebuch des Dawid Sierakowiak*, Leipzig 1993.
- Smelser, Ronald, *Robert Ley: Hitlers Mann an der «Arbeitsfront»; eine Biographie*, Paderborn 1989.
- Ders./Enrico Syring (Hrsg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995.
- Smith Serrano, Andrew, *German Propaganda in Military Decline 1943-1945*, Edinburgh 1999.
- Smith, Arthur Lee, *Die «vermisste Million». Zum Schicksal deutscher Kriegsgefangener nach dem Zweiten Weltkrieg*, München 1992.
- Smith, Helmut Walser, *Die Geschichte des Schlachters. Mord und Antisemitismus in einer deutschen Kleinstadt*, Göttingen 2002.

Bibliographie

- Sollbach, Gerhard, *Heimat Ade! Kinderlandverschickung in Hagen 1941-1945*, Hagen 1998.
- Sontheimer, Kurt, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933*, München 1994.
- Speer, Albert, *Spandauer Tagebücher*, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1975.
- Spoerer, Mark, *Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1938-1945*, Stuttgart/München 2001.
- Stahel, David, *Operation Typhoon. Hitler's March on Moscow, October 1941*, Cambridge 2013.
- Stargardt, Nicholas, «Beyond ‚Consent‘ or ‚Terror‘: Wartime Crises in Nazi Germany», *History Workshop Journal* 72 (2011), S. 190-204.
- Ders., «Rumors of Revenge in the Second World War», in: Belinda Davis/Thomas Lindenberger/Michael Wildt (Hrsg.), *Alltag, Eifahrung, Eigensinn. Historisch-anthropologische Erkundungen*, Frankfurt am Main 2008, S. 373-388.
- Ders., «Speaking in public about the murder of the Jews: What did the Holocaust mean to the Germans?», in: Christian Wiese/Paul Betts (Hrsg.), *Years of Persecution, Years of Extermination. Saul Friedländer and the Future of Holocaust Studies*, London 2010, S. 133-155.
- Ders., «The Troubled Patriot: German *Innerlichkeit* in World War II», *German History* 28/3 (2010), S. 326-342.
- Ders., *The German Idea of Militarism. Radical and Socialist Critics, 1866-1914*, Cambridge 1994.
- Ders., *Kinder in Hitlers Krieg*, München 2008.
- Stayer, James M., *Martin Luther, German Saviour. German Evangelical Theological Factions and the Interpretation of Luther, 1917-1933*, Montreal 2000.
- Steber, Martina, *Ethnische Gewissheiten. Die Ordnung des Regionalen im bayerischen Schwaben vom Kaiserreich bis zum NS-Regime*, Göttingen 2010.
- Dies./Bernhard Gotto, *Visions of Community in Nazi Germany. Social Engineering and Private Lives*, Oxford 2014.
- Stegemann, Wolfgang (Hrsg.), *Kirche und Nationalsozialismus*, Stuttgart 1992.
- Steinbacher, Sybille (Hrsg.), *Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft*, Göttingen 2007.
- Dies., «Musterstadt» Auschwitz. *Germanisierungspolitik und Judenmord in Ostoberschlesien*, München 2000.
- Steinert, Marlis, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, Düsseldorf 1970.
- Steinhoff, Johannes/Peter Pechel/Dennis Showalter, *Deutsche im Zweiten Weltkrieg. Zeitzeugen sprechen*, München 1989.
- Stelzl-Marx, Barbara (Hrsg.), *Unter den Verschollenen. Erinnerungen von Dmitrij Cirov an das Kriegsgefangenenlager Krems-Gneixendoif 1941 bis 1945*, Waidhofen/Thaya 2003.

Bibliographie

- Dies., *Zwischen Fiktion und Zeitzeugenschaft. Amerikanische und sowjetische Kriegsgefangene im Stalag XVIIIB Krams-Gneixendorf*, Tübingen 2003.
- Stephenson, Jill, ‚«Emancipation» and its problems: War and society in Württemberg, 1939-45», *European History Quarterly* 17 (1987), S. 345-365.
- Dies., *Hitler's Home Front. Württemberg under the Nazis*, London 2006.
- Stem, Frank, «Antagonistic Memories», in: Luisa Passerini (Hrsg.), *Memory and Totalitarianism, International Yearbook of Oral History*, Oxford 1992, S. 21-43.
- Ders., *Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg*, Gerlingen 1991.
- Stoltzfuss, Nathan, *Resistance of the Heart. Inter-marriage and the Rosenstrasse Protest in Nazi Germany*, New York 1996.
- Stone, Dan, *Histories of the Holocaust*, Oxford 2010.
- Strachan, Hew, «Clausewitz and the dialectics of war», in: ders./Andreas Herberg-Rothe (Hrsg.), *Clausewitz in the Twenty-First Century*, Oxford 2007, S. 14-44.
- Strauss, Herbert, «Jewish emigration from Germany, Part I», *Leo Baeck Institute Year Book*, London 1980, S. 313-361.
- Strebel, Bernhard, *Celle April 1945 Revisited. Ein amerikanischer Bombenangriff, deutsche Massaker an KZ-Häftlingen und ein britisches Gerichtsverfahren*, Bielefeld 2008.
- Streit, Christian, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945*, Stuttgart 1978.
- Strobl, Gerwin, *Bomben auf Oberdonau. Luftkrieg und Lynchmorde an alliierten Fliegern im Heimatgau des Führers*^ Linz 2014.
- Ders., *The Germanic Isle. Nazi Perceptions of Britain*, Cambridge 2000.
- Ders., *The Swastika and the Stage. German Theatre and Society, 1933-1945*, Cambridge 2007.
- Strzelecki, Andrzej, *Endphase des KL Auschwitz. Evakuierung, Liquidierung und Befreiung des Lagers*, Oswięcim-Brzezinka 1995.
- Süss, Dietmar (Hrsg.), *Deutschland im Luftkrieg. Geschichte und Erinnerung*, München 2007.
- Ders., *Tod aus der Luft. Kriegsgesellschaft und Luftkrieg in Deutschland und England*, München 2011.
- Süss, Winfried, «Antagonistische Kooperationen. Katholische Kirche und nationalsozialistische Gesundheitspolitik», in: Karl-Josef Hummel/Christoph Kösters (Hrsg.), *Kirchen im Krieg 1939-1945*, Paderborn 2007, S. 317-342.
- Ders., *Der «Volkskörper» im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939-1945*, München 2003.
- Sywertek, Jutta, *Mobilmachung für den totalen Krieg. Die propagandistische Vorbereitung der deutschen Bevölkerung auf den Zweiten Weltkrieg*, Opladen 1976.
- Szarota, Tomasz, *Warschau unter dem Hakenkreuz. Leben und Alltag im besetzten Warschau 1.10.1939 bis 31.7.1944*, Paderborn 1985.

Bibliographie

- Szepansky, Gerda (Hrsg.), *Blitzmädel, Heldenmutter, Kriegerwitwe. Frauenleben im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 1986.
- Szodrzynski, Joachim, «Die ‚Heimatfront‘», in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), *Hamburg im «Dritten Reich»*, Göttingen 2005, S. 633-685.
- Szpilman, Wladyslaw, *Der Pianist. Mein wunderbares Überleben*, München 2002.
- Taylor, Frederick, *Dresden, Dienstag, 13. Februar 1945. Militärische Logik oder blanker Terror?*, München 2008 (2004).
- Tessin, Georg, *Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939-1945*, Bd. 2: *Die Landstreitkräfte*, Osnabrück 1973.
- Thalmann, Rita, *Jochen Klepper. Ein Leben zwischen Idyllen und Katastrophen*, München 1977.
- The Task of the Churches in Germany: Being a Report from a Delegation of British Churchmen after a visit to the British Zone October 16th-30th, 1946, Presented to the Control Office for Germany and Austria*, London 1947.
- Theweleit, Klaus, *Männerphantasien*, Bd. 1: *Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*, Reinbek 1980 (Basel 1977).
- Thiessen, Malte, *Eingebrannt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005*, München 2007.
- Thomas, Martin, «After Mers-el-Kébir: The Armed Neutrality of the Vichy French Navy, 1940-43», *English Historical Review* 112/447 (1997), S. 643-670.
- Tissier, Tony le, *Der Kampf um Berlin 1945. Von den Seelower Höhen zur Reichskanzlei*, Frankfurt am Main 1991.
- Tooze, Adam, *Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus*, München 2007.
- Toppe, Andreas, *Militär und Kriegsvölkerrecht. Rechtsnorm, Fachdiskurs und Kriegspraxis in Deutschland 1899-1940*, München 2008.
- Torrie, Julia, «„Our rear area probably lived too well: Tourism and the German occupation of France, 1940-1944»», *Journal of Tourism History* 3/3 (Nov. 2011), S. 309-330.
- Dies., «*For their own Good*». *Civilian Evacuations in Germany and France, 1939-1945*, New York/Oxford 2010.
- Trapp, Joachim, *Kölner Schulen in der NS-Zeit*, Köln 1994.
- Trevor-Roper, Hugh, *Hitlers letzte Tage*, Frankfurt am Main/Berlin 1965.
- Trimmel, Gerhard, *Heimkehr (Strategien eines nationalsozialistischen Films)*, Wien 1998.
- Troll, Hildebrand, «Aktionen zur Kriegsbeendigung im Frühjahr 1945», in: Martin Broszat/Elke Fröhlich/Atina Grossmann (Hrsg.), *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. 4, München 1981, S. 650-654.
- Trommler, Frank, «Deutschlands Sieg oder Untergänge Perspektiven aus dem Dritten Reich auf die Nachkriegsentwicklung», in: Thomas Koebner/Gert Sautermeister/Sigrid Schneider

Bibliographie

- (Hrsg.), *Deutschland nach Hitler. Zukunftspläne im Exil und aus der Besatzungszeit 1939-1949*, Opladen 1987, S. 214-228.
- Trümpi, Fritz, *Politierte Orchester. Die Wiener Philharmoniker und das Berliner Philharmonische Orchester im Nationalsozialismus*, Wien 2011.
- Uberschär, Gerd R. (Hrsg.), *Der 20. Juli 1944. Bewertung und Rezeption des deutschen Widerstandes gegen das NS-Regime*, Köln 1994.
- Ders. (Hrsg.), *Orte des Grauens. Verbrechen im Zweiten Weltkrieg*, Darmstadt 2003.
- Ders./Lev A. Bezymenskij (Hrsg.), *Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion 1941. Die Kontroverse um die Präventivkriegsthese*, Darmstadt 1998.
- Ders./Wolfram Wette (Hrsg.), *Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. «Unternehmen Barbarossa» 1941*, Frankfurt am Main 1991.
- Umbreit, Hans, *Deutsche Militärverwaltung 1938/39. Die militärische Besetzung der Tschechoslowakei und Polens*, Stuttgart 1977.
- United States Strategie Bombing Survey. The Effects of Strategie Bombing on German Morale*, Bd. 1, Washington, D.C. 1947.
- Usborne, Comelie, *Frauenkörper-Volkskörper. Geburtenregelung und Bevölkerungspolitik in der Weimarer Republik*, Münster 1994.
- Vaizey, Hester, *Surviving Hitler's War. Family Life in Germany, 1939-48*, Basingstoke 2010.
- Vanja, Christina/Martin Vogt (Hrsg.), *Euthanasie in Hadamar. Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik in hessischen Anstalten*, Kassel 1991.
- Vasold, Manfred, *Die letzten elf Tage bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs*, München 1999.
- Verhey, Jeffrey, *Der «Geist von 1914» und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000.
- Virgili, Fabrice, *Naitre ennemi. Les enfants de couples franco-allemands nés pendant la Seconde Guerre mondiale*, Paris 2009.
- Dies., *Shorn Women. Gender and Punishment in Liberation France*, Oxford 2002.
- Vogel, Detlef/Wolfram Wette (Hrsg.), *Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich*, Essen 1995.
- Volkman, Hans-Erich (Hrsg.), *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkrieges*, München 1995.
- Vollnhals, Clemens, *Evangelische Kirche und Entnazifizierung 1945-1949*, München 1989.
- Wachsmann, Nikolaus, «Annihilation through Labore The killing of state prisoners in the Third Reich», *Journal of Modern History* 71 (1999), S. 624-659.
- Ders., *Gefangen unter Hitler. Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat*, München 2006.
- Ders./Jane Caplan (Hrsg.), *Concentration Camps in Nazi Germany. The New Histories*, London 2010.

Bibliographie

- Wagner, Bernd, «Gerichte, Wissen, Verdrängung: Die IG Auschwitz und das Vernichtungslager Birkenau», in: Norbert Frei/Sybille Steinbacher/Bemd Wagner (Hrsg.), *Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit*, München 2000, S. 231-248.
- Ders., *IG Auschwitz. Zwangsarbeit und Vernichtung von Häftlingen des Lagers Monowitz 1941-1945*, München 2000.
- Wagner, Patrick, *Volksgemeinschaft ohne Verbrecher. Konzeption und Praxis der Kriminalpolizei in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus*, Hamburg 1996.
- Wagner, Ray (Hrsg.), *The Soviet Air Force in World War II*, Newton Abbot 1974.
- Waite, Robert G., «Teenage Sexuality in Nazi Germany», *Journal of the History of Sexuality* 8/3 (Jan. 1998), S. 434-476.
- Wallach, Jehuda, *Das Dogma der vernichtungsschlacht. Die Lehren von Clausewitz und Schlieffen und ihre Wirkungen in zwei Weltkriegen*, Frankfurt am Main 1967.
- Warring, Anette, *Tyskerpiger. Under besoettelse og retsoppor*, Kopenhagen 1994.
- Wassiltschikow, Marie «Missie», *Die Berliner Tagebücher der Marie «Missie» Wassiltschikow, 1940-1945*, Berlin 1987.
- Webster, Charles/Noble Frankland, *The Strategie Air Offensive against Germany*, 4 Bde., London 1961.
- Wecht, Martin, *Jochen Klepper. Ein christlicher Schriftsteller im jüdischen Schicksal*, Düsseldorf 1998.
- Weckel, Ulrike, *Beschämende Bilder. Deutsche Reaktionen auf alliierte Dokumentarfilme über befreite Konzentrationslager*, Stuttgart 2012.
- Wegner, Bernd (Hrsg.), *Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum «Unternehmen Barbarossa»*, München/Zürich 1991.
- Ders., «Hitlers ‚zweiter Feldzug‘», *DRZW*, Bd. 6, S. 761-815.
- Ders., «Hitlers Strategie zwischen Pearl Harbor und Stalingrad», *DRZW*, Bd.6, S. 107-115.
- Weinberg, Gerhard L., *Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs*, Stuttgart 1995.
- Weindling, Paul, *Health, Race, and German Politics between National Unification and Nazism, 1870-1945*, Cambridge 1989.
- Weisbrod, Bernd, «Military Violence and Male Fundamentalism: Ernst Jünger's Contribution to the Conservative Revolution», *History Workshop Journal* 49 (Frühjahr 2000), S. 69-94.
- Welch, David, *Propaganda and the German Cinema*, Oxford 1985.
- Welch, Steven R., «‚Harsh but Just‘? German Military Justice in the Second World War: A Comparative Study of the Court-Martialing of German and US Deserters», *German History* 17/3 (1999), S. 369-389.
- Werner, Wolfgang Franz, *«Bleib übrig». Deutsche Arbeiter in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft*, Düsseldorf 1983.

Bibliographie

- Westenrieder, Norbert, *Deutsche Frauen und Mädchen! Vom Alltagsleben 1933-1945*, Düsseldorf 1984.
- Wette, Wolfram, «Die propagandistische Begleitmusik zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941», in: Gerd R. Ueberschär/Wolfram Wette (Hrsg.), *Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. «Unternehmen Barbarossa» 1941*, Frankfurt am Main 1991, S. 45-66.
- Ders., «Massensterben als ‚Heldenepos‘: Stahngard in der NS-Propaganda», in: Gerd R. Ueberschär/Wolfram Wette (Hrsg.), *Stalingrad: Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht*, Frankfurt am Main 1992, S. 43-60.
- Ders., *Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden*, Frankfurt am Main 2002.
- Ders./Ricarda Bremer/Detlef Vogel (Hrsg.), *Das letzte halbe Jahr. Stimmungsberichte der Wehrmachtpropaganda 1944/45*, Essen 2001.
- Wierling, Dorothee, «„Kriegskinder“: westdeutsch, bürgerlich, männlich?», in: Lu Seegers/Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Die «Generation der Kriegskinder». Historische Hintergründe und Deutungen*, Giessen 2009, S. 141-155.
- Wiese, Christian/Paul Betts (Hrsg.), *Years of Persecution, Years of Extermination. Saul Friedländer and the Future of Holocaust Studies*, London 2010, S. 133-155.
- Wildt, Michael, «Volksgemeinschaft: A modern perspective on National Socialist society», in: Martina Steber/Bernhard Gotto (Hrsg.), *Visions of Community in Nazi Germany. Social Engineering and Private Lives*, Oxford 2014, S. 43-59.
- Ders., *Generation des Unbedingten. Das Führerkorps des Reichsicherheitshauptamtes*, Hamburg 2002.
- Ders., *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919-1939*, Hamburg 2007.
- Wilhelm, Hans-Heinrich, *Rassenpolitik und Kriegführung*, Passau 1991.
- Williams, Thomas, «Remaking the Franco-German Borderlands: Historical claims and commemorative practices in the Upper Rhine, 1940-49», D. Phil thesis, Oxford 2010.
- Winkler, Dörte, «Frauenarbeit versus Frauenideologie: Probleme der weiblichen Erwerbstätigkeit in Deutschland 1930-1945», *Archiv für Sozialgeschichte* 17 (1977), S. 99-126.
- Winter, Bettina/Gerhard Baader/Johannes Cramer, «Verlegt nach Hadamar». *Die Geschichte einer NS-»Euthanasie«-Anstalt*, Kassel 1991.
- Winter, Jay/Jean-Louis Robert (Hrsg.), *Capital Cities at War. Paris, London, Berlin 1914-1919*, Cambridge 1997.
- Wisniewska, Anna/Czeslaw Rajca, *Majdanek. Das Lubliner Konzentrationslager*, Lublin 1997.
- Wohlert, Meike, *Der politische Witz in der NS-Zeit am Beispiel ausgesuchter SD-Berichte und Gestapo-Akten*, Frankfurt am Main 1997.

Bibliographie

- Wolf, Gerhard, «Exporting *Volksgemeinschaft*: The *Deutsche Volksliste* in annexed Upper Silesia», in: Martina Steher/Bernhard Gotto (Hrsg.), *Visions of Community in Nazi Germany*, Oxford 2014, S. 129-145.
- Wolf, Gerhard, *Ideologie und Herrschaftsrationalität – nationalsozialistische Germanisierungspolitik in Polen*, Hamburg 2012.
- Wollenberg, Jörg (Hrsg.), «Niemand war dabei und keiner hat's gewusst». *Die deutsche Öffentlichkeit und die Judenverfolgung 1933-1945*, München 1989.
- Wolters, Rita, *Verrat für die Volksgemeinschaft. Denunziantinnen im Dritten Reich*, Pfaffenweiler 1996.
- Yelton, David K., *Hitler's Volkssturm. The Nazi Militia and the Fall of Germany, 1944-1945*, Lawrence, Kans., 2002.
- Zagovec, Rafael A., «Gespräche mit der ‚Volksgemeinschaft‘: Die deutsche Kriegsgesellschaft im Spiegel westalliiierter Frontverhöre», *DRZW*, Bd.9/2, S. 289-381.
- Zahn, Gordon, *Die deutschen Katholiken und Hitlers Kriege*, Graz/Wien/Köln 1965.
- Zayas, Alfred Maurice de, *Die Wehrmacht-Untersuchungsstelle. Unveröffentlichte Akten über alliierte Völkerrechtsverletzungen im Zweiten Weltkrieg*, Berlin 1979.
- Zeidler, Manfred, *Kriegsende im Osten. Die Rote Armee und die Besetzung Deutschlands östlich von Oder und Neisse 1944/45*, München 1996.
- Zeller, Bernhard/Friederike Brüggemann/Albrecht Bergold (Hrsg.), *Klassiker in finsternen Zeiten, 1933-1945. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar*, Bd. 2, Marbach 1983.
- Ziemann, Benjamin, «Fluchten aus dem Konsens zum Durchhalten. Ergebnisse, Probleme und Perspektiven der Erforschung soldatischer Verweigerungsformen in der Wehrmacht 1939-1945», in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999, S. 589-613.
- Ders., *Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern*, Essen 2013.
- Zierenberg, Malte, *Stadt der Schieber. Der Berliner Schwarzmarkt 1939-1950*, Göttingen 2008.
- Zimmermann, John, «Die Eroberung und Besetzung des deutschen Reiches», *DRZW*, Bd. 10/1, S. 277-435.

Abkürzungen

AEK	Historisches Archiv des Erzbistums Köln
BA	Bundesarchiv Berlin
BA-MA	Bundesarchiv-Militärarchiv
DAZ	<i>Deutsche Allgemeine Zeitung</i> , Berlin, 1861–1945
DHM	Deutsches Historisches Museum, Berlin
DLA	Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, Universität Wien, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
DRZW	Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.), <i>Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg</i> , 10 Bde., Stuttgart/München, 1979–2008
DTA	Deutsches Tagebucharchiv, Emmendingen
FZ	<i>Frankfurter Zeitung</i>
Goebbels, Tgb	<i>Die Tagebücher von Joseph Goebbels</i> , München 1987–2008
IfZ-Archiv	Archiv des Instituts für Zeitgeschichte, München
JZD	Jehovas Zeugen in Deutschland, Schreibabteilung-Archiv, 65617 Selters/Taunus
KA	Kempowski-Archiv, Akademie der Künste, Berlin (ursprünglich in Nartum)
LNRW.ARH	Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung Rheinland
LNRW.AW	Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung Westfalen
LWV	Archiv des Landeswohlfahrtsverbands Hessen
MadR	Heinz Boberach (Hrsg.), <i>Meldungen aus dem Reich, 1938–1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS</i> , 17 Bde., Herrsching 1984
MfK-FA	Museum für Kommunikation Berlin, Feldpost-Archiv
RA	Wilhelm-Roeßler-Archiv, Institut für Geschichte und Biographie, Außenstelle der Fernuniversität Hagen, Lüdenscheid
RSHA	Reichssicherheitshauptamt
Sopade	Klaus Behnken (Hrsg.), <i>Deutschlandberichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschland (Sopade) 1934–1940</i> , Frankfurt am Main 1980
UV, SF/NL	Sammlung Frauennachlässe, Universität Wien, Institut für Geschichte

Abkürzungen

VB	<i>Der Völkische Beobachter</i> , 1920-1945
VfZ	<i>Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte</i>
YIVO Achives	YIVO Institute for Jewish Research, New York

Kartenverzeichnis

Erstes Kriegsjahr (September 1939 bis August 1940)	36 / 37
Invasion der Sowjetunion (Juni 1941 bis Dezember 1941)	196
Sowjetische Gegenoffensive (8. Dezember 1941 bis Ende März 1942)	246
Konzentrationslager in Europa (1937-1943)	280/281
Der Angriff auf Stalingrad	365
Bombardierung und Evakuierung (bis 30. September 1944)	454 / 455
Die Schlacht um Deutschland (Ende 1944 bis Mai 1945)	614 / 615

Abbildungsnachweise

- 1 Nachlass Irene und Ernst Guicking, mit freundlicher Genehmigung von Bernhild Breithaupt.
- 2 Nachlass August Töpferwien, mit freundlicher Genehmigung von Lorenz Töpferwien.
- 3 Nachlass Wilm Hosenfeld, mit freundlicher Genehmigung von Detlev Hosenfeld.
- 4 Julien Biyan/United States Holocaust Memorial Museum #50897.
- 5 Bundesarchiv, Bild Nr. 183-S52911.
- 6 Archiv «Jehovas Zeugen in Deutschland».
- 7 Nachlass Irene und Ernst Guicking, mit freundlicher Genehmigung von Bernhild Breithaupt.
- 8 Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Bild Nr. 30013762.
- 9 Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Bild Nr. 20014683.
- 10 Deutsches Historisches Museum, Orgel-Köhne 4762/12.
- 11 Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Bild Nr. 30017520.
- 12 National Digital Archives Warschau, Signatur 2-4291.
- 13 Deutsches Historisches Museum, GG 334/20.
- 14 Bundesarchiv, Bild Nr. 101II-MW-1019-07.
- 15 Stadtarchiv Eisenach.
- 16 Museum für Kommunikation, Berlin.
- 17 Nachlass Liselotte Orgel-Purper, mit freundlicher Genehmigung von Armin Köhne.
- 18 Bundesarchiv, Bild Nr. 183-L19872.
- 19 Bundesarchiv, Bild Nr. 192-051.
- 20 Bundesarchiv, Bild Nr. 192-208.
- 21/22 Museum für Kommunikation, Berlin.
- 23 Deutsches Historisches Museum, Orgel-Köhne 6183/2.
- 24 Bundesarchiv, Bild Nr. 101I-287-0872-28A.
- 25 Nachlass Irene und Ernst Guicking, mit freundlicher Genehmigung von Bernhild Breithaupt.

Abbildungsnachweise

- 26 Nachlass Wilhelm Moldenhauer, mit freundlicher Genehmigung von Heide Moldenhauer.
- 27 Staatsarchiv Würzburg.
- 28 University of Southampton, Special Collections.
- 29 Medienzentrum Hanau, Signatur MZHU0110_C3.
- 30 Nachlass Liselotte Orgel-Purper, mit freundlicher Genehmigung von Armin Köhne.
- 31 Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Bild Nr. 30028369.
- 32 Deutsches Historisches Museum, Orgel-Köhne 4055/1.
- 33 Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Bild Nr. 30021415.
- 34 Deutsche Kinemathek.
- 35 Nachlass Liselotte Orgel-Purper, mit freundlicher Genehmigung von Armin Köhne.
- 36 NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, Bilddatei Bp7607.
- 37 Staatsarchiv Hamburg.
- 38 Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Bild Nr. 30011911.
- 39/40 Mit freundlicher Genehmigung von Gerhard Sollbach.
- 41 Staatsarchiv/Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg.
- 42 Bundesarchiv, Bild Nr. 1011-674-7798-04.
- 43 Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Bild Nr. 00012112.
- 44 United States Holocaust Memorial Museum #06531.
- 45 Bundesarchiv, Bild Nr. 146-1971-053-21.
- 46 DDP Images.
- 47 Nachlass Wladimir Gelfand, mit freundlicher Genehmigung von Vitaly Gelfand.
- 48 Bundesarchiv, Bild Nr. 146-1982-028-14.
- 49 Deutsches Historisches Museum, GG 72/20.
- 50 Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Bild Nr. 30008096.
- 51 Aus Victor Gollancz, *In Darkest Germany*, 1947.
- 52 Deutsches Historisches Museum, Orgel-Köhne 11269/4.

Register

Personen, deren Namen im Buch abgekürzt sind, wurden nicht aufgenommen, es sei denn, sie kommen häufiger vor.

- Aachen 293, 420, 422, 447, 474, 524, 528 f., 571, 644, 685
Aachen-Berensberg, Dekanatskonferenz in 421
Abel, Wilhelm 367, 385
Abetz, Otto 375
Adenauer, Konrad 656, 668 f.
Afrikakorps 402, 407
Ahrens, Georg 438
Aichach 624
«AktionT4» 111f, 186
Albers, Hans 92
Albring, Hans 12, 130f., 133, 136, 170f., 188, 205-207, 209f., 214, 234, 258, 286, 286, 377f., 381, 385f., 394
Allenstein / Olsztyn 579
Altenburschla 12, 75, 93, 601
Althaus, Paul 27, 30, 103f, 115, 661 f.
Altrogge, Eugen 12, 130, 170f., 188, 205, 209, 259, 286, 377f., 381, 384, 386, 394
Amerika/Amerikaner *siehe* Vereinigte Staaten von Amerika
Amsterdam 338
Andersen, Lale 388, 393
Andreas-Friedrich, Ruth 310 f.
Anischino 255
Anschluss Österreichs 26, 667
Antwerpen 124, 527f., 546, 566
Appelhülsen 185
Ardennen 125 f., 567
Ardennenoffensive 566, 571, 583, 594
Arendt, Hannah 646
Argentan 526
Aschaffenburg 470, 602, 616
Aschersleben 504, 506
Atlantik-Charta 289
Augsburg 557, 624, 628
Augusta, USS 289
Auschwitz / Oświęcim, Vernichtungslager 97, 296f., 306, 310f, 359, 576f., 610, 667
Auschwitz-Birkenau, Vernichtungslager 561, 608
Auswärtiges Amt 64, 66, 68, 142, 373, 404, 465, 539, 591
Avignon 525
Avranches 525
Axmann, Artur 541
Babi Jar: Massaker an Juden 226, 339
Bach-Zelewski, Erich von dem 349
Backe, Herbert 227-230, 328, 336, 340, 373

- Bad Brückenau 4464
 Bad Godesberg 426
 Bad Kissingen 604
 Bad Neustadt a. d. Saale 292
 Bad Reichenhall 200
 Bad Windsheim 627
 Baden 450,627
 Baden-Baden 71
 Bader, Professor Karl 650
 Badoglio, Marschall Pietro 444, 452
 Baku 386
 Balkan 349, 373, 375
 Baltische Staaten 173, 286, 302, 306,
 372, 515, 546 *siehe auch* Lettland;
 Litauen; Estland
 Banden, kriminelle 58, 606 f.
 Bandera, Stepan 372
 Bank von England 43
 Barmen 417, 419, 477
 Barmer Theologische Erklärung
 (Barmer Bekenntnis) 30
 Barth, Karl 30
 Bassewitz-Behr, Georg Henning
 Grafvon 439
 Bastian, Admiral Max 98
 Bastogne 565
 Bauditz, Alfred 578
 Bauditz, Leonie 578, 639, 647
 Bauditz, Winfried 578
 Bayern 52, 71,186-188, 427, 476,
 617, 623, 627f., 631, 668
 Bayeux 508
 Bayreuth 476, 617
 BBC / britischer Rundfunk 17, 91,
 107f., 140, 146, 153, 300, 304-
 306, 311, 362, 404, 603, 664
 BDM *siehe* Bund Deutscher Mädel
 Beauvoir, Simone de 375
 Beck, Gerhard 319
 Behinderte 112,182,315,472 *siehe*
auch «Euthanasie-Aktion»
 Bekennende Kirche 30,104,114,185,
 315 f., 662
 Belgien/Belgier 59, 72,110,121, 123-
 125, 131, 135, 139, 142, 168, 297,
 305, 308, 330, 335-337, 349f., 354,
 358, 376, 441, 539, 556, 567
 Belgrad 174
 Bell, George, Bischof von Chichester
 660
 Belzec, Vernichtungslager 306, 308 f.,
 323, 339
 Benn, Gottfried 520
 Berchtesgaden 58, 200
 Bereznowa, Ekaterina 357
 Bergen-Belsen, Konzentrationslager
 609
 Berlin 7-10,12-14,16, 26, 46f., 49, 69f.,
 73, 77, 79, 81, 84, 94, 111, 114,
 117, 136,138 f., 143 f., 146f., 149,
 153, 155, 158, 179, 182, 184, 200f.,
 271 f, 275f., 278, 289, 294-296,
 301, 307, 310, 314, 317-319, 321,
 343f., 358-360, 362, 376, 393, 395,
 401, 411 f., 418, 429, 431, 441-443,
 445, 447, 458, 461-469, 472, 475,
 480, 485-488, 502, 520, 537, 546,
 550-552, 555-557, 560, 562, 565,
 572f., 576, 584f, 587, 589, 601, 607,
 617, 619, 625 f., 629-633, 636-641,
 644, 649, 651, 663
 Berlin-Charlottenburg 98, 343, 466
 Berlin-Neukölln 344, 651
 Berlin-Nikolassee 12, 42, 48, 317
 Berlin-Plötzensee, Gefängnis 96, 99
 Berlin-Prenzlauer Berg 70, 331-333
 Berlin-Steglitz 362, 629
 Berlin-Wedding 344, 462, 467

Register

- Berlin-Wilmersdorf 458, 466, 625, 629 f., 632
Berlin-Zehlendorf 13, 467, 521, 537, 553, 585, 589, 632
Berman, Jakob 655
Bernadotte, Folke Graf 617
Berning, Hermann Wilhelm, Bischof von Osnabrück 302
Bernotat, Fritz 112
Bertram, Kardinal Adolf, Erzbischof von Breslau 31, 182, 190, 302, 315, 577
Best, Werner 310
Bethel, von Bodelschwingsche Anstalten 115
Bialystok 214
Biberach 345
Bielefeld 85, 115, 451
Biggin Hill, Flugplatz, Kent 143
Binding, Karl, und Hoche, Alfred: «Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens» 112
Binding, Rudolf G. 552
Birgel, Willy 68, 92
Bistritz, KLV-Lager 475
Bjelaja Zerkow: Erschiessung jüdischer Waisen 216 f.
Blaskowitz, General Johannes 55 f., 63f., 216, 525, 527, 539f, 594, 596, 602
Blohm, Rudolf 414
Blum, Léon 91
Blumentritt, General Günther 602, 619
Bobruisk 513 f., 526, 533, 654
Bochum 189, 427, 475, 480, 596, 605, 607
Bock, General Fedor von 59, 72, 218f, 245, 248, 252, 272, 535
Boeselager, Georg und Philipp von 535
Böhmen und Mähren, Protektorat 43, 85, 167, 287, 297, 332
Böll, Heinrich 65 f., 169, 396, 670
Bomberflotte, amerikanische 436, 486, 508, 510, 555-557, 571
Bomberflotte, britische 142, 415-417, 435-437, 446, 466, 508, 510, 555 f., 571, 593
Bomber Command/britisches Bomberkommando 413, 415, 436, 439, 466, 468 f.
Bonhoeffer, Dietrich 29
Bonhoeffer, Karl 101 f.
Bonn 414; Universität 101
Boor, Anton de 13, 569, 587
Boor, Hans de 13, 569
Boor, Lisa de 13, 444, 486, 490 f., 495, 553f., 569, 587, 591, 603-605
Boor, Monika de 13, 491, 569, 587, 603
Boor, Wolf de 13, 491, 569, 587, 603f.
Borbet, Walter 271
Bordelle 161 f.
Bör-Komorowski, General Graf Tadeusz 516
Bormann, Martin 147f., 183, 187, 296, 298, 362, 373, 400, 425, 540, 548, 626, 635
Bornewasser, Franz, Bischof von Trier 185
Börsenzeitung 146
Bouhler, Philipp Ulf.
Boveri, Margret 469, 585, 632
Brahms, Johannes, Vertonung von Hölderlins *Schicksalslied* 490
Bramberg 181
Brandenburg 99, Ulf., 566
Brandhuber, Obergefreiter Anton 259-263, 265
Brandt, Dr. Karl Ulf.

- Bratislava / Pressburg 71
 Brauchitsch, Feldmarschall Walther
 von 64, 72, 218, 230, 272, 362, 401
 Braunsberg/Braniewo 580-582
 Braunschweig 320, 443f. 447, 466,
 555, 605
 Breitenau, Erziehungsanstalt 86-88
 Bremen 286, 429, 438, 477, 488, 503,
 635, 643
 Breslau / Wroclaw 31, 56, 100, 293,
 322, 431, 443, 545, 577f., 618, 622,
 635-637, 640, 647
 Brest 525, 534
 Brest-Litowsk 260, 262, 332, 512
 Brettheim 627
 Brieg/Brzeg 576
 Brjansk 231-233, 237, 260
 Bromberg / Bydgoszcz 61, 65 f., 205
 Brot 73, 77, 79, 133, 161, 174, 220, 227,
 230, 254, 259f., 331, 340-342, 357f.,
 369, 392 f., 437, 462, 576, 582, 608,
 620, 623, 637, 640
 Brünn/Brno 135; «Todesmarsch» von
 647
 Brüssel 157, 527
 Buchenwald, Konzentrationslager 424,
 431, 608, 631, 665 72 f.
 Büchner, Georg, «Dantons Tod» 72 f.
 Budapest 174f., 496, 545, 632f.
 Buhtz, Professor Gerhard 431
 Bund Deutscher Mädel (BDM) 24, 75
 f., 150, 180, 351, 355, 424, 473-475,
 542, 663
 Bund, Der (sozialistische Widerstands-
 gruppe) 320, 607, 664
 Bundesrepublik Deutschland 655 f,
 658, 668
 Bzura 56 f., 60
 Caen 508 f.
 Calais 132
 Camp, Lothar de la 445
 Canaris, Admirai Wilhelm 72, 216
 Caritas, Anstalten 31, 115
 Carlyle, Thomas 154
 Carossa, Hans 104
 Castner, Lothar 416 f.
 Céline, Louis-Ferdinand 375
 Celle 300, 566, 610
 Chamberlain, Neville 44, 71, 141
 Champagny, Comte Henri de 333
 Charité (Berlin) 101
 Chartres 171
 Chemnitz 617
 Cherbourg 528
 Chinon 334
 Christadelphianer 99
 Churchill, Winston 108, 141, 143-145,
 155 f., 289, 434, 550, 592, 603, 659
 Clausewitz, Carl von 218, 367, 567 f.
 Coburg 617
 Cocteau, Jean 375
 Colmar 133, 172, 593
 Compiègne, Unterzeichnung der fran-
 zösischen Kapitulation (1940) 136,
 139
 Comides, Wilhelm 308
 Cuhorst, Hermann, Vorsitzender des
 Sondergerichts Stuttgart 346 f.
 Dachau, Konzentrationslager 29, 188,
 360, 631, 665
 Dahms, Hellmuth Günther 489 f.
 Dänemark 139, 164f., 297, 335, 338,
 347, 582, 584, 635
 Dante Alighieri 492
 Danzig/ Gdansk 42 f., 48 f., 176, 411,
 534, 582, 618
 Darmstadt 437, 556

Register

- Darré, Walter 328, 362 f.
- Das Reich* (Wochenzeitung) 243, 295, 299, 361, 380, 394, 402, 432, 451, 469, 585, 591, 593, 644
- Defätismus 22f, 272f., 405f., 469, 471, 483, 539, 589, 599, 627, 643
- Demjansk 390 f.
- Der Angriff* (Gauzeitung der Berliner NSDAP) 73, 298, 538
- «Der Arzt von Stalingrad» (Film, 1958) 658
- «Der Feldzug in Polen» (Dokumentarfilm, 1940) 68
- Der Führer* (Gauzeitung Baden) 433, 450
- «Der grosse König» (Film, 1942) 572
- Der Stürmer* (Zeitung) 617
- «Der Teufel spielte Balalaika» (Film, 1961) 658
- «Der weisse Traum» (Film, 1943) 486
- Dessau 407, 566
- Deutsche Allgemeine Zeitung* 49, 58, 73, 205, 322, 433, 464, 585
- Deutsche Arbeitsfront 24f., 82, 205, 296, 358, 538, 543
- Deutsche Christen 30, 100, 104, 181, 316, 477
- Deutsche Evangelische Kirchenkanzlei 316
- Deutsche Zentrumspartei 27, 44
- Deutsches Nachrichtenbüro 141
- Deutsches Rotes Kreuz 50, 177, 293, 404, 558, 605, 651
- Dibelius, Otto, Bischof von Berlin 307, 651
- Dickmann, August 97, 106
- Dickmann, Heinrich 97
- Dicks, Henry 547
- «Die grosse Liebe» (Film, 1942) 410, 407
- «Die verlorene Insel» 153
- Dietrich, Josef «Sepp», Generaloberst der Waffen-SS 565
- Dietrich, Otto 231
- Diewerge, Wolfgang 289
- Dinant 127 f.
- Dirlewanger-Brigade 517
- «Displaced Persons» (DPs) 648-650
- Dnjepr 218, 224, 266, 498 f., 513, 516, 545, 571, 625
- Dnjepropetrowsk 238, 266
- Dohnanyi, Hans von 310
- Dole 527
- Don 252, 356, 370, 380, 385, 387, 389, 393 f., 665
- Donau 197, 475, 627f., 651
- Donezk 238
- Dönitz, Admiral Karl 537, 597, 635 f., 638
- Dortmund 85, 142, 147, 416, 418, 427, 430, 449, 602, 605, 607
- Dostojewski, Fjodor 552
- Dresden 15, 50, 85, 112, 149, 199, 201, 294, 313, 477, 551, 586, 597, 621 f., 641, 667
- «Dresden» (Film) 666
- Drieu la Rochelle, Pierre 375
- Duisburg 13, 293, 492, 549, 605-607
- Dulags (Durchgangslager für Kriegsgefangene) 232 f., 254, 286, 371
- Düna 218, 514, 516
- Dünkirchen 132, 135
- Dünnwald, Bernd und Günter 426
- Dürkefälden, Karl 299-301, 306, 308
- Dürrbach/Dispe: KLV-Lager 475
- Düsseldorf 85, 142, 179, 181, 293, 417, 449, 477, 482, 557, 594, 606-608, 613, 664
- Dyle-Linie 124f.

- Ebeling, Erwin 476
- Eberbach, General Heinrich 248 f.
- Eckart (Zeitschrift) 104
- Eden, Anthony 304 f.
- Edertalsperre 416, 429
- Ehrenburg, Ilja 561, 591
- Ehrensberger, Dorothee 509
- Ehrich, Lore 581 f.
- Eichberg, Anstalt 112
- Eichendorff, Joseph von 489, 612
- Eichmann, Adolf 318
- Eichstätt 219
- Eintopfsonntag 76, 534
- Eisenach 96, 180, 396
- Eisenhower, General Dwight D. 526, 546 f., 592, 617, 638
- Elbe 413, 436, 573, 586, 599, 616f., 625, 628, 635, 653
- Elbing/Elblag 580, 583
- Elbrus (Kaukasus) 387
- Elert, Werner 103
- Elisabeth, Zarin (1742-1761) 572, 624
- Ellis, Edward, Bischof von Nottingham 660
- Elsass 10, 172, 176, 186, 263, 525, 546, 570
- Emden 447
- Endstrasser, Karl 96
- England/Engländer *siehe* Grossbritannien/Briten
- Erbgesundheitsgericht 102
- Erfurt 617
- Erlangen 103, 472, 662
- Ernst, Paul 104
- Ersatzheer 101, 270, 536, 541, 543, 548
- Erster Weltkrieg 8, 21, 27-29, 31-33, 41, 43, 49, 61, 77, 93, 101, 103, 108, 128, 138, 148, 168, 177, 266, 273f., 314, 324f., 340f., 348, 352, 357, 374, 395, 405, 426, 459, 461, 471, 488 f., 492, 534, 660f.
- Erster-Weltkriegs-Veteranen 12, 34, 41, 50, 66, 109, 198, 232, 265, 292, 322, 544
- Erziehungsanstalten / Erziehungsheime 9, 86, 88, 110, 113, 500, 665
- Esbjerg, Dänemark 164
- Essen 13, 108, 147, 150f., 158, 292-294, 320, 355, 357, 412-415, 418, 422, 477, 556f., 606-608
- Esser, Hermann 600
- Estland 539
- Euringer, Richard, «Deutsche Passion» 28
- «Euthanasie-Aktion» 110 f., 115, 182, 312
- Evangelische Kirche, Deutschland 29f., 51, 69, 315f., 460, 475, 512, 661-663
- Exekutionen 60, 62 f, 96f., 106, 110, 112, 155, 179-181, 204, 207-210, 212-215, 242, 285f., 290, 293, 301, 309, 330, 451, 562, 597, 607, 610, 619
- Falaise 510, 526
- Falkenhahn, Günther 360
- «Fall Blau» 367
- Farnbacher, Leutnant Fritz 207 f., 214, 223f., 231, 234f., 239-242, 245, 248, 250, 254-257, 264 f., 386
- Faulhaber, Kardinal Michael, Erzbischof von München 31, 188, 315
- «Feinde» (Film, 1940) 68
- Fernau, Joachim 550 f.
- Feudell, Dr. Peter 471
- «Feuertaufe – Der Film vom Einsatz unserer Luftwaffe in Polen» (1940) 68
- Filme 14, 68, 94, 153, 155f., 184f, 210, 312, 352, 368, 401, 407, 432, 486

Register

- Film-Kurier* (Zeitschrift) 132, 483
Finduri 198
Finnland 110,199, 201
Fischotter, Alonis 166
Flakhelfer 411, 435, 468, 470, 475,
542 f., 643, 663
Fleckfieber 254f., 358 f., 371
Flensburg 41, 50, 54 f., 635, 639
Flossenbürg, Konzentrationslager 29
Forchheim 291
Fordon, Massaker von (1939) 62
Forster, Albert, Gauleiter von Danzig
42
Fort Eben-Emael 124 f., 128
Franco, General Francisco 278
Frank, Hans 173, 271, 286, 298
Franken 617
Frankfurt am Main 81, 288, 293, 310,
359, 429, 441, 443, 446f., 602
Frankfurt an der Oder 441, 647
Frankreich/Franzosen 32, 34, 43-46,
52f., 59, 69f., 71, 79, 91, 110, 118,
121f., 124-131, 133, 135-139, 141,
152, 162-164, 166, 168, 170, 181,
197, 202, 205, 216, 237f., 254, 259,
268, 270f., 286, 296f., 310, 325f.,
329f., 332-334, 337, 339, 349, 353
f., 356, 376, 423, 441, 469, 498 f.,
500, 506, 527f., 534f., 556, 564,
566f., 590, 595, 652, 663f., 616
Französische Armee *siehe* Streitkräfte,
französische
Freiburg im Breisgau 9, 52,122,141 f.,
263, 277, 537, 555, 564, 650
Freiheit (kommunistische Zeitung) 664
Freimaurer 97,106,116
Freisler, Roland 587
«Fremdarbeiter» (in Deutschland) 330,
353, 359, 361, 363,430, 533, 536,
550, 585, 610, 648
Frick, Constantin, Pastor 115
Frick, Wilhelm, Reichsinnenminister
114, 317f., 362
Fricke, Admiral Kurt 362
Friedl, Franz R. 132
Friedrich II. von Preussen 397, 572,
624
Friedrich Wilhelm I. von Preussen 48
Friedrich, Ernst: «Krieg dem Kriege»
671
Frings, Kardinal Josef, Erzbischof von
Köln 398, 419, 421, 460, 649, 659f.
Frische Nehrung 581 f.
Frisches Haff 579-581, 583
Fritsch, Willy 92
Fritzsche, Hans 129,156
Fromm, Friedrich 101, 270
Fulda (Fluss) 86
Fulda (Stadt) 41, 47, 182, 575, 603, 612
Fuldaer Bischofskonferenz 182, 190,
303 f.
Funk, Walther 362
Fürstenwalde 619
Fussball 25 f., 152, 203, 314
Füssen 427, 470
Galen, Kardinal Clemens August Graf
von, Bischof von Münster 52, 182-
186, 188-190, 203, 278, 301, 304,
315, 398, 420, 659f.
Galizien 173, 308, 323, 373, 376
Gamelin, General Maurice 125 f.
Ganzer, Hanni 608
Garbett, Dr. Cyril, Erzbischof von
York 305
Gardiewski, Eberhard 362
Gebhardt, Dr. Karl 558
Gebhardt, Hertha von 625f., 629f., 632
f., 640 f., 645
Gebhardt, Renate von 625 f., 633, 641
Geislautern 595

- Gelsenkirchen 12, 25, 171, 386, 607
 Gembloux 124
 Genfer Konvention 354, 403, 453, 597, 653
 Genscher, Hans-Dietrich 411
 George, Heinrich 73, 549, 567 f.
 George, Stefan 489, 492
 Georges, General Alphonse 126
 «Germany Must Perish!» (Traktat von T.N. Kaufman) 289
 Gersdorff, Rudolf Christoph von 535
 Gerstein, Kurt 306-308
 Geschlechtskrankheiten 86, 88, 162, 165, 178, 500
 Gestapo 20, 25 f., 29, 61 f., 80, 85, 106-109, 166, 178f., 181, 186, 189f, 291-294, 300-303, 314, 318-320, 327, 353, 355, 359-372, 404f., 420-422, 445, 447, 450, 461, 528, 540, 554, 569, 586f., 597f., 606f., 610f., 627, 633, 655, 668
 Gève, Thomas 577
 Gewerkschaften / Gewerkschafter 24 f., 309, 327, 330, 496, 605, 663
 Gieschen, Hanna 211 f.
 Gieschen, Hermann 211-213, 286
 Giessen 77, 79, 177, 555, 564, 602f, 605
 Gleiwitz 46, 486, 576
 Globke, Hans 302
 Globocnik, Odilo 172
 Gneisenau, General August von 590
 Goebbels, Joseph 21, 28, 44, 67, 73, 91 f., 114, 117, 135, 139, 146, 153, 155f., 183f., 199f., 203, 205, 229, 231, 243, 270, 272 f., 275, 289, 294 f., 297-299, 301, 304f., 312, 315, 325, 361-364, 394, 396-401, 407f, 418f., 426-432, 434f., 437, 442, 445-451, 458, 469, 480-482, 484, 486-488, 497, 528, 533, 535 f., 538, 541, 544, 548-550, 558-560, 564-567, 573f, 590-593, 596-600, 602, 616-618, 623-625, 628, 630, 644, 654, 659, 667, 669 f.
 Goedecke, Heinz 92, 94
 Goethe, Johann Wolfgang von 171, 378, 380, 487, 489, 553, 584, 611
 Goldap 546
 Göring, Hermann 31, 46, 72 f., 83, 126, 139, 144, 156f., 169, 228, 298, 314, 327f., 361, 363f., 373, 390, 394-396, 398, 400, 402, 457f., 466, 483, 537, 618, 635, 646, 670
 Görmar 225, 389, 393, 652
 Göttingen 320, 444
 Grafeneck, Tötungsanstalt 112-115
 Grass, Günter 411
 Graudenz 62, 355, 618
 Greiser, Arthur, Gauleiter des Warthelandes 173, 175
 Griechenland 224, 305, 332, 335-337, 349, 498
 Grillparzer, Franz, «König Ottokar» 480
 Grimm, Bernhard 99 f.
 Grimm, Hans 549
 Gröber, Conrad, Erzbischof von Freiburg 52, 277
 Grohé, Josef, Gauleiter von Köln 80, 425, 482
 Grojanowski, Yakov 310
 Groscurth, Oberstleutnant Helmut 216f.
 Grosny 366, 386
 Grossbritannien / Briten 32 f., 42-46, 48, 53f., 69-71, 79, 81, 91, 104, 110, 117f., 121-123, 129, 133, 135-146, 151-157, 189, 198, 201 f., 219, 270f., 288f, 305f., 317, 324-326, 336, 341 f., 350, 354, 366 f., 374,

Register

- 413, 415-419, 422, 429f, 434f.,
443f., 446f., 460, 465, 468f., 497,
500, 508f., 526-528, 539, 548, 556,
563, 566f., 571, 573, 585, 592f.,
598f., 601 f., 605, 607, 616, 619,
621, 626, 628, 635-637, 639, 646,
652, 659, 663-664, 667
- Grossman, Wassili 235, 514, 526, 633,
640
- Gründgens, Gustaf 72 f., 92, 380, 487,
640
- Guderian, General Heinz 126-128,
218f., 221 f., 235f., 239, 243, 245,
272, 539, 545, 548
- Guicking, Anna 93
- Guicking, Ernst 12, 41, 44, 52 f., 75,
77-79, 92-94, 129f., 133f., 138, 140,
166f., 286, 504, 525-527, 534, 554,
564f., 570, 593f., 601 f., 604, 671 f.
- Guicking, Irene (geb. Reitz) 12, 41, 44,
52-54, 77-79, 92-94, 129f., 134, 140,
166f., 286, 504, 534, 554, 564, 570,
570, 593 f., 601-604, 671 f.
- Gumbinnen / Gussew 215, 546, 559
- Günzel, Liselotte 644
- Gürtner, Franz 106, 114
- Gütschow, Konstanty 457
- H., Hans 13, 504-506, 525
- «Hab mich lieb» (Film 1942) 491
- Habermas, Jürgen 411
- Hadamar, Psychiatrische Anstalt 115f.,
184, 189-191, 193f.
- Hadamovsky, Eugen 91, 151, 174, 362
- Haehnelt, Wilhelm 362
- Hagen 427, 475
- Hähle, Johannes 226
- Halder, General Franz 72, 126 f., 216,
218f, 228, 230, 248, 270, 366f., 387
- Halifax, Edward Wood, 1st Earl of 140
- Halle 458, 617
- Hamburg 12, 16, 19-23, 111, 142, 147,
149, 158f, 211, 294, 316, 411, 413,
435-450, 456-458, 460, 466, 469,
472 f.» 476 f, 481, 491, 495 f., 555-
557, 563, 566, 616, 619f., 635
- Hamm 147, 188, 429, 480, 605
- Hanke, Elisabeth 343
- Hanke, Karl, Gauleiter von Nieder-
schlesien 577f, 636
- Hannover 13, 51, 147, 210, 316, 444,
605
- Hannut 124f.
- Hardenberg, Carl-Hans von 535
- Harris, Arthur 415, 439, 468 f.
- Hartheim, Sanatorium 112 f.
- Hartmann, Kardinal Felix von, Erzbi-
schof von Köln 52
- Hartnagel, Fritz 492
- Hass, Werner 233
- Hassell, Ulrich von 310 f.
- Hastenplug, Adele und Anneliese 423f.
- Hausser, General Paul 594, 597
- Haydn, Ludwig 311
- Haynau / Chojnów 578
- Heeresgruppe A 381, 386, 390 f.
- Heeresgruppe B 390 f., 507, 525, 527,
573, 602, 613, 616
- Heeresgruppe G 525, 527, 635
- Heeresgruppe H 539, 596
- Heeresgruppe Mitte 198, 207, 209, 215,
218, 222, 230, 232, 235, 237, 241, 245,
248 f, 251 f., 258, 263, 277, 324, 366
f, 372, 395, 431, 513f., 535, 538,
559, 579
- Heeresgruppe Nord 59, 198, 211, 215,
218, 229f., 238, 324, 367, 465, 515,
539, 546, 565
- Heeresgruppe Süd 56, 198, 210, 215,
217, 230, 238, 248, 252, 255, 268,
324, 366f., 374

- Hegel, Georg W. F. 489
 Heidelberg 111, 192
 Heiden, Friedrich 475
 Heilbronn 556, 588f., 612, 616, 651
 Heiligenbeil / Mamonowo 580,582
 «Heimkehr» (Film, 1941) 68
 Heinemann, Gustav 669
 Heinrich, General Gotthard 214, 245,
 254, 499, 599, 616, 618, 625
 Heitmann, Jürgen 612
 Heitz, Walter (Generaloberst) und
 Gisela 405 f.
 Heldengedenktage 277f., 398, 485
 Hellingrath, Norbert von 489
 Helm, Major Erwin 627
 Helmstedt 179
 Henderson, Sir Nevile 43, 46, 54
 Henn, Gisela 149
 Hess, Rudolf 84
 Hesse, Hermann 552
 Hessen 12, 48, 86, 310, 616, 665
 Hessen-Nassau 112,191, 316
 Hey, Ingeborg 436
 Heydrich, Reinhard 46f., 62, 110, 271,
 287, 302, 354, 361, 376
 Hierl, Konstantin 362
 Hildburghausen, Massenhinrichtung
 180
 Hilfrich, Antonius, Bischof von Lim-
 burg 183
 Hilgenfeldt, Erich 81
 Hilpert, Heinz 73,155
 Himmler, Heinrich 17, 46, 62, 97,110,
 166, 173, 215, 277, 310t, 314, 351-
 353, 375, 400, 418, 438, 445, 451 f,
 517, 541, 543, 545, 548, 558, 560,
 594, 599, 609, 617f., 626, 631, 635
 Hindenburg, Paul von 34, 48, 202
 Hinrichtungen *siehe* Exekutionen
 Hirsch, Emanuel 51,103 f.
 Hitler, Adolf 18, 21 f., 24, 29-32, 43-
 46, 48f., 52-54, 56, 58, 62-64, 67-72,
 84f, 92, 95, 97, 100, 103f., 106f,
 111f., 117f., 1232, 136-141, 143-
 145, 147f., 155f., 173, 176, 181, 183,
 186-189, 198-200, 202 f., 205, 216-
 219, 228-232, 236, 242 f., 254, 256f.,
 269-275, 277, 279, 285, 289f, 294f,
 298, 300f., 305, 311, 324-326, 329,
 347, 350f, 361-363, 366 f., 371-375,
 387, 389-391, 394, 397f., 400-402,
 418, 427, 431, 434, 442f., 445, 449,
 451,466 f., 484f., 491,498f., 514,
 525-529, 533, 535-539, 541, 543-
 545, 548 f, 566-569, 572, 594, 596-
 600, 606-609, 613, 617f., 624f., 628,
 630 f., 635-637, 664, 666
 Hitlerjugend 24, 48, 75, 80, 148-150,
 257, 343, 411, 417, 424, 438, 474f.,
 488, 492, 533, 541, 543, 577, 605,
 609f., 628, 630, 643, 663
 Hlond, Kardinal August 64
 Hoche, Alfred *siehe* Binding, Karl
 Höcker, Karla
 640
 Hodges, General Courtney 602, 605
 Hoepner, General Erich 124f., 272
 Hoffmann, Albert, Gauleiter von West-
 falen-Süd 480
 Hoffmann, Major Ernst-Wilhelm 207 f.
 Hofmannsthal, Hugo von 552
 Hölderlin, Friedrich 133, 378, 394 f,
 489-492, 495, 511 f., 552, 554, 671
 Hölderlin-Feiern 489
 Holland *siehe* Niederlande
 Holz, Karl, Gauleiter von Franken 617
 Homosexuelle 105, 359, 668
 Hongkong 324
 Hoppe, Marianne 73
 Hörbiger, Paul 92

Register

- Hore-Belisha, Leslie 91
Hörle, Karl 654 f.
Homey, Brigitte 68
Hosenfeld, Annemarie 12, 65, 123, 518, 524, 575, 654
Hosenfeld, Helmut 47, 59, 134, 322
Hosenfeld, Wilm 21, 41, 47f., 53 f., 57-59, 64-66, 123, 134, 140, 309, 321 f., 444, 517f., 520-524, 574f., 654f.
Höss, Rudolf 97
Hossbach, General Friedrich 580
Hoth, General Hermann 126, 218
«Hungerplan» 227-229, 328, 336, 373
Huxley, Aldous 154

«Ich klage an» (Film, 1941) 184f., 312
Idée, Emile 337
I.G. Farben 310, 359
Illmer, Jürgen 577
«Im Wald von Katyn» (Film, 1943) 432
Ingeleben 179
Innere Mission 114f., 651 f.
Innsbruck 352,443
Internationales Rotes Kreuz 337,434 f., 605
Isenschnibber Feldscheune, Massaker 609
Island 289
Isophan (Amphetamin) 129
Italien/Italiener 20, 121, 200, 263, 332, 337, 353, 443-445, 452 f, 469, 498, 506, 535, 547, 562, 571, 587, 600
Izbica, Ghetto 293

Jadden 580
Jaeger, Hugo 173
Jäger, Karl 201, 215 f.
Jäger, Lorenz, Erzbischof von Paderborn 190
Jägerstätter, Franz 100

Jannings, Emil 156
Japan / Japaner 14, 324, 326, 366
Jarausch, Charlotte 234, 286
Jarausch, Konrad 60, 232-234, 254f, 286, 371
Jasnaja Poljana 245 Jena 179, 617
Jentsch, Dr. Werner 99 f.
Jeschonnek, Hans 362, 445
Jodl, General Alfred 72, 231, 567, 597, 635, 638
Jong, Johannes de, Erzbischof von Utrecht 338
Joos, Albert 238 f., 257 f, 261
Journal de Genève 561
Juden 16-21, 27, 30, 42, 48, 50, 57, 60-62, 64, 80f., 99, 103, 105f., 108, 110, 116f., 139, 165, 172f, 204-206, 208-217, 225-227, 234, 241, 254, 261, 270f, 274f., 285-288, 290-298, 300-319, 321-323, 325, 327, 329, 337-339, 350, 352, 360, 363f., 373, 376, 385, 417, 419, 425, 430, 432-435, 441 f., 445-452, 475, 482, 484, 494-497, 524, 538, 540, 544, 560-563, 575, 577, 586, 591 f., 597, 608, 617, 636 f., 639, 641, 644, 646, 648, 656, 658, 662 f., 665, 668, 672
Jüdischer Weltkongress 617
Jugo, Jenny 92
Jugoslawien 199, 305
Jünger, Ernst 33, 378, 488 f., 491-495, 497, 509, 512, 554
Jurkowastjeno 506 f.

Kaffee 78f, 169, 294, 343f., 352, 355, 369, 603, 623, 625 f.
Kahlberg/Kiynica Morska 581
Kalmenhof, Anstalt 113
Kaminka, Massaker 332

- Kaminski, Bronislaw 519
 Kaminski-Brigade 519, 521
 Kammler, SS-General Hans 610
 Kanada / Kanadier 336, 526,619
 Kanth / Katy Wroclawskie 578
 Kantorowicz, Ernst 27, 489
 Kardorff, Ursula von 13, 322 f., 393 f.,
 464f., 487,491,495, 550f., 561 f.,
 585, 632, 646
 Karlsdorf, Lapp-Finze AG 356
 Karlshof, Massaker 62
 Karlsruhe 473, 616
 Kasack, Hermann 442, 645
 Kaschira 243, 249
 Kassel 88, 466, 491, 556f.
 Kassler, Walter 300
 Katholiken / Katholizismus 12,30 f.,
 48, 58, 61, 64, 130, 150, 183, 188 f.,
 203, 206, 256,263, 301-303, 315,
 321, 338, 377, 421 f., 460 f., 492,
 574, 623, 660
 Katholische Kirche 29, 31, 52, 64, 75,
 115, 181, 187, 190, 192, 206, 277,
 301-303, 338f, 422, 474, 477, 501,
 512,661
 Katyn, Massaker an polnischen Offizie-
 ren 431-435, 490, 516, 558-560
 Kauen/Kowno/Kaunas 215 f, 287
 Kaufman, Theodore Newman, «Ger-
 many Must Perish!» 289
 Kaufmann, Karl, Gauleiter von Ham-
 burg 437f.,441,456
 Kaukasus 198, 323, 367, 373, 380 f,
 385-387, 390f., 394
 Keitel, Feldmarschall Wilhelm 72,
 100f, 137, 362, 594, 597, 626
 Kempen /Kêpno 60
 Kempen/Niederrhein 181
 Kempen, Thomas von 321, 554
 Kerri, Hanns 114,181
 Kesselring, Feldmarschall Albert 597
 Kiel 98, 438
 Kielce, Ermordung von Juden 648
 Kiew 224-228, 240, 300, 329, 339, 606
 Kinder, «Euthanasie» 110f.
 Kinderlandverschickung (KLV) 147-
 149, 474f.
 Kinos 94, 121, 132, 137, 185, 205,
 212, 232, 353, 355, 357, 384, 397,
 401,424, 477, 483, 486, 589-591,
 665
 Kint, Marcel 337
 Kirow 252
 Kleidung 24, 77f, 87, 118, 167, 173,
 204, 243, 264, 275, 290, 306, 321,
 345, 350, 355, 357, 418, 442, 577,
 598, 639, 648 f.
 Klein, Alfons 190f.
 Kleist, Berndt von 535
 Kleist, General Heinrich von 127, 222
 Kleist, Heinrich von (Schriftsteller)
 393 f.
 Klemperer, Eva 12,199, 294, 313,
 586f., 598, 621-624, 634f., 641
 Klemperer, Victor 12, 50,116 f., 199-
 201, 294, 313f, 318, 433, 496, 551,
 586f., 598,621-624,627f., 634f,
 637f, 641
 Klepperjochen 12,42,48-50, 53f, 81,
 116f., 317f.
 Klepper, Johanna 12, 42, 46, 48f., 50,
 81, 317f
 Kluge, Feldmarschall Günther von
 526, 535
 Kluge, Paul 63
 Klukowski, Zygmunt 309
 Knuth, Gustav 73
 Koblenz 108, 595 f.
 Kocborowo, Massaker 62
 Koch, Erich, Gauleiter von Ostpreussen
 372 f, 580, 583
 Koch, Rolf Dieter 412

Register

- Kohen, Ema Becker 315
Kohl, Helmut 411
Kohle; Kohlebergwerke / Zechen; Kohlenknappheit 24, 82-84, 172, 276, 292, 326f, 351, 358, 360, 567, 573, 576, 605, 649
Köln 52, 64, 86, 101, 107, 149, 171, 181, 184, 304, 398, 411 f., 415-430, 447, 449, 452, 460, 474, 482, 506, 557, 587, 594, 604
Kommunisten 25, 31, 105 f., 109, 116, 137, 145, 211 f., 255, 319, 334, 338, 577, 610, 632, 644, 654, 663, 666, 669
Konew, General Iwan 515, 575 f., 579, 625
Königsberg/Kaliningrad 12, 111, 443, 503, 534, 537, 545, 580 f, 618
Konitz 61
Konzentrationslager / Vernichtungslager 15, 29, 50, 61 f., 66, 97, 102, 105 f., 110, 117, 155f., 181, 183, 189, 295f., 306, 308, 311, 323, 334, 338, 352, 359f., 424, 431, 438, 441, 457, 485, 533, 540, 550, 561 f., 570f., 558, 560, 591, 609, 613, 617, 639, 647, 652, 654, 658f., 662, 665-667; *siehe auch* Auschwitz; Beizec; Bergen-Belsen; Buchenwald; Dachau; Flossenbürg; Kulmhof; Majdanek; Mauthausen; Monowitz; Natzweiler; Neuenengamme; Oranienburg; Ravensbrück; Sachsenhausen; Sobibor; Theresienstadt; Treblinka
Köpp, Gabriele 634
Korherr, Richard 311
Körner, Theodor 395, 399, 489, 590
Körner, Wilhelm 643
Kortelisy, Massaker 332
Kos 311
Kossmann, August 319
Kowel, Massaker von 332
Krakau / Krakow 173, 279, 286, 431, 576, 579, 648
Krasnodar 381, 383f., 387
Krauss, Clemens 485, 549
Krauss, Werner 92
Krefeld 594, 596
Kremsier / Kromefiz 150
Kreye, Pastor Paul 439
Kriegsdienstverweigerung 9, 97-101, 110, 112
Kriegsgefangene, amerikanische 565, 597
Kriegsgefangene, belgische 308, 354
Kriegsgefangene, britische 354, 356, 597, 620
Kriegsgefangene, deutsche 204, 404-406, 432, 514 f., 538, 546 f., 562, 597, 604, 619, 650, 652 f., 656-658, 666
Kriegsgefangene, französische 159, 308 f., 353 f., 443, 504, 604, 610
Kriegsgefangene, polnische 58, 64, 81, 176, 179, 354, 395, 522 f.
Kriegsgefangene, sowjetische 201, 211, 224, 232-234, 239, 254f, 285f, 358-360, 371, 376f., 453, 468, 519, 549, 560 f., 582, 607, 656
Kriegsmarine, amerikanische 289, 324, 507
Kriegsmarine, britische 24, 77, 90, 141, 143, 326, 507
Kriegsmarine, deutsche 30, 98, 326, 362, 366, 411, 445, 537, 583, 662; *siehe auch* U-Boote «Kriegsneurosen» / «Neurotiker» 101 f., 111, 157, 178, 414
Kriegswirtschaftsverordnung 83, 346
Kritschew, Durchgangslager 232

- Krogmann, Carl, Bürgermeister von Hamburg 438
- Kroll, Werner 475
- Krombach, Ernst 293
- Kronstadt 239
- Krüger, Paul 155 f.
- Krupp-Werke, Essen 147, 357, 412-414, 608
- Kühnel, Karl und Rose 96 f.
- Kulmhof/ Chehno, Vernichtungslager 306, 310
- Kundera, Maria 13, 505 f., 525
- Kurland 565, 569, 635
- Küstrin / Kostrzyn nad Odra 545
- Kutno, Ghetto 173
- Kutrzeba, General Tadeusz 56
- Kuznetsova, Maria 356
- KZ *siehe* Konzentrationslager/Vernichtungslager
- Laa an der Thaya, Österreich 260
- Lammers, Hans 114, 315, 362 f., 400
- Lange, Professor Johannes 100
- Langemarck (Mythos) 395
- Langemark, Soldatenfriedhof 660
- Lauterbach 12, 41, 534, 555, 570, 594, 602-604, 671
- Leander, Zarah 92, 401, 407, 428, 505
- Lebensmittelkarten 79, 343, 472, 480 f., 483, 621 f., 665
- Leeb, Feldmarschall Wilhelm Ritter von 72, 229
- Leers, Johann von 433
- Lehmacher, Christa 426 f.
- Lehndorff-Steinort, Heinrich von 535
- Leipzig 362, 463f., 468, 471, 577, 587, 617
- Lemberg/Lwow/Lviv 204f, 306, 308, 351 f., 372, 390, 4332, 515, 647
- Lemgo 303 f.
- Lend-Lease Act (1941) 288, 324
- Leningrad / Sankt Petersburg 10, 198, 211, 228-230, 276, 367, 462 f., 513, 552
- Lenz, Rudolf 150
- Lettland 287, 539
- Ley, Robert 205, 296, 358, 400, 538
- Lichtenberg, Georg 552
- Lichtenfels 180
- Lidice, Massaker 332
- Liebeneiner, Wolfgang, «Ich klage an» 184, 312
- Liegnitz / Legnica 577 f.
- Linz 85, 112, 253, 259, 442, 473, 533, 597
- Lippisch, Alexander 557
- Lippstadt 605
- List, Feldmarschall Wilhelm 381, 386, 390
- Litauen 18, 215f., 287, 313
- Lódz/Litzmannstadt 10, 56 f., 172, 287, 306, 310f.
- Loire 134,138,162, 333f., 507
- London 42 f., 46, 54, 64, 71, 144-147, 151, 153-157, 198, 290, 422, 434, 446, 487, 516, 528, 660
- Lorient 534, 638
- Loslau /Wodzisiaw Slaski 576
- Lötzen / Gizycko 580
- Lszkőwko, Massaker 62
- Lublin 166,173, 293, 351, 515 f. *siehe auch* Majdanek (Vernichtungslager)
- Lübow/Lubowo 476
- Lüdinghausen, Kloster 186
- Ludwigshafen 482
- Luftschutzbunker 193, 436, 447, 470
- Luftwaffe (Rote Armee) 221, 231, 236, 369, 387, 391, 400, 513
- Luftwaffe (Wehrmacht) 68,72,94,126, 128, 132, 141, 143f., 146 f, 151 f.,

Register

- 156 f., 198, 208, 224, 228, 230f.,
236, 265, 360, 362, 390-392, 413,
445, 467f, 557f., 578, 599, 609, 618
- Luftwaffenhelfer *siehe* Flakhelfer
- Lüneburg 600
- Lüneburger Heide 619, 639
- Lünen 480
- Luther, Martin 48, 103 f., 234, 392, 662
- Lutheraner 30, 63, 103, 214, 460
- Lüttwitz, General Smilo von 247f., 575
- Lutze, Viktor, SA-Stabschef 363
- Luxemburg 108, 124f., 129, 139, 186,
263, 297, 305, 441, 528, 565, 567
- Lyon 527
- M. Gerhard 41, 50, 54-56, 58f., 68
- Maas 125-127, 566
- Magdeburg 60, 233, 464
- Maginot-Linie 71, 128 f., 133
- Mähren *siehe* Böhmen und Mähren
- Maikop 230, 366, 381, 386
- Main 601 f., 616, 627
- Mainz 184
- Maisky, Ivan 198
- Maiwald, Franz 166
- Majdanek, Vernichtungslager 561
- Malkwitz/Malkowice 578
- Manchester Guardian* 592
- Mandel, Georges 91
- Mann, Klaus 547
- Mann, Thomas 300
- Mannheim 193, 483
- Manstein, General Erich von 374,
391 f.
- Manteuffel, General Hasso von 565
- Marahrens, August, Bischof von Han-
nover 316
- Marburg 13, 306, 444, 486, 490f., 554,
556, 569, 587, 602-605
- Marienthal, Anstalt 182
- Marquardt, Ema und Gerhard 608
- Martin-Luther-Gedächtniskirche,
Berlin-Mariendorf 48
- Masur, Norbert 617
- Matisse, Henri 375
- Mauthausen, Konzentrationslager
106, 360, 533
- Mauz, Friedrich 111
- Megesheim 150
- Mehnert, General Karl 591 f.
- Mehrhoff, Pastor Johannes 478
- Meiser, Dr. Hans, Landesbischof von
Bayern 52, 138, 316
- Melnyk, Andrij 372
- Melzingen 620
- Memelland 546, 551
- Mennecke, Friedrich 112
- Mennoniten 100
- Merz, Albert 99
- Meyer, Alfred, Gauleiter von Westfa-
len-Nord 183, 427
- Michaelowka 240, 244
- Michailow 243
- Michajlova, Antonina 356
- Miedzyn, Massaker 62
- Mieste, Massaker 609
- Milch- und Fettwirtschaftsverband
Württemberg 341
- Milch, Erhard 391, 467
- Militärgeistliche 103, 130, 216, 574
- Militärgerichte 28, 98, 100 f., 106,
354 f.
- Militärpsychiater 101, 111
- Minden 287f., 290
- Minsk 260, 287, 296, 349, 512, 514f,
654
- Mitteilungen für die Truppe* 273
- Mittelbau-Dora, Konzentrationslager
609
- Mius 238, 268, 367-369

- Mniszek, Massaker 62
- Model, Feldmarschall Walter 526, 566, 573, 594, 602, 613
- Mogilew 499, 514, 533
- Möhnetalsperre 416, 429
- Moldenhauer, Wilhelm 13, 210, 214, 222-224, 230, 276, 389, 391, 393
- Molotow, Wjatscheslaw 45
- Mönchengladbach 142
- Monnier, Margot («Hada») 174, 465, 503
- Monowitz, Konzentrationslager 359
- Montgomery, Feldmarschall Bernard 602, 635, 638
- Monthermé 127
- Morgenthau-Plan 547, 649
- Morlaix 163
- Mosalsk 252
- Moscicki, Präsident Ignacy 57
- Mosel 571, 594f., 597
- Moskau 33,45,198f., 203 f., 218f., 222, 228, 230-232, 234-237, 239, 242f., 245, 247-249, 251 f., 257, 263, 267, 271 f., 303, 366f., 385, 401, 445, 515, 545, 600, 657
- Moskauer Erklärung 667
- Mülheim 320, 423, 605
- München 31, 44,106,117,187f., 196, 356, 442f., 451, 472, 481, 492, 555, 557, 622f., 627f., 631, 638, 641
- Münchener Abkommen 24, 43
- Münchner Illustrierte* 173
- Münster 52,121 f., 147,154,182 f., 185f., 210, 203, 206, 215, 259, 278, 301, 304, 312, 398,402, 441, 473, 602, 659f., 664
- Münsterschwarzach, Benediktinerabtei 186
- Murr, Wilhelm, Gauleiter von Stuttgart 114,404
- Muslimen 373 f., 375 f.
- Mussolini, Benito 19, 46, 443, 535, 572
- Nahrungsknappheit 88
- Nantes 162 f.
- Napoleon Bonaparte 218, 236, 254, 285, 395, 397, 489, 541, 568, 590
- Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) 24, 27, 30, 42, 47, 54, 70, 72, 79, 101, 104, 109, 114, 148, 178,187, 217, 289, 303, 316, 322, 341, 421, 472, 484, 549, 600, 604, 609, 659
- Nationalsozialistische Frauenschaft 24, 147, 174, 438, 473, 476, 481, 542
- Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) 24, 75, 81, 148f., 424, 438, 472-476, 484f., 577, 587, 623
- Natterman, Dr. Johannes 421
- Natzweiler, Konzentrationslager 560
- Naugard 476
- Nemmersdorf 546, 558-560
- Neue Schau* (Zeitschrift) 491
- Neuengamme, Vernichtungslager 438, 441, 609
- Neues Deutschland* (Zeitung) 667
- Neumann, Therese 71
- Neuss 596
- Neustadt / Piasnica, Massaker 62
- Niederlande 110,121,123-125,135, 139, 158, 167f., 297, 305, 330, 335, 338, 349, 376, 441, 539, 579, 586, 635, 663
- Niehoff, General Hermann 618, 636
- Niemöller, Martin 29f., 661 f., 669
- Nietzsche, Friedrich 138, 380, 395
- Nitsche, Professor Paul 112
- NKWD (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten) 204, 225, 431 f., 490, 654

Register

- Noelle-Neumann, Elisabeth 299
Normandie 510-512, 518, 523f., 546, 552
Norwegen 139, 142 f, 165, 297, 305, 335-337, 348 f., 376, 502, 600, 616
Nöthling, August 362 f.
Noworossisk 386
NS-Führungsoffiziere 543 f.
NSV *siehe* Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
Nürnberg 47, 54, 169, 293, 398, 415, 468, 470, 472, 537f, 555, 617, 627, 659, 661
Nürnberger Gesetze 50, 165
Nürnberger Prozesse 658 f.

Oberhausen 605, 611
Oberkommando der Wehrmacht 45, 56, 72, 100, 102, 146, 225, 228-231, 235, 255, 272 f., 373, 404, 406, 513, 528, 539, 567, 572, 599
Oberkommando des Heeres 60, 216 f., 264, 267, 272, 325, 371, 406, 548
«Oboe» (Funkleitsystem) 413, 466
Ochsenfurt 446
Oder 573, 576, 578, 599f., 616, 618f., 625, 646 f.
Ohlendorf, Otto (Einsatzgruppe D) 376
«Ohm Krüger» (Film, 1941) 155, 352, 591
«Operation Blau» 394
«Operation Gomorrha» 439
«Operation Walküre» 535
«Operation Weiss» 396
Oppeln 618
Oradour-sur-Glane, Massaker 332
Oranienburg, Konzentrationslager 360, 480
Orel/Orjol 231, 234f, 250, 259-261
Organisation Todt 543, 548

Orgel, Kurt 12, 276, 463, 501-504, 551 f, 565, 569, 583 f., 587
Orgel, Liselotte *siehe* Purper, Liselotte
Orscha 218, 512, 514
Orwell, George 153f.
Oster, Oberst Hans 72, 216
Osterode / Ostroda 12, 580, 621
Österreich/Österreicher 16,43,85, 100, 171, 231, 254, 263, 297, 488, 646, 656, 667
Otter, Göran von 307
Owen, Wilfred 670

Pabianice, Kriegsgefangenenlager 57, 59
Paderborn 179,184,190, 422, 537, 605
Palermo 443
Panse, Dr. Friedrich 101 f, 111, 414
Papen, Franz von 404
Paris 34, 57, 73,117,139,135,139,141, 143, 156f., 162, 167, 169, 205, 334, 337, 341, 349, 375, 506f., 526, 567
Partisanen *siehe* Widerstandsbewegungen
Patch, Major-General Alexander 525 f., 546
Pathfinder-Flugzeuge 413, 466
Patton, General George S. 525, 527, 545, 601, 605
Paulus, Elfriede 380, 587f., 612, 651
Paulus, Ema 200, 265, 267-269, 275, 279, 340, 368, 380, 588, 591, 612, 651
Paulus, Ernst Arnold 265 f., 269, 340, 343, 380, 383, 587-589, 591, 612, 651
Paulus, Feldmarschall Friedrich von 366, 391,397, 403, 613
Paulus, Helmut 12, 33,122,135,197f., 200, 210, 213f., 238, 265-269, 275f., 367-369, 378, 380-383, 385f., 492, 588f., 612, 651

- Paulus, Irmgard 200, 268, 383 f., 587f., 612, 651
- Paulus, Rudolf 269, 589, 651
- Pawlenko, Pawel Wassiljewitsch 438 f.
- Pearl Harbor 324f.
- Peenemünde 445
- Pervitin (Methamphetamin) 66,129
- Pestalozzi-Lyzeum, Berlin-Rummelsburg 474
- Pétain, Marschall Philippe 134, 334, 337
- Petersdorf 611, 621, 636
- Petri, Ema 351 f.
- Pettenberg, Heinz 415
- Pfalz 179,477
- Pfannenstiel, Dr. Wilhelm 306-308
- Pfarrernotbund 30
- Pflugbeil, General Johann 214
- Pfofe, Ilse 150f.
- Pforzheim 12, 33,123, 200, 213, 238, 267-269, 275, 340, 368, 383f., 587-589, 612, 651
- Picasso, Pablo 375
- Pieck, Wilhelm 665-667
- Pillau/Baltijsk 581, 583
- Pindar 492
- Pima 477, 621; Heilanstalt Sonnenstein 112
- Piskowitz 598, 621
- Pius XII., Papst 182, 660
- Plauen 85
- Pleiger, Paul 358
- Poe, Edgar Allan 552
- Pohlisch, Kurt 101, 111
- Poitiers 133, 170f.
- Polen 14, 32, 42-46, 48-50, 52-71, 79, 81, 83, 89f, 102,104f, 110,116,123, 125 f., 134-137, 139, 141, 165 f., 173, 175-181, 202, 204, 206f., 210, 216, 259, 273, 271, 275, 285, 293 f., 297, 303, 305f, 308, 321, 330, 333, 338 f., 351 f., 356, 376, 435, 484, 517, 519, 522f., 534, 539, 545, 560f., 573, 577, 638 f, 647-649, 653, 655, 662, 665
- Pollex, Oberst Kurt 598
- Pommern 56, 149, 306, 476, 590, 598, 619 f, 634
- Popitz, Johannes 310
- Posen/Poznan 60,166, 451, 618
- Potschep 219-221
- Potsdam 464, 645
- Potsdamer Konferenz 649
- Prag 43 f, 85, 107, 167, 287, 292, 465, 638
- Praschnitz / Przasnysz 579
- Preussen 48, 456, 560, 572, 590
- Preussisch Holland / Paslêk 579
- Preussisch-Stargard / Szpedawsk, Massaker 62
- Preysing, Konrad Graf von, Bischof von Berlin 182, 184, 302, 307, 660
- Prince of Wales*, Schiff 289
- Prioux, General René 124
- Probst, Fritz 12, 89f., 95,1 31, 134, 136, 224, 376-379, 387-389, 392f., 403, 652
- Probst, Gundula 378
- Probst, Hildegard 12, 95, 131, 134, 378f, 387-389, 403, 407f., 652
- Probst, Karl-Heinz 90, 378, 407, 652
- Probst, Manfred 378
- Prostitution/Prostituierte 86,162, 165, 178 f., 344
- Protestanten / Protestantismus 12, 18, 26, 30f., 48, 51, 61, 104, 150, 181 f., 185,256, 307, 540, 574, 596, 661-663, 665; *siehe auch* Bekennende Kirche; Lutheraner; Evangelische Kirche «Protokolle der Weisen von Zion» 434
- Pruth 197

Register

- Psychatriepatienten Ulf., 285, 301 f.,
306, 310, 661; *siehe auch* «Euthanasie-Aktion»; «Aktion T4»
- Purper, Liselotte 12, 49, 53, 158, 171-175, 275f., 390, 462f., 465-467, 550-552, 555, 569, 583-585, 671
- Quade, Luftwaffengeneral Erich 152
- Quäker 99, 317, 624
- R., Maria 219-222, 243f.
- R., Rainer 219
- R., Robert 219-222, 225, 240, 243f.
- Radio Moskau 404f., 626
- Radusch, Hilde 632
- Radziewsky, General Alexej 515
- Raeder, Admiral Erich 30, 362 f.
- RAF *siehe* Royal Air Force
«Rassenreinheit» 353
- Ratibor 577, 618
- Rationierung 24, 78, 80-82, 84, 105, 166, 335
- Ratzinger, Joseph 411
- Ravensbrück, Konzentrationslager
189, 334, 360
- Rawa-Ruska 308
- Rebbien, Martha 344
- Reese, Willy 13, 492-495, 498f., 506f., 512, 515
- Reform-Adventisten 99
- Regensburg 180, 622, 628
- Reichenau, Feldmarschall Walther
von 72, 217, 226, 241 f., 255, 272
- Reichenberg 71, 136, 566
- Reichsarbeitsdienst 47, 135, 175, 533, 548, 663
- Reichsausschuss zur wissenschaftlichen
Erfassung erb- und anlagebedingter
schwerer Leiden 110
- Reichsbahn 83, 278, 473, 482, 543
- Reichskreditkassenscheine 169
- Reichskriegsgericht 98
- Reichsluftschutzbund 438, 470, 472, 484
- Reichsministerium für die besetzten
Ostgebiete 295, 373
- Reichsministerium für Ernährung und
Landwirtschaft 22, 328, 336, 348
- Reichssicherheitshauptamt 17, 110, 179, 229, 271, 287, 291, 311, 317, 354, 361, 500, 597, 607
- Reinert, Oberleutnant Hans 225 f., 247 f., 250 f.
- Reinhardt, General Georg-Hans 126, 249, 559
- Reinhardt, Max 73
- Reinisch, Franz 100
- Reissner, Carola 108, 158, 413 f.
- Reitz, Irene *siehe* Guicking, Irene
- Remagen (1945) 597, 601 f.
- Remarque, Erich Maria 33, 670
- Remer, Major Otto-Ernst 536
- Rettingen 355
- Rhein 79, 122, 124, 133, 188, 341, 414f., 427, 442, 506, 571-573, 593-597, 599-603, 605, 607 f, 616f., 646
- Rheinland 70, 136, 148, 181, 323, 417, 429, 459f., 477f., 506, 539, 543, 666
- Rhodes, Cecil 155
- Ribbentrop, Joachim von 42, 45, 271, 362 f., 400, 617
- Richter 22, 98, 100, 102, 106, 109, 204, 307, 346 f., 354, 587, 650, 661, 668
- Riecke, Hans-Joachim 230
- Riga 204, 210, 287
- Rimpl, Frieda 669
- Rimpl, Josef 96, 669
- Ringelblum, Emanuel 310
- Rochelle, La 534, 590, 638
- Rökk, Marika 92

- Rokossowski, Marschall Konstantin
513, 515, 522, 579
- Roma 287, 299, 434, 475, 561, 668
siehe auch Sinti
- Rommel, General Erwin 128, 499, 507,
535
- Roosevelt, Franklin D. 141, 270, 289,
295, 315, 324f., 434, 572, 624
- Roschinski, Paul 63
- Rosenberg, Alfred 29, 31, 295, 373,
400
- Rostock 556
- Rostow am Don 356, 369f., 385, 387
Rote Armee 15 f., 57,197, 201 f.,
205, 208, 214f., 218, 221-225, 227,
230-232, 235-237, 239f., 243-245,
247-252, 254-256, 258 f., 267, 269,
272, 277, 285, 324, 366f., 369-372,
376, 382 f., 386, 388-392, 394, 397,
401, 498, 513-516, 518, 538, 543,
546 f., 551, 558, 560 f., 573, 575 f.,
578-581,583, 594, 606, 616, 618,
625, 633 f., 636, 640 f., 646, 656,
671
- Rothenburg ob der Tauber 17
- Rothfels, Hans 27
- Rot-Kreuz-Helferinnen 470
- Rot-Kreuz-Schwestern 462, 577, 588
- Rotterdam 121,141,169
- Rottweil 346 f.
- Rouen 170f.
- Royal Air Force (RAF) 15,108,133,
142-146, 151-153, 155, 184, 189,
289,395,413-415,439,466,468,460;
siehe auch Bomberflotte, britische
- Royal Navy *siehe* Kriegsmarine, briti-
sche
- Royan 534
- Rschew 252, 390
- Rügenwalde 575
- Rühmann, Heinz 92
- Ruhr 188, 341, 414, 427, 430, 605
- Ruhrgebiet 26, 28, 43, 77, 83f., 121,
144, 147, 149f., 181, 256, 341, 358,
413, 415-418, 429f., 460, 556, 574,
602, 605-607, 610f., 613, 616, 619,
649, 663
- Rumänien/Rumänen 33, 57,174,199,
210, 327, 376, 385 f., 474, 515, 647
- Rundfunk 42, 45, 71, 91 f, 94,107f.,
121,124,144f, 151 f., 156,194f, 205,
230, 274f, 278, 289, 364, 368, 395,
397, 399, 402, 404, 429-431,434,
443, 448, 451, 471, 485, 499, 536,
565, 567, 598, 600, 636f., 639; *siehe*
auch BBC; Wunschkonzert
- Rundfunkgeräte 90, 107, 109, 118,
129, 132, 136, 288
- Rundstedt, Feldmarschall Gerd von 72,
127, 132, 198, 217, 272, 499, 529,
539f., 565 f., 594, 596f.
- Rurtalsperre 594
- Rusinowo, Massaker von 62
- Ruskin, John 154
- Russland / Russen *siehe* Sowjetunion /
Sowjets
- Rust, Bernhard 362
- SA (Sturmabteilung) 25, 47f., 61, 105,
117, 137, 210, 322, 363, 417, 438,
543, 581, 609f, 625, 659
- Saar 545, 571, 573, 594f., 597, 605
- Saarbrücken 93, 528
- Saarland 74f., 83, 95, 473, 478, 595 f.
- Sachsen 149, 316, 477, 577f, 598, 617,
650, 663
- Sachsenhausen, Vernichtungslager 29
f., 97, 360, 609
- Saint-Lô 509, 524
- St. Nazaire 263, 534, 638
- Salerno 452
- Salzburg 557

Register

- Sartre, Jean-Paul 375
- Sauckel, Fritz, Gauleiter von Thüringen, Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz 228, 328, 330, 400, 481
- Sauseng, Rupert 96
- Sautter, Reinhold 114
- Schaller, Alfons 425
- Scharnhorst, General Gerhard von 568
- Scharper, Edzard 104
- Schelling, Friedrich 489
- Schemer, Hans 621
- Schiffkonvois, Angriffe auf 143, 157
- Schiller, Friedrich 395, 488f., 670
- Schirach, Baldur von, Gauleiter von Wien 26, 148, 150, 297f.
- Schisdra 252
- Schlabrendorff, Fabian von 535
- Schlaich, Pastor Ludwig 114f.
- Schlesien 56, 149, 166, 360, 534, 577, 579, 590, 594, 610, 629, 633, 635, 639
- Schlieffenplan 72, 124
- Schlösser, Rainer 488
- Schlüsselburg, Festung 228
- Schmachtenberger, Erika 173
- Schmeling, Max 492
- Schmidt, Dr. Paul 45
- Schmidt, General Rudolf 253
- Schmitz, Anna 424
- Schmuhl, Mia 159-162
- Schmuhl, Robert 159-162
- Schneider, Carl 111
- Scholl, Sophie 492, 495
- Schörner, Feldmarschall Ferdinand 539f., 596, 625, 636
- Schröter, Heinz, «Letzte Briefe aus Stalingrad» 396, 669 f.
- Schukow, General Georgy 575, 579, 625, 638
- Schule/Schüler 31, 34, 41, 46, 75, 84, 87, 89, 117, 148f., 151, 153, 158, 165, 176, 178, 187-189, 232, 244, 379, 408, 411, 415, 423, 436, 442, 463, 468, 474, 480, 482, 604, 620, 639, 670
- Schultz, Walter, Bischof von Mecklenburg 651
- Schulz, General Friedrich 616
- Schulz, Gerhard 262 f.
- Schumann, Gerhard, *Unsterblichkeit* 456
- Schüttler, Rosalie 415-417
- Schwaben 114, 137, 185, 345, 477, 627
- Schwäbisch Gmünd 627
- Schwäbische Alb 112, 114
- Schwarzhandel / Schwarzmarkt 77, 106, 169, 334-336, 343-345, 347f, 350, 353, 470, 483, 606, 649-651
- Schweidnitz / Swidnica 577
- Schweinfurt 17, 181, 472
- Schweppenburg, Geyr von 239, 242
- Schwerin 633, 651
- Schwerin von Krosigk, Lutz Graf 635, 637
- SD *siehe* SS-Sicherheitsdienst
- Sedan 127f., 528
- Seidel, Agnes 619-621, 639
- Seidel, Klaus 411, 435-437, 440
- Serbien 332 f.
- Sewastopol 367 f.
- Sexualität/sexuelle Beziehungen 160-162, 165, 180f., 353, 355, 501 f.; *siehe auch* Prostitution; Vergewaltigung
- Seyss-Inquart, Arthur 338
- Shakespeare, William 155, 487
- Shaw, George Bernard 154f.
- Shirer, William 69 f., 84, 139f, 142, 145 f.

- Siebenten-Tags-Adventisten 99 f.
 Siegert, Peter 240, 386
 Signal (Zeitschrift) 375
 Sikorski, General Wladyslaw 434
 Simon, Fritz und Irma 319
 Simon, SS-General Max 627
 Simpson, General William H. 605
 Sinti 668 *siehe auch* Roma
 Skuleni 197
 Smolensk 218, 231, 237, 252, 431,
 535, 561
 Smyl, Stanislaus 179
 Sobibor, Vernichtungslager 296, 306,
 323
 Söderbaum, Katharina 92
 Söhnker, Hans 92
 Solingen 12, 51, 75, 137, 313, 371,
 447, 544, 555
 «Solistin Anna Alt» (Film, 1944) 589
 Sommer, Margarete 301 f.
 Sondergerichte 106, 346,451
 Sowjetunion/Sowjets 32-34, 42f., 64,
 67, 117, 141, 143, 173, 197-199,
 201-209, 212, 218, 221, 224, 227-
 229, 234, 237f., 240f., 243, 245,
 248, 251 f., 255-257, 260, 267, 269
 f., 274, 279, 286, 290, 297, 305 f.,
 310 f., 325, 330 f., 336, 349, 352,
 358 f., 360, 266-269, 371, 374, 382,
 384f., 391, 392,401-404, 406, 431,
 468, 499, 513, 515-518, 524, 528,
 544f., 547f., 554, 559, 561, 563,
 568, 573, 575f., 578f., 583, 585,
 598, 617, 619, 624-626, 628-630,
 632, 634f., 637, 639f., 647, 649,
 651-658, 659, 662, 664, 667
 Sozialdemokraten, deutsche 25-27, 34,
 44f., 69, 79, 85, 108f., 145, 202,
 310, 405
 Spanischer Bürgerkrieg 94,126, 666
 Speer, Albert 271, 295, 328, 360, 400,
 445, 467, 528f., 541, 548, 567, 599,
 618
 Spengler, Oswald, «Der Untergang des
 Abendlandes» 34,104
 SS (Schutzstaffel) 15,17, 25, 31, 46,
 61-64, 101, 106, 110, 113, 117, 166,
 172-175, 188, 215-217, 226, 233,
 262, 291, 293, 306, 310f., 314, 321,
 339, 349, 351 f., 372 f., 375 f., 424,
 434, 438-441, 448, 471, 474, 489,
 517, 521, 523, 533, 539, 541, 543,
 558, 561, 576, 582, 591, 595,608-
 610,613,617,620, 626, 630f., 634,
 636, 645, 668; *siehe auch* Einsatz-
 gruppen / Einsatzkommandos; SS-
 Sicherheitsdienst; Himmler, Hein-
 rich; Waffen-SS
 SS-Einsatzgruppen / Einsatzkomman-
 do 60, 62, 201, 209, 215f., 226, 233,
 254, 297, 310, 376
 SS-Sicherheitsdienst (SD) 19, 21, 24,
 26, 60, 62, 71, 76-78, 83, 85, 90, 94,
 97, 107, 121-123, 128f., 136, 138,
 142, 152, 156f., 166, 178, 180f.,
 185, 200 f., 203, 205, 215, 272 f.,
 278, 287, 303f., 318, 327, 331,
 340f., 345, 347, 353, 358, 364, 394,
 400 f., 404, 418, 425, 427f., 434f.,
 442-444, 449, 451, 459, 473, 477,
 486, 488, 500-502, 504, 537f., 540,
 560, 562, 564, 620, 643, 646, 655,
 668
 Stabenow, Dr. Gerhard 321
 Stahl / Stahlindustrie 147, 326 f., 466,
 499, 557, 567, 576, 605 f., 608
 Stahlecker, SS-Brigadeführer Dr.
 Franz Walter 215
 Stalin, Josef 45, 52, 85, 106, 198-202,
 277, 331, 432, 434, 514, 517, 538,
 576, 601, 606

Register

- Stalingrad/Wolgograd 22 f., 230, 377, 387-392, 394-398, 401-403, 443, 445, 457f., 515, 519, 533, 545, 613, 630, 652, 655-658, 669f.
- Stalinogorsk 240
- Stanislaw / Stanislawöw 286
- Staritza 252
- Stauffenberg, Alexander und Berthold von 489, 495
- Stauffenberg, Claus Schenk von 489, 491, 495, 535 f.
- «Steckrübenwinter» 340 f.
- Stehkämpfer, Hugo 543
- Steinau / Scinawa 578
- Steiner, Rudolf 553
- Sterilisation 19, 216, 636
- Stetten, Anstalt 114
- Stettin / Szczecin 464, 475
- Stieber, Luise 406 f.
- «Stimme Amerikas» 300
- Stohr, Albert, Bischof von Mainz 184
- Stöhr, Hermann 100
- Stokes, Richard 592
- Stölten, Leutnant Peter 13, 396, 506-512, 518-524, 537, 544f., 552f., 579 f.
- Straftäter, jugendliche 111, 665
- Strassburg 12, 133, 171 f., 555
- Straubing 180
- Strauss, Marianne 13, 320, 292 f., 607, 613, 664, 668
- Streitkräfte, amerikanische 289, 508-510, 524-529, 534, 546f., 573, 594f., 597, 601-605, 607f., 613, 616f., 624, 631, 644
- Streitkräfte, britische 121, 132 f., 508-510, 526, 546, 573, 594, 603, 616, 619, 635
- Streitkräfte, deutsche *siehe* Wehrmacht
- Streitkräfte, französische 71, 124-128, 132-134, 573, 616
- Streitkräfte, italienische 153, 389, 392, 396
- Streitkräfte, kanadische 526, 594, 619
- Streitkräfte, polnische 55-59, 61, 66f., 516, 575
- Streitkräfte, rumänische 198, 381, 389 f.
- Streitkräfte, sowjetische *siehe* Rote Armee
- Stülpnagel, Carl-Heinrich von 535
- Stuttgart 293, 312, 345-347, 355f, 404, 555, 557, 559f., 562, 564, 566, 627, 649
- Stuttgarter Schulbekenntnis 663
- Stutthof/Sztutowo 582
- Suchinitschi / Suchinici 252
- Sudetenkrise 42 f., 46, 53, 273
- Sudetenland / Sudetendeutsche 43, 49, 637
- Svenska Morgonbladet* 591
- Swift, Jonathan 154
- Sytschowka 252
- Szpilman, Wladyslaw 524, 575, 655
- Taganrog 238
- «Taiga» (Film, 1958) 658
- Tataren 373 f., 376
- Tecklenburg 189
- Theater 28, 46, 72 f., 121, 155, 167, 289, 384, 397, 424, 486-488, 524, 533, 590, 640
- Theresienstadt / Teresin, Konzentrationslager 292 f., 296, 647
- Thierack, Otto, Reichsjustizminister 363
- Thingspiele 28
- Thomas, Georg 310

- Thom/Torun 60,662
 Thüringen 12, 76, 95,179f., 225, 228,
 316, 330, 351, 377, 407, 419, 477f.,
 482, 605, 613, 617
 Tillich, Paul 27, 29
 «Titanic» (Film, 1943) 590
 Todt, Fritz 269-271
 Tolkemit/Tolkmicko 579
 Töpferwien, Bärbel 621
 Töpferwien, Dr. August 12,18-20,51,
 53f., 75, 103f., 137f., 313, 371, 544,
 555, 611-613, 621, 653
 Töpferwien, Karl Christoph 555, 611 f.
 Töpferwien, Margarete (Gretel) 12, 75,
 555, 621, 653
 Torgau 628
 Tourjansky, Viktor 68
 Treblinka, Vernichtungslager 297,
 306f., 321-323, 339, 591
 Tresckow, Henning von 535
 Trier 184f., 188, 470, 528f., 571, 595
 Tschechoslowakei/Tschechen 43, 105,
 107, 150f., 305, 647
 Tscheiykau / Tscherikow 207 f.
 Tschuikow, General Wassili 630
 Tuberkulose 77, 88
 Tübingen 489, 512
 Tügel, Franz, Bischof von Hamburg
 316, 439
 Tula 234-236, 239 f., 243-245, 247,
 249f., 252, 254f.
 Turkestaner 373
 U-Boote 29, 90,157, 289, 325, 334,
 392, 440 f., 525, 567
 Udet, Ernst 271
 Uhland, Ludwig, *Ich hatt' einen Kame-
 raden* 240
 Ukraine 198, 210, 215, 219, 222, 224,
 228, 230-232, 297, 313, 323, 329-
 334, 339, 349f, 352, 372, 376, 382,
 492, 498 f., 647
 Ulbricht, Walter 665
 Ulm 345, 355
 Unterbembach 624,627f., 634f., 637f.,
 641
 «Unternehmen Barbarossa» 228, 326,
 328
 US Air Force (USAAF) 15,468; *siehe
 auch* Bomberflotte, amerikanische
 US Army *siehe* Streitkräfte, amerikani-
 sche
 US Navy *siehe* Kriegsmarine, amerika-
 nische
 Uspenskij, Jurij 561
 V-2-Raketen 528, 609 f.
 Vatikan 64, 307 *siehe auch* Pius XII.
 Vedder, Gisela 476
 Velburg 187
 Vereinigte Staaten von Amerika / Ame-
 rikaner 33, 66, 110, 156, 201, 210,
 270f., 288-290, 299, 305, 314, 324-
 326, 336, 366, 370,408,435,444,
 446, 448, 496 f., 500, 508 f., 525 f.,
 528, 548, 556, 563, 565-567, 157-
 573, 585, 592-599, 601-605, 607,
 609, 612f., 616f., 621-628, 631, 635-
 638, 645f., 648, 652f., 659, 662-664,
 667
 Vergewaltigung 15 f., 165, 558, 578,
 632-634
 Versailler Verträge 24, 27, 42, 663
 Vichy-Regierung 141,162, 333, 339,
 375
 Villers-Bocage 508
 Villinger, Werner 111
 Vliet, Arie van 337

Register

- Völkischer Beobachter* (Zeitung) 70, 106, 152, 205, 295, 298, 432, 550, 559, 565, 631
- «Volksgemeinschaft» 27, 29, 32, 76, 87-90, 94, 101, 105, 114f., 179, 203, 295, 352, 361-363, 421, 476, 479, 483 f., 626, 646, 666
- Volkssturm 541-543, 545f., 549, 558, 609-612, 616, 625-627, 630, 643
- Volkswohlfahrt *siehe* Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
- Vorwärts (Zeitung) 202
- Vossler, Professor Karl 623
- Waffen-SS 375f., 508, 519f, 547f., 565, 578, 597, 605, 619, 657, 668 *siehe auch* Dirlwanger-Brigade; Kaminski-Brigade
13. Waffen-Gebirgs-Division der SS «Handschar» (kroatische Nr. 1) 263, 375
20. Waffen-Grenadier-Division der SS (estnische Nr. 1) 519 f.
- Wagner, Adolf, Gauleiter von München 187f., 296
- Wagner, Eduard, Generalquartiermeister 229
- Wahlmann, Dr. Adolf 190 f., 193
- Wahrsager 71, 651
- Walsh, Colonel Bill 631
- Wandervogel (Jugendbewegung) 47
- Wannsee-Konferenz 302
- Wantzen, Paulheinz 121 f., 154, 158, 201, 215, 312, 350, 402, 602, 659f.
- Warlimont, Walter 72
- Warm-Warcynski, Leon 655
- Warschau 12, 55-57, 69, 141, 156, 260, 262, 275, 287, 297, 309, 322, 348 f., 376, 431, 443f., 515f., 518-523, 545, 571, 574f., 579, 619, 654f., 667
- Warschauer Aufstand 516-524, 545, 552
- Warschauer Ghetto 309 f., 321 f.
- Wartheland 172f., 176, 351, 474
- Wegrow 123
- Wehrmacht 15, 18, 20, 22, 41, 43, 46, 51 f., 55-56, 60-64, 71, 77, 87, 97f., 101 f, 111, 124-129, 133, 135-139, 159, 162, 168, 176f., 198, 201 f., 207-210, 214-219, 222-229, 231 f., 234-245, 247-256, 259-261, 263 f., 266f., 275, 278, 285, 303, 317, 322, 325-327, 348, 354, 362, 366 f., 371-378, 386f., 389-392, 395-398, 401-403, 414, 424, 432, 440, 452, 456, 464, 468, 470, 495 f., 498 f., 503, 506-515, 517, 521, 523-525, 527-529, 534, 538-548, 564-567, 569, 571-573, 575f., 578-580, 589, 591, 593-596, 598-600, 605-607, 609-611, 613, 616, 619f., 625, 635, 644; *siehe auch* Kriegsmarine, deutsche; Luftwaffe (Wehrmacht)
- Wehrmachtauskunftsstelle 404, 406
- Wehrmachtberichte 121, 129, 151, 394, 397, 403, 565, 575, 589, 593, 619
- Wehrmacht-Untersuchungsstelle für Verletzungen des Völkerrechts 47, 66f., 204
- Weichsel 56, 515-518, 522, 524, 526, 534, 546, 571, 573, 575
- Weimar 443, 617
- Weimarer Republik 27, 91, 105, 108, 154, 316, 489, 492 f.
- Weiser, Grethe 92
- Weiss, Franz-Rudolf von, Schweizer Konsul 415-418, 423, 426, 452
- Weisse Rose 492

Register

- Weissrussland 215, 287, 313, 332 f.,
353, 371, 373, 499, 512, 514f.,
524f., 538
- Weizsäcker, Ernst von 64
- Welisch 258
- Wells, H. G. 154
- Wenjaw 243
- Werl 188
- Werner, Bruno 73
- Wessely, Paula 68
- Westdeutscher Beobachter* (Zeitung)
424
- Wetzlar 447
- Widerstandsbewegungen / Partisanen
18, 164, 166, 206, 210f., 213, 233,
240-242, 258, 262, 275, 297, 330,
332 f., 372-376, 443, 491 f., 512,
517, 519, 526, 607, 666
- Wielun 172
- Wien 9, 13, 25 f., 44, 70, 73, 85, 123,
131, 148, 175, 203, 260, 287, 292,
294, 296, 310 f., 405, 465 f., 486-
488, 499, 505 f., 555, 557, 632 f.
- Wiener Philharmoniker 485
- Wiesloch, Anstalt 192 f.,
- Wilde, Oscar 552
- Wilhelm II. 21, 48
- Wilhelmshaven 158, 438
- Wilna/Vilnius 216, 515
- Wilson, Präsident Woodrow 61
- Winterhilfswerk / Kriegswinterhilfs-
werk 92-94, 109, 144, 275, 389,
485, 534
- Wise, Rabbi Stephen 314
- Witebsk/Wizebsk 218, 499, 507, 512,
514f, 533
- Witten 480, 483
- Wjasma 231 f., 237, 252, 390
- Wochenschau 66, 132 f., 135-137, 139,
152, 203, 205, 212, 298, 384, 486,
499, 559, 589
- Wolga 249, 387-390, 392 f., 655
- Wolhynien 173
- Wolokolamsk 252
- Woioomin 516
- Woronesch 394 «Wunschkonzert»
(Film, 1940) 94, 401, 569
«Wunschkonzert für die Wehrmacht»
91-94, 392, 485
- Wuppertal 320, 416 f., 419, 430, 449,
478, 490, 607
- Wurm, Theophil, Bischof von Würt-
temberg 114, 185, 315f.
- Wurster, Käthe 589
- Württemberg 114f, 186, 345, 347, 482,
627
- Würzburg 443, 446, 496, 540
- Wuth, Otto 101f.
- Ypenburg, Flughafen 121
- Zacharias-Langhans, Heinrich, Pastor
460
- Zamosc 339, 351
- Zellingen 627
- Zeugen Jehovas 97-101, 106, 116, 668
- Ziegelmayr, Professor Wilhelm 228
«Zigeuner» *siehe* Roma; Sinti
- Zillich, Heinrich 104, 549
- Zuckerman, Yitzhak 310
- Zwangsarbeiter *siehe* «Fremdarbeiter»
«Zwei glückliche Menschen» (Film,
1943) 460

Sönke Neitzel
Harald Welzer

Soldaten

Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben
528 Seiten. Gebunden

Dieses Buch legt auf einer einzigartigen Quellengrundlage erstmals eine überzeugende Mentalitätsgeschichte der Wehrmacht vor. In eigens eingerichteten Lagern wurden deutsche Kriegsgefangene aller Waffengattungen und Ränge in britischer und amerikanischer Gefangenschaft heimlich abgehört. Sie sprachen über militärische Geheimnisse wie Waffentechnik oder taktische und operative Details, aber auch – und das macht die Quelle so aussergewöhnlich – über ihre Sicht auf die Gegner, auf den Krieg, auf die SS und auch auf die Vernichtung der europäischen Juden. Auf der Grundlage von 150.000 Seiten Protokolle dieser Gespräche zeichnen die Autoren ein Bild vom Krieg, vom Kämpfen und von der Vernichtung, das das Wissen um die Mentalität der Soldaten auf eine völlig neue Grundlage stellt.

«ein eindringliches Zeitzeugnis [...] eine bestürzende
Innenschau, die den Blick massgeblich erweitert.»

Martin Hubert, Deutschlandfunk

S. Fischer

Peter Hammerschmidt

Deckname Adler

Klaus Barbie und die westlichen Geheimdienste
544 Seiten. Gebunden

Die unglaubliche Nachkriegskarriere Klaus Barbies, einstiger Gestapo-Chef und «Schlächter von Lyon»: Peter Hammerschmidt erzählt spannend und engagiert, wie einer der meistgesuchten NS-Kriegsverbrecher als Agent westlicher Geheimdienste eingesetzt wurde. Hammerschmidt ging bis zum Bundeskanzleramt, um Einblick in Barbies BND-Akte zu erhalten. Mit Hilfe dieser und zahlreicher weiterer Quellen wie unveröffentlichten Briefen Barbies und seinen bis 2012 verschollenen Memoiren kann er belegen, in welch empörendem, so bislang noch nicht bekannten Ausmass Barbie und andere NS-Täter durch westliche Geheimdienste geschützt wurden.

«Er grenzt Vermutetes sehr streng von Bewiesenem ab,
prüft seine Quellen und schlussfolgert klug.»

Henry Bernhard, Deutschlandfunk

Das gesamte Programm gibt es unter
www.fischerverlage.de

Der Holocaust

Ergebnisse und neue Fragen der Forschung
Herausgegeben von Frank Bajohr und Andrea Löw

Band 03279

Seit den 1990er Jahren wurden zahlreiche Studien zur Geschichte des Holocaust veröffentlicht. Vor allem nach der Öffnung der Archive in Osteuropa wurden viele neue Erkenntnisse gewonnen. Hochkarätige NS-Historiker führen hier endlich das aktuelle Wissen zu Entstehung und Durchführung des Mordes an den europäischen Juden in einem Band zusammen. Sie schreiben über die Täter und über die Strategien verfolgter Juden, über den Holocaust in den besetzten Ländern, insbesondere in Osteuropa, und über die materiellen Aspekte des beispiellosen Raubzugs, der mit der Vernichtung der jüdischen Bevölkerungen einherging. Ein unbedingtes Muss für jeden, der auf dem neuesten Stand sein will.

Mit Beiträgen von: Frank Bajohr, Doris L. Bergen, Susanne Heim, Ulrich Herbert, Andrea Löw, Ingo Loose, Jürgen Matthäus, Beate Meyer, Dan Michman, Dieter Pohl, Mark Roseman, Sybille Steinbacher, Tatjana Tönsmeier.

«Der informative und nützliche Sammelband [...] kann jedem Interessierten als Einführung uneingeschränkt empfohlen werden.»

Ernst Piper, Der Tagesspiegel

Das gesamte Programm gibt es unter
www.fischerverlage.de

Volker Ullrich

Adolf Hitler

Die Jahre des Aufstiegs 1889 – 1939

1088 Seiten. Gebunden

Die neue grosse Hitler-Biographie für unsere Zeit

Wer war Hitler wirklich? Eindrucksvoll zeichnet der Historiker und Publizist Volker Ullrich ein neues, überraschendes Porträt des Menschen hinter der öffentlichen Figur des «Führers». Sichtbar werden dabei alle Facetten Hitlers: seine gewinnenden und abstossenden Züge, seine Freundschaften und seine Beziehungen zu Frauen, seine Begabungen und Talente, seine Komplexe und seine mörderischen Antriebskräfte. Der erste Band schildert den Weg des Diktators von seinen frühen Jahren in Wien und München bis zum scheinbaren Höhepunkt seiner Macht im Frühjahr 1939. Eine glänzend erzählte Biographie, die Hitler nicht als Monster zeigt, sondern als Meister der Verführung und Verstellung – und gerade dadurch nicht nur die Abgründe seiner Persönlichkeit, sondern auch das Geheimnis seines Aufstiegs greifbar macht.

«Das Buch besticht durch eine klare Sprache, umsichtige Interpretationen und eine grosse Kenntnis von Quellen und Literatur: ein grosser Wurf.»

Rudolf Walther, Tages-Anzeiger

Das gesamte Programm gibt es unter

www.fischerverlage.de